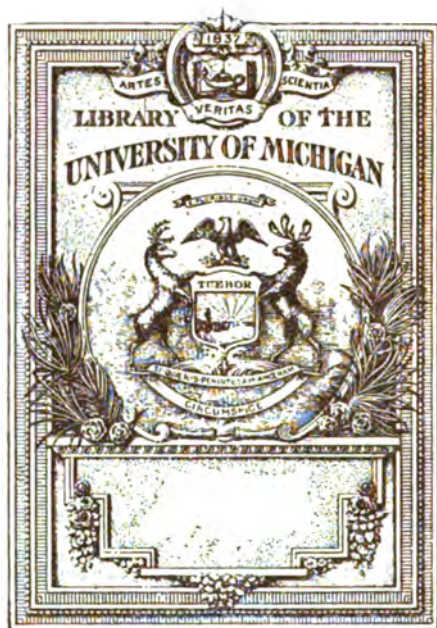


B 409661



HX

6

• N5



Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

*

Herausgegeben
von
Heinrich Cunow

*

Neununddreißigster Jahrgang
Zweiter Band



Stuttgart 1921
Verlag und Druck von J. S. W. Dieß Nachf. G. m. b. H.

Inhalts-Verzeichnis

(A bedeutet Artikel, N Notiz, R Rezension, die Zahlen geben die Seiten an)

I. Revolution und Zeitgeschichte

A. Politische Zeit- und Streitfragen

1. Allgemeines

Bournot, D., Kulturnot u. Feuerung. A	164
— Lloyd Georges Kontinentalpolitik und die ober-schlesische Frage. A	241
Fehlinger, H., Abrüstung oder neue Kriegsrüstung? A	289
— E. Oberhummer, Imperialismus. R	335
— The League of Nations Starts. R	528
Frank, F., Staatsbeamtenschaft, Volksstaat u. Sozialdemokratie. A	582
Guske, Wilh., Demokratisierung der inneren Verwaltung. A	272
Heichen, A., Die Belastung d. deutschen Volkes durch die Reparation. A	217
Heinig, K., Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse. A	250 277
Laufkötter, Fr., H. Kraus, Vom Wesen des Völkerbundes. R	21
— Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie. A	132 155
— W. Mißscherlich, Der Nationalismus Westeuropas. R	405
Luh, H., Selbstmord Mitteleuropas. A	341 479
Montgelas, Graf M., Die Rüstungen der Mächte vor dem Kriege. A	415
Müller, Aug., Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament. A	121 150
Müller, Th., Die Einwanderung der Ostjuden. A	293 325
Olk, Fr., Verbesserung d. Nachrichten-dienstes. A	280
Quark, Max, Die große Gefahr. A	532
Tönnies, Ferd., 3. Schuldfrage. A	169 193

2. Amerika

Cunow, Heinrich, Hardings Politik. A	1
Red., Der amerikan. Außenhandel. N	47
Schippel, M., Amerikanischer Syndikalismus. A	489

3. Australien

Pagel, E., Australiens Wirtschaftsentwicklung. A	183
--	-----

4. Deutschland

Müller, Th., Zur Abstimmung in Oberschlesien. A	6
— Das unteilbare Oberschlesien. A	49
Quark, M., Ein Glaske. A	61
Severing, K., Preußenproblem. A	313 337
Wels, Otto, Zum Parteitag. A	577

5. Deutschösterreich

Fehlinger, H., Österreich und die Entente. A	83
--	----

6. England

Beer, M., Der Kampf in der britischen Kohlenindustrie. A	102
— Der 21. Parteitag der britischen Arbeiter. A	368
— Ursprung und Wesen des Sozialismus. A	417
Fehlinger, H., Hatfchek, Britisches u. römisches Weltreich. R	630
Red., Arbeitslosigkeit in England. N	48
— England und Irland. N	335
Schippel, M., Grubenverstaatlichung u. Arbeiterbewegung i. England. A	25

7. Frankreich

Conrad, A., Die Pariser Kommune. A	9
Sch., V., Die Kriegsbreden Georges Clemenceaus. R	286
Schiff, V., Kommunismus in Frankr. A	80
Steiner-Jüllien, J., Die Krise der Arbeiterbewegung in Frankreich. A	385
— Eine Entscheidungsschlacht. A	470

8. Ostasien

Fehlinger, H., Der ferne Osten. A	139
Freye, P., Kriegswolken im Osten. A	159

9. Rußland

Cunow, Heinrich, Der Bankrott des Bolschewismus. A	73
H., E., Viktor Panin, Das zaristische Rußland. R	287
Laufkötter, Fr., W. Maunier, Der Bolschewismus. R	503

10. Tschechoslowakei

Fehlinger, H., Die bürgerlichen Parteien in der böhmisch-slowakischen Republik. A	214
— Karpaten-Rußland. A	357

B. Wirtschaftspolitik und -lage

1. Zur Wirtschaftsentwicklung

Fehlinger, H., Ph. Snowden, Wages and Prices. R	22
— W. Collancz, Industrial Ideals. R	384
Heichen, A., Hat der Kapitalismus abgewirtschaftet? A	529
L., F., L. Poble, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens. R	23
L., F., H. Posthoff, Was heißt Volkswirtschaft? R	144
Laufkötter, Fr., W. Engel, Geldgestaltung u. Einkommensgestaltung. R	46
— G. Grabnauer u. R. Schmidt, Die deutsche Volkswirtschaft. R	287
Mollenhuth, H., Produktivkraft und Inlandsverbrauch. A	263

Müller, Th., Parasiten des heutigen Wirtschaftslebens. A.	450
Red., Produktionsserhebungen. N. . .	311
Schöttler, Wilh., Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität. A.	388
Wagner-Roemmich, Umwandlung d. Wertpapiere in Buchwerte. A. . .	371

2. Verstaatlichung und Sozialisierung

Ellinger, A., Arbeitsgemeinschaften oder Sozialisierung? A.	409
Laufkötter, Fr., Kurt Lewin, Die Sozialisierung des Taylorsystems. R. . .	118
— Otto, Hue, Die Sozialisierung der Kohlenwirtschaft. R.	239
— Felix Weil, Sozialisierung. R. . .	576
L., F., Reinagl, Sozialisierung durch d. Selbstversorgergenossenschaft. R. . .	72
S., M., S. Raff, Die Sozialisierung der Wirtschaft. R.	359
Sachs, M., Fischer, Die Sozialisierung der Wasserwirtschaft in Sachsen. R. . .	22
— Fischer, Die Entwicklung der Gemeinwirtschaft in Sachsen. R. . . .	95
— Zur Sozialisierung d. Kohlenbergbaus. R.	607
Schippel, M., Grubenverstaatlichung u. Arbeiterbewegung i. England. A. . .	25

3. Agrarfrage

Onske, Wilhelm, Landwirtschaft und Parteiprogramm. A.	510 540
Lipshitz, A., S. Ponik, Das ländliche Siedlungswesen. R.	191
— Landwirtschaftsübergangswirtschaft. R. . .	432
Wittich, H., Der Kampf geg. d. öffentl. Bewirtschaftung des Getreides. A. . .	523
— Unsere Stellung zur Landwirtschaft im Programm. A.	596

C. Sozialpolitik und Arbeiterschutz

1. Allgemeines

Amberger, J. F., Planmäßige Berufsgliederung. A.	515
Lehmann, H., Der bevölkerungspolitische Kongreß der Stadt Köln. A. . .	298
— Sonderveranstaltungen d. Kölner bevölkerungspolit. Kongresses. A. . .	379
Schöttler, W., Der Irrtum d. bevölkerungspolitischen Kongresses. A. . .	473
Wachenheim, Hedw., Ausbildung zur Wohlfahrtspflege. A.	302

2. Wohnungspolitik

Onske, W., Freie Bodenwirtschaft und Wohnungswesen. A.	34 64
Sachs, M., W. Engler, Wohnungsgenossenschaften. R.	382
— Fischer, Die Sozialisierung des Wohnungswesens. R.	606

3. Rechtsreform

Abrecht, O., Reichsgesetzliche Neuordnung des Bodenrechts. A. . .	210 234
---	---------

Flatow, G., Neue Literatur über Arbeits- und Wirtschaftsrecht. R. . .	475
Onske, W., Das neue deutsche Wirtschaftsrecht. A.	392
Hueck, Alfred, Das Recht des Tarifvertrags (Flatow). R.	477
Jäger, H., Strafgesetzbuch und Bevölkerungspolitik. A.	423
Lehmann, Zum Entwurf eines Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes. N. . . .	46
— Zum Strafgesetzentwurf. A.	112
— Kinder, Jugendliche und Frauen im Strafrecht. A.	256
Maler, R., Die charakterist. Grundsätze des Genossenschaftsrechts. A. . .	125

II. Geschichte und Theorie des Sozialismus

Arbeiterbewegung

1. Geschichte des Sozialismus

Beer, M., Robert Owen. A.	145
— Eine neue Marx-Biographie (F. Lönnes, Marx' Leben u. Lehre). A. . .	403
— Ursprung und Wesen des Sozialismus. A.	417
Brügel, L., Die Studienreise ein. österreichischen Hofrates. A.	622
bs., M. Luga-Baranowski, Die kommunist. Gemeinwesen d. Neuzeit. R. . .	311
Conrad, A., Die Pariser Kommune. A. . .	9
Cunow, H., F. Lassalle und H. Heine. A. . .	221
— E. Drach, Marx-Bibliographie. R. . .	118
Heichen, A., Neumarkismus. A. . . .	201
Schippmann, M., W. Cohn, Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles. R. . .	360

2. Theorie des Sozialismus

Ballerstaedt, R., Zum Studium des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. A.	399
Cunow, H., Die Stellung der Technik in der Marx'schen Wirtschaftsauffassung. A.	316 348
— Zur Kritik des Programm. A.	433 457 481
— Der revid. Programm. A. . . .	553
Mark, S., Zur gegenwärt. Staatsauffassung des Sozialismus. A. . .	322
— Staat und Marxismus (Lenz) A. . .	441
— Die theoretische Einleitung des Programm. A.	538
— Hegel und der Staat. A.	612
Markwald, H., Gegen d. Programm. A.	464
Quack, M., Die Programm. A.	588
Sommer, Dr., Paul Ernst u. d. Marxismus. A.	627
Steiner-Jullien, J., Die Auslands. A. . .	593
Woldt, R., Parteiprogramm d. Neuorientierung. A.	559

3. Arbeiterbewegung

Barthel, P., Gewerkschaftliche Probleme. A	283
Beer, M., Der 21. Parteitag der britischen Arbeiterschaft. A	368
Ellinger, A., Neue Aufgaben der Gewerkschaften. A	361
Laufköpfer, Fr., W. Engel, Neue Aufgaben und Erfolgsmöglichkeiten der Gewerkschaften. R	46
Nestle, S., Ph. Alex. Koller, Das Massen- und Führerproblem in den freien Gewerkschaften. R ..	262
Red., Die Presse der kommunistischen Internationale. N	632
Steiner-Jullien, J., Die Kräfte der Arbeiterbewegung in Frankreich. A ..	385
— Eine Entscheidungsschlacht. A ...	470
Schippel, M., Amerikanischer Syn- dikalismus. A	489

4. Räteystem

Brauer, Flatau, Das Betriebsräte- gesetz und die Gewerkschaften. R ..	478
Harwicz, E., Die Wirtschaftspro- bleme d. proletarischen Diktatur. A ..	30
Laufköpfer, Fr., Die Diktatur in Theorie und Praxis. A ...	495 518
— A. Waerland, Die Diktatur des Proletariats. R	551
Sachs, M., R. Schloesser, Der Kon- sument im Räteystem. R	527

III. Bildungswesen, Philosophie, Literatur und Kunst

Frauenfragen, Jugendbewegung

1. Bildungswesen

Vallerstaedt, R., Neuerschulungen zur Schulorganisation. A	42
Bournot, O., Ziele und Wege der Hochschulreform. A	569
Buchanau, A., Das Dogma von der neunjährigen höheren Schule. A ..	421
el, E. Kestenberg, Musikerziehung und Musikpflege. R	503
Engelhardt, V., Die Bedeutung der Heimvolkshochschule für den So- zialismus. A	374
Hilferich, W., E. Witte, Die weltliche Schule. Selbstregierung u. Selbst- verwaltung der Schüler. R	116
Karfen, Fr., Lohmann, Das Schulpro- gramm der Sozialdemokratie. R ..	605
Kolb, G., Welthilfssprache u. Sozial- demokratie. A	453
Lehmann, H., Helene Scheuß-Nieß, Wege zur Menschenziehung. R ..	240
Lohmann, R., Schulprogramm und Schulpolitik. A	97
Oestreich, P., Zielforderung und Ak- tionsprogramm. A	206

Schöttler, W., Vorbildung d. höheren Verwaltungsbeamten. A	609
Schult, Joh., Der erste sozialdemo- kratische Kulturtag. A	52
Vorländer, R., Eine Volkshochschul- bacherel. A	188

2. Philosophie

Buchanau, A., R. Vorländer, Volks- tümliche Geschichte der Philo- sophie. R	455
Kranold, A., Schulz, Der Sinn der Antike u. Spenglers neue Lehre. R ..	431
Laufköpfer, Die Seelen der Völker. A ..	259
N., E. W., M. Apel, Die Philosophie auf der Volkshochschule. R	191
Pelzer, W., Philosophie als Kultur- geschichte. A	87
Staudinger, Fr., R. Vorländer, Im- manuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken. R	308
— Der transzendente Zusammen- hang im Einzelwerk. A	445
Vorländer, R., Moderne Religions- probleme. A	69

3. Literatur

Engelhardt, V., Dante und Dantes Zeit. A	564
H., J., M. Gorki, Erinnerungen an Tolstoi. R	144
— Th. More, Utopia. R	216
— Dostojewsky. R	263
Hift, Irma, Raymond Lefebvre, La Révolution ou la Mort. R	23
Kl., E. Thoma, Der Jägerloisl. R. ..	24
Kliche, J., Zu Charles Baudelaire's Gedächtnis. A	39
— J. H. Mackay, D. Freiheitsjücker. R ..	119
— Karl Hauptmann. A	136
— W. v. Molo, Das Volkswachstum. R ..	287
— Zeitgeist und Dichtung. A	330
— Ein Tyroler Romantiker. A	428
— Zwei Kämpfer des Vormärz. A ..	500
— Literargeschichtliche Schriften. A ..	574
L., E. Rosen, Spieler. R	72
— S. Schöttler, Heidenbibel. R	72
— S. Bonde, Itavara. R	120
Lehmann, H., Poole, Der Hafen. R ..	631
Lessen, E., Dem Andenken Robert Schweißels. A	353
E. E., Th. Thomas, In Vaters Hofen. R ..	24
— J. Hoffart, Opfer. R	96
— W. Schenk, Kampfjugend. R	119
— A. v. Rathstus, Es leuchtet meine Liebe. R	288
— D. Kreischmar, Halali. R	240
— Unter Onomen und Trollen. R ..	456
In, Hans Pflug, Seine Auferstehung. R ..	264

4. Kunst, Musik

el, E. Kestenberg, Musikerziehung u. Musikpflege. R	503
Guttmann, A., Neue Wege der Oper. A	16 177

- Schikowski, J., Die neue Ethik und die neue Kunst. A 229
Schipfmann, Maria, Schweizerische Zeichenkunst. R 550

5. Frauenfragen

- Cunow, H., W. Köhler, Der Frauen Hausf. R. 630
Lehmann, H., Frederick-Witte, Die rationelle Haushaltsführung. R. 143
— M. Bernays, Die deutsche Frauenbewegung. R. 310
Neumann, E. W., Die Frauenerwerbsarbeit. A 603
Schöfer, S., Die Frauen und das neue Parteiprogramm. A 599

6. Jugendbewegung

- Ballerstaedt, R., A. Grabowsky und W. Koch, Die freideutsche Jugendbewegung. R. 406
In, Schult, Joh., Das Jugendproblem in der Gegenwart. R. 576
Wegner, Kurt, Der Sinn des Jugendsozialismus. A 397

IV. Geschichte, Länder- und Völkerkunde

- Is, Schmalz, Fr., Großrumänien. R 188
Contady, A., Die Pariser Kommune. A 9

- Cunow, H., H. Klaatsch, Der Werdegang der Menschheit. R 45
Engelhardt, V., A. Walthar, Das Kulturproblem der Gegenwart. R 407
Fehlinger, H., H. Wendel, Von Marburg bis Monastir. R 384
In, W. Rhenius, Der Amateur-Kolonist. R 23
Quarch, M., Die große Gefahr. Eine geschichtliche Revolutionsstudie. A 532

V. Naturwissenschaften, Gesundheitswesen, Technik

- Beyer, A., Seelische Folgeerscheinungen des Krieges. A 615
Engelhardt, V., C. Wiener, Physik und Kulturentwicklung. R 406
Gräf, Ed., Reform der Irrenpflege. A 93
L., R. Soffel, Schwester Pflanze. R. 72
L. L., Th. Zell, Unsere Haustiere. R 168
Neumann, E. W., W. R. Eckardt, Meeresvögel. N 504
— A. Pappriß, Prostitutionsfrage. R 552
— Francé, Das Gesetz des Lebens. R 608
Schoen, M., R. Lämmel, Wege zur Relativitätstheorie. R 192
— Die soziale Befreiertätigkeit der Technik. A 246
— Helmholz, A. 505

Autoren-Verzeichnis

(Die Zahlen geben die Seiten an)

1. Artikel

- Abrecht, O., Reichsgesetzliche Neuordnung des Bodenrechts... 210 234
Amberger, J. F., Planmäßige Berufsgliederung 515
Ballerstaedt, R., Neuerscheinungen z. Schulorganisation u. Schulreform 42
— Zum Studium des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus 399
Bartel, P., Gewerkschaftl. Probleme 283
Beer, M., Der Kampf in der britischen Kohlenindustrie 102
— Robert Owen 145
— Der 21. Parteitag der britischen Arbeiter 368
— Eine neue Marx-Biographie ... 403
— Ursprung und Wesen desildensozialismus 417
Beyer, A., Seelische Folgeerscheinungen des Krieges 615
Bournot, O., Kulturnot u. Feuerung 164
— Ziele u. Wege der Hochschulreform 569
Brügel, L., Die Studienreise eines österreichischen Hofrates 622
Bachmann, A., Das Dogma von der neunjährigen höheren Schule ... 421
Contady, A., Die Pariser Kommune 9

- Cunow, Heinrich, Hardings Politik. . 1
— Der Bankrott d. Bolschewismus 73 107
— Ferd. Lassalle und Heinrich Heine 221
— Lloyd Georges Kontinentalpolitik und die obersteileische Frage ... 241
— Die Stellung d. Technik i. d. Marxschen Wirtschaftsauffassung. 316 348
— Zur Kritik des Programmentwurfs 433 458 481
— Der revidierte Programmentwurf 553
Ellinger, A., Neue Aufgaben der Gewerkschaften 361
— Arbeitsgemeinschaften od. Sozialisierung? 409
Engelhardt, V., Die Bedeutung der Heimvolkshochschule für den Sozialismus 374
— Dante und Dantes Zeit 564
Fehlinger, H., Österreich und die Entente 83
— Der ferne Osten 139
— Die bürgerlichen Parteien in der böhmisch-slowakischen Republik . 214
— Abrüstung od. neue Kriegsrüstung? 289
— Karpaten-Rußland 357
Freye, P., Kriegswolken im fernen Osten 159

Frank, Friedr., Staatsbeamtenschaft, Volksstaat und Sozialdemokratie	582	Müller, Th., Zur Abstimmung in Oberschlesien	6
Gräf, Ed., Reform der Irrenpflege	93	— Das unteilbare Oberschlesien	49
Guske, Wilh., Freie Bodenwirtschaft und Wohnungswesen	34 64	— Die Einwanderung d. Ostjuden	293 325
— Demokratisierung d. Inneren Verwaltung	272	— Parasiten d. heutigen Wirtschaftslebens	425
— Das neue deutsche Wirtschaftsrecht	392	Neumann, E. W., Die Frauenerwerbsarbeit	603
— Landwirtschaft und Parteiprogramm	510 540	Olk, Fr., Verbesserung des Nachrichtendienstes	280
Gustmann, A., Neue Wege der Oper	16 177	Ostreich, P., Zielforderung und Aktionsprogramm	206
Heichen, A., Neumargismus	201	Pagel, E., Australiens Wirtschaftsentwicklung	183
— Die Belastung des deutschen Volkes durch die Reparation	217	Peiser, W., Philosophie als Kulturgeschichte	87
— Hat der Kapitalismus abgewirkt?	529	Quack, M., Ein Flasko	61
Heinig, K., Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse	250 277	— Die große Gefahr	532
Horn, K., Ein prophetischer Ausblick Engels' vom Jahre 1887	544	— Die Programmvorschläge z. Kommunalpolitik	588
Hurwicz, E., Die Wirtschaftsprobleme der proletarischen Diktatur	30	Schiff, W., Der Kommunismus in Frankreich	80
Jker, H., Strafgesetzbuch und Bevölkerungspolitik	423	Schikowski, J., Die neue Ethik und die neue Kunst	229
Kliche, J., Charles Baudelaire	39	Schippel, M., Grubenverstaatlichung und Arbeiterbewegung in England	25
— Karl Hauptmann	136	— Amerikanischer Syndikalismus	489
— Zeitgehalt und Dichtung	330	Schoen, Max, Die soziale Weltenerftigkeit der Technik	246
— Ein Tiroler Romantiker	428	— Helmholz	505
— Zwei Kämpfer des Vormärz	500	Schfer, Sophie, Die Frauen und das neue Parteiprogramm	599
— Literaturgeschichtliche Schriften	574	Schffler, W., Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität	388
Kolb, G., Welthilfssprache und Sozialdemokratie	453	— Der Irrtum des bevölkerungspolitischen Kongresses der Stadt Köln	473
Kaufktfer, Fr., Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie	132 155	— Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten	609
— Die Seelen der Völker	259	Schult, Joh., Der erste sozialdemokratische Kulturtag	52
— Die Diktatur in Theorie und Praxis	495 518	Seyering, K., Preußenproblem	337
Lehmann, H., Zum Strafgesetzentwurf	112	Sommer, Br., Paul Ernst und der Margismus	627
— Kinder, Jugendliche und Frauen im Strafrecht	256	Staudinger, F., Der transzendente Zusammenhang im Einzelzweck	445
— Der bevölkerungspolitische Kongress der Stadt Köln	298	Steiner-Jullien, J., Die Krise der Arbeiterbewegung in Frankreich	375
— Sonderveranstaltungen d. Kölner bevölkerungspolitischen Kongresses	379	— Eine Entscheidungsschlacht	470
Lessen, L., Dem Andenken Robert Schweichels	353	— Die Auslands politik im Parteiprogramm	593
Lohmann, K., Schulprogramm und Schulpolitik	97	Tönnies, Ferd., Zur Schulfrage	169 193
Lu, H., Der Selbstmord Alteuropas	341	Vorländer, K., Eine Volkshochschulbücherei	188
Maier, K., Die charakterist. Grundsätze des Genossenschaftsrechts	125	— Moderne Religionsprobleme	69
Mark, S., Zur gegenwärtig. Staatsauffassung des Sozialismus	322	Wachenheim, Hedw., Ausbildung zur Wohlfahrtspflege	302
— Staat und Margismus (Lenz)	441	Wagner-Roemmich, Die Umwandlung d. Wertpapiere in Buchwerte	371
— Die theoretische Einleitung des Programmentwurfs	530	Wegner, Kurt, Der Sinn d. Jungsozialismus	397
— Hegel und der Staat	612	Wels, Otto, Zum Parteitag	577
Markwald, H., Produktivkraft und Inlandsverbrauch	265	Wittich, H., Der Kampf geg. d. ffentl. Bewirtschaftung des Getreides	523
Montgelas, Graf M., Die Rüstungen der Mchte vor dem Kriege	415		
Mller, Aug., Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament	121 150		

- Wittich, H., Unsere Stellung zur Landwirtschaft im Programmentwurf. 596
 Woldt, R., Das Parteiprogramm der Renorientierung 559

2. Rezensionen

- Apel, M., Die Philosophie auf der Volkshochschule (E. W. R.) 191
 Banr, A., Landsknechtkunst. Schöne alte Schweiz. Schweizerische Graphik seit Hodler (Schippmann) ... 550
 Bartels, A., Die Jüngsten (Kliche) .. 575
 Bernays, M., Die deutsche Frauenbewegung (Lehmann) 310
 Blind, Ernst, Geschichte der großen Entdeckungen (Vorländer) 190
 Bonde, S., Atavara (L.) 120
 Boom, E. v. d., Industriefragen (M. S.) 167
 Boshart, J., Opfer (L. L.) 96
 Brinkmann, R., Weltpolitik und Weltwirtschaft (Vorländer) 189
 Brissenden, P. J. W. W., A Study of American Syndicalism (Schippel) 489
 Clémenceau, G., Die Kriegsgreden (V. Sch.) 286
 Eohn, W., Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles (Schippmann) 360
 Eonlin, J., Der Anti-Philister. Maler Dittels Kalender (Schippmann) . 550
 Eynn, H. H., The Rebirth of Korea (Fehlinger) 141
 Diehl, R., u. P. Mombert, Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus (Ballerstaedt) 399
 Dostojewsky (J. H.) 263
 Drabn, Ernst, Marg-Bibliographie (Eunow) 118
 Ehardt, W. R., Meeresvögel (E. W. Neumann) 504
 Engel, W., Geldgestaltung und Einkommensgestaltung (Laußkötter) . 46
 — Neue Aufgaben u. Erfolgsmöglichkeiten der Gewerkschaften (Laußkötter) 46
 Engler, W., Wohnungsgenossenschaften gegen Wohnungsnot (Sachs) 382
 Endendorff, M. L., Über das Religiöse (Vorländer) 69
 Fischer, Die Sozialisierung der Wasserwirtschaft in Sachsen (Sachs) 22
 — Die Entwicklung der Gemeinwirtschaft in Sachsen (Sachs) 95
 — Die Sozialisierung des Wohnungswesens (Marx Sachs) 606
 Francé, R. H., Das Gesetz des Lebens (E. W. Neumann) 608
 Frederich-Witte, Die rationelle Haushaltsführung (Lehmann) 143
 Gaggel, G., Die Selbstregierung der Schüler (Ballerstaedt) 44
 Gorki, M., Erinnerungen an Tolstoi (J. H.) 144
 Gollancz, W., Industrial Ideals (Fehlinger) 384
 Grabowsky, A., und W. Koch, Die freideutsche Jugendbewegung (Ballerstaedt) 406
 Gradnauer und Schmidt, Die deutsche Volkswirtschaft (Laußkötter) 287
 Haediche, L., Unter Gnomen und Trollen (L. L.) 456
 Haring, E., Aus unseres Volkes Werdegang (Vorländer) 189
 Hartmann, H., Jesus, das Dämonische und die Ethik (Vorländer) 69
 Hassche, J., Britisches und römisches Weltreich (Fehlinger) 630
 Heinen, A., Unpolitische Randbemerkungen z. Schulfrage (Ballerstaedt) 44
 Hoffensthal, H. v., Romane und Novellen (Kliche) 428
 Holle, H. G., Chemie des häuslichen Lebens (Vorländer) 189
 Hue, Otto, Die Sozialisierung der Kohlenwirtschaft (Laußkötter) ... 239
 Hurwicz, E., Die Seelen der Völker (Laußkötter) 259
 Kaff, S., Die Sozialist. d. Wirtschaft durch die Genossenschaften (M. S.) 359
 Kähler, W., Der Frauen Hauskatz (Eunow) 630
 Karstaedt, D., Aufbauschule u. deutsche Oberschule (Ballerstaedt) 42
 Kawerau, S., Soziologische Pädagogik (Schult) 546
 Kestenberg, L., Musikerziehung und Musikpflege (el) 503
 Klaatsch, H., Der Werdegang der Menschheit (Eunow) 45
 Koller, Ph. Alex., Das Massen- und Führerproblem in den freien Gewerkschaften (Kestriepe) 262
 Kraus, H., Vom Wesen des Völkerbundes (Laußkötter) 21
 Krehshmar, D., Galali (L. L.) 240
 Lämmel, R., Wege zur Relativitätstheorie (Schoen) 192
 Lefèvre, R., La Révolution ou la Mort (Hiff) 23
 Lenz, Fr., Staat und Margismus (March) 441
 Lewin, R., Die Sozialisierung des Taylorsystems (Laußkötter) 118
 Lewis, J. B., The Education of Girls in China (Fehlinger) 141
 Lohmann, Rich., Das Schulprogramm der Sozialdemokratie (F. Karfen) 605
 Mackay, J. H., Der Freiheitssucher (Kliche) 119
 Maß, R., Einführung in das öffentliche Recht (Vorländer) 190
 Maufner, W., Der Bolschewismus (Laußkötter) 503
 Mayer, Gust., Ferd. Lassalle (Eunow) 221
 Meper, H., E. B. M., Die Einheitschule. Begriff und Wesen (Ballerstaedt) 43
 Mitscherlich, W., Der Nationalismus Westeuropas (Laußkötter) .. 405

Mohr, F. W., Gedanken zur neu-deutschen Chinapolitik (Fehlinger) 140	Sickinger, Arbeitsunterricht (Vallerstaedt)..... 42
Molo, W. v., Das Volk wacht auf (Kliche)..... 287	Siemsen, Anna, Stilproben. Die Kunst des Erzählens (Vorländer) 190
More, Th., Utopia (J. H.) 216	Snowden, Ph., Wages and Prices (Fehlinger) 22
Nathusius, A. v., Es leuchtet meine Liebe (L. L.) 288	Soffel, R., Schwester Pflanze (I) ... 72
Rußbaum, A., Das neue deutsche Wirtschaftsrecht (Flatow) 475	Stammier, R., Recht und Kirche (Vorländer)..... 69
Oehlke, W., Die deutsche Literatur seit Goethes Tode (Kliche)..... 574	Späke, Ella und Percp, Through Deserts and Oases of Central Asia (Fehlinger) 142
Ostwald, P., Das moderne Japan (Vorländer)..... 190	Thomas, L., Der Jagerloisl (Kl.) ... 24
Oberhummer, Eug., Imperialismus (Fehlinger) 335	Thomas, Th., In Vaters Hofen (L. L.) 24
Panin, V., Das zarist. Rußland (E. H.) 287	Thomson, Chr., Der Selbstmord Alt-europas (Luz) 341
Pappig, A., Prostitutionsfrage (Neumann)..... 552	Thonies, F., Marx' Leben und Lehre (Beer) 403
Perzynsky, F., Von Chinas Göttern (Fehlinger) 141	Tugan-Baranowsky, Die kommunistischen Gemeinwesen d. Neuzeit (bs) 311
Pflug, H., Seine Auferstehung (In) . 264	Ueding, P., Einführung in das Verständnis der Malerei (Vorländer) 190
Pfordtens, Einführung in Wagners Werke (Vorländer)..... 190	Ulrich, R., Einführung in das philosophische Denken (Vorländer) ... 189
Pfuhl, H., Zur zeitgem. Umgestaltung der höheren Schulen (Vallerstaedt) 43	Varga, Eugen, Die wirtschaftspolitischen Probleme der proletarischen Diktatur (Hurtwicz)..... 30
Pohle, L., Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens (F. L.) .. 23	Verwepe, Fr., Neuere Hauptrichtungen der Philosophie (Vorländer) .. 189
Ponick, A., Das ländliche Siedlungs-wesen (Lipschitz) 191	Vorländer, R., Immanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken (Staudinger) 308
Poole, Der Hafen (Lehmann)..... 631	— Volkstümliche Geschichte d. Philosophie (Buchanau)..... 455
Potthoff, H., Was heißt Volkswirtschaft? (F. L.)..... 144	Waerland, Ire, Die Diktatur des Proletariats (Laukhöfter) 551
Reinagl, L., Sozialisierung durch die Selbstversorger-Genossensch. (F. L.) 72	Walther, A., Das Kulturproblem der Gegenwart (Engelhardt)..... 407
Rhenius, W., Der Amateur-Kolonist (In) 23	Weil, Felix, Sozialisierung (Laukhöfter) 576
Rosen, E., Spieler (I) 72	Welten, Heinz, Biologische Streifzüge (Vorländer) 189
Rosenberg, A., Demokratie u. Klassenkampf im Altertum (Vorländer) 189	Wendel, Herm., Von Marburg bis Monastir (Fehlinger) 384
Sauter, J. A., Mein Indien (Fehlinger) 142	Wiener, O., Physik u. Kulturentwicklung (Engelhardt)..... 406
Schenk, W., Kampflugend (L. L.) .. 119	Wirth, Karl, Java (Fehlinger) 142
Scheuß-Rieß, H., Wege z. Menschen-erziehung (Lehmann) 240	Witte, E., Die weltl. Schule (Hifferich) 116
Schloesser, R., Der Konsument im Rätesystem (Sachs)..... 527	— Selbstregierung und Selbstverwaltung der Schüler (Hifferich) 116
Schmalz, Fr., Großrumänien (bs) .. 168	Wittner, Otto, Deutsche Literaturgeschichte (Kliche)..... 575
Schmitt, J., Staat und Kirche (Vorländer)..... 69	Zell, Th., Unsere Haustiere (L. L.) .. 168
Schmitt-Dorotic, R., Die Diktatur (Laukhöfter) 496	Zwing, Karl, Gewerblichke Probleme (Barthel)..... 283
Schöffler, H., Heidenbibel (I) 72	
Schrämmer, China (Fehlinger) 139	
Schult, J., Das Jugendproblem (In) 576	
Schulz, O. Th., Der Sinn der Antike u. Spenglers neue Lehre (Kranold) 431	

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Hardings Politik. Von Heinrich Cunow.

Zur Abstimmung in Oberschlesien. Von Theodor Müller
(Breslau).

Die Pariser Kommune. Von A. Conrady.

Neue Wege der Oper. Von Dr. Alfred Guttmann (Berlin).

Literarische Rundschau: Dr. Herbert Kraus, Vom Wesen
des Völkerbundes. ♦ Edmund Fischer, Die Sozialisie-
rung der Wasserwirtschaft in Sachsen. ♦ Philipp
Snowden, Wages and Prices. ♦ Raymond Lefevre,
La Révolution ou la Mort. ♦ L. Pohle, Die Ent-
wicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten
Jahrhundert. ♦ Wilhelm Rhenius, Der Amateur-
Kolonist. ♦ Ludwig Thoma, Der Jägerloisl. ♦ Theodor
Thomas, In Vaters Hofen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporture vom 1. April 1921 ab zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen. Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen. Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.—

An unsere Leser!

Mit dem 1. April 1921 tritt eine Erhöhung des Bezugspreises der Neuen Zeit ein. Das einzelne Heft kostet von da ab

1 Mark 50 Pf.

bei Vierteljahrsbezug 19 Mark 50 Pf.

Unsere Erwartung, daß das Steigen der Herstellungskosten ein Ende nehmen werde, ist getäuscht worden. Wir hätten bereits am 1. Januar dieses Jahres den Zuschlag auf 50 Pf. erhöhen sollen und müssen das nun nachholen, obgleich auch dadurch bei weitem die Kosten nicht gedeckt werden. Wir bitten unsere Leser, die Erhöhung des Bezugspreises als etwas Unabwendbares zu betrachten und uns mit der Gewinnung neuer Abonnenten tatkräftig zu unterstützen.

Schachachtungsvoll

Der Verlag der Neuen Zeit

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der literarischen Rubrik besprochen.

Hartmann, Eudo Moritz, Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Fünfter Band: Das späte Mittelalter. Herausgegeben von Kurt Raser. Gotha, Fr. A. Perthes. 278 S. Geh. 24 M.

Sirch, Paul, Die preussischen Wahlgesetze. Landeswahlgesetz nebst Landeswahlordnung. Gesetz betreffend die Wahlen zu den Provinziallandtagen und zu den Kreistagen nebst Ausführungsbestimmungen. Berlin, Vorwärtsverlag. 79 S.

— Die Aufgaben der Kommunalpolitik. Berlin, Zentralverlag. 24 S.

Kehnes, J. M., Der Friedensvertrag von Versailles. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. 62 S.

Rößler, Dr. Adolf, Wilhelm als Diplomat. Ein außenpolitischer Rückblick. Berlin, Vorwärtsverlag. 80 S. Geh. M. 1.50.

Vaninger, Artur, Das Wirtschaftsjahr 1920. Rückblicke und Ausblicke. Flugschriften der Frankfurter Zeitung. Frankfurt a. M., Frankfurter Societätsdruckerei. 40 S. Geh. M. 1.50.

Mörke, Eduard, Mozart auf der Reise nach Prag. Berlin, Vorwärtsverlag. 58 S. Kart. M. 2.50.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 1

Ausgegeben am 1. April 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Hardings Politik

Von Heinrich Cunow

Die Verhandlungen der Londoner Konferenz und die Vorbereitungen für die Abstimmung in Oberschlesien haben dermaßen die Aufmerksamkeit der deutschen Zeitungsleser in Anspruch genommen, daß der am 4. März erfolgte Amtsantritt des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Warren Gamaliel Harding, und die von ihm bei diesem Anlaß gehaltene Antrittsrede in Deutschland wenig Beachtung gefunden haben. Den Blick auf London gerichtet, haben die deutschen Blätter sich meist damit begnügt, einen kurzen Bericht über Hardings Geschäftsübernahme zu bringen und an die von ihm auf der Freitreppe des Kapitols nach altem Brauch verlesene Rede die Bemerkung zu knüpfen, daß sie sehr geschäftsmäßig gehalten sei, die Erwähnung der Frage eines Sonderfriedensschlusses mit Deutschland vermeide und die Absicht der Nichteinmischung in die politischen Angelegenheiten der Alten Welt verkünde. Sicherlich, die Fassung der Antrittsrede Hardings hat etwas Nüchternes und Geschäftsmäßiges. Sie gleicht, wenn auch ihre politische Bedeutung über derartige Geschäftsreden weit hinausgeht, fast den wohlabgewogenen Reden, mit denen amerikanische Finanzmänner und Eisenbahnmagnaten vor einer Körperschaft von Fachgenossen ihre Auffassung einer bestimmten Geschäftslage zu begründen pflegen. Die Hardingsche wohltemperierte Rede steht in dieser Beziehung zweifellos in scharfem Gegensatz zu der Rhetorik Woodrow Wilsons, der auch als amerikanischer Präsident den nach schönen Redensarten haschenden und nach sensationellen Redewendungen ausschauenden Professor nicht verleugnete und es liebte, allerlei halb- oder viertelausgedachte Probleme aufzuwerfen. Harding spricht als politischer Geschäftsmann, der, bevor er bestimmte Ansichten und Forderungen ausspricht, genau erwägt, was ihre Wirkung sein könnte. Gerade aber deshalb, weil Harding seine Worte abwägt und als strenger Parteimann nichts anderes sagt, als was er vorher im Kreise maßgebender republikanischer Parteiführer besprochen und dort als Parteimeinung vernommen hat, ist seiner Antrittsrede um so größere Bedeutung beizumessen. Es ist viel weniger die Persönlichkeit Hardings selbst als die Auffassung und der Wille der republikanischen Parteileitung, was aus seinen Sätzen spricht.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Rede Hardings durchaus nicht, wie manche deutsche Blätter behauptet haben, nichtsagend. Sie eröffnet vielmehr, besonders wenn man sie mit den in der Republikanischen Partei wirklichen Wirtschaftstendenzen und mit der von Harding vorgenommenen Wahl des neuen Kabinetts vergleicht, einen interessanten Ausblick in die Richtung der neuen amerikanischen Regierungspolitik, die fortan

nicht nur von ungleich größerem Einfluß auf die Weltwirtschaftslage, sondern auch auf die ganze politische Weltgestaltung sein wird, als jemals vor dem Kriege die amerikanische Unionspolitik gewesen ist.

Das scheint zwar im Widerspruch zu Hardings Antrittsrede zu stehen, die nach den üblichen Komplimenten an das amerikanische Volk und seine Verfassung betont, daß die neue Regierung die Absicht habe, sich nicht in die Angelegenheiten der Alten Welt verwickeln und in ihr Wirrsal hineinziehen zu lassen. Daraus nun aber zu folgern, daß Harding völlig darauf verzichtet, dort in auswärtige Absichten und Bestrebungen einzugreifen, wo es nach seiner Ansicht die wirtschaftlichen und politischen Interessen der in der Republikanischen Partei herrschenden kapitalistischen Kreise erfordern, wäre ein arger Fehlschluß. Die betreffende Äußerung ist vielmehr nur als ein äußeres Zugeständnis an die heutige kriegsmüde Stimmung des amerikanischen Volkes aufzufassen, das von dem sogenannten europäischen Skandal die Nase voll hat und von einer Anteilnahme an diesem das Hineingezogenwerden in neue kriegerische Konflikte befürchtet. Ausdrücklich spricht Harding nur von einem »Notinvolvement«, einer Nichtverwicklung in europäische Angelegenheiten. Daß die Hardingsche Regierung auch eine Einmischung in südamerikanische, ostasiatische oder ozeanische Angelegenheiten ablehnt, wird nirgends gesagt. Aber auch jederzeit in europäische Wirren und Konflikte einzugreifen, behält sich, falls sie es für nötig halten sollte, die neue republikanische Regierung vor; denn was anderes bedeutet der der obigen Erklärung folgende Satz: »Wir werden keinerlei Verantwortung übernehmen, es müßte denn sein, daß unser Gewissen und unser Urteil uns dazu bestimmen sollten; unsere Augen werden sich auch niemals einer Drohung verschließen, die uns erwachsen könnte, noch werden wir dem Rufe der Zivilisation gegenüber taub bleiben«?

Also wenn das amerikanische Gewissen das erfordert, oder Amerika sich irgendwie bedroht fühlt, oder es ein Eingreifen im Interesse der Zivilisation für nötig findet, will auch die Hardingsche Regierung sich eventuell in europäische Konflikte einmischen. Im Grunde genommen heißt das nichts anderes als: »Wir lehnen eine Einmischung ab, bis wir sie in unserem Interesse für geboten erachten!« Welche Beweggründe lassen sich nicht mit einiger Sophistik unter dem Begriff des Gewissens- und Zivilisationserfordernisses oder der jetzigen und künftigen Bedrohung einreihen.

Tatsächlich zieht sich denn auch wie ein roter Faden durch die ganze Rede Hardings der Grundsatz: »Wir wollen freie Hand behalten, unseren Interessen entsprechend zu handeln, und lehnen deshalb jegliche uns unbequeme Bindung durch fremde Mächte ab!« Die Rede ist demnach ein Bekenntnis zu einer rein amerikanischen Interessenpolitik. Das amerikanische Interesse soll entscheiden, richtiger das amerikanische Interesse, wie die maßgebenden Führer der Republikanischen Partei es verstehen, denn Harding ist, wie schon erwähnt wurde, ausgesprochener Parteimann, Rechtsrepublikaner — nicht aus äußerem Zwang, sondern weil er mit seinen Ansichten fest in den Traditionen und Grundauffassungen seiner Partei wurzelt, wie er denn auch im Kreise seiner Bekannten als guter »middle-of-the-way-man« (Mann, der den Mittelweg einzuhalten weiß) gilt. Daß er wie Wilson

aus der Reihe tanzt und sich wie dieser allerlei kuriose Forttrotts nach eigener Melodie leistet, wird schwerlich vorkommen. Das zeigen schon die Namen der Mitarbeiter, die er sich erkoren und auf hohe Regierungsstellen berufen hat. Voran der neue Staatssekretär (Ministerpräsident) Charles Evans Hughes, früher Rechtsanwalt, dann Gouverneur des Staates New York, als welcher er sehr energisch für die unter dem Namen »Blue laws« bekannten puritanischen Geseze, besonders für das Alkoholverbot und die strenge Sonntagsfeier, eingetreten ist. Unzweifelhaft ein Mann mit bedeutenden juristischen Kenntnissen und Verwaltungsfähigkeiten, ist er vom Scheitel bis zur Sohle Amerikaner mit ausgesprochener Vorliebe für das Angelsachsentum, ein Verehrer der amerikanischen Konstitution, der in dieser das Muster für alle Verfassungen der Welt erblickt, und der im Jahre 1916 als Präsidentschaftskandidat seine Wahlkampagne unter der charakteristischen Devise »America first« (zuerst Amerika) geführt hat.¹ Dann Herbert Hoover, der neue Handelsminister, bekannt als Lebensmittelversorgungsorganisator und als Politiker, aus dessen Äußerungen über Europas Wirtschaftslage ein gewisser Weitblick spricht, der aber ebenfalls als Vertreter des selbstbewußten Anglo-Amerikanismus in der nordamerikanischen Union den bestregierten aller Bundesstaaten und die Hoffnung einer besseren Zukunft sieht. Ferner Senator Albert Bacon Fall, neuernannter Minister des Innern, zugleich Bergwerks- und Viehfarmbesitzer, ausgesprochener Imperialist, der sich mehrfach für eine Intervention in Mexiko ausgesprochen hat, jedoch nicht in gleichem Maße an Anglomanie krankt wie Hughes. Schließlich der zum Kriegsminister gemachte Senator Weeks aus Massachusetts, ebenfalls wie Fall ein »big business man«, der an großen industriellen Unternehmungen beteiligt ist und mit den in der republikanischen Partei weitverbreiteten imperialistischen Bestrebungen sympathisiert.

Man kann deshalb das Hardingsche Kabinett als ein imperialistisch angekränkeltcs Geschäftsmänner-Ministerium bezeichnen, das sich in erster Reihe die Wahrung und Zurgeltungbringung der amerikanischen Finanz- und Handelsinteressen anlegen sein lassen wird. Dazu aber gebraucht er notwendig freie Hand. Daher die seit Friedensschluß in amerikanisch-republikanischen Blättern und auch von Harding wieder in seiner Antrittsrede bekundete Weigerung, dem sogenannten Völkerbund beizutreten, und die Forderung einer Ersetzung dieses lediglich der Aufrechterhaltung der englisch-französischen Machtstellung dienenden Zweckverbandes durch ein Weltfriedensgericht — eine Forderung, die Harding selbst in seiner Rede mit den unmißverständlichen Worten begründete: »Amerika kann keinerlei politische und wirtschaftliche Verpflichtungen übernehmen, die unsere Entscheidungen einer Autorität unterordnen, die nicht die unserige ist.«

¹ Inzwischen ist bereits, wie telegraphisch gemeldet wird, Hughes von seinem Amt als Staatssekretär (der Staatssekretär ist in Amerika zugleich Außenminister und Kabinettspräsident) zurückgetreten, angeblich, weil er mit Hoover den Beitritt der Vereinigten Staaten zum Völkerbund verlangt hat, von dem die übrigen Minister und Harding selbst nichts wissen wollen. Ob diese Stellungnahme tatsächlich der Grund seines Rücktritts ist, läßt sich bisher nicht erkennen; seine Voreingenommenheit für das Angelsachsentum spricht aber für solche Einstellung zu England und zur Entente.

Fordert das Hardingsche Regierungsprogramm dieser Art auf dem Gebiet der auswärtigen Politik völlig freie Hand, ungebunden durch Bündnisverpflichtungen, so verheißt es auf innerem Gebiet den in der Republikanischen Partei vertretenen Kapitalinteressenten möglichste Berücksichtigung ihrer Wünsche. Den amerikanischen Industriellen, aus deren Kreisen in letzter Zeit wieder der dringliche Ruf nach Schutzgesetzen gegen den fremden Wettbewerb, das heißt nach Erhöhung einer Reihe Zolltarifpositionen erfolgt, wird mit der Begründung, daß der amerikanische Lebensstandard nicht sinken dürfe, der Schutz der amerikanischen Industrie versprochen; den Reedern die Erhaltung einer starken Handelsflotte, damit künftig die amerikanischen Exporte mit amerikanischen Schiffen über das Meer befördert werden könnten; den Gewerbetreibenden, daß die Regierung jeden unberechtigten Eingriff in das Geschäftsgetriebe vermeiden werde — ein Versprechen, das nichts anderes besagt, als daß der Profit nicht durch Einführung neuer Fabrikgesetze usw. geschnitten werden soll. Dagegen erhält die amerikanische Arbeitererschaft, obgleich sie wesentlich zum Sieg Hardings beigetragen hat, keine Vorteile zugesichert — wenn man nicht etwa in der unklaren Rede- und Wendung, daß eine »weitherzige Verteilung der Früchte der Arbeit« stattfinden müsse, so etwas wie ein Versprechen an die Arbeiter sehen will. In Wirklichkeit ist diese Redensart jedoch ganz anders gemeint, und wenn es auch kaum richtig sein dürfte, daß die Hardingsche Regierung eine direkt arbeiterfeindliche Richtung einschlagen wird, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß bei allen ernstlichen Konflikten zwischen Unternehmertum und Arbeitererschaft sie auf der Seite der Unternehmer stehen wird.

Deutsche Blätter fühlten sich, als die ersten Berichte über den Inhalt der Hardingschen Kapitolsrede einliefen, dadurch in ihren Erwartungen getäuscht, daß diese nicht den Abschluß eines Sonderfriedens mit Deutschland ankündigte, überhaupt Deutschland und sein Verhältnis zur Entente gar nicht erwähnte. Aus den gelegentlichen Äußerungen amerikanischer Blätter über die Notwendigkeit einer Hebung der mitteleuropäischen Wirtschaftslage oder aus gereizten Bemerkungen über die Forderungen der Pariser und Londoner Konferenzen hatten sie herausgelesen, daß die Sympathie mit dem deutschen Volke oder gar die Deutschfreundlichkeit auch in den amerikanischen Regierungskreisen enorm gewachsen sei, und wunderten sich nun, in der Hardingschen Antrittsrede davon nichts zu finden. Solche Erwartung zeigt nur, wie verkehrt die Grundmotive der amerikanischen Politik noch immer beurteilt werden. Der Satz, daß jede Politik sich letzten Endes nach den großen wirtschaftlichen Interessen richtet, gilt noch mehr als von den europäischen Staaten von dem großen Freistaat jenseits des Atlantischen Ozeans und ganz besonders von der jetzigen republikanischen Parteiherrschaft. Nicht einseitige Sympathien und Antipathien, sondern nüchterne Interessen- und Nützlichkeitsabwägungen bestimmen deren Haltung zu den Fragen der auswärtigen Politik. Wohl erscheint einem großen Teil der amerikanischen Geschäftswelt das Weiterbestehen des Kriegszustandes mit Deutschland als lästig und hinderlich, und man wünscht deshalb in diesen Kreisen die Beseitigung dieses Zustandes; aber gerade zu einer Zeit, wo sich der Konflikt zwischen Deutschland und der Entente zuspitzt und die Ankündigung der Absicht eines solchen Sonderfriedensschlusses als eine Parteinahme gegen die Entente aufgefaßt werden könnte, darauf

bezügliche Erklärungen in eine regierungsprogrammatische Präsidentenrede aufzunehmen, läßt der praktische Wirklichkeitsinn der amerikanischen Interessenpolitiker nicht zu. Andererseits aber fühlte man drüben ebenso wenig das Bedürfnis, der Entente gegenüber in irgendwelcher Form seine Haltung festzulegen, und so ließ man eben einfach jede Äußerung über die Versailler Friedensbedingungen und über die Ententeforderungen aus der Rede heraus, wie ja in dieser auch kein Satz über die Amerikas Öffentlichkeit weit mehr beschäftigende mexikanische und japanische Frage, die Einwanderung aus Ostasien, die Stellung zu den mittelamerikanischen Ländern usw. zu finden ist.

Wollen wir die offizielle amerikanische Politik verstehen — und ein Verständnis dieser Politik ist in Anbetracht der überragenden Bedeutung, die Amerika in der Weltwirtschaft erlangt hat, durchaus nötig —, dann dürfen wir sie nicht nach deutschen Gesichtspunkten und nach deutschen Wünschen beurteilen, vor allem dürfen wir weder ihre Maxime »America first« außer Betracht lassen, noch die Tatsache, daß in dem Interessenkreis der amerikanischen Geschäftswelt Deutschland vorerst doch nur eine recht bescheidene Stelle einnimmt. Wichtiger als der deutsche Wirtschaftsmarkt dünken den amerikanischen Kapitalisten die großen finanziellen Engagements bei den Ententestaaten, und wenn die amerikanischen Exporteure ein Interesse daran haben, daß ihre Ausfuhr nach Deutschland nicht durch Zollmaßnahmen und Ausfuhrabgaben der Entente gehindert wird, so noch weit mehr die amerikanische Bankfinanz daran, daß Frankreichs Zahlungsfähigkeit erhalten bleibt und es daher von Deutschland ansehnliche Kriegsschadigungssummen erhält. Ich stehe daher auch den Bemühungen der französischen Regierung, einen wesentlichen Teil der Schuldforderungen, die Amerika an Frankreich hat, in Schuldforderungen Amerikas an Deutschland umzuwandeln, ebenso skeptisch gegenüber wie den Hoffnungen mancher deutschen Finanzpolitiker auf Unterbringung einer großen staatlichen deutschen Anleihe auf dem amerikanischen Geldmarkt. Zu einer Erweiterung der deutschen Firmen gewährten Kredite, besonders der Rohstoffkredite, mag man sich drüben im Interesse einer vermehrten Ausfuhr nach Deutschland wohl verstehen, schwerlich aber zur Übernahme einer großen deutschen Milliardenanleihe.

Wenn ich trotzdem verschiedentlich einer Anlehnung der deutschen an die amerikanische Wirtschaft das Wort geredet habe, so deshalb, weil nach meiner Ansicht die weiteren Wege der amerikanischen und deutschen Wirtschaftsentwicklung sich an vielen Punkten berühren werden und das amerikanische Wirtschaftsgetriebe trotz der zwischen dem amerikanischen und englischen Kapital bestehenden Versippung sich in seinem Konkurrenzkampf gegen die englischen Ausdehnungsbestrebungen vielfach auf die Unterstützung und die Hilfeleistung der deutschen Wirtschaftstätigkeit angewiesen sehen wird. Zwar wird in diesem Interessenverhältnis wohl der deutschen Wirtschaft vielfach nur die Rolle eines Agenten und Markthelfers zufallen, aber auch in dieser Rolle werden sich dem deutschen Unternehmungsgeist mannigfache Gelegenheiten zur Wiedergewinnung verlorener Positionen bieten.

Zur Abstimmung in Oberschlesien

Von Theodor Müller (Breslau)

Am 20. März sind die Würfel gefallen. Etwa zweihundertfünfzig Bahnzüge hatten aus allen Teilen des Reiches und aus dem Ausland mehr als 150 000 Abstimmungsberechtigte nach Oberschlesien gebracht. Die umfangreichsten Einrichtungen waren für diese kleine Völkerwanderung getroffen. Die Organisation verdichtete sich immer mehr, je näher diese Massen der Heimat kamen. Hinfertbende Greise, werdende Mütter, Kranke und Verkrüppelte scheuten die Strapazen der Reise nicht. Viele von ihnen waren lange Jahrzehnte nicht mehr in der Heimat; nun sollten sie sie wiedersehen. Sie fanden ein Land wieder, das zum wirtschaftlichen, völkischen und politischen Schlachtfeld geworden ist. Eine gewaltige Industrie hat sich in Oberschlesien ausgebreitet, deren Hütten, Schächte und Werke Tag und Nacht glühen, dröhnen und hämmern. Aus Dörfern sind Großstädte geworden, aus Landarbeitern industrielle Proletarier, aus Krautjunkern millionenschwere Schloßbarone. Aber die Heimgekehrten fanden auch Kampforganisationen der modernen Arbeiterbewegung vor, von denen vor einigen Jahrzehnten noch keine Anfänge bestanden.

Durch eine Verfügung der Interalliierten Regierungskommission war es an vielen Orten im Abstimmungsgebiet verboten, die ankommenden Abstimmungsgäste auf den Bahnsteigen zu empfangen. Der Einfluß, den ihre Ankunft auf die deutsche Sache ausübte, war fabelhaft. Die Polen wußten, warum sie die getrennte Abstimmung, und zwar zuerst die der angefahrenen Wähler, dann erst nach Wochen die der Oberschlesier aus dem Reiche verlangten. Man hatte herausgefühlt, daß dem Deutschtum ein mächtiger Helfer in den auswärtigen Landsleuten entstehen werde. Da für den Abstimmungstag das gesamte Militär sowie die Abstimmungspolizei und die Beamtenschaft zum Ordnungsdienst gebraucht wurden, hatte man diese Beamten sowie die Postbeamten und Eisenbahner schon einige Tage vorher ihrer Abstimmungspflicht genügen lassen. Diese Wähler haben vor einem parteilichen Ausschuß mit einem neutralen Vorsitzenden ihren Stimmzettel in ein Wahlkuvert getan. Dieses Wahlkuvert wurde in ein zweites Kuvert gesteckt, das zugeklebt wurde. Die zugeklebten Kuverts wurden dann mit ihrem Inhalt versiegelt und bis zum 20. März an behördlicher Stelle aufbewahrt. Ein einzig dastehender Fall dürfte es sein, daß die Insassen der Gefängnisse an der Abstimmung teilnehmen konnten. Diese unterscheidet sich in der Handhabung von dem üblichen Modus. Bei der Volksabstimmung erhält nämlich jeder Abstimmende im Wahllokal ein Kuvert sowie einen deutschen und einen polnischen Stimmzettel; im Kabinett wird ein Zettel in das Kuvert getan und der andere soll vernichtet werden. In den Gefängnissen mußte der zweite Zettel verbrannt werden. Zu diesem Zwecke standen zwei brennende Kerzen da.

Daß von kühlen Rechnern erwartete Gesamtergebnis ist eingetreten: eine klare deutsche Mehrheit von 63 Prozent. Stellt man sich auf den Standpunkt der Unfeilbarkeit des Landes, so muß das oberschlesische Gebiet restlos den Deutschen zugesprochen werden. Eine Grenzführung mitten durch das Land, eine Abspaltung der Kreise mit polnischer Mehrheit ist einfach unmöglich, wenn die in dem Friedensvertrag vorgesehene Klausel von der

»geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften« eine Bedeutung haben soll. Die einzelnen Teile des Industriegebietes sind unlöslich miteinander verbunden. Der Industriebezirk braucht nötigt das landwirtschaftliche Hinterland. Der einschlägige § 5 des Friedensvertrags, Artikel 88 lautet:

Nach Schluß der Abstimmung wird die Anzahl der in jeder Gemeinde abgegebenen Stimmen durch die Kommission der alliierten und assoziierten Hauptmächte mitgeteilt, zugleich mit einem genauen Bericht über den Hergang der Stimmabgabe und einem Vorschlag über die als Grenze Deutschlands in Oberschlesien anzunehmende Linie, bei dem sowohl der von den Einwohnern ausgeübte Wunsch wie auch die geographische und wirtschaftliche Lage der Ortschaften Berücksichtigung findet.

Es wird daher das Bestreben sein müssen, der Entente klar zu machen, daß Oberschlesien nicht geteilt werden kann. Die Kreise Kreuzburg, Leobschütz, Oberglogau, Oppeln, Namslau haben deutsche Mehrheiten, wie sie die Polen nirgends aufzuweisen haben. Starke Mehrheiten für Deutschland besitzen weiter die Kreise Rosenberg, Kosel, Gleiwitz, Ratibor, Königshütte. Selbst in den Kreisen Lublinitz, Rattowitz, Hindenburg haben die Deutschen die Mehrheit, während in den Kreisen Groß-Strehlitz und Beuthen sich die beiden Parteien ungefähr die Waage halten. Den wenigen polnischen Mehrheiten in Pleß, Rybnik und Tarnowitz aber stehen dort immer noch ansehnliche deutsche Minderheiten gegenüber.

Deutschland muß unbedingt darauf bestehen, daß die oberschlesische Frage, die in Wirklichkeit eine deutsche Frage ist, eine einheitliche Regelung erfährt. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge der gesamten oberschlesischen Industrie, die wie ein feinmechanisches Räderwerk ineinanderlaufen, machen eine einheitliche Regelung notwendig. Es würde nicht nur ein Vergehen am deutschen Volke, sondern auch der internationalen Arbeiterschaft bedenken, würde dem unfähigen polnischen Staate zuliebe eine Teilung der Industrie des Ostens vorgenommen.

Der Sieg der deutschen Sache ist erzielt worden trotz eines rücksichtslosen polnischen Terrors und einer langandauernden gewalttätigen Propaganda. Und doch läßt sich der Anspruch Polens auf Oberschlesien historisch durchaus nicht begründen. Die nationalpolnische Bewegung ist vielmehr künstlich von Posen und Galizien aus in Oberschlesien hineingetragen worden. Erst durch die verderbliche Polenpolitik der preußischen Regierung wurde die Basis für eine national-polnische Propaganda geschaffen. Vor 1900 war von ihr nichts zu spüren. Die Bevölkerung sprach deutsch und polnisch, von einer besonderen Zuneigung zu Polen war nichts zu merken. Während Posen und Westpreußen schon längst ihre polnische Bewegung hatten, lag die oberschlesische Bevölkerung noch in den Banden, die ihr Kapital und Kirche angelegt hatten. Vor dieser Idylle machte aber die hakatistische Bewegung nicht halt. Es durfte keine zweisprachigen Landesteile mehr geben. Alles Polnische sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Nach der letzten großen Volkszählung, die im Jahre 1910 stattfand, bezifferte sich die gesamte Bevölkerung Oberschlesiens auf etwa 2,2 Millionen Bewohner. Nach eingehenden Erhebungen sprachen hiervon 1,17 Millionen (53 Prozent) wasserpölnisch, ein Idiom, das eine Mischung von Deutsch und Polnisch darstellt, während 884 000 (40 Prozent) Deutsch als ihre Muttersprache angaben. Wenn sämtliche wasserpölnisch sprechende Wähler für

Polen gestimmt hätten, wäre der Wahlausfall wesentlich anders gewesen. Er entspricht aber den Wahlziffern der letzten Reichstagswahl vor dem Kriege. Damals stimmten 35 Prozent der Wähler für die polnische und 65 Prozent für die deutsche Sache.

Geradezu unverständlich war die Haltung der kommunistischen Partei Oberschlesiens zur Abstimmungsfrage. Sie hatte die Parole ausgegeben, die obereschlesische Arbeiterschaft solle sich der Stimme enthalten. Diese sinnlose Forderung wurde jedoch von der Mehrzahl der obereschlesischen Kommunisten nicht befolgt. Sie führte vielmehr zu einer Spaltung der Partei, da das obereschlesische Exekutivkomitee der P. P. S. (Polnisch-Sozialistische Partei) sich in einem Flugblatt an die Sozialisten obereschlesischer Abstammung im Reich wandte und sie aufforderte, nicht zur Abstimmung zu kommen.

Der eigentliche Kampf um Oberschlesien beginnt erst jetzt nach der Abstimmung. Das diplomatische Ringen um die Auswertung des Plebiszits. Nicht zugunsten fremder Interessen, sondern zum Vorteil aller, der deutschen wie der polnischen Bewohner Oberschlesiens, darf es ausfallen. Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß die obereschlesische Abstimmung eine einheitliche Abstimmung für das ganze Gebiet und nicht für einzelne Gemeinden und einzelne Kreise gewesen ist. Das deutsche Plebiszitkommissariat hat einen versöhnenden Aufruf erlassen, in dem es heißt:

Oberschlesier!

Die Abstimmung hat eine überwiegende Mehrheit der deutschen Stimmen ergeben. Gegen diese 715 000 deutschen Stimmen stehen nur 460 000 polnische Stimmen. Die deutsche Mehrheit beträgt über eine Viertelmillion. Die Heimat ist gesichert. Keine Macht der Welt darf es wagen, gegen den klar ausgesprochenen Willen der überwiegenden Mehrheit dieses Land aus dem jahrhundertalten Zusammenhang mit Deutschland zu lösen.

Der Sieg ist unser; aber auch wir haben Wunden empfangen. Die Kreise Tarnowitz, Pleß und Rybnik haben überwiegend polnisch gestimmt. Darin liegt eine Gefahr. Ihr Brüder von Tarnowitz, Pleß und Rybnik: soll der Oberste Rat aus Eurer Abstimmung entnehmen, daß Ihr Euch von uns trennen wollt? Ihr habt polnische Stimmzettel abgegeben, aber nimmermehr, um das Band zu zerreißen, welches Euch mit den obereschlesischen Brüdern verknüpft. Oberschlesien ist ein einiges unteilbares Ganzes.

Es lebe das einige unteilbare Oberschlesien! Diese alten Forderungen erheben wir jetzt aufs neue. Vor den Augen der Welt bekennen wir uns zu den Grundsätzen der wahren Demokratie. In klarer demokratischer Folgerichtigkeit fordern wir, daß jeder Bürger unseres Landes, welcher Nationalität, welcher Konfession, welcher politischen Gesinnung er auch sei, Zutritt haben muß zu allen öffentlichen Ämtern. Wir proklamieren aufs neue die Gleichberechtigung der Sprachen in Schulen, Verwaltungen und Gerichten. Wir verlangen, daß innerhalb der seit Jahrhunderten unveränderten Grenzen unseres Landes, der ältesten Europas, der Wille der Mehrheit entscheidet, daß aber die Minderheit geschützt sein muß gegen jede Zurücksetzung.

Wir laden unsere polnischen Brüder herzlichst und mit tiefer Aufrichtigkeit ein, uns die Hände zu reichen und mit uns zusammenzuarbeiten an dem Wiederaufbau dessen, was der Krieg und der Abstimmungskampf verwüstet haben. Wir wollen zusammen die Republik Oberschlesien als freien Bundesstaat im Gefüge des Deutschen Reiches errichten.

Wir wollen zusammen die gerechte Landverteilung durchführen, die Wohnungsnot beseitigen, die soziale Fürsorge ausbauen.

Der Bruderkampf ist zu Ende. Die von den deutschen Parteien geforderte Amnestie ist gesichert. Reichen wir uns als freie Männer die Hand zu friedlicher und fruchtbringender Arbeit, zum Segen der Heimat.

Gott schütze das einige unteilbare Oberschlesien!

Kattowitz, den 21. März 1921.

Das Plebiszitarkommissariat für Deutschland,
gez. Dr. Urbanek.

Aus einer Grenzveränderung würden sich überdies alsbald die schwersten politischen Komplikationen ergeben. Gebietsabtretungen an Polen sind unmöglich ohne die Übernahme großer deutscher Enklaven, denn fast in allen größeren Grenzorten haben sich beträchtliche deutsche Mehrheiten ergeben. Diese deutschen Enklaven im Verein mit den deutschen großen Minderheiten in den übrigen Orten würden den Kampf schwerlich aufgeben. Immer neue Konflikte zwischen Deutschland und Polen würden eintreten, so daß das Einvernehmen beider Staaten immer aufs neue gestört würde. Nur das Verbleiben eines ungeteilten Oberschlesiens bei Deutschland sichert den dauernden Frieden und gibt allein Deutschland die notwendige Unterlage zu seinem Wiederaufbau.

Die Pariser Kommune

Von A. Conrady

In diesem Frühling sind fünfzig Jahre verstrichen, seit die Pariser Kommune als große Überraschung für alle Welt auftauchte, einige Zeit schwere Daseinskämpfe führte und alsdann in einem Meer von Blut und Feuer zugrunde ging. Obwohl diese erschütternden Vorgänge schon eine recht erhebliche Zeit zurückliegen, sind sie doch noch weit davon entfernt, ausschließlich der Geschichte anzugehören. Vielmehr wird die historische Episode von 1871 nach wie vor von verschiedenen politischen und sozialen Gesichtspunkten aus in der widersprechendsten Weise beleuchtet. Und das gilt durchaus nicht nur in der Art, daß Leute, die geschworene Gegner von allem sind, was sie als soziale Revolution zu bezeichnen pflegen, von der Kommune eine ganz andere Vorstellung haben als die Vertreter sozialistischer Ideen; sondern es besteht außerdem die Tatsache, daß Autoren, die Anspruch darauf erheben, als berufene Interpreten des echten Marxismus zu gelten, von der Kommune diametral entgegengesetzte Auffassungen aussprechen. So hat Karl Kautsky im Jahre 1919 ein Buch herausgebracht, das den Titel »Terrorismus und Kommunismus« führt. Die gleiche Aufschrift trägt eine Schrift von Trozki, die im vorigen Jahre herauskam, mit dem Untertitel »Anti-Kautsky«. In beiden Arbeiten nehmen historisch-politische Betrachtungen über die Kommune einen breiten Raum ein. Während aber Kautsky durch das Beispiel von 1871 zu erweisen sucht, daß die russischen Bolschewisten mit Diktatur und Terrorismus im völligen Widerspruch zu dem großen Vorbild ständen, behauptet Trozki im Gegenteil, daß die russische Räterepublik die Traditionen von 1871 hochhalte, das Werk der Kommune fortsetze und die Communards räche. Eines haben beide zweifellos gemein, nämlich daß sie einer wie der andere die Pariser Katastrophe einer ganz einseitigen und daher unhistorischen Musterung unterwerfen, wobei höchstens noch zu bemerken wäre,

daß Kautsky am Ende eine noch weniger adäquate Vorstellung von dem wirklichen Verlauf der Dinge hat als Trotski.

Man darf aber nicht einmal annehmen, daß wenn beide ausnahmsweise einmal in der Würdigung geschichtlicher Tatsachen übereinstimmen, eine historische Wahrheit als gegeben zu setzen wäre. Beide sind der Meinung, daß die Pariser Revolutionäre durch das Vorgehen der Staatsregierung am 18. März in die Kommunebewegung förmlich hineingestoßen worden seien, ohne es eigentlich zu wollen. In Wirklichkeit sind zwar die Leute der Internationale durch die revolutionäre Bewegung des 18. März vor vollendete Tatsachen gestellt worden, die ihnen durchaus nicht angenehm waren. Dagegen sind die Revolutionismacher blanquistisch-jakobinischer Richtung ganz und gar nicht im Verlauf bloßer Verteidigung gegen einen reaktionären Überfall zu Herren des Stadthauses geworden. Die Idee, daß den Vorstädten die Erhebung des 18. März reinweg aufgenötigt worden sei, ist nur möglich, wenn man diesen Revolutionsstag einfach aus dem geschichtlichen Zusammenhang herausreißt unter Ignorierung alles Vorausgegangenen. Tatsächlich war der Konflikt auf dem Montmartre nichts als der notwendige Schlusseffekt einer Kette von revolutionären Vorstößen gegen die von der eben gewählten Nationalversammlung gesetzte Landesregierung. Um, der Kürze halber, in der Vorgeschichte des 18. März gar nicht bis auf die Putschversuche des 31. Oktober 1870 und des 22. Januar 1871 zurückzugreifen, genügt die Feststellung, daß es bei der in den Faubourgs herrschenden Unzufriedenheit mit der inneren und äußeren Politik dahin gekommen war, daß die revolutionären Bataillone der Nationalgarde sich einer großen Masse von Geschützen, anderen Waffen und der zugehörigen Munition bemächtigt und eine revolutionäre Räteorganisation mit einem von den Blanquisten geleiteten Zentralkomitee an der Spitze gegeben hatten, das den konstituierten Autoritäten die Macht streitig machte. Diese waren, wenn sie nicht einfach abdanken wollten, zu Abwehrmaßregeln gezwungen, und daher wurde am 18. März die Expedition nach dem Montmartre unternommen, um den »heiligen Berg der Emeute« auszuräumen. Der totale Fehlschlag erklärt sich einerseits daraus, daß etwelche im Laufe der Belagerung und im Gefolge der Kapitulation unzuverlässig gewordene Truppenteile an die Spitze genommen worden waren, andernteils dadurch, daß die bürgerlichen Bataillone, infolge Ignorierung ihrer bedrängten materiellen Lage durch die Nationalversammlung verärgert, dem Generalmarsch kein Gehör schenkten. Das vorläufige Endergebnis war, daß die Regierung Paris verließ und die ihr treu gebliebene Masse der Truppen ebendahin dirigierte, während die Vorstädter ins Innere der Stadt eindrangen und das Zentralkomitee sich als vorläufige Regierung im Stadthaus installierte.

In dem relativ unblutigen Verlauf des 18. März erblickt Kautsky einen Beweis für den humanen Grundzug der Kommunebewegung, wohingegen Trotski zwar gelten läßt, daß sich sentimentale Humanität gezeigt habe, diese aber als Energielosigkeit hinstellt. Wenn demgegenüber von allen Gegnern der Kommune die Ermordung der Generale Lecomte und Thomas in den Mittelpunkt der Märzvorgänge gerückt wird, so schiebt Kautsky diesen Lynxakt ausschließlich den übergegangenen Soldaten in die Schuhe, was ebensowenig stimmt wie im Falle des schon Ende Februar in unsäglich schauderhafter Weise zu Tode gemarterten Vincenzini oder im Falle einer

Anzahl von Polizeibeamten, die in den nächsten Tagen nach dem 18. März umgebracht wurden. Besonders aber legt Kautsky Gewicht darauf, daß das Zentralkomitee jede Verantwortung für den Tod der Generale von sich gewiesen habe. Darauf wäre nun zu erwidern, daß es aber auch nicht das geringste getan, um diese Tragödie zu verhindern. Außerdem aber lief die Verlesung der Erschießungen auf dem Montmartre durch das Zentralkomitee nur darauf hinaus, sich selbst aus dem Spiel zu bringen, während auf der anderen Seite auch eine Kundmachung erfolgte, die nur von einer Hinrichtung, nicht von einem Morde wissen wollte und behauptete, daß mit den beiden Menschen nach dem Kriegsrecht verfahren worden wäre. Mit der von Trozki beklagten Sentimentalität war es also nicht so weit her, und nach ein paar Tagen bewies die vom »General« Bergeret befehligte und vom Zentralkomitee in jeder Weise gedeckte, aber tatsächlich ganz unverantwortliche Schießerei auf die bürgerlichen Demonstranten am Vendômeplatz, daß auch unter den maßgebenden Kommunisten kein Mangel an Leuten war, die durchaus nicht vor der Anwendung des alten terroristischen Rezeptes zurückschreckten, wonach der Baum der Freiheit mit Blut gedüngt werden muß.

Der Vorgang des 22. März läßt schon erkennen, daß die anfängliche Neutralität der bürgerlichen Schichten sehr rasch einer steigenden Opposition gegen die Hissung der roten Fahne Platz machte, und wirklich war in den ersten Tagen nach dem 18. März das Zentralkomitee mit seinen Vorständen noch keineswegs Herr über die ganze innere Stadt, zumal den Westen, wo vielmehr zahlreiche bürgerliche Bataillone vorerst noch unter Waffen standen und im Besitz wichtiger Punkte waren. Schon dadurch wird der sowohl von Kautsky wie von Trozki gegen das Zentralkomitee erhobene Vorwurf hinfällig, daß es sich einer verhängnisvollen Unterlassungsünde schuldig gemacht, indem es nicht sofort den Regierungstruppen in Richtung Versailles nachgestoßen und dadurch die Sprengung der Nationalversammlung erzielt hätte. Selbst angenommen, es wäre dies mit Rücksicht auf die Pariser Verhältnisse möglich gewesen, so wäre eine solche Verfolgung günstigstenfalls auf einen bloßen Luftstoß hinausgelaufen, indem etwa die Versailler einen neuen Rückzug nach Fontainebleau hätten antreten können, dem zu folgen nicht geraten gewesen wäre, da die Pariser, je weiter sie sich von ihrem Ausgangspunkt entfernten, auf um so feindseligeres Terrain kommen mußten. Wahrscheinlich aber wären sie schon vor Versailles auf militärischen Widerstand gestoßen, den sie nicht hätten brechen können. Denn die Pariser Nationalgarde entbehrte an sich der Schulung für den Krieg im freien Felde, entbehrte sachkundiger Führer und entbehrte gespannter Artillerie. Wenn sie also unversehens, ohne Möglichkeit der Antwort, Granat- und Schrapnellfeuer bekommen hätten, so wäre zweifellos ein »sauve qui peut« ausgebrochen wie hernach am 3. April bei dem tragikomischen Vormarsch auf Versailles, der in Wahrheit den Anfang vom Ende bedeutete. Als dieser Vorstoß unternommen wurde, war in Paris offiziell nicht mehr das Zentralkomitee am Ruder, sondern der am 26. März gewählte Kommunerrat und die von ihm bestellte Regierung. In Wirklichkeit aber hörte die Soldatenratswirtschaft keineswegs auf. Dafür ist der 3. April der beste Beweis. Denn die Expedition nach Versailles war keineswegs von der Kommune genehmigt, sondern erfolgte bloß mit dem Segen des Zentralkomitees, das denn überhaupt fortgesetzt der

verantwortlichen Pariser Regierung nach Kräften ins Handwerk pflückte. Das führt denn zu der Frage, inwiefern die Kommunebewegung auf dem Boden der sogenannten formalen Demokratie stand.

Hier steht nun für Kautsky fest die unweigerliche Anerkennung des Prinzips, auch von seiten des Zentralkomitees, daß den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts die oberste Macht gebühre. Hingegen tadelt Trozki zwar, daß das Zentralkomitee nicht alle Macht in Händen behielt, erblickt aber doch in der Kommune die lebendige Verneinung der formalen Demokratie, sieht ihr Wesen als das einer revolutionären Diktatur an. Er vermag für diese Auffassung gewichtige Tatsachen ins Feld zu führen. Was zunächst die Entstehung der Kommune durch eine allgemeine Abstimmung in der Hauptstadt angeht, so ist es nicht ganz grundlos, wenn Trozki meint, die in Paris gebliebene Bourgeoisie habe bei all ihrer Frechheit dennoch die revolutionären Bataillone gefürchtet: »und die Wahlen fanden unter dem Zeichen dieser Furcht statt, die eine Vorahnung des weiterhin unvermeidlichen roten Terrors war«.

Wie man sich dazu auch stelle, unleugbar ist jedenfalls, daß für die aus den Wahlurnen als Sieger hervorgegangenen »Roten« aller Schattierungen insgesamt doch nicht viel mehr als ein Viertel aller Wahlberechtigten gestimmt hat. Dazu war bei diesen allgemeinen Wahlen das Kommunebanner noch nicht offen entfaltet, sondern es wurde angeblich ein Munizipalat gewählt. Daß unter diesen Umständen ein großer Teil bloßer Mitläufer rote Stimmzettel abgegeben hat, erwiesen ganz zweifellos die Ersatzwahlen vom 16. April, bei denen angesichts der nun unverkennbaren Situation und des Ernstes der Lage selbst in Arrondissements mit am 26. März recht starker Wahlbeteiligung nur noch ein Fünftel der eingeschriebenen Bürger zur Urne ging. Dies sonach selbst in Paris die Kommune auf eine Minderheitsherrschaft ausgesprochenster Art hinaus, so zerfließt die Illusion, daß sie das Mehrheitsprinzip der Demokratie anerkennt, vollends in nichts, sobald man sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß sie auf die Lokalinurrektion einer einzelnen Stadt gegen das ganze Land hinausliefe, also den Grundsatz der Volkssouveränität in der handgreiflichsten Art verletzte. »Die Tatsache, daß die Macht in Paris selbst auf Grund allgemeiner Abstimmung gewählt war,« sagt Trozki mit vollem Recht, »beseitigt nicht eine andere Tatsache, die von viel größerer Tragweite ist: die militärischen Aktionen der Kommune, einer Stadt, gegen das bäuerliche Frankreich, das heißt das ganze Land.«

Wenn Trozki allerdings gegen Kautsky sagt, daß die Kommune nach den Traditionen und dem Plan ihrer leitenden politischen Partei, der Blanquisten, der Ausdruck der Diktatur einer revolutionären Stadt über das ganze Land war, so ist dazu ergänzend hinzuzufügen, daß der Standpunkt der sozialistischen Minorität sich keineswegs mit dem der blanquistisch-jakobinischen Majorität in der Kommune deckte. Die sozialistische Gruppe, deren Kern die Leute von der Internationale bildeten, wollte in ihrer Art demokratisch sein und wollte jedenfalls von den Diktaturideen der Blanquisten nichts wissen. Ihre führenden Köpfe hatten das ganze Treiben der Terroristen vor wie nach dem 18. März mit dem größten Mißbehagen angesehen und sich schließlich nur deshalb in das Pariser Chaos hineinziehen lassen, weil sie es als Pflicht ansahen, die einmal ausgebrochene proletarische Bewegung nicht ihrem Schicksal unter den Händen der Putschpolitiker und

Revolutionäromantiker zu überlassen. Um ihr Gewissen zu salbieren, verschanzten sie sich hinter den Theorien von der Autonomie der Kommunen, vom Föderalismus, wonach jede einzelne Gemeinde Anrecht auf volle Selbstregierung habe und mit den übrigen nur durch ein loses Ständeverhältnis in Zusammenhang treten sollte; Paris insbesondere war als Freistadt gedacht und sollte seine Rechte bloß verteidigungsweise gegen die Versailler wahrnehmen.

Diese Verfassungsutopie und diese juristischen Fiktionen hinderten aber nicht, daß die sozialistische Minderheit in enge Sackgasse geraten war, indem sie, an der Kommuneregierung mitbeteiligt, auch die Mitverantwortung übernahm für die Politik der Mehrheit, die ganz unlegbar auf eine Kommune im Stile von 1793/94, das heißt auf eine Pariser Diktatur über Frankreich hinauslief. Die Majorität hat es freilich schließlich nicht verschmäht, sich das von dem Föderalisten Denis fabrizierte Manifest vom 19. April zu eigen zu machen, um auf diese Art so etwas Ähnliches wie einen kommunalistischen Rechtsboden zu konstruieren. Das war aber ihrerseits, bei ihrem notorischen Zentralismus, bloß Sand in die Augen. Ihre Taten stimmten mit den Worten nicht überein; denn sie hatten sich gleich als komplette Regierung der Republik aufgefah, angriffsweise Operationen gegen Versailles geschehen lassen, die Konfiskation aufgehoben, die Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen, das Verfügungsrecht über die Bank von Frankreich in Anspruch genommen, Versuche gemacht, eine eigene auswärtige Politik zu treiben.

Weit entfernt von bloßer Kommunalpolitik, strebte man die soziale Revolution nicht nur für ganz Frankreich, nein, für die ganze Welt an. Die Weltrepublik spielte in den Kundgebungen der Kommunarden eine große Rolle. Mit dem internationalen Gedanken wurde ja auch zum Teil der Akt des Vandalismus begründet, der am 16. Mai vor sich ging, die Niederlegung der Vendôme-Säule. Man muß sich übrigens hüten, daraus falsche Schlüsse zu ziehen. Davor warnt schon die Würdigung dieser Maßnahme durch Eiffagaran, der zwar darin einen Beweis erblickt, daß der Klassenkampf jetzt den Völkerkrieg verdrängen sollte, gleichzeitig aber eine Verurteilung des vorübergehenden Sieges der Preußen. Darin hat Trotski nicht unrecht, daß er betont, die Kommunarden seien überwiegend von patriotischen Erwägungen ausgegangen. Bei Kautsky ist das auch für den Anfang der revolutionären Bewegung, wo es völlig auf der Hand liegt, nur ganz schwach angedeutet und verschwindet dann völlig im Hintergrund. Tatsache ist aber, daß der Nachfolger des selbst sehr patriotischen Generals Cluseret im Kriegsministerium, Rossel, den Anschluß an die Kommune hauptsächlich deshalb mit seiner militärischen Vergangenheit vereinbar fand, weil er der Meinung war, auf diese Art eher zur Revanche gelangen zu können. Tatsache ist auch, daß den in Paris befindlichen Deutschen unter der Kommune höchst übel mitgespielt wurde. Tatsache ist schließlich, daß der Familie Marx die Kommuneflüchtlinge sehr bald auch durch ihren französischen Chauvinismus unendlich geworden sind. Daß aber die Pariser Revolutionäre während der Kommune auf die Deutschen nicht gut zu sprechen waren, ist insofern recht begreiflich, als diese ihnen wie eine Kugel am Bein hingen. Die Ostforts waren in deutschen Händen. Das kam während der zweiten Belagerung der Kommune zugute, indem sie Paris mit Hilfe der Verkehrsmittel aus dieser

Richtung verpropiantieren konnten. Es liegt aber auf der Hand, daß sie nur von deutschen Gnaden überhaupt existierten. Sobald sie etwas unternahmen, was den deutschen Interessen widersprach, zum Beispiel in finanzieller Hinsicht — Bankfrage —, wurde die Falle zugemacht, und Paris mußte von der Luft leben. Auch darin spiegelt sich die völlige Ausichtslosigkeit der Pariser Bewegung, daß sie schon aus außenpolitischen Gründen Bankrott machen mußte.

Hierauf lief aber überhaupt der ganze Pariser Betrieb je länger je mehr hinaus. Die Kommune war nicht imstande, die schwierigen Probleme zu lösen, die sich ihr aufdrängten. Am allerwenigsten war es die Mehrheit, die wohl eine Menge abenteuerlicher Gestalten mit hochtrabenden Worten und Gesteen stellte, aber so gut wie gar keine Männer der praktischen Arbeit. Diese entstammten fast nur der Minderheitspartei, aus deren Reihen eine Anzahl Leute in Verwaltungsposten eine sehr respektable Figur gemacht haben. Wenn Kautsky das hervorhebt, so ist das an sich richtig. Er hätte aber auch nicht übergehen sollen, daß die heute zu überblickenden Tatsachen keineswegs erlauben, aus solchen Fällen allgemeine Schlüsse zu ziehen, wie dies Marx damals tat, indem er die Kommune als Beweis für die Regierungsfähigkeit der Arbeiterklasse in Anspruch nahm. Diesen Stein des Anstoßes umgeht Trotzki auch. Als historische Wahrheit muß aber bezeichnet werden, daß im ganzen das Pariser Proletariat nicht in der Lage war, das nötige kompetente Personal nicht nur für eine Anzahl von Regierungsämtern, sondern auch für alle mittleren Beamtenstellen zu liefern. Daher erklärt sich, daß bei der im Gefolge der Pariser Revolution entfesselten Stellenjagd allherd Leute von fragwürdiger Qualifikation in wichtige Posten kamen, erklärt sich ein höchst mangelhaftes Funktionieren des ganzen Verwaltungsmechanismus, erklärt sich auch, daß allherd Expropriationen von öffentlichem oder persönlichem Eigentum durch skrupellose Menschen oder Banden von Menschen möglich waren, die auf die Gewährleistung der Rechtsordnung ein übles Licht warfen.

Im großen geschah überhaupt nichts, um eine Gesundung des vom Kriege her darniederliegenden Wirtschaftslebens von Paris herbeizuführen. Die naive traditionelle Vorstellung der Blanquisten und Babouvisten, kurzerhand auf dem Verordnungsweg den Kommunismus einzuführen, kam selbstverständlich im Ernste gar nicht in Betracht. Aber auch die bescheidenere Sozialisierungsidee der Minderheit, zunächst einmal die stillliegenden Betriebe auf genossenschaftlichem Wege wieder in Gang zu bringen, blieb bloßes Projekt. Die traurige Wirklichkeit war und blieb, daß die große Mehrzahl der Arbeiter von ihrem mageren Sold als Nationalgardisten vegetierten. Was man auch sonst sagen mag, um die Bürgerkriegsverhältnisse und den Mangel an Zeit als Erklärung für die sozialpolitische Sterilität der Kommune geltend zu machen, so bleibt unbestreitbar ein völliges Versagen in der Verwertung der uniformierten Arbeiterschaft. Unbedingtes Erfordernis war, diese entweder militärisch oder wirtschaftlich nutzbar zu machen. Die Kommune vermochte aber mit der ungeheuren Mehrzahl weder dies noch jenes fertigzubringen. Für mindestens sieben Achtel der Nationalgarde bedeutete ihr Sold weiter nichts als eine höchst unzureichende Erwerbslosenunterstützung. Ernstlich zum Kriegsdienst heranzuziehen vermochte nämlich die Kommune auf die Dauer nur einige 20 000 Mann, die guten Willens waren.

Wenn sowohl Kautsky als Trotski trotzdem meinen, ersterer, daß die Pariser an der Kommune mit begeisterter Fähigkeit gehangen hätten, letzterer, daß die aktive Minderheit den Willen der passiven Mehrheit geäußert hätte, so muß demgegenüber als profaische Wirklichkeit festgestellt werden, daß von der Minorität, die sich von Unbeginn für die Kommune interessiert hatte, allmählich sich auch noch immer größere Teile von der Bewegung enttäuscht zurückzogen, so daß schließlich an den Straßenkämpfen der blutigen Woche im Mai nur höchstens 12 000 Personen teilnahmen, denen die Versailler mit der zehnfachen Anzahl gegenübertraten. Allein die immer ungünstiger sich gestaltende Proportion der beiderseitigen Streitkräfte hätte für die Kommune Grund sein müssen, beizeiten auf ein Abkommen mit der Landesregierung hinzuwirken. Daß dies angebracht gewesen wäre, ist auch Kautsky nicht ganz entgangen, wobei er freilich Kompromißbedingungen stellt, die bei den faktischen Machtverhältnissen nicht erreichbar gewesen wären. Trotski als Intransigent hält natürlich jeden Kompromißgedanken für verhängnisvoll und sieht darin den Grund für das militärische Schicksal der Kommune. Nach seiner Meinung wollten die Führer von vornherein eine Verständigung und nicht den Kampf. Das ist in dieser Allgemeinheit bestimmt nicht richtig. Richtig ist aber, daß es Führer gab, in der Hauptsache unter der sozialistischen Minorität, die ein Abkommen als wünschenswert erkannten. Jedoch war gegen die radikale Unvernunft des blinden Fanatismus nicht aufzukommen.

Noch am 6. Mai erklärte ein Manifest des Zentralkomitees der Frauenunion mit den Obertiteln »Französische Republik — Pariser Kommune« den Gedanken an Versöhnung für Verrat, verlangte den Krieg bis aufs äußerste, hielt den Sieg der Arbeitersache für sicher, wollte das Wachstum des Freiheitsbaums durch Begießen mit dem Blute seiner Feinde gefördert wissen, schrie nach Rache, Taten, Energie. Ein anderer Aufruf revolutionärer Frauen sprach offen aus, daß weder sie noch die Feinde Gnade wollten; sie würden sich in Ermangelung anderer Waffen der Pflastersteine bedienen, um die Verräter zu zerschmettern.

Solche Kundgebungen legen natürlich einigen Zweifel nahe, ob die Kommune so »völlig durchdrungen war von dem Geist der Humanität«, wie Kautsky meint. Um dem ohne weiteres beizupflichten, müßte man noch an anderen Tatsachen aus der Zeit vor dem letzten Verzweiflungskampf vorbeigehen, zum Beispiel daran, daß ein derartiges Preßorgan wie der »Père Duchêne« eine Auflage von 60 000 Stück hatte, von denen freilich ein großer Teil von Leuten gekauft worden sein dürfte, die den Nervenkitzel liebten. Angesichts der Ignorierung nächstliegender Tatsachen durch Kautsky hat Trotski natürlich leichtes Spiel mit ihm. Versteigt sich doch Kautsky schließlich gar so weit, in der Geschichte der letzten Bürgerkriegstage den Beweis zu entdecken, »wie fern die Kommune jedem Terrorismus war«. Hierzu konstatiert Trotski eine Reihe von Tatsachen als Beweis dafür, daß die Kommune im Prinzip den Weg der Abschreckung betrat, wie er behauptet, von der Logik des Kampfes gezwungen. Hiervon abgesehen, ist es nicht grundlos, wenn er meint, die Kommune wäre bei längerem Bestand »zu einer schärferen Maßnahme zur Unterdrückung der Gegenrevolution« übergegangen, während freilich ihm selber die volle Verantwortung für die halbschamlose Logik eines terroristischen Gewalt- und Vabanquepolitikers

überlassen bleiben muß, daß die Geschichte dabei gewiß nicht zu kurz gekommen wäre.

So viel ist jedenfalls sicher, daß die Bahn des Terrorismus schon durch die Geiseldedikrete des April mit ihrer nächsten Konsequenz wahlloser Massenverhaftungen beschriftet und durch Schaffung eines Wohlfahrtsausschusses nach dem Muster von 1793, dem Ziel einer Blutdiktatur entgegen, weiterverfolgt wurde. Darum beantwortete ja auch die sozialistische Minderheit die Wohlfahrtsausschußbeschlüsse der terroristischen Mehrheit schließlich mit dem Austritt aus der Kommune. Sie sind, zu ihrem Unglück, nicht dabei geblieben, sondern haben sich einreden lassen, daß es Pflicht sei, bis zum bitteren Ende auszuharren. Sie sind also mit ihren politischen Gegnern zusammen, von denen sie als Girondisten verhöhnt wurden, in den letzten Kampf gegangen und sind also auch für Akte mit haftbar gemacht worden, die sie gar nicht billigten. Die Kommune als Körperschaft aber, wie sie durch die Mehrheit dirigiert wurde, ist von der Verantwortung für die terroristischen Exzesse der blutigen Woche nicht reinzuwaschen. Die blanquistischen Kommuneflüchtlinge haben sich selbst und die Kommune im ganzen sowohl mit den Geismördern als mit den Brandstiftungen identifiziert, alle Erschießungen von Thomas und Lecomte bis zu den Dominikanern von Arcueil, von Bonjeau bis zu den Gendarmen der Rue Fago, von Darbois bis Chaubey als Justizakte bezeichnet, für die sie ihr Teil von Verantwortlichkeit ebenso beanspruchten wie für die Brandstiftungen, gleichviel, ob es sich bei diesen um militärische Maßnahmen oder um bloße Akte des Vandalismus handelte.

Durch alles das aber wurde gegen die Kommunarden eine namenlose Wut hervorgerufen, die den Unschuldigen mit dem Schuldigen büßen ließ und Tausende von Opfern forderte. Kein unbefangener Geschichtsbetrachter kann behaupten, daß die Versailer durch Humanität gegläntzt hätten. Aber es wäre auch sinnlos, in Abrede zu stellen, daß der rote Schrecken den weißen zur Folge gehabt hat. Überhaupt aber kann es keinem vernünftigen Zweck dienen, sich die Geschichte der Kommune so zurechtzulegen, wie man sie gern haben möchte. Zu lernen ist daraus nur etwas, wenn man den Mut besitzt, die Tatsachen von allen Seiten ins Auge zu fassen, auch wenn sich dann herausstellt, daß die Kommune nicht sowohl ein Muster als eine Warnung war.

Neue Wege der Oper

Von Dr. Alfred Guttman (Berlin)

I

Die Oper ist kein natürlich entstandenes, irgendwie aus dem Volk erwachsenes Gebilde. Ums Jahr 1600 etwa haben in Florenz und in Mantua hochgebildete adlige Herren, Gelehrte und Künstler, gemeint, die höchste Blüte der alten griechischen Theaterkunst zu neuem Leben zu erwecken, indem sie griechische Helden- und Göttersagen in musikalischer Gestaltung auf die Bühne brachten. Indem sie wähten, damit eine alte Form der Kunst wieder zu beleben, begingen sie zwar einen großen kunstgeschichtlichen Irrtum — indessen wurde so ein Gegengewicht gegen die kirchliche Kunst des sogenannten »Oratoriums« geschaffen, das ebenfalls zum Teil auf der Bühne die Gestalten der Bibel, Tugenden und Laster, den Passionsweg Christi zur

Darstellung brachte. Nun nahmen diese Musikreformatoren die heidnischen Götter- und Heldensagen als Vorwürfe szenischer Gestaltung und ließen Orpheus und Eurypide ihr Liebesglück und ihre Trauer mit Orchesterbegleitung auf der Bühne singend vorführen. So kämpften die freigeistigen und schöngeistigen Gelehrten und Kunstfreunde mit ihrer Revolutionierung der Musik auf der einen Seite, die konservative kirchliche Kunst auf der anderen Seite um die Seele der musikhörenden Menschen. Dieser Gegensatz prägt sich auch darin aus, daß der Höhepunkt der kirchlichen Kunst in Palestrina um 1600 mit dem Ausblühen dieser neuen modernen Kunst der sogenannten »Chromatiker« zusammenfiel. Wenn man sich ganz grob eine Vorstellung von dieser neuen Richtung verschaffen will, so spiele man eine Tonleiter oder eine einfache Melodie nur auf den weißen Tasten des Klaviers und versuche dann, wieviel zahlreicher die Schattierungen werden, wenn man auch die schwarzen Tasten mit zur Melodiebildung benützt. Diese »Neutöner« jener alten Zeit, deren Hauptvertreter der geniale Monteverdi war, wurden aufs schärfste von den Hütern der Tradition bekämpft, und es dauerte lange, ehe diese neue Form der Oper zu wirklich musikalischer Bedeutung im Volksleben gelangte. Am ehesten in Süditalien, wo in der »Römischen Oper« schon im siebzehnten Jahrhundert die Personen des Volkes, zum Teil mit Dialektsprachen, auftraten. Immerhin zeigt sich deutlich, daß diese damals neuen Errungenschaften der Tonsprache in die Zukunft wiesen, daß die alte Kirchenmusik ihren künstlerischen Höhepunkt überschritten hatte.

Der erste große Geist der Oper, der nun eine neue und sozusagen vorbildliche Sprache schuf, war Gluck (1714 bis 1787). Mit ihm beginnt die Oper als Kunstform. Seine schlichte Melodieerfindung geht auf das Volksliedartige zurück. Edel und rein sind die der griechischen Mythologie entnommenen Stoffe und ebenbürtig die musikalische Gestaltung. Noch heute wirken seine Opern gleich stark auf einfache Gemüter wie auf den Kenner. Die unbedingte Wahrheit des Ausdrucks hat allen seinen Werken den Stempel aufgedrückt. Und eine reiche Phantasie belebte bis ins tiefste seine Kunst. Ein Beispiel: Als der von den Furien verfolgte Muttermörder Orest in einer Rahepause seiner Qualen der Hoffnung Raum gibt, daß er nun Ruhe gefunden habe, stellt der große Meister die unruhig pochende Begleitung des Orchesters der langgezogenen Melodie der Singstimme gegenüber. Seine Freunde konnten dem Fluge der Phantasie nicht folgen und fanden einen inneren Riß zwischen dem Gesang und der Begleitung; ihnen antwortete der Meister und erklärte damit eine neue, psychologisch unerschöpfliche Methode des musikalischen Ausdrucks: »Orest läßt!« Hier konnte eben die neue Kunst der Musik zwei einander widersprechende Empfindungen zu gleicher Zeit geben: die scheinbare Ruhe des Muttermörders und die im Untergrund schlummernden Gewissensqualen, die bald wieder neu hervorbrechen sollen.

Der nächste große deutsche Meister, der neue Wege ging, war Mozart (1756 bis 1791). Niemals vordem und danach ist wohl ein solches Wunder geschehen wie in diesem Knaben, Jüngling und Mann. Hier war die Musik selber in einem Menschen verkörpert. Eine solche Fülle von künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten, von Charakterisierungen einzelner Personen der Dramen und Lustspiele, ein solcher Reichtum an schönen und immer neuen, immer charakteristischen Einfällen, ein sich stets erneuernder, kaleidoskopisch

wechselnder Reigen von bezaubernden, erschütternden, zu Tränen rührenden, beglückenden, erheiternden Klängen ist nie wieder der Welt geboten worden. Das schwerste Problem des Opernkomponisten, das Finden eines Textbuchs (*»Libretto«* nennt es der Fachausdruck) machte ihm keine wesentlichen Schwierigkeiten. Was er anrührte, und waren es die plattesten Possen eines vielgewandten Hans Dampf in allen Gassen, wie es der Theaterdirektor und Bassbuffo Schikaneder war, wurde in seiner Hand zum edelsten Kunstwerk. Dessen Libretto *»Die Zauberflöte«*, ein ganz unbeschreiblich dummer, unpoetischer Text mit den albernsten Situationen und Personen, ist durch ihn ein unsterbliches Meisterwerk der Opernkunst geworden. Und noch heute erschüttern die monumentalen Klänge, mit denen die Ouvertüre zum *»Don Juan«* anhebt, jeden musikalischen Menschen, der das Grauen nachempfinden kann, das durch das Erscheinen der lebendig gewordenen Statue des von Don Juan im Zweikampf getötenen Komturs in der Phantasie des Musikers aufstand und zu Tönen wurde.

Beethoven (1770 bis 1827), der auf anderem Gebiet Mozarts Lebenswerk fortsetzte, ist in der Form der Oper nicht so bahnbrechend geworden wie sonst. Die Bühne lag seinem großen, innerlich eingestellten Geiste nicht so gut. Der *»Fidelio«* ist als sein einziges Bühnenwerk mehr durch die Reinheit der seelischen Idee, durch das Wegfallen aller Liebesangelegenheiten der Helden der Handlung mehr als durch seine Ausführung von Bedeutung für die Entwicklung der Oper. Wesentlich wichtiger war die Zeit der Romantik. Hier ist vor allem Weber (1786 bis 1826) zu nennen. Sein *»Freischütz«* war für die Musikwelt ein Ereignis. Und für das *»Volk«* von größter Bedeutung. Hier waren die handelnden Hauptpersonen selber Kinder des Volkes, sie sangen Melodien, die zwar edel und in musikalischer Hinsicht allen Anforderungen genügend waren, die aber zugleich so volkstümlichen Zuschnitt hatten, daß sie sofort in den Musikbestand des Volkes übergehen konnten. Der *»Jungfernkranz«* wurde *»Volkslied«*, der Jägerchor, das Gebet der Agathe konnten in den Besitz aller musikfreudigen einfachen Menschen übergehen. Und die ganze romantische Welt des Volkslebens und -fühlens, die Natur, die Nacht, die Zwischenregion zwischen der Wirklichkeit und dem Reiche der Phantasie, sie ging in der Musik Webers *»über die Bühne«*. Auf ihr baute der letzte große Revolutionär der Oper auf, dessen Werk noch zu betrachten ist, ehe wir uns den Wegen zuwenden, die die Oper in der Gegenwart eingeschlagen hat, das Werk Richard Wagners (1813 bis 1883). Seine Bedeutung (die natürlich in diesen wenigen Strichen kaum andeutungsweise dargelegt werden kann) beruht — neben der starken, rein musikalischen Begabung — vor allem auf dem von ihm erkannten und mit rücksichtsloser Konsequenz durchgeführten Zusammenwirken aller Künste für das Bühnenwerk. Wagner war Dichter, Musiker, Regisseur, Bühnenmeister in einer Person. Seine Stoffe entnahm er aus bisher unerforschten Gebieten, vor allem der altdeutschen Götter- und Heldensage, der Edda, die er in tiefphilosophischer Weise um- und ausdeutete. Er sah die Szene bis ins einzelne vor seinem geistigen Auge, ehe er die Dichtung seiner Bühnenwerke begann. Er bediente sich dabei einer sehr eigentümlichen Form, der des *»Stabreims«*, wo sich nicht die Endworte reimen, sondern die Anfänge der Verse durch Klangverwandtschaft miteinander in Beziehung stehen. Auch seine Vertonung war völlig neuartig. Eine neue Art

der Sprachbehandlung des Gesanges, der zu einer gehobenen Sprache ausgestaltet wurde, verlangte eine neue Sängergeneration mit gutem Stimmmaterial, mit schauspielerisch-dramatischer Begabung. Der »Wagnerfänger« wurde ein neuer Typ. Die Formung der szenischen Darstellung, die technischen Regieforderungen an die Beleuchtungsfachleute, Dekorateure, Bühnenmaler usw. zur Entwicklung des Bühnenbildes (Wandeldekorationen, Szenen auf dem Grunde des Rheins, Riesen, Drachen, Zwerge, Tiere) — kurz alles, was zum fertigen Bühnenwerk gehört, wurde von Wagner von Grund auf einheitlich neu gestaltet zum »Gesamtkunstwerk« des Musikdramas. Auf's bestigste von seinen Zeitgenossen bekämpft, dann mit Widerstreben anerkannt, schließlich bewundert und beneidet, schuf er am Ende seines Lebens in Bayreuth sein »Festspielhaus«, das ausschließlich der mustergültigen Wiedergabe seiner Werke geweiht war.

Neben diesen Hauptlinien der Entwicklung in Deutschland laufen natürlich noch viele Nebenlinien. So die Form der »komischen Oper« (Beispiele: Lorchs »Zar und Zimmermann«, Nikolais »Lustige Weiber«), dann die »große Oper« mit Balletten, Prunkaufzügen und pompöser Ausstattung ohne entsprechenden inneren Wert (Beispiele: Meyerbeers »Hugenotten«, »Der Prophet«) und anderes. In Italien hat besonders die Spieloper (Beispiel: Rossinis »Barbier von Sevilla«) und die Opernform Verdis (»Trubadour«), in Frankreich die sentimentale Form von Gounods »Margarite« (nicht Faust ist es hier, um den es sich handelt, wie bei Goethe!) oder die graziöse Lustspieloper (Beispiel: »Die weiße Dame« von Boieldieu) ihre eigenen Bedingungen, die, obwohl Wagners Auftreten auch dort wichtige Entwicklungen zur Folge hatte, überall ihren besonderen Gesetzen folgen.

Nach Wagner schien ein Stillstand der Bewegung zu folgen. Man imitierte den Meister oder versuchte weiter in den alten Formen, die sich im Gegensatz zu seiner Kunst befanden, zu schaffen. In Wagners Bahnen gingen seine Schüler und Nachfolger wie zum Beispiel Humperdinck mit der reizenden Märchenoper »Hänsel und Gretel«. Seine Technik übertrug in genialer Weise der alte Verdi ins Italienische in seinem meisterhaften Lustspiel »Falstaff«. Wagner wurde die große Mode in der ganzen Welt.

Aber inzwischen hatte auf anderen Gebieten eine weitere Entwicklung eingesetzt, die den Ohren Klangliches zumutete, das weit über Wagner hinausging. Das Orchester wurde durch Musiker wie Strauß, Mahler usw. immer mehr verfeinert. Man fand allmählich Wagners einstmals angestauntes Klangkolorit (im »Ring des Nibelungen«, dem vier Abende füllenden Riesenwerk, hatten die tiefen Blasinstrumente, die sogenannten Tuben, einstmals die Mitwelt mit neuen, unerhörten Klangkombinationen in Erstaunen und Bewunderung versetzt!) etwas veraltet. Man suchte auch nach neuen stofflichen Reizen. Und so begann eine Weiterentwicklung der modernen Oper nach mehreren Richtungen hin. Der böseste Rückschlag in ethischer Beziehung nach seinem Wirken erfolgte in Italien. Schon zu Wagners Zeiten war die Gegenbewegung sehr deutlich erkennbar gewesen. In Frankreich schuf Bizet seine »Carmen«, die, von den strammen Wagnerianern als »Dirnendrama« verschrien, wegen ihrer musikalischen und dramatischen Bedeutung einen Siegeszug durch die ganze Welt führte und einen Riesenscheitern, einstmals Wagners intimen Freund, mit Begeisterung erfüllte. Was dort aber durch künstlerische Gestaltung Wert erhielt, die milde

Leidenschaft der zigeunerhaften Zigarettenarbeiterin Carmen und das Schicksal des ihr verfallenen spanischen Sergeanten José — ein allgemein-menschlicher Seelenkonflikt, von dem Dichter Mérimée erfunden und hier in einer dramatisch lebendigen und zugleich höchst kunstvollen, formvollendeten Musik mit stark spanischem Kolorit zum Tönen gebracht —, diese Stoffe wurden nun in der Manie des »Verismo«, womit man die »Wahrheit« des Ausdrucks vortäuschen wollte, zum Schema der modernen italienischen Oper. Ein nicht genug zu beklagender Erfolg blühte dieser »Schnapsromantik«, wie man die Werke jener Zeit mit Recht genannt hat. Die »Cavalleria« wie der »Bajazzo« wirkten auf die niedrigsten Instinkte, peitschten die naive Menge durch brutale und künstlerisch unbedeutende Musik zu einem Hintertreppendrama auf. Das Bürgertum bereitete Mascagni und Leoncavallo Triumphe. Ja dieser letztere erhielt sogar von Wilhelm II. den Auftrag, eine deutsch-vaterländische Oper »Der Roland von Berlin« zu schreiben, was er auch — mit völligem Mißlingen natürlich — tat! So wurde der Geschmack und Geist des Publikums, den Wagners Auftreten gehoben hatte, jahrzehntelang wieder verdorben. Erst als in Italien ein Künstler wie Puccini mit eigener Physiognomie und großem Können auftrat, begann der Fuzelauß zu verfliegen. Auch er hat Werke von offensichtlicher Brutalität geschrieben, wie die »Tosca«, aber daneben so reizvolle, feine Stücke wie die »Bohème«. Die »Tosca«, die in einer hervorragenden Vorstellung im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg zur Auffrischung und Nachprüfung seines Urteils vom Verfasser besucht wurde, wirkte wieder wie früher als »Schauerdramatik« oder, besser gesagt, als Kinodramatik; denn genau so spekuliert das Kinedrama (nach Sudermannschem Muster) auf die Sensationslust und den ungebildeten Geschmack der Masse. Puccini hat »Szenen aus der Bohème« des Franzosen Murger zu seinem berühmtesten Werk »Die Bohème« zusammengestellt und somit wenigstens »einen Schatten der Schatten« — um mit Plato zu sprechen — der ursprünglichen dichterischen Idee erfaßt. So hat er in »Madame Butterfly« eine Novelle des französischen Dichters Pierre Loti benußt, für die »Tosca« aber eine Novelle übler Art von Sardou, dem gewandten französischen Librettovorfasser. Der Zuschnitt aller dieser Opern nach Inhalt wie Form ist also wesentlich vom Gegenstand bedingt. In der musikalischen Ausgestaltung hingegen hat gerade Puccini sehr charakteristische, individuelle Züge hineingebracht, die auf dem Boden der starken melodischen Erfindung der italienischen Schule zweifellos eine Bereicherung des Opernstils bedeuten. Wie er süße, blühende Melodien einziger Art, wie er ein farbenprächtiges Orchester mit seltsamen Harmonien (die sogenannten Puccini-Quinten sind eines dieser reizvollen Mittel) verwendet, wie er Tanzformen veredelt und seine geschmeidigen, gesangvollen musikalischen Motive durch das Werk hindurch verwendet und verwandelt, ist außerordentlich reizvoll. Daß fast alle seine Werke große Technik der Ausführung seitens der Sänger verlangen, ist auch für das Virtuosenhafte dieser Kunst charakteristisch. Besonders die Tenorpartien, durch Caruso zuerst über die Welt verbreitet, sind das Ziel aller unserer Helden vom hohen C; überzeugend dargestellt und gut gesungen wirkt diese Oper auch in Deutschland sehr stark.

Die moderne Oper in Frankreich hat in Debussy ihren bemerkenswertesten Vertreter, insofern als Massenet und Saint-Saëns eigentlich auf Wagners

Grundlagen weiterbauen. Die neuen Franzosen aber sind nicht nur Meister des Orchesters, sondern sprechen in einer neuen Tonsprache. Während die bisher übliche Tonleiter aus einer Reihenfolge von ganzen Tonschritten (e zu d, d zu e usw.) und Halbtonschritten (c zu f, h zu c) besteht, schuf die neufranzösische Schule die nur aus Ganztonschritten bestehende Skala, die natürlich zu völlig neuen, sehr eigenartig klingenden Melodien und Harmonien führt. Ihr Vorgehen hat also im Prinzip manche Verwandtschaft mit dem der »Chromatiker« zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts. Die Oper »Pelleas und Melisande«, deren Dichtung von Maeterlinck verfaßt ist, lebt so in einer eigenen, mystisch-verklärten Musiksphäre. Diese Richtung hat bei uns in Deutschland weniger eigene Wirkung als Nachwirkung gehabt; die Originalopern haben es nur zu Achtungserfolgen gebracht, die Bee dieser Musik aber hat weitergewirkt. Außer diesen beiden Heimatländern der Oper kommen nur die modernen Russen (Strawinsky und andere) für neue Wege in Betracht. Ihnen und den neuen Köpfen der deutschen Opernmusik gilt ein zweiter Artikel.

(Schluß folgt)

Literarische Rundschau

Dr. Herbert Kraus, *Vom Wesen des Völkerbundes*. Berlin 1920, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Preis 10 Mark.

Der Verfasser dieses Buches, der bei den Versailler Friedensverhandlungen und der Unterzeichnung des Friedensvertrags als Vertreter des Deutschen Reiches tätig gewesen ist und deshalb als Sachverständiger bezeichnet werden muß, will den innersten Wesenskern des Völkerbundsgebankens enthüllen und damit die Frage: »Was ist der Völkerbund?« beantworten. Er definiert den Völkerbund als eine ständige Organisation innerhalb der bisher unorganisierten Völkerrechtsgemeinschaft auf der Grundlage rechtlicher Gleichstellung der Beteiligten ohne Beschränkung ihrer innerstaatlichen Rechtsbefugnisse. Seine Aufgaben gruppieren sich um die beiden großen Pole, zwischen denen aller Staatenverkehr von jeher hin und her pendelt, nämlich um internationale Interessengemeinschaften und internationale Interessengegensätze, sein Ziel ist die Förderung der gemeinsamen und die Beseitigung (Entspannung) der gegensätzlichen Interessen. Der Zusammenschluß der Staaten zur Förderung gemeinsamer Interessen hat in den Jahrzehnten vor dem Kriege eine starke Lebenskraft entfaltet und wird auch nach dem Kriege wieder eifrig gepflegt, wenn auch unter teilweiser Ausschaltung des Deutschen Reiches, der Gedanke des Völkerbundes läuft darauf hinaus, eine organisierte Weltrechtsordnung zu schaffen, um internationale Interessenkonflikte zu lösen, ohne doch den Einzelstaaten ihre eigene Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu nehmen. Fraglich ist nur, ob der neu entstandene Völkerbund ein Staatenbund und darüber hinaus ein wirklicher Völkerbund im Sinne dieses Rechtes ist. Allerdings ist der in Paris gegründete Völkerbund eine ständige politische Verbindung mit eigenen Organen, die sich ein eigenes internationales Verfassungsrecht geschaffen hat, er beeinträchtigt auch die Herrschaftsgewalt der einzelnen Staaten nicht, aber er trägt den Charakter einer Oligarchie, einer Bevorzugung einzelner Staaten gegenüber anderen. Wenn auch Deutschland unter dem Zwange der Not zugleich mit dem Friedensvertrag die Völkerbundsatzung unterschrieben hat, so bedeutet das noch keineswegs seine Verpflichtung, in den Völkerbund einzutreten, wenn es dazu aufgefordert wird. Durch den Beitritt zum Völkerbund gewinnt es keinerlei Rechte, es ist gewissermaßen ein geduldetes Mitglied. Der Pariser Völkerbund ist tatsächlich ein Instrument der Sieger zur Durchführung der Friedensverträge, die offenbar das

Stigma der Unaufrichtigkeit und Hinterhältigkeit an sich fragen. Alles in allem genommen muß man zu dem Ergebnis kommen, daß die Pariser Völkerbundsatzung nicht nur eine politische, sondern auch eine juristisch-technische Mißgeburt ist.

Franz Laufkötter

Edmund Fischer, *Die Sozialisierung der Wasserwirtschaft in Sachsen*. Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, 7. Heft. Dresden 1920, Verlag von Zahn & Jaensch.

Nach dem sächsischen Wasserrecht steht, wie Fischer in seiner Schrift ausführt, die Verfügung über das Wasser nicht allein dem Staat und den Gemeinden, sondern vielfach noch privaten Eigentümern zu. Fischer fordert, daß nicht nur die fließenden Gewässer dem Staate zur ausschließlichen Verfügung überlassen werden, sondern auch das Eigentumsrecht am Grundwasser auf Staat und Gemeinden übergeht. Seine Forderung begründet er damit, daß er näher ausführt, welche Bedeutung das Wasser für die Wirtschaft und Gesundheit des Volkes hat. In Sachsen können nach den bisher vorliegenden Untersuchungen im ganzen 72 Talsperren gebaut werden, von denen 6 bereits gebaut sind. Durch den Ausbau der Wasserkräfte ließen sich in Sachsen zwar nur etwa 44 000 Pferdekkräfte gewinnen, während im Jahre 1913 in Sachsen bei den feststehenden Dampfmaschinen und Lokomotiven 1 522 668 Pferdekkräfte zu verzeichnen waren; aber der Ausbau von Talsperren sei zugleich von größter Bedeutung für Hochwasserschutz und Trinkwasserversorgung.

Die Trinkwasserversorgung liegt in Sachsen, wie Fischer an Hand der Statistik nachweist, noch vielfach im argen, da es vielen Gemeinden noch an Wasserleitungen fehlt. In der Landwirtschaft ließen sich durch Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen große Ertragssteigerungen erreichen, und auch für die Fischzucht würden die Gewässer nicht so rationell ausgenutzt, wie das möglich wäre. Aus diesen Gründen fordert Fischer die einheitliche Leitung der ganzen Wasserwirtschaft durch ein staatliches Wasserwirtschaftsamt, dem nicht nur die Aufsicht über die Gewässer und ihre Benutzung zusteht, sondern von dem auch die Initiative zum Ausbau der Wasserwirtschaftsanlagen ausgeht. Die Wasserwirtschaft solle aber nicht nur ein zentralistisch-bureaukratischer Mechanismus sein. Deshalb schlägt Fischer die Bildung von Wasserwirtschaftsbezirken vor, in denen Wasserwirtschaftsgenossenschaften, denen Gemeinden, Gemeindeverbände und eventuell der Staat angehören, Träger der Wasserwirtschaft sind, soweit nicht einzelne Teile, zum Beispiel örtliche Wasserversorgungsanlagen, der Regelung der einzelnen Gemeinden überlassen bleiben müssen.

Max Sachs

Philipp Snowden, *Wages and Prices*. London 1920, Faith Press. VII und 124 Seiten.

Die Schrift beginnt mit einer historischen und volkswirtschaftlichen Würdigung des Systems der Lohnarbeit. Daran schließen sich Kapitel über die Quelle des Lohn Einkommens, die Beziehungen zwischen der Lohnarbeiterschaft und dem Staat, das Verhältnis zwischen Löhnen, Waren und Preisen, die Theorie der Preisbildung, die Preise und Gewinne zur Kriegszeit, den Einfluß der Monopole auf die Preise, die Geldbewertung und den Wettlauf zwischen Waren, Preisen und Löhnen. Snowden betont, daß es für die Arbeiter vorteilhafter wäre, Preisherabsetzungen statt Lohnerhöhungen zu erstreben, denn während letztere zugleich durch Preiserhöhungen wieder ausgeglichen werden, würde es für die Unternehmer bei weitem schwerer sein, stets den Preisreduktionen entsprechende Lohnkürzungen zu erzwingen, namentlich dann, wenn nicht zugleich die wirtschaftliche Konjunktur sinke und die Arbeitslosigkeit umfangreich werde. In den produktiven Wirtschaftszweigen könnten zudem die höheren Lohnkosten größtenteils durch Einführung mehr rationaler Betriebsmethoden ausgeglichen werden. Schwerer ins Gewicht fälle die

Lohnherbähung der nichtproduktiven Arbeiter, die nicht durch gesteigerte Wirtschaftlichkeit des Betriebs ausgeglichen werden könne.

Zur Erzielung einer Preislenkung empfiehlt Snowden unter anderem Verminderung des Papiergeldumlaufs, Herabsetzung der schwebenden Schuld durch wirksame Steuermagnahmen (Vermögensabgabe), Verstaatlichung des Bankwesens, staatliche Einflußnahme bei Festsetzung von Monopolpreisen usw. Fehllinger

Raymond Lefevre, La Révolution ou la Mort. Paris, Verlag der «Clarté».

Raymond Lefevre ist kürzlich auf tragische Weise, durch ein Schiffsunglück auf dem Wege nach Rußland, zugrunde gegangen. Sein eben erst erschienenes Werk erlangt dadurch als sein »Vermächtnis« erhöhte Bedeutung. Es zählt zu den radikalsten Schriften unter den Neuerscheinungen der sozialistischen Literatur Frankreichs und bekennt sich unbedingt zur Dritten Internationale. Ohne dem Terror das Wort zu reden — Lefevre lehnt die »Schreckensmänner« der ersten französischen Revolution entschieden ab —, stellt er Frankreich doch vor die Frage: Revolution oder Tod, denn er sieht in dem Weiterwüsten des schrankenlosen Kapitalismus, wie er sich gerade nach dem Kriege in den Weststaaten breitmacht, die Vernichtung Frankreichs. Er weist nach, daß die Reichen Frankreich zugrunde richten, indem sie die kostbarsten Werte ans Ausland, besonders nach Amerika, verschleudern, daß die Unvernunft der Regierung die Lebensfähigkeit der unbemittelten Bevölkerung unterbindet, indem sie sie mit unerträglichen Steuern belastet und durch die ungeheure Teuerung wirtschaftlich vernichtet, und daß der Kapitalismus überhaupt Krieg, das heißt Menschenvernichtung, Krankheit und Verelendung der breiten Massen bedeutet. Daher ist der schärfste Kampf gegen den Kapitalismus notwendig, um Frankreich von seinen tödlichen Wirkungen zu befreien.

J r m a S i s t

L. Pöble, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Leipzig und Berlin 1920, Verlag von O. B. Teubner.

In der Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« erscheint bereits in vierter Auflage ein Buch des Leipziger Professors Ludwig Pöble, das in fünf Vorträgen einen Überblick gibt über den Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands in den letzten hundert Jahren. Es behandelt die Umwandlung Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat, die Umgestaltung der Landwirtschaft unter dem Einfluß der Agrarreformen und dem Druck der Bevölkerungszunahme, die Lage von Handwerk und Hausindustrie, die Entwicklung der Großindustrie, die industrielle Kartellierung, die Entstehung der gewerblichen Arbeiterfrage, die Umgestaltung des Verkehrswesens und die Wandlungen im Handel. In einem Schlußwort wird die Lage der deutschen Volkswirtschaft nach dem Weltkrieg erörtert, wobei der Verfasser die Ursache des Weltkriegs in der steigenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt und die Ursache des Zusammenbruchs in der falschen Politik der maßgebenden Stellen erblickt. — Das Buch bietet reiches Material und kann deshalb empfohlen werden.

F. L.

Wilhelm Rhenius, Der Amateur-Kolonist. Winke und Geschichten aus den La-Plata-Staaten. Leipzig, Georg Meiseburger. 102 Seiten. Preis gebettet 1 Mark, gebunden 10 Mark.

Ein Buch für Auswanderer, geschrieben von einem, der sich in den südamerikanischen Auswandererländern selbst versuchte, kommt in diesen Zeiten, da Deutschland von seinem Menschenüberfluß abzugeben hat, gerade recht. Freilich handelt es sich um Eindrücke und Beobachtungen, die in der Vorkriegszeit entstanden sind, wo sie zuerst im »Argentinischen Wochenblatt« zur Veröffentlichung gelangten. Die vorliegende zweite Auflage aber stammt aus der Gegenwart und ist bestrebt, den veränderten Welt- und Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen. Das Buch, in

dem Wahres und Erdichtetes mit anerkennenswertem Geschick vermengt sind, wendet sich in der Hauptsache an deutsche Leser. Ihnen werden allerlei beachtenswerte Winke gegeben; und wer gründlicher liest, wird aus den mit vielem Humor vorgetragenen Schilderungen sich manchen wertvollen Kern von Anregung und Aufklärung herauszuschälen vermögen. Er wird die wertvolle Belehrung empfangen, daß in den südamerikanischen La-Plata-Staaten nur ganz willensstarke, zielbewußte Menschen Wurzel zu fassen vermögen, daß auch dort nicht die gebratenen Vögel in der Luft herumfliegen und nur unermüdlische, kernige Arbeit vorwärtsführt. Deutschen Arbeitern, die auswanderungslustig sind, dürfte die Lektüre des unterhaltsamen Buches jedenfalls nichts schaden; sie könnten von manchem Irrtum geheilt werden, bevor sie allzu hartes Lehrgeld gezahlt hätten. In

Ludwig Thoma, Der Jagerloisl. Eine Tegernseer Geschichte. München, Verlag von A. Langen. 192 Seiten. Preis geheftet 12 Mark, gebunden 18 Mark.

Seit »Altach« und seinen »Erinnerungen« weiß man, daß es mit dem Verfasser der »Lausbubengeschichten«, der »Josef-Filser«-Erzählungen, der »Schlemihl«-Verse und des »Andreas-Wösk«-Romans abwärts geht. Nichts mehr von politischer Satire, nichts mehr von ernstem Männerzorn, nichts mehr von ironischer Frozelei. Geduldig neben Ludwig Ganghofer, dem er vor einigen Monaten die Grabrede hielt, zieht heute Ludwig Thoma seine Straße. Ja, nicht einmal Ganghofer — der »Jagerloisl« bescheldet sich schon bei Artur Achleitner! Der Jagerloisl ist ein braver Jägerbursch, der dem auf Bierzehrender und Weiber erpichten Herrn Baron seine Referenz erweist, im rechten Augenblick den Wilderer ertappt und seiner rassistischen Männlichkeit wegen den in Tegernsee weilenden Berliner Sommerfrischlerinnen mächtig imponiert. Also ein ganz harmloses Buch, das man noch vor wenigen Jahren von einem Ludwig Thoma nie und nimmer erwartet hätte. Kl

Theodor Thomas, In Vaters Hofen. Lustige Geschichten. Berlin, Vorwärtsverlag.

In sogenannten lustigen Büchern ist die Parteiliteratur nicht gerade reich. Das liegt nicht nur an der Zeit, sondern an der ganzen Tendenz, in der die Sozialdemokratie geworden und gewachsen ist. Auch ihre belletristischen Erzeugnisse geben ja davon Kunde. Um so vergnüglicher liest sich dafür ein Buch, das wie das vorliegende eine Anzahl launiger Geschichten in sich vereinigt, die dem Alltag abgelauscht sind und die Geschehnisse möglichst ungeschminkt so wiedergeben, wie sie sich ereignet haben. Nirgends ist denn auch die humoristische Note irgendwie absichtlich an den Haaren herbeigezogen. Das Erleben ist nur von einem lächelnden Beobachter geschildert, der die glückliche Gabe besitzt, sich von den Sorgen und Nöten des Tages nicht den Humor rauben zu lassen. Von sich selbst erzählt Thomas in der Hauptsache: von seinen Lehrlings-, Wander- und Gesellenjahren, von Kriegs- und Friedenszeiten und von der Teuerung der Gegenwart. Da zeichnet er manche drollige Figur: den ehrbaren Handwerksmeister, den Alkohol schuftenden Arbeitskollegen, den Hamsterer, den Besserwisser. Lachend und lebensseht sind alle seine Figuren hingestellt. Die Situationen sind nicht immer gerade spaßige, aber der Humor verläßt unseren Frankfurter Plauderer niemals; und der ist immer stark und gesund genug, uns beim Lesen des Buches eine vergnügte Stunde zu bereiten. Große literarische Ansprüche darf man freilich an diese lustigen Geschichten nicht stellen; sie sind vielfach recht oberflächlich gearbeitet; ein wenig mehr durchgefesselte Art hätte ihnen sicherlich nicht geschadet. Aber ihren Zweck erfüllen sie dennoch: sie halten dem Leser einen lachenden Spiegel vor. Und das dürfte für diese leicht hingeworfenen Schnurren auch schließlich genügen. Jedenfalls kann dem mit einer hübschen humorvollen farbigen Umschlagzeichnung versehenen Buch ein möglichst weitgreifender Erfolg gewünscht werden. L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Grubenverstaatlichung und Arbeiterbewegung in England. Von Max Schippel.

Die Wirtschaftsprobleme der proletarischen Diktatur. Von Dr. Elias Hurwicz.

Freie Landwirtschaft und Wohnungswesen. Von W. Guske.

In Charles Baudelaires Gedächtnis. Von J. Kliche.

Literarische Rundschau: Professor Dr. med. Hermann Klaatsch, Der Verdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. + Walter Engel, Geldgestaltung und Einkommensgestaltung. Neue Aufgaben und Erfolgsmöglichkeiten der Gewerkschaften.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs ab zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Verbandsbefreiung Einbanddecken für Halbjahrsbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Turbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Rußbaum, Dr. A.**, Das neue deutsche Wirtschaftsrecht. Eine systematische Übersicht über die Entwicklung des Privatrechts und der benachbarten Rechtsgebiete seit Ausbruch des Weltkrieges. Berlin, Julius Springer. 100 S. Geh. 16 M.
- Oestreich, Paul**, Zur Produktionschule. (Entschiedene Schulreform III.) Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 62 S. Geh. 5 M.
- Panin, Viktor**, Das zaristische Rußland. Berlin, A. Seehof & Co. 288 S. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- Päkel, W.**, Rededisposition zum Reichsiedlungsgesetz. Berlin, Vorwärtsverlag. 8 S.
- Permer, R.**, Hamburgs neue Verfassung und das Bürgerchaftswahlgesetz. Mit einer Einleitung. Hamburg, Auer & Co. 82 S. Kart. M. 2.20.
- Petersmann, Gustav**, Staatsbankrott oder sozialdemokratische Steuerpolitik. Berlin, Vorwärtsverlag. 29 S. Geh. M. 1.50.
- Scheidt, Ad.**, Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 89 S. Geh. 4 M.
- Schwertfeger, Bernh.**, Der „Tiger“. Die Kriegserben Georges Clemenceaus. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 185 S. Geh. 12 M.
- Schwinge, Otto**, Eine Lücke in der Terminologie der Einsteinschen Relativitätslehre. Ihre Beseitigung schlichtet automatisch den Streit über das Thema: Absolut oder relativ? Allgemeinverständlich dargestellt. Berlin-Steglitz, Otto Ernst Puhle. 80 S. Geh. 3 M.
- Sädekum, Dr. A.**, Kapital- und Gewinnbeteiligung als Grundlage planmäßiger Wirtschaftsführung. Berlin, Julius Springer. 89 S. Geh. M. 4.40.
- Teubners kleine Fachwörterbücher.** Band 6: C. W. Schmidt, Geologisch-mineralogisches Wörterbuch. 198 S. Geh. 8 M. und Feuerungszuschlag. Band 7: Fr. Giese, Psychologisches Wörterbuch. 170 S. Geh. 7 M. und Feuerungszuschlag. Band 8: D. Kende, Geographisches Wörterbuch. 285 S. Geh. 9 M.
- Varga, Dr. G.**, Die wirtschaftlichen Probleme der proletarischen Diktatur. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 138 S. Geh. 10 M.
- Viera, Joseph**, Nationaler Kommunismus. Deutschlands Bollwerk gegen Ost und West. Ein Weckruf an den deutschen Michel. München, Bruno Kuhn. 25 S. Geh. 3 M.
- Vogeler, Heinrich**, Die Freiheit der Liebe in der kommunistischen Gesellschaft. Hamburg, Konrad Hans. 28 S. Geh. 3 M.
- Vorländer, Dr. R.**, Immanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 108 S.
- Weber, Max**, Grundriß der Sozialökonomie. III. Abteilung: Wirtschaft und Gesellschaft. I. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Tübingen, J. C. B. Mohr. 108 S. Geh. 27 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 2

Ausgegeben am 8. April 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Grubenverstaatlichung und Arbeiterbewegung in England

Von Max Schippel

Als Mitte März Smillie von der Leitung der mächtigsten britischen Trade Union zurücktrat, konnte er sich mit Recht auf sein Alter von zwei- undsechzig Jahren und auf seine, über normalen Kräfteverbrauch weit hinausreichende jahrzehntelange aufreibende Tätigkeit als gewerkschaftlicher Organisator, als politischer Weckrufer und als unermüdlicher Führer des Arbeiterbildungswesens berufen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, was die Blätter hinzufügen: sein Rücktrittsentschluß sei beschleunigt worden durch die Enttäuschung, die ihm die nur lauwarme Unterstützung des Grubenverstaatlichungsgebankens durch den Trade Unionismus, diesen als Einheit und Ganzes genommen, bereitet habe — der Trade Unionismus ist aber in England viel mehr als bei uns die Arbeiterbewegung überhaupt.

Der ausländische Beobachter hat es niemals so schwer wie heute gehabt, ein zutreffendes Bild der maßgebenden Vorgänge und Strömungen jenseits der eigenen Landesgrenzen zu erhalten. Aber vieles wies selbst den Fernstehenden darauf hin, daß auch anderwärts zwischen der schnellfertigen und bereitwilligst gegebenen Zustimmung zu einer Verstaatlichungsresolution und der Bereitschaft zu tatkräftigem, unter Umständen opfervollem Eintreten für eine Forderung nicht selten ein weiter Abstand sich geltend machen kann.

Nach außen hin schienen freilich zunächst alle Zweige der englischen Arbeiterbewegung mit der Führung der Miners' Federation und mit der Federation selber völlig einverstanden zu sein. Das braucht nicht wunderzunehmen bei der politischen Partei: der eigentlichen Labour Party, von der die grundsätzlich sozialistische Independent Labour Party zwar vielfach den lebenweckenden Sauerfeig, aber immerhin nur eine kleine äußerste Linke darstellt. Gleich vor den allgemeinen Wahlen vom Dezember 1918 nahm die außerordentliche Konferenz der Labour Party in Westminster am 14. November eine Entschliebung an, daß der Staat auch nach der Rückkehr des Friedens die Kohlen- und Eisengruben nicht wieder aus den Händen geben, die gegenwärtigen Eigner bei der Expropriation angemessen (on equitable terms) entschädigen und sowohl durch die Staatsregierung wie die Lokalbehörden die Kohlenversorgung gemeinwirtschaftlich (as public service) organisieren solle. Der Wahlauf Ruf verlangte alsdann »Nationalisierung und demokratische Leitung der lebenswichtigen öffentlichen Dienste wie Bergwerke« (neben den Eisenbahnen, der Schifffahrt, den Rüstungsgewerben und den Elektrizitätswerken). Die nächste Jahreskonferenz in Southport, 25. bis 27. Juni 1919, beglückwünschte dementsprechend die Miners' Federation zu dem Ergebnis der Königlichen Kommission, die sich

bekanntlich in der Mehrheit für das Staatseigentum an den Gruben, ferner für demokratische Mitleitung der Betriebsweise durch die Arbeiter ausgesprochen hatte. Weiter gab man in Southport den Anstoß zu einem gemeinsamen Agitationsfeldzug von Bergarbeiterbund, Parlamentarischem Komitee des Trades Union-Kongresses und der Arbeiterpartei. Diese Agitation setzte zunächst in der Tat unter Mitbeteiligung des Genossenschaftsverbandes (der Cooperative Union) ziemlich lebhaft ein. Eine Fülle von Reden, ein Strom von Flugschriften ergoß sich über das Land.

Wichtiger war, bei dem eigentümlichen Aufbau der englischen Arbeiterbewegung, die Aufnahme der Bergarbeiterpolitik bei den Trades Unions. Jedoch hier verlief zunächst gleichfalls alles nach Wunsch. Als Lloyd George am 18. August 1919 im Namen der Regierung die Ablehnung der Grubenverstaatlichung, des Hauptteils des Sankeyberichts, kundgegeben hatte, schlossen sich der protestierenden Miners' Federation nicht nur die beiden anderen Glieder des Dreiverbandes, die Eisenbahner und Transportarbeiter, ohne weiteres an; selbst die »direkte Aktion« zur Erzwingung der Nationalisation fand zum Teil lebhafteste Unterstützung in gewerkschaftlichen Kreisen. Anfang September 1919 stellte sich denn auch der Trades Union-Kongress in Glasgow einstimmig an die Seite der Bergleute bei ihrem Kampfe für die Nationalisierung: 4,4 von etwas über 4,5 Millionen Stimmen wiesen das Parlamentarische Komitee an, für den Fall, daß die Regierung sich nicht zur Grubenverstaatlichung im Sinne des Sankeyberichts verpflichten wolle, einen außerordentlichen Kongress einzuberufen, um über die Art des Vorgehens zu entscheiden, mit dem man auf die Regierung einen genügenden Druck zugunsten der Sankeyforderung auszuüben vermöge.

Am 9. Oktober fand die Aussprache der Gewerkschaften mit Lloyd George statt, ohne eine Willensänderung der Regierung anzubahnen. Der Sonderkongress Anfang Dezember in Westminster vertagte darauf die Entscheidung nochmals, bis nach dem Zusammentritt des Parlaments im Februar 1920. Dieses hatte sich sofort bei der Abreißdebatte mit einem Antrag der Arbeiterpartei auf Verstaatlichung der Kohlengruben zu beschäftigen: er fiel mit 329 gegen 64 Stimmen. Die Antwort bildete der außerordentliche Gewerkschaftskongress, der Mitte März in London abgehalten wurde, der jedoch, entgegen dem Votum der Bergleute und Maschinbauer, die direkte Aktion, das heißt den Generalstreik zur Erzwingung der Grubennationalisierung mit 3,87 gegen 1,05 Millionen Stimmen verwarf und mit 3,73 gegen 1,02 Millionen Stimmen erklärte, an der politisch-parlamentarischen Kampfweise, an der zähesten Agitation zur Vorbereitung von Neuwahlen festhalten zu wollen.

* * *

Die große Propagandabewegung, die sich unterdes, mit ihrem Gipfel im Winter 1919/20, entfaltete, war unbestreitbar in vielen Beziehungen vorbildlich. Eine Nation ist kaum jemals in so kurzem Zeitraum mit allen tatsächlichen Grundlagen und geistigen Strebezielen einer plötzlich in den Vordergrund gerückten, vorher kaum von irgendwelcher Seite besonders ernst genommenen Reformströmung vertraut gemacht worden — wenigstens was die Tätigkeit der organisierten Propaganda selber anlangt, die allerdings von der bürgerlichen Presse fast ganz und nicht ohne Erfolg totzu-

schweigen versucht wurde. Die eigenartigen Notstände und Lasten der Bergarbeit, die Kraftverschwendungen des in England viel mehr als bei uns in Deutschland zersplitterten Privatbetriebs, der Kohलगewinnung sowohl wie des Transports und der Verteilung, die besonderen Beziehungen zwischen dem Landbesitz an der Erdoberfläche und den Kohलगlagern im Erdinnern, die daraus hervorgehenden Tribute an die Landlords (royalties) bemühte man sich, durch eine Hochflut von zum Teil ausgezeichneten Flugschriften, Reden und Presseäußerungen zu allgemeinstem Bewußtsein zu bringen. Die überlieferte englische politische und wirtschaftliche Erziehung bewirkte es, daß dabei einzelne Fragen — wie der Lordismus, der Differentialrentenbezug, das heißt die Preisbildung nicht nach den durchschnittlichen, sondern nach den höchsten Produktionskosten — mehr als bei uns die Aufmerksamkeit fesselten:

Die britische Kohle, von der Natur dargeboten, wird als Eigentum von den Landlords beansprucht, die uns so viele Jahrhunderte hindurch Landlordgesetze auferlegten. . . . Was für Männer stehen hier im Wege? Männer wie der Herzog von Northumberland, der stündlich aus der Kohle 3 Pfund Sterling herauszieht und der bei dem Verhör vor dem Sankepausschuß zugehören mußte, daß er als Gegenleistung für diesen Kohlentribut selber nichts für das Land tue: Frage 15 184: »Für das Anrecht auf das Kohlenunterirdische, welchen Dienst leisten Sie dem Gemeinwesen?« Antwort des Herzogs: »Als Eigener des Kohlenunterirdischen, glaube ich, leiste ich dem Gemeinwesen keinen Dienst — nicht als Eigener der Kohle. . . .« Der Landlord, der von jeder Tonne Kohle seinen Tribut erhebt, wird selbst vom Kapitalisten abfällig beurteilt. . . .

Der Konsument trägt die Last der Übergewinne (surplus profits), die sich aus den ertragreicheren oder günstiger gelegenen Gruben ergeben, die aber, bei Gemeineigentum, der Gesamtheit zufließen würden.

Besser als sonst für diese propagandistische Ausaat vorbereitet war der Boden natürlich auch in England eine Zeitlang durch die mehrjährige Planwirtschaft der Kriegszeit mit ihrer einheitlichen Zusammenfassung der Grubenausbeuten, ihrer Transportrationalisierung und ihrer Preisregelung durch den Staat und die vom Staate geschaffenen Zentralstellen. Öffentlich-rechtliche Eingriffe und Organisationen schienen mit einem Male denkbar, empfehlenswert und sogar notwendig, denen früher die ganze englische Geistesverfassung bedingungslos widersprochen hätte. Warum sollte man wieder aus den Händen geben, was durch die Gunst ungewöhnlicher Verhältnisse dem Staatseinfluß unterstellt worden war?

Freilich ließ sich hier sehr bald die gleiche Beobachtung machen wie in Deutschland und anderwärts. Mit dem äußerlichen Fortbestand und der innerlichen Zersetzung der alten Kriegswirtschaft, die nur den ganz außerordentlichen Voraussetzungen der Kriegszeit entsprang und entsprach, ist in letzter Zeit die geistige Wirkung v o l l k o m m e n u m g e s e t z t . Die Maßgriffe und die innere Unfruchtbarkeit dieser Zwangswirtschaft offenbarten sich zuletzt so allseitig und so drastisch, daß augenblicklich fast allgemein eine vollständig entgegengesetzte Auffassung wie am Anfang der Kriegswirtschaftsperiode vorherrscht. Man glaubte eher zur schlimmsten Privatwirtschaft zurückkehren zu sollen, wie dem Staate neue Wirtschaftsaufgaben anvertrauen und übertragen zu können. Eine wohlgebrillte kapitalistische Presse hat seit vielen Monaten diesen Umschlag in einer Weise gefördert und bis ins Maßlose gesteigert, daß selbst für die Kohलगwirtschaft die Gegner

jeder wirklichen Staats- oder Gemeinwirtschaft in geradezu überraschender Schnelligkeit Oberwasser bekommen haben.

Leider stellte sich dabei mehr und mehr heraus, daß die Arbeiterbewegung selber von diesem Umschwung nicht unberührt blieb. Vielleicht wird man sogar hinzufügen dürfen: daß die englische Arbeiterbewegung wohl überhaupt niemals, außerhalb der Reihen der Bergleute, der Grubenverstaatlichung so überragende Bedeutung beimaß, wie wir dies für das Festland, wenigstens für Deutschland, noch immer behaupten können. Mit ihrem Drängen, durch »direkte Aktion« den Grubenverstaatlichungsgedanken durchzudrücken, fanden die Bergleute deshalb niemals ernstliche Gegenliebe, weder bei der Arbeiterpartei noch dem Trade Unionismus, und höchstens bei den engeren Bundesgenossen der Tripelallianz, den Eisenbahnern und den Verkehrsarbeitern, eine ziemlich nebelhafte, im Grunde zu nichts verpflichtende Zustimmung. Dazu kam, daß die wiederholten Lohnbewegungen der Bergarbeiter Gegenstände unter den Arbeitern selber enthüllten und wachriefen und den Bergarbeitern mit der Zeit manche Sympathien entzogen.

Schon auf dem Glasgower Trades Union-Kongreß vom September 1919 setzte Smillie zwar mit 2,6 gegen 1,9 Millionen Stimmen eine Art Labels-votum gegen das Parlamentarische Komitee durch, weil dieses nicht darauf eingegangen war, entsprechend einer Entschließung des Dreiverbandes eine Sondertagung zur Erörterung der direkten Aktion (zunächst zur Aufhebung der Wehrpflicht und Zurückziehung der Truppen aus Rußland) einzuberufen. Die Bergarbeiterdelegierten hatten jedoch von ihrer Organisation weiter den ausdrücklichen Auftrag: den Kongreß zu der Erklärung zu bringen, daß er zur Sicherung der Nationalisierung der Kohlenproduktion »die weitestgehenden und wirksamsten Schritte tun« werde (that the fullest and most effective action will be taken), und in Vorausicht eines solchen Beschlusses hatte die Federation zunächst von einem sofortigen eigenen Streik zur Erzwingung der Forderung abgesehen. Hinter die Grubennationalisierungsforderung größeren Nachdruck zu setzen, behielt jedoch der Trades Union-Kongreß, wie oben erwähnt, einer weiteren außerordentlichen Zusammenkunft vor, die im Dezember nochmals bis zum Frühjahr 1920 verschoben wurde. Hierbei, im März 1920, kam die überwiegende Grundstimmung der gewerkschaftlichen Massen noch deutlicher zum Ausdruck: mit fast 4 Millionen gegen kaum 1 Million Stimmen erklärte man sich gegen die Anwendung des Generalstreiks zur Erzwingung des Bergarbeiterprogramms, allerdings zugleich für die Fortsetzung der politischen Propaganda. Es war vergebens, daß Frank Hodges, der Schriftführer der Miners' Federation, die stärksten Töne anschlug: »Die Bergarbeiter waren, was die Behandlung des Sankeyberichts anlangt, die Opfer eines gigantischen politischen Betrugs. Die ganze parlamentarische Tätigkeit steht diskreditiert da. Die Produktion, in der wir tätig sind, geht dem Zusammenbruch (bankruptcy) entgegen; wir wollen sie wieder auf eine lebensfähige Grundlage bringen.«

Selbst als die politisch enttäuschten Bergarbeiter sofort eine neue Lohnerhöhung begehrten und bei Begründung dieses Verlangens äußerten: sie seien gewillt, ihre eigenen Bedürfnisse gegenüber einer im Interesse des Volkes verwalteten und bewirtschafteten Kohlenproduktion zurücktreten zu

lassen, für die Geldtaschen der Kapitalisten mußten sie dies jedoch ablehnen, verbesserten sie damit keineswegs ihre Stellung innerhalb der gesamten Arbeitererschaft.

Beim letzten Oktoberstreik brach dies noch sichtbarer durch; der Produktionsstillstand in weiten Industriegebieten erzeugte manche stille und offene Antipathie, und was das Kennzeichnendste war: die Bergarbeiterführer selber mußten geflissentlich jeden Zusammenhang der Streikbewegung mit der Nationalisierungspolitik bestreiten. Als Notwehr gegen Verelendung und Benachteiligung konnte diese Streikbewegung auf Verständnis und ruhigere Beurteilung rechnen; für die Grubenverstaatlichung Opfer und zum Teil sogar schwere Opfer zu bringen, fehlte unter den englischen Arbeitern damals bereits jegliche Neigung. Meines Erachtens läßt sich dies ganz deutlich aus den verschiedensten Anzeichen herauslesen. Smillie selber verwahrte sich in einem langen Schreiben an die »Times« nachdrücklich gegen jede politische Ausdeutung des Streiks: »Es ist unwahr, daß dieser Kampf für die Nationalisierung der Kohlengruben geführt wird. Diese Bewegung ist keine politische.« Auch die Art, wie die Bergarbeiterleitung die geforderte Lohnerhöhung mit einer staatlichen Ermäßigung der Inlandskohlenpreise zu verkoppeln suchte, hatte viel Gekünsteltes an sich und verfehlte um so mehr des wahrscheinlich beabsichtigten Eindrucks, als man diesen Konsumentenvorteil bei den beginnenden Einigungsverhandlungen sofort wieder sang- und klanglos in der Versenkung verschwinden ließ. Als die Eisenbahner einen Sympathiestreik beschlossen, verweigerte Thomas, als Generalsekretär, die notwendigen Maßnahmen zur tatsächlichen Ausführung. Peinliche Rückwirkungen des abschließenden, das »Prinzip« vollständig beiseite lassenden Kompromisses auf die Bergarbeiterorganisation selber blieben nicht aus: die beiden Vertreter von Südwales Brace und Hartshorn legten ihre Ämter nieder. Die große Zeit des allgemeinen politischen und organisatorischen Aufschwunges der Nationalisierungsbewegung war offenbar vorbei.

* *

Die durchschlagendste Veränderung der gesamten Lage wird jedoch nunmehr aus der Umgestaltung des Kohlenmarktes hervorstechen. Die »De-kontrolle«, das heißt der Abbau der ganzen Zwangswirtschaft, ist nicht bloß ausdrückliches Regierungsprogramm, sondern offensichtlich eine Forderung, die in der Geschäftswelt kaum auf irgendwelchen Widerstand stößt und vielfach geradezu wie eine Erlösung begrüßt wird. Die Senkung der Kohlenweltmarktpreise, die Bedrängnis der englischen Kohlenausfuhr wird in ihren Folgen zwar von der englischen Presse absichtlich maßlos übertrieben. Aber sie werden die Bergarbeiterbewegung mehr und mehr in die Verteidigung zurückwerfen und anderen Arbeiterschichten den Gedanken verleiden, daß mit einer solchen Krisis die Zeit gekommen sei, eine bedrohte Produktion in ihrem alten Aufbau aufzulösen und nach vollkommen veränderten Richtlinien wieder neu aufzurichten.

Der englische Kapitalismus ist einstweilen einer ernstlichen Gefahr entronnen, und es fragt sich nur, ob er nicht seinerseits zu einem großen Schlage gegen die unbequeme Bergarbeiterorganisation auszuholen bereit ist. Aber dazu hat das Grubenkapital doch wohl zu schwere andere Sorgen, die ihm eine Verständigung mit den Arbeitern immer noch nahelegen.

Die Wirtschaftsprobleme der proletarischen Diktatur

Von Dr. Elias Hurwicz

Die Wirtschaftsprobleme der proletarischen Diktatur sind, wie man sagen kann, eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart; denn selbst wenn man sich — die meisten führenden Theoretiker des Kommunismus tun dies — auf den Standpunkt stellt, daß die Diktatur des Proletariats nur eine Übergangsepoche darstellt, die zum wahren Sozialismus hinüberleitet, erscheint doch dieses zweite Stadium als eine notwendige Folge des ersteren und kann also außerhalb dieses Zusammenhanges gar nicht begriffen werden. Wir sind nun heute in dem glücklichen Falle, über dieses zentrale Thema ein Buch von berufenster Seite zu besitzen. Professor Dr. Eugen Varga, ehemaliger Präsident des Obersten Wirtschaftsrats der ungarischen Räterepublik, faßte während seiner Einschließung in Karlstein seine Erfahrungen und Überlegungen über dieses Thema in einem Buche zusammen: »Die wirtschaftspolitischen Probleme der proletarischen Diktatur«,¹ das wohl das Beste darstellt, was auf diesem Gebiet gesagt und geschrieben worden ist. Durch die dem Verfasser eigene Systematik der Darstellung entfaltet sich vor uns mit außergewöhnlicher Klarheit der ganze Komplex der fraglichen Wirtschaftsprobleme, der ganze Mechanismus der in der Diktatur des Proletariats wirkenden ideologischen, sozialen und ökonomischen Kräfte.

Als psychologisch-ökonomische Vorbedingung der proletarischen Diktatur gibt Varga die »grundlegende Tatsache« an, daß »der Verlust eines bereits erreichten Standards (das heißt im Kriege. E. H.) viel revolutionierender wirkt als der bloße Trieb nach Verbesserung der gewohnten Lebenshaltung«. Demgemäß erscheint als das nächste Ziel der proletarischen Diktatur die Erhöhung der Lebenshaltung des Proletariats. Worin soll aber diese Erhöhung bestehen? Mit trefflicher Nüchternheit antwortet darauf Varga: »Das Proletariat braucht zur Erhöhung seiner Lebenshaltung in erster Linie — Lebensmittel, dann gewisse Massenindustrieartikel: Möbel, Kleider, Wäsche, Heizmaterial« (S. 34). Dies muß den Charakter der Expropriation der besitzenden Klassen bestimmen: »Die Einschränkung oder gar Abschaffung des Luxuskonsums der herrschenden Klasse ergibt keinen Zuwachs an Konsumgütern für das Proletariat« (ebenda); »der Wohnungsnot kann nur zum geringen Teil durch die Beschlagnahme von Bourgeoiswohnungen, durch Verwendung der überflüssig gewordenen Geschäftslokale abgeholfen werden, wie das die Tätigkeit der Wohnungsämter in Budapest und in den Provinzkstädten beweist. Dieselben Erfahrungen machten wir mit den Möbeln. Mit der Erhöhung des Einkommens des industriellen Proletariats entstand eine riesige Nachfrage nach Schablonenmassenmöbeln« (S. 38).

Dies bedingt seinerseits einen Umbau des Produktionsapparats und eine Umschichtung der Arbeitskräfte aus den Luxusbetrieben in die Produktion von Massenbetrieben. Schon hier stößt aber die Diktatur des Proletariats mit dem gewerkschaftlichen Prinzip zusammen: denn bei einer derartigen Umschichtung müssen ja die Arbeiter jede Art von Arbeit leisten, zu welcher sie physisch überhaupt fähig sind, ohne Rücksicht auf ihre Fachbildung. (Mit

¹ Wien 1921, Verlag der Arbeiterbuchhandlung, Wien VIII. 138 Seiten. Preis broschiert 10 Mark.

dem gewerkschaftlichen Prinzip kollidiert die Wirtschaftsweise ja auch in gar manchem anderen Punkte: so bei der Zusammenlegung von Unternehmen, bei der Verteilung von Rohstoffen für die Produktion usw.) Daher auch die Forderung: »Alle gewerkschaftlichen Schranken müssen rücksichtslos geopfert werden!« (S. 61.) Aber selbst wenn sie geopfert werden, entstehen doch sehr schwere Probleme: den in einem Beschäftigungs Zweig überflüssig gewordenen Arbeitern muß natürlich eine Arbeitslosenunterstützung gewährt werden. Ist diese hoch, so schadet dies der Ergiebigkeit der Gesamtproduktion, da die Arbeiter wegen der geringen Differenz zwischen Arbeitslohn und Arbeitslosenunterstützung nicht geneigt sind, die schwere Bürde der Arbeit auf sich zu nehmen. Wird hingegen die Arbeitslosenunterstützung niedrig bemessen, so sträuben sich die Arbeiter sehr stark gegen jede Stilllegung von Betrieben, gegen jede Konzentration der Produktion, weil sie hierdurch »unverschuldet« arbeitslos werden. Unter diesen Umständen ist »kaum an eine andere Lösung zu denken als eine nicht allzu niedrige Arbeitslosenunterstützung« (S. 62).

Eine analoge Schwierigkeit entsteht bei der Regulierung des Arbeitslohns. Die allgemeine Einführung des Zeitlohns hatte zur Folge, daß sich die Arbeitsintensität verminderte und die Arbeitsleistung die Tendenz zeigte, sich auf die Leistung der schlechtesten Arbeiter zu nivellieren. Dazu kam eine tatsächliche Ungleichheit, Ungerechtigkeit gegenüber den besseren Arbeitern. So kehrten zum Beispiel die ungarischen Metallarbeiter spontan zum Akkordlohnsystem zurück. Aber damit war das Problem des Arbeitslohns noch lange nicht gelöst, denn die Erhöhung des Verdienstes durch die Akkordarbeit in der Diktatur kann für die Arbeiter nicht jene Bedeutung haben als im unversehrten Kapitalismus, in welchem jedes Einkommen ohne weiteres in reale Güter umgesetzt werden kann (S. 69). So bleibt als die »dem Wesen der Diktatur am besten entsprechende Lösung das ideologische Mittel, durch den Appell an den Gemeinfinn der Arbeiter, durch fortgesetzte Agitation die Schaffung der neuen Arbeitsdisziplin und die Erhöhung der Arbeitsintensität zu erreichen« (S. 70).

Im bisherigen haben wir auf einige allerdings sehr wichtige wirtschaftspolitische Industrie Probleme der proletarischen Diktatur hingewiesen, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, da die Behandlung aller einschlägigen Fragen uns weit über den Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes hinausführen würde und wir uns vor allem die prinzipiellen Ergebnisse der Schrift von Varga vergegenwärtigen wollen. Nun aber kommen wir zu dem meiner Ansicht nach zentralen Problem der proletarischen Diktatur, und zwar zum Agrarproblem.

Die ganze Bedeutung des Agrarproblems offenbart sich darin, daß die Diktatur des Proletariats ein ganz unerwartetes Resultat zeitigte: Aufsteiger der Karolpi-Revolution und der Diktatur des Proletariats wurden nicht die Bannerträger der neuen Gesellschaftsordnung, das industrielle Proletariat, sondern die landwirtschaftlichen Arbeiter und Dorfarmen, deren Lebensniveau, vor allem ihre Ernährung, eine nie geahnte Verbesserung erfuhr. Dieses Resultat hängt mit der Abschaffung des arbeitslosen Landeinkommens, der Bodenrente, zusammen, denn der jetzt enteignete Grundbesitzer verzehrte bisher seine Rente nicht selber, sondern verkaufte sie in Gestalt von Lebensmitteln nach der Stadt. »Für

das industrielle Proletariat bedeutet also die Diktatur des Proletariats« — sagt Varga ausdrücklich (wenn er auch die Worte »am Anfang« hinzufügt) — »ein weiteres Sinken der Lebenshaltung und vorerst nur eine moralische und kulturelle Standarderhöhung (Theater, Musik, Bibliotheken, Bäder usw.).« Dieses eigenartige Resultat, sagt Varga, muß zweifellos bei jeder proletarischen Diktatur eintreten. In der Tat, wir wissen, daß genau das gleiche Resultat auch in Sowjetrußland eingetroffen ist. Und dabei geschah die Durchführung der Enteignung in Ungarn in einer der russischen wirtschaftlich weitaus überlegenen Art und Weise; denn in Rußland wurde der Grundbesitz eigentlich gar nicht enteignet, sondern von den Bauern regellos unter sich aufgeteilt, während das landwirtschaftliche Inventar geraubt, verschleppt oder gar vernichtet wurde. Die ungarische Räterepublik erklärte dagegen am 3. April allen großen und Mittelbesitz samt dem ganzen lebenden und toten Inventar und den Forderungen und Bankguthaben ohne Entschädigung für enteignet. Der exproprierte Grundbesitz gelangte also unter die Macht der proletarischen Diktatur vollkommen unverfehrt und ohne Unterbrechung der Produktion.

Wie wurde nun mit diesem Grundbesitz verfahren? Aus den einzelnen Gütern wurden Produktivgenossenschaften gebildet. »Hätten wir«, erklärt Varga, »die Großgüter einfach für Staatseigentum erklärt, wären die Lohnforderungen der Arbeiter uferlos und die Arbeitsintensität minimal gewesen. Die Form der Produktivgenossenschaft wurde wegen der sozialen Rückständigkeit der landwirtschaftlichen Arbeiter gewählt. Auf diese Weise war die Möglichkeit gegeben, für die Arbeitsdisziplin und Arbeitsintensität damit zu agitieren, daß der Reinertrag des Gutes den Arbeitern selbst gehört. Hiermit wurde auch dem Bestreben der Landarbeiter, Eigenbesitz zu erhalten, in gewisser Weise Genüge getan« (S. 88/89). Aber hier stellte sich ein »schweres Hindernis« entgegen in Gestalt der »kurzsichtigen, der Diktatur feindlich gesinnten, ganz in der ererbten Geistes Einstellung verharrenden Führer der Landarbeitergewerkschaft«, die die Landarbeiter zu solchen maßlosen Forderungen verleiteten, bei deren Gewährung der ganze Rohrertrag der Landwirtschaft ihnen zugefallen und der städtischen Bevölkerung überhaupt nichts geblieben wäre. Dadurch wurde der großzügige Plan zentralisierter staatlicher Bewirtschaftung der Güter vereitelt, und das Agrarproblem blieb offen. Zu seiner Lösung schlägt Varga eine Reihe von Maßnahmen vor, die nichts als eine sklavische Nachahmung der Methoden der russischen Sowjetregierung darstellen, als da sind: Verbot des freien Handels, zeitweilige Unterbindung des gesamten Personenverkehrs auf den Eisenbahnen, um der Sackträgerei (Schleichhandel) das Handwerk zu legen, Hineintragung des Klassengegensatzes in das Dorf und dergleichen mehr. Varga betrachtet auch die agrarkommunistischen Versuche der russischen Sowjetregierung, die ihren Fehler bei der Enteignung der Güter eingesehen hat (vergl. Lenin, »Der Kampf ums Brot«), recht optimistisch. Nach den uns zur Verfügung stehenden Informationen versagten aber alle diese Versuche in allen ihren Stadien. Im Laufe des Jahres 1918 wurden in Sowjetrußland einige hundert sogenannter Agrarkommunen organisiert. Bis Anfang 1919 zerfielen jedoch schon 83 Prozent dieser Gründungen, und gegen Mitte 1919 verschwand auch der Rest. Der Hauptgrund dieses Mißerfolges besteht darin, daß, trotzdem die überwiegende

Reinheit der Mitglieder der Agrarkommunen aus Kommunisten bestand, in der ganzen Lebensweise der Agrarkommune und namentlich in der landwirtschaftlichen Arbeit vom Geiste gemeinsamen Fleißes nichts zu spüren war und die große Masse der Teilnehmer von »Eigentumsinstinkten durchdrungen war«.

Das zweite etwa im Juli 1919 einsetzende Stadium bildeten die sogenannten Sowjetwirtschaften, die zentralistisch verwaltet werden sollten. Aber auch diese scheiterten teils infolge der gleichen psychologischen Ursachen, teils infolge der Feindschaft der umliegenden Dörfer, denen allerlei Verpflichtungen auferlegt wurden, die sie als Fronarbeit empfanden. Keine günstigen Resultate erzielte man endlich auch mit dem im Sommer 1920 entworfenen Plan des sogenannten Fabrikgrundbesitzes, bei dem Fabrikarbeit und Landwirtschaft vereinigt werden sollten (ausführlicher habe ich über diesen ganzen Gegenstand in der »Weltbühne« am 10. Februar dieses Jahres unter dem Titel »Russischer Agrarkommunismus« berichtet). Offenbar aber bezweifelt Warga selber instinktiv den durchschlagenden Erfolg aller dieser Versuche, deren Hauptziel die Befreiung der Lebensmittelversorgung vom »Monopol des Bauern« ist, denn letzten Endes kann nach ihm die Frage nur durch die »Umgestaltung der ganzen bäuerlichen Ideologie« gelöst werden.

Die Ideologie und ihre Umgestaltung erscheint ihm wiederholt als der ausschlaggebende Faktor auch bei der Lösung der oben besprochenen Probleme der proletarischen Industrie. Alles in allem genommen, »ergab sich also bei der unvoreingenommenen geistigen Durchdringung des Verlaufs der ungarischen Räterediktatur, daß der Ideologie in revolutionären Zeitläufen eine viel größere Bedeutung zugehoben werden muß, als ein großer Teil der Marxisten glaubt«. Die Gefahr für den Bestand des Proletarierregimes besteht weniger in dem aktiven Widerstand der bisher herrschenden Klassen als in dem passiven Widerstand weiter Schichten des Proletariats selbst, welches sich von der überlieferten Ideologie nicht losreißen kann (S. 8/9).

Wir wollen schließen und die prinzipiellen Ergebnisse zusammenfassen. Die Vorbedingungen der proletarischen Diktatur in Ungarn waren noch günstiger als in Rußland; die Umwandlung und der organisatorische Umbau gingen rascher und energischer vor sich; die Enteignung der Produktionsmittel wurde bei weitem rationeller vollzogen; die Organisation selbst war von Anfang an zentralistischer; die Landesverhältnisse unvergleichlich übersichtlicher. Und dennoch — wir sahen es — die grundlegenden Wirtschaftsprobleme: der Arbeitslosigkeit, des Arbeitslohns, der Produktivität der Arbeit blieben ungelöst oder höchst mangelhaft gelöst; das Agrarproblem blieb offen; die »ererbte Ideologie« wucherte weiter fort. Also hat die proletarische Diktatur hier genau so wie in Rußland lauter offene, ungelöste Probleme hinterlassen.

Warga selbst aber bewegt sich letzten Endes in einem Kreise, ohne es zu merken. Er ist einsichtig genug, um die geschichtliche Irrationalität, die der proletarischen Diktatur unserer Zeit zugrunde liegt, zu erkennen: »Die Diktatur des Proletariats trat nicht dort und dann ein, wo und wann die materiellen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft im Schoße der alten am besten entwickelt waren, sondern dort, wo die Gewaltorganisation der herrschenden Klasse infolge der Niederlagen

am Kriegsschauplatz am stärksten zerrüttet war. Diese Niederlage aber wurde gerade durch den Verfall der materiellen und menschlichen Produktionskräfte hervorgerufen« (S. 41). In dieser Irrationalität liegt wohl auch der Hauptgrund des Scheiterns der ganzen Wirtschaftspolitik der proletarischen Diktatur. Aber das sieht Varga schon nicht mehr, sondern führt gegen jenen Zwiespalt historischer Kräfte durch seine Maßnahmen einen ebenso heißen als erfolglosen Kampf.

Ich bin weder Kommunist noch Kapitalist (weder im geistigen noch im materiellen Sinne). Die angegebenen Ergebnisse zu ziehen, zwingt einfach die logische Notwendigkeit. Aber diese rückhaltlose Konstatierung »dessen, was ist«, kommt vielleicht nicht nur der Wissenschaft, sondern schließlich auch dem Umbau des sozialen Lebens selbst zugute.

Freie Bodenwirtschaft und Wohnungswesen

Von W. Guske

I

Die ins Riesenhafte gewachsene Wohnungsnot hat in allen Volksschichten die Erkenntnis der Notwendigkeit umfassender Abhilfemaßnahmen ausgelöst. Bei der Erörterung dieser Fragen kann meines Erachtens nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß das gegenwärtige Wohnungselend nur eine Folge der durch das Privateigentum geförderten freien Bodenwirtschaft ist. Die Wohnungsnot ist eine mit der kapitalistischen Warenwirtschaft unlösbar verbundene Erscheinung. Auf dem Boden dieser Wirtschaft wird zwischen Wohnungsherstellung und Wohnungsbedarf niemals ein dem Gemeinwohl dienender Ausgleich hergestellt werden können. Die Haupttriebkraft der kapitalistischen Wirtschaft ist das spekulative Gewinnstreben, und dieses spekulative Gewinnstreben hat eine starke Überwertung des Bodens bewirkt, die heute in Form der Grundrente eine drückende Belastung der gesamten Volkswirtschaft darstellt. Voraussetzung der wirksamen Bekämpfung der Wohnungsnot ist daher die Überführung des Bodens in Gemeineigentum. Infolge seiner Wareneigenschaft ist nun aber der Boden Gegenstand umfangreicher, zum Teil sehr einschneidender und verwickelter Wirtschaftsbeziehungen geworden. Eine plötzliche Zurückführung dieses Privatbesitzes in Gemeineigentum würde deshalb zu sehr starken Erschütterungen des Wirtschaftslebens führen. Es erscheint notwendig, eine Übergangsform zu wählen: der Bodenhandel und die aus diesem sich ergebende Bodenspekulation müssen unterbunden werden.

Die Anhänger der sogenannten »freien« Wirtschaft erblicken in der gebundenen Bodenwirtschaft kein Mittel zur Beseitigung der Wohnungsnot. Sie fordern daher reißlose Beseitigung aller jener Maßnahmen, die die Überwertung des Bodens als Ware einschränken oder hindern. Der Kampf gegen die Maßnahmen des gegenwärtigen Mieterschutzes gibt Möglichkeiten zur Beurteilung der Mittel, die die Wareneigenschaft des Bodens aufheben. Sobald dem Preis einer Ware durch öffentliche Bestimmungen Grenzen gezogen werden, hört diese auf, spekulativ ausnützlich zu werden. Miethäuser, deren Ertrag durch die Höchstmietenverordnung begrenzt ist, sind heute keine marktfähige Ware. Soweit sie Kaufgegenstand sind, bilden sie nur die

Anlegungsmöglichkeit überflüssiger Geldwerte, die der drohenden Abgabe entzogen werden sollen. Die Einzelwohnhäuser sind zurzeit ja Gegenstand großer Nachfrage und Wertsteigerung, aber nur — weil ihre Verzinsung durch die Höchstmietenverordnung, soweit sie Eigenbesitz sind, nicht berührt wird.

Wenn nun auch die Überwertung der Einzelwohnhäuser für die Allgemeinheit nur eine indirekte Schädigung bedeutet, so ist es doch zwingende Notwendigkeit, einer unnatürlichen Überwertung des für Wohnzwecke oder öffentliche Bedürfnisse notwendigen Bodens vorzubeugen. Gelingt es jetzt nicht, der Überwertung des Bodens, das heißt dem zukünftigen Bodenrentendruck vorzubeugen, so werden damit auch die Voraussetzungen der dräufstigen Verbesserung der Wohnungsverhältnisse zerstört. Die Bodenpolitik im neuen Deutschland muß ausgehen von der Erkenntnis, daß die Gesamtwerte des Bodens und die durch ihn bewirkten wirtschaftlichen Bewegungen nur in den Dienst des Gemeinwohls gestellt werden dürfen. Das wird aber nur möglich durch Ausschaltung der Bodenspekulation.

Die Anhänger einer privatwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung halten die Spekulation, das heißt die Erspähung der größten Gewinnmöglichkeit des Privateigentums, für das kulturförderndste Mittel des Volkslebens. Selbst der radikale bürgerliche Wohnungsreformer Professor Eberstadt glaubt die sogenannte Handelspekulation in der Bodenwirtschaft nicht entbehren zu können. Er verurteilt nur die Wertspekulation, jene Tätigkeit, die Gelände nur aufkauft, um bei Umsetzung und Weiterverkauf einen Gewinn zu erzielen. Als Handelspekulation bezeichnet hingegen Eberstadt das Bazieren von Häusern ohne bestimmten Auftrag und ohne Rücksicht auf die Personen, die ein Haus späterhin kaufen oder benutzen werden. Er nennt diese Tätigkeit eine notwendige und für die heutige Marktversorgung unentbehrliche Spekulation (*»Handbuch des Wohnungswesens«* von Rudolf Eberstadt, Jena 1917, S. 97). An einer anderen Stelle des Handbuchs sagt Eberstadt: »Nach meiner Auffassung besteht eine der wichtigsten Aufgaben des Städtebaus darin, die spekulative Unternehmung im Baugewerbe zu stärken und sie von der ihr in Deutschland angelegten Fesselung freizumachen.« Als Hauptfessel sieht er die überragende Herrschaft der Wertspekulation. Die Leistungsunfähigkeit der Bauunternehmer führt Eberstadt nicht auf deren Kapitalbedürftigkeit zurück, sondern auf ihre Abhängigkeit von der Bodenspekulation.

Eine besondere Art der Handelspekulation ohne Gewinnabsichten kann man meiner Ansicht nach im Bodenhandel und im Bauwesen nicht erkennen. Jede Handelsstätigkeit in unbeweglichen und nur sehr bedingt vermehrbaren Gütern führt letzten Endes zu einer künstlichen Wertsteigerung und stellt eine reine Tributauflaugung dar. Handelspekulation und Wertspekulation sind in der Bodenwirtschaft nur zwei verschiedene Seiten derselben Sache. Sie gehen vielleicht von verschiedenen Voraussetzungen aus, kommen aber zur gleichen Wirkung.

Die Vertreter der freien Wirtschaft verlangen nun restlose Beseitigung aller jener Maßnahmen, die die *»Freiheit«*, die Wohnungsnot gewinnfächtig auszubeuten, unterbinden. Ihre Behauptung, daß die Wohnungsnot sofort behoben werden könnte, wenn in der Bodenwirtschaft und dem Bauwesen das »freie Spiel der Kräfte« einsetzen würde, steht im schärfsten Wider-

spruch zu den Erfahrungen der letzten fünf Jahrzehnte. Während dieser Zeit ist das freie Spiel der Kräfte durch nichts behindert worden, hat aber trotz der günstigen Voraussetzungen die Wohnungsnot von einer Krise zur anderen geführt, ohne auch nur den allergeringsten Abbruch des Wohnungselends erreicht zu haben. Das freie Spiel der Kräfte hat uns vielmehr nur eine gewaltige Steigerung der Grundrente eingetragen und den Bodenspekulanten einen märchenhaften Milliardensegen gebracht. Die freie Bodenwirtschaft hatte schon etwa um das Jahr 1890 so »abgewirtschaftet«, daß der Staat gezwungen wurde, sich für eine besondere Wohnungsfürsorge einzusetzen. Durch das Gesetz vom 13. August 1895 trat er als Wohnungshersteller oder Geber von Baudarlehen auf.

Bei der Eröffnung des Preussischen Landtags wurde darauf in der Thronrede am 8. Januar 1901 gesagt: die Gestaltung der Wohnungsverhältnisse, namentlich in den dichtbevölkerten und überwiegend industriellen Gegenden, erheische weitere, die verschiedensten Gebiete kommunaler und staatlicher Fürsorge berührende Maßnahmen. Die Staatsregierung sei in Erörterung darüber begriffen, welche Anordnungen im Verwaltungsweg zu treffen und welche einer gesetzlichen Regelung zuzuweisen sein würden, um die hervorgetretenen Mißstände zu mildern und namentlich dem Wohnungsbedürfnis der minderbemittelten Klassen nach Möglichkeit abzuhelpen. Das bereits 1901 angekündigte Wohnungsgesetz wurde aber erst am 28. März 1918 verabschiedet. Nach den heftigsten Kämpfen mit den Schuldhaltern der Bodenspekulation war es erst nach sieben Jahren möglich, in das freie Spiel der Kräfte der Bodenwirtschaft Bremsen zu legen. Wohl in keinem anderen Gebiet des Wirtschaftslebens hat das freie Spiel so vollkommen versagt wie im Wohnungswesen.

Aber nicht nur die Privatwirtschaft, auch die öffentliche Selbstverwaltung hat in der Regelung des Wohnungswesens vollständig versagt. Das preussische Flußliniengesetz vom 2. Juli 1875 bot einer leistungsfähigen Selbstverwaltung die denkbar günstigsten Voraussetzungen für eine dem Gemeinwohl dienende Bodenpolitik. Daß die Selbstverwaltung auf diesem Gebiet so völlig leistungsunfähig geblieben ist, findet seine Erklärung nur in der früheren Dreiklassenzusammensetzung der Selbstverwaltungskörperschaften; denn diese gab den Bodenspekulanten ausschlaggebenden Einfluß in diesen Körperschaften.

Das preussische Wohnungsgesetz sucht nun die Schäden des durch das vor etwa vier Jahrzehnten zu überragendem Einfluß gekommenen Systems der Bodenwirtschaft zu beheben. Doch das beste Gesetz wird keinen Fortschritt bringen, solange es nicht richtig, das heißt den Forderungen der Gegenwart entsprechend, angewendet wird. Das Wohnungsgesetz mit seinen Nebengesetzen, Enteignungsgesetz, Flußliniengesetz, Kommunalabgabengesetz, Umlegegesetz, Bürgschaftsversicherungsgesetz usw., die die Wirksamkeit des Wohnungsgesetzes ergänzen, bietet solche Möglichkeit. Aber dazu ist nötig, daß alle diese Gesetze nicht mit der überlieferten »vornehmen« Zurückhaltung gegenüber dem Privateigentum zur Anwendung kommen.

Artikel 153, Absatz 3 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 lautet: »Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste.« Diese Fassung gibt dem Wandel des Begriffs Eigentum Ausdruck. Nach der Verfassung stellt demnach Eigentum

nicht nur ein Grundrecht, sondern auch eine Grundpflicht gegenüber der Gesamtheit dar. Man muß also folgern, daß der Schutz des einzelpersönlichen Verfügungsrechts über das Eigentum nicht Selbstzweck sein kann, sondern begrenzt werden muß durch Rücksichten auf das Gemeinwohl. Nicht um des einzelnen, sondern um der Gesamtheit willen genießt Eigentum staatlichen Schutz. Der Gebrauch des Eigentums darf deshalb nur dem Einzelbedürfnis so weit dienen, als dadurch nicht das Gemeinwohl beeinträchtigt wird. Wenn wir aber die Eigentumsfrage hinsichtlich ihrer Bedeutung für Boden- und Wohnungswirtschaft betrachten, so werden wir feststellen können, daß die Bodeneigentumsfreiheit dazu geführt hat, das Wohn- und Erwerbsbedürfnis des Volkes durch eine künstliche Verteuerung des Bodens zugunsten der Bodenspekulation zu belasten. Wenn heute die Boden- und Mietpreise noch nicht die Preise der anderen Gegenstände des Warenverkehrs erreicht haben, so nur deswegen, weil hier noch keine Wirtschaftsfreiheit vorhanden ist. Diese Wirtschaftsfreiheit wird zunächst noch gebunden durch die gegenwärtige Wohnungsgesetzgebung. Würde diese aber aufgehoben, dann würden Boden- und Wohnungspreise sich sehr bald den Wünschen der Anhänger der freien Wirtschaft angleichen.

Nur zwei Maßnahmen scheinen mir geeignet zu sein, eine wirkliche Besserung des Wohnungswesens herbeiführen zu können:

1. Verhütung jeder weiteren Wertsteigerung des Bodens und der Wohnungsgrundstücke infolge spekulativer Maßnahmen.
2. Verbesserung der gegenwärtig geltenden Bestimmungen über die Enteignung mit Rücksicht auf das Wohnungsbedürfnis.

Man wird sich zunächst fragen müssen, welches die Ursachen der künstlichen Bodenpreiztreiberei sind. Schon lange vor dem Kriege ging die Preiztreiberei in die Milliarden. 1914 schätzte man die Bodenverschuldung auf etwa 75 Milliarden, also fast ein Drittel des deutschen Volksvermögens. Die künstliche Wertsteigerung ist nur möglich durch die Einrichtung des Grundbuchs. Dieses begünstigt durch fortgesetzte Einschlebung kapitalschwacher und mittelloser Personen im Wege der Bodenbelastung die Schaffung künstlicher Werte. Die heutige Gestaltung des Hypotheken- und Grundbuchwesens ist im wesentlichen der Niederschlag einer jahrzehntelangen Reformbestrebung, die etwa einige Jahre vor der Revolution 1848 infolge der Agrarkrise einsetzte. Die Landwirtschaft litt unter der Kreditnot. Man glaubte durch Verbesserung der Bestimmungen über die Hypothekenordnung, Erleichterung des Hypothekenverkehrs und der Bodenbelastung das flüssige Kapital zur Anlage in Bodenwerten zu bewegen. Durch die preussische Hypothekenordnung vom 5. Mai 1872, die für ganz Deutschland vorbildlich geworden ist, wurde das staatliche Grundbuch unterschiedslos für jede Bodenbelastung zur Verfügung gestellt. Dabei wird nicht gefragt, ob der Wert durch tatsächliche wirtschaftliche Aufwendungen dargestellt wird oder ob er nur eine Folge spekulativer Ansprüche ist. Zwei verschiedene Rechtssysteme, das römische Pfandrecht und das deutsche Grundbuchrecht, werden zu einer Einheit zusammengefaßt. Ein Menschenalter wissenschaftlicher Arbeit zur Verbesserung des Kreditwesens führte schließlich zu einer Reform, die glaubte, durch eine technisch-formale Änderung von Verwaltungseinrichtungen (Hypotheken- und Grundbuch) die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der notwendigen Kreditbeschaffung beheben zu können.

Man hatte aber dabei vollständig die wirtschaftliche und soziale Wirkung der freien Bodenbeleihung außer Betracht gelassen. Die Neuregelung des Hypothekenwesens hat das Grundeigentum vollständig verändert. Große Grundwerte bestehen nur in begrifflichem Geldwert. Die gewünschten Kapitalien sind zwar der Bodenbeleihung zugeführt, aber mit dem Erfolg, daß der Realkredit völlig zerrüttet ist. Trotz jener Milliardensumme, die der Bodenwert darstellt, fehlt es, auch schon lange vor dem Kriege, an Kapital, um die notwendigsten Mittel für den Bau von Wohnungen bereitzustellen. Die freie Bodenwirtschaft in Verbindung mit der neuen Grundbucheinrichtung hat durch rein geschäftsmäßige Maßnahmen den Bodenwert gewerbsmäßig gesteigert, dann die spekulativen Gewinne realisiert und die teilsweise um mehrere hundert Prozent erhöhte Gesamtverschuldung auf die Bevölkerung abgewälzt.

Die Verhütung jeder weiteren spekulativen Werterhöhung kann meines Erachtens nur erreicht werden durch Einführung einer Genehmigungspflicht: a) für den Übergang des Eigentums an Grundstücken und bei allen wirtschaftlich gleichstehenden Rechtsgeschäften, b) für die Eintragung von Hypotheken-, Grund- und Rentenschulden.

Solche Genehmigungspflicht für den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken ist bereits durch Verordnung des Bundesrats vom 15. März 1918 für das Reich geregelt. Auch in Baden und Sachsen ist durch Landesgesetz eine allgemeine Genehmigungspflicht beim Verkauf von Grundstücken in Verbindung mit einem gesetzlichen Verkaufsrecht und einem Enteignungsrecht zugunsten öffentlich-rechtlicher Stellen eingeführt. Die Genehmigung ist hiernach nur zu erteilen, wenn gemeinwirtschaftliche Interessen nicht entgegenstehen.

Die Vertreter der privatwirtschaftlichen Gesellschaftsauffassung bekämpfen sehr lebhaft diese Genehmigungspflicht. Während sie für landwirtschaftliche Grundstücke eine bedingte Genehmigungspflicht noch gelten lassen wollen, um die landwirtschaftliche Gütererzeugung nicht zu vermindern, glauben sie ähnliche Wirkungen bei dem nichtlandwirtschaftlichen Grundstücksverkehr nicht befürchten zu brauchen. Nun ist zwar beim nichtlandwirtschaftlichen Grundstücksverkehr nicht so sehr die verminderte Gütererzeugung zu befürchten als die hierbei gewaltig geförderte Rentenskapitalvermehrung. Alle Bodenwerte werden überkapitalisiert. Der Boden wird zu einer Mehrwertpresse schlimmster Art.

Zahlenmäßig läßt sich die Wirkung dieser Vermehrung des Rentenskapitals nicht genau ermitteln infolge des Fehlens amtlicher Zahlen. In den Jahren 1905 bis 1910 hatte Deutschland nach Eberstadt¹ durchschnittlich einen jährlichen Zuwachs von 198 109 Haushaltungen. Diesem Neubedarf dürften die durch Abbruch wegfallenden oder ersatzbedürftigen 40 000 Wohnungen hinzuzurechnen sein, so daß sich jährlich eine Gesamtziffer von 240 000 neuen Wohnungen ergab. Diese Herstellung machte ungefähr einen Aufwand von 1 1/4 Milliarden Mark an Baukapital notwendig. Die Bodenverschuldung vermehrte sich vor dem Kriege jährlich um mindestens 2 1/4 Milliarden Mark. Wenn man nun berücksichtigt, daß die Wohnungsherstellung ungefähr zu einem Fünftel mit eigenem Kapital erfolgt,

¹ Dr. R. Eberstadt, Handbuch des Wohnungswesens. Jena 1917.

so würden die neuen Wohnungen mit 1 Milliarde Mark neuer Hypotheken belastet, denen als Gegenwert die wirklichen Bauwerte gegenüberstehen. Wenn wir nun auch die für Fabrik- und Industrienbauten (der größte Teil dieses Bedarfs wird nicht auf dem Wege der Hypothek, sondern durch andere Mittel beschafft) und die Ansprüche der Landwirtschaft für wirkliche Bodenverbesserung von der jährlichen Zunahme der Bodenverschuldung abrechnen, so können wir doch mindestens mit einer jährlichen Vermehrung des reinen Bodenrentenkapitals um 1 Milliarde rechnen. Dieses Bodenrentenkapital enthält keine Spur wirklichen Sachwerts. Der Boden, an sich eine vorhandene Arbeitsgrundlage, die vielleicht keine Arbeit gekostet hat oder deren Arbeitswert längst in dem Erzeugnis wieder erschienen ist, ist trotz der Abnutzung der auf ihm befindlichen Arbeitswerte, der Häuser, Maschinen usw., um mehr als die Hälfte dessen, was diese Arbeitswerte neu gekostet hätten, teurer geworden. Durch die Boden- und Grundstückspekulation wurde also vor dem Kriege der arbeitenden Bevölkerung ein jährlicher Tribut von 50 000 000 Mark neu auferlegt. Dazu kommen die Zinsen der alten Bodenverschuldung in Höhe von etwa 4 Milliarden, die auch mindestens zur Hälfte Tribut an die Spekulation darstellen. Die durch die Boden- und Grundstückspekulation bewirkte wirtschaftliche Belastung ist demnach die schwerste, die die arbeitende Bevölkerung zu tragen hat. Sie wächst fortwährend durch erhöhte Zuschläge und Überwälzungen. Die Mehrwertpresse der Grundstückspekulation arbeitet, ohne auf eigentlichen Widerstand zu stoßen.

(Schluß folgt)

Zu Charles Baudelaires Gedächtnis

Von J. Kliche

Charles Baudelaire, dessen 1821 in Paris erfolgte Geburt sich am 9. April zum hundertsten Male jährt, zählt zweifellos zu den stärksten und eigenartigsten Talenten der französischen Lyrik. Er wurde das Haupt einer Schule, deren Ausläufer bis in unsere Zeit hineinragen, hier und dort sogar eine stöhnliche Auferstehung feiern.

Von seiner Gegenwart wurde dem Dichter nicht immer das nötige Verständnis entgegengebracht. Kein Wunder. Hineingeboren in eine Zeit der literarischen Wohlstandigkeit und Genügsamkeit, stempelte diese den kühnen, aller Tradition und Ehrbarkeit spottenden, phantasiereichen Neuerer zu einem abgefäimten Bösewicht. Ja, wegen seines 1857 erschienenen berühmten Lyrikbandes »Die Blumen des Bösen« (Les fleurs du mal) schleppten ihn seine Zeitgenossen sogar vor das Tribunal. Hier diktierten ihm die Träger der roten Robe eine Strafe von 300 Franken, weil sie, vom Philister- oder Backfischstandpunkt urteilend, in einigen seiner das sexuelle Motiv nicht umgebenden Gedichte eine Verletzung der guten Sitten Frankreichs erblickten. Aber nicht nur das den äußeren Schein wahrende, innerlich keineswegs tugendhafte Frankreich des zweiten Kaiserreichs sah in Charles Baudelaire einen unmoralischen, im groben Schmutz der größten Laster wühlenden Inkulpaten, auch die späteren deutschen literarkritischen Federn wußten über diesen Eigenen meist wenig Kluges und Gutes zu sagen. Vielen von der Kunst innerhalb und außerhalb Frankreichs war Charles Baudelaire nichts

weiter als ein Greuel; im günstigsten Falle ein Gourmand, ein Feinschmecker, der von einer sündigen und daher verbotenen Speise aß. Und dennoch konnte ihn die Literaturgeschichte nicht übergehen. Dennoch wurde ihm der Kranz des Poeten.

Als Charles Baudelaire zum Dichter reifte, war die französische Romantik abgetan. Die Adels Herrschaft der Restaurationszeit und die des Geldes unter Ludwig Philipp war vorüber; die vier Jahre der zweiten Republik hatten der Zeit kaum ein besonderes Gepräge zu geben vermocht, und die Geschehnisse des Landes lagen nun zu einem guten Teil in den Händen des Neffen des ersten Napoleon und denen diesem wesenverwandter Elemente. Zweites Kaiserreich! Emile Zola hat in seiner berühmten Romanserie den Geist jener Zeit in starken, epischen Bildern festgehalten: Geldgier, Sittenverwildern, gesellschaftliche Heuchelei, politische und wirtschaftliche Bedrückung der untersten Volksklasse.

Eine seelisch entadelt und geistig belanglose Epoche. Arm an ethischem Gehalt. Zerrüttung, Dekadenz im bürgerlichen Leben. Außerlich zwar Wohlstandlichkeit und Wahrung der bürgerlichen Formen, innerlich jedoch moralischer Verfall. Dazu eine bescheidene Genügsamkeit auf literarischem Gebiet. Für Adelschloß und Bürgerhaus stilisierten Octave Feuillet und Sكتور Malot in stiftlich einwandfreien Zeitromanen ihre eleganten, idealisierten Salonhelden. Als der sechsunddreißigjährige Baudelaire seine feingeschliffenen Pointen in diese behagliche Mittelmäßigkeit hineinwarf, gab es ein entrüstetes Geheule, innerlich empfanden aber wohl weite Kreise, daß hier einer ein Lied sang, dessen sachliche Unterlagen ihnen sehr geläufig waren und an denen sie sich gar zu gern erbauten. Es war eine in stofflicher Hinsicht absolut naturalistische Lyrik, der der Dichter huldigte, ein Hinabsteigen zu den Nachtseiten des menschlichen Lebens, ein Vordringen bis zu den äußersten Grenzen. Die Häßlichkeit wurde, wie die Wohlstandlichkeit zu sagen pflegt, literaturfähig gemacht. Und es entsprach zweifellos dem innersten Gehalt seiner Zeit, wenn der Dichter in seinen wohl in alle europäischen Sprachen übersetzten »Fleurs du mal« Stoffe besang, die das heimliche Entzücken der Pariser Bonvivants bildeten. Nur daß sie die Künstler schaft des Poeten nicht verstanden.

Aber nicht der bloße Stoff macht den Dichter. Das Niveau der Form, vereint mit innerstem Empfinden, erst kündigt den Adel des Genies. In der Baudelaireschen Nervenarbeit lag glänzende Technik, dichterische Anschaulichkeit und reiche poetische Kraft. Künstlerische Vertiefung der Form war dem Dichter heiligste Aufgabe. Theophile Gautier, von dem er in Außerlichkeiten manche Anregung empfangen und über dessen Dichtertum er eine Arbeit veröffentlichte, hatte in zugespitzter Weise dem Sage »Kunst um der Kunst willen« gehuldigt. Baudelaire war nicht der bloßen Meinung, daß lediglich die Form den Gedanken schaffe — bei ihm harmonierte beides: Stoff und Form. So reifte er über Gautiers Künstlertum hinaus.

Begleitmusik des bürgerlichen Niederganges, gestiebt durch den Bogen eines eigenwilligen, extremen Charakters — so etwa möchte man das dichterische Schaffen Charles Baudelaires bezeichnen. Wie harmlos-gemütvoll nahm sich neben diesem in Stoff und Form äußerst raffinierten, konsequenten und strengen Künstler Henri Murger mit seinen sechs Jahre früher erschienenen »Szenen aus dem Zigeunerleben« aus. Die Gesänge an die Tropen.

die Liebeslieder und vor allem die Grotesken aus den Pariser Armenvierteln und den Spelunken entsprossen einem tiefen, leidenschaftlichen Künstlertum.

Für die Armut und das Elend hat Baudelaire auch reine Klänge gefunden. In seinen durch Camille Hoffmann besorgten Übersetzungen seiner »Gedichte in Prosa« strömt es von prächtigen Empfindungen und tiefer Innerlichkeit, die, hier dargereicht in der leichten, graziösen Form der Franzosen, auch am sozialen Stoff nicht vorübergeht. Man lese die Skizze »Die Augen der Armen«: Vor einem Pariser Prunkcafé, das in Schmuck und gleißender Pracht ausleuchtet, »als wäre alles Gold der armen Leute herbeigebracht«, um der Uppigkeit der Reichen als Folie zu dienen, sitzt der Dichter bei gefülltem Becher. An der Hand eines alten Mannes kommen zwei arme Kinder daher. Lange starren sie auf den blendenden Reichtum. Der Mann aber bedeutet ihnen, daß dieses alles gemacht ist für Leute, »die nicht wie wir sind«. Enttäuscht ziehen die Kinder weiter. Der Dichter aber schämt sich seiner selbst und seiner Zeit.

Das war es eben, was Charles Baudelaires Dichtertum ausmachte: Zeitgehalt, Zeitstimmungen, dargeboten in einer bis dahin unerhörten Offenheit und Künstlerschaft. Daneben verraten diese kleinen Gedichte in Prosa — lyrische Skizzen von Feinheit und selten schöner Form — (1861) einen starken Sinn für Musik. Einzelne von ihnen beruhen direkt auf musikalischer Inspiration. Innerhalb der aus der alten Romantik herausführenden Gruppe der »Parnassiens« — so benannt nach einer zeitlichen Anthologie — wurde Baudelaire das Haupt dieser Dichterschule. Durch ihn hindurch führte der Weg in die Gärten des Mystisch-Symbolistischen. Die nach Baudelaire einsetzende Neuromantik feierte in ihm einen Vorläufer.

Ohne Frage war Charles Baudelaire ein geistig Unbefriedigter, nach neuen stofflichen und formalen Werten Suchender, einer, der im Schüren gleißender Flammen seine geistige Heimat fand, dem Nießschefche Geistigkeit nicht fremd war und der in begeistertster Weise vor genau sechzig Jahren über den deutschen Musikrevolutionär Richard Wagner schrieb — als erster Franzose von Bedeutung! Doch die Brücken zum Phantastischen hat der schöngeistige Franzose sehr früh gefunden. Bereits ein Jahr vor dem Erscheinen seines lyrischen Hauptwerks, eben der »Fleurs du mal«, begann er mit der Übertragung der Werke des Amerikaners Edgar Allan Poe, einem E. T. A. Hoffmann verwandten Geist. Poe blieb auch auf seine Entwicklung nicht ohne Einfluß. In Baudelaires Dichtertum fanden sich beide Gattungen: die pessimistische Behandlung des naturalistischen Stoffes und das Mystisch-Symbolistische zu einer gewissen Wechselwirkung zusammen. Und so zählen zu seiner Schule nicht nur sein Landsmann Paul Verlaine und der Belgier Maeterlinck — auch der Deutsche Stephan George, der Baudelairesche Verse so meisterhaft übersetzt hat, atmet bis zu einem gewissen Grade die Künstlerschaft des genialen Franzosen.

In der Mystik Baudelaires liegt Weltabgewandtheit. Vielleicht bedeutete sie ihm so etwas wie eine Zufluchtsstätte. Nichts anderes als die Haschischreize, denen er sich in den letzten Jahren in intensiver Weise hingab, die seine Nerven zerrütteten und denen er unter dem Titel »Die künstlichen Paradiese« eine Studie widmete. Von einem Ekel vor seiner Zeit und dem Elend des Menschseins ergriffen, predigte er den geistigen und körperlichen Rausch. »Berauscht euch,« rief er seinen Zeitgenossen zu. »Man muß immer

trunken sein. Das ist alles, die einzige Lösung. Um nicht das furchtbare Joch der Zeit zu fühlen, das eure Schultern zerbricht und euch zur Erde beugt, müßt ihr euch berauschen, zügellos.»

Von starkem Oplumgenuß den Körper zerrüttet, teilweise gelähmt, starb Charles Baudelaire am 31. August 1867 in den Armen seiner Mutter.

Neuererscheinungen zur Schulorganisation und Schulreform

Von R. Vallerstaedt

Seit der Revolution ist die Organisation des Bildungswesens aus der früheren Beschaulichkeit aufgeschreckt worden. Die Reichsverfassung hat zwar nur der sozialen, nicht der nationalen Einheitschule die Wege geebnet. Das sogenannte Weimarer Schulkompromiß wird daher noch manchen Konflikt heraufbeschwören. Überall glaubt die Reaktion schon wieder Morgenluft zu spüren und sucht sich jedem schulorganisatorischen Fortschritt entgegenzustellen. Jedoch in den Gliedstaaten, in denen Sozialisten mit der Oberleitung des Schulwesens betraut wurden, wird der in Angriff genommene Abbau der überlebten Standeschule und der Aufbau der Einheitschule, wenn auch zunächst noch kaum in der Richtung einer rein sozialistischen, mit erfreulicher Latkraft zielbewußt fortgesetzt. Dieser erfreuliche Wandel in der Schulorganisation findet seinen Niederschlag in der pädagogischen Literatur. Gehörte sie schon immer zu dem bestbestellten Gebiet unseres Schrifttums, so ist seit der Revolution die Flut der Neuererscheinungen zur äußeren und inneren Schulreform schier unübersehbar geworden. Im Vordergrund der Erörterung stehen die Fragen der Einheits-, der Arbeits- und der Gemeinschaftschule.

Der rührige Mannheimer Schulrat Sickinge, der seit etwa anderthalb Jahrzehnten so geschäftige und geschickte Propaganda für das sogenannte Mannheimer Schulsystem betrieb, sucht für dieses System, das bei seiner auf die Spitze getriebenen Differenzierungssucht in unserer vom sozialistischen Fühlen beseelten Zeit, die den Gemeinschaftsgedanken auch in der Schule zum Siege führen wird, keinen Raum mehr finden darf, in seiner vielseitigen Anpassungsfähigkeit zu werben in seiner Schrift: »Arbeitsunterricht, Einheitschule, Mannheimer Schulsystem im Lichte der Reichsverfassung« (Leipzig, Verlag Quelle & Meyer, Preis gebunden 8 Mark). Mit der Arbeitsschule als einer Frage der inneren Schulreform hat jedoch sein System, das eine bestimmte äußere Organisation des Schulwesens erstrebt, nichts zu tun, und dem Geist der Einheitschule, selbst in der Auffassung entschiedener bürgerlicher Schulpolitiker und erst recht im Sinne sozialistischer Schulmänner, widerstreitet sein Organisationsprinzip der mechanischen Differenzierung schon von der Grundschule an. Dem Verfasser scheint entgangen zu sein, daß sein S. 31/32 angeführter zweiter Einwand gegen eine achtklassige Grundschule einen inneren Widerspruch gegen sein System darstellt. Seine Geschäftigkeit wird sein System nicht vor dem Untergang retten können. Hat doch selbst die Mannheimer Lehrerschaft, die in erster Linie zu einer Stellungnahme zu diesem System auf Grund ihrer Erfahrung mit demselben berufen war, einer solchen Entscheidung jedoch angesichts der autokratischen Herrschaft Sickinges vorsichtig aus dem Wege ging, obwohl ich anläßlich eines Vortrags, den ich im Herbst 1913 vor Mannheimer Lehrern in Gegenwart der Spitzen der städtischen Verwaltung und der Vertreter der Schulverwaltung hielt, ein Urteil für oder wider herbeizuführen versuchte, neuerdings mit erfreulicher Entschiedenheit dieses System abgelehnt.

Der seit langem als fortschrittsfreudiger Schulreformer bekannte Dr. O. K a r - f f a d t, der durch Haenisch mit Recht auf einen einflußreichen Posten in der preu-

hischen Schulverwaltung berufen wurde, tritt in seiner Schrift »Aufbauschule und deutsche Oberschule« (Heft 2 der Schriftenreihe des Preussischen Lehrervereins »Schulpolitik und Volksbildung«, Osterwieck-Harz, Verlag von A. W. Jänsch, Preis geheftet M. 5.40) warmherzig und sachkundig ein für die Landschule als geradlinige Fortsetzung der Volksschule zur Hochschule und für eine deutsche Oberschule als neuen Typ einer höheren Schule, sowohl als Aufbau- wie als Abzweigungsform. Ohne die Aufbauschule wird das Einheitschulsystem ein Torso bleiben, und ohne Errichtung deutscher Oberschulen bleibt die Reform der höheren Schule Stückwerk. Karstädt's vorzügliche Arbeit unterscheidet scharf zwischen Aufbau- und Bildungsinhalt und bietet auf Grund dieser prägnanten Unterscheidung eine klare Grundlegung der Begriffe Aufbau- und Oberschule und ihrer Stellung im Schulwesen. Sie weist die Aufbauschule als Grundgedanken der Einheitschule auf, bespricht ihren ländlichen und städtischen Unterbau und ihr Verhältnis zu der höheren Schule sowie zur Fach- und Hochschule, verzeichnet die einschlägige Literatur, nimmt kritisch Stellung zu den Leitsätzen der Reichsschulkonferenz über die Aufbauschule und versucht Wochenstundenübersichten und Lehrpläne für die Oberschule mit nur einer Fremdsprache als obligatorisches Unterrichtsfach und intensiver Pflege deutschen Bildungsguts aufzustellen.

Ohne den Ausbau der Landschule und ihren Einbau in den Einheitschulaufbau bleibt die Neugestaltung des Bildungswesens eine bedauerliche, nur einseitig nach städtischen Interessen orientierte Halbheit. Dieser Frage ist das fünfte Heft der erwähnten Schriftenreihe des Preussischen Lehrervereins »Die Landschule« gewidmet (Preis geheftet 4 Mark); die Aufsätze dieses Heftes stammen von bekannten Kennern des Landschulwesens, deren Vorschläge sehr beachtlich sind, wenn auch der sozialistisch fühlende Schulmann ihnen nicht immer folgen kann.

Seit Jahr und Tag bemühen sich die Schulreformer um eine äußere und innere Umgestaltung der höheren Schule. Selbst die Schulpolitik unseres werdenden Volksstaats hat bislang in die Starrheit derselben wenig Bresche zu legen vermocht. Macht doch sogar der in der Reichsverfassung vorgesehene Vorschulabbau in manchen Ländern nur Fortschritte im Schneckentempo. Den Sisyphusstein der Reform der höheren Schule wälzt Dr. Heinrich Pfuhl in seiner Broschüre »Zur zeitgemäßen Umgestaltung der höheren Schulen« (Königsberg, Verlag Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt). Er polemisiert geschickt gegen das bisherige Bildungsideal und stellt Richtlinien für eine zeitgemäße Schulreform auf. Recht wertvoll ist das gegen die herkömmliche Überschätzung des Bildungswerts des üblichen fremdsprachlichen Unterrichts gerichtete Kapitel. Trotzdem der Verfasser auch sonst vielfach fortschrittstfrohen Geist bekundet, zum Beispiel in seinem warmen Eintreten für die sechsstufige Grundschule, kann er in der Religionsfrage nicht über seinen Schatten springen, trifft vielmehr begliffert für die Beibehaltung des Religionsunterrichts ein.

Die vor reichlich drei Jahren bei Teubner (Leipzig) als vierzehntes Heft der »Edemann-Schriften für Erziehung und Unterricht« erschienene Broschüre des Hamburger Schulinspektors H. Th. Matth. Meyer »Die Einheitschule, Begriff und Wesen« (Preis M. 2.40 exkl. 100 Prozent Feuerungszuschlag) liegt in zweiter Auflage vor. Sie sucht »dem Wesen der Einheitschule bis auf seine Unmittelbarkeit nahezu kommen« und den Begriff »von allem Zufälligen und Willkürlichen« zu befreien, mit dem ihn »Parteilgeist und sozialer Haß seit einem halben Jahrhundert umkleidet haben«. Die Lösung dieser Aufgabe ist dem Verfasser vortrefflich gelungen, indem er aus der geschichtlichen Entwicklung der Einheitschule Begriff und Inhalt derselben ableitet. Er ist jedoch bei der Definition bei der Auffassung im bürgerlichen Sinne stehengeblieben, obwohl seit dem Erscheinen der ersten Auflage der Unterschied der bürgerlichen und sozialistischen Auffassung immer schärfere Gestalt gewonnen hat. Die Neuauflage ist im sechsten Abdruck vermehrt worden um eine Darstellung der Arbeit der aus Vertretern der

hamburgischen Oberschulbehörde und des ersten Lehrerrats zusammengesetzten Einheitschulkommission, die mit den Vorarbeiten zur Einführung der Einheitschule in Hamburg betraut war. Da ich seinerzeit dieser Kommission angehörte, kann ich aus eigener Kenntnis dem Verfasser die Objektivität seiner Darstellung bezeugen. Der Anhang ist bereichert worden durch Aufnahme der am 20. und 21. Juni 1919 in der Sitzung des Pädagogischen Ausschusses im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht beschlossenen Leitsätze für die Neugestaltung des Schulwesens sowie durch einige Ergänzungen des Literaturnachweises.

»Unpolitische Randbemerkungen zur Schulfrage« veröffentlicht A. Heinen im Volksvereinsverlag G. m. b. H. München-Gladbach (Preis geheftet 3 Mark). Die Schrift wendet sich eigentlich nur an die berufsmäßigen Erzieher, denen sie jedoch nichts Neues bietet; sie zählt zur pädagogischen Fußware. Mit einem Abdruck in der Fachpresse wäre ihr genügend Ehre widerfahren; eine Veröffentlichung als Broschüre vermag ich nicht als notwendig anzuerkennen.

Die Schulreform kann heute nicht mehr vorübergehen an der Selbstregierung der Schüler. Dieses seit länger als einem Jahrzehnt in der pädagogischen Presse und auf Kongressen erörterte, nicht nur die Fachleute interessierende Problem, das durch die vielumstrittenen Erlasse der sozialistischen Kultusminister von Preußen und Bayern besonders aktuell geworden und aus dem Reich des Gedankens in die Sphäre teilweiser Verwirklichung erhoben wurde, diese notwendige Folge der Demokratisierung der Gesellschaft und der Schule bildet das Hauptthema der gründlichen und ziemlich erschöpfenden Arbeit »Die Selbstregierung der Schüler« von Gustav Gaggel (München, Verlag Reinhardt, Preis geheftet M. 5.70). In seinem Vorwort erteilt Universitätsprofessor Alois Fischer der vorzüglichen Schrift mit Recht das Prädikat »eines wichtigen Beitrags zur Klärung des Geistes der kommenden Erziehung und zur Befruchtung der für seine Einbürgerung noch erforderlichen unendlichen Kleinarbeit«. Wie auf methodischem Gebiet der Arbeitschulgedanke, für den sich schon Karl Marx und neuerdings zuerst wieder der sozialistische Pädagoge Seidel eingesetzt haben, eine Lösung des uralten Problems der Selbständigkeit der Schüler in unterrichtlicher Beziehung, gewissermaßen die intellektuelle Selbständigkeit der Schüler, anstrebt, so muß der Grundsatz der sittlichen Selbständigkeit in der Selbstregierung der Schüler seine Lösung finden. Für die Schülerelbstregierung tritt Gaggel als ein warmherziger Freund der Jugend mit Begeisterung und Überzeugungskraft in die Schranken. Sein Ideal ist die in strenger Selbstzucht wurzelnde echte Freiheit der Schüler und die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zur Autonomie durch Pflege des im Dienste für überpersönliche Ideen und für die Aufgabe der Gemeinschaft sich selbst das Gesetz gebenden Verantwortlichkeitsgefühls. Einer kurzen Darlegung seines Begriffs und Zieles einer solchen Selbstregierung reiht er einen geschichtlichen Überblick an, der die Selbstregierung der Schüler in der Geschichte der Pädagogik und in der Gegenwart und praktische Reformversuche behandelt. Mit den in Hamburg und neuerdings auch in einigen anderen Großstädten entstehenden Gemeinschaftsschulen ist er wohl noch nicht bekannt geworden, andernfalls hätte er sich wohl nicht entgehen lassen, aufzuzeigen, wie in ihnen der Gemeinschaftsgedanke organisch in die Selbstregierung ausmündet. Bei der Darlegung der Formen der Selbstregierung folgt der Verfasser leider der veralteten Herberichschen Terminologie Unterricht, Erziehung und Zucht. Eine Würdigung des Grundgedankens der Selbstregierung und eine Beleuchtung der Grundbedingungen einer pädagogisch wertvollen Selbstregierung bilden den Schluß der empfehlenswerten Arbeit, die als Anhang den Wortlaut der bayerischen und preussischen Erlasse an die Lehrer und Schüler der höheren Schulen zum Abdruck bringt.

Literarische Rundschau

Professor Dr. med. Hermann Klaatsch, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heilborn. Berlin, Leipzig, Stuttgart 1921, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 392 Seiten mit 13 farbigen und schwarzen Beilagen, 45 Vollbildern und 317 Abbildungen im Text. Preis geheftet 40 Mark, gebunden 60 Mark, in Halbleder 100 Mark.

Das von Dr. Heilborn herausgegebene Buch bildet gewissermaßen die Vollführung eines Vermächtnisses. Es sollte als Zusammenfassung der Forschungsergebnisse des Verfassers schon 1914 erscheinen, doch wollte Klaatsch vorher noch verschiedene Änderungen und durch neuere Entdeckungen bedingte Einschaltungen vornehmen. Der unheilvolle Weltkrieg unterbrach zunächst die Arbeit, und dann starb plötzlich am 5. Januar 1916 Klaatsch während eines Besuches bei seiner Schwester in Eisenach. Das Werk blieb unvollendet, bis sein Freund und Fachgenosse, der bekannte Anthropologe und Ethnologe Dr. Adolf Heilborn, die Arbeit übernahm, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Wünsche und Angaben des Verstorbenen dessen Werk fertigzustellen. Der Gesamtplan wie auch der größte Teil (wohl fünf Sechstel) des Buches sind eigene Geistesarbeit des im Alter von 52 Jahren allzu früh verstorbenen Professors Klaatsch. Die Ergänzungen Heilborns sind dadurch leicht von Klaatsch' eigenen Ausführungen zu unterscheiden, daß Heilborn seine Zusätze durch Sternzeichen kenntlich gemacht hat. Außerdem hat Heilborn dem Werk eine dem Andenken seines gestorbenen Freundes gewidmete Einführung vorangeschickt, in der er eine von tiefer Verehrung zeugende Schilderung des Lebensganges seines Freundes Klaatsch entwirft.

Im ersten Teil seines Werkes behandelt Klaatsch die Stammesgeschichte der Vornmenscheit. Er zeigt in mannigfachen Vergleichen, wie der Mensch in seinem Körperbau mit den höheren Wirbeltieren, speziell den Menschenaffen, zusammenhängt und noch heute vielfach Rückschlagserscheinungen (sogenannte atavistische Abhängen) davon zeugen, daß der Mensch einst auf früheren Vorstufen der Entwicklung manche gleichen Körpereigenschaften besessen und gleiche Funktionen erfüllt haben muß wie noch heute gewisse Tierarten. Im zweiten Teil schildert dann Klaatsch die Ausprägung besonderer Menschenmerkmale und die Anfänge der Kultur: die wahrscheinliche Entstehung des Feuergebrauchs, die Erzeugung des Feuers durch Reibung, den ursprünglichen Nahrungserwerb des Urmenschen, die Anfertigung einfacher Werkzeuge und Waffen, den Versuch der gegenseitigen Verständigung durch Zeichen, Gebärden und Wortlaute sowie die Sucht, den eigenen Körper durch Bemalung, Tatuierung und das Behängen mit allerlei Schmuckstücken künstlich zu verzieren.

Versucht Klaatsch in diesem Abschnitt ein Bild von den Anfängen der Kultur im allgemeinen zu entwerfen, indem er die aus neueren Forschungen gewonnenen Tatsachen kombiniert und zu einem Gesamtbild zusammenfügt, so wendet er sich im dritten Abschnitt dem vorgeschichtlichen Menschen in Europa, dem Menschen der Diluvialzeit, und dessen allmählichem Aufstieg zu. Er schildert die ältere Stein- und Knochenzeit in den verschiedenen Eiszeiten und erörtert dann, anknüpfend an die alteuropäischen Schädel- und Skelettfunde, die Frage, welche Rassen in jener Vorzeit West- und Mitteleuropa bewohnten, wie weit sie verbreitet und bis zu welcher technischen Entwicklungsstufe sie gelangt waren.

Im ganzen bietet das Werk eine auf umfassenden anthropologischen und ethnologischen Studien beruhende, populär gehaltene und daher auch dem Nichtfachmann (falls er nur einigermaßen mit der neueren Prähistorik und Ethnologie bekannt ist) leicht verständliche Darstellung, die freilich, wie das in Anbetracht des heutigen Standes prähistorischer Forschung nicht anders sein kann, zu einem wesentlichen Teil auf Hypothesen aufgebaut ist. Besonders gegen einzelne Vergleiche älterer Werkzeugfunde mit ähnlichen Geräten heutiger primitiver Völkerschaften und den

aus diesen Vergleichen gezogenen Folgerungen läßt sich manches einwenden, doch kommt nun einmal die Anthropologie wie die Ethnologie, wenn sie sich nicht auf einfache Beschreibungen beschränken, sondern Entwicklungsreihen darstellen will, nicht um Wahrscheinlichkeitskombinationen herum.

J. C u n o w

Walter Engel, Geldgestaltung und Einkommensgestaltung. Zugleich ein Beitrag zur Theorie der Gewerkschaften. Leipzig 1920, Verlag von E. L. Hirschfeld. Preis 8 Mark.

Walter Engel, Neue Aufgaben und Erfolgsmöglichkeiten der Gewerkschaften. Leipzig 1920, Verlag von E. L. Hirschfeld. Preis M. 1.80.

In dem ersten Buche behandelt der Verfasser für Fachleute in wissenschaftlicher Weise die Rolle des Geldes in der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Das Geld, so behauptet er, ist ein wesentliches Merkmal der kapitalistischen Wirtschaft, einerlei, wie man es definieren mag. Abstrahiert man vom Gelde, so muß man auch von der kapitalistischen Verkehrswirtschaft abstrahieren, die ohne Geld nicht möglich ist. Man kann sich allerdings eine Verkehrswirtschaft ohne Geld denken — der Verfasser nennt sie »Distributor« und untersucht sie in bezug auf die Gütererzeugung und Güterverteilung, die Produktions- und Einkommensgestaltung und den Arbeitslohn —, aber wir haben nun einmal eine Geldwirtschaft und müssen damit rechnen. Auf dem Produktions- und Verteilungsweg, den jede Ware in einer Wirtschaft durchlaufen muß, kann sie fast in jedem Stadium und in jeder Hand Anlaß zur Geldschöpfung geben, indem sie Geld anzieht und abstößt. Das Geld übt einen großen Einfluß aus auf Kapitalisation und Rekapitalisation, auf den Wert des Sozialprodukts, auf die Lohnsteigerungen und die Preisgestaltung, auf das Verhältnis zwischen Nominallohn und Sachlohn. Es vereitelt jeden Versuch, die Spannungen in der kapitalistischen Verkehrswirtschaft auszugleichen, und ist in seiner Gestalt als Lohnzahlungsmittel die Ursache des kapitalistischen Wirtschaftselends, weil es eine Verschiebung der relativen Anteile der einzelnen Einkommensgestaltungen am Sozialprodukt verhindert.

Von diesen Gesichtspunkten aus, mit denen sich die Theoretiker auseinander setzen mögen, behandelt Engel in seiner zweiten Schrift die Frage, welche Möglichkeiten die Gewerkschaften haben, die wirtschaftliche Lage der Arbeiter- und Angestelltenchaft zu heben. Er hält es für eine Selbstverständlichkeit, daß letzten Endes alle Steigerungen des Geldlohns durch die Steigerung der Warenpreise illusorisch gemacht werden, so daß von dem anfangs gesteigerten Sachlohn nichts mehr übrigbleibt. Um den Sachlohn dauernd den Bedürfnissen anzupassen, muß das Geld als Lohnzahlungsmittel vollständig beseitigt und durch eine Naturalentlohnung ersetzt werden. Die Unternehmer zahlen nicht mehr in barem Gelde den tarifmäßig vereinbarten Lohn aus, sondern in Lebensmitteln, wobei sie sich der Vermittlung der Arbeitergenossenschaften bedienen. Wie sich der Verfasser diese neue Methode denkt und welche Vorteile er sich davon verspricht, mögen die Gewerkschaftspraktiker in dem Schriftchen selbst nachlesen. Sie mögen auch darüber urteilen, ob der Weg gangbar ist oder ob der Vorschlag Engels eine Utopie ist und bleiben muß. Hier an dieser Stelle möge es genügen, die Aufmerksamkeit der gewerkschaftlich interessierten Kreise — und auch die der Genossenschaftler — auf diesen Vorschlag zu lenken.

F r a n z L a u f b e r g

Notizen

Genossin Henni Lehmann, die Verfasserin des Artikels »Zum Entwurf eines Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetzes« in Nr. 20 vom 11. Februar 1921 der Neuen Zeit ersucht uns um folgenden Nachtrag:

Die Ausführungen meines Artikels über das Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetz waren geschrieben auf Grund des im März 1920 veröffentlichten Regierungsent-

wurfs. Jetzt ist dem Reichstag der Gesetzentwurf zugegangen und wird vermutlich nach der Osterpause zur Beratung gelangen. Der neue Entwurf enthält auf Grund der Beratungen im Reichsrat einige Abänderungen, denen die Reichsregierung zugestimmt hat. In anderen Punkten hat sie ihre ursprüngliche Fassung aufrecht erhalten, und dem Reichstag liegt nun diese sowie die abweichende Fassung des Reichsrats vor. Als wesentlichste Abweichung ist anzusehen, daß der Reichsrat absehen will von der Schaffung eines Reichsjugendamtes. In gewissen Fällen soll die Reichsregierung statt dessen eintreten (Entscheidung bei Streitigkeiten zwischen Jugendämtern verschiedener Länder usw.), in anderen die obersten Landesbehörden. Mit der Einrichtung eines Reichsjugendamts würde zugleich auch die Schaffung eines Reichsbeirats aus den Vertretern der Landesjugendämter wegfallen. Es würde also der Zusammenhang der Arbeit im ganzen Reich wie die Möglichkeit ihrer Einheitlichkeit beeinträchtigt. Diese Einheitlichkeit ist aber gerade ein wesentlicher Fortschritt. Deshalb ist der Fassung der Regierung vor der des Reichsrats der Vorzug zu geben. Ebenso erweitert der Vorschlag des Reichsrats die Kompetenz der obersten Landesbehörden gegenüber der Landesgesetzgebung. Auch das ein recht zweifelhafter Vorteil, der wohl nicht selten einen unzweifelhaften Nachteil bedeuten wird. Ob in anderen Fällen die Reichsregierung mit Zustimmung des Reichsrats gewisse Aufgaben — Sammlung und Verwertung von Erfahrungen auf dem Gebiet der öffentlichen Jugendhilfe — ebenso gut zu lösen vermag, wie dies ein besonderes Jugendamt vermöchte, ist gleichfalls zu bezweifeln.

Ein zweiter wesentlicher Differenzpunkt ist die Frage der Kostendeckung. Der Vorschlag der Regierung schlägt eine Aufwendung von jährlich 50 Millionen Mark für drei Jahre durch das Reich vor, die dann prozentual an die Länder verteilt werden sollen. Der Reichsrat will eine weitergehende Zuschußpflicht den Bedürfnissen entsprechend festgestellt sehen. Letzteres liegt fraglos im Interesse der schnelleren Durchführung der durch das Gesetz vorgesehenen neuen Aufgaben, und um diesen gerecht zu werden, wird man auch über die veranschlagte Summe von 50 Millionen Mark jährlich hinaus Möglichkeiten schaffen müssen, wenn etwas geleistet werden soll. Eine unbegrenzte Zuschußpflicht des Reiches freilich wäre bei unserer Finanzlage bedenklich und eine Handhabe für die Einzelstaaten, Kosten abzuwälzen, die sie zu tragen hätten.

Betreffs der für die Fürsorgeerziehung vorgeschlagenen Bestimmungen möchte ich beanstanden, daß allgemein das vollendete achtzehnte Lebensjahr als obere Altersgrenze angenommen wird, die Landesgesetzgebung jedoch eine Erhöhung bestimmen kann. Gerade hier ist durchaus Einheitlichkeit nötig. Wer in der Praxis steht, weiß, wie oft sich bisher durch verschiedene Festsetzung dieser oberen Altersgrenze schwere Unzuträglichkeiten ergeben haben in Fällen, in denen Jugendliche aus einem Bundesstaat in den anderen übergingen. Besonders war dies bei gefährdeten Mädchen der Fall. Man sollte ruhig allgemein die obere Altersgrenze von zwanzig Jahren ansetzen, für die auch die volle Strafmündigkeit erst beginnen sollte. Diese Fragen werden jedoch besser gesondert im Zusammenhang mit dem dem Reichsrat gegenwärtig vorliegenden Entwurf eines Jugendgerichtsgesetzes und dem Entwurf für ein Strafgesetz besprochen, da Fürsorgeerziehung und jugendliche Kriminalität sehr stark ineinander übergreifen.

H e n n i L e h m a n n

Der amerikanische Außenhandel hat auch im Jahre 1920 trotz der eingetretenen Krise wieder einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Insgesamt stellte sich die Einfuhr auf rund 5279 Millionen Dollar, die Ausfuhr auf 8229 Millionen Dollar, so daß sich ein Ausfuhrüberschuß von 2950 Millionen Dollar ergibt. Sicherlich eine recht ansehnliche Mehrausfuhr, aber doch im Vergleich zu 1919 ein starker Rückgang, denn da im Jahre 1919 der Wert der Ausfuhr 7920 Millionen, der der Einfuhr nur 3804 Millionen Dollar betragen hat, ergibt sich für jenes Jahr der enorme Überschuß von 4016 Millionen Dollar. Deutlich kommt in diesen Ziffern die Be-

deutung des nordamerikanischen Freistaats als Exportland im Welthandelsverkehr zum Ausdruck, denn die Tatsache, daß der Überschuß abgenommen hat, erklärt sich nicht aus einem Rückgang seiner landwirtschaftlichen und industriellen Leistungsfähigkeit, sondern aus der Tatsache, daß die Aufnahmefähigkeit des europäischen Marktes mit der Produktionssteigerung der Vereinigten Staaten nicht Schritt gehalten hat, ist doch die Ausfuhr amerikanischer Erzeugnisse nach Europa von 5188 auf 4467 Millionen Dollar zurückgegangen.

Beteiligt waren an dem Einfuhr- und Ausfuhrhandel der Vereinigten Staaten die einzelnen Erdteile mit folgenden Werten (in Millionen Dollar):

	Einfuhr von		Ausfuhr nach	
	1920	1919	1920	1919
Europa	1227,8	750,5	4466,7	5187,7
Nordamerika	1663,5	1157,8	1929,1	1295,8
Südamerika	761,1	687,5	623,9	441,7
Asien	1283,8	1041,4	771,9	701,2
Ozeanien	192,9	154,9	271,4	196,1
Afrika	150,3	112,2	165,7	97,9
Insgesamt	5279,4	3904,3	8228,7	7920,4

Auf die einzelnen wichtigeren Staaten entfallen folgende Summen (ebenfalls in Millionen Dollar):

	Einfuhr von		Ausfuhr nach	
	1920	1919	1920	1919
Belgien	47,4	7,7	282,5	377,9
Deutschland	88,8	10,6	311,4	92,8
Frankreich	165,7	123,8	676,2	893,4
England	513,8	309,2	1825,0	2278,6
Holland	95,2	75,5	246,5	255,1
Italien	75,4	59,1	371,8	442,7
Kanada	611,8	494,7	971,9	734,2
Kuba	721,7	418,6	515,1	278,4
Mexiko	180,2	148,9	207,9	131,5
Argentinien	207,8	199,2	213,7	155,9
Brasilien	227,6	233,6	156,7	114,7
Chile	120,5	82,4	55,3	53,1
China	192,7	154,7	145,7	105,5
Japan	414,7	409,9	378,0	366,4

Die Zusammenstellung zeigt, welchen unbedeutenden Anteil das durch den Krieg geschwächte Deutschland bisher noch an dem amerikanischen Handelsverkehr hat. Es hat im Jahre 1920 zwar für 311 Millionen Dollar Waren aus den Vereinigten Staaten von Amerika erhalten, aber nur für rund 89 Millionen Dollar dahin ausgeführt.

Arbeitslosigkeit in England. Nach den Angaben der englischen »Labour Gazette« betrug am Ende des Jahres 1920 die Arbeitslosigkeit in England 6,1 Prozent; gegenüber den letzten vorausgegangenen Jahren eine starke Zunahme; denn Ende 1916 hat die Arbeitslosigkeit nur 0,3 Prozent, 1917 1,4, 1918 1,2 und 1919 3,2 Prozent betragen. In früheren Jahren war freilich die Arbeitslosenziffer schon mehrfach beträchtlich höher. Ende 1908 wurden zum Beispiel 9,1 und Ende 1909 6,6 Prozent Arbeitslose gezählt.

Was die jetzige Arbeitslosigkeit so unerträglich macht, ist die gleichzeitige Steigerung der Nahrungsmittelpreise, namentlich der Preise für Milch, Zucker, Käse, Eier und Speck in England.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Das unteilbare Oberschlesien. Von Theodor Müller
(Breslau).

Der erste sozialdemokratische Kulturtag. Von Johannes
Schult (Hamburg).

Ein Fiasko! Von Dr. Max Quard.

Freie Bodenvirtschaft und Wohnungswesen. Von
W. Guse. (Schluß.)

Moderne Religionsprobleme. Von Karl Vorländer.

Literarische Rundschau: Leopold Reinagl, Sozialisie-
rung durch die Selbstversorgergenossenschaft. ♦ Karl
Soffel, Schwester Pflanze. ♦ Erwin Rosen, Spieler. ♦
Horst Schöttler, Heidenbibel.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der literarischen Rubrik besprochen.

- Barth, Erwin**, Die Sozialisierung des Kohlenbergbaus. Mahnungen und Bedenken. Berlin, Verlag Der Firm. 82 S.
- Bonde, Sophus**, Atavara. Eine Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 800 S. Geb. 18 M.
- Boschart, Jakob**, Opfer. Leipzig, F. Haessel. 418 S. Geh. 22 M., geb. 28 M.
- Braner, Th.**, Das Betriebsrätegesetz und die Gewerkschaften. Jena, Gustav Fischer. 64 S. Geh. M. 4,50.
- Burkhardt, M.**, Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche. Zürich, Rotapfelverlag. Mit 53 Zeichnungen der Verfasserin. 178 S.
- Dschuang-Tsi**, Gleichnisse. Auswahl und Übertragung von Walter Salenstein. Zürich, Rotapfelverlag. 140 S.
- Gradnauer, Georg** und **Robert Schmidt**, Die deutsche Volkswirtschaft. Eine Einführung. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 281 S. Geh. 12 M., geb. 15 M.
- Hanser, O.**, Ins Paradies des Urmenschen. Fünfundzwanzig Jahre Vorweltforschung. Hamburg, Hoffmann & Campe. 268 S.
- **Urmensch und Wilder**. Eine Parallele aus Urwelttagen und Gegenwart. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von E. Arriens. Berlin, Ullstein & Co. 184 S.
- Heilborn, A.**, Entwicklungsgeichte des Menschen. Zweite Auflage. Band 388 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig, W. G. Teubner. 98 S.
- Weibes, Dr. F.**, Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920 nebst Wahlordnung vom 5. Februar 1920 mit kurzen Erläuterungen für die Praxis. Vlliputausgabe. Nieder-Ramstadt bei Darmstadt, Malcomes & Stemenroth. 198 S. Geb. M. 7,75.
- Weigel, Adolf**, Mitteilungen für Bücherfreunde. Dritte Folge, Nr. 8. Nachrichten von neuen Büchern, neuen Luxusdrucken. Deutsche Literatur bis Goethes Tod. Goethe-Seltenheiten. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Weigel.
- Weil, Felix**, Sozialisierung. Versuch einer begrifflichen Grundlegung nebst einer Kritik der Sozialisierungspläne. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 124 S. Geh. 11 M.
- Wendel, Herm.**, Aus dem südslawischen Misorgimento. Gotha, Fr. A. Perthes. 199 S. Geh. 14 M.
- Wenle, Dr. R.**, Die Anfänge der Naturbeherrschung. 1. Frühformen der Mechanik. Stuttgart, Francksche Verlagshandlung. 76 S.
- Witte, Irene**, Die rationelle Haushaltung. Betriebswissenschaftliche Studie. Autorisierte Übersetzung von The New Housekeeping Efficiency Studies in Home Management by Christine Frederick. Mit einem Geleitwort von Adele Schreiber. Berlin, Julius Springer. 186 S. Geb. 15 M.
- Zell, Th.**, Unsere Haustiere. Vom Standpunkt ihrer wilden Verwandten. Berlin, Vorwärtsverlag. 270 S. Geh. 20 M., geb. 25 M.
- *** **Blätter für ständischen Aufbau**. Zeitschrift für das neue Deutschland. Sammelband des ersten Jahrganges. Herausgegeben von Dr. F. Brauweiler. Bonn, Kommissionsverlag Rhenania.
- *** **Die kommunistische Partei und die Gewerkschaften**. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 11 S. 40 Heller.
- *** **Die Revolution in Gefahr**. Ein offener Brief der auswärtigen Gruppe der Ukrainischen Kommunistischen Partei an die Kommunisten und revolutionären Sozialisten Europas und Amerikas. Wien 1921. 68 S.
- *** **Die Zulassung Deutschlands und Österreichs zur Internationalen Arbeiterorganisation**. Genf, Internationales Arbeitsamt. 17 S.
- *** **Protokoll des Schweizerischen Gewerkschaftskongresses vom 15., 16. und 17. Oktober 1920 in Neuenburg**. Bern, Unionsdruckerei. 182 S.
- *** **Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich**. Herausgegeben vom Statistischen Reichsamt. Vierzigster Jahrgang 1919. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 858 und 82 S. Kart. 8 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2 Band Nr. 3

Ausgegeben am 15. April 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das unteilbare Oberschlesien

Von Theodor Müller (Breslau)

Der eigentliche Kampf um Oberschlesien beginnt erst. Die Entscheidung vom 20. März war vorläufig die letzte der Volksabstimmungen in deutschen Grenzlanden, da die Abstimmung im Saargebiet erst in vierzehn Jahren erfolgen soll. Bisher haben sechs solcher Volksentscheide stattgefunden: im Februar 1920 in der ersten Zone von Schleswig; einen Monat später in der zweiten Zone; im Juli 1920 folgte die Abstimmung in Ostpreußen und im Weichselland, darauf die Abstimmung in Kärnten und jetzt die in Oberschlesien. Die modernen Volksabstimmungen beruhen auf der Idee des sogenannten Selbstbestimmungsrechts der Völker. Bei dem obererschlesischen Volksentscheid gewinnt man jedoch den Eindruck, daß dieser Rechtsgedanke nicht zur Geltung gekommen ist. Hier galt das Prinzip der gemeindeweisen Abstimmung, obwohl dieses Land wie kein anderes der Teilung spottet. Aberhaupt beweisen die verschiedenartigen Abstimmungsbestimmungen, daß sie für Deutschlands berechnete Ansprüche so unvorteilhaft wie möglich abgefaßt waren. Daher schweben die deutschen Oberschlesier jetzt in banger Sorge um eine Verschiebung der Grenzen Oberschlesiens. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist eine ernste Sache, aber es darf nicht in ein autonomes Selbstbestimmungsrecht jedes einzelnen Dorfes ausarten. Oberschlesien ist aber ein Ganzes. Es war sicher kein Zufall, daß Frankreich gerade in dem für Deutschland wichtigsten Abstimmungsgebiet die Führung an sich gerissen hat, um den verbündeten Polen den Abstimmungskampf zu erleichtern.

Das ganze Oberschlesien dem Polenreich zuzuwenden, ist durch die Abstimmung unmöglich geworden, obgleich Korsanty und Graf Oppersdorf das in Paris ernstlich durchzusetzen versucht haben. Doch in vielen schlesischen Kreisen, nicht nur im Ausland, wird eine Teilung der Provinz vorausgesetzt und bereits als unvermeidlich behandelt. Unter schnöder Mißachtung der Abstimmungsergebnisse wird das Industrie- und Bergbaugebiet Polen zuerkannt. Es liegt klar zutage, daß eine solche Teilung Oberschlesiens eine Verändigung nicht nur an Deutschland, sondern an Oberschlesien selbst sein würde. Wollte die Interalliierte Kommission wirklich die einzelnen Abstimmungsergebnisse berücksichtigen und danach das Land verteilen, so würde sich ein geradezu unsinniges und wirtschaftlich unmögliches Gebilde ergeben: ein zerschnittenes und zerrissenes Land, dessen Wunden niemals heilen würden. Das kann auch nicht der Wille desjenigen Teiles der obererschlesischen Bevölkerung sein, der am 20. März seine Stimme für Polen abgegeben hat. Es ist daher anzunehmen, daß der eindringliche Aufruf, den der deutsche Plebiszitarkommissar in diesem Sinne an die Polen Oberschlesiens gerichtet hat, auch bei diesen trotz des polnischen Fanatismus einen gewissen Wider-

hall finden dürfte. Die Richtung Korsantys geht zwar in ihren neuesten Forderungen immer weiter. Sie fordert jetzt auch Teile der Kreise Oppeln, Kreuzburg und Rosenberg, die eine überwältigende deutsche Mehrheit erzielt haben, um eine Verbindung zwischen Posen und Oberschlesien zu erhalten. Am Ostermontag hat Korsantyp in Polen einen Vortrag über das Abstimmungsergebnis gehalten und darin erklärt, daß Polen entschlossen sei, Oberschlesien bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Nie und nimmermehr werde man eine Vergewaltigung Oberschlesiens zulassen; Polen sei bereit, gegebenenfalls alle Folgen zu tragen. Die gegenwärtige Not Oberschlesiens kennzeichnet am besten ein Ausruf der »Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier«, der folgenden Wortlaut hat:

Der deutsche Sieg in Oberschlesien hat, wie zu befürchten war, den polnischen Terror in Oberschlesien ausgelöst. Nach den vorliegenden Nachrichten über die Gewaltakte ist kein Zweifel mehr, daß Korsantyp mit seinen organisierten Mordbanden, da er den Sieg auf ehrliche Weise, mit dem Stimmzettel, nicht erringen konnte, auf dem Wege der Gewalt, ähnlich wie es seinerzeit in Posen der Fall war, in Oberschlesien fertige Tatsachen schaffen will.

Die Gewalt und die Lüge, das sind die Mittel, mit denen er jetzt operiert. Während die Abstimmung eine unzweideutige, klare deutsche Mehrheit ergeben hat — in 683 Städten und Ortschaften gab es eine deutsche Mehrheit gegenüber 597 Gemeinden mit polnischer Mehrheit —, posaunt er nach Warschau, Paris, London und in die ganze Welt in der schamlosesten Weise die Lüge von einem polnischen Siege hinaus. Um Glauben zu finden, unterschlägt er den Oberschlesiern und der Welt eine ganze Reihe von Gemeinden mit deutscher Mehrheit. Warschau feiert auf Grund dieser Lügenansagen Siegesfeste. Die französische Presse brüllt: Oberschlesien den Polen! Und die »Schutzmacht« Le Ronds »schützt« das deutsche Oberschlesien, indem sie durch Zeitungsverbote die Wahrheit zu Boden drückt, sich vor die polnischen Mordbrenner stellt, ihnen den moralischen Erlaubnischein für ihre Gewaltpropaganda ausstellt, dem deutschen Plebiszitarkommissariat mit Ausweisung droht, dem Verband heimattreuer Oberschlesier jegliche Tätigkeit in der Flüchtlingsfürsorge verbietet!

So sieht es jetzt in Oberschlesien aus! Die Geschichte wird einst über dieses »Schutzregiment« der Besatzungsmacht ihr Urteil fällen!

Und wir Oberschlesier müssen dieser Wirtschaft mit der geballten Faust in der Tasche zusehen, vorläufig zur Ohnmacht verdammt. Aber wir halten fest an unserer Heimat, wir lassen sie nicht! Und wer da unter uns glaubt, seine Arbeit sei mit der Abstimmung getan, der befindet sich in einem gefährlichen Irrtum! Jetzt erst recht müssen wir zusammenstehen.

Lasset nicht locker, bis die Heimat tatsächlich euer ist!

Der in diesem Ausruf beklagte Terror ist auch während der Abstimmungstage angewandt worden, und namentlich das französische Militär zeigte sich wenig geneigt, ihm entgegenzutreten. Er konnte sich freilich in den Städten nicht so stark äußern wie auf dem Lande und in den Industriedörfern. Die stärkste Stütze des Deutschtums war die sozialdemokratische Arbeiterschaft. Die gewerkschaftlich organisierten Industriearbeiter, auch die polnisch sprechenden, hielten zur deutschen Sache. Aber die gewerkschaftlichen Organisationen umfassen nur einen beschränkten Teil der oberschlesischen Arbeiterschaft, und die Masse der nicht gewerkschaftlich Geschulten erwies sich der verlogenen polnischen Propaganda gegenüber als nicht genügend widerstandsfähig. In den landwirtschaftlichen Gegenden rückte sich überdies die ungesunde Besitzverteilung. Die alte preussische Regierung hat

Reiz schüßend ihre Hand über den fideikommissarisch gebundenen Großgrundbesitz gehalten. Der besitzlose Landarbeiter und der meist auf den schlechteren Böden angesiedelte Kleinbauer standen in natürlichem Gegensatz zu den deutschen Magnaten, und der jetzigen deutschen Regierung war es durch einen Erlass der Interalliierten Kommission verboten, irgendwelche nützliche Reformen auf dem Gebiet der Landaufteilung, der Siedlung durchzuführen. In ihrer Unbildung glaubten daher die oberschlesischen Landbewohner den polnischen Versprechungen, daß ihnen nicht nur reiches Landbesitz, sondern auch Rähre und Schweine in großer Zahl geschenkt würden.

Für jeden Deutschen muß es oberstes Gebot der Stunde sein, der geplanten Zerreißung Oberschlesiens ein »Principiis obsta«, ein »Wehre dem Anfang!« entgegenzurufen. Oberschlesien ist nun mal ein wirtschaftliches Ganzes, das ohne schwerste Schädigung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zerrissen werden kann. Dies hat auch die zuständige Körperschaft Schlesiens eingesehen, denn der gemeinsame Provinziallandtag für Ober- und Niederschlesien stimmte einer von allen Partelen unterzeichneten Sympathiekundgebung für ein ungeteiltes Oberschlesien zu, die der Regierung zur weiteren Erledigung überwiesen wurde. Deutschland ist das Hauptabsetzgebiet Oberschlesiens. Von dort bezog es bisher den größten Teil seines Holzes, seiner unentbehrlichen Maschinen, seiner Lebensmittel. Auch auf der diesjährigen Breslauer Frühjahrsmesse war der Verkauf nach dort besonders stark, trotzdem die Entente Schwierigkeiten wegen der Rückreise der Einkäufer machte.

Im Jahre 1919 haben die Alliierten über eine Million deutscher Menschen (in Posen und einem Teile Westpreußens) ohne Befragung aus ihrem bisherigen Staatsverband losgerissen und »wie Figuren eines Schachbretts« in einen fremden Staatsverband, in Polen, hineingeschoben. Diese Hunderttausende von Deutschen leben noch heute. Sie haben ein Recht auf Gehör, zum mindesten darauf, in der nationalpolitischen Gesamtauseinandersetzung Deutschlands mit Polen berücksichtigt zu werden. Oder sind diese Deutschen weniger wert als die Polen in Oberschlesien? Niemals. Aber dann ist doch auch das Recht jener 470 000 Oberschlesier, die polnisch gestimmt haben, niemals zu trennen von dem Rechte der viel zahlreicheren Deutschen, die heute gezwungen unter Starosten und Wojwoden leben. Jede Grenze, wie gerecht auch immer sie gezogen wird, muß hüben und drüben nationale Minderheiten lassen. Die Hunderttausende von deutsch sprechenden und deutsch fühlenden Staatsbürgern der polnischen Republik werden immer für das Verhältnis der beiden Staaten von entscheidender Bedeutung bleiben. Sie werden immer eine Belastung des künftigen deutsch-polnischen, ja des osteuropäischen Friedens bilden — aber eine Belastung, die gemildert werden könnte, wenn Deutschland von Europa die Aufgabe erhielte, für jene 470 000 oberschlesischen Polen in seinen Grenzen weiter zu sorgen.

Sehen wir einmal den Fall, die Tatsachen in Oberschlesien ständen für die Polen so günstig, wie sie es tatsächlich für die Deutschen sind. Wie würde dann die Entscheidung der Interalliierten Kommission und des Völkervertrats laufen? Die Welt würde wohl keinen Augenblick über den Inhalt der Antwort im Zweifel sein: Oberschlesien würde sofort für polnisches Land erklärt werden. Nun denn! Was einem recht ist, sollte dem anderen billig sein.

Ein Dolchstoß in den Rücken der deutschen Oberschlesler wird jetzt von einer Gruppe obererschlesischer Landsleute geführt, die den Gedanken des Freistaats Oberschlesien propagieren. Dieser kleinen Gruppe, die unter Führung des Rechtsanwalts Dr. Łatacz steht, ist Hilfe aus dem Lager des Zentrums erstanden. Zwar erklärt der Parteivorstand des Zentrums, daß diese Partei offiziell nichts mit der Freistaatsbewegung zu tun habe; aber es besteht die Tatsache, daß einer ihrer hervorragendsten Führer, der Deutschener Rechtsanwalt Dr. Skowronek, eine Aktion mit dem Ziele der sogenannten »Neutralisierung« Oberschlesiens eingeleitet hat. Unterstützt wird diese Aktion durch den obererschlesischen »Kurier«, der gleichfalls dem Zentrum nahesteht. Dieses Blatt brachte einen Artikel »An die Staatsmänner Deutschlands, Polens und der Entente«, in dem für die Idee einer staatlichen Selbständigkeit Oberschlesiens nach dem Vorbild Danzigs eingetreten wird, da, wie es heißt, ein Anfall Oberschlesiens an Deutschland oder Polen unbedingt eine Vergewaltigung des bekundeten Volkswillens bedeuten würde. Neben Versprechungen an Polen macht der Artikel auch der Entente allerlei günstige Zugeständnisse. Schon früher wollten amerikanische Interessenten einen sogenannten »Kohlenstaat Oberschlesien« ins Leben rufen, dessen obererschlesischem Hauptteil westgalizische und tschechoslowakische Landesteile angegliedert werden sollten. Der Plan wurde aber wieder fallengelassen, weil ein solches staatliches Gebilde inmitten Polens, Tschechoslowakiens und Deutschlands keine Aussicht auf dauernden Bestand gehabt hätte.

Die beste Lösung ist: Oberschlesien bleibt ein einheitliches Ganzes als Glied des Deutschen Reiches.

Der erste sozialdemokratische Kulturtag

Von Johannes Schult (Hamburg)

Der Name klang reichlich anspruchsvoll, als er zuerst für die Ostertagung in Dresden gebraucht wurde. Ursprünglich war nur eine Zusammenkunft der sozialdemokratischen Lehrer und Lehrerinnen für Ostern geplant worden, wo zum neuen Schulprogramm der Partei Stellung genommen werden sollte. Dann wurden für diese allgemeine Lehrerversammlung noch die beiden brennendsten Tagesfragen der Schulpolitik und neuen Pädagogik hinzugefügt: die Fragen des Religions- und des Geschichtsunterrichts. Und da die Einberufer aus allen Teilen des Reiches eine starke Beteiligung erwarteten, so glaubten sie die günstige Gelegenheit nicht ungenutzt lassen zu dürfen, den zahlreichen der Partei zugeströmten Lehrern und Lehrerinnen den Wert, die Notwendigkeit und die Möglichkeit der sozialistischen Bildungsarbeit recht deutlich vor Augen zu führen. Das ergab von selbst den Wunsch, die seit vielen Jahren nicht mehr bestehende persönliche Fühlung und Aussprache der Genossen, die Träger unserer Bildungsarbeit sind, mit dieser Lehrerversammlung zu verbinden. Endlich meldete sich auch unsere Jugend, deren Organisation, der Verband deutscher Arbeiterjugendvereine, seit etwa einem Jahre ein ungewöhnliches Wachstum zeigt und deren Entwicklungstendenzen zu inneren Spannungen führen mußten. Das große, schöne Erlebnis von Weimar, jenes unvergeßlichen Reichsjugendtags

von 1920, hatte die Heimgebliebenen nicht im gleichen Maße erfassen können wie die Teilnehmer. Lebhafteste Auseinandersetzungen unter den Jungsozialisten, den Führern der Jugendbewegung und den älteren Genossen, die in ihr tätig sind, hatten in den letzten Monaten stattgefunden. Das drängte zur Aussprache, um nicht den zweiten Reichsjugendtag, der diesen Sommer in Bielefeld stattfinden soll, mit einem schrillen Mißklang enden zu lassen. So setzte denn der Verbandsvorstand eine Führeraussprache den beiden schon genannten Tagungen hinzu. Und weil alle drei Versammlungen sich mit Kulturfragen beschäftigen sollten, wurde ihnen der Gesamtnamen »Kulturtag« gegeben.

So weit ging die Entwicklung in Berlin beim Hauptvorstand vor sich. Nun hätte man dort allerdings nicht aufhören sollen, den Gedanken eines »Kulturtags« weiterzuentwickeln. Statt einer Aneinanderreihung von drei Konferenzen hätte man erwägen sollen, ob nicht alle drei, ineinander gesteckt, unter einen bestimmten Leitgedanken gestellt, eine von vornherein sichere großartige Wirkung hätten ausüben können. Bei ruhiger Betrachtung wäre man dann wohl auch schon vor Beginn der Tagung zum Bewußtsein der vorläufig noch nicht abzuschätzenden Bedeutung des Kulturtags gekommen; denn so ganz zufällig ist die Veranstaltung nicht zustande gekommen; drängten doch in den praktischen Aufgaben, die gelöst werden sollten, Probleme ans Licht, die bislang noch im Unterbewußtsein der Partei schlummerten, überdeckt vom mehr oder weniger angenehmen Geröll des Tageskampfes. Ist es nicht von tiefer symptomatischer und historischer Bedeutung, daß in einer Zeit, die Deutschland politisch aufs tiefste gebrochen hat, wo der innerpolitische Zustand Deutschlands endlich die modernen Formen der kapitalistischen Staaten annimmt und unsere Partei die fürchterlichsten Stöße von rechts und links auszuhalten hat, daß in solcher Zeit der schwersten inneren und äußeren Erschütterungen ein sozialdemokratischer »Kulturtag« stattfindet? Welche deutsche oder nichtdeutsche politische Partei von Bedeutung hat bisher das gleiche Bedürfnis gefühlt? Nicht eine einzige! Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hat eben instinktmäßig, nicht mit vollem Bewußtsein, erkannt, daß sie mehr ist als eine gewöhnliche politische Partei, die wie alle um politische Macht kämpft, daß sie vielmehr die Aufgabe hat, eine neue Welt zu gestalten.

So zog sich, ohne daß diese Absicht von vornherein sichtbar bestand, durch alle Verhandlungen ein Leitgedanke. Wie es auf einer Tagung von sozialistischen Erziehern nicht anders zu erwarten stand, wurde immer wieder die Erziehung zum Sozialismus betont, ja, die Erringung des Sozialismus als eine Erziehungsaufgabe an der Menschheit aufgefaßt. Gegenüber dem bisher auf allen Tagungen von Sozialisten und bei all ihrer Arbeit vorwiegend betonten Standpunkt, daß die Veränderung der Dinge, der sachlichen Voraussetzungen des Lebens, also der Lebensbedingungen, auch eine Änderung der Menschen herbeiführen werde, betonte der Kulturtag mit aller Stärke, daß zur Schaffung neuer Zustände neue Menschen gehören, die in sich Willen und Fähigkeit zur Gestaltung eines neuen Lebens tragen, die aber auch die Kraft der inneren Schau der Zukunft haben. So klang immer wieder ein eigentümlicher Ausdruck aus allem, was gesagt wurde, ein Ausdruck, den unsere sozialistischen Tagungen noch nicht kannten: der sozialistische Mensch. Werden wir sozial-

listische Menschen bilden, dann muß der Sozialismus kommen trotz aller Widerstände. Das war der Glaube, der aus den Teilnehmern des Kulturtags sprach, das war ihr Wille, und in diesem Sinne war die Tagung für alle Teilnehmer eine Kraftquelle. Unausgesprochen standen die Margworte über der Tagung, daß die Menschen, die vorgefundenen Zustände vorausgesetzt, ihre Geschichte selber machen, und daß wir nicht dazu da sind, die Dinge zu erklären, sondern sie zu verändern. Daraus zog dann der Kulturtag den Schluß, daß die Veränderung der Dinge in der Richtung zum Sozialismus nur möglich sei mit sozialistischen Menschen.

Die Referate, die durchweg auf ganz bedeutender Höhe standen, zeigten das deutlich, ja sogar die Begrüßungsreden ließen diesen neuen Ton erklingen. So betonte der Genosse Japf aus Dresden am Begrüßungsabend, daß die Sozialdemokratie nicht einseitigem Materialismus huldige, daß sie vielmehr die Erbin des deutschen Idealismus sei. Auch der Vorsitzende der Tagung, Genosse Heinrich Schulz, erklärte, daß die Zukunft nicht der Machtpolitik, sondern der Kulturarbeit gehöre, und unter dem stürmischen Beifall der Teilnehmer sprach er aus, daß für Kulturarbeit immer die Mittel vorhanden sein müßten. Auch der Parteivorsitzende Genosse Wels nannte den Sozialismus eine Weltanschauung und legte der Erziehung der Jugend im Geiste des Sozialismus das größte Gewicht bei.

Dann folgte die Rede des Genossen Professor Dr. Kadbruch aus Kiel über die weltliche Schule und die Weltanschauungsschule. Er begann mit der Feststellung, daß in dem Kampf um die Erneuerung der Schule eine neue Auffassung vom Sozialismus zum Erwachen komme. Immer weitere Kreise der Sozialisten werden sich bewußt, daß Sozialismus eine neue Kulturauffassung und Kulturbewegung ist. Wenn auch nirgends der historische Materialismus ernsthaft bestritten wird, wenn auch die ökonomischen Forschungen von Marx in ihren Grundzügen unerschüttert dastehen, so genügt doch dies alles heute nicht mehr zur Begründung einer sozialistischen Rechtfertigungslehre. Wir fragen uns nach dem Inhalt, dem Wesen der sozialistischen Kultur. Die menschliche Gesellschaft ist für uns nicht ein Nebeneinander von einzelnen. Sie hat als Ganzes ihre eigenartigen Zwecke. An die Stelle des Persönlichkeitswerts, den die kapitalistische Auffassung betonen mußte, tritt im Sozialismus der Gedanke der Gemeinschaft. Das ergibt eine neue Ethik, die sozialistische, die den neuen ethischen Begriff der Solidarität, der Kameradschaftlichkeit, in den Mittelpunkt als das Handeln bestimmendes Agens rückt. Kultur ist Geist, der alle schöpferischen Kräfte eines Volkes zur Einheit verbindet. Dies neue Lebensgefühl hat sich am stärksten in unserer Arbeiterjugend gestaltet, der wir dafür danken müssen, daß sie immer erneut darauf verweist. Eine neue, tiefe, religiöse Sehnsucht geht durch unser Volk. Wir Sozialisten dürfen davor nicht die Augen verschließen, sonst lenkt sie in falsche Bahnen und gerät in den überall angepriesenen Aberglauben. Wir müssen alles tun, der neu sich bildenden Kultur die Wege zu ebnen. Dazu kann und muß die Schule helfen. Darum darf sie nicht auseinanderfallen in Bekenntnisschulen aller Art. Wir müssen uns gegen alle Weltanschauungsschulen wenden, weil sie feste Dogmen haben; wir lehnen alle Pfaffen ab, auch die atheistischen. Die Schule darf einzig von jenem Geiste durchtränkt sein, der eine wahre, aus voller Gemeinschaft erwachsende

Kultur verbürgt. Höchstens eine gewisse Welt- und Lebenskunde, vielleicht mit Staatsbürgerkunde durchsetzt, wäre als Unterrichtsgegenstand neu zu schaffen. Alles übrige muß der Gesamtunterricht leisten. Radbruch faßte seine Gedanken in der einstimmig angenommenen Entschliehung zusammen:

Die sozialdemokratischen Lehrer und Eltern werden in den kommenden Schulkämpfen der drohenden Zersplitterung unseres Schulwesens den Gedanken der weltlichen Gemeinschaftsschule entgegenstellen. Nicht eine dogmatisch gebundene Schule, heiße sie nun Simultan-, Bekenntnis- oder Weltanschauungsschule, sondern die vom Geiste der Gemeinschaftsethik und Gemeinschaftskultur beseelte weltliche Schule ist die Schule, welche die Sozialdemokratie fordert und fördert.

In denselben Gedankengängen bewegte sich die Rede des Genossen Arzt aus Dresden. Er bedauerte, daß die Reichsverfassung der weltlichen Schule Schwierigkeiten mache. Unter Hinweis auf die 529 Religionsbekenntnisse, die es 1910 in Deutschland gab, sprach er dem Christentum den Charakter einer Gemeinschaftsreligion ab. Die Jugend mit dem Willen zur Gemeinschaft zu erfüllen und sie zu freien, gleichberechtigten Gliedern einer Kulturgemeinschaft heranzubilden, ist die Aufgabe der Schule. Sie kann darum nicht anders als weltlich sein. Darum müssen wir Gegner der privaten Bekenntnisschulen sein. Um den Gedanken der Gemeinschaft recht durchzuführen, müssen wir auch alle Begabungsschulen ablehnen, da sie nur neue Klassenschulen werden. Der einseitige Intellektualismus der heutigen Schule muß zugunsten einer viel stärkeren Betonung der Pflege des Gemütslebens zurückgedrängt werden. Das hervorragendste Bildungsmittel ist die produktive Arbeit, als Handarbeit und Geistesarbeit. So ist die neue Schule notwendig **Arbeitschule**.

Mit diesen Zielforderungen hat sich die Sozialdemokratie auf den Boden der freiesten Pädagogik gestellt und Toleranz und Volksseinheit zur Grundlage einer neuen, der sozialistischen Kultur erklärt. Sie greift damit weit hinaus über alle bisherigen Forderungen, die andere Parteien für Schule und Kultur gestellt haben. Als echte und einzige Erbin des klassischen deutschen Idealismus geht sie zu Forderungen über, die in eine schönere Zukunft weisen und aus den Irren und Wirren der Gegenwart Mittel zum Aufbau zeigen.

Auf der gleichen Höhe standen die beiden Referate am Nachmittag desselben Tages. Zuerst sprach Genosse Professor Ludo Hartmann aus Wien über **Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung**. Es war ein erlesener Genuß auch für Feinschmecker. In einer gedrängten Darstellung gab er eine solche Fülle von Gedanken, daß ein knapper Bericht ihm nicht gerecht werden kann. Nach einer kurzen Darlegung der Geschichte der Geschichtsschreibung und der in ihr obwaltenden Richtungen kam er auf die in der Schule angewandten Auffassungen zu sprechen, wobei er die Gefahren subjektiver Behandlung stark betonte. Schon die Behauptung einer Kausalität historischen Geschehens zwingt den Darsteller zur Stellungnahme. Der Motivenforscher bleibt allermest bei der psychologischen Motivation hängen. Andere Historiker benutzen allgemeine Ursachen zur Erklärung. Oft kommen beide Motivationen neben- und ineinander vor. Wieder andere Historiker legen ihrer Darstellung eine Philosophie zugrunde, wie es Aristoteles zuerst tat. Seit Augustin und durchs ganze Mittelalter ist die Betrachtung theologisch und teleologisch. Marx nennt sie eine umgekehrte

Kausalität, deren Ursache in der Zukunft, deren Wirkung in Vergangenheit und Gegenwart gesucht wird. Teleologisch ist die Geschichtsbetrachtung auch bei Kant. Sie mißachtet die induktive Methode und die biologische Soziologie.

Leider läßt sich in der Geschichte nicht die gleiche Methode anwenden wie in der Physik. Darum sind auch die letzten Ursachen nicht so leicht erkennbar. Trotzdem will die Einheitlichkeit unseres Denkens nichts davon wissen, daß es zwei verschiedene Forschungsmethoden gäbe, eine historische und eine naturwissenschaftliche. Die Geschichte ist eben keine exakte Wissenschaft. Sie läßt sich weder auf einfache Zahlbegriffe zurückführen, noch hat sie als Erkennungsquelle das Experiment. Außerdem pflegen wir aus der Geschichte immer nur einiges herauszugreifen. So gewinnen wir kein Bild vom Gesamtgeschehen.

Als das am genauesten zu Beobachtende und Hervorstechendste pflegen die Geschichtsschreiber die Handlungen einzelner Persönlichkeiten hervorzuheben. Damit bricht man die Kausaltreihe ab und beschränkt sich auf die Entwicklungsgeschichte einer Einzelpersönlichkeit. Anders werden Massenbewegungen behandelt. Für ihre Betrachtung muß das gesellschaftliche Leben als gegeben vorausgesetzt werden. Nirgends und niemals ist der isolierte Mensch nachzuweisen. Allein bei der Betrachtung von Massenerscheinungen kommen die Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur zu ihrem Recht. Das politische Leben, der Klassenkampf ist das Ergebnis des Produktionsprozesses im weitesten Sinne.

Man kann Längsschnitte oder Querschnitte durch die Geschichte machen. Die Auswahl wird nach den Darstellern subjektiv, nach den Hörern zweckmäßig verschieden sein. Besteht dabei die Absicht einer ethischen Wirkung, so wird man Persönlichkeiten darstellen. Das ist allerdings keine Geschichte und trägt auch die Gefahr in sich, ethische Wertungen vorzunehmen, die für die Zeit der geschilderten Persönlichkeit nicht gelten können, da jede Zeit ihre eigenen ethischen Wertungen hat.

Wie sehr die Zeitverhältnisse auf die Geschichtsdarstellung wirken, zeigt sich daran, daß in den Zeiten des Absolutismus nur die Handlungen der regierenden Fürsten erwähnenswert schienen, in demokratischen Zeiten dagegen die Massenerscheinungen. Vor der Revolution galt einem großen Teil des Bürgertums die große soziale Bewegung als Ausfluß einer Heße von Führern. Heute ist auch die Masse des Bürgertums tiefer ins Verständnis eingedrungen.

Der Sozialismus kann auch keine einzig richtige Geschichtsdarstellung geben. Wir müssen jede Reglementierung vermeiden, immer sorgfältig prüfen und vom Lehrer größte Wahrhaftigkeit fordern. Lehrfreiheit und größte Selbstdisziplin für den Lehrer, Ermöglichung eigener, freier Urteilsbildung für die Kinder! Man soll den Kindern keine Urteile aufzwingen, wie es noch heute alle Leitsäden tun, die in der schlesischen und der deutschen Frage den kleindeutschen, das heißt preußischen Standpunkt für den richtigen erklären, obgleich die Geschichte ihn heute als falsch erwiesen hat.

Hartmann schloß seine Ausführungen mit der Ermahnung an die Lehrer, die Kinder davon zu überzeugen, daß es nichts Beständiges gibt. Wyneken sagt, die Schule solle eine Anstalt zur Eingliederung der Jugend in die Menschheit sein. Die Jugend steht in die Zukunft, der Lehrer kann auch in

die Vergangenheit blicken. Das ist eine gegenseitige Ergänzung. Wenn Ranke sagt: wir wollen darstellen, wie es eigentlich gewesen ist, so sagen wir: Wir wollen darstellen, wie es eigentlich geworden ist.

Nach anhaltendem Beifall nahm der Genosse Nikolaus Henningsen, ein Hamburger Volksschullehrer, das Wort zu seinem Vortrag über den neuen Geschichtsunterricht. Hatte Hartmann über die Denk-, Forschungs- und Darstellungsweise gesprochen, so zeigte Henningsen vom Standpunkt der Schule, das heißt des Kindes, wie die Erfassung geschichtlicher Vorgänge möglich sei. Fort mit der zweckgerichteten Pädagogik, dem Spezialistentum, der Stoffanbetzung, der Systematik, der Chronologie! Die Forderung: »Vom Kinde aus!« wird zwar heute überall anerkannt. Trotzdem bleibt es im Geschichtsunterricht beim alten; höchstens werden die Stoffe etwas kindertümlicher ausgewählt. Ob das Kind für politische oder geschichtliche Stoffe aufnahmefähig und -fähig ist, danach wird nicht gefragt.

War das Ziel früher die zweckhafte Erziehung zum Patrioten, so muß es heute die Sorge um das Gemeinwohl sein. Das ist unmöglich durch Historismus, das gelingt nur durch Einsicht in die Gegenwart. Die Frage nach der Gesetzmäßigkeit aller Kulturentwicklung ist Sache eines reiferen Alters. Die Fortbildungs- und die Volkshochschule können schon jetzt behelfsmäßig mitwirken, bis wir einen Weg zur Bildung aller entwickelt haben, wie wir in Hamburg jetzt schon begonnen. Alle Klagen der Lehrer werden bei solchem Unterricht verstummen: Stofffülle, Stundenzahl, Quellenlektüre, Geschichtsanalyse, Neutralität, Lehrbücher.

Bewundernswert war die geistige Frische, die es ermöglichte, daß die Teilnehmer an diesem ersten Tage vier schwere Referate und zwei ausgedehnte Ausreden ertrugen. Am zweiten Tage war die Arbeitslast nicht geringer. Der Morgen war einer Aussprache über die sozialistische Bildungsarbeit und die Lehrerschaft gewidmet. Der Schreiber dieses Berichts hielt den einleitenden Vortrag. Im nachfolgenden seien die Hauptgedanken skizziert.

Wir leben in einem Wendepunkt der Weltgeschichte zwischen zwei Zeiten. Auch die Partei ist an einem Wendepunkt angelangt. Ihre Vorgeschichte ist zu Ende, ihre Geschichte beginnt. Ihr bisheriger Tageskampf galt, da es in Deutschland keine radikale bürgerliche Partei gab, der Erringung der Demokratie im politischen Leben. Das hat ihr bisher gewaltige Volksmassen zugeführt. Ihre im Bewußtsein der Masse verankerten Forderungen waren die demokratischen, erst in weiterem Abstand davon die sozialistischen Gedanken. Als Lassalle die Partei begründete, gab er ihr an Stelle des Arbeiterbildungsvereins die Form des Kampfvereins. Das Kernstück aller demokratischen Ziele mußte das Wahlrecht sein, dessen Erringung, Erhaltung, Verbreitung und Verbesserung die Hauptaufgabe der Partei bildete, und das gilt bis zur Revolution, ja im letzten Grunde noch heute. So erhielt die Partei den Charakter des politischen Wahlvereins mit all seinen Vorzügen und Nachteilen. Die Parlamente waren die vornehmlichsten Kampfstätten, die politische Aufklärung das Ziel in Rücksicht auf die Massen. Mit der Erreichung der politischen Demokratie tritt nunmehr das Ziel des Sozialismus deutlicher vor die Augen. Wird der sozialistische Gedanke ebenso starke Werbekraft haben wie der demokratische?

Unser Programm spricht nur vom wirtschaftlichen Sozialismus. Uns ist der Sozialismus aber Lebensform auf allen Gebieten, und davon ist das Wirtschaftsleben nur eines unter mehreren. Der wirtschaftliche Sozialismus ist nicht Erfüllung, er ist Voraussetzung des Sozialismus schlechthin. Auf ihm erst kann sich die allesumfassende sozialistische Kultur aufbauen. Die Erwerbsarbeit (Berufsarbeit ist ein meist beschönigender Ausdruck) läßt bei fortschreitender Entwicklung des Kapitalismus den Menschen seelisch immer mehr hungern und seine produktiven Kräfte, also das herrlichste Gut im Menschen, verdorren. Das überträgt sich auch auf das gesellschaftliche Leben, das heißt den Teil, der nicht dem Erwerb gewidmet ist. Hier herrscht mehr und mehr die kapitalistische Unmüßer- und Erholungsfabrik: Kino, Schundtheater, Bierpalast, Tanzsaal. Hier liegt eine neue Aufgabe für die Partei. Wie sie den körperlichen Konsum in seiner Organisation unterstützt — und noch viel mehr unterstützen sollte —, so kann und muß sie den geistigen und seelischen Konsum organisieren und ein neues Gemeinschaftsleben der Genossen gestalten.

An dieser Umgestaltung des Lebens in der Partei kann der sozialistische Lehrer den Hauptanteil haben. Da der ganze Umfang menschlicher Kultur in die Partei einbezogen werden muß, wird jeder Lehrer mit seinen Sonderfähigkeiten, seien sie viele oder wenige, seien sie groß oder klein, helfen können. Neue Ausdruckskultur, neue Lebensgestaltung, volkstümliche Kunstpflge, sozialistische Moral, das sind Zweige der neuen Lebensführung, die die Mitglieder fest mit hundert Fäden untereinander verknüpfen. Bei dieser Arbeit ist dem Lehrer Bescheidenheit anzuraten. Er lernt von seinen Schülern mindestens soviel, wie sie von ihm. Die tiefste Befriedigung wird ihm aber das Gefühl des Einsseins mit seinen Genossen gewähren.

Der zweite Redner, Genosse Weimann, Geschäftsführer des Zentralbildungsausschusses der Partei, erweckte mit seiner Bemerkung, die sozialistischen Lehrer hätten sich in der Bildungsarbeit noch längst nicht genügend betätigt, lebhaften Widerspruch. Der derzeitige Vorsitzende der Versammlung, der Hamburger Lehrer Genosse Ballerstaedt, der selbst seit anderthalb Jahrzehnten in dieser Arbeit steht, bestätigte jedoch die Auffassung Weimanns. Im übrigen gab Weimann zahlreiche praktische Winke, verwies auf die bisherige Arbeit des Zentralbildungsausschusses, auf die eigenartige Kultur unserer Arbeiterjugend, sprach von einer neuen Festkultur und der Absicht, auch schon die schulpflichtigen Kinder in die von der Partei zu leistende Kulturarbeit einzugliedern.

Der Nachmittag war der Behandlung des sozialistischen Schulprogramms gewidmet. Dazu war schon reiche Vorarbeit in den zahlreichen Bezirksgruppen und auf Vorbesprechungen geleistet worden. Der auf Grund dessen geschaffene Vorentwurf wurde vom Genossen Dr. Lohmann, dem Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands, erläutert. Er betonte, daß das Erfurter Programm nicht einmal den Versuch zu einem Schulprogramm mache. Wir hatten uns vielfach auch noch nicht ganz von bürgerlichen Schulidealen freigemacht. Es gibt heute aber schon ein sozialistisches Schulideal, dessen Wesen durch das Wort »Gemeinschaft« bezeichnet werde, als Arbeits- und Lebensgemeinschaft gedacht. Auf die Einzelheiten des Programms soll hier nicht eingegangen werden. Der Entwurf wurde von allen Seiten

für verbesserungsbedürftig erklärt und schließlich mit den zahlreichen Anträgen der Hamburger Ortsgruppe der sozialdemokratischen Lehrer zur endgültigen Fassung überwiesen.

Der Lehrertag hatte damit sein Ende erreicht. Er war sicher für die meisten Teilnehmer das, was der Reichsjugendtag in Weimar für unsere Jugend war. Beide Erlebnisse waren auch durch den gemeinsamen Grundgedanken verbunden: Erleben und Gestaltung des Sozialismus als einer neuen schöpferischen Kultur. Ein Kraftstrom ging und geht von dieser Tagung durch das Land, der noch lange wirken wird.

* * *

Teils gleichzeitig, teils am nächsten Tage trafen auch die Vertreter der Bildungsausschüsse zusammen. Sie hörten zunächst einen Bericht des Genossen Weimann über den Stand unserer Bildungsarbeit, am Osterabend einen Vortrag von Heinrich Schulz über Ziel und Grenzen unserer Bildungsarbeit und von Schreck aus Bielefeld über sozialistische Bildungsschulen. Die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse auf dem Lande und in den Großstädten, in katholischen und evangelischen Gegenden, die Beteiligung an Volkshochschulen, die Parteischule und Bezirksparteischulen, die Gliederung der Parteischule in eine sozialistische Parteihochschule mit sozialistischer Lebensgemeinschaft, Errichtung einer Redakteurschule, die Umgestaltung der Kinderbeilage der »Gleichheit«, ein Aufschlag auf die Parteibeiträge für Bildungszwecke, Schaffung einer Kulturabteilung beim Parteivorstand — das waren die hervorstechendsten unter den behandelten Gedanken. Im ganzen gewann man den Eindruck einer bunten Vielgestaltigkeit unseres Bildungswesens. Alle Anregungen und Anträge, die sich auf die neue Zeitschrift »Arbeiter-Bildung« (Organ des Zentralbildungsausschusses und der Jungsozialisten) beziehen, wurden dem Zentralbildungsausschuß überwiesen.

* * *

Hatte auf den beiden bisher erwähnten Konferenzen die Erziehung zum sozialistischen Menschen als Gedanke im Vordergrund gestanden, so trat der sozialistische Mensch selbst schon deutlich und handelnd am Osterabend und am ersten Ostertag auf: die Jugend hatte ihre Führer zu einer Aussprache zusammengebracht. Gewiß war diese Versammlung von einigen hundert Menschen sehr ungleichmäßig zusammengesetzt. Da saßen die Parteivertreter, die parteiamtlich mit der Jugendpflege beauftragt sind. Da waren die Jungen und Mädchen unter achtzehn Jahren, die von ihren Vereinen als Sprecher entsandt waren. Da saßen Jungsozialisten beider Geschlechter, hervorgegangen aus der Jugendbewegung und in ihr führend tätig. Rundherum eine anteilnehmende Schar Dresdener Jungen und Mädchen und dazwischen außer den Mitgliedern des Hauptvorstandes Freunde der Jugendbewegung, die teils ihre erklärten Führer sind. So bunt wie die Zusammensetzung war denn auch das geistige Bild auf der Tagung.

Am Osterabend sprach Karl Bröger wenige Worte zu der Jugend. Er ist kein Festredner, und Festreden sind auch kein Wesensausdruck der neuen Jugend. Was Bröger sagte, waren dichterische Worte, die tief ins Herz der Jugend drangen. Die Älteren, intellektualistisch Eingestellten hat er wohl nicht befriedigt. Das war auch nicht seine Aufgabe. Er sprach von Tanz und

Arbeit, Kampf und Spiel und fand darin das Wesen der arbeitenden Jugend. Frühling — das Fest der Gemeinschaft, Jugend — der Frühling des Sozialismus. In ein paar eigenen, verhaltenen Gedichten sprach er das Sehnen der Jugend aus.

Die Führerausprache des Ostersonntags hatte sich seit Weimar immer deutlicher als nötig erwiesen. Jeder, der in Weimar gewesen, hatte von der dortigen Belebung etwas mit nach Hause gebracht. Das war nun so verschieden gewesen, daß vielerorts gegen den sogenannten »Geist von Weimar« Front gemacht wurde. Andernorts wieder weckte Weimar stürmische Begeisterung. In der »Arbeiter-Jugend«, der »Arbeiter-Bildung«, dem »Führer«, in Jugendbeilagen der Parteiblätter, in jungsozialistischen Organen, in Versammlungen und Zuschriften wurde Weimar besprochen. Es war dasselbe Bild wie nach dem Meißnerfest 1913 in der bürgerlichen Jugendbewegung: man wollte den Wesensinhalt gedanklich feststellen. Die bürgerliche Jugendbewegung ist dabei (nicht daran) zugrunde gegangen, die proletarische darf und kann nicht dasselbe Schicksal haben. Die Arbeiterjugend hat in Weimar öffentlich für ihren fortgeschrittensten Teil den Übergang von der Jugendpflege zur Jugendbewegung verkündet und vollzogen.

Das neue Bekenntnislied der Arbeiterjugend, das die Hamburger mit nach Weimar gebracht hatten und das seitdem unverlierbarer Bestandteil des lebendigen Volksliederschazes geworden ist, eröffnete die Tagung. Das Lied ist von dem Hamburger Genossen, Lehrer und Dichter Hermann Claudius, einem Urenkel des alten Matthias Claudius, seine Weise, tief ergreifend, von dem Hamburger Arbeitersekretär Englert. »Wenn wir schreiten Seif' an Seif'...«, der ganze Saal sang es mit leuchtenden Augen. Heinrich Schulz sprach dann über »Jugendfürsorge, Jugendpflege, Jugendbewegung«. Alle drei sind nötig, das neue Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetz gibt der Jugendfürsorge endlich gesetzliche Grundlagen (wie vor Menschenaltern das Schulwesen öffentliche Angelegenheit wurde), die Jugendpflege findet öffentliche Hilfe, das Schönste und Hoffnungsvollste aber ist die Jugendbewegung. Mit ihr gehört der Jugend die Zukunft.

Leider hatte Mar Westphal aus Hamburg nicht kommen können. Er wollte eine Jugendhochschule als neues Ziel aufstellen. Es sprach der siebzehnjährige Dichter Franz Osterroth, ein glühender Verehrer Brögers. Er bekannte sich begeistert zu Weimar; ein Kraftstrom ging von da aus, wer dort war, redete mit Engelszungen davon. Er wendet sich leidenschaftlich gegen jeden Druck, den einflußreiche Genossen auf die Jugend ausüben wollen. Die Jugend hat in Weimar das echt sozialistische Erlebnis gehabt, sich als Lebens-, Strebens- und Kulturgemeinschaft zu fühlen. Großen Beifall findet seine Forderung, daß sich die Jugend ihre Führer selbst wählen solle. Er verlangt für den Hauptvorstand einen Beirat aus älteren Genossen, die die Jugend selbst als Führer anerkennt. Für ihn ist der Sozialismus neuer Glaube und neue Ethik.

Die Genossin Dora Klages gibt trotz ihrer Jugend — sie hat das im Beruf und in der Arbeit an der Jugend gelernt — zahlreiche praktische Winke. Sie will die Mädchen nicht ihrer Eigenart beraubt wissen und gibt Wege einer neuen, sozialistischen Mädchenerziehung an. Ihre ungemein sympathische Persönlichkeit und ihr feiner, mit Worten aus dem Osterspaziergang des »Faust« ausklingender Vortrag stellt eine für die Aussprache gün-

stige Stimmung her. Diese zeigte denn auch, daß Weimar nicht zu einer Krise geführt hat.

So war der Kulturtag in seiner Art ein erhebendes und tief ergreifendes Erlebnis. Wenn die deutsche Geschichtsschreibung aus der tiefen Erniedrigung Deutschlands vor hundert Jahren als höchste zukunfts gestaltende Werte den Geist Schillers, Fichtes und Humboldts bezeichnet, so wird nach abermals hundert Jahren der deutschen Sozialdemokratie das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie in noch tieferer Erniedrigung des deutschen Volkes die höchsten zukunfts gestaltenden Werte den gestaltenden Kräften ihres Wesens eingefügt hat.

Ein Fiasko!

Von Dr. Max Darrack

Vor kurzem gab die »Berliner Börsenzeitung« einige Einzelheiten wieder, die der Sparkommissar Dr. Carl vor einem Kreise deutscher Industrieller in einer Rede über mögliche Sparmaßnahmen vorgetragen habe. Hinzugefügt war, daß Carl vor kurzem von seinem Amt zurückgetreten sei. Also eine Flucht in die Öffentlichkeit? In der Tat, Carl hatte kein Glück, wie wir bestätigen können. Ein reichliches halbes Jahr hat er fleißig amtiert. Aus seiner Teilnahme an den Weimaraner Verfassungsverhandlungen als Reichsfinanzkommissar her, als den ihn die Nationalversammlung außerordentlich schätzen lernte, beherrschte er die Organisation des Steuerwesens und den Ausbauplan der übrigen neuen Reichsverwaltungen ganz vorzüglich. Das muß ihm bei der Gründlichkeit seiner Forschungen nach Sparmöglichkeiten außerordentlich nützlich gewesen sein. Es verstärkt aber nicht das Gewicht seiner Vorschläge bei der jetzigen Reichsregierung. Wir wissen, daß er während seiner ganzen kommissarischen Tätigkeit nicht ein einziges Mal zum Vortrag beim Reichskabinet gelangte. Das Kabinet und die Minister litten unter solcher Überlastung, daß die Zeit für den Sparkommissar fehlte. Und dabei wollte Carl gerade dieser Überlastung zu Leibe gehen. Also Mißgeschick über Mißgeschick! Der Schluß der Mitteilungen aus der »Berliner Börsenzeitung« deutet schon nach dieser Richtung. Aber jene Berliner Angaben, die sich in der Hauptsache mit der Zahl der Beamten bei den Verkehrsverwaltungen beschäftigen, bedürfen sehr wesentlicher Ergänzungen, wenn man ein Bild von den Vorschlägen des Sparkommissars gewinnen will.

Fast steht es nämlich aus, als sollten die wenigen Sätze, welche die »Börsenzeitung« wiedergibt, eine ganz einseitige Ablenkung der Aufmerksamkeit auf die Verkehrsverwaltungen bewirken. Unseres Wissens ist Carl in Wirklichkeit und in der Hauptsache gerade von einer Sanierung der allgemeinen Verwaltung ausgegangen und hat diese besonders ins Auge gefaßt, freilich ohne die Mißstände bei den Verkehrsverwaltungen irgendwie zu übersehen. Um von unten anzufangen: er wollte zunächst die von den einzelnen Ministerien für 1921 angemeldeten Ausgaben so lange beschneiden, bis sie in einem von vornherein fest zu bestimmenden Einnahmebetrag Deckung fanden, der sich aus der steuerlichen Leistungsfähigkeit ergab. Das bliebe also strengste Anpassung aller Ausgaben ordentlicher und außerordentlicher Art an die wahrscheinlichen Einnahmen statt des bis-

her beliebten umgekehrten Verfahrens, gewisse Ausgaben als unbedingt notwendig zu bezeichnen und dann Deckungsmittel für sie zu suchen. Mit dieser eisernen Schraube sollten alle Ausgaben aus dem Etat ausgeschlossen werden, die aus den Einnahmen nicht bestritten werden konnten, und damit die Fortsetzung der Defizitwirtschaft wenigstens für die eigenen Bedürfnisse des Reiches verhindert werden. Um dabei kulturelle Zwecke nicht ganz zu kurz kommen zu lassen, ging der Gedanke nebenher, bei der verzweifeltsten Finanzlage des Reiches die 20 Millionen, die dafür im Reichsetat vorgesehen waren, für einige Zeit durch freiwillige Beiträge decken zu lassen. Carl meinte, trotz der hohen Steuerlast werde ein solcher Versuch nicht aussichtslos sein. Uns erscheint er lediglich als ein verzweifelter Vorschlag in einer verzweifeltsten Lage. Außerdem war natürlich Voraussetzung, daß die Länder die Hauptkulturausgaben weiter trügen.

Eine zweite Gruppe von Vorschlägen, die Carl machte, betraf die Heranziehung der Selbstverwaltung zur Beforgung der Reichsgeschäfte in der mittleren und unteren Instanz. Offenbar schätzt Carl die Selbstverwaltung als eine starke Sicherheit für billigere Geschäftsführung ein. Das berührt sehr sympathisch. Er geht nicht auf in dem bürokratischen Gedanken, daß der scharfe Stiff eines Rechnungsrevisors genüge, um die Dinge in die Reihe zu bringen. Allerdings scheint er mehr eine neue wirtschaftspolitische Selbstverwaltung im Auge zu haben als die Benützung der vorhandenen Selbstverwaltungskörper von der Gemeinde bis zur Provinz zu Zwecken der Reichsverwaltung. Dabei wäre es etwas Großes, wenn es gelänge, auf dem letzteren Wege die Einheit zwischen Unitarismus und Föderalismus zu finden. Das würde bedeuten, daß die Reichszentralisierung glücklich getragen und ergänzt würde durch eine starke Verwendung der Selbstverwaltungskörper zu direkten Reichsverwaltungszwecken auf Grund reichsgesetzlicher Bestimmungen. Die aufbauenden Reichsgesetze würden allmählich statt der Landesbehörden die Kommunalverbände jeder Art mit der Durchführung der Reichsverwaltung beauftragen. So hätte man die einheitliche Leitung für das ganze Reich und doch die lebendige Beteiligung von unten her bei der Durchführung. Wenn wir recht unterrichtet sind, macht die Sozialdemokratie bei ihren laufenden Programmarbeiten den Versuch, eine solche Organisation durchzudenken und zu formulieren. Sie würde zum Beispiel auch das Problem des Verhältnisses von Preußen zum Reich lösen helfen können, einerseits die Verrücklichkeit der Einzelstaaten, damit das Verschwinden vieler Doppelbehörden für denselben Zweck bewirken, andererseits aber dem Reich in Gestalt der Selbstverwaltungskörper die längst ersehnten eigenen Verwaltungswerkzeuge verschaffen. Carl freilich scheint weniger an die Verwendung der organisch gewachsenen Kommunalverbände, als an die Schaffung neuer Selbstverwaltungskörper zu denken. Anscheinend will er im Anschluß an die noch zu schaffenden Bezirkswirtschaftsräte neue Wirtschaftsbezirke mit weitgehender Selbstverwaltung wirtschaftspolitischer Art setzen.

Wir halten diesen Vorschlag für eine mehr nachteilige als nützliche Belastung der Spar- und Finanzreform. Das sind jedoch spätere Sorgen! Viel wichtiger und verheißungsvoller erscheint die Aktion in der von uns ange-deuteten Richtung. Bekanntlich ist der ehemalige preußische Staatsminister Dr. Drews in dieser Beziehung einsichtsvoller. Erst neuestens wieder in

einem Aufsatz der »Deutschen Gemeindezeitung« (Nr. 44) faßt er die Aufgabe dahin zusammen, daß unsere Entwicklung unverkennbar dahin gebe, das Prinzip echter Selbstverwaltung für die eigenen wie für die staatlichen Angelegenheiten jedes Bezirks zur reinen Durchführung zu bringen und in der Kreis- und Provinzialinstanz durch den von jenen Selbstverwaltungskörpern selbst bestellten Beamten- und Behördenapparat den Ersatz der bisherigen unmittelbaren Staatsbehörden zu suchen. Weil Carl dieser Richtung anscheinend etwas fremd gegenübersteht, denkt er unter anderem auch noch an eine Verwendung der Landesfinanzämter als provinzielle Spitzenbehörden für die Reichsverwaltung über das Finanzielle hinaus. Das wäre aber ein Stück Reichszentralismus, der neben der viel näher liegenden Verwendung der Selbstverwaltungskörper zu Reichsverwaltungszwecken mindestens überflüssig, wenn nicht politisch schädlich erschiene.

Jedenfalls aber wollte Carl grundsätzlich mit äußerster Sparsamkeit und stärkster Ökonomie der Kräfte von unten nach oben durchorganisieren. Deshalb gelangte er schließlich zu Vorschlägen über die Einrichtung der Reichszentralinstanzen, die den Steuerzahler sehr plausibel anmuten, dafür aber irrellich bei den Zentralinstanzen wohl den größten Schrecken wie die lebhafteste Abneigung verbreitet haben. Aus ihnen allein könnte man sich die mangelhafte Neigung des Reichskabinetts erklären, sich mit Carls Vorschlägen näher zu beschäftigen.

Im Normalaufbau der Ministerien zum Beispiel wollte Carl alles Überflüssige abstreifen und sehr straff organisieren. Die Bearbeitung aller Angelegenheiten, die nicht Ministerialsachen sind, soll ohne Rücksicht auf die Person der Antragsteller unerbittlich ausgemerzt und den unteren Instanzen zugewiesen werden. Hier rührt er ganz sicher an eine sehr wunde Stelle im Leben des neudeutschen Parlamentarismus; denn mit dieser Reform siele ja die Möglichkeit hinweg, daß die Hunderte deutscher Abgeordneter und die Tausende gewichtiger Persönlichkeiten im Reiche die Minister direkt zur Erledigung ihrer Bezirkssorgen in Anspruch nehmen können. Und wenn Carl schließlich noch höher hinaufgeht und das Überwuchern der Ministerialorganisation in die Breite kritisiert, so trifft er natürlich ganz besonders empfindliche Stellen. Nach seiner Berechnung ist seit 1914 in den Reichsministerien mit Ausnahme des Heeres-, des Marine-, des Kolonial- und des Postministeriums gestiegen: die Zahl der Staatssekretäre (Unterstaatssekretäre) von 4 auf 10, die der Ministerialdirektoren von 10 auf 37, die der Ministerialräte von 82 auf 268, die der ständigen Hilfsarbeiter von 31 auf 229, die der Expedienten und Registraturbeamten von 389 auf 1049 und sogar die der Hausbeamten von 163 auf 438.

An dieser zum Teil außerordentlichen Zunahme hat natürlich auch der Tätigkeitsdrang von allen Seiten unter der neuen Demokratie seinen sehr verständlichen Anteil. Das alte Obrigkeitsregime hatte zu viel allgemeine Aufgaben, namentlich kultureller und sozialer Natur, völlig vernachlässigt. Außerdem erhält Friedrich Engels einmal wieder glänzend recht mit seiner gegen den politischen Spieghürger gerichteten Äußerung, daß die fortschreitende Demokratie durchaus keine billige Sache sei. Auf der anderen Seite kann sich kein geschlagenes Land solchen Luxus der Überorganisation lange gestatten, und was Carl über die Nachteile technischer und politischer Art in seinen Denkschriften gesagt haben soll, das wird wohl meist den Nagel

auf den Kopf treffen. Man begreift vollständig, daß er mit der Verminderung des Ministerialapparats als mit einer gegebenen, unabänderlichen Tatsache gerechnet haben will. Aber an dem Mut zur Anerkennung dieser Tatsache fehlt es anscheinend noch überall. Das wirkt sehr verhängnisvoll zum Beispiel auch bei der neuesten und allergrößten Sorge, bei den Auseinandersetzungen mit der Entente über die Wiedergutmachungen. Tatsächlich ist es von ausschlaggebender Bedeutung, wenn die Sparsamkeits- und Organisationspolitik des Reiches an einer Stelle eintritt, wo sie nicht nur sofort wirksam wird, sondern wo ihre Wirksamkeit in besonders klarer, sinnfälliger, auch für den Außenstehenden drastischer Weise zum Ausdruck kommt. Das gilt zum Beispiel genau so für die Behandlung unseres Notenelends und für die hilflose Art, mit der wir unter dem Reichsfinanzminister Wirth dem endlichen Anfang einer Schuldentilgung gegenüberstehen. Gerade die letztere wäre von entscheidender Bedeutung für unseren finanziellen Ruf im Ausland. An unsere Arbeitstüchtigkeit glauben selbst unsere Gegner. Aber wir geben ihnen keinerlei Anlaß, an unsere finanzpolitische Energie bei der Einkassierung und vor allem der zweckmäßigen Verwendung der absolut sehr hohen Steuern zu glauben, die die Republik reformfreundlich eingeführt hat.

So ist anscheinend wieder der Anlauf mißglückt, durch eine Aktion, die auf äußerste Sparsamkeit drängen sollte, eine Neuorganisation unserer Verwaltungswirtschaft an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Wenn das die politische Mentalität Deutschlands bleibt, wie sollen wir uns dann von einem fürchterlichen Außendruck befreien können, den wir alle als anmaßend und empörend im höchsten Grade empfinden.

Freie Bodenwirtschaft und Wohnungswesen

Von W. Sasse

(Schluß)

II

Die Arbeitnehmerschichten haben heute die Hoffnung fast aufgegeben, auf dem Gebiet der Bodenpolitik in dem Kampfe gegen das Rentenskapital etwas zu erreichen; die Lohnbewegung erscheint ihnen als einzige Rettung. Hervorgehoben werden muß, daß gemeinschaftlicher Bodenbesitz irgendwelcher Art noch nicht die Ausbeutung mittels des Bodens an sich verhindert. Der Bodenbesitz ist, wie auch Marx ausdrücklich betont, die Grundlage aller Ausbeutung des Menschen durch den Menschen; aber mit bloßer Bodenverstaatlichung ist noch gar nichts getan, wenn nicht die Willensbeziehungen sozialorganischer Natur geändert werden. Denn diese sind es, die sich doch wieder dieser Grundlage bemächtigen und neue Ausbeutungsverhältnisse schaffen. Die einseitigen Bodenreformer irren, wenn sie behaupten, daß das Bodenverhältnis als solches die sozialorganischen Beziehungen bestimme. Die Sache liegt umgekehrt. Das Bodenrecht wird durch die Willensbeziehungen sozialorganischer Natur bestimmt, der Hauptfehler liegt hier in der heute auf allen Gebieten üblichen abstrakten Betrachtung der Gesamtverhältnisse. Gerade auf dem Gebiet der rechtlichen Entwicklung der Bodenverhältnisse ist den Rechtswissenschaftlern bei der Tiefgründigkeit, mit der sie die formale Technik des Grundbuchwesens be-

handelten, der Blick für die wirtschaftlichen Zusammenhänge verlorengegangen. Wenn man die Literatur des letzten Jahrzehnts vor der endgültigen Gesetzgebung (etwa 1860 bis 1870) über die Reformnotwendigkeit des Hypothekenwesens durchflieht, so fällt sofort auf, daß selbst die berufensten Kenner dieser Wissenschaft zwar die Bedeutung der Grundbucheintragungen für das Verkehrsleben im technischen Sinne hervorheben, daß aber die wirtschaftlichen Ergebnisse, die mit dem Grundbuchwesen in Verbindung stehen, nicht beachtet werden. Die Folge war, daß mit Hilfe der Gesetzgebung, die sich auf solche Wissenschaft stützte, Rechtsgrundlagen geschaffen wurden, die das Grundbuch- und Hypothekenwesen zu einer Rentenpresse für Spekulanten machte. Mit Hilfe des Grundbuchs werden weite Kreise der Volkswirtschaft in den Frondienst der Spekulation gestellt.

Besonders hervorgehoben muß werden, daß die künstliche, wirtschaftsschädliche Mehrwerterzeugung nicht etwa ein Ergebnis privatwirtschaftlicher Vereinbarungen ist, sondern erst möglich wurde durch die öffentlich-rechtlichen Einrichtungen (Grundbuch) für den Grundstücksverkehr. Der Preisbildungsprozeß der Bodenwerte wird im wesentlichen bestimmt durch die Entwicklung der Bodenverschuldung. Im Grundstücksverkehr gilt der Grundsatz: das Grundstück wird nach der Beleihung bewertet. Der Preis des Grundstücks wird also bestimmt durch die Höhe, bis zu der es gelingt, die Beleihung hinauszutreiben. Der gesteigerte Bodenwert wird nur dargestellt durch die gesteigerte Bodenverschuldung. Das Grundbuch schafft dingliches Recht. Forderungen aus Zeitgeschäften mit beweglichen Sachen (Wertpapiere, Getreide und anderes) sind nicht einklagbar, der Bodenspekulation wird hingegen das öffentliche Grundbuch für die Vertreibung der Gewinne zur Verfügung gestellt. Eine in jeder Hinsicht durchaus sittlich verwerfliche und mit der Pflege des Gemeininteresses unvereinbare Tätigkeit findet staatlichen Schutz.

Oberstadt führt in seinem Handbuch Auszüge aus dem amtlichen Grundbuch an, wo zum Beispiel durch dreimaligen Verkauf der Bodenpreis für den Quadratmeter von 0,50 Mark bis auf 70 Mark getrieben wurde. Diese rein begrifflichen Spekulationswerte finden ihre einzige reale Sicherheit in dem durch die Bebauung neugeschaffenen Wert. Dieses ist aber nur dadurch möglich, daß der Spekulation die Verfügung über das Grundbuch eingeräumt worden ist.

Wird nun durch Einführung einer Genehmigungspflicht für den Besitzwechsel des Eigentums an Grundstücken und für die weitere Belastung durch Hypotheken-, Grund- oder Rentenverpflichtungen der Widerstand gegenwärtigen Realkreditsystems bekämpft, so sollte man annehmen, daß dieser Gedanke allseitige Zustimmung findet. Aber die Anhänger der freien Wirtschaft kämpfen mit Löwenmut für die »Spekulationsfreiheit«. Die Spekulation ist eben das Lebenselement der Privatwirtschaft. Immerhin hat die widersinnige Bodenwirtschaft selbst in die Reihen der wirtschaftlichen Freiheitsfanatiker die Erkenntnis getragen, daß die Freiheitsbeschränkung der Bodenwirtschaft in Rücksicht auf das Gemeinwohl doch eine Notwendigkeit ist, und zwar als Mittel gegen die Kapitalüberfremdung. Diese bedeutet heute infolge der schlechten deutschen Valuta gesteigerte Ausbeutung der werktätigen Bevölkerung. Die Ausbeutung durch das ausländische Kapital zu bekämpfen, ist aber nur Teilaufgabe des Kampfes gegen die kapitalistische Ausbeutung. Vielleicht in der Gegenwart die wichtigste Aufgabe;

doch soll nicht die Gefahr der Ausbeutung durch das nationale Bodenrentenkapital übersehen werden. Wenn nun durch die Genehmigungspflicht bei Bodeneigentumsübertragungen die Ausbeutung durch das ausländische Kapital verhindert werden kann, so ist nicht zu ersehen, warum sie keine Anwendung finden soll bei der Ausbeutung durch das nationale Kapital.

Die Grundbücher werden bei den Amtsgerichten geführt. Diese hätten also jede Veränderung der grundbuchlichen Eintragungen (Veräußerungen, hypothekarische, grundschul- oder rentenschuldmäßige Belastungen usw.) der Genehmigungsstelle mitzuteilen. Diese Genehmigungsstellen müßten verbunden werden mit Schätzungsämtern. Bildung und Gliederung müßten gebietszuständig und sachlich so abgegrenzt werden, daß persönliche Einflüsse nicht wirksam werden können. In Süddeutschland bestanden schon früher kollegiale Schätzungsämter. In Preußen sollen nach dem im Jahre 1917 verabschiedeten Schätzungsamtsgesetz solche für Stadt- und Landkreise gebildet werden. Das Gesetz ist aber noch nicht in Kraft getreten. Es soll erst zwei Jahre nach Beendigung des Kriegszustandes und spätestens am 1. Juli 1922 in Kraft treten. Die Aufgaben, die dem Schätzungsamtsgesetz 1917 zugedacht waren, sind meines Erachtens aber durch Kriegsfolgen schon weit überholt. Während früher ein zuverlässiges Schätzungswesen die Voraussetzung der gesunden Entwicklung des Grundkredits- und Wohnungswesens bildete, kann man heute sagen, daß das Schätzungswesen Vorbedingung der Gesundung unseres ganzen Steuerwesens ist. Die gleiche Anwendungsmöglichkeit der Steuergesetze ist nur möglich, wenn die Steuerquellen und die Steuerträger nach gleichen sachlichen Gesichtspunkten beurteilt werden. § 155 der Reichsabgabenordnung vom 13. Dezember 1919 bestimmt, daß in jedem Lande Verzeichnisse der Grundstücke angelegt und dauernd auf dem laufenden erhalten werden sollen. Bedauerlich ist, daß diese Bestimmungen nur unterweisenden Wert haben und kein zwingendes Recht sind. Bedauerlich ist auch, daß die Unterlassung der durch § 168 angeordneten Anzeige der Wertänderungen der Grundstücke (Bebauung usw.) durch die Besitzer nicht strafrechtlich bedroht ist. § 160 der Reichsabgabenordnung gibt dem im Verzeichnis niedergelegten Grundstückswert zwingende Kraft für die Steuerveranlagung.

Deutlich ist hieran zu erkennen, wie weit inzwischen die Bestimmungen des Schätzungsamtsgesetzes überholt sind. Dieses Gesetz hatte noch ausdrücklich die Verwertung der Schätzungen der Schätzungsämter für Steuerzwecke und Enteignungen verbieten. Heute hat sich dagegen wohl allgemein die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Einrichtung eines Grundstücksverzeichnisses als einheitliche Grundlage der Wertschätzung von Grundstücken dringende Notwendigkeit ist für alle Reichs- und Landessteuergesetze. Bei der Beratung des Schätzungsamtsgesetzes haben die Vertreter der Sonderinteressen (Bodenpekulanten, Hypothekenbanken, Grundstücksbesitzer usw.) mit aller Schärfe alle jene Bestimmungen des Gesetzes mit Erfolg bekämpft, die irgendwelche Beschränkungen der »freien« Bodenwirtschaft oder einen rechtlichen Zwang zur Verhütung reiner Spekulationswerte befürchten ließen. Heute ist aber eine erschöpfende Durchführung der Besteuerung eine Lebensfrage für Reich, Länder und Gemeinden geworden.

Was soll nun geschehen, wenn die Genehmigungsbehörden die Genehmigung versagen: a) zur Veräußerung (Besitzwechsel), b) zur grundbuchlichen

Belastung? Die Versagung der Genehmigung muß erfolgen, wenn eine Schädigung der gemeinwirtschaftlichen Interessen zu befürchten ist. Hieraus ergeben sich alle Merkmale zur Beurteilung der Gemeenschädlichkeit. In den meisten Fällen wird es sich bei a um den zu hohen Verkaufspreis und bei b um die zu starke Belastung des Grundstücks handeln. In beiden Fällen würde die Bildung von neuem Bodenrentenkapital verhindert werden müssen.

Meines Erachtens müßte ein Schutz einzelpersönlicher Privatinteressen, soweit dieser Schutz letzten Endes doch in gemeinschädliche Wirkung umgekehrt werden könnte, unter allen Umständen abgelehnt werden; denn den Gemeininteressen würde am besten dadurch gedient, wenn der Gemeinschaft (Reich, Land, Gemeindeverband oder Gemeinde) ein gesetzliches Ankaufsrecht eingeräumt wird zu dem von dem Schätzungsamt ermittelten gemeinen Wert. Der Genehmigungszwang würde wohl die fündigen Bodenspekulanten zu Umgehungsmassnahmen veranlassen, zum Beispiel langfristiger Verpachtung, Einräumung eines Nießbrauchs oder Vollmachten zu aller Art von Rechtsgeschäften über die Grundstücke. Um dieses zu verhindern, ist es notwendig, die Genehmigungspflicht auf alle Änderungen der Bodenrechtsverhältnisse auszudehnen. Die Unterlassung dieser Veränderungsanzeige muß strafrechtlich bedroht werden. Wie notwendig das ist, haben gerade die sich in letzter Zeit häufenden Verkäufe von Grundstücks- oder anderen beweglichen Werten gezeigt, bei denen Verkäufer und Käufer wissentlich falsche Angaben machen, um Grunderwerb- und Umsatzsteuer zu ersparen. Bei der Ermittlung des gemeinen Wertes wird zu beachten sein, daß die bislang herrschende Auffassung über den Begriff des gemeinen Wertes und die Rechtsprechung der höchsten Gerichte sehr stark unter dem Einfluß privatwirtschaftlicher Anschauungen stehen, die die spekulative Tätigkeit als wertbildend ansehen. Der sogenannte objektive Maßstab zu einer gerechten Bewertung wird aber in erster Linie aufgebaut werden müssen auf die sittliche Pflicht jedes Deutschen, unbeschadet seiner persönlichen Freiheit seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert (Artikel 163 der deutschen Verfassung).

Die zu hohe hypothekariische Belastung der Grundstücke führt letzten Endes zu denselben Schädigungen der Gemeinwirtschaft wie der zu hohe Verkaufspreis. Eine grundsätzliche Behinderung spekulativer Ausbeutung des Bodens wird nur erreicht werden können, indem die Wareneigenschaft dem Boden ganz genommen wird. Das wird erreicht durch Beseitigung der willkürlichen privatwirtschaftlichen Wertbestimmung des Bodens. Mit der Beseitigung dieses Zustandes fallen auch die Aufgaben der Hypothekenbanken, durch Beleihungen der spekulativen Ausbeutung des Bodens zu dienen, fort. Sie können dann nur der mit den Gemeininteressen im Einklang stehenden wirtschaftsmäßigen Verbesserung durch Hergabe von Darlehen dienen. Damit wären auch alle Voraussetzungen zur Verstaatlichung der Hypothekenbanken erfüllt.

Dringend notwendig ist eine Vereinfachung des Enteignungsverfahrens. Dieses gehört bis heute zu den Befugnissen der Länder. Nachdem nun aber die Regelung des Wirtschaftslebens zur Reichsangelegenheit geworden ist, werden auch die Bestimmungen über die Enteignung durch Reichsgesetz geregelt werden müssen. Das für Preußen geltende Gesetz über die Enteignung von Grundeigentum vom 11. Juni 1874 hat eine sechsjährige parla-

mentarische Beratung durchgemacht. Seine Bestimmungen verraten in ausgeprägteste Form die individuellen Auffassungen über die »Heiligkeit« des Privateigentums: das Verfahren ist so umständlich und formalistisch, daß es sich als völlig unbrauchbar herausstellte, als es wirklich zur Förderung des Allgemeinwohls nach Ausbruch des Krieges Anwendung finden sollte. Die am 11. September 1914 erlassene Notverordnung eines vereinfachten Enteignungsverfahrens bringt zwar einige geringe formelle Verbesserungen, läßt aber den materiellen Inhalt des Gesetzes vom 11. Juni 1874 vollständig unberührt. Dieses vereinfachte Verfahren ist durch Artikel 20 des Wohnungsgesetzes vom 28. März 1918 auch für Enteignungen zur Förderung des Wohnungswesens übernommen worden. Formal wird hier nur sehr wenig, materiell nichts an dem veralteten Zustand gebessert.

Von wesentlicher Bedeutung ist die Entschädigungsfrage. Die Entschädigung für Abtretung des Grundeigentums soll in dem vollen Wert bestehen. Der Enteignete soll demnach durch die Enteignung keinen Vermögensnachteil erleiden, in der zuzubilligenden Entschädigung vielmehr Ersatz für alle durch die Enteignung ihm zugefügten Nachteile erhalten (Kommissionsbericht des Abgeordnetenhauses von 1869/70 und 1873/74). In dem Kommissionsbericht heißt es wörtlich, daß der Ausdruck »voller Wert« ein neuer, dem Enteignungsrecht eigentümlicher Begriff ist. Er ist verschieden von dem »gemeinen Wert« und dem »außerordentlichen Wert« des Allgemeinen Landrechts. Er will bezeichnen, »daß innerhalb der natürlichen Schwankungen, welche der an und für sich als einheitlicher Begriff aufzufassende Wert bei Grundstücken aufzuweisen pflegt, der dem Enteigneten als Entschädigung zu leistende Wert voll und reichlich bemessen werden soll«. Nach dem Enteignungsgesetz muß also das spekulativ überwertete Grundstück in vollem Umfang entschädigt werden.

Damit wird der Förderung des Wohnbedürfnisses sehr wenig gedient. Das Enteignungsrecht muß materiell auf der Grundlage der in erster Linie wahrzunehmenden Gemeininteressen umgestaltet werden. Die Formvorschriften müssen jeden unnötigen Zeitaufwand verhindern.

Zeitgemäß umgestaltet werden muß auch das Recht für die Umliegung von Grundstücken zur Erschließung von Bauland und zur Herbeiführung einer zweckmäßigen Gestaltung von Baugrundstücken. Das Gesetz vom 28. Juli 1902, anfänglich nur für Frankfurt a. M. gültig, durch das Wohnungsgesetz vom 28. März 1918 für ganz Preußen für anwendbar erklärt, ist zu umständlich und zu formalistisch.

Zur Verbesserung unseres Wohnungswesens erscheint ferner nötig, daß die im Artikel 155 der Reichsverfassung niedergelegten Grundsätze endlich gesetzlich zur Ausführung kommen. Die herrschende Wohnungsnot ist das Ergebnis der privatwirtschaftlichen Rechtsgestaltung der Bodenverhältnisse. Sie wird nur endgültig beseitigt werden können, wenn das Privatrecht an Grund und Boden aufgehoben wird. Solange diese Vergesellschaftung nicht durchgeführt ist, werden von der Sozialdemokratie alle Mittel unterstützt werden müssen, die zur Bekämpfung der Auswüchse der privatkapitalistischen Bodenwirtschaft dienen. Alle Reformen im Wohnungswesen, die das Privateigentum am Boden aufrechterhalten, können nur Notzustände vorübergehend mildern, aber nicht die Ursachen des Wohnungselends beseitigen.

Moderne Religionsprobleme

Von Karl Vorländer

- D. Dr. Rudolf Stammler, *Recht und Kirche*. Betrachtungen zur Lehre von der Gemeinschaft und der Möglichkeit eines Kirchenrechts. Berlin und Leipzig 1919, Verlag wissenschaftlicher Verleger. 120 Seiten.
- Dr. Joseph Schmitt, *Staat und Kirche*. Bürgerlich-rechtliche Beziehungen infolge von Säkularisation. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. VIII und 139 Seiten. Preis 6 Mark.
- Marie Luise Enckendorff, *Über das Religiöse*. München und Leipzig 1919, Verlag von Duncker & Humblot. 180 Seiten. Preis geheftet 8 Mark.
- Hans Hartmann, *Jesus, das Dämonische und die Ethik*. Solingen 1920, Verlag der Bergischen Bücherstuben (Schmidt & Olbergh). 216 Seiten.
- Dr. W. Wilbrand, *Kritische Erörterungen über den katholischen Religionsunterricht an höheren Schulen*. Fragen religiöser Erziehung und wissenschaftlicher Belehrung. Tübingen 1919, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VII und 212 Seiten. Preis M. 5.60.
- Derselbe, *Im Kampf um meine »Kritischen Erörterungen«*. Grundsätzliche Auseinandersetzung mit Professor Dr. M. Meinerth. Im selben Verlag 1920. VIII und 97 Seiten.

Unter der obigen, notgedrungen etwas farblosen Überschrift möchte ich den Bericht über einige Schriften zusammenfassen, die sich zufällig seit mehr als einem Jahre bei mir angesammelt haben und denen außer dem Umstand, daß sie religiöse oder kirchliche Fragen behandeln, nur die Eigenschaft gemeinsam ist, daß sie — mit Ausnahme vielleicht der letzten — auch den modernen Sozialisten interessieren dürften, soweit er überhaupt noch Empfänglichkeit für derartige Fragen besitzt. Natürlich bin ich mir dabei bewußt, daß ich nicht für eine Fachzeitschrift schreibe, wie ich denn auch selbst kein theologischer Fachmann bin. Ich nehme meinen Weg vom Inneren zum Äußeren.

Am tiefsten von den Fünfen schärft eine Frau: Marie Luise Enckendorff. Sie sucht in das innerste Wesen des Religiösen einzubringen. Religion ist nach ihr ein »Zustand«, unabhängig sowohl von Erkenntnis als von Offenbarung, »in dem der Mensch eines höheren Mafes für sich und die Welt gewiß ist als seines eigenen«, ein »Urgegebenes, Elementares« (S. 3 f.), das allerdings in der Geschichte der einzelnen Religionen von religionsfremden Elementen in weiterem Maße verdeckt worden ist (S. 6). Und zwar macht der Mensch ebenso seine »Welten«, wie sie ihn machen (S. 27). Religion steht weiter im vollsten Gegensatz zur Wissenschaft: Wissenschaft ist kausale »Orientierung«, Religion »Geheimnisbewußtsein«, »Durchdrungenheit« von der »ungeheuren Tassache der Welt und unser selbst« (S. 50, vergl. S. 3). Ein anderes Kapitel behandelt das Thema: »Der Christ und die Welt«. Es zeigt unter anderem, wie der eine »Christen«gott zum National- und Stammes-, zum Beispiel zum Deutschen-, ja zum Preußengott geworden ist, der im Kriege den Sieg verleiht usw. (S. 80 ff.), während es nach der unendlich einfachen und unendlich radikalen Lehre Christi (S. 83) »keinen Boden geben kann, von dem aus ein Krieg gerecht ist« (S. 88). Christentum, Religion und Sittlichkeit sind drei wohl voneinander zu unterscheidende Dinge (S. 91), Liebe kein Moralgebot (S. 92 ff.); ja, »es ist die äußerste Verzerrung des ursprünglichen Sinnes der Jesuslehren, sie auf ihren Moralgehalt zu untersuchen« (S. 97). Der Mensch ist zugleich »Chaos« und Persönlichkeit (S. 118), das meiste an jedem von uns ist »mühsungen« oder verzerrt (S. 122 f.). Der Mensch der Diesseitswelt, der Leben und Welt »bejahen«, ja selbst Gerechtigkeit und Fürsorge in sie hineinbringen will (S. 130 ff.), genügt der Verfasserin nicht; denn er sieht Wirklichkeit da, wo sie nicht ist! (S. 148.) Aber auch sie

glaubt nicht an Offenbarung und Willkür, an den gekreuzigten Gottesohn und ein Weiterleben nach dem Tode (S. 177); sieht vielmehr alles Grauen unseres Daseins, diese »Mordne von Qual, Schenßlichkeit, Blut, Elend und Gemeinheit« (S. 178). Dennoch glaubt sie unerschütterlich an eine tief unten in unserem Inneren, oft verschüttete und doch immer wieder lebendige Kraft, die Kraft der Liebe. So ist die Schrift im Grunde recht frauenhaft, auch in der Form der Darstellung bei aller Tiefgründigkeit und religionswissenschaftlichen Durchbildung doch ganz Poesie, ganz Leidenschaft, ganz Gefühl.

An einer Stelle (S. 53) spricht die Verfasserin von der »Dämonenkausalität« der Religion im Gegensatz zu der Kausalität der Naturwissenschaft. Das leitet uns aber zu dem Buche H. Hartmanns über das Dämonische in Jesus. Schon die Persönlichkeit des Verfassers ist geeignet, Interesse zu erregen. Dieser Doktor der Philosophie und Lizentiat der Theologie steht im Pfarramt an einer kleinen Kirche des Landkreises Solingen und ist zugleich Mitglied und Redner der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (ob er neuerdings zu den Kommunisten übergetreten ist, wissen wir nicht). Er unternimmt den Versuch, das gesamte Leben Jesu auf derartige dämonische Erlebnisse zurückzuführen, die »schon jenseits von Gut und Böse stehen oder nach jenseits von Gut und Böse führen« (S. 9), und wendet sich gegen alle bisherige Theologie mit dem Sage: »Wir brauchen weder eine Weltanschauung noch eine Moral, weil wir — mit dem Leben gar nicht fertig werden sollen« (S. 11). Jesus soll nirgends Moral gepredigt haben, sondern nur »eine neue Stellung zum Leben und zur Wirklichkeit« (S. 19) [ist das nicht auch Moral? R. V.]; selbst nicht in der Bergpredigt, die alle »Geseßestafeln« zerbricht (S. 24) und gerade eine »Selbstbefreiung von den Fesseln der Ethik« darstellt (S. 39). Jesu »inneres Feuer« drängt nach »Verzehrung und Verbrennung« der alten Welt (S. 42). Er ist der »absolut freie Mensch« (S. 123), sieghaft, rein und lebendig wie alles »Dämonische« (S. 127). Wie die Liebe (vergl. M. L. Enckendorff), so kann auch der Sozialismus kein moralisches Gebot sein. Gleichwohl wird Jesus »der typische Antibourgeois und Sozialist« genannt (S. 44), der Welt und Leben »von unten her ansah« (S. 13) und radikales Weggeben des Reichthums verlangte (S. 16). Charakteristisch für des Verfassers Denkweise ist, daß er »das Wesen des echten Sozialisten« darin erblickt, daß er »kein Sozialreformer und Herumbokterer ist, sondern (!) daß er mit Leidenschaft einen Zustand ersehnt, in dem jeder, der es wert ist — und vielleicht sind alle es wert —, ein angemessenes Leben führen kann« (S. 110). Sein Sozialismus entspringt aus der Liebe »dämonischer« Menschen (S. 126). Wir halten zwar Hartmanns beständiges Wetzern gegen die Ethik für durchaus verfehlt und im Zusammenhang damit den zweiten Teil des Buches, der die Folgerungen aus seinem neuen Jesusbild für Religion und die »kommende« Philosophie ziehen will, für ziemlich schwach, finden jedoch trotzdem dies Jesusbild selbst in vielen Zügen getroffen und empfehlen deshalb das kleine Buch dem interessierten Leser, zumal da es auf umfangreicher Sachkenntnis beruht und doch ganz allgemeinverständlich und von einem modernen Menschen geschrieben ist.

Hartmann schreibt S. 111: »Religionsunterricht und sittliche Beeinflussung hätte Jesus sicher für etwas ganz Unnütziges gehalten.« Die beiden Schriften Wilbrandts handeln nun gerade vom Religionsunterricht, und zwar vom katholischen; aber sie sind von ganz besonderer Art und haben deshalb auch ein besonderes Schicksal gehabt. Sie behandeln nämlich, von reiner Liebe zur Sache und aufrichtiger Sorge für echte, mit den Grundforderungen wissenschaftlicher Kritik einigermassen vereinbare Religiosität getrieben, wichtige Gegenwartsprobleme eben dieses Religionsunterrichts: die heutige religiöse Lage unserer »Gebildeten«, die seelische Verfassung unserer Schule, die Persönlichkeit des Lehrers und sodann eine ganze Reihe Einzelfragen der Bibelkritik, und zwar mit einem Ernst und einem Wahrhaftigkeitsgefühl und dementprechend mit einer Offenherzigkeit, die in seinen Kreisen nicht gerade häufig ist. Aber es kam, was vorauszu sehen war. Es folgte

eine umfangreiche »Widerlegung« in einer katholisch-theologischen Fachzeitschrift durch den derzeitigen Rektor der Münsterschen Universität, den Theologieprofessor *Meinerz*, und dann, trotz der ausführlichen Selbstverteidigung Wilbrands in seiner zweiten Schrift — seine Verurteilung durch Rom, das heißt Aufnahme seiner Schriften in den »Index der verbotenen Bücher«. Umsonst, daß er seine Ehrlichkeit beteuerte und bewies, umsonst, daß er darauf hinweisen konnte, daß viele seiner Amtsbrüder ihm — freilich nur privatim, nicht in der Öffentlichkeit! — zustimmten. Ist nichts, der Jude wird verbrannt! Ein ebenfalls durchaus religiös gesinnter katholischer Pädagoge schrieb mir schon vor einem Jahre über diese und eine gesinnungsverwandte Schrift: »Beides wären Frühlingslerchen und kündeten wärmere Monde an, wenn das Augurium der Raubvögel nicht wäre, die beide verschlingen werden.« So ist es denn auch gekommen. Der Verfasser wurde gezwungen, wenn anders er nicht Gefahr laufen wollte, aus seinem geistlichen Amte, mit dem er seit vielen Jahren innerlich verwachsen war, oder wohl gar aus seiner Kirche auscheiden zu müssen, sein Buch aus dem Buchhandel zurückzuziehen und aufs neue einen Antimodernisteneid zu schwören. Damit haben die heute herrschenden Gewalten der römisch-katholischen Kirche aufs neue bewiesen, daß sie eine aufrechte Kritik, die aus reinem Eifer für diese Kirche geschrieben ist, die ihrer theoretisch-ethischen Verfassung, Reinigung, Aufwärtsbewegung dienen wollte, nicht vertragen kann.

Ebenso wenig wie wir, zu unserem Bedauern, auf Einzelheiten der beiden Schriften Wilbrands, der natürlich sein Religionslehreramt bis auf weiteres hat aufgeben müssen, eingehen konnten, können wir dies bezüglich der scharfsinnigen Erörterungen des den Lesern der Neuen Zeit seit mehr als zwanzig Jahren bekannten früheren Hallenser, jetzt Berliner Rechtsphilosophen *Rudolf Stammler* tun. In der ihm eigenen, scharf begrifflich zerfasernden Art legt er im ersten Kapitel (S. 1 bis 29) zunächst den Begriff des »verbindenden Wollens« als die Grundvoraussetzung alles sozial-rechtlichen Zusammenlebens dar, während doch — und nun tritt ein in seinen früheren Schriften unserer Erinnerung nach noch nirgends hervortretendes Moment auf — die Krönung des ganzen Baus die — *L i e b e* bildet (S. 27). Damit und mit der Entgegensetzung von Außen- und Innenleben ist dann zugleich der Unterschied von Recht und Religion (S. 30 bis 56) gegeben. Wie beide auch juristisch ineinander spielen können, wird an zwei interessanten Rechtsfällen (S. 33 bis 39 ff.), sodann insbesondere an der Einrichtung des Eides, des Schächtsverbots, der sogenannten christlichen [Teil-]Wissenschaft dargelegt. Ein drittes Kapitel zeigt darauf, wie beide Gedankenrichtungen sich im Begriff des *K i r c h e n r e c h t s* (S. 57 bis 84) vereinen, das nach Sohm dem Wesen der Kirche grundsätzlich widerstreitet (S. 58 f.), nach Stammler jedoch als »unverleßbar selbstherrlich verbindendes Wollen« (S. 89) auch auf diesem Gebiet, unter anderem gegenüber der anarchistischen Theorie Stirners gerechtfertigt wird. Ein letzter Abschnitt (S. 85 bis 118) versucht dann die Fälle von »Unstimmigkeiten« zwischen Kirche und Staat sowie die notwendigen Grenzen solches Kirchenrechts, namentlich im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung des *E h e r e c h t s* (S. 93 bis 104) und des Rechtszwangs gegenüber dem einzelnen (S. 105 bis 113), festzusetzen. Den möglichen Fortschritt und das soziale Ideal, dem wir zustreben haben, erblickt Stammler auch hier in der Idee des reinen Wollens (S. 116 bis 118).

Der Haupttitel von Joseph *Schmitts* Buch enttäuscht; es ist bloß eine gelehrte Juristenschrift. Der Verfasser, »Geheimer Finanzrat und Mitglied des Katholischen Oberstiftungsrats in Karlsruhe«, behandelt darin das Äußerlichste, was mit der Religion überhaupt in Beziehung steht: den kirchlichen *B e s i t z*. Er gibt die französischen und die ihnen folgenden Gesetzesverordnungen aus der Zeit der »Säkularisation« (Verweltlichung) des kirchlichen Eigentums (etwa 1801 bis 1810) wieder, um daraus die seines Erachtens noch heute fortdauernde Verpflichtung des Staates zur Ausstattung von Dom- und Pfarrkirchen, die Dotation von Bistümern usw. oder aber die juristischen Voraussetzungen zu deren Ablösung herzuleiten. Von

Religion kann natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein; höchstens können unsere Finanzpolitiker daraus ersehen, welche finanziellen Ansprüche auch heute noch gegenüber dem neuen deutschen Staat seitens der Kirche erhoben werden.

So haben wir unseren doch vielleicht nicht ganz uninteressanten Rundgang vom innerlichsten religiösen Empfinden, das nicht »von dieser Welt« ist, bis zu dem höchst materiellen Interessenkampf zwischen Staat und Kirche um das grobe Wein und Wein vollendet.

Literarische Rundschau

Leopold Reinagl, Sozialisierung durch die Selbstversorgergenossenschaft. Wien 1920, Verlagsgenossenschaft »Neue Erde«.

Der Verfasser, ein begeisterter Verfechter des Genossenschaftsgedankens, geht aus von dem heute vorhandenen Gegensatz zwischen Stadt und Land und empfiehlt zum Ausgleich dieses Gegensatzes die genossenschaftliche Organisation der Konsumenten und Produzenten. An die Stelle des bisherigen Herrschaftsrechts will er das künftige Genossenschaftsrecht setzen, die Staatshilfe soll durch die organisierte Selbsthilfe ergänzt werden mit dem Ziel einer vollständigen Selbstversorgung im Rahmen der Genossenschaft. Die Theorie, die er entwickelt, ist zweifellos sehr schön, ob aber die Praxis sich damit decken wird, muß erst die Zukunft lehren. F. L.

Karl Soffel, Schwester Pflanze. Mit 8 Abbildungen. Band 40 der Zellenbücherei. Leipzig, Darr & Weber. Preis M. 6.50.

Erwin Rosen, Spieler. Band 41 der Zellenbücherei. Ebenda.

Horst Schöttler, Heidenbibel. Band 49 der Zellenbücherei. Ebenda.

Die Bändchen der Zellenbücherei, die seit einiger Zeit den Veröffentlichungen anderer Verlage, die sich ähnliche Aufgaben stellen — Teubner, Bösch, Quelle & Meyer usw. —, eine beachtenswerte Konkurrenz machen, sind wieder um eifrige Neuerscheinungen vermehrt worden. Und wieder sind es gute, stilistisch und wissenschaftlich einwandfreie Gaben, die uns geboten werden. Soffel zeichnet in »Schwester Pflanze« den Daseinskampf der Pflanzen, und zwar nicht schulmeisterlich-belehrend, sondern unsere Beobachtungsgabe schärfend, unser Naturempfinden vertiefend. Das ganze Büchlein ist so recht aus einem Guß: dazu geschaffen, Freude an der Natur in uns zu wecken und uns Herz und Auge für die Wunder der Schöpfung zu öffnen. — Aus der Gegenwart heraus geboren ist Erwin Rosens »Spieler« bestellte Plauderei. Er hält der Zeit ihren Spiegel vor, geißelt das Spekulantentum, die Spielwut der Gegenwart, die Hier nach Reichtum ohne Arbeit. Wir sehen die Zeit, in der wir leben, filmartig vor unseren Augen abrollen. Wie eine wilde Grotteske wirkt sie mit ihren Verbrechen, ihrer Morallosigkeit, ihrer skrupellosen Rücksichtslosigkeit. Das Büchlein liest sich glatt, ohne oberflächlich zu sein. In Anbetracht seiner Aktualität kann man es als eine verdienstvolle Arbeit bezeichnen. — Auch Schöttlers »Heidenbibel« wirkt aktuell und moralisierend zugleich. Aus uralten Bibelworten, die den Hauptteil des mit einer lehrreichen Einleitung versehenen Bändchens bilden, sucht er diejenigen heraus, die der Lebensfreude und der Nächstenliebe gelten. Er will den freudigen, den lachenden Gott wieder den Menschen näherrücken, damit Frohsinn und Tatkraft sich ungehemmt in allen Menschenwerken zu entfalten vermögen. Ob dieses Ziel nun gerade durch Einführung religiöser Momente gefördert werden kann, ist eine Frage, die von überzeugten Sozialisten anders beantwortet werden dürfte als vom Verfasser. Aber die gute Absicht, die ihn zur Zusammenstellung seines Buches veranlaßte, verdient immerhin Achtung und Anerkennung. 1

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Der Bankrott des Bolschewismus. Von S. Cunow.

Der Kommunismus in Frankreich. Von Viktor Schiff.

Österreich und die Entente. Von S. Fehlinger.

Philosophie als Kulturgeschichte. Von Dr. W. Peiser.

Reform der Irrenpflege. Von Eduard Gräf.

Literarische Rundschau: Edmund Fischer, Die Entwicklung der Gemeinwirtschaft in Sachsen. • Jakob Boshart, Opfer.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von S. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Hubmayer, Hans**, Das Schwarzgelb-Buch der österreichischen Sozialdemokratie. Herausgegeben im Auftrag der Kommunistischen Partei Österreichs. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 56 S. Geh. 4 Kr.
- Huet, A.**, Das Recht des Tarifvertrages unter besonderer Berücksichtigung der Verordnung vom 28. Dezember 1918. Berlin, Franz Vahlen. 208 S. Geh. 16 M.
- Japikse, R.**, Die Stellung Hollands im Weltkrieg. Gotha, Fr. A. Perthes. 884 S. Geh. 40 M.
- Kasfel, Prof. Dr.**, Die sozialpolitische Gesetzgebung. Berlin, Zentralverlag. 28 S. Geh. M. 2.50.
- Kantisch, Karl**, Rasse und Judentum. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. F. W. Diez Nachf. 108 S. Geh. 8 M.
- Kirchberger, P.**, Mathematische Streifzüge durch die Geschichte der Astronomie. Leipzig, B. G. Teubner. 54 S. Kart. 2 M. und Teuerungszuschlag.
- Klaatsch, Hermann**, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. A. Heilborn. 892 S.
- Koppers, Wilh.**, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde. M. Glabbach, Volksvereinsverlag. 192 S. Geh. 7 M.
- Lange, M.**, Was ist die Internationale der kämpfenden Arbeiterklasse? Wien, Arbeiterbuchhandlung. 64 S.
- Lehmann, M.**, Der Begriff des angemessenen Preises. Nr. 19 der Arbeiten zum Handels-, Gewerbe- und Landwirtschaftsrecht. Herausgegeben von E. Heymann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 236 S. Geh. 25 M.
- Liders, Elise**, Buddhistische Märchen aus dem alten Indien. Jena, Eugen Diederichs. 875 S. Geh. 20 M.
- Nidel, R. G.**, Grundriss zu einer Übersicht-Einführungsvorlesung über die gesamte Wirtschafts- und Finanzwissenschaft, zugleich Wiederholungs-, Lern- und Vorprüfungsbuch zur Vorbereitung für das Doktorexamen u. d. Braustadt i. Schl., Buchvertrieb von Nidel. 40 S. Geh. 28 M.
- Nadel, R.**, Theorie und Praxis der 2 1/2-Internationale. Verlag der Kommunistischen Internationale, für Deutschland E. Hoym, Hamburg. 56 S.
- Noniger, E.**, Erschütterungen. Zürich, Rotapfelverlag. 124 S.
- Sieben Märchen. Zürich, Rotapfelverlag. 188 S.
- Scheidemann, Ph.**, Der Zusammenbruch. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 251 S. Geh. 30 M.
- Schenk, Walter**, Kampfjugend. Gedichte. Berlin, Verlag Jugend voran, Verein Arbeiterjugend. 24 S. Geh. 2 M.
- Schulz-Pendse, P.**, Das Wollen der neuen Jugend. Eine Auseinandersetzung mit den Grundfragen der Zeit. Gotha, Fr. A. Perthes. 50 S. Kart. 4 M.
- Schulz, O. Th.**, Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Gotha, Fr. A. Perthes. 40 S. Geh. 8 M.
- Schwerfeger, Oberst W.**, Der Fehlspruch von Versailles. Abschließende Prüfung der Brüsseler Altensprüche. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 215 S. Geh. 20 M.
- Sörgel, P.**, Entwurf zur Erziehungsreform des Gymnasiums. Jena, Jenaer Volksbuchhandlung. 19 S. Geh. 5 M.
- Schippel, Max**, Zum Kommunalisierungs-Gesetzentwurf. Erläuternde und kritische Bemerkungen. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 29 S. Geh. 3 M.
- Supper, Auguste**, Der Weg nach Dingsda. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 199 S. Geh. 16 M.
- Tönnies, Ferd.**, Marx' Leben und Lehre. Jena, Erich Lichtenstein. 148 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 4

Ausgegeben am 22. April 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Bankrott des Bolschewismus

Von Heinrich Cunow

I

Unter den Argumenten, mit denen die Größen des bolschewistischen Regierungssystems in Moskau bisher ihren rücksichtslosen Terrorismus gegen die weiterstrebenden Anhänger der bürgerlichen und sozialistischen Parteirichtungen begründeten, spielte die Behauptung, ohne die terroristische Diktatur der Arbeiterklasse ließe sich der Übergang von der kapitalistischen zur kommunistischen Wirtschaftsordnung nicht durchführen, die vornehmste Rolle. Schon Karl Marx hätte die Notwendigkeit solcher Diktatur anerkannt, denn an verschiedenen Stellen seiner Schriften hätte er von einer »Diktatur des Proletariats« gesprochen und in seiner Kritik des Gothaer sozialdemokratischen Parteiprogramms in genialer Vorauskenntnis kommender revolutionärer Entwicklungsformen erklärt: »Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariats.« Die bolschewistische Regierungsform, so behaupteten die Theoretiker der bolschewistischen Parteidoktrin, sei lediglich eine Befestigung dieser Marxschen Voraussage. Die Sowjetrepublik müsse als eine Zwischenstufe zwischen Kapitalismus und Kommunismus betrachtet werden, als eine entwicklungsgeschichtlich bedingte Übergangsform, der die große Aufgabe gestellt sei, gegen den Widerstand der bürgerlichen Schichten den Kommunismus in Rußland durchzuführen, und solche Aufgabe lasse sich nun einmal ohne diktatorisch-terroristische Maßnahmen nicht lösen. Sobald die kommunistische Ordnung gesichert sei, würde die Diktatur des Proletariats von selbst aufhören, denn sie hätte dann ja keinen Zweck mehr.

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit sich der bolschewistische Begriff der proletarischen Diktatur mit dem ähnlichen Marxschen Begriff deckt, noch ob die bolschewistische Partei ohne weiteres mit dem russischen Proletariat identifiziert werden darf, und ob ferner das russische Wirtschaftsgetriebe tatsächlich jene kapitalistische Reife besitzt, die Marx als notwendige Vorbedingung des Überganges zum sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Wirtschaftsgetriebe betrachtet; hier kommt nur in Betracht, daß die bolschewistischen Führer selbst in der Herbeiführung des Kommunismus die alleinige Rechtfertigung ihrer terroristischen Herrschaft erblicken und damit indirekt zugeben, daß, wenn ihr Herrschaftssystem mit seiner Erschütterung des gesamten Wirtschaftslebens nicht imstande ist, das kommunistische Wirtschaftsideal zu verwirklichen, ihr blutiges Regime vom histo-

rischen Standpunkt aus als völlig unberechtigt erscheint — als ein gefährlicher geschichtlicher Irrwahn.

Wie viele schmerzliche Opfer auch das bolschewistische Experiment dem russischen Volk aufgezwungen haben mag, führt es tatsächlich zum Durchbruch einer sozialistischen Wirtschaftsweise, stellt es also nur eine notwendige Durchgangsstufe zu einer höheren Entwicklungsform des Wirtschaftslebens dar, so ist es vor dem Richterstuhl der Geschichte gerechtfertigt; erreicht es dagegen nirgends das gesteckte Ziel, führt es vielmehr wieder zum kapitalistischen Wirtschaftsgetriebe zurück unter Hinterlassung schwerer wirtschaftlicher Zerrüttungen, dann ist der Bolschewismus, mögen auch vielleicht manche seiner Verkünder von den besten, uneigennützigsten Motiven geleitet sein, als ein System nutzloser Aufopferung Tausender von Menschenleben gerichtet. Nicht nur der frevelt an der Menschheit, der aus niederen Beweggründen eigensüchtige Pläne verfolgt und diesen Plänen rücksichtslos das Wohl seiner Mitmenschen opfert, sondern auch jener, der, besangen in einem Irrwahn, ein Ideal mit gewaltsamen blutigen Mitteln unter Zeitverhältnissen durchzuführen sucht, die zur Verwirklichung dieses Ideals völlig ungeeignet sind.

Das bisherige Ergebnis der bolschewistischen Herrschaft in Rußland aber zeigt deutlich, daß diese ihr Ziel, die Einführung einer kommunistischen Wirtschaftsweise, auf dem eingeschlagenen Wege nie und nimmer erreichen wird, daß vielmehr die zahllosen Kämpfe, die geführt worden sind, völlig nutzlos waren und das schließliche Resultat der terroristisch-bolschewistischen Diktatur nichts anderes sein wird als die Rückkehr zum kapitalistischen Wirtschaftssystem, aber unter Umständen, die vielfach zu einer Wiederaufnahme der Produktion auf einer weit niedrigeren Stufe nötigen werden, als jene gewesen ist, bis zu welcher die Wirtschaftsentwicklung Rußlands vor dem Beginn der bolschewistischen Ära gelangt war. Wie die jüngsten kommunistischen Putsch in Mitteldeutschland der Durchsetzung kommunistischer Wirtschaftseinrichtungen nicht das geringste genützt, sondern nur Menschenopfer gekostet und zu zwecklosen Zerstörungen wirtschaftlicher Werte geführt haben, ganz abgesehen von der Stärkung, die die reaktionären Bestrebungen durch sie erfahren haben, so wird auch — das zeigt sich deutlicher von Tag zu Tag — die bolschewistische Herrschaftsperiode in Rußland bald von der gestrengen Richter in Geschichte als eine Zeit zweckloser Gewaltmaßnahmen bewertet werden, die lediglich dazu geführt haben, die kulturelle Entwicklung Rußlands wieder auf eine bereits überschrittene Stufe zurückzubringen.

Zwar den letzten Kronstädter Aufstand hat die Moskauer Sowjetregierung mit Hilfe der größtenteils aus fremdländischen Volkselementen bestehenden roten Armee verhältnismäßig leicht niedergeworfen, und der Abschluß eines englisch-russischen Handelsvertrags wie auch die Beendigung des zwischen Polen und Rußland bestehenden Kriegszustandes durch den Rigaer Frieden können sogar in gewisser Beziehung als politische Erfolge der Sowjetregierung gebucht werden; aber was nützt das alles gegenüber der fortschreitenden inneren Zersetzung, besonders aber gegenüber dem stetig zunehmenden Rückgang der industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugung Rußlands, der die Moskauer Zentralregierung trotz ihres Sträubens zwingt, eines ihrer kommunistischen Projekte nach dem anderen fallen zu

lassen, zur kapitalistischen Wirtschaft zurückzukehren und damit ihre einstigen Verheißungen und Versprechungen selbst als leere Phantastereien anzuerkennen. So hat denn auch der »große Erfolg« der Unterdrückung der Kronstädter Unruhen die Sowjetregierung nicht davor zu bewahren vermocht, auf dem jüngst abgehaltenen zehnten Kongreß der kommunistischen Partei ihre Ohnmacht gegenüber dem Widerstand der antikomunistischen Bauernschaft eingestehen zu müssen und auf den letzten Rest der einst zur Durchführung des Kommunismus auf dem Lande ergriffenen Maßnahmen zu verzichten. Die Ablieferungspflicht der Bauern wird beseitigt und die bäuerliche Naturalsteuer längstvergangener Zeiten wieder eingeführt. Und der Mann, der diese Rückkehr zu primitiv-kapitalistischen Wirtschaftszuständen eingeleitet hat und unter dessen Druck sie beschlossen wurden, das ist Lenin selbst, der große volkswirtschaftliche Theoretiker und Prophet des reinen orthodoxen Bolschewismus!

Mit welchen Ansprüchen und welchem hochgesteigerten Selbstgefühl begann nicht der Bolschewismus sein Regiment! Er verließ nicht nur die Nationalisierung oder Sozialisierung der Industrie, sondern auch zum Zwecke der Steigerung der Lebensmittelerzeugung und der besseren Versorgung der russischen Bevölkerung mit den notwendigsten Gebrauchsgegenständen die Durchführung der kommunistischen Arbeitsweise in der landwirtschaftlichen Produktion. Manche bolschewistischen Theoretiker hielten den Übergang der Bauern zur Gemeinwirtschaft sogar für noch leichter durchführbar als die Verstaatlichung der Industrie, da der russische Bauer durch die Einrichtung des Mir gewissermaßen bereits auf den kommunistischen Betrieb vorbereitet sei.

In dem von der Bolschewikiregierung alsbald nach ihrem Siege am 8. November in der »Iswestija Petrogradskago Sowjeta Rabotščich i Soldatščich Deputatow« veröffentlichten A g r a r p r o g r a m m heißt es denn auch zum Beispiel:

Das Eigentum der Gutsbesitzer am Lande wird sofort ohne jede Entschädigung aufgehoben. Das Gutsbesitzerland, ebenso wie alle Kronländereien, Kloster- und Kirchengüter gehen mit dem gesamten lebenden und toten Inventar, den Gebäuden und dem gesamten Zubehör in die Verfügung der Landkomitees und der Kreisbauernräte über, und zwar bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung.

Das Recht auf privates Eigentum am Lande wird für immer abgeschafft. Land darf weder verkauft noch gekauft, weder verpachtet, noch verpfändet, noch auf irgendeine andere Weise enteignet werden. Das ganze Land, und zwar Staats-, Kron- und Apanagenländereien, Kloster- und Kirchengüter, Majorate, Privatgüter, Gemeindebesitz, Bauernland usw., wird unentgeltlich enteignet. Es wird zum allgemeinen Volksbesitz und allen auf dem Lande Arbeitenden zur Ausnutzung überlassen.

Alle Bodenschätze, wie Erzlager, Erdöl, Kohle, Salz usw., ebenso die Wälder und Gewässer, die für den Staat von allgemeiner Bedeutung sind, gehen in die ausschließliche Nutzung des Staates über. Alle kleinen Flüsse, Seen, Wälder usw. gehen in die Nutzung der Gemeinden über unter der Bedingung, daß sie von den lokalen Selbstverwaltungsbehörden verwaltet werden.

Das Recht der Benutzung des Landes erhalten alle Bürger des russischen Reiches ohne Unterschied des Geschlechts, die es durch eigene Arbeit bebauen wollen mit Unterstützung ihrer Familie oder in Form einer Genossenschaft, jedoch nur so lange, wie sie imstande sind, es zu bearbeiten. Gemietete Hilfskräfte sind unzulässig.

Das ganze Land wird nach seiner Enteignung in dem Landfonds des gesamten Volkes vereinigt. Seine Verteilung unter die Bearbeiter wird geleitet von den lokalen und zentralen Selbstverwaltungsbehörden, beginnend mit den demokratisch organisierten Dorf- und Stadtgemeinden und endigend mit den zentralen Bezirksbehörden.

Dieselben Grundsätze finden wir, etwas verklausuliert, auch in den nachfolgenden bolschewistischen Kongreßbeschlüssen, Anweisungen und Berichten des Zentralausschusses usw. verkündet; aber zu ihrer Durchführung ist so gut wie nichts geschehen, da der russische Bauer, auch der Kleinbauer, sich allen Versuchen, eine kommunistische Arbeitsweise auf dem Lande einzuführen, widersetzt. Es zeigte sich alsbald, daß der russische Bauer trotz seiner angeblichen »Prädestination für die Idee des Kommunismus« einen nicht minder »antikollektivistischen Schädel« besitzt als sein deutscher, englischer oder französischer Berufsgenosse. Die Bauern eigneten sich einfach das Land der adligen Großgrundbesitzer, der Majorate, Klöster, Kirchen und Krone an, verteilten es und nahmen es, ungeachtet der schönen bolschewistischen Dekrete, als ihr Eigentum in Besitz — und zwar nahmen sie alles, dessen sie sich zu bemächtigen vermochten. Wohl stand im Agrarprogramm der Bolschewiki, daß Ländereien mit hochkultivierter Wirtschaft wie Gärten, Plantagen, Baumschulen usw., ebenso Gestrübe und Viehzuchtereien der Konfiskation durch den Staat vorbehalten bleiben und nur von diesem für Lehrzwecke und zur Errichtung von Musterbetrieben ausgenutzt werden dürften, aber was quälten sich die Bauern um schöne Programme! Der Kommunismus wurde dadurch natürlich nicht auf dem Lande eingeführt; im Gegenteil erfuhr dadurch der kapitalistische Betrieb eine Stärkung. Zwar hatten auch die Kleinbauern manches schöne Bodestück erbeutet; aber da es ihnen an Vieh, Geräten, Geld und Arbeitskräften zur Bestellung fehlte, wußten sie vielfach mit dem nackten Boden nichts anzufangen. Sie verkauften ihn also an die größeren Bauern und Dorfwohner oder liehen sich auf ihr Grundstück Geld, das sie meist nicht zurückzahlen vermochten. So geriet der Kleinbauer in vielen Gouvernements schon gegen Mitte des Jahres 1918 wieder völlig in die Abhängigkeit von den Großbauern, die in den Bauernräten, zum Teil auch in den neuerrichteten Landkomitees alle Macht an sich zu reißen vermochten.

Den Widerstand der Bauern zu brechen, fühlte sich die bolschewistische Zentralregierung zu schwach, so kam sie auf die schlaue Idee, die verarmten Kleinbauern und Landarbeiter gegen die reicheren Bauern auszuspielen. Durch ein Dekret vom 24. Juni 1918 wurde die Bildung von Dorfausschüssen angeordnet. Das Dekret lautet:

Das aktive und passive Wahlrecht in Gemeinde- und Dorfkomitees der Armut steht ohne jegliche Ausnahme allen Eingeborenen wie zugewanderten Bewohnern der Dörfer zu, mit Ausnahme der notorischen Dorfwohner und der Reichen und der Wirte, die Überschüsse an Getreide und anderen Lebensmitteln haben, die industrielle Unternehmungen besitzen, sich der Lohnarbeit bedienen usw. Zu den Aufgaben dieser Komitees gehören: 1. Die Verteilung von Brot, der Gegenstände des täglichen Bedarfs und der landwirtschaftlichen Geräte. 2. Die Unterstützung der örtlichen Pflegeorgane.

Zugleich wurde durch ein zweites Dekret zur Bildung von großlandwirtschaftlichen »kommunistischen Produktionsgenossenschaften

mit kulturellen Einrichtungen« aufgefördert. Während dieses Dekret aber fast unbeachtet blieb, führte das Dekret über die Bildung von Dorfschüssen alsbald zur Einsetzung von Dorfarmenkomitees, das heißt die Klein- und Nichtbesitzer in den Dörfern schlossen sich zu sogenannten Armenauschüssen zusammen, die nun gegen die großen und mittleren Bauern einen hartnäckigen Kampf eröffneten und von ihnen die Abtretung von Land, Vieh, Geräten, Saat und Lebensmitteln zu erzwingen suchten. Die Folge dieser Herausbeschwörung neuer heftiger innerer Kämpfe in den Landgemeinden war natürlich nicht etwa eine Vermehrung der Produktion, sondern weitere Zerstörungen und Verwüstungen vorhandener wirtschaftlicher Werte.

Die Lobredner der Sowjetpolitik haben selbstverständlich später dieses Dekret als nützlich zu verteidigen versucht, aber selbst ihre großen Theoretiker haben zugeben müssen, daß diese Dorfarmenausschüsse nichts genutzt haben. So sucht zwar Trozki in seiner Schrift »Terrorismus und Kommunismus« (Wien 1920) das Dorfarmendekret gegen Kautsky zu verteidigen, meint dann aber doch:

Es war notwendig, in den bäuerlichen Unterschichten Mißtrauen und Feindschaft gegen die wucherischen Oberschichten wachzurufen. Dieser Aufgabe dienten die Armenkomitees. Sie wurden aus den Unterschichten geschaffen, aus Elementen, die in der vorübergehenden Epoche gedrückt, in die Ecke gedrängt, rechtlos waren. Selbstverständlich offenbarte sich auch in ihren Reihen eine gewisse Anzahl halbtschmarogerischer Elemente. Dies diente als Hauptmotiv für die Demagogie der Narodniki-»Sozialisten«, deren Reden in den Herzen der Wucherer ein dankbares Echo fanden. Aber an sich war die Tatsache der Übergabe der Macht an die Dorfarmen von unermesslicher revolutionärer Bedeutung.

Am besten spricht wohl die Tatsache gegen die sogenannten Armenkomitees, daß trotz ihrer sogenannten »unermesslichen revolutionären Bedeutung« die bolschewistische Zentralregierung sich schon im Dezember 1918 gezwungen sah, diese schöne Einrichtung wieder aufzuheben. Der »Dorfkrieg«, der einmal entfesselt, in rohester Weise geführte Kampf zwischen Groß- und Kleinbauern, hat damit natürlich nicht aufgehört, noch ist es den von der Sowjetregierung unter Aufwendung enormer Geldmittel aufs Land hinausgeschickten Aposteln des Ugrarkommunismus gelungen, die Bauern zum Kommunismus zu bekehren. Selbst der Schädel des armen russischen Kleinbauern erweist sich als sehr widerstandsfähig gegen die kommunistische Bee. Sein Verlangen bleibt mehr Land und Vieh, aber im eigenen Besitz.

Daß selbst die Dorfarmen nur schwer für die kommunistischen Anschauungen zu gewinnen sind, sehen sich denn auch sogar zwei so unentwegte Anhänger der reinen bolschewistischen Doktrin, wie N. Bucharin und E. Preobraschenski, zugeben genötigt. In den von ihnen im vorigen Jahre gemeinsam herausgegebenen Erläuterungen zum Programm der Kommunistischen Partei Rußlands (in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Das Abc des Kommunismus« im Verlag der Arbeiter-Buchhandlung, Wien 1920, erschienen) wird halb zögernd eingestanden:

Aber die ganze Armut (das heißt die arme Bauernschaft) für die Kommunen zu gewinnen, ist außerordentlich schwer. In der letzten Zeit geht in die Kommunen, besonders in die Artels, in großer Zahl der Mittel-

bauer. Es ist notwendig, eine Reihe von Berufsvereinigungen der Armut, als solcher, zu schaffen, insofern sie mit der Kleinwirtschaft noch nicht bricht. Diese Vereinigung der Armut muß den Kampf gegen die Dorfwucherer, den Kampf, den die Armenkomitees nicht zu Ende geführt haben, fortsetzen; die Armut sollte sich zur gegenseitigen Hilfe vereinigen, sie muß in Wirtschaftsbeziehungen mit dem Staate treten, von ihm bestimmte Arbeiten übernehmen und als Gegenleistung verschiedene Produkte zu Vorzugsbedingungen und überhaupt jede ökonomische Unterstützung erhalten. In Rußland gibt es eine ungeheure Zahl verschiedener Armenvereinigungen, doch tragen alle einen lokalen Charakter oder sind vorübergehende Organisationen. Diese Organisationen müssen zu größeren Einheiten zusammengefaßt werden. Eine große Zukunft gehört den Armenvereinigungen aus den nichtproduzierenden Gouvernements (Pech- und Harzgewinnung, Holzfällen und -lagern, verschiedene Arten der Holzverarbeitung und dergleichen).

Dieser Appell an die Zukunft unter reichlicher Verwendung der Wörter: »es ist notwendig«, »es sollte«, »es muß« zeigt zur Genüge, daß es bislang noch um die verheißene Durchführung des Kommunismus auf dem Lande recht bescheiden bestellt ist, nicht mal nennenswerte Anfänge sind vorhanden. Doch die Propheten des Bolschewismus wissen sich zu helfen. Sie haben neuerdings herausgefunden, daß es eigentlich unter den heutigen Umständen auch gar nicht die Aufgabe des Bolschewismus sein kann, die russischen Bauern zu kommunistischen Ansichten zu bekehren; vorerst gelte es lediglich, die Bauern zu »neutralisieren«, das heißt sie durch Zuwendung von Vergünstigungen zu bewegen, nicht gegen die Sowjetregierung Stellung zu nehmen und sich nicht den Aufstandsversuchen der Antirevolutionäre anzuschließen. Dieser Verzicht darauf, den Bauern den Kommunismus zu predigen, hat sogar Aufnahme in die Leitsätze und Statuten der Kommunistischen Internationale gefunden. In den Beschlüssen des vom 17. Juli bis 7. August 1920 in Moskau abgehaltenen »Zweiten Kongresses der Kommunistischen Internationale« heißt es:

Das revolutionäre Proletariat kann es sich, wenigstens für die nächste Zukunft und für den Beginn der Periode der Diktatur des Proletariats, nicht zur Aufgabe machen, diese Schicht (die Bauern) auf seine Seite zu ziehen. Es muß sich vielmehr auf die Aufgabe beschränken, sie zu neutralisieren, das heißt zu verhindern, daß sie im Kampfe zwischen Proletariat und Bourgeoisie der letzteren aktive Hilfe leistet. Das Hinundherschwanken dieser Schicht ist unvermeidlich, und zu Beginn der neuen Epoche wird ihre vorwiegende Tendenz in den kapitalistisch entwickelten Ländern zugunsten der Bourgeoisie ausfallen: denn die Weltanschauung und die Stimmungen der Eigentümer sind überwiegend privatkapitalistisch orientiert. Das siegreiche Proletariat wird die Lage dieser Schicht durch Aufhebung des Pachtzinses und der Hypothekenschulden, durch Hergabe von Maschinen, Einführung von Elektrizität in landwirtschaftlichen Betrieben usw. verbessern. Die sofortige Aufhebung des Privateigentums durch die proletarische Macht kommt in den meisten kapitalistischen Staaten keineswegs in Frage.

Das ist eine völlige Verleugnung des Agrarprogramms, mit dem 1917 die bolschewistische Partei ihre Herrschaft in Rußland antrat.

Immerhin, wenn auch die Sowjetregierung ihr kommunistisches Agrarprogramm auf dem Lande nicht durchzuführen vermocht hat, so könnte doch ihre Politik den Anstoß zur Entstehung einer lebensfähigen, intensiver als früher arbeitenden Bauernschaft und damit zu einer Steigerung der Lebens-

mittelerzeugung gegeben haben. In Wirklichkeit ist das Gegenteil eingetreten: die Bauernwirtschaften liefern durchweg heute weit niedrigere Erträge, als unter der Zarenregierung. Zwar hat infolge der von den Bauern vorgenommenen »Konfiskationen« (richtiger Aneignungen) des Großgrundbesitzes der Landbesitz der Kleinwirtschaften vielfach zugenommen, aber eine Vermehrung der Anbaufläche hat diese Verteilung fast nirgends zur Folge gehabt und noch weniger eine Intensivierung der Ackerbestellung. Nach russischer Schätzung sind in Großrußland 32 Millionen Desjatinen (1 Desjatine gleich 1,09 Hektar), in Kleinrußland (Ukraine) ungefähr 10 Millionen Desjatinen in den Besitz der Bauernschaft übergegangen. Das hat in vielen Gouvernements eine wesentliche Verschiebung der Besitzverhältnisse zur Folge gehabt. Leider fehlt noch eine ganz Rußland umfassende statistische Aufnahme, doch wird überall eine Zunahme der Kleinwirtschaften und ihres Landanteils, eine Abnahme der bäuerlichen Mittel- und Großbetriebe konstatiert.

Damit ist aber nicht gesagt, daß eine wirtschaftliche Hebung dieses Kleinbesitzes eingetreten ist. Da es den Kleinbauern an Geräten, Vieh und Betriebskapital, teilweise auch an Arbeitskräften fehlt, liegt der größte Teil des neugewonnenen Bodens brach. Und der in Benutzung genommene Teil wird höchst liederlich bewirtschaftet; denn da der Bauer die Erträge nicht nach Belieben im freien Handel verwerten und sich für den Erlös keine Industriewaren kaufen kann, hat er wenig Interesse daran, mehr anzubauen, als er zur Ernährung seiner Familie und Unverwandten gebraucht. Die Maßnahmen der Sowjetregierung haben vielmehr die Unrationalität der russischen Bauernwirtschaft noch gesteigert. So rückständig auch der bäuerliche Betrieb in Rußland immer gewesen ist, wurde doch immerhin bei der Ackerbenutzung bis zu gewissem Grade die Bodenqualität und die Möglichkeit eines schnellen und sicheren Absatzes in Betracht gezogen. Heute fallen derartige Erwägungen meist weg. Der Bauer hat das Bestreben, sich möglichst mit allen den Nahrungsmitteln selbst zu versorgen, die er im eigenen Haushalt gebraucht, und er baut deshalb alles das an, was er nötig zu haben glaubt, meist in kleinen Mengen, ohne Rücksicht auf Bodenqualität und Rentabilität.

Deshalb ist es auch völlig verkehrt, die heutige Lage der russischen Bauernschaft nach der Größe ihres Landbesitzes zu beurteilen; einen weit besseren Maßstab liefert die Viehhaltung. Und diese zeigt einen geradezu traurigen Tiefstand der russischen Bauernwirtschaft. Nach einer in 24 Gouvernements Großrußlands gegen Ende 1919 aufgenommenen Statistik hatten 25 Prozent aller dortigen Bauernbetriebe kein Pferd und 16 Prozent auch keine Kuh; 60 Prozent der Bauern hatten nur ein Pferd und 61 Prozent nur eine Kuh. Die Anzahl der Betriebe, die zwei und drei Kühe besaßen, betrug 23 (genauer 22,6) Prozent. Mehr als drei Kühe aber hatte nur ungefähr 1 Prozent der Bauernwirtschaften. Und dieser Stand der Viehhaltung hat sich seitdem nicht gebessert, sondern nach Aussage der Sachverständigen noch verschlechtert. Trotz der Vergrößerung ihrer Landanteile geht die russische Bauernschaft dem Ruin entgegen.

Es ist denn auch eine Tatsache, daß, obgleich mehr als vier Fünftel der russischen Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt sind, dennoch das Land nicht die großen Städte mit den nötigsten Nahrungsmitteln zu ver-

sorgen vermag — auch nicht mit Hilfe des ausgedehnten Schleichhandels. Trotz aller Drohungen, Strafen und gewaltsamen Requisitionen hat, wie die »Prawda« vor einiger Zeit feststellte, keines der russischen Gouvernements die ihm auferlegten Getreideablieferungspflichten erfüllt; selbst die besten Gouvernements haben 1920 nur 25 oder 26 Prozent des Getreides abgeliefert, das sie entsprechend den Anforderungen der Sowjetregierung abzuliefern verpflichtet waren, und die abgelegenen, ärmeren Gegenden, wie zum Beispiel der Norden des Kaukasus, haben gar nur 5 oder 6 Prozent der Pflichtmengen abgeliefert.

(Schluß folgt)

Der Kommunismus in Frankreich

Von Viktor Schiff

Die systematisch von der Moskauer Internationale betriebene Spaltungspolitik ist ein schwer zu lösendes psychologisches Rätsel. Mit doktrinärem Fanatismus läßt sie sich nicht erklären. Denn die Bolschewiki haben sich bei so zahlreichen Gelegenheiten als grundsätzliche Opportunisten erwiesen, daß man sie kaum als intransigente Dogmatiker ansprechen kann: dieselben Menschen, die den einstigen Zarenoffizieren eine so überraschende Gewissens- und Bewegungsfreiheit und so wichtige Funktionen zugestanden haben, die mit ausländischen Großkapitalisten Konzessionsverträge abschließen, die gänzlich unpolitische und unkultivierte asiatische Völker und Stämme international zusammenfassen, unter bewußter Ausschaltung eines jeden marxistischen Gedankens und Zieles und unter ausschließlicher Ausnutzung ihres nationalistischen Fanatismus, sollten nun mit inquisitorischer Unduldsamkeit allein wegen recht leerer und unklarer Formeln festgefäßte und aktionsfähige Parteien nacheinander in allen Ländern sprengen?

Wenn aber die Prinzipienfestigkeit allein als Begründung ihres Vorgehens nicht ausreicht, so doch noch viel weniger der realpolitische Opportunismus. Denn abgesehen davon, daß es eine Naivität ohnegleichen wäre, im Ernst zu glauben, daß allein die »bremsenden« Führer der französischen, italienischen, unabhängig-deutschen Partei den Sieg der Räterevolution in diesen Ländern bisher verhindert haben, so ist es der reinste Irrsinn, zu meinen, daß durch die bloße Tatsache der Spaltung die Chancen der Weltrevolution vergrößert werden. Zumal es sich bei solchen Spaltungen erfahrungsgemäß doch niemals nur um die bloße Ausschaltung einiger unerwünschter Führer handelt, sondern stets auch um den Verlust eines mehr oder minder beträchtlichen Teiles der Massen, der entweder diesen Führern weiter Gefolgschaft leistet oder sich, angewidert durch den Parteihader vor und nach der Spaltung, gänzlich vom politischen Leben und Kampf zurückzieht. In Wahrheit bedeutet jede neue Spaltung eine wesentliche Schwächung der internationalen Lage der Sowjetrepublik. Und es ist nicht anzunehmen, daß die Bolschewiki diese Wahrheit noch nicht erkannt haben sollten. Zumal sie bisher eine tatkräftige Hilfe nur von den politischen und gewerkschaftlichen Organisationen erhalten haben, gegen die sie am rücksichtslosesten vorgehen. Lloyd George hätte wahrscheinlich noch immer nicht die Blockadepolitik aufgegeben und jene Wirtschaftsverhandlungen mit Krassin aufgenommen, die soeben glücklich abgeschlossen worden sind, wenn ihn nicht der Druck der Labour Party dazu veranlaßt hätte. Ebenso hätte sich ver-

mutlich die russische Niederlage vor Warschau's Toren in ein Debakel verwandelt, wenn Pilsudski-Weygand in jenem Augenblick über die Waffen und die Munition verfügt hätten, die die zumeist antikommunistischen Eisenbahner und Hafenarbeiter Deutschlands, Englands, Belgiens usw., in Befolgung der Borkoffparole ihrer Organisationen, angehalten hatten.

Vom russischen außenpolitischen Standpunkt betrachtet, steht demnach die Spaltungspolitik der Dritten Internationale geradezu nach Selbstmordpolitik aus. Ihre einzige Erklärung vermag man daher nur in rein innerpolitischen Momenten zu finden: vermutlich befürchten die Bolschewiki von starken nichtkommunistischen politischen und gewerkschaftlichen Internationalen die moralische und materielle Stärkung ihrer internen Gegner, der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre sowie der vornehmlich antibolschewistischen russischen Gewerkschaften.

Dies vorausgeschickt, wird man die in Tours von Moskau befohlene und schließlich erreichte Spaltung der französischen sozialistischen Partei erst recht als eine Tat des Wahnsinns bezeichnen können. Denn in keinem Land der Welt, vielleicht mit Ausnahme Horthy-Ungarns, ist die Reaktion so mächtig wie in Frankreich. Nirgends wäre eine festgefügte, aktionsfähige Arbeiterbewegung dringender im Interesse der gesamten Weltarbeiterklasse gelegen, als gerade in Frankreich. Nicht zuletzt im Interesse Sowjetrußlands selbst. Denn der Geist der Reaktion tobt sich dort nicht allein im Innern, sondern auch und vor allem nach außen aus. Paris ist heute das eigentliche Zentrum der militaristischen und imperialistischen Entente politik, die sich zwar in der Hauptsache gegen Deutschland, aber auch gegen Sowjetrußland richtet.

Nun war allerdings die geennigte sozialistische Partei Frankreichs unverhältnismäßig schwach und einflußlos aus dem Kriege hervorgegangen. Lange Zeit hatte sie sich rein »sozialpolitisch« verhalten, und der im Jahre 1918 vorgenommene Kurswechsel hatte natürlich eine deutliche Schwächung zur Folge: übertriebener Radikalismus auf der einen, verblissener Nationalismus auf der anderen Seite, mit entsprechend rücksichtsloser innerer Zwietsch. Eine verrückte Wahlreform, verbunden mit einer äußerst ungeschickt gewählten hyperradikalen Wahlparole, hatte den Erfolg des Zustandekommens eines nationalistischen Bürgerblocks (Bloc national) und eines kläglichen Abscheidens der Partei bei den Novemberwahlen 1918.

Anstatt nun die Tatsache und die Ursachen dieser Niederlage ehrlich zugeben, glaubten die Leiter der Partei durch weitere Steigerung ihres Radikalismus zu ihren Zielen mit der ursprünglich erhofften Schnelligkeit gelangen zu können: sie waren eine geringe Minderheit des Volkes — nun, das russische Beispiel bewies, daß auch eine Minorität die Macht zu ergreifen und zu behaupten vermag. Sie konnten um so weniger warten und erst durch positive Arbeit, durch Organisation, durch vernünftige Aufklärung der Massen ihre Schluppe weitmachen, als ja die Wortführer der radikalen Richtung zumeist aus jungen, ungeduligen Idealisten und Ideologen bestanden, die durch Krieg und Reaktion zwar nicht zu margistischen Sozialisten, aber zu empörten Revolutionären geworden waren. Auf dem Straßburger Kongreß Ende Januar 1920 vertiefte sich der innere Zwiespalt, ohne daß jedoch die bolschewistische Richtung bereits die Mehrheit erzielen konnte. Allerdings wurde schon damals der erste entscheidende Schritt getan,

der nach Moskau führen sollte und führen mußte: der Austritt aus der Zweiten Internationale. Ausschlaggebend für diesen Entschluß war das Beispiel der deutschen Unabhängigen auf ihrem Leipziger Parteitag. Was die Unabhängigen zu diesem Entschluß bewogen hatte, war lediglich das Bestreben, nachdem ihnen der Ausschluß der S. P. D. aus der Zweiten Internationale in Luzern (August 1919) glatt mißlungen war, unsere Partei international zu isolieren und damit innerpolitisch zu diskreditieren. Ob sich die Franzosen in Straßburg bewußt waren, wessen Spiel sie damit trieben, ist nicht sicher. Jedenfalls wäre ihnen dieses Ziel durchaus nicht unsympathisch gewesen: die nationallistische Rechte haßte uns wegen unserer Kriegspolitik, die Linke wegen unserer Revolutionspolitik, das Zentrum aus beiden Gründen.

Und nun erlebte man zwischen Straßburg und Tours eine zunehmende Radikalisierung der sozialistischen Partei, zugleich aber auch eine zunehmende Einflußlosigkeit. Die versuchte Kraftprobe des Machtsstreites nahm ein klägliches Ende. Diese hatte zur Folge, daß die Schuldigen an dieser neuen Niederlage, wie meist in solchen Fällen, sich auf den »Verrat« der »bremsenden« Rechtssozialisten und Gewerkschaftsführer hinausredeten und sich nunmehr noch radikaler als zuvor gebärdeten. Darin dürfte auch die Ursache der sonst kaum verständlichen 21 drakonischen Bedingungen Moskaus liegen: es fanden sich in Moskau Vertreter der deutschen, französischen und italienischen Extremisten zusammen, und alle dürften Sinowjew, Radek und Lenin eingeredet haben, die Revolution wäre in ihren Ländern längst siegreich gewesen, wenn nicht die opportunistischen »Zentristen« gebremst hätten.

Für die Entstehung der kommunistischen Mehrheit in Tours dürfte vor allem die Tatsache maßgebend gewesen sein, daß die beiden Abgesandten der Partei in Moskau, Marcel Cachin und Frossard, dort bekehrt wurden — oder so taten — und noch vor ihrer Rückkehr nach Paris das Zentralorgan der Partei, die »Humanité«, die einzige nennenswerte sozialistische Tageszeitung ganz Frankreichs, vorbehaltlos auf den Anschluß an die »Dritte« einstellten. Wie sie dabei vorgingen — unter anderem die wochenlange Verschweigung der 21 Punkte, ja sogar die Abstreitung zuerst ihrer Existenz, später ihrer Gültigkeit für Frankreich — war das reinste Satyrspiel.

Die kommunistische Zweidrittelmehrheit in Tours war der Erfolg dieser Propaganda. Was beweist aber diese Mehrheit? Daß die — an sich numerisch schwache — organisatorisch rückschrittliche französische Sektion der Dritten Internationale aus lauter überzeugten Kommunisten besteht? Keineswegs! Hat sie doch bisher noch nicht einmal gewagt, ihren Namen »Parti Socialiste« abzulegen, wie es Moskau angeordnet hatte. Es ist meist der reinste Zufall gewesen, ob diese oder jene Bezirksorganisation zu Cachin-Loriot oder zu Longuet-Renaudel stieß. Und wenn vor einigen Wochen ein »Kommunist« mit überraschend großer Mehrheit im Wahlkreis von Lengues, in einem rein landwirtschaftlichen südfranzösischen Departement, gewählt wurde, so beweist das ebensowenig die Bekehrung der Massen zum sowjetistischen Marxismus, wie etwa die Teilnahme des einen oder des anderen tibetischen Stammes am Bakuer Kongreß der Ostvölker.

Der Bolschewismus ist heute in Frankreich nur ein Symbol der Unzufriedenheit und der Empörung. Zu beiden gibt es allerdings Anlaß genug: der vollständige, greifbare innerpolitische und außenpolitische Bankrott des

„Nationalen Blocks“, die zum Himmel schreienden und stinkenden Korruptionskandale, die wüste und blinde Reaktion, mit der die regierenden Parteien ihre Unfähigkeit maskieren wollen, fördert naturgemäß die Opposition der ärmsten Sinken. Und unter den 60 000 Pariser Wählern, die am 13. März für die beiden damals wegen eines offenkundigen Meinungsdelikts verfolgten Kommunisten Loriaut und Souvarine stimmten, befanden sich sicherlich keine 10 000 überzeugte Kommunisten und keine 30 000 einigermassen geschulte Sozialisten. Es waren 60 000 E m p ö r t e.

Sicher ist aber, daß die Spaltung und die dadurch entstandenen wütenden Kämpfe zwischen den beiden Bruchstücken der einst geeinigten Partei für die Aktionsfähigkeit der Gesamtarbeiterklasse katastrophal gewesen sind. Die Vorbedingungen für einen ungeheuren Aufstieg des Sozialismus wären dank des Bankrotts der Bourgeoisie zweifellos gegeben. Aber die Zerreißung der Arbeiterbewegung hat diese glänzenden Aussichten wesentlich zerstört. Bei der erwähnten Pariser Ersatzwahl (im Wahlkreis Millerands!) hätte eine g e e i n i g t e sozialistische Partei sicher den Sieg davongetragen. So aber steht zu befürchten, daß bei kommenden Wahlen die Bourgeoisie ihre Übermacht behauptet—dank der gegenseitigen Bekämpfung innerhalb der Arbeiterschaft. In Frankreich wie überall sonst in der Welt hat Moskau die wertvollsten Vorstüßendienste der Reaktion geleistet. Wenn der Bloc national nicht sowieso der Zersetzungs unheilbar verfallen wäre, so würde Sinowjew sein Retter sein.

Österreich und die Entente

Von H. Fehlinger

In den Artikeln 177 bis 190 des Vertrags von Saint-Germain sind Österreich ähnliche Verpflichtungen zur Wiedergutmachung von Kriegsschäden auferlegt worden, wie sie Deutschland von den Machthabern in Paris und London diktiert wurden. Augenscheinlich aber waren sich diese selbst schon vor zwei Jahren bewußt, daß nennenswerte Leistungen von Österreich in absehbarer Zeit nicht zu erwarten seien, sondern daß vielmehr bald Leistungen an Österreich notwendig werden würden, denn in der Begleitnote zum endgültigen Entwurf des Saint-Germainer Dokuments wurde unter anderem gesagt, die Wiedergutmachungskommission werde angewiesen werden, die Lebensinteressen Österreichs zu berücksichtigen und ihm jede Hilfe zu gewähren, die in Anbetracht der Ernährungsschwierigkeiten gerechtfertigt sei. Zu solcher Einsicht zu kommen, war gewiß nicht schwer, denn die Loslösung der deutschösterreichischen Länder des ehemaligen Habsburgerreiches von ihren bisherigen Hilfsquellen, insbesondere aber das Mißverhältnis zwischen der Bevölkerungszahl der Hauptstadt Wien und des bei ihr verblichenen ländlichen Gebiets mußte zu schwersten wirtschaftlichen Störungen führen.

Als man das alte Österreich aufstellte, wäre es vernünftig gewesen, dessen von deutscher Bevölkerung bewohnte Teile dem Deutschen Reich anzuschließen, wenigstens soweit das sein konnte, ohne das namentlich von amerikanischer und französischer Seite begünstigte selbständige Staatswesen der Tschechen und Slowaken zu einer geographischen und wirtschaftlichen Unmöglichkeit zu machen. Lediglich Erwägungen militärischer Natur verhin-

berken, daß dies geschah, und diese Erwägungen werden gewiß auch noch weiter für die Verweigerung des Zusammenschlusses maßgebend bleiben. Aber selbst das Aufgehen des jehigen Österreichs in Deutschland würde die Lage für die Stadt Wien nicht wesentlich günstiger gestalten, das dringend eines Hinterlandes zu seiner Versorgung mit Nahrungsmitteln bedarf. Als Nahrungsmittellieferanten für Wien können aber nur jene Länder ernstlich in Betracht gezogen werden, die es schon vor der Neugestaltung der Landkarte Mitteleuropas hauptsächlich versorgten: das westliche Ungarn und Mähren. Beide sind auch in der Lage, von ihren Überschüssen wieder an Wien abgeben zu können, sobald die von politischen Motiven diktierten Absperungsmaßregeln gegen den Personen- wie den Güterverkehr zu bestehen aufhören.

Auf Westungarn hat Österreich auf Grund der Friedensbedingungen von Saint-Germain Anspruch. Die Abtretung dieser Landschaft an Österreich ist einer der Punkte der Verträge, die zwischen der böhmisch-slowakischen Republik, Südslawien und Italien zum Zwecke der Durchführung der Friedensbedingungen von Saint-Germain und Trianon und zur Verhinderung eines monarchischen Umsturzes in Österreich wie in Ungarn abgeschlossen wurden. Diese drei Staaten sind auch nach einer Erklärung, die der böhmisch-slowakische Außenminister im Senat abgab, fest entschlossen, darauf zu dringen, daß Westungarn in kürzester Zeit an Österreich abgetreten und daß Ungarn entwaffnet wird.

Westungarn, auch das Burgenland genannt, umfaßt in den durch die Friedensverträge festgelegten Grenzen 4371 Quadratkilometer mit 345 000 Einwohnern, von denen 246 000 Deutsche, 49 000 Kroaten und 44 000 Madjaren sind. Die deutschen Ansiedler kamen dahin zu verschiedenen Zeiten, größtenteils im elften bis sechzehnten Jahrhundert. Die dort lebenden Kroaten sind Nachkommen von Flüchtlingen aus Südbungarn und Slawonien, die von den Türken vertrieben wurden. Die Madjaren sind erst später zugewandert, zu einem wesentlichen Teil sind sie madjarisierte Deutsche und Kroaten. Das Land hat guten Weizenboden, daneben Obst- und Weinkultur, da das Klima mild ist. Die Stimmung der überwiegend bäuerlichen Bevölkerung des Burgenlandes ist alles andere als österreichfreundlich. Sie wurde schon seit den sechziger Jahren einer systematischen Madjarisierung unterworfen und war nicht wenig stolz auf die Zugehörigkeit zum ungarischen Staat geworden. Seit dem Herbst 1918 ist sie von Wien ganz abgeschnitten, während von Budapest aus eine sehr rege Agitation für das Verbleiben bei Ungarn entfaltet wurde. Bei dem kulturell tieferstehenden und habgierigen Bauernvolk bewirkten besonders die Schilderungen der österreichischen Not Abneigung gegen den Anschluß, weil die Leute fürchten, es würde für sie selbst zu wenig übrigbleiben, wenn sie nach österreichischen Städten Nahrungsmittel liefern müßten. Die jetzt in Österreich am Ruder befindlichen Christlichsozialen wären zu einem Verzicht auf Westungarn wohl kaum schwer zu bewegen, da viele von ihnen mit den reaktionären Machthabern in Budapest sympathisieren.

Kommt Westungarn wirklich an Österreich, so wären die Aussichten für die Versorgung Wiens mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen nicht mehr so ungünstig, vorausgesetzt, daß nicht eine verfehlte Wirtschaftspolitik die westungarischen Bauern davon abhält, ihre reichlichen Überschüsse nach dieser

Stadt zu liefern. Doch sogar in dem Falle, daß die Nahrungsversorgung Wiens durch den Anschluß Westungarns wesentlich gebessert würde, wird der Bestand einer Zweimillionenstadt in einem Kleinstaat von kaum 7 Millionen Einwohnern — besonders in Anbetracht der Lage dieser Stadt ganz nahe der Ostgrenze dieses Staates — immer wieder unzuträgliche Verhältnisse herbeiführen. Deshalb liegt der Gedanke nahe, Wien abzubauen, die Auswanderung zu fördern, die Jugend in erhöhtem Maße zur Landwirtschaft heranzuziehen und ein besseres Verhältnis zwischen gütererzeugenden und güterverbrauchenden Bürgern zu schaffen. Der Abbau der Riesenstadt könnte sich freilich nur langsam vollziehen, und es stehen ihm manche Schwierigkeiten entgegen.

Bis zum Zusammenbruch von 1918 war Wien in erster Linie Handelsstadt. Es hatte die Führung im Getreidehandel, im Handel mit Zucker, Spiritus, Petroleum und Kolonialwaren. Wien war der Sitz der Verkaufsbureaus der kartellierten Industrieunternehmen und der Sitz fast aller großen Gesellschaften der österreichischen Länder, die sich, um vom Verkehrsstrom nicht ausgeschaltet zu sein, hier niederließen und hier ihre Steuern bezahlten. Wien lebte davon, daß Produktion und Handel ihre streng voneinander getrennten Funktionen hatten, die Erzeuger von Massenartikeln sich nicht selbst mit dem Vertrieb ihrer Erzeugnisse befaßten und auch die Erzeuger verfeinerter Waren ihre Verkaufsstätten in die Großstadt verlegten, die für die Einkäufer leichter zugänglich war und ihnen mehr Annehmlichkeiten bot als die meist entlegene Fabrikstadt. Nun, nach der Aufteilung, aber liegen die Erzeugungsorte zum allergrößten Teil in anderen Staaten — zumeist in der böhmisch-slowakischen Republik —, und die Waren werden abgesetzt, ohne daß Wien etwas damit zu schaffen hat.

Es taucht also die Frage auf, ob Wien etwa Aussicht hat, in Zukunft zur Vermittlerin des Handels von West- und Mitteleuropa mit dem Balkan und dem nahen Osten zu werden. Die verkehrsgeographische Lage der Stadt ist zweifellos für eine derartige Rolle eine sehr gute, und sie besitzt auch die technischen Einrichtungen eines Handelszentrums. Doch ist zu bedenken, daß Europa noch immer im Wirtschaftskrieg steht und die Staatenlenker wenig Neigung zur Rückkehr zu den freien Verkehrsverhältnissen der Vorkriegszeit haben, welche die Voraussetzung dafür sind, daß eine große Stadt vom Handel mit fremden Gütern leben kann. Als Handelsplatz mit fast ausschließlich österreichischen Gütern könnte sich Wien mit seiner jetzigen Volkszahl gewiß nicht halten. Zwar lebt die Stadt auch gegenwärtig größtenteils vom Handel, aber das ist freilich ein Handel von besonderer Art. Es ist ein Handel mit Gütern, die auf Schleichwegen hereinkommen, von Hand zu Hand wandern und sehr lange brauchen, bis sie zum wirklichen Konsumanten gelangen. Es ist ein Zwischenhandel, der Selbstzweck ist und keine volkswirtschaftlichen Aufgaben erfüllt.

Sehr zu befürchten ist, daß das Problem Wien auch durch die Kredithilfe nicht ganz gelöst werden wird, welche die Entente anlässlich der Londoner Reise des Bundeskanzlers Dr. Mayr den Österreichern in sichere Aussicht stellte. Immerhin ist von der neuen Ententeaktion zur Rettung Österreichs etwas mehr zu erwarten als von den Hilseleistungen, die bisher geboten wurden. Diese bestanden in der Gewährung von Konsumkrediten.

einer wirtschaftlich unproduktiven Unterstützung, die zwar unter den gegebenen Verhältnissen vonnöten war, aber nichts beitrug, um Österreich auf eigene Füße zu stellen und aus der ebenso unhaltbaren wie unwürdigen Lage zu befreien, in die es durch den Krieg und den Friedensschluß gekommen ist. Österreich braucht Kredit, um eine produktive Wirtschaft aufzubauen, die seiner gewerblichen Bevölkerung die Mittel gibt, für ihre Erzeugnisse Nahrungsmittel und Heizmaterial und die für ihr Schaffen erforderlichen Rohstoffe vom Ausland zu beziehen.

Die Vertreter der Entente haben sich bei den Londoner Beratungen im März dieses Jahres dahin geeinigt, eine internationale Kreditbeschaffung für Österreich auf Grund des Ter-Meulen-Planes in die Wege zu leiten. Der neue Kredit soll dadurch ermöglicht werden, daß die alliierten Staaten ihre Wiedergutmachungsansprüche und die Rückzahlung der bereits gewährten Kredite auf unbestimmte Zeit vertagen. Diese Ansprüche bleiben allerdings bestehen. Die Finanzkommission des Völkerbundes hat ohne Verzug die notwendigen Schritte unternommen, um die Höhe des Kapitals, das im Interesse Österreichs gebildet werden soll, in Gold zu bestimmen, worauf Österreich die notwendigen Bürgschaften zu gewähren hat. Es sollen zum Beispiel die Zolleinnahmen und das Tabakmonopol verpfändet werden. Die gegebenen Garantien würden unter der Aufsicht der Finanzkommission verwaltet werden. Die neuen Gläubiger Österreichs erhalten als Nebengarantie für die gewährten Vorschüsse Schuldverschreibungen, die auf Rechnung der verpfändeten Einnahmen herausgegeben werden sollen.

Die alliierten Mächte werden in Übereinstimmung mit den anderen beteiligten Mächten die Mittel prüfen, wie ihre Interessen zu sichern sind und wie die Interessen der Personen und Korporationen, die sich an der Gewährung des Kredits beteiligen, unter gesetzlichen Schutz gestellt werden können. Die Alliierten hoffen, daß sie, indem sie zeitweilig auf ihre Forderungen verzichten, Österreich helfen, die Erreichung des Gleichgewichts in seinem Budget zu beschleunigen und mit Hilfe innerer Anleihen den Umlauf seines Papiergeldes zu verringern.

Im Hauptausschuß des Parlaments vertrat der österreichische Bundeskanzler Dr. Mayr die Auffassung, die Finanzkontrolle durch den Völkerbund werde in einer die Souveränität und Bewegungsfreiheit Österreichs nicht beeinträchtigenden Weise ausgeübt werden. Es wird Sache der Volksvertretung sein, darüber schlüssig zu werden, in welcher Höhe Österreich den Kredit in Anspruch nehmen muß und welche Sicherheiten es dafür stellen soll. Die Ansicht kompetenter Finanzleute geht dahin, daß die notwendigen Kredite für Österreich auf den jetzt festgestellten Grundlagen zu normalen Bedingungen erhältlich sein werden. Allerdings wird immer wieder mit größtem Nachdruck darauf hingewiesen, daß gleichzeitig die inneren österreichischen finanziellen Verhältnisse geordnet werden müssen.

Die Abmachungen Dr. Mayrs finden die Billigung seiner eigenen Partei, der Christlichsozialen, während die Großdeutschen eine ablehnende Haltung einnehmen. Die Sozialdemokratie gibt sich in bezug auf den positiven Erfolg der Aktion keinen großen Hoffnungen hin — und das mit Recht. Angesichts der Schwerfälligkeit, die den Völkerbund auszeichnet, ist es zweifelhaft, ob die erwartete Hilfe rechtzeitig geleistet wird, wenn auch die britische Regierung bezügliche Versicherungen abgegeben hat. Ferner

fragt es sich, ob die Bereitwilligkeit ausländischer Finanzinstitute zur Gewährung von Krediten wirklich so groß ist, wie es nach Dr. Mayrs Darstellung den Anschein hat.

Bemerkenswert ist, daß von französischer Seite der österreichischen Finanzdelegation die Lieferung von monatlich 200 000 Tonnen Kohle aus dem Saargebiet oder den deutschen Wiedergutmachungslieferungen zugestanden wurde. Diese Kohlen werden die Österreicher mit Franken zu bezahlen haben, also viel teurer, als wenn sie dieselben unmittelbar aus Deutschland zu Marktpreisen erhielten. Die Franzosen aber machen dabei — was für sie die Hauptsache ist — ein prächtiges Geschäft.

Von großer Bedeutung für die künftige Entwicklung Österreichs sind die Handelsvertragsverhandlungen zwischen diesem Staat und der böhmisch-slowakischen Republik. Es ist geglückt, für Österreich die Meistbegünstigung durchzusetzen; auch hat man sich auf den Grundsatz der weitestgehenden Erleichterungen im Warenverkehr geeinigt. Die bereits bestehenden Verträge betreffend die Kohlen- und Zuckerslieferung aus der böhmisch-slowakischen Republik an Österreich und andererseits die Erz- und Magnesitlieferungen aus Österreich nach Böhmen und der Slowakei bleiben von diesem Handelsvertrag unberührt. In den getroffenen Vereinbarungen wurde der Brennholzbedarf Wiens aus den Wäldern in der Slowakei sichergestellt, aber auch die Wiener Holzindustrie wird aus diesem Übereinkommen Vorteile ziehen, da die böhmisch-slowakische Regierung die Ausfuhr von Hartholz zugestanden hat. Eine weitere wichtige Frage, über die bereits teilweise eine Einigung erzielt wurde, ist die Verkehrsfrage. Es wurde beiden Teilen die möglichste Erleichterung beim Grenzübertritt zugestanden. Auch die Verhandlungen bezüglich der Verteilung des gemeinsamen Wagenparks sowie des Eisenbahnwagenauslaufes schreiten günstig vorwärts; ebenso die Fragen betreffs Aufstellung des Fahrplans für den durchlaufenden Zugverkehr. Ferner wurde über die gegenseitige Durchfuhr eine Einigung angebahnt. Verhandlungen über die Kriegaanleihen und die Vorkriegsschulden schweben noch.

Philosophie als Kulturgeschichte

Von Dr. Werner Peiser

»Ursprünglich ist der Geist der Menschheit in sich verschlossen und verharrt im undurchdringlichen An-sich-sein.« Mit diesen Worten leitet Walter Rinkel den ersten Teil seiner »Allgemeinen Geschichte der Philosophie« (Osterwiech [Hatz], Zickfeldt-Verlag) ein. Das Werk verdient es, eingehender gewürdigt zu werden, ragt es doch durch Form und Inhalt aus der Fülle der philosophisch-geschichtlichen Literatur um ein Mächtiges hervor. Bis das Bewußtsein des Menschen sich zum Selbstbewußtsein entwickelt, muß der Geist bereits eine gewaltige Kulturepoche hinter sich gebracht haben. Erst das Denken über sich selbst bedeutet den Anfang der Philosophie, die dann ihren Aufgabenkreis erweitert, nach den Grundlagen des menschlichen Kulturbewußtseins fragt und die Grenzen der Möglichkeit des Philosophierens untersucht.

Eine weitere Spanne Zeit muß also verflossen sein, bis die ungeordnete Fülle philosophischer Gedanken im geordneten Werke systematisch oder hi-

historisch niedergelegt werden kann. Die Geschichte der Philosophie ist das zweite Stadium, das aus der Philosophie der Geschichte, aus der Philosophie der gesamten bisherigen Kultur erwächst. Die Geschichte der Philosophie kann zwei Wege wählen: den systematisch-prinzipiellen und den historisch-entwicklungsmäßigen. Der erste Weg bietet den Vorteil, alle innerlich zusammengehörenden Gedanken und Systeme unter einheitliche Gesichtspunkte geordnet zu erhalten, während ihm der Nachteil gegenübersteht, die verschiedenen Geschichtsepochen durcheinanderzuwerfen und ein falsches Bild von dem historischen Verlauf der Dinge zu geben. Der zweite Weg hat den Vorzug für sich, zugleich mit einer Übersicht über die Entwicklung der philosophischen Idee einen Abriss der Geschichte der Menschheit zu geben; ihm steht der Nachteil gegenüber, daß Wiederholungen schwer vermieden werden können und daß die aufeinander aufbauenden Systeme durch große Zwischenstücke getrennt und in ihrem inneren Zusammenhang gelockert werden. In seiner Arbeit wählte Kinkel den historischen Weg, und er hat verstanden, die Nachteile, soweit dies bei der Natur der Materie überhaupt möglich ist, zu vermeiden. So wurde sein Werk, mit dessen erstem Teil wir uns hier zu beschäftigen haben, neben einer Geschichte der Philosophie eine wundervoll klare Kulturgeschichte der Menschheit.

Kinkel ist Hegelianer. Aus der Betrachtung der primitiven Kulturzustände entnimmt er einen Beweis für den Idealismus: die Natur, die den Menschen umgibt, ist das Werk der Selbsttätigkeit des Bewußtseins. Erst durch die Verührung mit der Natur wird der menschliche Geist instand gesetzt, die Hülle des Mythos zu sprengen. »Beides ist nicht ohne einander denkbar: der sich bildende Kosmos des äußeren Seins bedingt den Kosmos der menschlichen Seele, wie dieser jenen. Hier zum ersten Male können wir es verfolgen, wie der Geist aus der Verslossenheit des An-sich-seins in die festere Gestalt des Für-sich-seins heraustritt; er wird sich selbst Objekt in der Reflexion über das menschliche Wollen und Handeln und über die Natur.«

Von den Ursprüngen der Philosophie, in denen sie noch in mythische Formen gekleidet ruht, führt der Weg zur Naturphilosophie, zu Anaximenes, Anaximander, Thales und zu Heraklit von Ephesos, dem ersten Philosophen, der die Idee der Entwicklung in die philosophische Diskussion wirft. Der Lehre der Eleaten vom ewigen Sein stellt Heraklit den Satz von der Entwicklung, vom Fluß der Dinge entgegen und wird so zum ersten Kämpfer der Entwicklungs-idee als des Betrachtungsfaktors des Werdeganges der menschlichen Gesellschaft. Nicht zweimal könne man in denselben Fluß steigen, lehrt Heraklit, und seine späteren Schüler gingen über diesen Satz hinaus, indem sie sagten, auch nicht einmal könne man es tun. Aus der bekannten Lehre Heraklits, der Krieg sei der Vater aller Dinge, schließt Kinkel auf seine Stellung als ausgesprochener Aristokrat, wofür er einen weiteren Beleg in der Heraklitischen Auffassung vom Gesetz findet, für das das Volk unablässig kämpfen solle, das Gesetz, das dem Geist des einzelnen oder der Besten entspringen ist.

Eine weitere Stufe in der Ideenentwicklung des An-sich-ruhens des Geistes erreicht die pythagoreische Lehre, die der Zahl als dem neuen Weltprinzip eine gewaltige Stelle einräumt. »Die Zahl bringt Maß, Ordnung und Bestimmtheit in die Welt, sie allein also ist auch imstande, das Apetron zu festem Dasein zu gestalten.« Die Bedeutung der Zahl wird auf das Welt-

ganze übertragen und die Zahl mit dem Sein identifiziert. Für die Wahl der heiligen Zehn-Zahl waren mehr ästhetische als philosophische Erwägungen maßgebend. Zum ersten Male finden wir in der pythagoreischen Lehre den Glauben an die Seelenwanderung. Unzählige Male muß die Seele ins Dasein zurückkehren, und um der qualvollen ewigen Wiedergeburt zu entgehen, gibt es nur ein Mittel: die Mysterienweihe, die hier eingehend zu schildern zu weit führen würde.

Während so der philosophische Geist seiner höheren Ausgestaltung entgegensteht, gingen in Griechenland politische Umwälzungen von gewaltiger Tragweite vor sich. Kämpfe der verschiedenen Staatsformen fanden miteinander statt, in denen jedoch meist die vielfach bedrohte Demokratie die Oberhand behielt. Es beginnt die Zeit der politischen Prozesse. Der einzelne bedarf eines Vertreters vor Gericht, und sich eine möglichst gediegene Allgemeinbildung anzueignen wird das Streben jedes Staatsbürgers. Dieser Tatsache trugen die Sophisten Rechnung, deren Bezeichnung zunächst nichts Absprechendes enthielt; wurden doch eine Zeitlang auch Plato und Aristoteles als Sophisten bezeichnet. Sie waren Lehrer der Weisheit, und erst ihre Einstellung von Wissen und Tugend auf die Nützlichkeit, das heißt, philosophisch gesprochen, die Hervorhebung des Utilitätsprinzips als des herrschenden Moments macht sie in den Augen der der reinen Philosophie Ergebenen verächtlich. Darüber hinaus wirken sie revolutionierend und machen sich durch Sätze wie: »Von den Göttern weiß ich weder, ob sie sind, noch ob sie nicht sind«, oder: »Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Lebenden, wie sie sind, der nichtlebenden, wie sie nicht sind« bei den Reaktionsären aller Zeiten verhaßt. Allmählich bekommt die Philosophie der Sophisten etwas Spitzfindiges, und sie übertreiben die Macht des Wortes, indem sie es zu politischen, ja zu philosophischen Zwecken mißbrauchen.

Mit erfreulicher Schärfe wendet sich Ainkel gegen die Identifizierung der sokratischen Lehren mit denen der Sophisten. Sokrates ist Ethiker, Apostel der Sittlichkeit, und die Untersuchung der Tugend ist eine der wesentlichen Aufgaben seiner Forschung. »Der objektive Kosmos, um den sich Demokrit bemühte in seiner Atomlehre, muß zum Erzeugnis des subjektiven Kosmos der Seele werden.« Aber damit diese Identität zwischen Denken und Sein erreicht werden kann, ist es nötig, daß ein Philosoph, das heißt ein abstrakter Denker und nicht allein an das subjektive Gefühl appellierender religiöser Prophet den Menschen die Wohlgeordnetheit ihres Denkens als Ziel aufstellt. »So ist freilich die Welt bei Sokrates weder im An-sich-sein, das heißt am Anfang, noch im An-und-für-sich-sein. Sie ist für den Menschen, im Menschen — aber vielleicht ist der Mensch als Vernunftwesen in gewissem Sinne das An-und-für-sich-sein? Die beiden Strömungen, die Demokrit und Sokrates vertraten, mußten sich erst in Plato und Aristoteles vereinigen, damit die Vernunft diesen Gipfel ihres Weges erreichte.«

Sokrates nimmt den Giftbecher; Plato beklagt den Meister; aber es tröstet ihn der Glaube an den Übergangscharakter des Todes aus der Zeitlichkeit zur Ewigkeit. Aber den Wechsel der Dinge erhebt ihn der Glaube an das ewig unwandelbare Absolute, das er in der Idee erblickt. Die Idee aber ist das Erzeugnis aus dem Geiste heraus. Die platonische Idee ist kein Ding an sich im Kantischen Sinne und auch kein Absolutum, wie es Hegel versteht, nicht Substanz im Geiste Spinozas; sie ist »eine aus dem Geiste ge-

borene Grundlegung des Seins, das heißt ein Begriff, den der Geist erdacht hat, um mit seiner Hilfe Steifigkeit und Gesetzmäßigkeit in das wirre Spiel der Ding-Erscheinungen zu bringen. Aber die Welt der Erscheinungen ist unendlich, und unendlich ist der Geist, der sich müht, aus diesem Chaos ein Kosmos zu gestalten. Kein endlicher Begriff kann genügen. Jeder, auch der fruchtbarste wissenschaftliche Begriff bleibt Hypothese. Sofern er aber nun dazu beiträgt, in die veränderliche Erscheinungswelt Gesetzmäßigkeit hineinzutragen, so kommt ihm, das heißt der Idee, jenem Wandelvollen gegenüber dennoch Sicherheits- und Ewigkeitswert zu.«

So räumt zwar diese Auffassung mit dem Glauben von der vor der Erkenntnis existierenden Beschaffenheit der Dinge gründlich auf, ohne doch den Zusammenhang der Idee mit der Erscheinung zu verlieren. Der Ursprung des Seins liegt, wie schon Parmenides lehrte, im Denken. Diese Grundbegriffe sind aber die platonischen Ideen.

Platos Glauben an die Unsterblichkeit baut sich auf der Lehre von der Anamnese (Wiedererinnerung) auf. Was ist Erkennen? Ist es ein neues Finden oder ist es ein Sicherinnern an ein Wissen, das in der Seele schlummert? Letzteres muß sein; denn nicht über alles, was wir wissen, wurden wir belehrt. Also bedeutete es ein Wiederauffinden des in der Seele Ruhenden, wo es seit ewigen Zeiten lag. »Die Anamnese bedeutet also die Ablehnung des in der Empfindung gegebenen fertigen Seins und die Selbsttätigkeit und zeugende Kraft des Denkens.«

Das System des Schülers Platos, des Aristoteles, baut sich auf der Überzeugung von einem reiflos gegebenen Sein in allen Gebieten der Kultur auf. Die Erkenntnis des Seins setzt fertige, für sich seiende Dinge voraus. So liegt diesem aristotelischen System eine Starrheit zugrunde, die es in gewissem Sinne hinter die Lehre des Meisters zurückführt. Kinkel empfindet es, indem er urteilt: »Das Un-und-für-sich-sein, welches die Vernunft in der Philosophie Platos erreicht hatte, mußte wieder zum Un-sich-sein werden, damit die Menschheit der Problematik ihres Wissens und Seins um so kräftiger inne würde. Das Un-sich-sein bedeutet aber immer eine gewisse Verborgenheit und Abgeschlossenheit des Seins. Und diese war bei Aristoteles so groß, daß sich die Menschheit etwa anderthalb Jahrtausend in ihr verstecken konnte gegen alle Sorgen und Leiden des Lebens.«

Aristoteles mißversteht Platos Lehre von der Idee und ihren Erscheinungen. Festhaltend an der Identität von Denken und Sein, tadelt er Plato, daß dieser die Idee von den Dingen getrennt habe. Aristoteles betont vielmehr die Existenz der Idee in den Dingen. Hier hat der Idealismus einen Gipfel erreicht, wenn er auch, wie Kinkel unterstreicht, dogmatisch geworden und gleichsam versteint ist. Das Grundprinzip der aristotelischen Philosophie ist der Zweck. Alles Geschehen geht sowohl auf ein Ziel zu, wie es von einer Form ausgeht. Selbst die Bewegung im Sein konnte nicht erfolgen, wenn sie nicht auf eine letzte, in sich ruhende Form zurückführte, die das erste Bewegende ist, auf Gott. Dieses Prinzip aber trägt kein materielles Sein mehr an sich, da über diese Form hinaus sonst noch nach einer weiteren Form geforscht werden müßte. »Daher ist Gott seinem Wesen nach absolutes in sich ruhendes Denken. Er denkt in den obersten Formen alles Seins, sich selbst. In ihm ist keine Wandelbarkeit, kein Streben und Verlangen mehr. Sich selbst genug und in sich selbst beruhend, äußert er seine Existenz allein

dadurch, daß er als die vollkommenste Form in allen Daseienden Liebe und Sehnsucht zu ihm erweckt. Er lebt also einerseits völlig getrennt von allem Sein, ja sogar ... außerhalb von Raum und Zeit und über sie erhaben. Aber er berührt die Welt dennoch oder, wie wir besser sagen würden, er rührt sie.«

So ist der aristotelische Gott die reinste Identität von Denken und Sein, Subjekt und Objekt ist er, Denkendes und Gedachtes, ein Gedanke von ungeheurer Fruchtbarkeit, wie Kinkel sagt. Als höchste Tugenden wertet demzufolge Aristoteles die dianoetischen Tugenden, das heißt die Denktugenden, die auf Gott zurückführen; Gott aber besteht im reinen Denken; so verwirft der Philosoph das Lustprinzip und bezeichnet den Menschen als den glücklichsten, der sich rein dem Denken widmen kann. Die praktische Tugend ist, wie Aristoteles in der Nikomachischen Ethik auseinandersetzt, die Mitte zwischen zwei Extremen. »Es ist also die Tugend eine dauernde Haltung des Gemüts beim Wählen, gemäß der uns angemessenen Mitte, und die durch die Vernunft geleitet wird derart, wie sie ein weiser Mann zu bestimmen pflegt.« Die Tugend ist für Aristoteles keine Eigenschaft schlechthin, sondern er untersucht die Tugend des Mannes und der Frau, des Freien und des Unfreien, des Kindes und des Sklaven. »Der Tugend im eigentlichen Wortverstand ist eigentlich nur der freie Mann fähig. Hieraus leitet er die Rückständigkeit der Frau ab. Indem nun Aristoteles der Frau die gleiche tugendhafte Seelengröße abspricht wie dem Manne (sie als Objekt seines sittlichen Denkens geringer wertet als den Mann), so muß natürlich auch bei ihm das Selbstbewußtsein des Mannes Schiffbruch leiden. Es ist tief beklagenswert, daß sich bis auf unsere Tage alle Erzphilister und Reaktionäre auf Aristoteles berufen können in der Frauenfrage. Durch diese Schwäche ist er auch gewissen Tendenzen des Mittelalters entgegengekommen. Das Weib hat Adam beim Sündenfall den Apfel gereicht; das Weib galt im christlichen Mittelalter durchaus als unrein und Sitz der Sünde.«

In Plato und Aristoteles erreicht die idealistische Philosophie der Antike ihren Höhepunkt. Mit Epikur beginnt sich ein platter Realismus und Sensualismus breitzumachen, der die Übereinstimmung des subjektiven Vorstellungsbildes mit dem objektiven Sein durch die banale Identität des sinnlichen Seins mit dem So-sein zu ersetzen suchte. Er vertraut dem Sinn (sensus) als solchem; hier gibt es keine Form, die vom Objekt auf das Sinnesorgan übertragen würde. Die Form wird hier vielmehr zum materiellen Bild, welches sich körperlich von dem draußen existierenden materiellen Objekt löst und dem Sinnesorgan zustrebt. Hatte Demokrit noch die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten ausgesprochen, ahnte er bereits die späte Philosophie Schopenhauers voraus, indem er lehrte, daß es ohne Augen keine Welt, ohne Ohr keine akustischen Eindrücke gäbe, so sind bei Epikur die Sinnesqualitäten Qualitäten des Objekts. Empirismus und Sensualismus sind die Hauptmerkmale seiner Philosophie. Die Götter leben ein leidloses Dasein; zwecklos jedoch ist es, nach ihrem Sein zu forschen. Das höchste Streben des Menschen muß auf »Ataraxia« gerichtet sein, auf Unerfülltheit, Selbstgenügsamkeit, auf schmerzlose Glückseligkeit.

Ein kurzes Wort sei schließlich zusammenhängend den drei Schulen, die nicht voneinander getrennt behandelt werden können, der des Epikur, der Stoa und der Skepsis gewidmet. Über sie schreibt Kinkel: »Die Epikureer sind selbst nur im Un-sich-sein, das heißt sie wissen noch gar nicht um die

Problematik ihrer Existenz und Denkweise. Die Stoa dagegen flüchtet sich zu dieser problematischen Natur, leiht ihr die menschliche Seele und kann sie darum lieben. Es ist daher kein Wunder, daß die Stoa trotz alles barocken Geschmacks, welches ihrer Denkweise anhängt, Ewigkeitswerte geschaffen hat, während der Epikurismus, wo immer er auftritt, eine reine Übergangserscheinung ist. Eine solche ist freilich auch die Skepsis, aber sie steht dennoch tausendmal über dem Epikurismus. Denn wenn auch die oberflächlichen Köpfe unter den Skeptikern das geist- und vernunftlose Objekt und Subjekt getroffen hinnehmen, so ist bei den größeren Denkern unter den Skeptikern das Bewußtsein der Problematik alles Daseins so stark, daß man wohl sagen darf: sie haben in erster Linie dem Aufschwung, den das philosophische Denken noch einmal im Altertum nehmen sollte (Plotin), den Weg geebnet. Die Stoiker hatten von Aristoteles die Definition übernommen, Wahrheit sei Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Objekt. An dieser Stelle setzte die Kritik der Skeptiker ein, die hier von der sensualistischen und materialistischen Auffassung ein gewaltiges Stück abrücken. Sie enthüllen die Nichtigkeit des angeblichen Wissens und glauben doch hierdurch zu einem positiven Ergebnis zu gelangen. Daß sie schließlich zu einer Aufhebung ihrer eigenen Lehre führen müssen, ist die schwache Seite ihres Systems. Indem sie jedoch den Gedanken der Relativität der Dinge betonen, führen sie in die Philosophie einen Begriff ein, den gerade die Gegenwart auf physikalisch-philosophischem Gebiet mit Erfolg aufzunehmen scheint.

Noch einmal erreicht die griechische Philosophie in Plotin einen Höhepunkt. »Denkt man sich einen göttlichen Geist, der das Weltganze überschaut, und verharret man dabei doch auf dem parmenidäischen Standpunkt der Identität zwischen Denken und Sein, so daß dieses Schauen und Denken zugleich auch ein Erzeugen des Seelenden ist, so hat man damit die drei plotinischen Grundbegriffe des Nus, der Weltseele und der Natur zugleich gedacht. Der Nus ist der Inbegriff aller Weltgesetze überhaupt, die Weltseele ist dieser Inbegriff, aber sofern er in Tätigkeit ist, die Natur ist derselbe Inbegriff, aber sofern er alle Erscheinungen, die aus dieser Tätigkeit resultieren, umfaßt. Daher kann man auch die Natur als das Anderssein oder Selbstbewußtsein der Weltseele bezeichnen.« Auf dem Wege der Erkenntnis schaut die Seele Gott und bestimmt ihr künftiges Leben; dann kann sie selbst zum Gott werden, um endlich ins Ureine zu versinken; »von einem in sich verschlossenen An-sich-sein geht logisch, nicht zeitlich, die ganze Weltbildung aus, und sie kehrt in dem seelischen Schauen Gottes dorthin zurück, aber dieses An-sich-sein ist nunmehr ein An-und-für-sich-sein, das heißt eine wahre Identität von Denken und Sein geworden. Nur daß diese Identität sich in einem transzendenten Jenseits vollzieht, dürfen wir nicht vergessen. Das Selbstbewußtsein des Menschen liegt in Gott.«

Über den Rahmen einer Buchbesprechung hinaus wurde hier der Versuch gemacht, einen Abriss der philosophischen Ideen des Altertums in gedrängtester Form zu geben. Den Stand der Kultur eines Volkes zeigt der jeweilige Stand seiner Philosophie an, und so kann auch aus der Geschichte der griechischen Philosophie eine Kulturgeschichte Griechenlands abgelesen werden; darüber hinaus aber bedeutet Philosophie Lehre von der Entwicklung des Geistes. Von diesen beiden Gesichtspunkten aus mögen die vorstehenden Zeilen beurteilt werden.

Reform der Irrenpflege

Von Eduard Gräf

Die Geschichte lehrt uns, daß auf dem Gebiet der Irrenpflege erst sehr spät ein Umschwung zum Besseren eingetreten ist. Lange hat man die Geisteskranken, diese Kranken, gar nicht als Kranke behandelt. In vorchristlicher Zeit soll die Behandlung der Irren, soweit das damals möglich war, eine ziemlich humane gewesen sein; erst nach dem Untergang der griechischen Kultur und nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches sei dies anders geworden. Die meisten Irren waren, wie das unwissende Volk annahm, »vom Teufel besessen«; viele endeten auf dem Scheiterhaufen oder in Gefängnissen oder verhungerten in den Wäldern, in die sie von ihren grausamen und egoistischen Angehörigen getrieben wurden, um die Last ihrer Pflege loszuwerden. Was Deutschland anbetrifft, so wurden die ersten Versuche, die Irren als Kranke in Anstalten unterzubringen, im Jahre 1544 in Eglingen und im Jahre 1600 in Frankfurt a. M. gemacht. Ein namhafter Umschwung in der Irrenpflege ist jedoch erst seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eingetreten, und zwar steht Frankfurt a. M. wiederum an erster Stelle. Viele Städte folgten darauf Frankfurts Beispiel. Zuerst richtete man größere Bauten, Schlösser und Klöster für die Irrenpflege ein, um dann nach gesammelter Erfahrung besondere Anstalten zu erbauen. Man kam nun zu Neubauten nach dem sogenannten Korridorsystem, bis dann das Verlangen nach einer Absonderung der Kranken zu dem Block- oder Pavillonsystem führte. Damit nahm man den Anstalten das Kasernen- und Gefängnismäßige.

Neuerdings werden wieder Vorschläge laut, die Geisteskranken in sogenannten Kolonien und in Privatpflege unterzubringen. Auch dieser Gedanke ist nicht neu. Schon im Jahre 1856 hat Dr. Snell, der Leiter der Irrenanstalt Eichberg, dieses System versucht. Er wurde nach Hildesheim berufen und hat dort ein Irrenheim neuer Art gegründet. Da keine geschlossenen Anstalten in der Nähe waren, fehlten die erforderlichen Einrichtungen für die Unterbringung rückfälliger Kranken. Deshalb wurde das Heim Allschiebitz gegründet, ein 300 Morgen umfassendes Rittergut, das vollständig durch Kranke bearbeitet wurde. Hier konnte man die Vorzüge der geschlossenen Anstalt mit denen der Kolonie vereinigen. Nach diesem Prinzip wurden dann später die meisten neuen Anstalten errichtet. Solchen Kolonien wurden die Geisteskranken nach einer gewissen Beobachtungszeit in der Zentralanstalt überwiesen, nachdem man sich überzeugt hatte, daß sie sich zur Unterbringung in diesen eigneten. Erst dann, nachdem er dort gewesen, wurde entschieden, ob man den Geisteskranken entlassen oder in Familienpflege geben solle. Die Vorzüge dieses Systems liegen klar zutage. Die Kranken selbst fühlen sich in der Familienpflege wohler, denn diese bildet ja die Brücke zurück zum Leben. Auch die eigene Familie nimmt die Kranken eher wieder auf, wenn sie sich in einer anderen Familie als ungefährlich bewährt haben.

Durch dieses System können auch ganz bedeutende Ersparnisse erzielt werden. So wird zum Beispiel berichtet, daß die Anstalt Achtspringe 600 Geisteskranke in Familien untergebracht und dadurch Ersparnisse von 3 Millionen Mark allein an Baukosten erzielt hat, abgesehen von den Kosten des Betriebs, des Pflegepersonals usw. Man siedelte Wärter in der Nähe der Anstalt an und erleichterte ihnen den Bau der Häuser durch Bauprämien. Sicher eignet sich die Bevölkerung nicht überall für die Familienpflege, aber bei ernstem Wollen kann manches erreicht werden, wie das Beispiel in der Heil- und Pflegeanstalt Waldbühl gezeigt hat. Die 40 Pflegestellen dauernd besetzen konnte.

Zweifellos hat auch dieses System seine Schattenseiten, doch bringt es eine Abkehr von der reinen Anstaltspflege, in die wir im Laufe der Jahre hineingeraten sind. Die Not der Zeit zwingt ja auch leider zum Abbau der Krankenhauspflege im allgemeinen, weil die Kosten hierfür kaum noch aufzubringen sind. Vor dem Kriege

waren die Bankosten gering, und auch die Pflegekosten hielten sich in verhältnismäßig niedrigen Grenzen, so daß die Irrenpflege in Deutschland nach und nach fast gänzlich auf die Unterbringung der Kranken in Heil- und Pflegeanstalten beschränkt wurde. Wie gewaltig sich aber die Pflegesätze geändert haben, ergibt sich schon daraus, daß in den meisten Landesheilanstalten die Pflegekosten jetzt 20 Mark pro Tag übersteigen gegen 2 Mark vor dem Kriege. Nicht selten kommt es vor, daß Geistesranke 20 bis 30 Jahre in einer Irrenanstalt verpflegt werden müssen. Für einen Privatmann, Arbeiter, Handwerker usw. ist es heute rein unmöglich, einen kranken Familienangehörigen auch nur in der dritten Pflegeklasse zu unterhalten. Die Pflegekosten würden pro Jahr zirka 7500 Mark betragen und schon in zehn Jahren (ohne Zins) die gewaltige Summe von 75 000 Mark erreichen. Auch den Gemeindeverbänden ist durch diese Teuerung eine Last entstanden, an die man früher nicht gedacht hat. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Krankenanstalten fast sämtlich weniger besetzt sind und auch die Krankenkassen Ausgaben von über 200 Mark pro Woche für jeden Krankenfall nicht länger ertragen können.

Ferner lag es, wie bei allen anderen Krankheiten, im Zuge der Zeit, die Anstaltspflege vorzuziehen, da hier ein besseres Erkennen der Krankheit, ausgedehnte ärztliche Kontrolle und humane Behandlung der Kranken gewährleistet war. Man darf aber nicht übersehen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders in den Großstädten, es mit sich brachten, daß viele Geistesranke nicht mehr in ihren Familien erhalten werden konnten, wie dies früher, vornehmlich auf dem flachen Lande, der Fall war.

Neue Vorschläge für die Irrenpflege macht Professor Dr. Raedeke von der Irrenanstalt zu Frankfurt am Main, der mit Recht auf die Bedeutung der Fürsorgestellen für Gemüts- und Nervenranke, die ja in den meisten Großstädten bereits vorhanden sind, hinweist. Durch einen zweckmäßigen Ausbau dieser Fürsorgestellen könnte die Irrenpflege wesentlich ergänzt werden, indem man diese Stellen unter spezialärztliche Leitung stellte. Dadurch könnte die Häufigkeit der Aufnahme in geschlossene Anstalten durch rechtzeitige Behandlung beginnender Geistesstörung und durch entsprechende Beratung der Angehörigen eingeschränkt werden. Nach Raedeke kommen hauptsächlich zwei Gruppen von Anstaltsinsassen in Frage. Erstens die als gemeingefährlich unter Mitwirkung der Polizei Eingewiesenen, deren frühzeitige Entlassung nach Abflauung anfänglicher Erregung oft nur an dem Widerspruch der Polizei gescheitert ist, die deren weitere Internierung aus Sicherheitsgründen verlangte. Hier könnte in geeigneten Fällen die Fürsorgestelle die Schutzaufsicht übernehmen, um die Bedenken der Polizei zu zerstreuen. Zweitens jene nicht zur selbständigen Lebensführung Fähigen, denen nicht gut situierte Angehörige zur Seite stehen, die bereit sind, die Verantwortung und Unbequemlichkeit der Verpflegung sowie die Beaufsichtigung zu übernehmen. Die Entlassung dieser Kranken war bisher fast eine Unmöglichkeit, da ein geeignetes Unterkommen meist nicht zu finden war. Auch hier mußte die Fürsorgestelle helfend eingreifen, sofern ihr die nötigen öffentlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sehr oft die Beratung der Angehörigen schon großen Wert gehabt und sie bewogen hat, den Versuch einer häuslichen Verpflegung zu wagen. Würde noch ein mäßiger Pflegezuschuß geleistet, der in gar keinem Verhältnis zu den hohen Anstaltskosten steht, so würde sich manche Familie eher auf häusliche Verpflegung einlassen. Die Fürsorgestellen müßten natürlich fortlaufend die Aufsicht und Kontrolle über die Kranken haben.

Diese neuen Formen der Familienpflege sind sicher zu beachten. Dadurch, daß man die eigene Familie mehr zur Pflege heranzieht, wird sicherlich die Gefahr der Ausnutzung der armen Kranken erheblich verringert und zudem das ganze Verfahren wesentlich verbilligt und vereinfacht, denn die Anstaltsleiter haben nach wie vor die Entscheidung in der Hand, müssen aber den Fürsorgestellen die Krankenakten zur Einsicht zustellen.

Nachdem während und nach dem Kriege die Zahl der Geisteskranken rasch zugenommen hatte, ist im letzten Jahre eine Abnahme der Geisteskranken eingetreten. Einen Einblick in allgemeinen großen Elend bietet ferner die Abnahme der Trunksuchtsfälle, die ja vielfach im Irrenhaus enden. Der Minister für Volkswohlfahrt hat aber in einem Erlaß vom 8. November 1920 betreffend Maßnahmen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs auf die Gefahr hingewiesen, die dadurch entsteht, daß nach Beendigung des Krieges wieder mehr Alkohol in den Handel kommt. Sind die Trunksuchtsfälle erfreulicherweise zurückgegangen, so steigerten sich hingegen wieder die Fälle von Geschlechtskrankheiten, die bekanntlich ebenfalls eine sehr große Anzahl Geisteskranker stellen. Der Kampf gegen diese tödliche Krankheit wird hoffentlich noch energischer als bisher aufgenommen, so daß auch hier vorgeht wird.

Literarische Rundschau

Edmund Fischer, Die Entwicklung der Gemeinwirtschaft in Sachsen. Veröffentlichungen der Sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, Heft 10. Dresden, Verlag von Zahn & Jaensch.

Bei der großen Bedeutung des Sozialisierungsproblems ist es von der größten Wichtigkeit, daß wir genau wissen, welche Ausdehnung die Gemeinwirtschaft heute bereits erreicht hat. In dem Buche des Genossen Fischer wird eine Übersicht über den Umfang und die Bedeutung des Besitzes von Staat, Gemeinden und gemeinnützigen Genossenschaften in Sachsen gegeben. Daß Staat und Gemeinde als Besitzer von Land und Betrieben der verschiedensten Art am Wirtschaftsleben beteiligt sind, ist ja nichts Neues. Der gegenwärtige Staatsbesitz rührt zum Teil schon aus früheren Jahrhunderten her. Das gilt besonders für die staatlichen Forsten. In Sachsen gehörten von 377 645 Hektar forstwirtschaftlich benutztem Boden 1918 100 989 dem Staat, also fast die Hälfte. Der staatliche Forstbesitz brachte dem sächsischen Staat vor dem Kriege etwa 11 Millionen Mark, im Jahre 1918 aber 21,2 Millionen Mark Überschuß ein. Nicht sehr bedeutend ist dagegen der Besitz des sächsischen Staates an landwirtschaftlich genutzten Grundstücken. Von einer landwirtschaftlich genutzten Fläche von 1 025 012 Hektar gehörten dem sächsischen Staat am 1. Oktober 1919 nur zwölf Kammergüter und zwei Leichwirtschaften mit zusammen 3556 Hektar. Die Kammergüter waren bis auf zwei verpachtet. Dazu kommen dann noch 5527 Hektar Kohlengrubenoberfläche und elf Güter mit ungefähr 1200 Hektar, die zu staatlichen Anstalten gehören. Alles in allem ist daher nicht mehr wie 1 Prozent des landwirtschaftlich genutzten Bodens im Besitz des Staates.

Die dem sächsischen Staat gehörende Meißener Porzellanmanufaktur ist weltbekannt. Sie hat in der Vergangenheit vielfach Zuschüsse erfordert. Für das Jahr 1920 wird ein Überschuß von 700 200 Mark erwartet. Bedeutend vermehrt hat in der neuesten Zeit der Staat seinen Besitz an Kohlenbergwerken. Von früher her besitzt der sächsische Staat nur ein Bergwerk, jetzt ist er von Gesetzes wegen nicht nur Besitzer aller unangebauten unterirdischen Kohlenlager, sondern der sächsische Staat hat auch durch den Ankauf von Aktien und Aktien eine Anzahl weiterer Steinkohlenbergwerke erworben, ferner gehören ihm mehrere Braunkohlenwerke mit 1565 Arbeitern und Angestellten.

Die Regelung der Elektrizitätsversorgung hat der sächsische Staat durch ein Gesetz von 1918 in großzügiger Weise in die Hand genommen. Der Bedarf des Landes an Elektrizität soll im wesentlichen von zwei Großkraftwerken erzeugt werden. Das eine von diesen Großkraftwerken ist das Elektrizitätswerk von Hirschfeld in der Oberlausitz, das jetzt eine Leistung von 25 000 Kilowatt aufweist und auf eine Leistungsfähigkeit von 85 000 Kilowatt gebracht werden soll. Außerdem soll ein zweites Kraftwerk im Westen Sachsens in der Nähe von Worna errichtet

werden. Der Leitung der elektrischen Werke ist ein Elektrizitätsrat beigegeben, dem Vertreter der Städte, Handelskammern, der Arbeiterschaft usw. angehören. Auch die übrigen staatlichen Betriebe sollen in Zukunft möglichst kaufmännisch verwaltet werden. Für die einzelnen Unternehmungen wird ein Verwaltungsrat gebildet, dem außer den Vertretern der Behörden und des Landtags auch Mitglieder der Angestellten- und Arbeiterräte angehören.

Diesen Darlegungen folgt dann eine Darstellung der wirtschaftlichen Tätigkeit der Gemeinden und der Genossenschaften. Insgesamt werden von Staat und Gemeinden in öffentlich-rechtlichen Unternehmungen, Veranstaltungen und in den Genossenschaften Sachsens nach Fischers Berechnung dauernd 196 850 Personen beschäftigt, die zusammen mit ihren Angehörigen einen Bevölkerungskreis von etwa 790 000 Köpfen und damit ungefähr den sechsten Teil der Bevölkerung Sachsens umfassen. Am Schlusse seines Buches stellt Fischer ein Sozialisierungsprogramm für Sachsen auf, in dem unter anderem die Verstaatlichung aller Stein- und Braunkohlengruben, die Verstaatlichung der großen Getreidemöhlen und Brotfabriken, eine planmäßige Regelung der Gasversorgung auf gemeindlicher Grundlage und die Einführung des Genossenschaftszwanges in der Landwirtschaft verlangt werden, alles Forderungen, denen jeder Sozialist zustimmen kann. Mit seiner fleißigen Arbeit hat Fischer ein sehr nützliches Werk geschaffen, und man kann nur wünschen, daß Untersuchungen über den Umfang der schon vorhandenen Gemeinwirtschaft, wie sie Fischer für Sachsen durchgeführt hat, auch für andere Teile Deutschlands in Angriff genommen werden. M a x S a c h s

J a k o b B o s s h a r t, Opfer. Novellen. Leipzig, H. Haessels Verlag. Preis gebettet 22 Mark, gebunden 28 Mark.

An dem voraussichtlich Bleibenden der heimatischen Dichtung unserer Tage dürfte die deutschschweizerische Erzählliteratur der Gegenwart einen hohen Anteil haben. Die Namen der Dichter Paul Jlg, Ernst Zahn, E. Roniger und Jakob Bosshart haben einen guten Klang. Der letztere ist vielleicht dem breiten Publikum bisher am wenigsten bekannt geworden. Und doch spinnen gerade seine zahlreichen Erzählungen die gute, festgewurzelte Art Gottfried Kellers am besten fort. Die Personen, die in ihnen auftreten, sind so recht dem Leben nachgebildet. Nachgebildet in einer schlichten, überzeugenden Art, ohne irgendeine verschörkelte Aufmachung, ohne ästhetisierendes Beiwerk und Puz. Was der Dichter in seinem neuen Buche zeichnet, sind Opfer — Lebensopfer. Menschliche Verhältnisse und Einrichtungen heißen ihren unerbittlichen Schicksals tribut an Glück, Freude und Schaffensmöglichkeit. Und ein Schicksal greift dabei in das andere, ein Opfer fordert das andere. »Die einen opfern die anderen... Wir sind entweder Opfer oder Opfernnde.« Die Art, in der der Dichter diese Lebensopfer schildert, ist eine künstlerisch meisterliche zu nennen. Im Aufbau und Ausmaß der jeweiligen Handlung herrscht durchweg eine so gewählte Beschränkung, wie sie sich nur der aufzuerlegen vermag, der seinen Stoff ganz genau auf alle seine Auswirkungen hin zu berechnen vermag. Niemals und nirgends verirrt sich die Sprache in Weisschweifigkeiten. Dem Gang des handelnden Geschehens ist immer so viel Spielraum gelassen, daß er niemals ermüdet, aber auch niemals die Konflikte so häuft, daß er ein Übermaß an Spannung erzeugt. Geruhsam, frei von jeder Hast, spinnen sich die Schilderungen ab, um eindrucksvoll in einem tiefen Ernst auszuklingen. Lichter eines verhältnismäßig lächelnden Humors sind, wo es irgend angeht, aufgestreut. Das rückt den Inhalt der Geschichten uns menschlich noch näher, als sie schon an und für sich stehen. Bücher von gleicher künstlerischer und menschlicher Gediegenheit sind in unseren Tagen selten geworden. Um so erfreulicher und erbebender wirkt es, einer solchen Gabe zu begegnen. Schon diese Tatsache macht den Band lesens- und empfehlenswert. L. L.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 13

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Schulprogramm und Schulpolitik. Von Dr. R. Lohmann.

Der Kampf in der britischen Kohlenindustrie. Von
M. Beer.

Der Bankrott des Bolschewismus. Von Heinr. Cunow.
(Schluß.)

Zum Strafgesetzentwurf. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Dr. Erich Witte, Die weltliche
Schule. Selbstregierung und Selbstverwaltung der
Schüler. ♦ Kurt Lewin, Die Sozialisierung des Taylor-
systems. ♦ Ernst Drahn, Marx-Bibliographie. ♦ John
Henry Mackay, Der Freiheitsfuchser. ♦ Walter Schenk,
Kampffugend. ♦ Sophus Bonde, Utavara.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Dankwort, P. W.**, Sibirien und seine wirtschaftliche Zukunft. Herausgegeben vom Osteuropainstitut Breslau. Leipzig, B. G. Teubner. 271 S. Geh. 12 M., geb. 15 M. und Teuerungszuschlag.
- Hartmann, Rudo Moriz**, Großdeutsch oder Kleindeutsch? Ein Appell von den schlecht unterrichteten Regierungen an die besser zu unterrichtenden Völker. Gotha, Friedrich Andr. Perthes. 32 S. Geh. 3 M.
- Lugan-Baranowsky, M.**, Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit. Aus dem Russischen von Dr. E. Hurwicz. Gotha, Fr. A. Perthes. 70 S. Kart. 6 M.
- Walther, A.**, Das Kulturproblem der Gegenwart. Gotha, Fr. A. Perthes. 43 S. Geh. 4 M.
- Wiechula, A.**, Siedlungen ohne Anzahlung und billigste Beschaffung von Lebensmitteln. Berlin-Friedenau, Kleinfarm-Gesellschaft. 165 S. 15 M.
- Wiener, O.**, Physik und Kulturentwicklung durch technische und wissenschaftliche Erweiterung der menschlichen Naturanlagen. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 118 S. Geh. 6 M., geb. M. 8.80 und Teuerungszuschlag.
- Zschimmer, G.**, Technik und Idealismus. Vortrag am 6. Juli 1920 veranstaltet durch den Allgemeinen Studentenausschuß der Technischen Hochschule München. Jena, Jenaer Volksbuchhandlung. 31 S. Geh. M. 2.50.
- *** **Bergan, Aufrufe zur geistigen Erneuerung.** Duisburg, Selbstverlag der Vereinigung sozialistischer Lehrer und Lehrerinnen. 245 S. Geh. 11 M.
- *** **Der Vertrag von Versailles.** Inhalt und Wirkung gemeinverständlich dargestellt von Dr. E. Rosenbaum. Universalbibliothek Nr. 6206. Leipzig, Ph. Reclam jun. 149 S. Geh. M. 1.50.
- *** **Deutschland, Südtirol und Italien.** Von einem Südtiroler Politiker. Bozen-Meran, Südtiroler Zeitungsverlag. 31 S.
- *** **Die Helden der Wiener Konferenz.** Mit Beiträgen von Lenin, Trotzki, Sinowjew u. a. Herausgegeben von der Kommunistischen Partei Österreichs. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 46 S.
- *** **Protokoll des fünfundzwanzigsten Internationalen Bergarbeiterkongresses.** Verlag: Generalsekretariat des Internationalen Bergarbeiterbundes, Sitz London. 135 S.

♦ Verlag von J. H. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart ♦

Sieben ist erschienen:

Rasse und Judentum

Von Karl Rautsky

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage

Preis 8 Mark

Rautsky wendet sich in seiner jetzt vorliegenden Schrift ganz besonders gegen die Rassentheorie in Verbindung mit dem Antisemitismus. Er schreibt darüber in seiner Vorrede: „Das Proletariat aller Länder den nationalistischen Schlagworten gegenüber kritisch zu stimmen, es gegen sie immun zu machen, es zu befähigen, die Internationalität aus einem unklar empfundenen Gefühl zu einer klar erkannten Idee zu erheben, gehört zu den dringendsten Aufgaben der Zeit. Möge es meiner Schrift gelingen, zu ihrer Lösung beizutragen.“

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 5

Ausgegeben am 29. April 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Schulprogramm und Schulpolitik

Von Dr. Richard Lohmann

Der Sozialist verlangt von der Geschichtsforschung nicht, daß sie ihm sage, wie es gewesen, sondern wie es geworden sei. Mit diesem Gedanken schloß Ludo Hartmann seine tiefschürfenden Ausführungen über Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung auf dem Dresdener Kulturtage. Der Satz, in die Zukunft überseht, ergibt die oberste Maxime für die Aufstellung sozialistischer Programme: Wir wollen nicht sagen, wie es sein wird, sondern wie es werden wird. Wir konstruieren nicht mehr kindlich-utopistische »Ziele«, zu denen wir die Entwicklung hinlenken wollen, sondern wir studieren die Entwicklung selber, untersuchen, welchen Zielen sie aus sich heraus zustrebt, welche Tendenzen in ihr liegen, aus ihr sichtbar werden und darum als geschichtliche Forderungen formuliert werden können. Ein sozialdemokratisches Gesamt- oder Teilprogramm, das darüber hinausgeht, wäre ebenso unsocialistisch wie ein Programm, das nicht von der Entwicklung selber ausginge.

Auch das Kulturprogramm der Sozialdemokratie muß aus diesem Geiste geboren werden. Es läßt sich nicht als etwas Selbständiges neben dem allgemeinen und wirtschaftlichen Programm errichten; man kann keine kulturellen Zielforderungen aufstellen ohne Berücksichtigung der ökonomischen und politischen Tendenzen unserer Zeit. Die Abkapselung des kulturellen Oberbaus von der ökonomischen Basis, diese schlimmste Sünde wider den Geist des wissenschaftlichen Sozialismus, sollte heute unter Sozialisten eigentlich nicht einmal mehr gedacht werden können. Sie ist aber leider eine ganz gewöhnliche Erscheinung unter all den vielen, die sich berufen fühlen, heute über sozialistische Schulforderungen zu reden und zu schreiben, und die sich wunder wie prinzipientreu dünken, wenn sie von der Wolkenburg ihres Kultursozialismus aus den Bannstrahl gegen »unsocialistische«, »kleinbürgerliche«, das heißt geschichtlich orientierte Schulforderungen schleudern.

Wir haben ein ganzes Heer sozialistischer Schulprogrammatiker, aber wir haben herzlich wenig Schulpolitiker. Das hängt mit dem eben Gesagten zusammen. Es ist aus der Mode gekommen, das Schulprogramm aus der geschichtlichen Entwicklung abzuleiten, zu zeigen, an welchen Stellen der Umschlag des Alten in das Neue sich vorbereitet oder bereits begonnen hat. Und man kann es diesen Schulprogrammatikern nachfühlen, daß sie es als herzlich unmodern empfinden, wenn etwa Heinrich Schulz seiner »Schulreform der Sozialdemokratie« eine 30 Seiten lange Entwicklung des Schulwesens der Gegenwart vorausschickt. So viel Seiten braucht man doch heutzutage grundsätzlich nur, um das »gesamte« Kulturprogramm der Sozialdemokratie zu entwickeln — unbelastet allerdings von der Erdschwere historischer Begebenheiten. Von solcher Art Programm gilt das Urteil, das

Heinrich Schulz in jener eben erwähnten Einleitung über pädagogische Utopien fällt:

»Von einer völligen Umgestaltung der Erziehung erhofften sie das Wunder der Erneuerung der Gesellschaft oder doch deren wesentlichste Vorbedingung. . . . Es waren geistreiche Gedanken und gemütvollste Phantasien, deren Urheber aus Unmut über die unvollkommene Wirklichkeit den Blick abwandten von der Wirklichkeit, aber sie machten keinen Versuch, oder der Versuch mißlang ihnen, die unbequemen harten Sachen des Raumes zu zwingen.«

An die Spitze jedes Kulturprogramms gehört nicht nur die Antithese: neue Schule, Schule der Zukunft, sondern der Nachweis, daß diese Antithese sich mit zwingender geschichtlicher Notwendigkeit aus der These, der Klassen- und Kastenschule, entwickelt, weil eine Schule nicht auf die Dauer ohne Zusammenhang mit den schöpferisch gestaltenden Kräften des Lebens der Gegenwart bestehen kann. Nur wenn wir die Frage so, das heißt historisch anpacken, kommen wir über die reine Antithese, über die nur programmatische Forderung hinaus, finden wir die Brücke, die vom Programm zur Politik führt. Wenn ich die voraussetzliche Entwicklung sehe, kann ich versuchen, sie im Sinne ihrer Tendenz zu beeinflussen. Wenn ich nur das Ziel sehe und zwischen Gegenwart und Zukunft jenen Sprung empfinde, dem es wohl im freien Reiche der Gedanken, aber niemals in der Natur oder in der Geschichte gibt, so stehe ich hilflos als Politiker da und muß mir und anderen mit dem Traumbild der »Schulrevolution« Mut machen, jener Schulrevolution, die doch nur eine Gedankenkonstruktion ist, die den Mangel an entwicklungsgeschichtlichem Denken verbergen soll.

Göthe (Hamburg) hat eine andere geschichtliche Fundamentierung des Kulturprogramms versucht, indem er nicht von dem Erziehungsmittel, der Schule, sondern von dem Erziehungsziel, dem Menschen, ausging und die historische Tendenz in der Entwicklung des idealen Typus der Persönlichkeit nachzuweisen versuchte: adliger Mensch, bürgerlicher Mensch, sozialer Mensch. Von dieser Seite aus kommt man wohl zu einer geschichtlich begründeten Formulierung des Erziehungsziels: Persönlichkeit auf dem Boden der Gemeinschaft, aber man kann auch von hier aus das Erziehungsmittel nur konstruieren, nicht selbst geschichtlich ableiten.

Eine wirklich historisch gedachte Ableitung des Schulideals geben die Gedankenreihen, die in Hamburg zu dem Versuch der sogenannten »Gemeinschaftsschulen« geführt haben und die unter anderem auch Paulsen in seinem vielerörterten ersten Aufruf als Berliner Stadtschulrat zu den seinen macht. Hier steht man das Charakteristische der hinter uns liegenden Kulturrepoche in der bewußten Absonderung, in der Trennung nach Besitz, Geburt, Geschlecht, Weltanschauung, Bildung. Man erkennt in unserer Übergangszeit das Bestreben nach einer Vereinigung der Gegensätze und folgert daraus, daß die geschichtliche Entwicklung der Schule zur Gemeinsamkeit, zur Gemeinschaft tendiert. Ähnlich läßt sich geschichtlich die Forderung der Einbeziehung der Arbeit, die Befreiung von der einseitig-intellektualistischen Erziehung ableiten, aber nicht so — das muß nachdrücklichst betont werden — einer der Kernsätze im Hamburger Schulprogramm: »Die Schule sei der Weg des Kindes zu sich selbst«, das heißt die Ablehnung nicht nur eines festgelegten Weges der Erziehung, sondern auch die Ablehnung

eines außerhalb der kindlichen Anlagen liegenden Erziehungsziels. Das Erziehungsziel: »Erziehung zu dir selbst« steht in Widerspruch mit dem unter anderem von Göthe geschichtlich abgeleiteten Ziele der Erziehung zum sozialen Menschen, das übrigens auch die Hamburger Thesen übernahmen, ohne sich des Widerspruchs bewußt zu werden, der nur durch eine Einschränkung des ersten Zieles im Sinne der oben gegebenen Formulierung gelöst werden kann.

Hamburg hat nun den Versuch gemacht, solche »Gemeinschaftsschulen« vom Programm auf den Boden der Wirklichkeit zu übertragen, und andere Städte werden zweifellos folgen. Ein lobenswertes Beginnen — wenn man nicht zugleich in denjenigen Kreisen sozialistischer Schulreformer, die von keiner Blässe geschichtlichen Denkens angekränkt sind, den Ruf nach »allgemeiner Schaffung« von Gemeinschaftsschulen, nach »möglichst vielen« Gemeinschaftsschulen erhöhe. Das ist natürlich so unsozialistisch wie nur irgend denkbar und steht auch durchaus in schroffem Gegensatz zu dem, was die Hamburger mit ihren Gemeinschaftsschulen wollten.

Eine Schule, die die oben skizzierten Gedanken gleichsam in Reinkultur verwirklicht, hat eine Zeit und Eltern, Kinder und Lehrer zur Voraussetzung, die diese Gedanken selbst in sich zur Reife gebracht haben. Es kann nichts Sinnloseres geben, als die allgemeine Volksschule fertig auf Prinzipien aufbauen zu wollen, zu denen Zeit und Volk sich erst hinentwickeln. Gemeinschaftsschulen wie die Hamburger können nur da als vereinzelte Versuchsschulen eingeführt werden, wo sich ein Kreis von Eltern und Lehrern findet, die in ihrer gesamten inneren Einstellung ihrer Zeit und der Allgemeinheit um Generationen voraus sind. Wo diese Vorbedingungen nicht gegeben sind, ist der Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Denn solche Gemeinschaftsschulen sind Zukunftsschulen im tiefsten Sinne des Wortes. Die Gegenwartsschule kann sich allgemein nur auf den Voraussetzungen aufbauen, die durch die ökonomische, politische und kulturelle Entwicklung bis heute gegeben sind. Und das Ziel unserer Schulpolitik kann nur darin bestehen, aus der Vergangenheitschule eine solche Gegenwartsschule in möglichst hoher Vollendung zu machen.

Wenn wir so viele Schulprogrammatiker und so wenig Schulpolitiker unter den Sozialisten haben, so liegt dies eben daran, daß sie über die Begrenztheit des Menschen durch die nur allmählich reisenden geschichtlichen Tendenzen, über die Fesselung des vorausschauenden Politikers oder Theoretikers an den tatsächlichen Reifegrad der allgemeinen Entwicklung und an die darauf basierenden politischen Machtverhältnisse mit lässiger Handbewegung hinweggehen. Politik ist die Kunst, Programme unter Würdigung der Machtverhältnisse zu verwirklichen. Selbst der glühendste Optimist wird nicht glauben, daß die Gesamtheit unseres Volkes sich ökonomisch und kulturell in einem Menschenalter so weit in der Richtung zum Sozialismus entwickeln wird, um eine Gemeinschafts-, Einheits- und Arbeitsschule in unserem Sinne zur allgemeinen deutschen Volksschule werden zu lassen. Auch eine kommunistische Diktatur könnte eine solche Schule vielleicht äußerlich dekretieren, aber niemals die innere Beziehung zwischen ihr und der geschichtlichen Entwicklung herstellen. Die Gewalt ist ein schlechter Geburtshelfer bei kulturellen Neuschöpfungen. Der neue Geist läßt sich ebensowenig wie eine neue Wirtschaftsordnung mit der Zange an das Licht der Welt bringen.

Also bleibt uns auch in der Schulpolitik nichts anderes übrig als das, was man in unserer schlagwortlüsternen Zeit das »Kompromiß« zu nennen pflegt, was man viel schöner und viel treffender bezeichnen könnte als *Abstimmung des Programms auf den Reifegrad der geschichtlichen Entwicklung*. Denn dieser Reifegrad spiegelt sich ja, wie gesagt, in den politischen Machtverhältnissen wider.

Für die nächsten schulpolitischen Entscheidungen haben wir besonders an zwei Punkten mit der noch rückständigen Entwicklung in unserem Volke zu rechnen, durch die die Vereinheitlichung unseres Schulwesens in vertikaler wie in horizontaler Richtung vorläufig gehindert wird. Die kirchlich-konfessionelle Einstellung der Mehrheit unseres Volkes macht die Weltlichkeit des gesamten Schulwesens unmöglich, die kapitalistische Orientierung der Mehrheit verhindert die Einbeziehung der bisherigen höheren Schulen in eine wirkliche Einheitschule.

In beiden Fragen haben wir es sicherlich bei einem großen Teil der jetzt noch vorhandenen, uns entgegenstehenden Mehrheit nicht mehr mit einer aktiven Gegnerschaft zu tun, sondern nur noch mit dem passiven Hang an der Tradition, in dem sich das Gesetz der Trägheit in der Geschichte manifestiert. Wir dürfen also mit einer Änderung der Mehrheits- und damit der politischen Machtverhältnisse in absehbarer Zeit rechnen. Die Frage ist nur die, ob wir mit der Umstellung der Schule aus ihrem jetzigen Zustand, der etwa der allgemeinen Entwicklung vor anderthalb bis zwei Menschenaltern entspricht, bis dahin, das heißt noch zwei bis drei weitere Generationen (oder mehr) warten wollen und dürfen, oder ob wir besser dabei fahren, wenn wir die Schule schon jetzt, dann aber natürlich auf den augenblicklich vorhandenen Grad der Entwicklungsreise einstellen. Ein Drittes, das Wahnbild der Nur-Programmatiker, gibt es in der geschichtlichen und politischen Wirklichkeit nicht. Der Kulturpolitiker, der bestrebt ist, die Dinge möglichst schnell der inzwischen vollzogenen Entwicklung anzupassen und damit die Entwicklung selbst wieder vorwärtszutreiben, wird sich natürlich für die zweite Möglichkeit entscheiden. Das bedeutet für die Frage der Weltlichkeit der Schule, daß wir uns mit dem Bestehen von konfessionellen Schulen auch noch weiterhin abfinden müssen. Es bedeutet aber ein nicht minder unwillkommenes Kompromiß auch in der Gestaltung der weltlichen Schule selbst. Die weltliche Schule, die wir erstreben, ist ganz gewiß Gemeinschaftsschule auch in dem Sinne, daß sie keinerlei dogmatisch gebundene Weltanschauung vermitteln will. Aber sie ist doch Weltanschauungsschule in dem Sinne, daß sie »von dem neuen Geiste der Gemeinschaftsethik und Gemeinschaftskultur beseelt ist« (Dresdener Resolution). Eine solche Schule werden wir zunächst nur dort bauen können, wo sie in einen ausgesprochenen Gegensatz zur konfessionellen Schule trifft, wo wir also mit einer homogenen sozialistischen Schulgemeinschaft, ausschließlich mit sozialistischen Eltern und Lehrern rechnen dürfen und müssen. Es bliebe in anderen Worten auf eine Entwicklung der Schule in der Richtung zur weltlichen überhaupt verzichten, wenn man sich hier zunächst nicht mit einer Art Simultanschule ohne Religionsunterricht, unter Umständen sogar einer Simultanschule mit Religionsunterricht als dem kleineren Übel gegenüber einer konfessionellen Zersplitterung abfinden wollte, um so auf dem Wege über die Einheitlichkeit zur Weltlichkeit, über eine »neutrale« Schule zur Schule einer neuen Kultur zu kommen.

In der Frage der horizontalen Zerklüftung unseres Schulwesens liegen die Dinge nicht minder schwierig. Auch der »Abbau« der »höheren« Schule, den kommunistische Schulreformer von heute auf morgen fordern, wird entsprechend der ökonomischen Entwicklung noch ein Menschenalter und vielleicht mehr in Anspruch nehmen. Eine in Klassen gespaltene Gesellschaft kann nicht eine klassenlose Schule bauen. Vor dieser Tatsache sollte ein Sozialist — auch wenn er zufällig Schulprogrammatiker ist — nicht die Augen zukneifen. Und nur wenn wir diesen Satz bedingungslos anerkennen, werden wir jene praktische Schulpolitik treiben können, die sich nicht wegen des Unmöglichen das Mögliche verbaut. Das Mögliche aber ergibt sich wieder aus einer Betrachtung der ökonomischen Entwicklung. Denn diese ist tatsächlich bereits über die unüberbrückbare Zweiteilung, die in unserem Schulwesen noch steckt, hinausgewachsen, der Bildungsbegriff, der der Schule von gestern zugrunde liegt, entspricht nicht einmal der Entwicklung des Kapitalismus bis zur Revolution. So wenig wir also die Zweiteilung der Schule an sich in einem Staate mit bürgerlicher, kapitalistischer denkender Mehrheit beseitigen können, so kräftig können wir an der Umstellung des Bildungsbegriffs wie an der Überbrückung der Kluft zwischen den beiden Schularten arbeiten. Denn hierfür ist die allgemeine Entwicklung reif. Die gemeinsame Grundschule wie die neue organisatorische Form der Aufbauschule, mag sie auch zunächst noch in, dieser Zeit einer starren Wirtschaftsform auch als starre Schulform auftreten, liegen fraglos auf diesem Wege. Und nur unpolitische Programmatiker werden sie als Halbheit bekämpfen, statt sie als Mittel zur allmählichen Zerlegung der selbständigen neunstufigen Klassenschule willkommen zu heißen.

Die beiden hier kurz gestreiften Fragen sind selbstverständlich nicht die einzigen, die in der praktischen Schulpolitik des Reiches, der Länder und der Gemeinden demnächst zu einer vorläufigen Lösung gebracht werden müssen. Es sollte ja an diesen Beispielen nur kurz erläutert werden, daß die auch von sozialistischen Schulprogrammatikern gepredigte grundsätzliche Trennung von Zielforderungen und Übergangsforderungen unmöglich und überdies unsocialistisch ist. Auch sogenannte Zielforderungen können, wenn sie wirklich aus sozialistischem Geiste heraus, das heißt aus der Tendenz der geschichtlichen Entwicklung heraus aufgestellt werden, nicht für Ewigkeiten, sondern nur auf Zeit formuliert werden. Zwischen dem Programm schlecht- hin und zwischen dem sogenannten Aktionsprogramm besteht also kein qualitativer, sondern — wenn der Ausdruck erlaubt ist — nur ein zeitlich-quantitativer Unterschied. Und hier liegt die Brücke, die vom Programm zur Politik hinüberführt. Der Schulpolitiker sieht die Einzelforderung nicht als ein Fertiges, das plötzlich einmal realisiert werden könnte, sondern als ein allmählich Werdenendes, als eine Kette von Etappen in der kulturellen Weiterentwicklung; er ist sich dessen bewußt, daß keine einzige dieser Etappen, auch nicht die augenblicklich als letzte erkennbare, in Wirklichkeit die letzte sein wird, daß auch sie vielleicht schon einer nahen Generation wieder als die erste erscheinen wird, als jener bescheidene, von den Nur-Programmatikern so spöttisch belächelte »kleine Schritt« zu einem fernen Ziele. Diese geschichtliche Erkenntnis lehrt ihn den Wert auch des kleinsten Schrittes achten, sie gibt ihm den Mut, diesen einen Schritt zu tun, wenn ihm die politischen Verhältnisse den zweiten Schritt zurzeit verbieten. Und gerade deshalb ist

eine solche Schulpolitik der nächsten Möglichkeiten ungleich programmatischer, als es uns ein ungeschichtlicher Programmradikalismus glauben machen möchte: sie glaubt nicht an eine Schule, die sein wird, sondern an eine Schule, die werden wird.

Der Kampf in der britischen Kohlenindustrie

Von M. Beer

Der Bergarbeiterverband Großbritanniens steht seit 1910 an der Spitze der britischen Arbeiterbewegung. Ziffernmäßig die stärkste wirtschaftliche Organisation des Königreichs, enthält sie auch eine erhebliche Anzahl vorgeschrittener Führer, insbesondere in Südwales und in Schottland, und hatte bis zu Ende vorigen Jahres in dem Schotten Robert Smillie einen tüchtigen Vorsitzenden, der seine ganze Kraft und folgerichtige sozialistische Überzeugung in ihren Dienst stellte. Vorbei waren die Zeiten, wo die Bergarbeitervertreter im Unterhaus gegen gesetzlichen Arbeiterschutz stimmten und die sozialpolitische Erziehung der britischen Arbeiterbewegung hemmten. Fast vergessen sind bereits die Burt, Pickard, Fenwick und Wilson: die treuen Knappen Gladstones, Asquiths und Campbell-Bannermans. Die Generation, die seit der im Jahre 1900 erfolgten Gründung der Arbeiterpartei heranwuchs, kam mit neuen Gedanken und Empfindungen und fand die Führer, die der neuen sozialwirtschaftlichen Formation entsprachen, wenn auch die alten noch nicht beseitigt werden konnten. Bei den Parlamentswahlen 1906 betrachteten sich noch die meisten älteren Bergarbeiterkandidaten als zur Liberalen Partei gehörig und trafen nach ihrer Wahl in die liberale Fraktion ein; sie wurden jedoch von ihren Organisationen bald gezwungen, sich der Arbeiterfraktion anzuschließen. Selbstredend konnten liberale Arbeiterführer nicht über Nacht ihre Überzeugung wechseln und treue Anhänger der selbständigen politischen Aktion des Proletariats werden; der Umschwung verfehlte jedoch nicht, eine erzieherische Wirkung auf die Arbeiterbewegung auszuüben und die Solidarität zu fördern.

Dieser Wirkung ist es zuzuschreiben, daß der Bergarbeiterverband im Frühjahr 1912 den Versuch machte, die Lohnverhältnisse der Bergleute zu verbessern und in einen Generalstreik für die Festsetzung von Mindestlöhnen einzutreten. Der Kampf war der bis dahin umfassendste und opferreichste in der Geschichte der britischen Arbeiterbewegung. Über eine Million Personen feierten fünf Wochen lang; zähe und treu kämpften die Massen Schulter an Schulter, ohne jedoch ihr unmittelbares Ziel zu erreichen. Eine der Folgen dieses Streiks war die Anbahnung eines Zusammengehens mit den Eisenbahnern und Transportarbeitern, da diese Arbeiterschichten vom Kohlenstreik in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Der Mangel an Brennstoffen legte das Verkehrswesen lahm und zwang dessen Arbeiter zum Feiern. Das war der Ursprung des von Robert Smillie angebahnten Dreierbandes der Bergleute, Eisenbahner und Transportarbeiter. Ehe sich jedoch der Dreiverband feste Grundlagen für das Zusammenwirken schaffen konnte, brach der Weltkrieg aus, der das ganze Proletariat vor neue Probleme stellte und außerdem tiefgreifende Veränderungen in der Kohlenindustrie und in der Eisenbahnverwaltung hervorrief.

Angeßichts der Wichtigkeit der Brennstoffe für Flotte, Handelsmarine, Arsenale und Munitionsfabriken begann die britische Regierung bald nach Kriegsausbruch, die Kohlenzufuhr staatlich zu regulieren. Mit dem wachsenden Umfang der Rüstungsindustrie und den immer dringender gewordenen Hilferufen ihrer Verbündeten (Frankreich, Italien und Rußland) sah sich die britische Regierung veranlaßt, in der Kohlenindustrie die Zwangswirtschaft einzuführen und schließlich die Kohlenbergwerke unter ihre direkte Verwaltung zu stellen. Ein Kohlenkontrollamt, unterstützt von paritätischen Ausschüssen, wurde geschaffen, das die Kohlenausfuhr leitete, die Inlandspreise festsetzte, den Zechenbesitzern einen Gesamtprofit zusicherte und in die Lohnverhältnisse regulierend eingriff.

Der Kohlenausfuhrpreis wurde auf rund 5 Pfund Sterling für die Tonne festgesetzt; der inländische Großhandelspreis ab Grube durfte in der Regel um nicht mehr als 4 Schilling über den Friedenspreis gesteigert werden. Den Zechenbesitzern wurden viel höhere Profite garantiert, als sie in den vorausgegangenen Friedensjahren erzielt hatten. Auch die Löhne der Bergleute stiegen, aber keineswegs in dem Maße wie die Lebensmittelpreise.

In den Jahren 1917 bis Ende 1920 war das Kohlegeschäft im blühenden Zustand. Die hohen Auslandspreise ergaben enorme Profite: Großbritanniens Verbündete sowie die Neutralen, die durch die Blockade Deutschlands immer mehr auf britische Kohle angewiesen waren, zahlten Tribut an das Londoner Kohlenkontrollamt, das die Überschüsse dem britischen Schatzamt und den Unternehmern zuwies, während die inländischen Kohlenverbraucher und die Arbeiter leer ausgingen.

Die Zechenbesitzer, die im Jahresdurchschnitt 1909 bis 1913 einen Gesamtprofit von rund 19 Millionen Pfund Sterling (wovon 6 Millionen auf Bergregale an die Grundherren abgingen) bezogen hatten, erhielten seit 1917 einen garantierten *M i n d e s t p r o f i t* von 26 Millionen, ausschließlich des Gewinns an Koks und den Nebenprodukten. Der Löwenanteil fiel jedoch dem Staate zu: im Jahre 1920 belief sich der Profit des Staates am Kohlegeschäft auf mehr als 80 Millionen Pfund Sterling, wovon der größte Teil von den ausländischen Kohlenverbrauchern aufgebracht worden war.

Für Großbritannien hatte die staatliche Kohlenkontrolle (im Englischen bedeutet »control« nicht nur Aufsicht, sondern auch Beherrschung) die sozialökonomische Wirkung, daß sie eine gleichmäßige Verteilung der Profite unter die verschiedenen Zechenbesitzer ermöglichte: die günstigsten und ungünstigsten Zechen erhielten im Verhältnis zu den in ihnen angelegten Kapitalien eine gleiche Profitrate. Die staatliche Kontrolle ermöglichte eine Verschmelzung der Einzelmehrwertraten (»Profit Pool«) und förderte die Tendenz zur Zahlung einer einheitlichen Lohnrate. Die verschiedenen Zechenbesitzer wurden als eine einzige Aktiengesellschaft betrachtet, die etwa eine Million Personen in Lohnarbeit beschäftigte. Dieser sozialökonomische Umstand wurde von den vorgeschrittenen Bergarbeiterführern als eine günstige Vorbedingung für die Sozialisierung des Bergbaus betrachtet. Sie bemühten sich deshalb, die staatliche Kohlenkontrolle aufrechtzuerhalten. Seit 1917 begann die Kriegsverschöpfung abzunehmen, die britische Arbeiterbewegung wandte sich nach und nach sozialökonomischen Problemen zu und nahm die Gedankensäden auf, die der Kriegsausbruch zerrissen hatte. Die Hauptfrage war nun: Wie soll

sich der wirtschaftliche Wiederaufbau nach dem Kriege vollziehen? Auf Grundlage der Privatwirtschaft oder der Gemeinwirtschaft? Auf ihrem Kongreß im Februar 1918 entschied sich die Arbeiterpartei im Prinzip für die Gemeinwirtschaft und nahm in diesem Sinne eine Änderung ihrer Satzungen vor.

Ein Jahr später trat der Bergarbeiterverband in einen Kampf für die Sozialisierung der Kohlenindustrie ein. Unter dem Eindruck der russischen und deutschen Revolution gelang es den Pionieren der britischen Arbeiterbewegung, die Bergleute für einen sozialrevolutionären Generalstreik zu gewinnen. Die Gefahr eines allgemeinen Kampfes aber brannte Lloyd George auf den Nägeln, und er versprach daher den Bergleuten, eine Untersuchungskommission einzusetzen und deren Entscheid über die Sozialisierungsfrage als endgültig zu betrachten. Die Kommission tagte unter dem Vorsitz des Richters Sankey im Februar und März 1919 und gestaltete sich zu einem theoretischen Siege des Sozialisierungsgedankens. Inzwischen war jedoch die Klassenkampfspannung gewichen, und Lloyd George konnte die Bergleute mit einer Lohnerhöhung von 10 Schilling die Woche und mit der Verlängerung der Kohlenkontrolle bis Ende August 1920 abfinden.

Der erschlissene Friede befriedigte jedoch weder die Bergleute noch die Zechenbesitzer. Letztere verlangten eine Aufhebung der Zwangswirtschaft (Decontrol), um die Inlandspreise steigern zu können, denn auf hohe Exportpreise war — nach Einschränkung der Kriegsindustrien — nicht mehr zu rechnen, während die Arbeiter nach Mitteln suchten, die öffentliche Meinung für die Sozialisierung der Kohlenindustrie zu gewinnen. Im Sommer 1920 kam es deshalb zu einem Konflikt zwischen Zechenbesitzern und Bergleuten. Im Herbst stellten die Bergleute die Forderung an die Regierung, den Inlandskohlenpreis um 14 Schilling herabzusetzen und den Schichtlohn um 2 Schilling zu erhöhen, damit der Ertragsprofit, der aus der Kohlenkontrolle floß, auch den Verbrauchern und den Arbeitern zugute käme. Dagegen verlangten die Unternehmer: Aufhebung der Zwangswirtschaft, um die Inlandspreise steigern zu können, sowie Hebung der Kohlenproduktion als unerläßliche Vorbedingung für eine Lohnerhöhung, denn seit 1917 zeigte die Kohlenförderung eine starke Tendenz zum Sinken. Im Oktober 1920 brach infolgedessen ein Streik aus, der nach einigen Wochen mit einem Ausgleich endete, der Lohnerhöhung und Produktionssteigerung miteinander verknüpfte und der die Zechenbesitzer und die Bergleute verpflichtete, bis Ende März 1921 der Regierung einen Plan vorzulegen für die Regulierung der Löhne und Profite auf nationaler Grundlage, das heißt: die Errichtung eines allgemeinen einheitlichen Lohnnamens für sämtliche Reviere und Verschmelzung der Profite für die ganze Kohlenindustrie.

Die Monate, in welchen sich dieser Konflikt abspielte, brachten zugleich die Wendung von der Wirtschaftsblüte zur Krise. In den letzten Wochen des Jahres 1920 wuchs die Arbeitslosigkeit sprunghaft, der Außenhandel nahm ab, das Unternehmertum griff zu Lohnherabsetzungen. Die Krise traf die Kohlenindustrie besonders hart, da sie in wachsendem Maße die Folgen des Spaa-Abkommens zu verspüren bekam. Die britische Kohlenausfuhr nach Frankreich, Italien und Holland hörte auf, da der enorme deutsche Kohlen tribut an Frankreich, Italien und Belgien (das die deutsche Kohle an Holland verkauft) die britische Kohle verdrängte

und die allgemeine Wirtschaftskrisis überall eine Betriebseinschränkung bewirkte. Eine ähnliche Wirkung auf die britische Schiffsbauindustrie hatte die Auslieferung der deutschen Schiffe an Großbritannien: eine Anzahl britischer Werften wurde stillgelegt.

Der Versailler Vertrag erwies sich für das britische Proletariat als ein Danaergeschenk. Mehr als alle moralischen und politischen Beweisführungen der britischen Friedensfreunde gegen Versailles wirkten auf die britischen Arbeiter die Lohnherabsetzungen, die Kurzarbeit und die Beschäftigungslosigkeit, die ihre Ursachen haben in der Verarmung und Ausraubung Mitteleuropas durch die Entente sowie in der Zerstörung Irlands durch die für »Freiheit, Recht und Demokratie« kämpfende Lloyd-George-Regierung. Die sozialistischen Schriftsteller, insbesondere Norman Angell und H. R. Brailsford, verloren keine Zeit und keine Gelegenheit, das britische Proletariat auf diese Zusammenhänge aufmerksam zu machen und ihm klipp und klar zu sagen, daß — abgesehen vom Sozialismus — die unmittelbare Hilfe einzig und allein in der gründlichen Revision des Versailler Vertrags liege und daß jeder Streik, jeder Arbeiterkampf diesem diplomatischen Instrument zu gelten habe. In den Versammlungen der britischen Bergleute und Hafenarbeiter konnte man hören, daß die Propaganda Angells und Brailsfords nicht vergeblich war. Überall zeigte sich bei den Massen seit Anfang 1921 eine Radikalisierung der Ansichten, die Lloyd George erschreckte und ihn bald veranlaßte, Gegenminen zu legen.

Im März fanden vier parlamentarische Ersatzwahlen statt, von denen drei zugunsten der Arbeiterpartei ausfielen und eine (in Woolwich) nur deshalb verlorenging, weil der Arbeiterkandidat J. R. Mac Donald als Sekretär der Zweiten Internationale einem Teil der Arsenalarbeiter von Woolwich nicht radikal genug war. Ende März betrieb Lloyd George eine heftige Agitation gegen die Arbeiterpartei. Er wies darauf hin, daß auf Grund der Nachwahlergebnisse seit Anfang 1919 die Arbeiterpartei nur noch 4 Prozent Stimmen brauchte, um an die Regierung zu gelangen. Und die Arbeiterpartei sei nicht mehr so vernünftig wie früher, sondern habe sich dem Marxismus ergeben. Ein Wahlsieg der Arbeiterpartei würde deshalb die soziale Revolution bedeuten.

Schlimmer als seine Reden waren seine Taten; denn gleichzeitig legte er dem Parlament eine Vorlage betreffend »Decontrol« vor, die gegen die Stimmen der Arbeiterfraktion angenommen wurde. Und anstatt am 31. März einen Plan für ein nationales Lohnamt und eine Verschmelzung der Profitrate vorzulegen, kündigten die Unternehmer sämtliche Tarifverträge zu jenem Datum und stellten für die etwaige Erneuerung von Tarifverträgen folgende Forderungen: Einwilligung in die Herabsetzung der Bergarbeiterlöhne um 25 bis 49 Prozent; Entlohnung nach Distrikten und nicht nach einheitlichen nationalen Grundätzen.

Schlag folgte also auf Schlag: Aufhebung der Zwangswirtschaft (oder Preiserhöhung), Lohnherabsetzung und Zersplitterung der organisatorischen Einheit des Bergarbeiterverbandes und der Kohlenindustrie durch die alte Rivalität zwischen den verschiedenen Kohlendistrikten.

Der Hauptangriff der Regierung und der Unternehmer auf den Bergarbeiterverband galt dem Vorkämpfer des britischen Proletariats: die Kraft des Bergarbeiterverbandes gebrochen — denken sie —, so wird es leicht sein,

alle anderen Organisationen und mit ihnen die Arbeiterpartei an die Wand zu drücken. In Großbritannien kämpft jetzt die Bourgeoisie ums Ganze. Sie benützt die Wirtschaftskrise, das ganze Proletariat auf Jahre hinaus zu schwächen. Gegenwärtig gibt es dort 1,7 Millionen Beschäftigungslose; Hunderttausende von Kurzarbeitern; die Einfuhr von Rohstoffen geht stark zurück; die Widerstandskraft der Arbeiterorganisationen nimmt ab; nun gilt es, den verhassten Bergarbeiterverband niederzuwerfen.

Die Bergleute nahmen die Kündigungen entgegen und blieben seit Anfang April von der Arbeit weg. Sie betrachteten sich als ausgesperrt und überließen die Bergwerke ihrem Schicksal. Die kapitalistische Presse wurde rasch mobilisiert und klagte über die »antinationale« Haltung der Bergleute, die die britischen Gruben der Gefahr des Ersauens aussetze. Die Londoner Parks und öffentlichen Gebäude füllten sich mit Truppen, die Kohlenreviere wurden besetzt, als stände das Land am Vorabend eines Bürgerkriegs. Vornehmlich der Appell der Bergleute an den Dreiverband (an die Eisenbahner und Transportarbeiter), ihnen im Kampfe um die Lebenshaltung beizustehen, löste diesen Schrecken aus. In der zweiten Aprilwoche sollte es sich entscheiden, ob der Appell der Bergleute an die Solidarität der Genossen vom Erfolg gekrönt sein würde. Die Spannung wuchs aufs höchste; Deputationen der Eisenbahner und Transportarbeiter hatten lange Unterredungen mit Lloyd George, der die Arbeiterbewegung auf die parlamentarische Aktion verwies und den Generalstreik als eine sozialrevolutionäre Aktion verwarf.

Außerlich beschlossen die Eisenbahner und Transportarbeiter zwar, am 15. April in den Generalstreik einzutreten, aber es war ihnen nicht wohl zumute. J. H. Thomas (Führer der Eisenbahner), Harry Gosling und Robert Williams (Führer der Transportarbeiter) übten einen starken Einfluß auf Frank Hodges (Führer der Bergleute) aus, ihn zu einem Kompromiß mit den Zechenbesitzern zu bewegen. Am 15. April erklärte Hodges, er sei bereit, in Unterhandlungen einzutreten, ohne die Grundsätze des nationalen Lohnamts und der Verschmelzung der Profite zu präjudizieren. Lloyd George und die Zechenbesitzer legten diese Worte so aus, als ob es sich für Hodges nur darum handle, einige Lohnkonzessionen zu erhalten. Sie waren deshalb geneigt, der Aussperrung ein Ende zu machen und Lohnkonzessionen zu gewähren, vorausgesetzt, daß der Bergarbeiterverband im Sinne von Hodges beschließen würde. Der Bergarbeiterverband legte aber Hodges' Worte anders aus und erklärte, nur dann in Unterhandlungen eintreten zu können, wenn die Zechenbesitzer die Grundsätze des nationalen Lohnamts und der Profitverschmelzung anerkennen würden.

Die Zeitspanne zwischen der Erklärung von Hodges und der der Bergleute benutzten kurzweg die Eisenbahn- und Transportarbeiterführer, die erlassene Streikerklärung zu widerrufen — ihrer Angabe nach, weil anzunehmen sei, die Bergleute seien in Verhandlungen eingetreten unter Verzicht auf ihre Hauptforderungen, und diese wären doch die Ursachen des Kampfes.

Der Widerruf des Generalstreiks des Dreiverbandes entspannte die Lage. Die voreilige Handlungsweise der Eisenbahner- und Transportarbeiterführer war nur eine Folge der Aussichtslosigkeit von Gewerkschaftskämpfen in Zeiten umfassender Wirtschaftskrisen. Hodges' orakelhafte Er-

klärung diene ihnen nur als willkommenener Vorwand, sich schleunigst aus der Affäre zu ziehen, die in Anbetracht der gesunkenen wirtschaftlichen Widerstandskraft der Arbeiter und bei der steigenden Offensivkraft des Kapitals leicht zu einer katastrophalen Niederlage des Proletariats führen könnte.

Was das britische und im allgemeinen das west- und mitteleuropäische Proletariat nicht im Jahre 1919 erreichen konnte, wird es auch 1921 nicht erreichen.

Aus dieser Erwägung heraus, glaube ich, haben wohl die Thomas, Gosling und Robert Williams (letzterer ist Kommunist) gehandelt, als sie den Bergleuten die aktive Solidarität versagten. Wenigstens Gosling und Williams hätten den Bergarbeiterverband nicht im Stich gelassen, wenn sie die Überzeugung gehabt hätten, daß Aussicht auf Erfolg vorhanden wäre. Freilich haben sich die Bergleute noch nicht unterworfen. Aber auch ihre Niederlage wird im britischen Proletariat die Überzeugung vertiefen, daß sein Elend zum Teil die Folge des deutschen Elends ist und daß ohne eine Gesundung Mitteleuropas eine Behebung der europäischen Wirtschaftskrise nicht erfolgen kann. Jeder Lohnkampf des britischen Proletariats muß sich zu einem Kampfe gegen den Versailler Frieden auswachsen. Aus der inneren Politik, aus seinem täglichen Existenzkampf wird es äußere Politik lernen, die — im Gegensatz zu der seiner Beherrscher — nicht auf Ausbeutung, sondern auf gegenseitige Hilfeleistung gerichtet sein muß.

Der Bankrott des Bolschewismus

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

II

Von allen schönen agrarkommunistischen Plänen, mit denen die bolschewistische Sowjetrepublik ihre Herrschaft begann, hat sie nichts durchzuführen vermocht. Es fordert heute geradezu zum Spott heraus, wenn man selbst noch in dem auf dem achten Parteikongreß der Bolschewiki (18. bis 23. Mai 1919) angenommenen revidierten Agrarprogramm liest:

Einrichtung von Kötewirtschaften, das heißt von großen kommunistischen Gütern. Organisation der staatlichen Bestellung aller brachliegenden Ländereien, wenn sie auch gehören mögen.

Mobilisation aller agronomischen Kräfte zu dem Zwecke der Ergreifung energischer Maßnahmen zur Hebung der Agrarkultur.

Unterstützung der landwirtschaftlichen Kommunen als völlig freiwillige Verbände von Landeuten zwecks Führung gemeinsamer Großbetriebe.

Geschehen ist von alledem nichts; vielmehr steht heute die Bewirtschaftung der russischen Bauerngüter durchweg auf einer noch niedrigeren Stufe als vor vier oder fünf Jahrzehnten. Und ebensowenig hat die Sowjetregierung die in lächerlicher Selbstüberschätzung auf demselben Parteikongreß verheißene kommunistische Organisation der Produktverteilung durchzuführen vermocht, bezüglich welcher es in den Kongreßbeschlüssen heißt:

Auf dem Gebiet der Verteilung besteht die Aufgabe der Räte-macht gegenwärtig darin, an Stelle des Handels unbeeinträchtigt eine planmäßige, für den ganzen Staat einheitlich organisierte Verteilung der Produkte zu

sehen. Das zu erstrebende Ziel ist, die gesamte Bevölkerung zu einem einheitlichen Netz von Konsumkommunen zusammenzuschließen, die fähig sind, mit größter Schnelligkeit, Planmäßigkeit, Sparsamkeit und mit dem kleinsten Arbeitsaufwand alle erforderlichen Produkte zu verteilen, wobei der ganze Verwaltungsapparat streng zu zentralisieren ist.

Tatsächlich hat, wie schon im ersten Artikel erwähnt wurde, die Sowjetregierung trotz aller Verordnungen, Drohungen und Requisitionen im Jahre 1920 nur ungefähr den sechsten Teil des Getreides zu erfassen vermocht, zu dem die Bauernschaft in den verschiedenen Gouvernements gemäß den behördlichen Anordnungen verpflichtet war. Und selbst die Herausholung dieser verhältnismäßig geringen Getreidemenge aus den Bauerngemeinden hat den Eigentumsfanatismus der Bauern dermaßen aufgestachelt, daß sie in manchen Gegenden zu gewalttätigem Widerstand, zum Aufruhr griffen. Um sie nicht den reaktionären Generälen und Wählern in die Arme zu treiben, hat deshalb die Sowjetregierung den Bauern in immer größerem Umfang Zugeständnisse gemacht und fünf gerade sein lassen. Zwar wurden die erlassenen Dekrete nicht zurückgenommen — das erlaubte ja das Ansehen der Regierung nicht —, aber sie wurden unter Duldung der Zentralregierung ignoriert. Nachdem nun aber der Kronstädter Aufstand und die fast gleichzeitig mit ihm in verschiedenen Gouvernements ausgebrochenen lokalen Bauernaufstände gezeigt haben, wie weit die antibolschewistische Gärung bereits reicht, hat die Richtung Lenin-Sinowjew es denn doch für ratsam gehalten, ihre Versuche aufzugeben, die antilokalistischen russischen Bauernschädel für ihre agrarkommunistischen Pläne zu gewinnen. Sie hat sich durch einen großen Kopfsprung auf den sogenannten Boden der Wirklichkeit gestellt und den kleinkapitalistischen Betrieb als das unter den heutigen Umständen allein für die russische Landwirtschaft Geeignete anerkannt. Auf dem zehnten bolschewistischen Parteikongreß hat Lenin öffentlich erklärt, der freie Handel müsse wieder zugelassen werden, auch der private Kleinhandel, denn die jetzige Lage der Landwirtschaft dulde keine phantastischen, wirklichkeitsfremden Verbote mehr. Die Lebensmittel- und Industriewarennot schwäche das Proletariat und dürfe deshalb nicht länger andauern. Es wäre verkehrt, den Bauer zwingen zu wollen, daß er den gesamten Überschuß seiner Ernte an die Sowjetrepublik abliefern und nur so viel behalte, als er für die Ernährung seiner Familie und für die Aufrechterhaltung seines Betriebs gebrauche. Besser wäre es, dem Bauern das Verfügungsrecht über seine Ernteüberschüsse zurückzugeben und von ihm lediglich eine in Naturalien bestehende Abgabe einzufordern, da durch eine solche Freigabe des Lebensmittelhandels die Bauern zur Vermehrung ihrer Erzeugung angespornt würden. Und zwar sei es nötig, diese Änderung der früheren Satzungen bald vorzunehmen, damit sie die Frühjahrssaatperiode noch günstig zu beeinflussen vermöchte.

Der zehnte Kongreß der Kommunistischen Partei Rußlands hat sich in einer Resolution diesen Ausführungen Lenins angeschlossen und darauf der Vorstand des Allrussischen Zentralexekutivausschusses in Gemeinschaft mit dem Rat der Volkskommissare bestimmt, daß die bisherige Ablieferungspflicht der Bauern aufhören und durch eine Naturalabgabe ersetzt werden solle. Was nach Entrichtung dieser Abgabe der Bauer noch an Bodenprodukten übrig behalte, das könne er nach eigenem Ermessen im Han-

bel absetzen. Ferner wird die bisherige Gesamthaftung der Dorfgemeinden für die Ablieferungspflicht der einzelnen Bauernwirtschaften — die freilich schon bisher wenig Beachtung fand — beseitigt und angeordnet, daß nicht den Bauerngemeinden im ganzen die geplante Naturalabgabe auferlegt, sondern jeder einzelne Bauer nach seiner Leistungsfähigkeit zur Naturalsteuer veranlagt werde, damit der fleißige Bauer nicht mehr für seinen faulen Nachbarn zu arbeiten brauche. Zugleich werden, damit der Bauer seine Produkte im Handel abzusetzen und sich für den Erlös Industriewaren anzuschaffen vermag, die bisherigen Handelsbeschränkungen für die in privaten Kleinbetrieben hergestellten Industriewaren aufgehoben. Der Bauer soll beim Einkauf nicht mehr allein auf die in verstaatlichten Industriebetrieben fabrizierten oder von der Regierung eingeführten Artikel angewiesen sein, sondern auch nach Belieben die in den hausindustriellen oder nichtsozialisierten Kleinbetrieben hergestellten Waren einkaufen dürfen. Bereits ist denn auch schon durch ein Dekret der Volkskommissare vom 30. März der Handel mit verschiedenen ländlichen Produkten (zunächst Getreide, Kartoffeln und verschiedene Futtermittel) freigegeben und die Wiedereröffnung einer Reihe öffentlicher Märkte angeordnet worden.

Es ist ein schwerer Schlag, der durch diesen völligen Verzicht auf die Durchführung der verheißenen agrarkommunistischen Organisation dem Bolschewismus und seiner angeblich auf dem allein echten Marxismus beruhenden Theoretik zugefügt wird. Was bedeutet denn dieses Fallenlassen aller der einst in schöne Agrarprogramme und feierliche Kongreßbeschlüsse der Bolschewisten aufgenommenen kommunistischen Organisationspläne anderes als die Anerkennung, daß die von den Bolschewisten versprochenen agrarkommunistischen Organisationsprojekte unter den heutigen landwirtschaftlichen Verhältnissen Rußlands absolut undurchführbar, also ohne Rücksicht auf den Stand der russischen Wirtschaftsentwicklung konstruierte Phantasiegebilde sind und in der durch die bolschewistische Miswirtschaft herbeigeführten Wirtschaftslage Rußlands jetzt nichts anderes mehr zu helfen vermag als die Rückkehr zur kapitalistischen Wirtschaft, denn die Naturalsteuer, mit der jetzt die russische Bauernschaft beglückt wird, ist im Grunde genommen nur eine Wiedereinführung des alten Naturalzehnten.

Freilich können die bolschewistischen Führer sich vorläufig noch darauf berufen, daß, wenn auch die auf die Landwirtschaft bezüglichen Organisationspläne aufgegeben werden, damit nicht auch schon zugleich die Verstaatlichung der Großindustrie zurückrevidiert worden ist. Aber welcher nicht in bolschewistischen Ideenkonstruktionen befangene Politiker glaubt denn, daß, nachdem den Bauern und Hausindustriellen gestattet worden ist, ihre Erzeugnisse im freien Handel abzusetzen, die immer leistungsunfähiger werdende verstaatlichte Großindustrie noch lange in der bisherigen Zwangswirtschaft zu bleiben vermag? Auch diese Zwangseinrichtung wird fallen — zum mindesten dann, wenn der sogenannte Krassinsche Handelsvertrag seine Wirkungen auf den innerrussischen Handelsverkehr auszuüben beginnt und die Amerikaner an die Ausnutzung der von ihnen erworbenen großen Landkonzessionen gehen. Einen weiteren Schritt zum Abbau ihrer Industrierer-

Kaastlichung hat die Sowjetregierung denn auch bereits dadurch getan, daß sie durch ein Dekret vom 8. April die Einführung von Naturalprämien für die Industriearbeiter angeordnet hat, das heißt jeder Arbeiter, der intensiver arbeitet als seine Genossen, soll entsprechend seiner Mehrleistung Lohnzuschläge in der Form von Naturalien erhalten. In Anbetracht der enorm zurückgegangenen Arbeitsleistung in den verstaatlichten Betrieben — vielfach wird nur der vierte oder dritte Teil des Arbeitsquantums geleistet, das vor dem Kriege üblich war — mag man die Einführung eines derartigen Naturalprämiensystems für durchaus angebracht halten; aber leugnen läßt sich doch wohl nicht, daß solche Lohn differenzierungen nicht zum Kommunismus führen.

Freilich, die Theoretiker des Bolschewismus stellen, wie sie bisher jede Schwenkung der Sowjetregierung theoretisch zu rechtfertigen wußten, auch die Einführung der landwirtschaftlichen Naturalabgabe als eine durch das Interesse des Proletariats gebotene Maßnahme hin, die an den großen kommunistischen Zielen der bolschewistischen Partei nichts ändert. So rechtfertigt zum Beispiel Karl Radek als Spezialverteidiger Leninscher Projekte die Beschlüsse des zehnten Kongresses der russischen Kommunisten in der »Russischen Korrespondenz« folgendermaßen:

Ein Teil des Bauerntums ist überzeugt davon, daß die proletarische Regierung an die Bauern größere Forderungen stellt, als das Bauerntum sie ertragen kann. Der Parteitag mußte kühl prüfen, ob eine Erleichterung der Lage der Bauern möglich sei, ohne daß die Verpflegung der städtischen Bevölkerung dadurch in Frage gestellt wird. Er mußte prüfen, ob die Methoden der Lebensmittelpolitik nicht zu ändern sind, und er kam zum einstimmigen Beschluß, daß man wohl die Lebensmittelpolitik ändern kann in einer Form, die den Bauern entgegenkommt, ihre Unzufriedenheit mildert und gleichzeitig die Versorgung der Städte nicht in Frage stellt. Die Änderung besteht in der Abschaffung des Systems der Requisitionen all der Vorräte, die den Bauern übrigbleiben nach der Deckung des eigenen direkten Bedarfs in den Produkten der Landwirtschaft. Indem der Parteitag beschloß, daß dieses System durch ein System der Naturalsteuer ersetzt werden soll, die von den Bauern nur einen bestimmten Teil ihres Produkts nimmt, einen nach der Zahl der Familienmitglieder, des Viehes und der Höhe der Ernte bestimmten Teil, während der Bauer über den Rest frei verfügt, hat der Parteitag den Weg betreten, auf dem das Interesse des Bauern an der Steigerung der Ausbeute, an der Steigerung der Intensität der Arbeit erhöht wird.

Noch mehr, Herr Radek hat sogar herausgefunden, daß die Sowjetregierung dadurch, daß sie ihre ehemaligen agrarkommunistischen Pläne fallen ließ und die Rückkehr Rußlands zum kapitalistischen Wirtschaftssystem anbahnte, nicht nur der russischen Arbeiterschaft, sondern dem ganzen europäischen Proletariat den größten Dienst geleistet hat, denn nicht die Durchführung des Kommunismus ist, wie er behauptet, die Hauptsache, sondern die Aufrechterhaltung des russischen Sowjetregiments als revolutionäres Kraftzentrum des internationalen Proletariats. Er meint:

Der Opportunismus der Sowjetregierung ist der größte Dienst, den sie dem europäischen Proletariat leistet. Alles, was dazu beiträgt, daß die Vorberreiber der russischen Arbeiterklasse die Macht in den Händen behalten, alles das ist direkter Dienst an der europäischen Arbeiterklasse, der nicht dadurch gebient werden könnte, wenn die Sowjetregierung in den utopistischen Versuchen der Durchführung des »reinen« Sozialismus im isolierten Rußland fallen würde, sondern umgekehrt, wenn Sowjetrußland ein Kraftzentrum bildet, an dem sich die europäische Revolution

emporkommen kann, mag Sowjetrußland noch so weitgehende Zugeständnisse an die Anforderungen des Tages machen.

Mit dem ersten Teil seiner Behauptungen hat Radek nicht ganz unrecht. Die russischen Bolschewisten erwerben sich tatsächlich ein großes Verdienst um das ganze europäische Proletariat, wenn sie ihre einstigen wirtschaftlichen Organisationspläne (nicht bloß die agrarkommunistischen) aufgeben, denn diese sind heute undurchführbar und diskreditieren nur den gesamten Sozialismus, zumal die bolschewistischen Theoretiker sich immer wieder auf Marx berufen. Noch größeren Dienst würde jedoch die Moskauer Zentralregierung dem europäischen Proletariat leisten, wenn sie sich möglichst bald selbst aufgeben und von der Bildfläche verschwinden wollte, denn der Zweck der bolschewistischen Revolution mit ihren Opfern an Blut und Gut war doch wohl — mag Herr Radek jetzt auch anderer Ansicht sein — die Ersetzung des kapitalistischen Wirtschaftssystems durch das kommunistische, nicht aber, die bolschewistischen Parteihäupter in diktatorische Machtpositionen zu bringen und sie in diesen zu erhalten.

* * *

Der Fehler der bolschewistischen Führer, der sie gezwungen hat, nach und nach einen ihrer kommunistischen Pläne nach dem anderen aufzugeben und eine Bahn zu beschreiten, die zu einem primitiven Kapitalismus zurückführt, ist ihr Mangel an historischem Sinn, den alles Berufen auf die materialistische Geschichtsauffassung nicht zu ersetzen vermag. Nicht Mangel an Energie und Tatkraft noch Mangel an festem Willen, seine Versprechungen auszuführen, ist es, woran das bolschewistische Regime scheitert, sondern daran, daß die bolschewistischen Diktatoren — am wenigsten vielleicht Lenin selbst — den tiefen Sinn des Marxschen Wortes nicht begriffen haben, daß eine Gesellschaftsformation nie untergeht, »bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist«, und daß daher an die Stelle der alten Produktionsverhältnisse nie neue höhere treten, »bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind«. Eine Auffassung, die Marx selbst, an die Arbeiter gewendet, in der Generaladresse der Internationalen Arbeiterassoziation über den Bürgerkrieg in Frankreich dahin erläutert:

Sie (die Arbeiterklasse) hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigene Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigene ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie die Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoße der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben.

Auf die Organisationspläne der bolschewistischen Führer in Moskau bezogen, heißt das: »Ihr könnt nicht eure utopistischen Pläne einfach durch Rätebeschlüsse und Dekrete einführen. Nur soweit die wirtschaftliche Entwicklung bereits jene Produktionsverhältnisse hervorgebracht hat, die Vor-

bedingungen für die Durchführbarkeit eurer Pläne sind, vermögt ihr sie zu verwirklichen. Mögen eure Ideale an sich noch so schön und gut sein, auf ihre Güte kommt es nicht an, sondern auf die geschichtlich gegebene Entwicklungsreife der Wirtschaft; ihr müßt euch daher darauf beschränken, jene Ansätze des Fortschritts aus ihrer Gebundenheit durch Gesetz und Herkommen zu befreien, die bereits in der heutigen russischen Gesellschaft herangewachsen sind.»

Diese Geschichtslehre hat den Bolschewisten nie in ihre Revolutionsromantik gepaßt, am wenigsten, nachdem sie im Spätherbst 1917 die Herrschaft erlangt hatten. An ihre Stelle setzten sie die Theorie, daß es weniger auf die ökonomische als auf die volkspolitische Reife ankomme, das heißt auf die revolutionär-kommunistische Stimmung der Massen. Der Hauptbegründer dieser Theorie ist wiederum Radek, der in seiner Schrift »Die Entwicklung des Sozialismus zur Tat« behauptet, die Ansicht, eine sozialistische beziehungsweise kommunistische Wirtschaftsweise lasse sich nur dort durchführen, wo der Kapitalismus bereits die ganze Wirtschaftsweise eines Landes erfaßt und zu einer hohen Entwicklungsstufe gebracht habe, sei nichts als eine Verballhornung der Marxschen Lehre, nichts als eine rein »mechanische Auffassung« des Fortschritts zum Sozialismus; denn sie mache aus diesem ein »mechanisches Rechenexempel«.

Wie Radek ausführt, braucht der Fortschritt vom Kapitalismus zur sozialistischen beziehungsweise kommunistischen Wirtschaftsweise keineswegs dort sich zuerst zu vollziehen, wo der Kapitalismus am höchsten entwickelt ist. Wichtiger als die ökonomischen Vorbedingungen seien, meint er, die psychologischen. »Der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus,« behauptet er schlankweg, »beginnt dann, wenn die kapitalistische Gesellschaft solche Leiden über das Volk gebracht hat, daß es mit dem ruhigen Trotz des Lebens bricht und sich gegen die Herrschaft des Kapitalismus aufbäumt, wenn die Massen die von der kapitalistischen Gesellschaft geschaffenen Verhältnisse nicht länger ertragen können.«

Neu ist ja diese Anschauung nicht. Sie ist Bakunin entlehnt, nur wird heute »volkspolitische Reife« genannt, was die Bakunisten einst als »kommunistischen Instinkt« und dergleichen bezeichneten, ein Instinkt, der damals ganz besonders in dem vom »Prinzip des Gemeineigentums« durchdrungenen russischen Bauern leben sollte, da, wie behauptet wurde, die Idee des Kollektiveigentums tief mit seiner Weltanschauung verwachsen sei. Was diese ganze Lehre vom kommunistischen Instinkt oder der besonderen psychischen Veranlagung des russischen Bauern für den Kommunismus wert ist, zeigt allein schon die Tatsache, daß heute derselbe Bauer sich am schärfsten gegen die agrarkommunistischen Experimente der Sowjetregierung sträubt.

Zum Strafgesetzentwurf

Von Henni Lehmann (Göttingen)

Es wird kaum einem Zweifel unterliegen, daß die hoffentlich bald bevorstehende Reform des Strafrechts die bedeutksamste gesetzgeberische Aufgabe ist, deren Erledigung von der Gegenwart gefordert wird. Wir haben in der jüngsten Vergangenheit bei militärischen Sondergerichten, aber auch

bei ordentlichen Gerichten eine Reihe von Urteilen erlebt, Verurteilungen wie Freisprüche, die das Volksempfinden auf das tiefste erregten, da sie dem allgemeinen Urteil unverständlich und darum ungerecht erschienen. Dabei habe ich, obwohl ich dies allgemeine Empfinden in vollem Umfang teile, die Überzeugung, daß kaum einer der Richter, die jene Urteile fällten, subjektiv das Bewußtsein hatte, ungerecht zu urteilen. Zweierlei Gründe veranlaßten zu der Art der Urteilsfällung: einmal das starre Gebundensein oder Sichselbstbinden an den Buchstaben des Gesetzes, andererseits die Scheuklappeneinstellung der Richter, die ihnen gewisse Taten ohne weiteres als verbrecherisch, andere als entschuldbar erscheinen ließ. Deshalb, um diesen Mißständen zu begegnen, muß ein neues Strafrecht zweierlei bringen, eine Befreiung des Richters von einem allzu starren Gebundensein an die formale gesetzliche Normierung der Straftat und des Strafmaßes und ferner eine andere Erziehung und Einstellung des strafrechtlichen Denkens. Letzteres ist das Wesentliche.

Mir liegt der Entwurf von 1919 vor zusammen mit dem Entwurf der Strafrechtskommission von 1913 und einem Anhang, der die Paragraphen des geltenden Rechts (das gegenwärtige Strafgesetzbuch stammt vom 15. Mai 1871), des Vorentwurfs, des Entwurfs der Strafrechtskommission von 1913 und des Entwurfs von 1919 einander gegenüberstellt. Man ist dadurch mühe-los in der Lage, die vorgeschlagenen Änderungen zu überschauen. Dem Entwurf von 1919 geht eine Denkschrift voraus, welche zunächst die Notwendigkeit der Reform betont, dann die verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung schildert und schließlich auf die wesentlichsten Neuerungen des Entwurfs von 1919 hinweist, der, wie ausdrücklich betont wird, keinen amtlichen Charakter trägt. An der Fertigstellung des Entwurfs von 1913 waren in der Kommission juristische Praktiker und Theoretiker beteiligt. Es dürfte ihm zum besonderen Gewinn gereicht haben, daß der verstorbene Berliner Psychiater Professor Moeli zu den Mitarbeitern gehörte, denn gerade die stärkere Würdigung der Einflüsse seelischer Abnormität, die mißsprachen bei Begehung der Straftat, muß wesentlich die neue Erziehung zum strafrechtlichen Denken, von der ich oben sprach, bestimmen. Durch den Krieg war die Strafrechtsreform ins Stocken geraten und ist erst 1918 wieder in Fluß gekommen. Auf Grund der veränderten Verhältnisse wurde dann der vorliegende Entwurf durchgeprüft und der neue fertiggestellt.

Die Denkschrift betont selbst zu Beginn, daß schon ein Jahrzehnt nach dem Inkrafttreten des Strafgesetzes von 1871 eine starke Bewegung einsetzte im Zusammenhang mit der sich entwickelnden sozialen Zeitanschauung, die das gesamte Strafrecht auf andere innere Grundlagen stellen wollte. Das alte Strafrecht ist beherrscht gewesen vom Gedanken der Vergeltung, der strafenden Gerechtigkeit, des »Auge um Auge, Zahn um Zahn« — »Mit welcherlei Maß du mißest, soll dir gemessen werden«. Daraus ergibt sich denn ohne weiteres, daß gewisser Straftat gewisse Vergeltung zu folgen hat. Das ist besonders bedeutsam für die Todesstrafe; wer tötet, absichtlich tötet, strafrechtlich ausgedrückt einen »Mord« begeht, soll wieder getötet werden. Bedauerlicherweise für unsere sozialistische Auffassung hat auch der Entwurf von 1919, der sonst die notwendig veränderte Grundlage des Strafrechts, den Selbstschuß der Gesellschaft betont, daran festgehalten, daß der Mord durch die Todesstrafe gesühnt werden muß. Vom Standpunkt des

Selbstschutzes der Gesellschaft aus läßt sich die Todesstrafe nur mit der Abschreckungstheorie begründen. Ich glaube nicht, daß diese Begründung zutrifft. Die Schwerverbrecher, die bewußten Mörder spielen bei Begehung der Straftat meist *va banque* um ihr Leben. Es ist recht fraglich, ob für sie der Gedanke des Todes abschreckender ist als der des lebenslänglichen Zuchthausbes. Auch die Tatsache, daß ein Rechtsirrtum, wenn auf Todesstrafe erkannt und diese vollstreckt ist, nicht wieder gut gemacht werden kann, zwingt zur Beseitigung der Todesstrafe. Endlich will mir scheinen, daß, wenn uns Menschentötung mit vollem Recht als das absolut Böse erscheint, nicht der Staat selbst einen Menschen hinstellen darf mit dem Auftrag: »Töte diesen Menschen, den Verbrecher.«

Der Forderung des Selbstschutzes der Gesellschaft wird unser übliches Straffsystem nur in recht bedingtem Maße gerecht. Wenn man zunächst daran denkt, durch die Verhängung von Strafen andere von der Begehung von Straftaten abzuschrecken (die Abschreckungstheorie ist eine bekannte Strafrechtstheorie), so werden geringe Strafen, kurze Freiheitsstrafen, kleine Geldstrafen diesen Zweck kaum erfüllen. Was den Verbrecher selbst anlangt, so hat in der Mehrzahl der Fälle für kleine Strafen das Gleiche Gültigkeit; die Form der großen Strafe aber, der langdauernden Verwahrung im Gefängnis und Zuchthaus, mag wohl zur Abschreckung geeignet sein. Der Gedanke, wieder »eingelocht« zu werden, dürfte keinem nach einer längeren Freiheitsstrafe entlassenen Verbrecher sonderlich sympathisch sein. Doch wird dieser Umstand nicht an neuen Vergehen oder Verbrechen hindern, wenn der Entlassene nicht äußerlich und innerlich so entlassen wird, daß er künftig ein normales Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein kann. Ihn dazu zu machen, ist aber die Art unserer Gefängnisstrafen wenig geeignet. Dem entlassenen Sträfling ist es meist äußerlich ebenso schwer, eine geordnete Arbeit zu finden, als innerlich, sich an solche Arbeit wieder zu gewöhnen. So gleiten die meisten früher oder später zurück auf die Bahn des Verbrechens.

Wir sahen ein tragisches Beispiel für ein solches Menschenchicksal kürzlich in dem aufsehenerregenden Prozeß der Gebrüder Strauß, den man sich immer wieder vergegenwärtigen sollte, wenn es sich um Strafrechtsfragen handelt, denn an Beispielen lernen wir nach einem lateinischen Wort. Emil Strauß, der selbst seine Verteidigungsrede hielt, wurde als Kind nach dem Tode der Eltern von der Gemeinde bei einer Kupplerin, die ihn zum Stehlen anhielt, in Pflege gegeben. Vom fünfzehnten bis zum zweiunddreißigsten Jahre war er fast dauernd im Gefängnis. Er eignete sich hier durch Energie eine nicht unbedeutende Bildung an, schrieb schöne Verse, nach der Entlassung verübte er aber die neue Straftat, Totschlag, und ist nun zu einer Zuchthausstrafe von 15 Jahren verurteilt worden. Man wird diesen Mann siebenundvierzigjährig aus dem Zuchthaus entlassen. Wie denkt man, daß er sich jemals in der bürgerlichen Gesellschaft für den traurigen Rest seines Lebens wieder zurechtfinden soll? Solche Strafmethoden erinnern verzweifelt an die Verwahrung wilder Tiere in Käfigen, aus denen man sie nach geraumer Zeit auf die Gesellschaft wieder losläßt.

Es ist durchaus anzuerkennen, daß in gewissem Maße der neue Strafgesetzentwurf diesen Gedanken Rechnung trägt, wenn er, wie die Denkschrift sagt, die vorhandenen Strafmittel biegsamer gestalten und ihre Anwendung mehr als bisher in die Hände des Gerichts legen will. So ist dies der Fall

bei der allgemeinen Zulassung der Annahme mildernder Umstände, bei denen eventuell, wenn der verbrecherische Wille des Täters gering, den Umständen nach entschuldigbar ist und die Folgen der Tat unbedeutend sind, das Gericht in besonders leichten Fällen die Strafe mildern oder von Strafe absehen kann. Es wird dann die deklassierende Abstempelung durch Bestrafung vermieden. Ferner kann das Gericht in durch das Gesetz vorgesehenen Fällen, bei Niederlichkeit oder Arbeits scheu als Grund einer Straftat auf Unterbringung des Verurteilten in einem Arbeitshaus erkennen, wenn diese Maßregel erforderlich ist, um den Verurteilten an ein gesetzmäßiges und arbeitsames Leben zu gewöhnen. Weiter wird bestimmt, daß die Insassen innerhalb oder außerhalb der Anstalt zu Arbeiten angehalten werden, die ihren Fähigkeiten entsprechen und geeignet sind, ihr Fortkommen zu fördern. Dabei ist anzustreben, daß die Arbeitskraft sowie die geistigen und sittlichen Fähigkeiten der Insassen gehoben werden. Hier wird in der Tat ein wirksamer Selbstschutz der Gesellschaft eingeleitet, nur muß dann auch die Handhabung eine solche sein, daß die geistige und sittliche Hebung in der Tat den ganzen Menschen erfasst, auch seiner Eigenart gerecht wird. Das Predigen von Buße und Besserung, wie es teilweise im bisherigen Gefängnis system von geistlicher Seite, gewiß gut gemeint, üblich war, reicht keinesfalls aus.

Zu begrüßen ist im Entwurf auch die vorgeschlagene Bestimmung, nach der der Verurteilte bei guter Führung nach der Hälfte der bestimmten Zeit entlassen werden kann, wenn seine Vergangenheit und seine persönlichen Verhältnisse die Erwartung rechtfertigen, daß er sich künftig wohlverhalten werde. Ebenso können einem Verurteilten, dem die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt waren, wenn er sich eine gewisse Zeit ehrenhaft geführt und besonderer Berücksichtigung würdig gezeigt hat, auch bemüht gewesen ist, den durch die Tat entstandenen Schaden wieder gutzumachen, die aberkannten Ehrenrechte oder einzelne Fähigkeiten neu verliehen werden. Diese Bestimmungen sind recht wohl geeignet, einen Ansporn zu bilden, sich aus eigener Kraft wieder emporzuarbeiten. Wesentlich ist dabei, daß die bedingte Straf aussetzung und vorläufige Entlassung in recht erheblichem Umfang vorgesehen ist. Bei Gefängnis und Einschließung kann die Vollstreckung der Strafe für eine Probezeit von zwei bis fünf Jahren ausgesetzt werden. Für diese Zeit soll eine Schutzaufsicht zulässig sein. Bei Bewährung wird die Strafe nach Ablauf der Probezeit erlassen, bei Nichtbewährung tritt sie ein.

In Amerika ist dies System der »Probation time« seit längerem üblich, ebenso wie die Schutzaufsicht, und hat sich gut bewährt. Es wäre zu erwägen, ob nicht eine Bewährungsfrist unter besonderen Umständen bei verhängter Zuchthausstrafe zuzulassen ist. Der Entwurf sieht hier nur eine vorläufige Entlassung vor, wenn drei Viertel der Strafe verbüßt sind. Dagegen ist sehr zweckmäßig in ihrem Grundgedanken die Bestimmung, daß solche Entlassung nur erfolgen soll, wenn für den Gefangenen eine Arbeitsgelegenheit gesichert ist, die zu seinem Unterhalt ausreicht, oder wenn sonst für sein Unter kommen und für seinen Unterhalt gesorgt ist. Dieser Gedanke der Sorge für Arbeitsgelegenheit und Unter kommen der entlassenen Gefangenen sollte einen Teil unserer Strafrechtspflege bilden, wenn sie den Namen »Pflege« im ethischen Sinne verdienen will. Die bisherigen durchaus anzuerkennenden Bemühungen des Vereins für entlassene Strafgefangene haben in der

überwiegenden Zahl der Fälle versagt. Es liegen wohl auch hier staatliche Aufgaben vor, die nicht durch private Vereinigungen gelöst werden können.

Als entsprechend dem Gedanken des Selbstschutzes der Gesellschaft muß auch die gleichzeitig dem Interesse des Individuums entsprechende Bestimmung bezeichnet werden, nach der bei verminderter Zurechnungsfähigkeit auf Verwahrung in einer Heil- und Pflegeanstalt erkannt werden kann, falls die öffentliche Sicherheit dies erfordert.

Wenn auch der Entwurf von 1919 grundsätzlich ebenso wie die früheren Entwürfe es ablehnt, »mehr als bisher auf festumgrenzte Tatbestände zu verzichten und die Frage, ob ein Verhalten strafwürdig ist, lediglich in das freie Ermessen des Richters zu stellen«, so können doch die vorgeschlagenen Bestimmungen sehr wesentlich eine zweckmäßigere und innerlich gerechtere Behandlung der Straffälligen ermöglichen — sie können aber nicht mehr als das; denn man muß sich darüber klar sein, daß das beste Werkzeug nichts taugt, wenn eine ungeschickte Hand es führt. Das beste Gesetz bleibt wirkungslos, wenn es nicht in dem Geiste ausgeführt wird, aus dem es geboren ward. Nötig ist daher zur Besserung unserer Strafrechtspflege eine andere psychologische Erziehung derer, die das Strafgesetz berufsmäßig anzuwenden haben, der Juristen. Sie müssen sich einstellen auf die in der Denkschrift zum Entwurf von 1919 niedergelegte Auffassung vom Zwecke der Strafe als sozialer Abwehr und dahin trachten, zu diesem Zwecke die Strafe, wie die Denkschrift es ausspricht, nach Art und Maß der Eigenart des Verbrechers anzupassen. Dazu müssen sie aber weit mehr Psychologen sein als bisher. Deshalb ist nötig, daß nicht die Reihen der zünftigen Juristen, insbesondere der Richter, sich immer wieder nur aus bestimmten bevorrechteten Volksschichten rekrutieren, sondern daß gerade diesem Beruf sich Leute aus allen Ständen zuwenden. Bleibt das Richtertum einer Kaste vorbehalten, so wird auch die unpsychologische Kasteneinstellung gegenüber dem Straffälligen nicht vermieden werden. Vielleicht ist es gut, noch besonders zu betonen, daß wir im Richteramt der Strafrechtspflege als gelehrte wie als Laienrichter Frauen nicht entbehren können. Sie werden angeklagten Frauen und Jugendlichen innerlich psychologisch besser gerecht zu werden verstehen.

Literarische Rundschau

Dr. Erich Witte, Studienrat, *Die weltliche Schule*. Dortmund, Verlag Bertsch. Preis 3 Mark.

Der selbe, *Selbstregierung und Selbstverwaltung der Schüler*. Langensalza, Verlag Belg. Preis 3 Mark.

Zwei zeitgemäße Broschüren! Mit der Frage der weltlichen Schule muß sich jeder Genosse in Anbetracht der bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über das Reichsschulgesetz und des bald entbrennenden Kampfes in den Gemeinden eingehend beschäftigen.

Die deutsche Reichsverfassung, so führt Witte aus, bedeutet für den Religionsunterricht zwar einen Fortschritt gegen früher, sie bleibt aber hinter den Forderungen der Sozialdemokratie weit zurück. Unser Ansturm muß in erster Linie der Konfessionsschule gelten, die durch die Reichsverfassung nicht beseitigt ist.

Der Verfasser bezeichnet sie mit Recht als einen Anachronismus. Auch mit der Simultanschule, die die Regel bilden soll, können wir uns nicht zufriedengeben. Wir fordern die weltliche Schule, deren Notwendigkeit in der Abhandlung eingehend begründet wird. Aus dieser Forderung folgt aber nicht eine allgemeine religionsfeindliche Haltung der Sozialdemokratie; im Gegenteil steht gerade sie unter allen politischen Parteien dem Christentum am nächsten. Gegner der weltlichen Schule sind eigentlich nur diejenigen, für die die Religion nichts weiter als ein politischer Machtfaktor ist. In der künftigen weltlichen Schule soll auf einen religionskundlichen Unterricht — im Rahmen anderer Fächer — nicht verzichtet und den Schülern, die nicht an der Religionslehre teilnehmen, ein Ersatzunterricht in allgemeiner Religionskunde und Morallehre erteilt werden.

Da das in der Reichsverfassung angekündigte Reichs- und Landesgesetz über die Errichtung von weltlichen Schulen auf sich warten läßt, werden die Gemeinden selbstständig vorgehen müssen.

„Selbstregierung und Selbstverwaltung der Schüler“ ist ohne Zweifel ein hervorragendes Mittel der Erziehung zur Demokratie. Sie bedeutet gleichsam die Anwendung des Arbeitsunterrichts auf die Staatsbürgerkunde. Machen die Schüler die Wahlarbeit praktisch durch, so werden sie der staatsbürgerlichen Unterweisung seitens des Lehrers sicherlich größeres Interesse und Verständnis entgegenbringen. Wie sich Wisse eine derartige Selbstregierung durch Schulgemeinde, Klassengemeinde, Klassendämter, Schülerausschüsse, Schülervereine usw. denkt, faßt er in einer Anzahl von Leitsätzen zusammen, von denen die wichtigsten angeführt seien:

1. Der letzte Ministerialerlaß über Schulgemeinde und Klassengemeinde ist fimgemäß auf alle Schularten auszu dehnen.

2. Schüler der ersten Klasse oder der ersten beiden Klassen sind zur Beaufsichtigung der anderen Schüler in den Pausen heranzuziehen (Präfektensystem).

3. Unpolitische Schülervereine werden durch die Schule gefördert, wenn ihr Zweck sich mit dem der Schule vereinbaren läßt.

4. Es empfiehlt sich, für bestimmte Zwecke Schülerausschüsse zu bilden (Vorschläge über die Anschaffung von Büchern für die Schülerbibliothek, Vorbereitung eines Ausflugs usw.).

5. In den Schulen, in denen durch Unfälle oder durch Fahrlässigkeit der Schüler Sachschaden angerichtet werden kann, können Schülerversicherungskassen auf Gegenseitigkeit eingerichtet werden.

6. Die Lehrer sind anzuregen, mit älteren Schülern Versuche mit Schülergerichten zu machen.

Im einzelnen möchte ich zu der ersten Schrift bemerken, daß meines Erachtens der Lehrer die Eltern nicht über die Teilnahme ihrer Kinder am Religionsunterricht beraten soll. Es ist das eine ganz persönliche Angelegenheit, eine Gewissenssache für die Eltern. Die naturwissenschaftliche Ansicht über die Entstehung des Menschen (S. 9) und das Urteil über Luthers Deutsch (S. 10) bedürfen der Nachprüfung. Auch kann ich mich der Anerkennung des Verfassers gegenüber der ministeriellen Behandlung des Schulgemeindeerlasses nicht anschließen. Sie scheint mir weniger staatsmännischen Blick zu zeigen als der Erlaß selbst. Bedenklich dürfte schließlich die Einführung von »Klassengemeinden« sein, da sie — unter Ausschluß einer weiteren Öffentlichkeit — unter Umständen reaktionärer Beeinflussung Tür und Tor öffnet.

Beide Schriften zeichnen sich durch sorgsame historische Begründung, Beibringung brauchbaren statistischen Materials und treffende Beispiele aus. Sie sind daher vor allem den sozialistischen Lehrern, Elternbeiratsmitgliedern, Stadtverordneten und Gemeindevetretern als nützliche Leitsäden aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. W. Siffertich

Kurt Lewin, *Die Sozialisierung des Taylorsystems*. Berlin-Fichtenau 1920, Verlag Gesellschaft und Erziehung. Preis M. 1.50.

Diese kleine Schrift, die als viertes Heft der von Karl Korsch herausgegebenen Sammlung »Praktischer Sozialismus« erschienen ist, bietet mehr, als ihr Titel vermuten läßt. Sie bietet eine grundsätzliche Untersuchung im Gebiet der Psychotechnik und einen interessanten Beitrag zur Arbeits- und Berufspsychologie. Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß die Verteilung der Einzelmenschen auf die verschiedenen Berufe bislang nicht geschehen ist nach der Eignung des einzelnen für einen bestimmten Beruf oder aus innerer Notwendigkeit heraus, sondern vorwiegend nach der Klassenzugehörigkeit, der sozialen Stellung und der Berufsideologie der heranwachsenden Menschen. Er fordert demgegenüber eine psychologische Berufsberatung und eine Überweisung des einzelnen an einen Beruf nach gemeinschaftlichen und psychotechnischen Gesichtspunkten. Dazu ist eine psychologische Erforschung der Berufe und der Arbeitsmethoden notwendig, die innerhalb der Betriebe zu geschehen hat und der Mitwirkung der Betriebsräte bedarf. Die Wirtschaftspychologie muß mehr als bisher gepflegt werden, es muß ein Ausgleich gesucht und gefunden werden zwischen dem berechtigten Interesse der Gesellschaft an hochwertigen, hochgesteigerten Arbeitsleistungen und dem Anspruch der arbeitenden Persönlichkeit an materielle und seelische Befriedigung durch ihre Arbeit. Zweifellos hat die Gesellschaft ein Anrecht darauf, daß innerhalb der Betriebe verbesserte Arbeitsmethoden eingeführt werden, die die Ertragsfähigkeit der Arbeit steigern; diese Verbesserungen dürfen aber nicht vorgenommen werden auf Kosten des gesundheitlichen und seelischen Wohlbefindens der Arbeiterschaft. Mit der Lösung dieses wirklich aktuellen Problems beschäftigt sich der Verfasser in überaus sachkundiger Weise (wenn auch in etwas schwerfälliger Sprache), weshalb das Büchlein die wärmste Empfehlung verdient. Besonders die Betriebsräte werden es mit Nutzen lesen.

Franz Kaufkötter

Ernst Drahn, *Marx-Bibliographie*. Ein Lebensbild von Karl Marx in biographisch-bibliographischen Daten. Charlottenburg 1920, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Preis geb. 9 Mark.

Seit dem Tode von Karl Marx sind fortgesetzt neue Aufsätze und Artikel, die er einst in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht hatte, ans Licht gezogen worden. Und zu diesen Arbeiten kommt die Veröffentlichung langer Reihen von Briefen, die Marx an Freunde, Gesinnungsgenossen, bekannte Politiker und Familienmitglieder gerichtet hat. Darunter befinden sich manche lediglich vom Augenblick eingegebene und für den Augenblick bestimmte Äußerungen, die heute nur noch insofern Bedeutung haben, als sie kleine Einzelbeiträge zur Ergänzung des Marx'schen Charakterbildes liefern, während andere als Bekundungen einstmaliger Marx'scher Ansichten über politische Vorgänge oder als Urteile über volkswirtschaftliche, geschichtliche und soziologische Streitfragen von größter Wichtigkeit für das Verständnis der Marx'schen Lehren und ihres Werdens sind.

Die oben angezeigte Schrift macht zum ersten Male den Versuch, ein Bild der gesamten literarischen Tätigkeit von Marx auf Grund des jetzigen Standes der Marx-Forschung zu bieten. Sorgfältig hat der Verfasser, dem sich dazu als früherem Vorsteher des Sozialdemokratischen Parteiarchivs die günstigste Gelegenheit bot, nicht nur das in diesem Archiv vorhandene reichhaltige Material gesichtet, sondern auch dort nicht vorhandene Bände solcher fremder Zeitungen durchgesehen, für die Marx einst geschrieben hat. Leider wurde diese Feststellungsarbeit durch die Behinderung des internationalen Verkehrs während der Kriegszeit und des Jahres 1918 wesentlich erschwert, so daß nicht immer die Originaldrucke in das Verzeichnis aufgenommen werden konnten. Drahn mußte sich in einzelnen Fällen mit dem Hinweis auf unvollständige Nachdrucke und auf Übersetzungen begnügen.

Die biographische Zusammenstellung Drahn's umfaßt folgende Unterabteilungen: 1. Biographische Daten über den Marx'schen Lebensgang. 2. Werke und Schriften (auch Zeitungsartikel) von Karl Marx. 3. Briefe von Karl Marx. 4. Marx-Biographien nebst den Werken und Aufsätzen zum Leben von Marx. 5. Im Buchhandel erhältliche Schriften von und über Karl Marx.

Die ersten drei Teile sind mit anerkennenswertem Fleiß gesammelt und entsprechen allen berechtigten Ansprüchen; die beiden letzten Teile, die Bibliographie der Marx-Literatur enthaltend, weisen hingegen manche Lücken auf, doch bieten auch sie im ganzen eine brauchbare Übersicht. Heinrich Cunow

John Henry Mackay, *Der Freiheitsucher*. Psychologie einer Entwicklung. Charlottenburg, Berliner Straße 106, Selbstverlag des Verfassers. 260 Seiten. Preis gebunden 20 Mark.

Nach langen Jahren des Schweigens veröffentlicht Mackay am Abend seines Lebens dieses Buch als Zusammenfassung seines Zielstrebens. Neben sein vor einem Menschenalter erschienenes Kulturgemälde »Die Anarchisten« stellt er im »Freiheitsucher« die geistige Entwicklung eines einzelnen oder, wie er selbst es nennt: die Weltanschauung des individualistischen Anarchismus. In der Form eines fast ohne Handlung verlaufenden Entwicklungsromans schildert er seines Lebens Werdegang, seine Studien- und Wanderjahre und deren Erkenntnisse. Berlin, London, Paris, Jülich bilden Etappen auf diesem Wege. Eine jede ist ein Schritt näher zu der Überzeugung, daß im Interesse des Einzelindividuums dem Staate in jeder Beziehung das Wasser abgegraben werden müsse; aber nicht durch irgendwelche Gewalttätigkeit, sondern durch eine vollkommen passive Resistenz dem Staate gegenüber. Der Staat, ganz gleich, welches Gesicht er trägt, ist nach Mackay eine so verächtliche Institution, daß es eine Schande wäre, sich irgendwie in seinen Dienst zu stellen. Man müsse ihn im Gegenteil in jeder Hinsicht ignorieren, sich nicht um seine Verordnungen und Geseze kümmern und ihn schließlich durch Streiks, Steuerverweigerung usw. zermürben. Die neue Zeit wird dann erblühen, in der jeder tun und lassen darf, was ihm gefällt, wo es also keine Beschränkungen des einzelnen mehr geben wird.

Man sieht, Max Stirners Biograph ist seinem Meister und sich selbst treu geblieben. Wieder wie in seinen Jünglingsjahren bläst er die Fanfare gegen den Staatsgedanken. Nur mit dem Unterschied, daß damals in einzelnen seiner Dichtungen poetische Schönheiten enthalten waren, während sein neues Buch, das er als seinen letzten Kampf bezeichnet, ganz wertlos ist. Nicht ein einziger seiner Gedanken ist neu. Alle diese mit Wichtigkeit vorgetragenen Argumente gegen die Existenz des Staates sind in den Diskussionen des letzten halben Jahrhunderts zmal auf ihre Hieb- und Stichfestigkeit hin geprüft worden — mit dem Ergebnis, daß alle Theoretiker und Praktiker der Arbeiterbewegung sie glatt abgelehnt haben. Und nun kommt dieser einsame, eigen sinnige und sonderbare Schwärmer, bringt alte, längst abgetane »Erkenntnisse« als neueste Offenbarungen, nennt sein Buch die Arbeit langer Jahre und bezeichnet es als seines Lebens »zweite große Schlacht um die Freiheit«.

Verloht es sich angesichts dessen noch, darauf zu verweisen, daß heute innerhalb der Arbeiterschaft das Bekenntnis zum Staatsgedanken wieder starke Wurzeln schlägt?

J. Kliche

Walter Schenk, *Kampffugend*. Gedichte. Groß-Berlin, Verlag »Jugend voran« (Verein Arbeiterjugend).

Dieses dünne Bändchen, das ein kaum dem Knabenalter Entwachsener der Öffentlichkeit unterbreitet, ist die erste, starke Probe eines beachtenswerten Talents. Und es ist erfreulich, daß in diesen Tagen tiefster völkischer Not gerade ein junger

Arbeiter die ästhetische Kultur seiner aufstrebenden Volksschicht weiterbaut. Schon die Kriegsjahre bereicherten uns mit einem kesselfürstenden proletarischen Kunstkönnen. Bei Schenk wölben sich die Brücken, die damals geschlagen wurden, weiter vor. Man sieht: es geht vorwärts! Das muß jeden, dem Arbeiterkultur eins ist mit Volkskultur, erfreuen. Der Leser wird vielleicht hier und da an den Strophen dieses jüngsten Proletarietärs etwas auszufegen haben. Aber niemand wird an dem klingenden Wohlklang der Verse, an ihrem sprachlichen Reichtum, an ihrer aufsteigenden Schönheit achtlos vorbeigehen können. Manchmal muß man — im guten und keineswegs vorwurfsvollen Sinne — an Vorbilder denken wie Max Barthel (»Felerabend«, »Nachtspuk«); aber das Nachdenkliche, zu dem auch Schenk hinneigt, vermag bei ihm das Rein-Jugendliche noch nicht zu übertönen; am besten und stärksten kommt das in dem letzten Gedicht (»Kampfsong«) des Buches zum Ausdruck. Jedenfalls soll man diese Gedichte so lesen, daß man die Jugend des Verfassers nicht aus den Augen verliert. Es ist erfrischend und erfreulich, daß auf dem Boden unserer Arbeiterjugendbewegung derartige Talente (das Weimarbuch hat sogar gezeigt, daß sie verhältnismäßig zahlreich sind) gewachsen sind und überhaupt zu wachsen vermögen. Walter Schenk aber hat mit diesem Erstlingsbächlein eine heilige und schwere Verpflichtung übernommen: wir erwarten von ihm Tüchtiges; daß er das Zeug dazu in sich hat, das hat er uns nun einmal verraten! L. L.

Sophus Bonde, *Atavara*. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 300 Seiten. Preis gebunden 18 Mark.

Die Seegeschichten Sophus Bondes sind von der ersten Buchveröffentlichung an beim Publikum günstig aufgenommen worden. Nicht die literarische Prägung war es, die ihnen den Weg bereitete, sondern die humorvolle Art des Erzählens, die ihre spannende Handlung oft und gern im Fremdländischen wurzeln ließ. Eine leichte Anlehnung an Gerstäcker kam dabei hier und da zum Vorschein, nicht zum Schaden der Schilderung, aber auch niemals so stark, daß man dem Dichter literarische Selbständigkeit hätte absprechen können. Das trifft auch für den vorliegenden Roman zu. In erster Linie aber interessiert den sozial denkenden Leser an diesem Buche das Schicksal des Helden, das hier zugleich das Schicksal des unehelichen Kindes ist. Durch gesellschaftliche Vorurteile, durch unwürdigste Behandlung muß sich die gute, die persönliche Tüchtigkeit ihren Weg bahnen. Hart, dornenvoll, bitter über alle Maßen ist dieser Weg. Aber das Wohlwollen von weniger eng denkenden Menschen hilft dem künstlerisch und technisch Hochbegabten dennoch über alle Schwierigkeiten und Hemmnisse hinweg. Nach trostlosen und entbehrungsreichen Dulderjahren, die den unerschrockenen Vorwärtstrebenden nach Südamerika und Ozeanien in allerlei tolle Abenteuerlichkeiten verschlagen, kehrt er in die Heimat wieder zurück. Hier holt er sich seinen ehrlichen Namen, indem er seinen Vater zwingt, den Sohn anzuerkennen; hier holt er sich sein Weib; hier gründet er sich die seiner Veranlagung zuzagende Existenz. Was uns das Buch gibt, ist zwar in erster Linie die bewegte Handlung des Abenteuerromans, in welchem sich Ernst und Humor, Phantasie und Gemütskiese harmonisch mischen. Die ethische Saite jedoch — nicht die literarische —, die in dem Buche angeschlagen wird, ist es vor allem, die uns veranlaßt, auf dieses neue, flüssig und spannend geschriebene Werk von Sophus Bonde hinzuweisen. L.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz »Der Bankrott des Bolschewismus« der letzten Nummer hat sich leider ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Auf S. 73, dritte Zeile von oben, muß es anstatt »die weiterstrebenden Anhänger« heißen: »die widerstrebenden Anhänger«.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament. Von
Dr. August Müller, Staatssekretär a. D.

Die charakteristischen Grundsätze des Genossenschafts-
rechts. Von Dr. R. S. Maier (Hamburg).

Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie. Von Franz
Laufkötter. I.

Karl Hauptmann. Von J. Kliche.

Der ferne Osten. Neue Literatur. Von S. Fehlinger.

Literarische Rundschau: Frederich-Witte, Die rationelle
Haushaltsführung. ♦ S. Potthoff, Was heißt Volks-
wirtschaft? ♦ Maxim Gorki, Erinnerungen an Tolstoi.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Dishmann, A.**, Gegenwartsaufgaben der Gewerkschaften. Frankfurt a. M., Genossenschaftsbruderei „Volkrecht“. 81 S. Geh. 70 Pf.
- Dostojewski.** Geschildert von seiner Tochter. München, Ernst Reinhardt. 307 S. Geh. 20 M., geb. 28 M.
- Elfsarion**, 8000 Jahre Bolschewismus. Leipzig, Klaristischer Verlag Akropolis. Kommissionsverlag R. F. Koehler, Leipzig. 18 S. Geh. 4 M.
- Fersch, Joh.**, Elternrecht. Mutterschaftszwang. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 16 S.
- Hiersemann, Karl W.**, Deutschland. Antiquariatskatalog Nr. 486. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Hiersemann. 83 S.
- Hurwicz, G.**, Zur Reform des politischen Denkens. München, Dreimarktenverlag. 108 S.
- Jordania, Noe**, Marxismus und Demokratie. Geleitwort von Ed. Bernstein. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 82 S.
- Kautsky, Karl**, Georgien. Eine sozialdemokratische Bauernrepublik. Eindrücke und Beobachtungen. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 72 S. Geh. 6 M.
- Kerschensteiner, G.**, Grundfragen der Schulorganisation. Eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen. Vierte Auflage. Leipzig, V. G. Teubner. 281 S. Geh. 10 M., geb. 12 M.
- Klein, G. W.**, Die freie Schulgemeinde Widersdorf. Jena, Eugen Diederichs. 64 S. Geh. 8 M.
- Khomeriki, M.**, La Réforme Agraire et L'Economie Rurale en Géorgie. Rapport au Congrès du Parti Social-Démocrate de Géorgie, en juillet 1920. Paris, Simon & Cie. 71 S.
- Kreßmar, Otto**, Galali. Ein Drama aus dem Kriegesleben vor dem Zusammenbruch. Hamburg, Konrad Hanf. 190 S.
- Ruth, A.**, Zwei Lebensfragen für die Landgemeinden, insbesondere in Rheinland und Westfalen. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes rheinisch-westfälischer Gemeinden. Köln, Th. Duos. 46 S.
- Märten, Lu.**, Historisch-Materialistisches über Wesen und Veränderung der Künste. Berlin, Verlag Junge Garde. 67 S. Geh. 8 M.

♦ Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart ♦

Soeben ist erschienen:

Rasse und Judentum

Von Karl Kautsky

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage

Preis 8 Mark

Kautsky wendet sich in seiner jetzt vorliegenden Schrift ganz besonders gegen die Rassentheorie in Verbindung mit dem Antisemitismus. Er schreibt darüber in seiner Vorrede: „Das Proletariat aller Länder den nationalistischen Schlagworten gegenüber kritisch zu stimmen, es gegen sie immun zu machen, es zu befähigen, die Internationalität aus einem unklar empfundenen Gefühl zu einer klar erkannten Idee zu erheben, gehört zu den dringendsten Aufgaben der Zeit. Möge es meiner Schrift gelingen, zu ihrer Lösung beizutragen.“

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 6

Ausgegeben am 6. Mai 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament

Von Dr. August Müller, Staatssekretär a. D.

I

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die deutschen Parlamente in steigendem Maße der Gleichgültigkeit und Abneigung, um nicht zu sagen Mißachtung auch solcher Kreise des deutschen Volkes begegnen, die nicht zu den reaktionären Elementen gerechnet werden können. Diese Tatsache ignorieren zu wollen, hat keinen Sinn. Sie ist nicht nur der Haupterklärungsgrund für den bei den meisten neueren Wahlen feststellbaren Rückgang der Zahl der Abstimmenden, wenn man zum Vergleich die Wahlen zu den konstituierenden Versammlungen bald nach dem Zusammenbruch im November 1918 heranzieht; man stößt auch in der Presse, in politischen Unterhaltungen und im Organisationswesen der Parteien fortwährend auf Kundgebungen und Äußerungen, die alles andere, bloß keine Hochachtung vor dem Parlamentsbetrieb verraten, der in Deutschland üblich geworden ist.

Sicherlich ist die Hauptursache dieser Erscheinung eine bedauerliche Wechselung von Ursache und Wirkung. Wahrscheinlich stand niemals eine parlamentarische Körperschaft vor gleich schwierigen Aufgaben, als die Deutsche Nationalversammlung und der erste Deutsche Reichstag, die nach einem Zusammenbruch ohne Vorbild und von nicht übersehbaren politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen für die Innen- und Außenpolitik Deutschlands an die Aufgabe herangingen, die Trümmer hinwegzuräumen und Ordnung in das Chaos zu bringen. Ein Kollegium von staatsmännischen Genies hätte ebensowenig diese Aufgabe zu allgemeiner Befriedigung lösen können wie der Deutsche Reichstag. Politische Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit und die in Deutschland besonders stark verbreitete Neigung, sich seine Kummernisse von der Seele hinwegzuschimpfen, haben das Parlament zum Prügelknaben gemacht. Was sich zwangsläufig aus Krieg, Zusammenbruch und Versailler Friedensvertrag entwickeln muß, dafür machen die Kannegießer den Reichstag und die Regierung verantwortlich, während sie zugleich je nach Temperament und Neigung Ludendorff und Wilhelm II. feiern und damit ein Bild heimischer politischer Einfaßliefen, von dem man sich nicht leicht vorstellen kann, daß es sich auch in anderen Ländern wiederholen könnte.

Soweit das Mißbehagen über die Leistungen des Parlamentarismus solchen Empfindungen entspringt, kann man es auf sich selbst beruhen lassen. Aber es gibt andere kritische Einwände gegen das parlamentarische System, die man schon deshalb nicht unbeachtet lassen sollte, weil sie keineswegs eine deutsche Eigenart darstellen. In allen Ländern, in denen Repräsentativorgane vorhanden sind, bildet die heutige Form des parlamentarischen Systems ein Diskussionssthema. Läßt man die speziellen

Färbungen dieser Diskussion, soweit sie die nationalen Besonderheiten jedes Landes widerspiegeln, deren Einwirkung sich auch der jeweils vorhandene Parlamentarismus nicht entziehen kann, außer Betracht, so bleiben noch kritische Einwände übrig, die der Frage in grundsätzlicher Art zu Leibe gehen, indem sie die Berechtigung der Demokratie und des parlamentarischen Systems überhaupt bestreiten. Von den bolschewistischen Vertretern der Rätediktatur bis zu den unentwegten Reaktionären auf der rechten Seite, die ihr Ideal gleichfalls in einer Diktatur, allerdings der des Kapitalismus erblicken, gibt es zahlreiche Abstufungen der Überzeugung von der Überlebensfähigkeit der heute üblichen parlamentarischen Formen. Sie sollen hier nicht einzeln dargelegt werden, aber auf einen Zusammenhang soll doch hingewiesen werden, der wohl auch die Haupterklärung für diese Erscheinungen bieten dürfte.

Wenn man absteht von Rußland mit seinen ungeklärten Verfassungsformen, so herrscht heute überall in den Kulturstaaten die demokratische Regierungsform. Späteren Zeiten bleibt es überlassen, die Wirkungen festzustellen, die für eben diese demokratische Regierungsform aus der Tatsache entspringen, daß der raubgierigste und grausamste Friedensvertrag, den die Weltgeschichte kennt, im Namen der Demokratie verkündet und an der Schwelle des Zeitalters abgeschlossen wurde, das die formelle Demokratie in allen Kulturländern zur Staatsform machte. Die Kritik am parlamentarischen System hat nicht auf den Versailler Friedensvertrag gewartet, sie äußerte sich schon vor ihm, und man kann daher darauf Verzicht leisten, jetzt schon hier Zusammenhängen nachzuspüren, die zweifellos den zukünftigen Historiker stark beschäftigen werden. Die Antiparlamentarier hatten auch schon früher einen Einwand bereit, und das war der folgende:

Die Grundsätze parlamentarisch-demokratischer Staatsverfassung und Staatsverwaltung sind zur Ausbildung gelangt in der Zeit, die vom Beginn der englischen Revolution bis zum Beginn der großen Französischen Revolution reicht. Man betrachte sich einmal das »Agreement of the People«, jenes revolutionäre Dokument, das die Cromwellischen Offiziere im Offiziersrat — wie vertraut uns diese Bezeichnung heute anmutet — ausgearbeitet und am 20. Januar 1649 dem englischen Parlament überreicht haben. Es gibt nicht viel Grundsätze der formellen Demokratie, die nicht schon in diesem merkwürdigen Dokument aufgestellt werden. Während der ganzen Revolutionszeit dauert in der politischen Literatur diese Beschäftigung mit den Grundfragen des neuen Systems, das den Absolutismus ersetzen sollte, an. Die Früchte dieser Diskussion sind die Verfassungsentwürfe gewesen, die die Puritaner manchmal schon fertig hatten, wenn sie sich zur Auswanderung nach Nordamerika entschlossen, und von denen sich geradezu eine Linie zur heute noch gültigen Verfassung der Union ziehen läßt.

Was wirklich noch ungesagt geblieben war in der durch die englische Revolution veranlaßten Literatur über die Form der Staatsverwaltung und die Grundsätze der Demokratie, das holte vor allem Frankreich nach, dessen bewundernswürdige Geistesarbeit das demokratische Problem grundsätzlich erschöpft hatte, als das französische Volk die ersten Versuche zu seiner praktischen Verwirklichung machte. Die demokratischen Vorstellungen und Forderungen blicken also schon auf ein respektables Alter zurück. Das ganze neunzehnte Jahrhundert hat mit keiner neuen Idee das demokratische

Staatsrecht bereichert, und die demokratische Weltanschauung zehrte damals wie heute von den Grundsätzen und den Formulierungen, die im siebzehnten Jahrhundert begonnen und im achtzehnten Jahrhundert vollendet wurden.

Die Zeit der geistigen Vorbereitung der Demokratie trug aber ein eigenartiges wirtschaftspolitisches Gepräge. Es war nämlich zugleich die Zeit, in der geistig der Merkantilismus überwunden wurde. Es ist daher kein Zufall, sondern ein innerlich wohlbegründeter Zusammenhang, daß dem Liberalismus auf politischem Gebiet sich als Gefährte der ökonomische Liberalismus zugesellte. Beide entstammen nicht nur derselben Zeit, sondern auch der gleichen GeistesEinstellung. Unter der Herrschaft des Merkantilismus hatte man schließlich mit staatlicher Wirtschaftstätigkeit so üble Erfahrungen gemacht, daß der Grundsatz des *laissez faire* als selbstverständliche Folgerung für die damaligen Reformer erschien. Jede Wirtschaftstätigkeit des Staates wurde darum perhorresziert und jener Anschauung von der Abstinenz des Staates in Wirtschaftsdingen der Weg gebahnt, die Lassalle mit einem treffenden Worte als das »Nachwächterideal« des Liberalismus gekennzeichnet hat. Manchesterium und Liberalismus gehören aber zueinander. Der auf Volkssouveränität aufgebaute Staat des demokratischen Repräsentativsystems mußte jedem Eingreifen des Staates in die Sphäre des Wirtschaftlichen feind sein, weil seine Vorstellungen über Staatsaufgaben in einer Zeit gebildet wurden, in der die unter der Bezeichnung »Merkantilsystem« bekannt gewordene bürokratische Reglementierung des Wirtschaftslebens ihrem Bankrott entgegenstehte.

Alle Formen, in denen sich demokratische Gedanken verwirklichen, sind entscheidend durch diese Zeiten, in denen ihre geistige Konzeption erfolgte, bestimmt worden. Es gibt keinerlei Rücksichtnahme auf wirtschaftliche Staatsaufgaben, weil diese ja ein für allemal abgelehnt werden. Nur der rein politische Kampf, das heißt der Kampf der Weltanschauungen miteinander, hat Existenzberechtigung. Es brauchen daher auch nur solche Formen geschaffen zu werden, die die politische Willensbildung ermöglichen. Inzwischen haben sich aber die Dinge wesentlich geändert. Der »Oberrichtersstaat« ist zum Verwaltungsstaat geworden, wie Cunow in glücklicher Formulierung diesen Entwicklungsprozeß nennt.¹ Längst ist das Manchesterium überwunden, und schon vor dem Kriege hatte eine Entwicklung eingesetzt, die allerdings durch den Krieg wesentlich beschleunigt worden ist. Der Staat denkt gar nicht daran, sich mit seiner Nachwächterrolle zu begnügen; er greift auf das nachhaltigste und in den mannigfaltigsten Formen in das Wirtschaftsleben ein. Hier ist ein Punkt, der eine Erklärung für die immer stärker werdende kritische Einstellung zur formalen Demokratie auch in solchen Kreisen bietet, die nicht den Extremen auf der Rechten und der Linken angehören. Man hat das Gefühl, daß die auf grundsätzlicher Ablehnung jeglicher Wirtschaftstätigkeit des Staates aufgebauten Organe der Demokratie sich in dem gleichen Maße als immer ungeeigneter zur Lösung aller Staatsaufgaben erweisen, in dem der Staat sich zu einem Wirtschaftsorganismus umwandelt.

¹ Heinrich Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, Grundzüge der Marxschen Soziologie. Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts. 146 Seiten.

Aus verschiedenen Quellen zusammenströmend und von verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Grundanschauungen getragen, gewinnt diese Meinung immer stärker an Boden, und sie hat einen großen Erfolg davongetragen in der Errichtung des vorläufigen Reichswirtschaftsrats, der durch die Verordnung vom 4. Mai 1920 geschaffen wurde und bald auf ein einjähriges Dasein zurückblicken kann. Ob allerdings die Überführung des Gedankens in die Praxis nicht den Gedanken selbst schädigen wird, ist eine zweite Frage. Es darf gesagt werden, daß die himmelhochjauchenden Hoffnungen der Vertreter der Idee eines besonderen Wirtschaftsparlamentes sich bisher noch nicht erfüllt haben. Und wenn die Verwirklichung eines Gedankens unbefriedigend ist, so mag leicht der Gedanke selbst darüber zu Schaden kommen. Jedenfalls aber enthält der Artikel 165 der Reichsverfassung Vorschriften, für die es nur die eine Begründung geben kann, daß die in dem genannten Artikel vorgesehenen besonderen Organe für die Wirtschaftstätigkeit der Gemeinschaft deshalb erforderlich sind, weil die rein politischen Organe nicht in jeder Hinsicht für die Ausführung der wirtschaftlichen Staatsaufgaben ausreichend sind. Der endgültige Reichswirtschaftsrat ist noch zu schaffen. Ihn zu errichten und damit den Artikel 165 der Reichsverfassung auszuführen, ist ja gerade die Hauptaufgabe des vorläufigen Reichswirtschaftsrats.

Das Gedankenreservoir, dem der Reichswirtschaftsrat entsprungen ist, ist aus verschiedenen Quellen gespeist worden. Man darf sich durch die Tatsache, daß die Nationalversammlung den Artikel 165 der Reichsverfassung ziemlich einstimmig annahm, nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß die Motive der Abstimmenden nicht so einheitlich waren wie ihr Votum. Reminiszenzen an den Bismarckschen Volkswirtschaftsrat des Jahres 1880, dann reaktionäre Vorstellungen über ein berufsständisches Wahlrecht und auf der linken Seite eine gewisse Verwandtschaft des Rätegedankens mit einem Wirtschaftsparlament hatten sich vereinigt, um den vorläufigen Reichswirtschaftsrat aus der Taufe zu heben. Über darüber darf man nicht außer acht lassen, daß bei den Debatten wieder und wieder der Gedanke auftauchte, rein wirtschaftliche Fragen könnten besser von einem solchen Wirtschaftsparlament als vom politischen Parlament entschieden werden. Es wäre zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß diese Vorstellung das Grundmotiv aller dem Wirtschaftsrat Zustimmung gebildet hätte; aber eine gewisse Popularität kann der Anschauung, daß für wirtschaftliche Fragen ein besonderes Wirtschaftsparlament zu schaffen sei, jedenfalls in jenen Tagen, in denen die Nationalversammlung die Verfassung beschloß, nicht abgesprochen werden. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß hierin eine Wirkung jener Überlegungen zu erblicken ist, auf die im Anfang dieser Ausführungen hingewiesen wurde.

Fragt man nun, ob die bisher mit dem Reichswirtschaftsrat gemachten Erfahrungen die Hoffnungen rechtfertigen, die von seinen Befürwortern gehegt wurden, so ist darauf zu erwidern, daß diese Frage nicht mit einem einfachen »Ja« oder »Nein« beantwortet werden kann. Soweit allerhand reaktionäre Eigenbröteleien, wie Errichtung einer ständigen Ersten Kammer, Einführung berufsständischer Wahlen und dergleichen Schrullen mehr den Ausschlag zugunsten des Reichswirtschaftsrats gaben, wird man sagen müssen, daß die Befürworter solcher Ideen zunächst noch keine Freudentöne

darüber anstimmen können, daß der berufsständische Gedanke im Reichswirtschaftsrat Triumphe gefeiert habe. Ebenso wenig hat sich aber auch erfüllt, was diejenigen Kreise vom Reichswirtschaftsrat erhofften, die in ihm ein Organ zur Förderung unserer Wirtschaftspolitik erblickten. Bisher hat sich herausgestellt, daß auch die wirtschaftlichen Sachverständigen abhängig von politischen und Weltanschauungsfragen sind, wenn sie ihr Urteil bilden. Gewiß, in kleineren Kommissionen, wenn es sich um Ausführung bereits gegebener wirtschaftlicher Grundsätze handelt, ist der Einfluß des sachlichen Arguments häufig stärker gewesen als politische Parteierwägungen. Wurden die Fragen aus diesen kleineren Ausschüssen in die Plenarverhandlungen zur endgültigen Entscheidung verwiesen, so zeigte sich aber der entscheidende Einfluß, den die Ideologie der Klassen, die ihren Wirtschaftsinteressen entspricht, besitzt; die beiden Gruppen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber standen sich oftmals geschlossen gegenüber, und es konnte keine Rede davon sein, daß es lediglich rein wirtschaftliche Erwägungen waren, die in solchen Fällen die Entscheidung beeinflussten. Die politische Einstellung, die Ausdruck einer aus dem Klasseninteresse geborenen Weltanschauung ist, erwies sich immer als stärker, bei entscheidenden Fragen wenigstens, als das sachliche, wirtschaftliche Argument. Dabei ist interessant, festzustellen, daß mehrfach die Vertreter einzelner Gruppen, die in den Kommissionen und Unterkommissionen unter dem Eindruck sachlicher Notwendigkeiten ihre Entscheidung abgegeben hatten, desavouiert wurden, wenn ihr Votum in der Gruppe oder Abteilung nachgeprüft wurde von der Gesamtheit ihrer Klassengenossen. Jedenfalls darf man aus dem bisherigen Verlauf der Tätigkeit des Reichswirtschaftsrats das eine als Erfahrungssache feststellen: Auch in diesem Wirtschaftsparlament ist die politische Anschauung durch die wirtschaftliche Objektivität zu verdrängen; umgekehrt erwies sich vielmehr die politische Betrachtungsweise stärker als die sich nur am Wirtschaftsbedürfnis orientierende. (Schluß folgt)

Die charakteristischen Grundsätze des Genossenschaftsrechts

Von Dr. R. H. Maier (Hamburg)

Die eingetragenen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften¹ sehen im Betrieb meistens genau so aus wie die Kapitalgesellschaften (Aktiengesellschaften, G. m. b. H. usw.). Ihr Wesen ist aber fundamental verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich zunächst im Zwecke der Genossenschaft beziehungsweise der Kapitalgesellschaft. Während der wirtschaftliche Vorteil, den die Kapitalgesellschaft ihren Mitgliedern bietet, in einem

¹ Die Bezeichnung »Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften« wird seit dem zweiten Kongreß deutscher Volkswirte (1859) in Deutschland und Österreich allgemein gebraucht. In England führen die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften die Bezeichnung: Industrial and provident societies, ein Name, der ungefähr der deutschen Bezeichnung »Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften« entspricht. In Frankreich bezeichnet der gewöhnliche Sprachgebrauch die Genossenschaften als Associations coopératives, während die Gesetzesprache die Bezeichnung Société à capital variable gewählt hat.

Kapitalprofit (Dividende) besteht, bezweckt die Genossenschaft keinen selbständigen Kapitalerwerb. Sie will vielmehr die Betriebswirtschaft (landwirtschaftliche, gewerbliche Handelsbetriebe) oder die Hauswirtschaft ihrer Mitglieder durch naturale Zuwendung bestimmter Wirtschaftsvorteile stützen und stärken, ohne dafür ein Entgelt für sich zu beanspruchen. Die Genossenschaft erfüllt also ihre ökonomische Aufgabe um ihrer selbst willen, nicht um Profit zu erlangen. Beispiele: Wenn sich Landwirte zu einer Molkereigenossenschaft vereinigen, so wollen sie die technischen Vorteile des Molkereibetriebs benützen; sie liefern ihre Milch an die Genossenschaft, weil sie nicht selbst die Zentrifugen, die Kühl- und Lagerräume haben, welche die Genossenschaft besitzt. Die Beteiligung an einer Kreditgenossenschaft erfolgt nicht der Dividende halber, sondern in erster Linie, um Kredit zu erhalten, der bankmäßig überhaupt nicht oder doch nur zu den schwersten Bedingungen zu erhalten wäre. Dieses profitlose Wirtschaftsprinzip steht in schärfstem Gegensatz zum herrschenden kapitalistischen Prinzip. Die Genossenschaft befriedigt die Bedürfnisse ihrer Mitglieder unentgeltlich gegen Erstattung der Selbstkosten, während die kapitalistische Unternehmung dafür eine Bezahlung, ein Mehr als die Selbstkosten, kurz einen Profit verlangt.

Was insbesondere die Konsumgenossenschaft anbelangt, so will diese ihren Mitgliedern möglichst einwandfreie, das heißt gute und billige Waren zur Verfügung stellen. Die Absicht des Konsumvereins geht also nicht auf Erwerb, auf Gewinn. Gewinn ist Vermögensmehrung. Was er anstrebt, ist Hintanhalten von Vermögensminderung, die durch Vermehrung der Ausgaben entsteht. Er bezweckt also nicht Einnahmevermehrung, sondern Ausgaberminderung. Der wirtschaftliche Vorteil der Mitglieder liegt demgemäß auch nicht in der Ausschüttung eines hohen Gewinns, sondern in der guten Qualität und in dem billigen Preise der Waren.

Das Ziel, den Mitgliedern möglichst billige Waren zu verschaffen, erreicht die Konsumgenossenschaft dadurch, daß sie die Waren zum Selbstkostenpreis abgibt. Dieses Prinzip der Warenabgabe zum Selbstkostenpreis läßt sich durch zwei Methoden verwirklichen. Die erstere besteht darin, daß den Mitgliedern der Vorteil der Billigkeit schon beim einzelnen Einkauf zugewendet wird, indem die Ware zum Kostenpreis (Einkaufspreis plus Unkosten) abgegeben wird. Nach der zweiten Methode werden die Waren zum Tagespreis abgegeben, und das zuviel Bezahlte wird am Jahreschluß in Form einer Rückvergütung an die Mitglieder zurückerstattet, so daß der Vorteil der Billigkeit den Mitgliedern erst am Jahreschluß zufließt.

Die zweite von den Pionieren von Rochdale eingeführte Methode hat derartige Vorzüge vor der ersteren, daß diese, die in den Anfängen der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung sehr gebräuchlich war, heute fast ganz verschwunden ist. Die sofortige Abgabe der Waren zum Kostenpreis ist nämlich zunächst kalkulatorisch nicht durchführbar, da sich die allgemeinen Unkosten, die sich jeweils erst am Jahresende überblicken lassen (unvorhergesehene Ausgaben!), nicht im voraus auf die Selbstkosten derart verteilen lassen, daß weder ein Überschuß noch ein Defizit entsteht. Außerdem bietet sie nicht die sozialen Vorteile für Mitglieder und Genossenschaft, welche die andere Methode zur Folge hat. Die Vorteile der letzteren Methode für die Mitglieder bestehen darin, daß deren Sparsinn gefördert (wenn dem Mitglied auf einmal 100 Mark ausgezahlt werden, so wird dadurch der

Ersparnis ganz anders gefördert, als wenn die Ersparnisse pfennigweise gemacht werden) und die Ansammlung eines kleinen hauswirtschaftlichen **Reservefonds** ermöglicht wird. Die Genossenschaft als solche hat andererseits **den** Vorteil, daß sie in den Stand gesetzt wird, eigenes Kapital zu bilden, **dem** die Zurückhaltung der Ersparnisse bis zum Ende des Geschäftsjahrs **bildet** ein billiges einstweiliges Betriebskapital, und auch das dauernde **eigene** Betriebskapital wird aus den Überschüssen durch Bildung von **Reservefonds** gewonnen.

Weil die Gewinnabsicht fehlt, betreibt die Genossenschaft, insbesondere **der** Konsumverein, kein Gewerbe.² Daraus erklärt sich insbesondere, daß **nur** diejenigen Sätze der Gewerbeordnung auf Konsumvereine Anwendung **finden**, die ausdrücklich für anwendbar erklärt sind.³

Während ferner bei den Kapitalgesellschaften und sonstigen Handels-**unternehmungen** die Kunden des Geschäftsbetriebs dritte, das heißt fremde, **an** Unternehmen nicht beteiligte Personen sind, ist es eine Eigenart der **Genossenschaft**, daß Kunden und Träger des Unternehmens identisch sind. **Es** sind zum Beispiel die Darlehensempfänger einer Kreditgenossenschaft und **deren** Genossen oder die Käufer eines Konsumvereins und dessen Mitglieder **identisch**. Die Kreditnehmer einer Aktienbank oder die Käufer eines Waren-**hauses** auf Aktien werden regelmäßig fast niemals zu dem Unternehmen in einem gesellschaftlichen Beteiligungsverhältnis stehen. Für diesen ausschließ-**lichen** Charakter der Genossenschaft sprechen zunächst Zweckmäßigkeits-**gründe**. Bezüglich der Ausdehnung des Geschäftsverkehrs auf Nichtmit-**glieder** sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder wird ihnen die profitlose **Benutzung** der genossenschaftlichen Einrichtungen gestattet, oder es wird ein **Profit** von ihnen erhoben. Die Realisierung des ersten Falles bedeutet einen **Verstoß** gegen die Billigkeit, denn die Einrichtungen der Genossenschaft **müssen** entsprechend der erhöhten Inanspruchnahme erweitert werden, wäh-**rend** nur die Mitglieder zum Betriebskapital beitragen. Wird aber von **den** Nichtmitgliedern ein Profit erhoben, so liegt ein Verstoß gegen die **Ge-
nos**senschaftstheorie vor; denn das der Genossenschaft zugrunde liegende **profitlose** Wirtschaftsprinzip ist durchbrochen, wenn sie Profit für die **Gesamtheit** ihrer Mitglieder auf Kosten von Benützern ihrer Einrichtungen **macht**.

Ein weiterer charakteristischer Unterschied zwischen Kapitalgesellschaft und Genossenschaft liegt in der Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen **Korporation** und Mitgliedern. Die eingetragene Genossenschaft ist ein Mittel-**glied** zwischen der reinen Personal- und der reinen Kapitalgesellschaft. In **dem** Verhältnis zwischen der Genossenschaft und den Genossen mischen sich **persönliche** und vermögensrechtliche Beziehungen. Die vermögensrechtlichen **Beziehungen** sind aber genau so notwendige Bestandteile des mitgliederschaft-**lichen** Verhältnisses wie etwa das Recht auf Teilnahme an der Generalver-**sammlung** und auf Benutzung der genossenschaftlichen Einrichtungen. Dem **Umstand** nun, daß die Genossenschaft keine reine Kapitalgesellschaft ist, ent-**spricht** es, daß sie keine einer bestimmten Kapitalgründung entsprechende ge-**schlossene** Mitgliederzahl besitzt (vergl. Genossenschaftsgesetz, § 1). Die nicht

² Vergl. Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen, Band 5, S. 13.

³ Es sind dies die § 33, 41 a, 105 b und 139 m der Gewerbeordnung.

geschlossene Mitgliederzahl ist ein Hauptkennzeichen der Genossenschaft, welches sie in scharfen Gegensatz zum Beispiel zur Aktiengesellschaft bringt, bei welcher die Zahl der Mitgliederrechte von vornherein nach oben hin fest begrenzt ist. Das Gesetz wollte, daß die Genossenschaft ausdehnungsfähig sei, und zwar sowohl in aufsteigender als auch in absteigender Richtung. Mit dieser Fluktuation im Mitgliederbestand steht das weitere charakteristische Merkmal im Zusammenhang, daß die Genossenschaft kein festes Grundkapital aufweist, da die Summe der Geschäftsguthaben mit dem Zu- und Abgang der Mitglieder von Jahr zu Jahr wechselt. Dieses letztere Merkmal wird von der französischen Gesetzgebung in den Vordergrund gestellt, woraus sich die Tatsache erklärt, daß die Genossenschaft in der französischen Gesetzsprache den Namen »Société à capital variable« (Gesellschaft mit veränderlichem Grundkapital) führt.

Die Verteilung der Rechte unter die Genossen, insbesondere des Stimmrechts in der Generalversammlung und des Anspruchs auf die Erübrigung, muß gleichmäßig sein. Es muß daher zunächst ein objektiver Maßstab gefunden werden. Denkbare Maßstäbe sind die Kapitalbeteiligung (kapitalistisches oder plutokratisches Rechtsprinzip), die Inanspruchnahme des Betriebs (solidarisches oder genossenschaftliches Rechtsprinzip) und schließlich die Verteilung nach Köpfen (demokratisches Rechtsprinzip). Das Ergebnis des demokratischen Rechtsprinzips ist absolute Gleichheit, während die beiden anderen Grundsätze eine relative Gleichheit zur Folge haben. Während bei den profittkapitalistischen Gesellschaften die Ausübung des Stimmrechts und die Verteilung des Gewinns gemäß der Kapitalbeteiligung der Mitglieder erfolgt (vergl. Handelsgesetzbuch, § 252, 214; G.-m.-b.-H.-Gesetz, § 47, 29), würde es wohl dem Wesen der Genossenschaft am meisten entsprechen, wenn die Rechte der Mitglieder nach Maßgabe der Inanspruchnahme des Betriebs abgestuft werden. Denn dieses Prinzip ist nicht nur gerecht, da die Benutzer der genossenschaftlichen Einrichtungen diejenigen sind, die den Nutzen bringen, sondern auch geschäftlich, da es der Genossenschaft den Erfolg sichert, daß die Mitglieder das Bestreben haben, sich viel an den Einrichtungen der Genossenschaft zu beteiligen, namentlich durch ausschließliche Einkäufe bei einer Bezugs-genossenschaft und ausschließliche Lieferung an eine Absatz-genossenschaft.

Bezüglich des Stimmrechts galt von jeher das Prinzip der absoluten Rechtsgleichheit. Es ist vom wirtschaftlichen Liberalismus in die Genossenschaften hineingetragen worden. Dieser Zustand besteht heute noch, da das Genossenschaftsgesetz (§ 43) bestimmt, daß in der Generalversammlung nach Köpfen abgestimmt wird. Es ist also für die Abstimmung in der Generalversammlung rechtlich bedeutungslos, wenn zum Beispiel in einer Konsumgenossenschaft der Genosse A. seinen Geschäftsanteil in voller Höhe eingezahlt und außerdem fast seinen ganzen Bedarf bei der Genossenschaft gedeckt hat, während der Genosse B. auf seinen Geschäftsanteil nichts einzahlte und sein Umsatz bei der Genossenschaft gleich Null ist. Bei dem zwingenden Charakter des § 43 kann der gesetzliche Zustand auch nicht durch das Statut geändert werden. Als die Molkereigenossenschaften das Stimmrecht differenzieren wollten, indem sie die Beteiligung der Mitglieder mit Rüben oder mit der Milchlieferrung mit dem Recht, bei der Willensbildung der Genossenschaft mitzuwirken, in Verbindung zu bringen suchten, erklärte das

Kammergericht die statutarische Einführung eines solchen Stimmrechts für unzulässig.

Noch ungenossenschaftlicher als die angedeutete Regelung des Stimmrechts war die in früheren Zeiten übliche Verteilung der Erübrigung, da diese anfänglich nach Maßgabe der Kapitalanlagen (Geschäftsguthaben) unter die Mitglieder ausgeschüttet wurde. Dieses Prinzip ist den Kapitalgesellschaften, zum Beispiel der Aktiengesellschaft, durchaus angemessen, aber dem Genossenschaftsgedanken entspricht es noch weniger als der demokratische Grundsatz der absoluten Gleichheit. Da die Genossenschaft ihre Tätigkeit profitlos ausübt, so muß in ihr grundsätzlich ein anderer Verteilungsmodus gelten. Auch hier besteht dieser Maßstab in der Inanspruchnahme des Betriebs. Die Genossenschaft entspricht daher den Anforderungen der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit nur dann, wenn sie ihre Erübrigungen nur an diejenigen Genossen verteilt, welche ihre Einrichtungen in Anspruch genommen haben, und zwar nach Maßgabe dieser Inanspruchnahme. Jeder erhält so viel von der Erübrigung, als er selbst durch Benutzung der genossenschaftlichen Einrichtungen zu ihrer Entstehung beigetragen hat. Dieses aus dem Wesen der Genossenschaft entspringende Verteilungsprinzip hat nicht immer in Geltung gestanden, und auch heute sind die Anschauungen noch nicht so weit geklärt, daß von einer unbedingten Herrschaft des Prinzips gesprochen werden könnte. In den Anfängen der englischen und deutschen Genossenschaftsbewegung übernahm man mechanisch den Verteilungsmaßstab der Aktiengesellschaft, ohne zu fühlen, daß er für die Genossenschaft so ganz und gar nicht paßt. Den Pionieren von Rochdale war es vorbehalten, den genossenschaftlich richtigen Verteilungsschlüssel zu finden, und von Rochdale hat dann das Prinzip die Genossenschaftswelt mit steigendem Erfolg zu durchdringen versucht. Auch heute verstoßen aber noch viele deutsche Genossenschaften, insbesondere noch sehr viel Kreditgenossenschaften, gegen diese Genossenschaftstheorie, indem sie die Überschüsse genau so wie die Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung nach Maßgabe der Kapitalbeteiligung verteilen.

Eine geradezu als auffallend zu bezeichnende Erscheinung ist es ferner, daß das Genossenschaftsgesetz den fundamentalen Unterschied zwischen der Aktiengesellschaft und der Genossenschaft nicht berücksichtigt, indem es im § 19 in Anlehnung an das Aktienrecht die Verteilung der Erübrigung nach Maßgabe der Geschäftsguthaben, also das plutokratische Verteilungsprinzip, festsetzt und lediglich dem Statut gestattet, einen »anderen« Maßstab für die Verteilung festzustellen.

Von der Möglichkeit, das kapitalistische Gewinnverteilungsprinzip durch die Selbstgesetzgebung der Genossenschaft zu beseitigen, haben insbesondere die Konsumvereine in überwiegendem Umfang Gebrauch gemacht, da in diesen die Erübrigung nach Maßgabe des von den Genossen bei der Genossenschaft bewerkstelligten Umsatzes verteilt wird. Bei der großen Mehrzahl der Konsumgenossenschaften sind die Einkäufe der Genossen der einzige Maßstab für die Verteilung der Erübrigung. Reste des kapitalistischen Verteilungsmaßstabs sind aber auch noch in einem kleineren Teil der Konsumvereine vorhanden, indem sie die Erübrigung zwar grundsätzlich und in der Hauptsache nach der Höhe der Einkäufe verteilen, daneben aber als zweiten Verteilungsmaßstab auch die Geschäftsguthaben, also die Kapitalbeteiligung, verwenden,

indem eine Kapitaldividende ausgeschüttet wird, die allerdings regelmäßig die Höhe der landesüblichen Verzinsung nicht übersteigt. (Die Gewährung eines eigentlichen Zinses ist genossenschaftsrechtlich verboten; Genossenschaftsgesetz, § 21.)

Schließlich sind auch die das Betriebskapital betreffenden Beziehungen bei der Genossenschaft und bei der Kapitalgesellschaft verschieden. Im Gegensatz zum Grundkapital der Aktiengesellschaft und der G. m. b. H. hat das aus den Einlagen der Genossen sich zusammensetzende Betriebskapital der Genossenschaft (*Geschäftsguthabenfonds*) einen unsicheren Charakter, da die Möglichkeit dauernden Austritts von beliebig vielen Genossen, denen die Geschäftsguthaben ausgefolgt werden müssen (Genossenschaftsgesetz, § 73), das Einlagevermögen derartigen Schwankungen aussetzen und in dem Maße schwächen kann, daß eine erhebliche Gefährdung der Genossenschaft möglich ist. Gewissermaßen zum Ausgleich dieser Gefahr kann die Beitragspflicht der Mitglieder einer Genossenschaft durch Statutenänderung, also durch Mehrheitsbeschluß der Generalversammlung, erhöht werden (Genossenschaftsgesetz, § 16), während die Verpflichtung der Aktionäre auf die Zahlung der statutarischen Einlage beschränkt ist.

Auch der Reservefonds der eingetragenen Genossenschaft unterscheidet sich wesentlich von demjenigen der Aktiengesellschaft. Wenn die Aktiengesellschaften Reserven bilden, so lassen sie sich dabei von der Absicht leiten, die Dividende und damit den Aktienkurs dauernd auf bestimmter Höhe zu halten. Um auch in weniger guten Jahren die gleiche Dividende ausschütten zu können wie in gewinnreichen Geschäftsperioden, wird in den fetten Jahren ein Reservevermögen angesammelt. Die Stärkung des Gesellschaftsvermögens um den Betrag der Reserven ist also grundsätzlich nur als eine vorübergehende gedacht. Nun kann freilich der Einwand erhoben werden, daß der gesetzliche Reservefonds des Aktienrechts keine Gewinn-, sondern eine Verlustreserve (Unterbilanzreserve) sei, da er nach ausdrücklicher Bestimmung des § 262 des Handelsgesetzbuchs zur Deckung eines aus der Bilanz sich ergebenden Verlustes zu dienen hat. In der Tat besteht die Möglichkeit, daß, wenn ein bilanzmäßiger Verlust dauernd ausbleibt, die gesetzliche Reserve dauernd keine Wirkung auf die Dividende ausübt. Dies ist jedoch nur eine Folge der gesetzlichen Kautelen, die der sehr vorsichtige Gesetzgeber glaubte aufstellen zu müssen. Aber im Prinzip dient auch dieser Reservefonds der Dividende, da zum Beispiel im Falle seiner Abschreibung in dem auf die Abschreibung folgenden Jahre der Vermögenszuwachs wieder verteilungsfähig ist.

Die Reserven der eingetragenen Genossenschaft verfolgen dagegen einen ganz anderen Zweck. Wegen des obengeschilderten unsicheren Charakters des Geschäftsguthabens werden die Reserven in der Absicht angesammelt, ein Vermögen zu bilden, das gegen die Gefahr der Wiederabnahme infolge des Austritts von Genossen dauernd geschützt ist. Der Reservefonds ist demnach als sicheres, dauerndes Geschäftsvermögen, gewissermaßen als das Genossenschaftsvermögen im engeren Sinn im Gegensatz zum Einlagevermögen zu betrachten. Die Reserven der Genossenschaften sind nicht wie bei der Aktiengesellschaft dazu bestimmt, in absehbarer Zeit an die Mitglieder zu gelangen; sie sollen gerade umgekehrt bei der Genossenschaft verbleiben und niemals als Rückvergütung, beziehungsweise Dividende verwendet werden dürfen. Dem

entspricht es, daß die gesetzliche Reserve zur Deckung eines aus der Bilanz sich ergebenden Verlustes zu dienen bestimmt ist (vergl. Genossenschaftsgesetz, § 7). Nur dann, wenn ein Reservefonds ausdrücklich als Gewinnreserve oder in ähnlicher Weise bezeichnet ist, darf er als »Gewinn« unter die Mitglieder verteilt werden. Gibt die Bezeichnung zu Zweifeln Anlaß, so spricht die Vermutung dafür, daß es sich um eine Verlustreserve handelt, so daß sie nur zur Ausgleichung einer Unterbilanz verwertet werden kann.

Aus diesem Gegensatz der Verhältnisse darf für die eingetragene Genossenschaft gefolgert werden, daß die Einstellung von Beträgen in die Reservefonds einen in der Absicht der Unwiderruflichkeit abgegebenen Gewinnverzicht enthält. Denn wenn der Gesetzgeber das Ziel, nämlich die Stärkung des Genossenschaftsvermögens, gutgeheißen hat, muß er auch die Mittel dazu, nämlich die Unwiderruflichkeit des Gewinnverzichts, gutheißen. Die allgemeine Regel, daß Vermögenswerte, die auf Grund freier Entschließung, wenn auch unter Erhebung der Entschließung zu einer zu befolgenden Regel, über das gesetzlich gebotene Maß hinaus angesammelt wurden, auch durch freie Entschließung aus der Gebundenheit wieder gelöst werden können, muß im Hinblick auf die geschilderten, bei der Genossenschaft obwaltenden besonderen Umstände eine Ausnahme erleiden. In der genossenschaftsrechtlichen Literatur wird deshalb die Meinung vertreten, daß die Generalversammlung einer eingetragenen Genossenschaft nicht berechtigt ist, Verlustreserven zur Ausschüttung von Rückvergütungen zu benutzen. Das Reichsgericht hat diese Forderung jedoch nicht gezogen, indem es in einer Entscheidung vom 8. Juli 1891¹ den Grundsatz aufstellte, daß die hier aufgeworfene Frage bei den Genossenschaften in der gleichen Weise beantwortet werden müsse wie bei den Aktiengesellschaften, so daß, sobald eine Genossenschaft über den gesetzlichen Reservefonds hinaus Reserven ansammle, diese freiwilligen Reserven jederzeit zu anderen Zwecken verwendet werden können, als bei ihrer Bildung bestimmt wurde.

Kapitalgesellschaft und Genossenschaft unterscheiden sich schließlich auch noch durch die Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen den Mitgliedern der Korporation und den Gläubigern der letzteren. Während bei der Aktiengesellschaft und bei der G. m. b. H., von Ausnahmefällen abgesehen, eine Zahlungspflicht der Mitglieder nur der Gesellschaft gegenüber in Frage kommen kann, ist es eine Eigentümlichkeit der Genossenschaften mit unbeschränkter und beschränkter Haftpflicht, daß eine unmittelbare Haftung der Genossen gegenüber den Genossenschaftsgläubigern praktisch werden kann. Diese Haftpflicht tritt jedoch nur im Konkurs der Genossenschaft in Erscheinung, also erst in zweiter Linie. Der Inhalt der Haftpflicht der Genossen geht nämlich nur dahin, daß die Genossen im Falle des Genossenschaftskonkurses den Konkursgläubigern solidarisches für denjenigen Ausfall haftbar sind, den diese an ihren bei der Schlussverteilung berücksichtigten Forderungen erlitten haben, nachdem zuvor bereits das Umlageverfahren stattgefunden hat. (Genossenschaftsgesetz, § 122 I, 141.)

¹ Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen, Band 28, S. 45 ff.

Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie

Von Franz Kaufkötter

I

Seit dem Ausgang des Mittelalters lasteten Absolutismus und Autokratie wie ein Alp auf dem deutschen Volke. Die Fürsten in den großen und kleinen Staaten, die Obrigkeiten in den großen und kleinen Städten beherrschten nach freiem Ermessen ihre Untertanen. Genau wie auf politischem verhielt es sich auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Hier hatten die Kapitalisten die Alleinherrschaft an sich gerissen, sie schalteten und walteten nach Lust und Laune in den Betrieben, die Arbeiter hatten sich einfach zu fügen: wer nicht gehorchte, der flog hinaus. Doch der Druck von oben erzeugte einen Gegendruck von unten. Der Drang zur Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens machte sich immer mehr bemerkbar und entfachte heftige, erbitterte Kämpfe zwischen Autokratie und Demokratie. Diese Kämpfe blieben nicht erfolglos: der Absolutismus der Fürsten geriet ins Wanken, die Mittel- und Unterschichten eroberten sich immer größere Rechte. In die Parlamente der Staaten und Städte hielt zunächst das Bürgertum und dann auch das Proletariat seinen Einzug. Durch die Novemberrevolution ist der Sieg des demokratischen Gedankens besiegelt, es heißt in Artikel 1 der Reichsverfassung: »Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Gewalt geht vom Volk aus.« Mit dieser Demokratisierung unseres politischen Lebens hatte die Demokratisierung unseres wirtschaftlichen Lebens nicht gleichen Schritt gehalten. Wohl erstrebten die Gewerkschaften seit Jahrzehnten das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter und Angestellten im Arbeitsprozeß — schon im Jahre 1848 richteten die damals neuentstandenen fachgewerblichen Verbände an die Nationalversammlung das Ersuchen, den Arbeitern und Angestellten das Recht einzuräumen, an der »Mitverwaltung der Betriebe« teilzunehmen — aber die Unternehmer hatten nicht die geringste Lust, auf ihre Alleinherrschaft in den Betrieben zu verzichten. Im Gegenteil, sie erklärten mit brutaler Offenheit: »Wir sind die Herren unserer Arbeiter, und das wollen wir auch für immer bleiben.«

Aus diesem Willen heraus erwuchs in ihnen das Bestreben, auch auf politischem Gebiet die Gleichberechtigung zwischen Unternehmern und Proletariern zu beseitigen. Sie sagten, es sei ein Unding, daß tausend Arbeiter eines Betriebs, die von einem Unternehmer abhängig und seinem Willen unterworfen seien, in Staat und Gemeinde bei der Ausübung des Wahlrechts tausendmal so viel Einfluß haben sollten als der Arbeitgeber. Darum forderten sie das Klassenwahlrecht und prägten den Satz: »Von der wirtschaftlichen Ungleichheit zur politischen Ungleichheit!« Die denkenden Proletarier vertraten den entgegengesetzten Standpunkt. Sie erklärten es für einen unhaltbaren Zustand, daß die Arbeiter außerhalb eines Betriebs gleichberechtigte Staatsbürger sein, innerhalb des Betriebs aber willenlose Sklaven des Arbeitgebers bleiben sollten. Darum lautete ihre Parole: »Von der politischen Gleichberechtigung zur wirtschaftlichen Gleichberechtigung!«

Dieser Gegensatz zwischen Betriebsautokratie und Betriebsdemokratie drückt den gewerkschaftlichen Kämpfen der Vorkriegszeit seinen Stempel auf. Die Frage war, ob das Unternehmertum über die Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie über die Ausgestaltung der Betriebe allein bestimmen

oder ob die Arbeiter- und Angestelltenchaft das Mitbestimmungsrecht haben soll.

Die Unternehmer begründeten ihren Anspruch auf das Alleinbestimmungsrecht folgendermaßen: Wir haben alles das gekauft, was in unseren Betrieben vorhanden ist. Wir haben die Produktionsmittel (Fabriken, Maschinen, Anlagen, Rohstoffe usw.) käuflich erworben, und auch die Arbeitskraft haben wir gekauft. Deshalb müssen wir nach dem bestehenden Recht über unseren Besitz frei verfügen dürfen, denn die Vorbesitzer der verschiedenen Waren haben durch den Verkauf das Eigentums- und Verfügungsrecht an uns abgetreten. Diese Auffassung entsprach tatsächlich der kapitalistischen Rechtsordnung. Wenn die Arbeitskraft eine Ware ist, die gekauft und verkauft wird, wenn der Arbeitsvertrag ein Kaufvertrag ist, so treten die Arbeiter ihr Eigentums- und Verfügungsrecht über die Arbeitskraft gegen eine bestimmte Entschädigung an den Kapitalisten ab, und sie haben nichts mehr darüber zu bestimmen, wie die Arbeitskraft verwendet werden soll. Die Gleichberechtigung zwischen Kapitalisten und Proletariern, die nach liberal-kapitalistischer Ideologie im »freien« Arbeitsvertrag in die Erscheinung tritt, findet mit dem Abschluß dieses Vertrags ein jähes Ende. Ganz folgerichtig ließen sich deshalb die Unternehmer, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, im Laufe der Zeit herbei, über die formelle Seite des Arbeitsvertrags (Arbeitslohn, Arbeitszeit) mit den Arbeiterorganisationen zu verhandeln (Tarifverträge), aber über die Verwendung der Arbeitskraft (Arbeitsweise) behielten sie sich das alleinige Verfügungsrecht vor. Wie ein jeder Käufer mit der von ihm rechtmäßig erworbenen Ware machen kann, was er will, so stand auch dem Kapitalisten, der die Ware Arbeitskraft gekauft hat, das Recht zu, über sein Eigentum frei zu verfügen. Daran läßt sich nun einmal nicht rütteln.

Allmählich tauchten in den Reihen der denkenden Proletarier Zweifel auf, ob die Arbeitskraft denn wirklich eine Ware sei wie jede andere, und es rang sich die Auffassung durch, daß der Kapitalismus allerdings die Arbeitskraft zu einer Ware degradiert habe und sie als Ware behandle, daß sie aber in Wirklichkeit eine Fähigkeit sei, ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Persönlichkeit, die ihres Warencharakters entkleidet werden müsse. Zunächst ist die Arbeitskraft nicht wie jede andere Ware von der Person ihres Besitzers getrennt und trennbar, sie ist vielmehr mit der Person ihres Besitzers untrennbar verbunden. Sie kann nicht vom Körper, von der Leiblichkeit des Arbeiters, losgelöst und dem Käufer übergeben werden, bei ihrer Übergabe muß auch die Person des Besitzers dem Kapitalisten zur Verfügung gestellt werden. Die Kapitalisten waren zweifellos der Auffassung, daß sie mit der Arbeitskraft auch die Person gekauft hätten, und es hat schwerer Kämpfe bedurft, um in diese Auffassung Breche zu legen. Immerhin hielten sie noch bis zuletzt an der Auffassung fest, daß ihnen die Person des Proletariers (Körper, Geist und Seele) mitverkauft worden sei, weshalb sie sich nicht verpflichtet fühlten, auf das körperliche, geistige und seelische Wohlergehen der Proletarier Rücksicht zu nehmen. Sie nutzten mit der Arbeitskraft auch die Person des Proletariers so aus, wie es den wirtschaftlichen Interessen entsprach. Die Wahrheit dieser Behauptung wird durch die Geschichte des Arbeiterschutzes tausendfach belegt. Aber auch noch aus einem anderen Grunde ist die Arbeitskraft nicht als Ware zu betrachten. Jede

andere Ware wird quantitativ bestimmt, sie wird nach Zahl, Gewicht, Ausdehnung usw. gemessen, die Arbeitskraft kann nicht gemessen werden. Der Kapitalist kann beim Abschluß des Arbeitsvertrags nicht angeben, ein wie großes Quantum Arbeitskraft er für einen bestimmten Lohn kaufen will, er nimmt vielmehr so viel Arbeitskraft, wie er dem Proletariat auspressen kann. Daß sich ein denkender Proletariat auf einen solchen Kauf nicht einlassen wird, leuchtet ohne weiteres ein. Daher der fortwährende Kampf zwischen Unternehmer und Arbeiter um das Quantum Arbeitskraft, das gekauft oder verkauft worden ist, ein Kampf, der in der Frage der Arbeitszeit und der Arbeitsintensität zum Ausdruck kommt.

Wenn somit die menschliche Arbeitskraft keine Ware ist, die verkauft und gekauft werden kann, sondern lediglich eine Fähigkeit, die in den Dienst eines anderen Menschen gestellt werden kann, so ist der Arbeitsvertrag kein Kaufvertrag, sondern ein Leihvertrag. Diese Anschauung über das Wesen des Arbeitsvertrags wird heute von allen Kennern des Arbeitsrechts geteilt. Damit ist auch das Alleinbestimmungsrecht des Unternehmers in seinem Betrieb, soweit es sich auf die Verwendung der Arbeitskraft bezieht, hinfällig geworden. Zwischen einem Kauf- und einem Leihvertrag besteht nämlich ein weiter Unterschied. Bei einem Kaufvertrag tritt der Vorbesitzer das Eigentums- und Verfügungsrecht über seine Ware an den neuen Eigentümer ab und begibt sich dadurch jedes Rechts an die Ware, bei einem Leihvertrag behält er das Eigentums- und Verfügungsrecht, er tritt nur das Benutzungsrecht ab und behält sich damit die Kontrolle über die Art der Benutzung bei. Ein Klavierhändler zum Beispiel, der ein Klavier verkauft hat, hat nichts mehr darüber zu sagen, was damit geschieht; wenn er ein Klavier verleiht oder vermietet, so bleibt er Eigentümer des Klaviers und muß deswegen das Recht haben, die Art der Benutzung zu überwachen und gegen eine eventuelle mißbräuchliche Benutzung einzuschreiten.

So liegt es auch auf dem Arbeitsmarkt. Der Proletariat räumt im Arbeitsvertrag dem Kapitalisten das Recht ein, die Arbeitskraft zu gebrauchen, aber er bestreitet ihm das Recht, sie zu mißbrauchen. Da zwischen Gebrauch und Mißbrauch ein Unterschied ist, so müssen die Arbeiter eines Betriebs das Mitbestimmungsrecht haben über die Art und Weise, wie ihre Arbeitskraft verwendet werden soll. Bislang hat das Kapital noch immer das Bestreben gehabt, die Arbeitskraft rücksichtslos auszunutzen, und deshalb hat das Proletariat ein lebhaftes Interesse daran, die menschliche Arbeitskraft, das wichtigste wirtschaftliche Gut, gegen den kapitalistischen Raubbau zu schützen. Das kann natürlich in größeren Betrieben der einzelne nicht machen, weshalb eine Interessenvertretung durch Betriebsräte eine unabwiesbare Notwendigkeit ist. Das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter und Angestellten im Arbeitsprozeß (Betriebsdemokratie) ist also eine Selbstverständlichkeit, die im Wesen der menschlichen Arbeitskraft begründet liegt.

Der Wille zur Betriebsdemokratie war in der deutschen Arbeiterklasse schon seit Jahrzehnten lebendig, aber es fehlte ihr an der Macht, das Mitbestimmungsrecht durchzusetzen. Alle dahingehenden Bestrebungen blieben im großen und ganzen erfolglos. Die Einführung der Arbeiterausschüsse war eine halbe Maßregel, die Unternehmer verstanden es, die Arbeiterausschüsse

zu einer Kulisse zu machen, hinter der sich ihre Autokratie versteckte, und die denkenden Arbeiter empfanden diese gewiß g  tgemeinte Einrichtung als eine Lächerlichkeit oder gar als Hohn. Erst durch die Novemberrevolution ist die Betriebsdemokratie gesetzlich festgelegt worden. Im Artikel 165 der Reichsverfassung wird gesagt, daß die Arbeiter und Angestellten dazu berufen sein sollen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen mitzuwirken. Hier wird von einer Gleichberechtigung beider Faktoren gesprochen, und mit Recht, denn von einem Alleinbestimmungsrecht der Betriebsräte kann keine Rede sein. Welcher Unternehmer oder Betriebsleiter würde auch wohl bereit sein, die Verantwortung für den Betrieb zu tragen und für eventuelle Unrentabilität aufzukommen, wenn er nichts im Betrieb zu sagen haben soll?

Es handelt sich also selbstverständlich nicht um ein Allein-, sondern um ein Mitbestimmungsrecht. In der Praxis wird es allerdings häufig zu Kompetenzkonflikten kommen über die Frage, wie weit sich die Befugnisse des Unternehmers beziehungsweise Betriebsleiters erstrecken und welche Befugnisse die Betriebsräte haben sollen. Das liegt in der Natur der Sache begründet, denn jeder Inhaber eines Rechtes will von diesem Rechte möglichst wenig abgeben, während der, dem ein neues Recht verliehen worden ist, sein Recht möglichst erweitern will. Es wird also nicht ohne Reibungen abgehen. Um sie möglichst zu vermindern, hat das Betriebsrätegesetz versucht, die Befugnisse des Betriebsrats in bezug auf den Schutz der Arbeitskraft genau festzulegen. Im wesentlichen sind ihm folgende Aufgaben zugewiesen worden: die Bekämpfung der Unfall- und Gesundheitsgefahren, die Mitwirkung bei der Einführung neuer Arbeitsmethoden, die Sorge für die Innehaltung der tariflichen Abmachungen über Lohn und Arbeitszeit, die Förderung für Kriegs- und Unfallbesch  digte, die Abstellung von Mißständen im Betrieb, der Schutz der Arbeiter und Angestellten gegen ungerechtfertigte Entlassung, kurz die Wahrnehmung der Interessen der Arbeiter- und Angestelltenchaft gegenüber dem Unternehmertum.

Aber diese Tätigkeit der Betriebsräte erschöpft nicht den vollen Inhalt der Betriebsdemokratie, das Mitbestimmungsrecht soll sich auch auf die wirtschaftliche Ausgestaltung der Betriebe erstrecken. Der Artikel 165 der Reichsverfassung weist den Arbeitern und Angestellten auch noch die Aufgabe zu, an der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Diese etwas verschwommene Bestimmung wird im Betriebsrätegesetz näher umschrieben. Danach haben die Betriebsräte die Pflicht, den Unternehmer in der Erfüllung der Betriebszwecke zu unterstützen. Sie sollen der Betriebsleitung mit Rat und Tat zur Seite stehen, um dadurch mit ihr für einen möglichst hohen Stand des Betriebes und für möglichste Wirtschaftlichkeit der Leistungen zu sorgen, sie sollen das Einvernehmen innerhalb der Arbeitnehmerschaft sowie zwischen ihr und dem Arbeitgeber fördern, sie sollen den Betrieb vor Erschütterungen (wie Streiks und Aussperrungen) bewahren und für eine geregelte Betriebsführung sorgen, kurz, sie haben die Aufgabe, die Betriebe möglichst ertragreich zu gestalten, indem sie ihre Kollegen und Kolleginnen zu einem pflichtgemäßen Arbeiten und die Betriebsleitung zu höchster Wirtschaftlichkeit anhalten. Die Betriebsdemokratie hat also zwei Seiten: die Interessenvertretung der Ar-

beitnehmerschaft und die Ausgestaltung des Betriebs zu größtmöglicher Leistungsfähigkeit.

Diese zweite Seite der Betriebsdemokratie wurde und wird von der radikalen Strömung in der Arbeitnehmerschaft aufs schärfste bekämpft, weil darin eine Förderung des Kapitalismus und eine direkte Unterstützung des Ausbeutertums zu erblicken sei. Diese Auffassung ist offenbar falsch. Zweifellos hat die Allgemeinheit besonders in der heutigen Zeit ein lebhaftes Interesse an einer Steigerung der Leistungen und Erträge der verschiedenen Betriebe. Wenn es gelingt, durch die tatkräftige Mitarbeit der Betriebsräte unser zerrüttetes Wirtschaftsleben wieder hochzubringen, so haben davon nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Proletarier Vorteil. Nur ein Anhänger der Zertrümmerungs- und Verschöfelungstaktik kann dies bestreiten. Allerdings soll sich diese Hebung der Wirtschaftlichkeit nicht vollziehen auf Kosten der Arbeitnehmerschaft, die höheren Erträge sollen nicht erzielt werden durch eine Schädigung der Arbeitskraft, der Gesundheit und des Seelenlebens der Proletarier. Es gibt glücklicherweise andere Mittel und Wege, um dies Ziel zu erreichen, und es muß die Aufgabe der Betriebsräte sein, einerseits die rücksichtslose Ausnutzung der Arbeitskraft einzudämmen und andererseits die Leistungsfähigkeit der Arbeit zu steigern. Hier hat die Psychotechnik eine wichtige Rolle zu spielen. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint der Ausdruck »revolutionärer Betriebsrat« als eine leere Redensart. Innerhalb der Betriebe soll keine Revolution gemacht, sondern es soll gearbeitet werden, der revolutionäre Klassenkampf hat keine Stelle in den Betrieben, er gehört in die Parlamente, in die Versammlungen, auf die Straße usw., in den Betrieben kommt es darauf an, eine Arbeitsgemeinschaft zu schaffen, die mehr leistet als bisher. (Schluß folgt)

Karl Hauptmann

Von J. Kluge

Im Februar ist Karl Hauptmann, dreieundsechzigjährig, ins Schattenreich gegangen. Ein ernster Sucher, ein einsamer Denker und tiefer Dichter schied mit ihm: einer, dem es um sein Schaffen ernst war, der mit den seelischen Problemen rang und dem alle Manieriertheit verhaßter Greuel war.

»Darauf kommt alles an,« so heißt es in einem seiner Werke, »willst du in die Stadt oben auf dem Berge, oder willst du nur in die Stadt unten im Tale.« Karl Hauptmann hielt es mit dem ersteren, er war ein Höhenwanderer. Daher kommt es auch, daß von den gut zwei Duzend Büchern, die er in einem langen Zeitraum herausbrachte, eigentlich nur so wenige einen etwas breiteren Leserkreis fanden. Die Bühne, auf der sein jüngerer Bruder Jahr um Jahr seine Triumphe — häufig mit recht bescheidenen Mitteln — feierte, erwies sich ihm als eine undankbare Stätte. Und doch wurde er nicht müde, in immer neuen Formen Stoffe dramatisch zu gestalten und sie dem kritisch gestimmten Publikum zu unterbreiten. Indes der Erfolg blieb aus. Einige wenige Aufführungen, hier und dort vereinzelte Wiederholungen und dann Schweigen. So ging es ihm mit dem geschichtlichen Drama wie mit der modernen Komödie; mit der feinen Vision »Armfelige Wesenbinder« wie mit dem urwüchsigen realistischen Drama »Die lange Jule«. Und doch liegt in den beiden letztgenannten Werken mehr an innerem Gehalt, als in manchem vielgespielten Werke Gerharts. Ohne Zweifel, dessen früher Dichterruhm stand dem

Älteren im Wege. Die Welt wollte nur einen Hauptmann gelten lassen. Den, der die lanten Literaturschlachten um die Wende der achtziger Jahre schlagen half, der Mittelpunkt derselben war.

Karl Hauptmann kam von der Naturwissenschaft her. Er hatte in Jena bei Haeckel Vorlesungen gehört und schließlich eine Arbeit über die Metaphysik in der modernen Physiologie geliefert. Doch gewährte ihm das rein wissenschaftliche Arbeiten wohl nicht die genügende Befriedigung. Das Spüren nach den seelischen Kräften im menschlichen Körper wies ihm den Weg zum Drama. Hier glaubte er auf looserem Gebiet, unterstützt von der Phantasie, Besseres, Tieferes geben zu können. So entstanden die ersten Bühnenwerke »Marianne«, »Waldeule«, »Ephraims Streife«. Der Inhalt: Menschen, Leben und Lebenskonflikte der schlesischen Bergheimat; die Tendenz: Realismus, durchtränkt mit feinen Stimmungszenen. Der Erfolg? Erst das letztere Drama erwies sich als gehaltvoll und bühnenwirksam genug, um einen tieferen Eindruck zu erzielen.

Später entstanden dann eine ganze Reihe weiterer Bühnenarbeiten, teils Realismus, teils märchenhafte Vision. So das Faustdrama »Die Bergschmiede«, das Versmärchen »Armselige Wesenbinder«, das starke Charakterdrama »Die lange Jule« und das tragische Schauspiel »Die Austreibung« und noch manches andere. Viel Menschenbeobachtung, viel Seele steckt in diesen Werken, aber die zwingende Logik, die dichterische Lebendigkeit, die uns glaubend, die uns mitempfindend macht, ist nicht stark genug. Vielsach fehlt auch die Bühnenwirksamkeit. Dazu sind einzelne Werke mit im Zuschauerraum ermüdenden Reflexionen überladen, andere wirken wieder durch ihre Formlosigkeit ungünstig.

Schließlich wuchsen unter seiner Hand auch eine Reihe Dramen geschichtlicher Art. Wichtig und symbolisch. Große Menschen sucht der Dichter in seinem Sinne zu formen: Moses, Napoleon. In all diesen Werken fühlt man, wie ihr Schöpfer, mit dem Stoffe ringend, Innerstes, Tiefstes, Reinstes geben will und wie er sich dabei der Anzerrlichkeiten und technischen Raffinesse begibt, ohne die nun einmal Bühnenwerke nicht leben können.

Sidiker und auch wirkungsvoller ist der Erzähler Hauptmann. Gleich die vor zwanzig Jahren erschienenen »Hütten am Hange« offenbarten dies. Schleifische Armelentgeschichten, soziales Milieu und seelische Zergliederung, fein beobachtet und zu starker Bildhaftigkeit entwickelt. Dazu eine gewisse Einheitslichkeit der einzelnen Charakterstudien. Die Seele der Landschaft vermengt sich mit der der Personen der Handlung. Alles gleitet ohne Schwierigkeit, ganz unaufdringlich ins Gemüt des Lesers und haftet dort fest. Klar und logisch maset die Fabel an; die soziale Tendenz der einzelnen Geschichten ist völlig ungekünstelt und unaufdringlich. Überhaupt hat der Epiker Hauptmann in der kurzen Erzählung, in der Skizze Meisterliches geschaffen. Dieses beweist neben den »Hütten am Hange« nicht zuletzt sein Skizzenbuch »Miniaturen«. Es zeigt starke Naturbeobachtung und romantische Stimmung, und in diese hineingestellt Menschenseelen, die in ihrem Tun und Lassen sich mit der Eigenartigkeit des Ganzen vereinen, so daß alles in seinen Farben schillert.

Karl Hauptmann war kein Naturalist, ja er bekannte sich zuweilen offen als scharfer Gegner Zolas. Die Zustandsschilderung des großen Franzosen war ihm unsympathisch. Gewiß hat auch er sich in einzelnen seiner Dramen und Erzählungen der realistischen Darstellungskunst bedient — im allgemeinen aber ist er als Romantiker anzusprechen, als einer, der zumeist stark mit Stimmungswerten arbeitete, der aus seinem eigenen Ich zu geben suchte und der von einem kräftigen Naturgefühl getragen wurde.

Diese Tatsache zeigte sich schon in seinen ersten Erzählungsbüchern. Also zu einer Zeit, wo er der damaligen literarischen Richtung verhältnismäßig noch am nächsten stand. Sein 1902 erschienener (jetzt in den Kronenbüchern neu aufgelegter) Roman »Matthilde« baut sich weniger auf psychologischer Erfassung der handelnden

Charaktere auf als auf einer mit liebevollem Verständnis und verstehender Güte heraus entwickelten Gesamtkonstruktion. Dessenungeachtet liegt gerade in diesem Werk Tiefe. Es ist der Lebensgang einer armen Arbeiterin, den der Dichter hier gestaltet. Als Fünfzehnjährige, den im Gemeindehaus vegetierenden verlumpigten Eltern entlaufen, kommt Mathilde in die Fabrik. Hier sind die Männer bald hinter ihr her. Indes verschmäht sie alle, um schließlich einen körperlich wenig vorteilhaft aussehenden Arbeiter zu nehmen. Nach kurzem Zusammenleben mit diesem schenkt sie einem aus dem Heimatdorf stammenden Soldaten ihre Liebe. Der läßt sie sitzen. Ein verbummelter Student wird ihr Freund. Bald ist es auch mit dem aus. Mathilde aber wird nicht zur Dirne. Sie rackert sich ab für sich und ihr Kind, um dann einen Schlosser zu heiraten, lust den, den sie als junges Mädchen am wenigsten leiden mochte. Ubrigens huldigt der Dichter auch in der äußeren Form dieses Romans, in der Sprache und den Kapitelsüberschriften einer Erzählerkunst, die trotz des typischen sozialen Stoffes jenseits eines konsequenten Realismus liegt.

Will man das geistige Wesen Karl Hauptmanns kennenlernen, so muß man nach der Lektüre seines »Tagebuchs« zu seinem »Einhart der Lächler« greifen, einem die Seelengeschichte eines Malers gebenden autobiographischen Entwicklungsroman, in dem die Äußerlichkeiten des Alltagslebens stark zurücktreten und nur das Innere Schauen und Werden unmittelbare Geltung erlangt. Vernunft und Gefühl suchen sich in diesem umfangreichsten Buche des Dichters zu vereinen.

Andeutungsweise zu erwähnen wäre noch sein dritter Roman »Ismael Friedmann«. In diesem wird das »Problem« des Halbjuden behandelt. Ein komplizierter Stoff, der den Dichter lockte, mit dem er rang, der aber doch in seiner Hand nicht zu einer über ähnliche vorhandene Bücher hinausragenden Leistung wurde.

Die genannten drei Romane liegen schon eine ganze Weile zurück. In den letzten Jahren seines Lebens hat sich Karl Hauptmann wieder mehr der Bühne zugewandt, um deren Erfolg er am meisten gerungen hat. Eine Dramentrilogie »Die goldenen Straßen« bildete den Abschluß seines dramatischen Schaffens. Dem menschlichen Mühen und Schaffen wird hier ein Hymnus gesungen; die Schaffenden sind es, die die goldenen Straßen entlang ziehen zur Befreiung, zur Vervollendung, zur Erlösung.

Zweifellos ist der Erzähler Karl Hauptmann stärker als der Dramatiker. Was sich gerade bei seinen Bühnenwerken häufig als nachteilige Charaktereigenschaft offenbarte: das Zerflatternde, der Mangel an Geschlossenheit und Zusammenballung — diese ungünstigen Merkmale sind in seinen Prosaschriften wenig zu finden. Allerdings geht er in diesen hier und dort ebenfalls dem Gange nach, eine langsame Auflösung der Fabel zu bewirken, auch im »Einhart« tritt neben den lyrischen Stimmungen die äußere Handlung oftmals weit zurück, sonst jedoch spannt er in der Erzählung den Stoff in eine Form, die geschlossen wirkt. Am vorteilhaftesten wohl in dem Roman »Mathilde«, dem er den Untertitel »Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau« gegeben hat. Als ein Mangel erweist sich die Tatsache, daß er für die tieferen sozialen Zusammenhänge nicht das rechte Verständnis besaß und daher in seinem Schaffen häufig dort scheiterte, wo es galt, aus einfachen Durchschnittsmenschen und einfürmigem Alltagsmilieu Kunstwerke zu formen. Wo ursprüngliche, urwüchsige Charaktere als Motiv wirken beziehungsweise im Mittelpunkt der Handlung stehen, dort gelingt hingegen dem Prosaiker Hauptmann meist ein guter Wurf. Wir sehen das außer in der »Mathilde« in der Erzählung von den »Bradlerkindern«, in dem »Landstreicher« und bei anderen von Natur aus eigenwüchsig geformten Persönlichkeiten seiner Bücher. Auch sein Erzählungsbuch »Schicksale« beweist, daß der Dichter für Außeralltagsmenschen besondere Vorliebe hatte.

Als Beherrscher der Kleinerzählung zeigt sich Karl Hauptmann auch in dem erst einige Wochen nach seinem Hinscheiden bei Vanas & Vette in Hannover erschienenen knappen Novellenbändchen »Drei Frauen«. In drei kurzen Geschichten.

werden hier drei verschiedene Frauencharaktere gezeichnet. Die meisten übrigen Werke Hauptmanns sind bei Kurt Wolff in Leipzig verlegt.

Karl Hauptmann hat sein ganzes Leben lang um Anerkennung gerungen. Erst spät und nur innerhalb eines kleinen Kreises ist ihm diese geworden. In solcher Hinsicht war sein Leben arm an Erfolgen und reich an tragischen Momenten. Sechs Wochen nach seinem Tode nahm sich der Film des Dichters an, und nun wird sein Bühnenwerk »Lobias Buntschuh« von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ziehen, und das Publikum, das diesen »langweiligen« Dichter nie recht mochte, kann im hellbunten Raume die phototechnische Bilderpracht an sich vorübergleiten lassen. Schicksal!

Der ferne Osten

Neue Literatur

Von H. Fehlinger

Der ferne Osten kam schon im dreizehnten Jahrhundert durch Marco Polos und anderer Reisender Berichte in den Gesichtskreis des Abendlandes, aber erst die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien ermöglichte einen regeren Verkehr zwischen Europa und Ostasien. Tiefere Kenntnis des chinesischen Reiches und seiner Kultur vermittelten zuerst die im siebzehnten Jahrhundert dort tätigen christlichen Missionen, die jedoch bald aus eigener Schuld vertrieben wurden, worauf dieses Land den Europäern lange verschlossen blieb. Erst die Expansion der kapitalistischen Wirtschaft Europas führte zu dem Verlangen, China den Fremden wieder zu öffnen, und seine Erfüllung wurde mit Waffengewalt erzwungen. Noch immer aber ist es das am wenigsten bekannte Land, und nur wenige haben in die Wesensart des chinesischen Volkes tiefer einzudringen vermocht.

Die Grundlagen der wirtschaftlichen Kultur Chinas kennzeichnet Administrationsrat Schrameler in kurzen Strichen im ersten der dreizehn Aufsätze, welche der Sammelband »China« (Berlin 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 36 Mark) vereinigt. Schrameler weist auf die durchaus demokratische Art der Weltauffassung der Chinesen und ihrer sozialen Einrichtungen hin; deren für unsere Begriffe ungewöhnlich große Beständigkeit sich nur daraus erklärt, daß sie fest in der Volksseele verwurzelt. »Trotz der fremden Einflüsse, die aus anderen Teilen Asiens kamen und die das Volk im Laufe der Jahrhunderte zu verarbeiten hatte, haben gewisse Grundzüge aus dem ältesten Altertum sich unverändert erhalten und durchsetzen und beherrschen noch heute das ganze Volksleben.« Der eigene natürliche Reichtum Chinas ließ seine lange Selbstgenügsamkeit zu, welche die Erhaltung der aus alter Zeit überlieferten Institutionen und Wirtschaftsweisen stark begünstigte. »Sein fruchtbarer Boden gewährt alles, was das Volk zum Leben nötig hat; weder bedarf es der Einfuhr von Dingen, die im eigenen Lande nicht zu finden sind, noch ist es auf die Ausfuhr zur Beschäftigung seiner Massen oder zur Erhöhung seiner Einkünfte angewiesen.« So ist denn auch jedes Vordringen des auswärtigen Handels unter Widerstand der Chinesen erfolgt.

Außer den natürlichen Wirtschaftsgrundlagen und Chinas Rolle im Welthandel bespricht Schrameler die Entwicklung der politischen Beziehungen zum Ausland, das Festsetzen fremder Mächte auf chinesischem Gebiet und namentlich die durch den Frieden von Versailles brennend gewordene Schantung-Frage. Der Verfasser meint, die »leitenden Staatsmänner Chinas sollten sich Japans Leitung anvertrauen und dadurch die Macht werden, die den gewaltigen Erdteil aus dem lähmenden Gipsoverband fremder Herrsch- und Gewinnsucht erlöst«. Diese Vormundschaft Japans ist es aber doch gerade, die das chinesische Volk in höchste Erregung gebracht hat, von der sich zu befreien es fest entschlossen zu sein scheint. Darauf hin weist neuestens die Erhebung in Südhina unter Führung Sun Jat Sens.

Die weiteren Aufsätze des erwähnten Sammelbandes »China« betreffen Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege in China (Michelsen), die Kultur und Geschäftspropaganda (Linde und Secker), das Verkehrswesen (Streve), die Industrie und den Bergbau (Streve), den Aus- und Einfuhrhandel (Blickle und Wagner) usw. Alle Autoren sind ausgezeichnete Chinakenner, die mit einer einzigen Ausnahme viele Jahre ihres Lebens in China verbracht haben, und alle führen reiches und beachtenswertes Tatsachenmaterial an. Als Einführung in die Kenntnis chinesischer Wirtschaftsverhältnisse ist das Buch sehr gut geeignet. Es kommt tatsächlich einem Bedürfnis entgegen.

Die Untergrabung der Selbständigkeit des chinesischen Reiches während der doch erst ganz kurzen Dauer der Vertragsperiode konnte fremden Mächten nur deshalb gelingen, weil unter der Mandschudynastie breite Schichten des Volkes dem Fatalismus verfielen, der die Kraft zur Selbstbehauptung ungemein schwächte und das Staatswesen herabdrückte. Die Untergrabung der Souveränität Chinas fand Ausdruck in den fremden »Pachtungen« und Niederlassungen, in der Konsulargerichtsbarkheit, in dem Halten fremder Besatzungstruppen, der fremden Zoll- und Postverwaltung usw. Aber der Druck löste Gegendruck aus, es kamen Unabhängigkeitsbestrebungen auf, und die Abneigung gegen die anmaßenden fremden Machthaber wuchs gewaltig. Wie namentlich die Gebietsbefestigungen auf die politisch einflussreichen Kreise der Chinesen wirkten, zeigt sich in dem Umschwung der Stimmung gegenüber den Deutschen, den die Besetzung Tsingtau (1897) zur Folge hatte.

Wie kurzfristig jene Machtpolitik war, zeigt Regierungsrat F. W. Mohr in seinen »Gedanken zur neuen deutschen Chinapolitik« (Neumied 1920, 15 Mark), die ernste Beachtung verdienen. So oft es auch noch bestritten werden mag, ist es eine geschichtliche Tatsache, daß die Besetzung von Tsingtau »zum Bruch des bisherigen so guten Verhältnisses zwischen China und Deutschland führte und uns vor allem die Feindschaft der Beamtenklasse zuzog, die bisher gerade Träger einer stark deutschfreundlichen Stimmung gewesen war«. Die Abneigung wuchs, als deutscherseits, besonders beim Bau der Schantungbahn, jede Rücksichtnahme auf die Weltanschauung, die Sitten und Gewohnheiten der Chinesen unterblieb. Dazu kam Deutschlands Rolle bei der Niederwerfung des Boxeraufstandes und jene verhängnisvollen Worte von der gelben Gefahr, der gegenüber die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren sollten. Mohr sagt: »Daß etwa im Laufe der Zeit eine innere Ausöhnung des maßgebenden Chinesentums mit dem deutschen Tsingtau stattgefunden hätte, etwa weil Tsingtau für die Chinesen ein Bringer der »Kultur«, ein »Ansporn und Vorbild« gewesen wäre, kann nur der glauben und behaupten, der die inneren Triebkräfte politischen Geschehens in China während der letzten zwanzig Jahre nicht begriffen und keinen Blick in die chinesische Psyche, in die gelstigen Strömungen und Anschauungen der chinesischen Beamten gefast hat.« Der politische Einfluß liegt so gut wie ganz bei der Beamtenklasse. Die große Masse des Volkes entbehrt der Schulbildung und jeder staatsbürgerlichen Erziehung, sie ist absolut unparteiisch, und ihr erscheinen Ausländer nicht als Vertreter einzelner Nationalstaaten, sondern als Fremde schlechthin. Deshalb gibt es auch keine besonderen Neigungen für oder gegen irgendein europäisches Volk; »man könnte allenfalls von einer allgemeinen fremdenfeindlichen Unterströmung im chinesischen Volksbewußtsein sprechen. Im Verkehr mit den einzelnen Fremden trifft sie normalerweise nicht an die Oberfläche, um sich dann aber bei Gelegenheit unter Einwirkung fremdenfeindlicher Agitatoren, besonders aus den Kreisen einflussreicher Notabeln, in Aufständen, Demonstrationen, Boykotten und blutigen Ausschreitungen elementar Luft zu machen.«

Ausführlich befaßt sich Mohr mit der Kriegserklärung Chinas an Deutschland und ihren Folgen, Chinas politischen Zielen, dem deutsch-chinesischen Handel und der Neuorganisation des deutschen Chinadienstes. Er warnt eindringlich davor, wieder in die Fehler der früheren Chinapolitik zu verfallen. Besonders beherzigend-

wert sind die Vorschläge in bezug auf Wiederanknüpfung der Wirtschaftsbeziehungen.

Ein lehrreiches Buch ist auch F. Perzypniskis »Von Chinas Ostern« (München 1920, Wolff, 80 Mark). Es handelt nicht bloß von den buddhistischen und taoistischen Kunstdenkmälern vergangener Zeiten chinesischer Hochkultur, sondern es läßt überdies tiefe Einblicke in die Denkart der Chinesen von heute und ihre sozialen und wirtschaftlichen Zustände tun. Die Bilder aus Nordchina, die der Autor aufrollt, zeigen nur Stillstand und Verfall. Die Volksmassen sind in tiefste Unwissenheit versunken, und sie stecken tief in Armut und Schmutz. Bedingt doch eines das andere. Vielsach ist der Rückgang der Kultur augenfällig. Einst blühende Landschaften und Städte sind arm und wüst geworden. Ein unerhörter Mangel an Respekt vor den kostbarsten Schätzen der Nation, den buddhistischen und taoistischen Kunstdenkmälern, hat das Seinige beigetragen, um das Bild der Verarmung, Erschöpfung und Vernachlässigung zu vollenden. Die Söhne des himmlischen Reiches, meint Perzypniski, »verzeiweln nicht darob, denn sie sind Fatalisten«, sie berufen sich darauf, daß Laotse die Genußsamkeit pries. — Einen wesentlichen anderen Eindruck macht Südchina mit seinen gewaltigen Maulbeerkulturen, Tee- und Reisplantagen und kilometerlangen Gärten, die schwer von herrlichen Früchten sind, wo in Dörfern wie in Millionenstädten emsig gearbeitet, wohl auch »nervös« genossen und von beiden Geschlechtern leidenschaftlich politisiert wird. Das Bild der Fülle des chinesischen Südens, das Willen und Kraft zur Erneuerung bekundet, stimmt bedenklich gegen den Norden, der sich dem Fatalismus hingibt.

Um die Volksbildung ist es in China, wie schon kurz angedeutet, recht schlecht bestellt. Zwar wurde nach dem Übergang zur republikanischen Staatsform mit Verordnung vom 28. September 1912 die allgemeine Schulpflicht vom vollendeten 8. bis zum 14. Lebensjahr eingeführt und ein Volksschulsystem am 31. Juli 1915 bekanntgemacht; aber die Zahl der wirklich eingerichteten Schulen ist im Verhältnis zur Zahl der Kinder ganz gering.

Besonders vernachlässigt war von jeher die Schulbildung bei den Mädchen. Von dieser handelt die vom Teachers College der Columbia-Universität zu New York herausgegebene Schrift Ida B. Lewis': »The Education of Girls in China« (92 Seiten), die auf reichlichem amtlichem und privatem Material fußt. In den ersten beiden Abschnitten gibt die Verfasserin eine Darstellung der traditionellen Bildung und der Frauenbildung im besonderen sowie der Reformbestrebungen. Weitere Abschnitte unterrichten über den Stand des weiblichen Bildungswesens in Einzelheiten. Im Jahre 1918 besuchten insgesamt 170 789 Mädchen die staatlichen und privaten Schulen, während die Missionsschulen nach den jüngsten Angaben etwa 100 000 Schülerinnen hatten. Ohne Schulunterricht blieben schätzungsweise über 28 Millionen Mädchen. Die geographische Verteilung der Schulen zeigt eine Karte. Auch die Beigabe eines Verzeichnisses der neueren Literatur über das Bildungswesen in China ist recht dankenswert.

Über die junge koreanische Unabhängigkeitsbewegung unterrichtet der Koreaner S. S. Cynn in dem Buche »The Rebirth of Korea« (London 1920, 272 Seiten). Er berichtet über die Unabhängigkeitsdemonstrationen vom März 1919 und ihre Unterdrückung seitens der Japaner, über den japanischen Militarismus, die japanische Politik und Verwaltung Koreas und das Aufkommen demokratischer Neigungen. Im Anhang beigegeben sind verschiedene Dokumente, darunter auch die Verträge zwischen Japan und Korea und der Annexionserlaß vom 29. August 1910. Man erkennt aus dem Buche, daß die herrschende Klasse Japans alle Mittel anwendet, um das koreanische Volk zu unterdrücken und das Land als Kolonie zu behandeln, die nur zur Aufnahme des eigenen Bevölkerungsüberschusses da ist.

Die weltpolitischen Ziele der japanischen Machthaber zu kennzeichnen versucht die unter dem Titel »Das Problem Japan« (Leipzig, R. F. Köhler, 199 Seiten) erschienene Schrift eines nicht genannten früheren amerikanischen Diplo-

maken, der darlegt, wie die britische Politik während des Weltkriegs den japanischen Militärlisten die längst ersehnte Gelegenheit gab, ihre Vorherrschaft im fernen Osten zu etablieren. Am ausführlichsten gehalten ist die Erörterung der Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten und der japanischen Ausdehnungsbestrebungen im Stillen Ozean.

Vornehmlich mit Chinesisch-Turkestan befaßt sich das Buch von Miss Ella Sykes und Sir Percy Sykes »*Through Deserts and Oases of Central Asia*«. In den ersten Abschnitten schildert Fräulein Sykes die während des Krieges zusammen mit ihrem Bruder ausgeführte Überlandreise nach Chinesisch-Turkestan; im zweiten Teil gibt Sir Percy Sykes Auskunft über die Geographie, die historische Entwicklung, die Verwaltung und die Wirtschaft Chinesisch-Turkestans sowie über die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Text und Bilder führen uns jenen abgelegenen Erdbaum greifbar deutlich vor Augen.

J. A. Sauter, der über anderthalb Jahrzehnte in Britisch-Indien lebte und die Sitten eines Hindu angenommen hatte, gibt in seinem bei R. F. Köhler in Leipzig erschienenen Buche »*Mein Indien*« (260 Seiten) Bilder aus dem indischen Volksleben, die auch dem mit den dortigen Umständen gar nicht vertrauten Leser gute Einblicke in die sozialen Verhältnisse gestatten. Wir lernen mit dem Autor die Bräuche am Hofe eines Eingeborenenfürsten ebenso kennen wie das tieftraurige Los der sozial gedrückten Volksschichten, der vielen Millionen von Menschen, denen ein verhängnisvolles soziales System alles wahrhaft Menschliche versagt, denen das Streben und Drängen nach Licht und Glück fremd ist, weil die gesellschaftlichen Ketten sie fesseln und solches Streben und Drängen völlig aussichtslos machen. Wie die Herrschaft des Aberglaubens wirkt, wird auf Seite 146 bis 149 deutlich veranschaulicht. Obzwar Sauter durchaus für Indien und seine Völker eingenommen ist, überwiegt in seinen Bildern der Schatten doch bei weitem das Licht.

Viel mehr, als der Titel verspricht, bietet dem Leser ein Werk Karl Wirths über Java, das als erster Band einer Schriftenreihe über »Geist, Kunst und Leben Asiens« in Verbindung mit dem Institut für indische Forschung in Hagen i. W. herausgegeben wurde (Karl Wirth, Java. Brahmanische, buddhistische und eigentümliche Architektur und Plastik auf Java. Hagen i. W. 1920, Folkwang-Verlag. VIII und 168 Seiten, 165 Abbildungen und 13 Grundrisse). Das schöne Werk ist nicht bloß ein Beitrag zur Geschichte der exotischen Architektur und Plastik, sondern überdies eine Einführung in das Verständnis der Weltanschauung der Indier, die in den wundervollen Bauten von Boro-Budur usw. Ausdruck findet und die von der unseren wesentlich abweicht. Die Psyche fremder Völker kennenzulernen, ist ein dringendes Gebot, denn Wirth hat recht: »Nur einen Weg gibt es in eine freiere und größere Zukunft hinein: den Weg des Erkennens und des Verstehens des anderen, sei es eines einzelnen Menschen oder einer Nation, eines Volkes oder einer Rasse. Das bedeutet nicht, sich wegwerfen oder sich aufgeben, sondern sich selbst erweitern, aufrichten und sich zu einem ganzen Menschen machen; denn das aufrichtige Verstehen schließt eine richtige Wertung ein.«

Die indojavanischen Bauten, die zum Teil schon vor mehr als einem Jahrtausend entstanden, sind — wie alle Schöpfungen indischen Geistes — durchaus metaphysisch orientiert. Sie verstehen kann nur, wer das Wesen indischer Weltanschauung begriffen hat, deren Grundlagen Wirth auf Seite 7 bis 23 darlegt. Auch den Ursachen des Unterganges der indojavanischen Kultur geht Wirth nach. Er denkt, daß die Formen vorderindischen Lebens dem malaischen Land und Volk ungemäß waren und sich nur so lange zu erhalten vermochten, als durch Einwanderung aus Vorderindien der Zusammenhang mit dem Mutterboden gewahrt blieb. Dem dauernden Bestand der indojavanischen Kultur nicht günstig war es ferner, daß ihr Verbindungsweg von Nord nach Süd verlief, vom Himalaja in die Äquatorzone hinein; denn die tropische Natur begünstigt den ständigen Wechsel des Lebens und der Kulturen von »rauschender Fülle und vernichtendem Untergang«.

Manches, das With sagt, stellt seine persönliche Auffassung dar und weicht von den herrschenden Ansichten der Indienstforcher ab. Doch ist das dem Werte des Buches nicht abträglich.

Nicht nur auf Java, sondern auch auf dem benachbarten Sumatra hat im Mittelalter vorderindischer Kulturgeist Einzug gehalten und das Leben der malaiischen Menschen mehr lebenswert gemacht. Wenn auch später die indische Herrschaft dem Ansturm des Islam erlag, so vermochte dieser doch nicht, die alten schönen hinduistischen Gedanken und Anschauungen der Eingeborenen zu verdrängen, geschweige denn durch arabische Sinnesart zu ersetzen. Die Religion der glühenden Wüste eignet sich nicht für den düsteren sumatranischen Urwald. Zu diesem Ergebnis gelangt auch Wilhelm Volz in seinem eigenartigen Buche »Im Dämmer des Rimba« (Breslau 1921, Hirt). In berebten Worten legt er dar, wie der Tropenwald als geographische Umwelt auf die eingeborenen Malaien und auf den Europäer wirkt. Besonders lehrreich ist das Bild, das Volz von den Kubu entwirft, den Bewohnern des Binnenlandes, die der Natur fast noch ebenso hilflos gegenüberstehen wie ihre Nachbarn im Walde, die Gibbons. Der Urwald als Lebensraum läßt die Menschen nicht emporsteigen, er hält sie fest in Anfangszuständen, ja, er läßt die schönen Anlagen des menschlichen Geistes verkümmern in der Anregungslosigkeit und dem ewigen Gleichmaß des Daseins. Man lese, was Volz auf Seite 85 bis 88 über die gewonnenen Einblicke ins geistige Leben dieser Urmenschen schreibt. Wesentlich reicher ist die Kultur der Malaien. Auch in intellektueller und ethischer Beziehung sind sie durchaus hochstehende Menschen, wenn auch in vieler Hinsicht anders geartet als wir Europäer.

Literarische Rundschau

Frederick - Witte, *Die rationelle Haushaltsführung*. Berlin 1921, Verlag von Julius Springer.

Das Buch der Amerikanerin Mrs. Frederick, um dessen Übersetzung sich außer Irene Witte Johanna Heymann Verdienste erworben hat, trägt einen Umschlagzettel: »Das Taylorsystem im Haushalt.« Damit ist der Grundgedanke des Buches charakterisiert. Es will dazu anregen, möglichst hohe Arbeitsleistungen mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Kraft zu erzielen, um dadurch überbürdeten Hausfrauen Freiheit und Zeit auch für außerhalb der Hauswirtschaft Liegendes zu schaffen. Adele Schreiber, die dem Buch ein Vorwort mitgegeben hat, sieht in dem neuen System die Möglichkeit einer bedeutsamen Reformbewegung für den Haushalt und regt an, ein Preisausschreiben zu erlassen für die besten praktischen Vorschläge dazu. Da vieles von Helene Frederick auf Grund eigener Erfahrung und tatsächlicher Versuche vorgeschlagene in Deutschland schon scheitern muß an der traditionellen baulichen Anlage unserer Küchen, anderes an der Gleichart unserer fabrikmäßig hergestellten Möbel und Geräte — zum Beispiel die Anforderung von Normaltischhöhen, Plättbretthöhen usw. für jede Körpergröße —, so dürfte sich ein wesentlicher Teil der zu machenden praktischen Vorschläge in dieser Richtung bewegen müssen. Gerade hier aber werden zurzeit unüberwindliche Hindernisse infolge unserer Bau- und Fabrikationsverhältnisse entgegenstehen. Ebenso wird zurzeit die Beschaffung einer Reihe in Abbildungen vorgesehener praktischer Arbeitsgeräte an der mangelnden Kaufkraft der Haushaltungen scheitern.

Wenn man aber auch alles dies in Abzug bringt, bleibt noch genug des Lehrreichen und praktisch Durchführbaren in dem Buche übrig. Der Zweck desselben würde indes nicht erreicht, wenn es nur als praktischer Ratgeber wie ein Kochbuch mit Rezepten mechanisch befolgt würde, denn gerade die Verschiedenartigkeit der Einzelhaushaltungen bedingt, daß die zweckmäßigste Arbeitsart jeweilig durch eigenes Denken der Hausfrau gefunden werden muß. Gerade die Erzielung solch

wissenschaftlichen Durchdenkens von bisher gewohnheitsmäßig mechanisch gefaner Arbeit bezweckt das Buch und so die Verwandlung des Hausführungsberufs in einen bewußt geführten wirtschaftlichen Betrieb. Vielleicht ist der Name »Laporsystem« nicht so voll zutreffend, da ja die mechanisierte Zeitleistung nach individueller Eignung nicht in Betracht kommt da, wo ein einziger Mensch alle verschiedenartigen Verrichtungen auszuführen hat. Es kann sich hier nur darum handeln, jede Verrichtung möglichst der individuellen Veranlagung anzupassen.

Recht eigenartig wird wohl die meisten Frauen die Forderung eines gewissen Bureausystems auch im Haushalt berühren, so die Anlegung von Kartotheken für verschiedene Zwecke und ähnliches. Wenig Schreibgewandten wird dies kaum eine Zeit- und Kraftersparnis bedeuten. Ganz interessant statistisch wäre, wenn eine größere Anzahl von Hausfrauen einmal »Zeitstudien« machen würden bei gleichen Arbeiten zur Ermittlung der Normalarbeitszeiten. Dies könnte auch für die Beurteilung der Dienstleistung von Hausangestellten von Wert sein. Mrs. Frederick gibt selbst Normalzeiten für verschiedene Arbeiten an. Sie legt ihren Berechnungen einen Haushalt von vier Personen — Mann, Frau, zwei Kinder — mit einem Durchschnittseinkommen zugrunde.

Das Buch schließt mit Schilderung der von der Verfasserin eingerichteten Versuchsküche, in der alle Verfahren, Geräte, Brennstoffe usw. erprobt werden. Jedenfalls kann das Buch den hauswirtschaftlich tätigen Frauen durchaus empfohlen werden. Es wird neben praktisch Nützlichem führen zu einer Befreiung der Arbeit, die gerade bei dieser ständig wiederholten ermüdenden Kleinarbeit dringend zu wünschen ist.

H e n n i L e h m a n n

Heinz Pothhoff, Was heißt Volkswirtschaft? Jena 1920, Verlag von Eugen Wieders. Preis M. 1.50.

Das Buch, das als Heft 11 der Schriftenreihe »Deutsche Gemeinwirtschaft« erschienen ist, behandelt im Rahmen eines Vortrags zeitgemäße volkswirtschaftliche Fragen. Es geht davon aus, daß Volkswirtschaft nicht nur die Wirtschaft des Volkes bedeutet, sondern auch die Bewirtschaftung des Volkes: die Millionen der Volksgenossen selbst sind der wichtigste Gegenstand der Wirtschaft des Volksganzen, die Gemeinwirtschaft eines staatslich verbundenen Volkes soll aus der bisherigen Einzelwirtschaft organisch herauswachsen. Wenn die kleine Schrift auch gerade keine wesentlich neuen Gedanken bringt, so bietet sie doch manche Anregung.

F. L.

Maxim Gorki, Erinnerungen an Tolstoi. München, Verlag »Der neue Merkur«.

Ein schmaler Band umspannt die in Form anekdotenartiger Aufzeichnungen und in einem ausführlichen Briefe niedergelegten Erinnerungen Gorkis an den großen Dichter. Wertvolle Aussprüche des Weisen von Jasnaja Poljana werden dadurch für die Nachwelt festgehalten, die sonst unbekannt geblieben wären und wie jede Regung schöpferischen Geistes einen Verlust für die Menschheit bedeutet hätten. Zwar sind wir über Denken, Sinnen, Philosophieren Tolstois aus seinen eigenen Tagebuchaufzeichnungen unterrichtet, aber im Verkehr mit Freunden sprang doch manch glühender Funke aus seinem Hirn, den erst die Anregung von anderer Seite entzündet hatte, und so sind denn die Erinnerungen Gorkis von großer Bedeutung als Ergänzung der Selbstbekenntnisse Tolstois. Es spricht für das tiefe Verständnis, das Gorki den Unterredungen mit Tolstoi entgegenbrachte, daß er seine Aussprüche so sorgsam sammelte, um sie später jenen zu übergeben, die nicht das Glück genossen haben, der Persönlichkeit Tolstois nahezu kommen. Die kleine Schrift ist jedem zu empfehlen, der sich nicht mit der Kenntnis des abgeschlossenen Werkes Tolstois begnügen, sondern den Schöpfer auf den Wegen seines Denkens begleiten will.

J. H.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Robert Owen. Zu seinem 150. Geburtstag. Von M. Beer.

Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament. Von
Dr. August Müller, Staatssekretär a. D. (Schluß.)

Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie. Von Franz Lauf-
witzer. (Schluß.)

Kriegswolken im fernen Osten. Von P. Freye.

Kulturnot und Tenebrung. Von Dr. Otto Bournot (Rösslin).

Literarische Rundschau: Dr. E. van den Boom, Industrie-
fragen. + Dr. Friedr. Schmalz, Hauptmann a. D., Groß-
rumänien. + Th. Zell, Unsere Haustiere vom Stand-
punkt ihrer wilden Verwandten.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der literarischen Rundschau besprochen.

- Lenz, Fr.**, Staat und Marxismus. Grundlegung und Kritik der marxistischen Gesellschaftslehre. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 175 S. Geh. 16 M., geb. 26 M.
- Lorenz, Karl**, Die Lehrlingswirtschaft im Friseurgewerbe. Auf Grund der vom Arbeitnehmerverband des Friseur- und Haargewerbes vorgenommenen Erhebungen. Berlin, Selbstverlag des Verbandes. 80 S.
- Nemény, W.**, Petersburg 1920. Tagebuchblätter. München, Fr. A. Pfeiffer & Co. 48 S.
- Reinzer, A.**, Mehrarbeit und Mehrwert. Zweite Auflage. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 15 S.
- Salin, Edg.**, Platon und die griechische Utopie. München, Dunder & Humblot. 284 S. Geh. 30 M.
- Schmidt-Dorotic, C.**, Die Diktatur von den Anfängen des modernen Sozialverträglichkeitsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf. München, Dunder & Humblot. 211 S. Geh. 30 M.
- Schwangart, Fr.**, Die Klage. Dichtungen. Stuttgart, Walter Seifert. 120 S.
- Shaw, Bernhard**, Die Geliebte Shakespeares und andere Essays. Zürich, Max Rascher N.-G. 160 S.
- Steiner, Fr.**, Die Währungs- und Geldgesetzgebung der Sukzessionsstaaten Österreich-Ungarns. Eine Sammlung einschlägiger Gesetze, Verordnungen und behördlicher Verfügungen von 1892 bis 1920. Erster Band. Wien, Verband österreichischer Banken und Bankiers. 266 S.
- Tschitscherin, G.**, Skizzen aus der Geschichte der Jugendinternationale. Berlin, Verlag Junge Garde. 104 S. Geh. 9 M., geb. 12 M.
- Waeland, Are**, Die Diktatur des Proletariats. Gotha, Fr. A. Perthes. 119 S. Geh. 12 M.
- Weigel, A.**, Mitteilungen für Bücherfreunde. Vierte Folge Nr. 1. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Weigel. 86 S.
- Wiedenfeld, A.**, Das Persönliche im modernen Unternehmertum. München, Dunder & Humblot. 146 S. Geh. 10 M.
- *** Der weiße Schrecken in Polen. Hamburg, Karl Heym Nachf. 81 S. Geh. 1 M.

♦ Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart ♦

Sobald ist erschienen:

Rasse und Judentum

Von Karl Rautsky

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage

Preis 8 Mark

Rautsky wendet sich in seiner jetzt vorliegenden Schrift ganz besonders gegen die Rassen-theorie in Verbindung mit dem Antisemitismus. Er schreibt darüber in seiner Vorrede: „Das Proletariat aller Länder den nationalistischen Schlagworten gegenüber kritisch zu stimmen, es gegen sie immun zu machen, es zu befähigen, die Internationalität aus einem unklar empfundenen Gefühl zu einer klar erkannten Idee zu erheben, gehört zu den dringendsten Aufgaben der Zeit. Möge es meiner Schrift gelingen, zu ihrer Lösung beizutragen.“

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 7

Ausgegeben am 13. Mai 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Robert Owen

Zu seinem 150. Geburtstag

(14. Mai 1771 — 14. Mai 1921)

Von M. Beer

In der langen Liste der großen Männer, die aus den Blättern der sozialistischen Jahrbücher hervorleuchten, nimmt Robert Owen einen Platz in vorderster Reihe ein. Er steht neben Plato, More und Marx, nur zog er seine überragende Kraft aus einer anderen geistigen Sphäre: nicht aus einem ungewöhnlich reichen Vorrat von intellektualistischen Energien, sondern aus einem heroischen Ausmaß von praktischer Vernunft und von ethischem Willen.

Im hellenischen Altertum wäre Owen eher ein Epikur als ein Plato geworden, im Mittelalter eher ein Arnold von Brescia als ein Abälard und beim Beginn der Neuzeit eher ein Copola als ein Galilei. Es sind Männer mit wenigen Ideen, mit denen sie aber eine reiche praktische Tätigkeit entfalten, Menschen beherrschen und organisieren; denn vor allem beherrschen sie sich selbst, schaffen sie sich ein inneres Ebenmaß. Sie werden zu unerschütterlichen Charakteren, zu Mittelpunkten wogender Menschenatome.

Als Owen zur Überzeugung gelangte, daß durch die praktische Anwendung seiner Gedanken die Menschen besser, weiser und glücklicher gemacht werden könnten, zögerte er keinen Augenblick, seine Person und seinen Besitz in den Dienst seiner Gedanken zu stellen. »Und meine Entscheidung wurde getroffen, alle Gegnerschaft zu überwinden, erfolgreich zu sein oder zu sterben in meinem Versuch.«¹ Er machte seine Fabriken zu sozialen Laboratorien; seine ungewöhnliche kaufmännische Begabung wurde ihm zum Mittel, nicht Reichtümer aufzuhäufen, sondern Menschenseelen zu adeln, Charaktere zu bilden, menschliche Bausteine zu sammeln und zu schichten für den Aufbau einer harmonischen gesellschaftlichen Ordnung, in welcher der Mensch des Menschen Genosse und nicht der Mensch des Menschen Raubtier sein soll.

Mit einer ganz ungenügenden Elementarschulbildung trat er im Alter von zehn Jahren als Lehrling ins Geschäftsleben ein, zuerst in London, dann als Ladengehilfe in Stamford und in Manchester, wo ihm im Alter von achtzehn Jahren die industrielle Revolution, die zum Teil durch die Erfindung der neuen Spinn- und Webemaschinerie hervorgerufen wurde, die Gelegenheit gab, seine organisatorischen Talente zu entfalten, zu Reichtum und Einfluß zu gelangen und die materielle Grundlage aufzubauen für sein späteres Wirken.

¹ Life of Robert Owen, by himself (Autobiographie). (Englische Ausgabe mit Einleitung von M. Beer.) S. 181. London 1920, Verlag Bell & Sons. Preis 2 Schilling.

Es war etwas ganz Eigenartiges in seinem Wesen. Voll von unbewußtem, naivem Selbstvertrauen, verbreitete Owen überall Vertrauen. Dem scheuen, schüchternen Jüngling von kaum zwanzig Jahren vertraute der größte Fabrikant Manchesters, Herr Drinkwater, seine damals in Lancashire bedeutendste Feinspinnerei an, die 500 Arbeiter beschäftigte, und zahlte ihm im ersten Jahre das für jene Zeit unerhört hohe Gehalt von 300 Pfund Sterling. Und der neue Direktor hatte sich binnen sechs Wochen in das ganze Getriebe so eingearbeitet, daß er es vollständig beherrschte, die Arbeiter zur Pünktlichkeit und Stetigkeit reibungslos anhielt, das Garn verfeinerte, den Kundenkreis erweiterte und die volle Anerkennung seines Chefs gewann. Über vier Jahre blieb er auf diesem Posten, dann machte er sich selbständig und war schon im Jahre 1797 imstande, mit einigen Teilhabern die Baumwollspinnerei von Dale und Arkwright in New Lanark (Schottland) für 60 000 Pfund Sterling käuflich zu erwerben. Im Jahre 1800 wurde er alleiniger Leiter des Etablissements und stellte sich bald die Aufgabe, nicht nur feines Garn zu erzeugen, sondern auch glücklichere, besser erzogene Menschen und edlere Charaktere aus den Proletariern zu machen.

Ein Vierteljahrhundert wirkte Owen in New Lanark und fand Gelegenheit, sein Organisationsgenie zu entfalten, wenn auch nicht ohne Behinderung durch seine Teilhaber. In den Jahren 1810 bis 1820 wurde er zum weltberühmten Sozialreformer. Er schuf die Kleinkindererziehung, er wirkte für einen Normalarbeitstag, für Arbeiterschutz und für die Errichtung von Konsum- und Produktionsgenossenschaften und für umfassende sozialpolitische Pläne, die Erwerbslosigkeit abzuschaffen.

Owen war der erste britische Schriftsteller, der die Bedeutung der industriellen Revolution, der neuen technischen Erfindungen, des Übergangs vom Agrarstaat zum Industriestaat erfaßte. Während britische Staatsmänner, Ökonomen und Statistiker erstaunt und überrascht waren über die volkswirtschaftlichen Erscheinungen, die in den dreißig Jahren zwischen 1790 und 1820 sich ihrer Aufmerksamkeit ausdrängten, sah Owen mit seinem kräftigen, einfachen Verstand die Quelle, den Umfang und die Möglichkeiten der neuen Wirtschaft, und er machte den Versuch, den fortgesetzt steigenden Strom des Warenreichtums zu regulieren, die neuen technischen Kräfte zu beherrschen, die Ausbeutungs- und Profitgier der neuen Reichen zu zügeln und die Arbeiterklasse zu erziehen, um eine friedliche Anpassung der Gesellschaft an die neuen ökonomischen Vorgänge herbeizuführen. Die Menschheitsgeschichte soll nicht mehr das Ergebnis unberechenbarer Faktoren sein; sie soll hinfort nicht im Sturm und Drang der vom Willen und Zielstreben der Einzelmenschen unabhängigen Ereignisse entstehen, sondern bewußt und planmäßig soll sie von der menschlichen Gemeinschaft geformt werden. Der Mensch soll Herr der Wirtschaft und nicht ihr Spielball sein. Der Mensch soll die Umstände beherrschen und sie so gestalten, daß sie ihn sittlich und intellektuell fördern und ihm den Aufstieg zur Vollkommenheit ermöglichen.

Owen glaubte, die Zeit sei gekommen, diese große Aufgabe, an der die größten sozialen und ethischen Denker gearbeitet hatten, mit Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Aus seiner Autobiographie geht nicht deutlich hervor, durch welche Studien er zu seinen Problemen, seinen Lösungsversuchen, kurz zu seiner Lebensaufgabe gelangte. Er berichtet nur, er habe viel gelesen und über re-

ligste Fragen nachgedacht. Während seiner Lehrzeit in London, Stamford und Manchester las er viel, aber nicht systematisch, ohne sich fichtbares Ziel. Am meisten interessierten ihn undogmatische Behandlungen religiöser Fragen. Schon frühzeitig wurde er zum Freidenker, und er hielt die Religion für ein großes Hindernis zu richtigem Denken, zum freien Gebrauch der Vernunft, zum friedlichen Zusammenleben der Menschen. Er wurde Rationalist; er hielt die Vernunft für die einzig legitime Lenkerin des Menschen. Die Vernunft wird jedoch in ihrer Aufgabe gestört durch die Leidenschaften: durch Haß, Furcht, Rach- und Zanksucht, Kampfgier und Unmäßigkeit. Sie kann also nur ihre Aufgabe erfüllen, wo der Charakter, das sittliche Wollen und Handeln diszipliniert ist. Wie bildet sich aber der Charakter? Offenbar entweder durch den Menschen selbst oder durch vergangene und gegenwärtige Verhältnisse oder Umstände. Bei Owen verwurzelte sich die Überzeugung, daß der Mensch nur das Produkt der Verhältnisse sei, daß sein Charakter für ihn von den Umständen gemacht werde und nicht umgekehrt. Ist aber der Mensch das Produkt der Verhältnisse, so ist er für sein Betragen, für seine Gedanken, Gefühle und Handlungen nicht verantwortlich, und man darf ihm nicht gram sein, wenn er sich schlecht beträgt. Durchdringt man die Vernunft mit dieser Überzeugung, so wird jeder vernünftige Mensch versuchen, nicht die Menschen zu tadeln oder zu befehlen, sondern die Verhältnisse, in welchen sie leben, und er wird sein Bestes tun, die Verhältnisse zu ändern.

Owen gelangte zu dieser Überzeugung teils durch Lektüre, teils durch Beobachtung. Und sie stimmte auch überein mit den augenfälligen Änderungen, die die industrielle Umwälzung erzeugte. Er sah die Entstehung neuer Gesellschaftsschichten, neuer Ideen über Produktion, Handel und Verkehr. Die neuen Verhältnisse änderten die menschlichen Beziehungen. Die Aufgabe des Reformers konnte deshalb nicht bestehen im Predigen, Moralisieren und Strafen, sondern in der Herbeiführung anderer sozialer Verhältnisse, in der Beseitigung der schlechten Umstände, die die Unwissenheit, die Selbstsucht, das Verbrechen, die Heuchelei, den Haß und Kampf fördern, und in der Schaffung von guten Umständen, die das Wissen, die Aufklärung, den Mut, die Solidarität und Brüderlichkeit begünstigen.

Die Schaffung von guten Umständen hängt von zwei Bedingungen ab: von der Fülle des Reichtums und der Erziehung der Massen. Diese Bedingungen wurden von der industriellen Revolution ermöglicht. Die neue Maschinerie, die neue Produktionsweise schuf ungeahnte Reichtümer, und sie zeigte die Macht des Wissens: die Naturwissenschaft blühte auf, überall wurde nach Aufklärung verlangt.

Die Zeit der Erlösung der Menschheit aus körperlicher und geistiger Not ist also gekommen. Die Erkenntnis der Faktoren der Charakterbildung und die Erschließung beispielloser Reichtumsquellen sind die Mittel, die neue moralische Welt zu schaffen, in welcher der Mensch sein ewiges und unauslöschbares Streben nach Glückseligkeit befriedigen kann.

Das waren die Grundsätze und Motive seines Wirkens im Fabrikdorf New Lanark, das er von Verwahrlosung und Brutalität zur Kultur und Menschlichkeit heraufführte. Und was er in lokalem Maßstab geleistet hatte, versuchte er seit ungefähr 1815 im nationalen Maßstab zu leisten. Aber in diesem Beginnen stieß er auf wachsende Opposition. Seine Propaganda für Fabrikgesetze, für Kinderschutz und Einführung eines Normalarbeitstags

trug ihm die Feindschaft der Industriellen ein; sein Wirken für die Organisation der Erwerbslosen und Bedürftigen in kommunistische Produktionsgemeinden stieß auf die heftigste Gegnerschaft der politischen Ökonomen, die damals samt und sonders im Banne Adam Smiths und David Ricardos standen und im Individualismus, im freien Wettbewerb das einzige Mittel zur größten Wohlfahrt der größten Zahl erblickten; und sein äußerst freimütiges Auftreten gegen Kirche und Dogmen mobilisierte gegen ihn die ganze britische Christenheit. Die Jahre 1815 bis 1821, in denen Owen seine Reformpläne in Wort und Schrift der britischen Öffentlichkeit und den fürstlichen und gekrönten Häuptern Europas übergab, waren für ihn entscheidend. Sie bezeichnen in seiner Laufbahn den Übergang vom Reformator zum kommunistischen Utopisten.

Als Reformator erfolgreich: Owen ist einer der großen Pioniere der Kleinkinderschulen, der Arbeiterschulgesetzgebung und des Genossenschaftswesens, ging er von Mißerfolg zu Mißerfolg als kommunistischer Utopist. Nachdem er sich vom Geschäftsleben zurückgezogen hatte, reiste er 1824 nach Amerika, verwandte einen großen Teil seines Vermögens auf Gründung einer kommunistischen Kolonie, die nach drei, vier Jahren vollständig zusammenbrach, wie überhaupt alle seine kommunistischen Unternehmungen, Pläne und Bewegungen, die er dann ins Leben rief, fehlschlagen.

Die Grundsätze, von denen er sich hierbei leiten ließ, müssen demnach fehlerhaft oder unvollständig gewesen sein. Diesen Irrtumsquellen wollen wir nachspüren.

Owens Grundsätze waren allzusehr mechanisch-rationalistisch, und sie berücksichtigten nicht den evolutionistisch-biologischen Prozeß, aus dem das menschliche Geistesleben und der menschliche Charakter hervorgeht. Mit den Materialisten und Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts nahm Owen an, daß der Mensch von Natur potentiell gut sei, daß er weder mit der Erbsünde belastet noch aus einem an sich schlechten Stoffe gemacht sei; daß der Mensch bei seiner Geburt ein plastisches, knechtbares Wesen sei, das durch die Eindrücke, die es von der Außenwelt durch die Sinne empfangt, seine feste Gestalt, seinen Inhalt, seinen Charakter und seine Richtung erhalte. Ist die äußere Welt gut eingerichtet, so wird sie unserem Geiste einen guten Inhalt, eine gute Richtung geben und der Vernunft gute Beweggründe liefern, die den Willen in Bewegung setzen und ihn zwingen, Gutes zu schaffen. Und umgekehrt: ist die äußere Welt schlecht eingerichtet, so wird dieser ganze Prozeß mit der Förderung des Schlechten, mit der Hervorbringung schlechter Charaktere und eines schlechten gesellschaftlichen Lebens abschließen. Für Owen waren die kapitalistischen Verhältnisse schlecht, deshalb verlief der ganze soziale Prozeß lasterhaft und endete mit Unwissenheit, Elend und Kampf aller gegen alle. Die Reform der Gesellschaft müßte demnach darin bestehen, an Stelle der Privatwirtschaft die Gemeinwirtschaft zu setzen, eine äußere Welt oder Verhältnisse und Umstände zu schaffen, die die Aufklärung, die Tugend, den Frieden, die allgemeine Solidarität und Brüderlichkeit begünstigen. In der »Heiligen Familie«, bei der Skizzierung des englisch-französischen Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts, zeichnet dies Marx in wenigen Strichen:

Es bedarf keines großen Scharfsinns, um aus den Lehren des Materialismus von der ursprünglichen Güte und gleichen intelligenten Begabung der Menschen,

der Allmacht der Erfahrung, Gewohnheit, Erziehung, dem Einfluß der äußeren Umstände auf den Menschen, der hohen Bedeutung der Industrie ... seinen notwendigen Zusammenhang mit dem Kommunismus und Sozialismus einzusehen. Wenn der Mensch aus der Sinnenwelt und der Erfahrung in der Sinnenwelt alle *Sensitivität*, Empfindung usw. sich bildet, so kommt es darauf an, die empirische Welt *so einzurichten*, daß er das wahrhaft Menschliche in ihm erfährt, sich angewöhnt. ... Wenn der Mensch im materialistischen Sinne unfrei ist ..., so muß man nicht das Verbrechen am einzelnen strafen, sondern die antisozialen Brutstätten des Verbrechens zerstören und jedem den sozialen Raum für seine wesentliche Lebensäußerung geben. Wenn der Mensch von den Umständen gebildet wird, so muß man die Umstände menschlich bilden. ...

Da es nun Owen nicht gelungen war, in den Jahren 1815 bis 1824 Großbritannien zur Schaffung einer neuen äußeren Welt, zur Hervorbringung kommunistischer Verhältnisse zu veranlassen, und da er ferner in den Klassenkampf nicht eintreten konnte, da der Kampf — nach seiner Ansicht — die Macht der Vernunft schwächt und den Geist verwirrt, so fuhr er nach Amerika, gründete dort eine kommunistische Siedlung und schuf die zur günstigen Charakterbildung neuen äußeren Umstände. Nach seinen mechanisch-rationalistischen Lehren mußten die neuen Umstände bald dem Geiste neue Einblicke, neue Beweggründe liefern und die dort versammelten Kolonisten sozialistisch handeln lassen. Er wußte nicht oder berücksichtigte nicht genügend, daß der Mensch sowohl körperlich wie geistig bei seiner Geburt die äußeren und inneren Merkmale, Neigungen, Gewohnheiten und Fähigkeiten einer jahrtausendlangen biologischen Entwicklung einer bestimmten Rasse, eines bestimmten Landstrichs, einer bestimmten Zivilisation im Keime mitbringt. Ferner, daß die Charakterbildung von diesen biologischen Faktoren stärker beeinflusst wird als von der neuen Umwelt, in die der Mensch tritt. Die neuen Einwirkungen müssen erst einen langen Kampf führen mit den ererbten Eigenschaften, die, weil sie viel älter, tiefer im Nervensystem verwurzelt sind und sich deshalb leichter geltend machen und die neuen Einwirkungen wie ungebetene und unbekannte Gäste behandeln. Ebenso wie Owen die Einwirkungen der äußeren Welt überschätzte, so überschätzte er auch die Macht der Vernunft über unseren Willen gegenüber den anderen Eigenschaften unseres Geistes: den Trieben, Empfindungen, Gefühlen und Leidenschaften. Die Vernunft wirkte in den Naturwissenschaften wahre Wunder: ihrem Forschen, Prüfen und Kombinieren verdankte die Welt den Aufschwung der Industrie, des Handels und Verkehrs; ihr verdankte die Menschheit die Erfindungen und Entdeckungen. Sie war also schöpferisch. Warum sollte sie denn nicht letzten Endes auch unsere Bestrebungen und unsere Handlungen beherrschen? Das war die rationalistische Weltanschauung (vom lateinischen *ratio* gleich Vernunft), die sich mit dem Aufstieg der mechanisch-gewerblich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung immer mehr durchsetzte. Auch hier brachte die evolutionäre Weltanschauung eine Änderung. Man begann nach und nach einzusehen, daß unbewußte Kräfte eine große, zuweilen ausschlaggebende Rolle in Natur und Menschheit spielen, daß die Vernunft eine späte Erscheinung in der Natur- und Menschenentwicklung darstellt, daß das Triebs- und Empfindungsleben, daß die irrationalen Elemente im Menschen machtvoll wirken, daß im Widerstreit der rationalen und irrationalen Kräfte die Vernunft einen schweren Stand hat. Die Menschen sind zu zählen, deren Willen und Handlungen von der Ver-

nunft allein bestimmt werden. Das Logische und Ontologische decken sich nicht ganz. Das Rechenproblem: »die Menschheitsgeschichte dividiert durch die Vernunft« hinterläßt stets einen irrationalen Ziffernrest — der Divisor geht nicht restlos auf. Die Quelle der Beweggründe, die unseren Willen in Bewegung setzen, kann zuweilen aus einer Umwelt stammen, die längst verschwunden ist. Und je älter die Quelle ist, desto schwieriger wird es für die neuen Einwirkungen, sich in unserem Geiste Geltung zu verschaffen.

In diesem biologisch-psychologischen Prozeß liegt die Ursache jener schmerzhaften Enttäuschungen, denen friedliche und gewalttame Revolutionäre ausgesetzt sind, so oft sie versuchen, ihre Ideen in programmatisch festgesetzter Zeit durchzuführen. Für Saat und Ernte der Revolution gibt es noch keinen Kalender, keine Zeittabellen, keinen Stundenplan.

Owen kehrte 1829 nach England zurück. Sein Mut, seine Überzeugung hatten durch seinen opferreichen Mißerfolg nicht im geringsten gelitten. Viele Arbeiter und Intellektuelle hatten inzwischen im Geiste Owens in England und Schottland und Irland gewirkt, Konsumgenossenschaften gegründet, sozialistische Ideen verbreitet — das Wort »Sozialismus« entstand in England im Jahre 1827. Aber Owen war mit den praktischen Leistungen der Sozialisten und Arbeiter unzufrieden. Er blickte auf die Genossenschaften als einfache Ladengeschäfte, von denen er nichts Ersprießliches erwartete. Er verlangte Arbeiterproduktionsgenossenschaften, wenn nötig mit Staatshilfe. Und er tadelte die Arbeiter, die sich politisch und gewerkschaftlich organisierten. Anstatt Streikorganisationen und Wahlvereine ins Leben zu rufen, drängte er auf Errichtung von kommunistischen Siedlungen. Er bot seine ganze Autorität auf, um die Massen von der Nutzlosigkeit der politischen und wirtschaftlichen Kampforganisationen zu überzeugen. Er bekämpfte die wundervollen Massenaktionen des britischen Proletariats in den Jahren 1833 bis 1835, und er wandte sich mit aller Schärfe gegen die im Jahre 1836 entstandene chartistische Bewegung wie überhaupt gegen jeden Klassenkampf. Er wurde jedoch von den organisierten Massen nicht mehr als Führer betrachtet; er hatte sich überlebt. Sie achteten ihn wohl als opferreichen Pionier, als sozialen Patriarchen, begegneten ihm mit Respekt, wählten sich aber eigene Führer. Seine frühere Popularität verblaßte. Seitdem die Massen in den Klassenkampf eintraten, wurde der Owenismus zu einer Nebenbewegung, die schließlich von der allgemeinen Arbeiterbewegung absorbiert und umgestaltet wurde. Die im Jahre 1882 neu erwachte sozialistische Bewegung in Großbritannien knüpfte nicht an Owen, sondern an Marx an.

Wirtschaftsvertretung und politisches Parlament

Von Dr. August Müller, Staatssekretär a. D.

(Schluß)

II

Wie im ersten Artikel dargelegt worden ist, hat auch im Reichswirtschaftsrat die politische Betrachtungsweise sich stärker als die wirtschaftliche erwiesen. Mehr über die Erfahrungen, die dort gemacht werden konnten, zu sagen, wäre voreilig. Man darf nicht verkennen, daß der Reichswirtschaftsrat ein Novum der Parlamentsgeschichte darstellt, das sich an keinerlei Vor-

bilder ablehnen kann. Seine Verfassung, die Formen seiner Betätigung müssen von ihm selbständig gefunden werden, ein Stadium des Tastens und Experimentierens ist daher unvermeidbar. Die politischen Bedürfnisse der einzelnen Parteien und der mit den Gesetzgebungsarbeiten betrauten Körperschaften haben auch dazu geführt, daß der Reichswirtschaftsrat nicht gerade sehr zweckmäßig zusammengesetzt ist; die Zahl seiner Mitglieder hat mit 328 weit die Zahl überschritten, die ein solches Sachverständigenparlament enthalten muß, wenn es arbeitsfähig bleiben soll. Auch die Scheidung der Mitglieder in Abteilungen und Gruppen ist nicht in jeder Hinsicht die beste; kurz, das Experiment ist mit den äußerlichen Nachteilen verbunden, die bei seiner Neuheit vielleicht unvermeidbar waren, jedenfalls aber beachtet werden müssen, wenn man ein Urteil über die Körperschaft abgeben soll. Gelingt es dem endgültigen Reichswirtschaftsrat, eine Verfassung zu erzielen, die allerhand Fehler vermeidet, an denen das vorläufige Gebilde krankt, so dürfte manches hinweggeräumt werden, was heute das Urteil über den Reichswirtschaftsrat trübt. Ganz besonders notwendig ist aber die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zur Regierung, den einzelnen Ministerien und zum politischen Parlament. Die Verfassung des jetzigen Reichswirtschaftsrats enthält hierüber so gut wie gar keine Bestimmungen. Offenbar wollte man erst einmal Erfahrungen sammeln, ehe man diese ungeklärten Verhältnisse durch Gesetze oder Verordnungen zu beeinflussen versucht. Diese Erfahrungen sind ja nun gesammelt worden, aber zunächst doch vorwiegend nur in negativer Hinsicht. Man weiß, daß so, wie es jetzt geht, die Dinge nicht fortdauern können. Einzelne Ministerien ignorieren den Reichswirtschaftsrat grundsätzlich, die Regierung in ihrer Gesamtheit betrachtet ihn als eine nachgeordnete Behörde des Reichswirtschaftsministeriums, die mit dem Reichskommissariat zur Bewirtschaftung von Stahlflaschen in einem Atemzug genannt wird, das politische Parlament scheint auch nicht gerade mit hervorragend freundlichen Gefühlen für diesen Konkurrenten erfüllt zu sein. Der Reichswirtschaftsrat hat keinerlei rechtliche Ansprüche auf Mitwirkung bei der Gesetzgebung; er muß sich mit dem begnügen, was man ihm vorlegt, und sein Votum hat lediglich eine gutachtliche Bedeutung, die wohl in vielen Fällen kaum angehört, geschweige denn beachtet wird. So kann es natürlich nicht weitergehen. In der Verfassung des endgültigen Reichswirtschaftsrats muß eine genaue Abgrenzung der Befugnisse dieses Organs, eine Festlegung seiner Rechte und Pflichten und eine Absteckung seines Wirkungskreises erfolgen, die jeden Zweifel über diese grundsätzliche Seite seines Daseinszwecks beseitigt. Wenn dann der Reichswirtschaftsrat noch in sich selbst die Formen ausfindig macht, die für einen Organismus von seiner Art mit so eigenartiger komplizierter Zusammensetzung erforderlich sind, und die Kraft aufbringt, die Zahl seiner Mitglieder so zu reduzieren, daß er den für ein Sachverständigenparlament erträglichen Umfang nicht überschreitet, werden die äußerlichen Voraussetzungen erfüllt sein, deren das Organ bedarf, um lebensfähig zu sein.

Es liegt auf der Hand, daß bei einem so umstrittenen Gebiet wie dem der besonderen Wirtschaftsparlamente allerhand Eingänger die Gelegenheit zu Vorschlägen benützen, die den Homunkulus zu einem lebensfähigen Gebilde umwandeln sollen. Die diesem Bestreben entspringende Literatur ist meistens konfus und stellt einen Rückfall in die reaktionäre Romantik des

ersten Viertels des vergangenen Jahrhunderts dar. Eine der wenigen Schriften, die ernst genommen werden müssen, ist die Schrift von Heinrich Herrfahrdt.² Herrfahrdt gehört zu denjenigen Anhängern besonderer wirtschaftlich-parlamentarischer Institutionen, die aus dem berufsständischen Gedanken heraus zur Vertretung ihrer Forderungen gekommen sind. Er hat mit sehr viel Fleiß und unter Benützung reicher Literatur den Gedanken der berufsständischen Vertretung verfolgt von der Zeit an, wo er durch die Französische Revolution modernisiert wird, bis zu den letzten Vertretern dieser Idee während des Weltkriegs. Beim Lesen dieser Blätter empfindet man, wie mancherlei sich hier zusammenfindet, was kaum zusammengehört: reaktionäre Schrullen und Vorläufer des revolutionären Räte Systems, antiquierte Vorstellungen, die dem Wiener Kongreß zur Ehre gereichen konnten, und hypermoderne Anschauungen über Staatsauffassungen und Staatsfähigkeit. Alles findet man bei den Anhängern des berufsständischen Systems, die untereinander durchweg nicht einheitlich zu beurteilen sind. Herrfahrdt verbindet berufsständische Gedanken mit den Räteforderungen, die im Anschluß an russische Vorbilder nach Vollendung des Zusammenbruchs im November 1918 eine so starke Resonanz bei der Arbeiterschaft fanden, wobei wahrscheinlich die Anhänger der Räteverfassung nicht in jedem Punkte den Interpretationen des Verfassers zustimmen werden. Immerhin ist aber seine Darstellung wertvoll, weil sie das Tatsächliche richtig wiedergibt; die wirtschafts- und staats-theoretisch richtige Einschätzung aller dieser Vorkommnisse dürfte heute überhaupt noch nicht zu erzielen sein. Wir stehen den Dingen noch zu nahe, als daß wir sie so würdigen könnten, wie es den Bedürfnissen objektiver Betrachtungsweise entspricht.

Zu guter Letzt macht unser Autor dann noch einen besonderen Vorschlag, an dem allerdings die Anhänger des Reichswirtschaftsrats und seiner Umgestaltung zu einer »Kammer der Arbeit« recht wenig Freude haben werden. Herrfahrdt ist der Meinung, im Parlament seien zwei Aufgaben vereinigt, die einander entgegengesetzt sind: Erzeugung des Staatswillens und Vertretung der Einzelinteressen. Diese beiden Dinge will er voneinander trennen. Das Parlament soll mit allen Mitteln auf seine eigentliche Aufgabe, unparteiisch über den Einzelinteressen zu stehen, zugeschnitten werden, während die Interessenvertretung in eine neue rein beratende Körperschaft verlegt werden soll. Nicht ein Nebeneinander von politischem Parlament und wirtschaftlicher Interessenvertretung hält Herrfahrdt für wünschenswert, sondern eine organische Verbindung beider zu gemeinsamer Arbeit.

Diesen Gedanken denkt sich der Autor in folgender Weise verwirklicht: Für jeden Gesetzesentwurf wird in einem möglichst frühen Stadium der Vorarbeiten ein Gesetzgebungs-ausschuß gebildet, der aus abstim-menden und beratenden Mitgliedern besteht. Die abstim-menden Mitglieder sind Vertreter des Parlaments und Vertreter der Regierung. Die beratenden Mitglieder sind Vertreter aller durch den Gesetzesentwurf berührten wesentlichen Interessen sowie etwa erforderliche Sachverständige. Der

² »Das Problem der berufsständischen Vertretung von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart« von Heinrich Herrfahrdt. Stuttgart und Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt. 193 Seiten.

Reichstag soll nun das Recht erhalten, einen bevollmächtigten Gesetzgebungsausschuß mit der Beschlußfassung über Gesetze zu beauftragen. Er wählt die beschließenden Mitglieder in den Gesetzgebungsausschuß, die sich wiederum zu ergänzen haben durch Sachverständige und beratende Mitglieder. In gemeinsamer Beratung beider Gruppen soll das Gesetz formuliert und vom Gesetzgebungsausschuß endgültig mit Gesetzeskraft ausgestattet werden. Auf diese Weise erhofft der Verfasser bei wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetzen eine stärkere Berücksichtigung sachlicher Erfordernisse, weil diese nicht so sehr durch die Parteibrille angesehen werden. Der Reichstag selbst soll seine Tätigkeit auf die großen, allgemein politischen Fragen beschränken, die vom Standpunkt politischer Weltanschauung aus zu lösen sind.

Gegen diese Konstruktion sind offenbar noch mehr Einwände zu erheben als gegen die Idee von der Ausgestaltung des Reichswirtschaftsrats zu einem berufsständischen Parlament, das als Erste Kammer neben dem politischen Parlament fungiert. So wenig wie sich politische und wirtschaftliche Gesetzgebung voneinander trennen lassen, daß man jeden Teil zur Erledigung einem besonderen Hause zuweisen kann, so unmöglich ist es, die allgemein politischen von den Fragen der Interessenvertretung zu trennen. Das würde zur Folge haben, daß bei der Besetzung der Kommissionen auf Fraktionen und Parteien Rücksicht genommen werden müßte, und damit hielte der politische Gedanke seinen Einzug in die Kommissionen. Ist das erst geschehen, so werden die eigentlichen Sachverständigen nach dem Gesichtspunkt ausgewählt, wie sie der Mehrheit der Kommissionsmitglieder politisch gefallen. Die ganze Tätigkeit im Gesetzgebungsausschuß ist dann genau so politisiert wie die Tätigkeit des politischen Parlaments. Das Ergebnis dieser Arbeit ist genau das gleiche, als wenn sie vom Parlament aus geführt würde; es besteht nur die Möglichkeit, daß einzelne Interessengruppen in einem kleinen Gremium noch nachhaltiger ihre Einflüsse geltend machen könnten, als das heute schon in einem großen Parlament der Fall ist. Das moralische Gewicht der Verordnungen und Gesetze wird vermindert, wenn sie nicht getragen sind vom Votum des Parlaments, sondern vom Votum eines Ausschusses, und die Gesetzgebungsarbeit wird kompliziert. Denn bevor der Reichstag eine Frage als geeignet für Überweisung an einen Gesetzgebungsausschuß bezeichnet, würde ein mit allen Mitteln des Parteikampfes geführter Streit zwischen den verschiedenartigen Interessengruppen und Parteilagern entstehen, und wahrscheinlich würde man diesen Streit dadurch schlichten, daß bei Zusammensetzung der Kommission die parteipolitischen Bedürfnisse gesichert werden. So würde nur ein Umweg eingeschlagen werden, der im Endeffekt aber zu dem gleichen Ergebnis führen würde wie die Tätigkeit des Reichstags.

Der praktische Vorschlag des Herrn Herrfahrdt ist das Schwächste an seinem Buche, das als eine brauchbare Zusammenstellung über die Fragen der berufsständischen Vertretung und ihren Zusammenhang mit den neuesten politischen Entwicklungen zu bezeichnen ist. Darin liegt sein Wert. Eine Reform des Parlamentarismus auf dem Wege, den Herr Herrfahrdt vorschlägt, ist aber unausführbar. Mit so gekünstelten Konstruktionen lassen sich die Beschwerden nicht beheben, die heute gegen das parlamentarische System gerichtet werden.

Vor allem muß man sich darüber klar sein, daß wenn man nicht gerade den Bolschewismus oder die Einzeldiktatur für wünschenswert hält, nur das demokratische System als Verfassungs- und Verwaltungssystem heute vorstellbar ist. Es läßt sich in vielen Einzelheiten natürlich verbessern und reformieren, aber an der einen Tatsache wird man dabei festhalten müssen, daß die letzten und größten Entscheidungen in der Demokratie vorbereitet werden durch den Kampf der politischen Meinungen und der politischen Weltanschauungen miteinander. Deswegen ist das Parlament das oberste und das höchste Organ, und es ist jedenfalls bei einer Würdigung aller in Betracht kommenden Umstände nicht gut vorstellbar, wie dieses Organ in den Stand gesetzt werden könnte, mit einem anderen seine Macht und seine Bedeutung zu teilen. Damit fällt die Idee der »Kammer der Arbeit« als ein dem politischen Parlament gleichgeordnetes »Herrenhaus« als unausführbar. Die Demokratie des allgemeinen Stimmrechts kann ein solches erstes Ständeparlament in modernisierter Form nicht ertragen. Die Konflikte zwischen beiden würden kein Ende nehmen.

Was dagegen möglich ist, ist folgendes: Man kann zwar politische und wirtschaftliche Gesetzgebung nicht streng voneinander trennen, weil wirtschaftliche Probleme ihre politische Wirkung üben und umgekehrt. Was man unterscheiden kann, ist aber die Festsetzung des Grundsätzlichen und seine Trennung von der Ausführung der beschlossenen Grundsätze. Es ist ganz zweifellos, daß ein ständiges Sachverständigenkollegium in jahrelanger Tätigkeit sich nicht nur eine große Routine in der Beurteilung von Gesetzen aneignen wird, die es vor allem vom Standpunkt der Wirtschaft aus prüft. Ein solches Wirtschaftsparlament stellt auch Verbindungen mit den zahlreichen beruflichen und wirtschaftspolitischen Körperschaften her, die der Gesetzgebungsarbeit nutzbar zu machen im Interesse einer stetigen und gesunden Entwicklung liegt. Für das Wirtschaftsparlament spricht in allererster Linie diese Zusammenfassung der wirtschaftlichen Organisationen und die Schaffung einer Tribüne für die wirtschaftlichen Interessengruppen. Beschränkt sich ein solches Wirtschaftsparlament darauf, seine Aufgabe vor allem in der sachlich richtigen Ausführung vom politischen Parlament beschlossener Grundsätze zu sehen, so ist auch die Frage eines Nebeneinanderwirkens beider Parlamente nicht mehr so schwierig zu lösen. Es kann natürlich nur eine Lösung im Sinne einer Subordination des einen, des wirtschaftlichen, unter das politische Parlament erfolgen.

Selbstverständlich hängt die Entwicklung des Gedankens der Wirtschaftsparlamente von der Entwicklung unserer gesamten Wirtschaftsverfassung ab. Je weiter der Prozeß der Umwandlung des Obrigkeitsstaats in den Wirtschaftsstaat schreitet, desto nachhaltiger wird das Bedürfnis des Staates sein, über besondere Sachverständigengremien zur Beurteilung und Entscheidung bestimmter Wirtschaftsfragen zu verfügen. Diesem Gedanken trägt der § 165 der Reichsverfassung Rechnung. Die darin vorgesehenen Bezirkswirtschaftsräte und Arbeiterräte haben nur einen Sinn, wenn die wirtschaftliche Verfassung diesen Körperschaften besondere Aufgaben zuweist. Genau so steht es mit dem Reichswirtschaftsrat, der als Spitze dieser Organisationen nur dann Wertvolles leisten kann, wenn die Reichsgesetzgebung auf wirtschaftlichem Gebiet seine Tätigkeit notwendig macht. Aber selbst eine Entwicklung in dieser Richtung in sehr starkem Tempo vorausgesetzt, bleibt immer noch ge-

nägend Beratungsstoff übrig, der nicht als rein wirtschaftlich charakterisiert und daher auch nicht von Wirtschaftsorganen entschieden werden kann.

Deshalb bleibt das nach Parteien zusammengesetzte Parlament die Spitze der staatlichen Organisation in der Demokratie, und nur was von ihm den Wirtschaftsparlamenten übertragen wird, kann von diesen nützlicherweise selbständig erledigt werden. Dabei sollte sich das Parlament nicht kleinlich erweisen. Es kann sich damit begnügen, alle grundsätzlichen Fragen sich selbst vorzubehalten, die Ausführung im einzelnen aber dem Wirtschaftsparlament überlassen, das dazu, so viel kann man heute schon an Hand der Erfahrungen des vorläufigen Reichswirtschaftsrats sagen, wirklich bessere Voraussetzungen mit sich bringt als das politische Parlament.

Eine solche Arbeitsteilung zwischen politischem und wirtschaftlichem Parlament würde auch für das erstere von Vorteil sein. Es würde frei werden von all den kleinlichen Einzelheiten, die es heute zu erledigen hat, und könnte seine Kräfte auf die Erfüllung der Aufgaben konzentrieren, die ihm nach wie vor obliegen: auf den Ausgleich des Streites der Meinungen, Weltanschauungen und Parteien. Die Wirtschaft entpolitisieren zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen; die Politik findet immer Wege und Mittel genug, um ihren Einfluß in wirtschaftlichen Dingen zu sichern. Umgekehrt kann man aber vielleicht den politischen Apparat entlasten, indem man unzweideutig wirtschaftliche Aufgaben seiner Befugnis entzieht und sie dem Wirtschaftsparlament überweist. Wahrscheinlich würden manche Vorwürfe gegen die Parlamente verstummen, wenn man sie wiederum auf den Aufgabenkreis beschränkte, den sie in ihrer Jugendzeit gehabt haben, die auch zugleich die Glanzzeit des Parlamentarismus war. Damals sorgte der Manchester-gedanke dafür, daß die Parlamente frei blieben von der Belastung mit wirtschaftlichem Kleinkram. Heute ist keine Rückkehr zum Manchester-tum mehr denkbar. Um so angebrachter dürfte die Befreiung der Parlamente von Aufgaben, die sie ihrem eigentlichen Zweck entfremden, auf andere Weise sein. So kommt man gerade, wenn man und weil man dem politischen Parteiwesen und dem Parlamentarismus die Stellung erhalten will, die sie für die Entwicklung der Demokratie in Anspruch nehmen müssen, zur Befürwortung wirtschaftsparlamentarischer Experimente, deren Verlauf man allerdings vernünftigerweise abwartet, bevor man über die hier erörterte Frage das entscheidende Urteil fällt.

Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie

Von Franz Kaufhütter

(Schluß)

II

Doch nicht nur der linksradikale Teil der Arbeiter wendet sich, wie im ersten Artikel dargelegt wurde, gegen die Mitarbeit der Betriebsräte an der wirtschaftlichen Ausgestaltung der einzelnen Unternehmungen, sondern auch das Unternehmertum. Dieser Widerstand erklärt sich einerseits aus der vermeintlichen geistigen Überlegenheit der Betriebsleitung über die »gewöhnlichen« Arbeiter und »einfachen« Angestellten und andererseits aus dem eingewurzelten Vorurteil, daß der Unternehmer über die Art und Weise, wie er mit seinem Eigentum zu schalten und zu walten habe, ganz allein zu

bestimmen habe. Beide Gründe sind heutzutage hinfällig geworden. Es wohnt in dem modernen Proletariat eine solche Fülle von Intelligenz, Erfahrung und Tüchtigkeit, daß die Arbeiter und Angestellten der verschiedenen Betriebe sehr wohl imstande sind, aus dem Schatz ihres Wissens den Betriebsleitungen gute Ratschläge in technischer und organisatorischer Beziehung zu geben. Einige weiterblickende Unternehmer haben dies bereits erkannt, sie haben deshalb Prämien ausgesetzt für diejenigen ihrer Arbeitnehmer, die brauchbare Vorschläge und Anregungen zu machen wissen. Zweifellos wird diese Seite der Betriebsdemokratie in den Arbeitern und Angestellten einen regen Wettstreit der Kräfte erzeugen, der sicherlich zur Hebung unseres Wirtschaftslebens beizutragen geeignet ist.

Was die Behauptung des Unternehmertums anbetrifft, daß ihm das Alleinbestimmungsrecht darüber zustehe, wie der Betrieb innerlich ausgestaltet werden soll, so beruht sie auf einer Verkennung des Eigentumsbegriffs. Früher galt der starre (römische) Eigentumsbegriff, der dem Eigentümer das unbeschränkte Verfügungsrecht über sein Eigentum gewährte. Nach der heutigen Rechtsauffassung ist die Gesamtheit Miteigentümerin geworden, sie ist an dem Eigentum des einzelnen interessiert und hat damit das Recht bekommen, ihr Interesse wahrzunehmen. Ein paar Beispiele mögen dies verdeutlichen. Der Eigentümer eines Bauernhofs hat nicht mehr das Recht, sein Land ganz oder teilweise unbenutzt liegen zu lassen, ein Hausbesitzer hat nicht mehr das Recht, über die Vermietung seines Hauses willkürlich zu verfügen, und der Unternehmer hat nicht mehr das Recht, nach Lust und Laune darüber zu entscheiden, ob er seinen Betrieb wirtschaftlich oder unwirtschaftlich betreiben will. Dieser neue Eigentumsbegriff findet seinen Ausdruck in der Reichsverfassung, in der es heißt: »Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das allgemeine Beste. ... Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesizers gegenüber der Gemeinschaft. ... Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter Aufsicht des Staates.« Diese Beschränkung des Eigentums- und Verfügungsrechts erstreckt sich über den materiellen Besitz hinaus auch über das körperliche und geistige Eigentum. Der Artikel 183 sagt nämlich: »Jeder Deutsche hat unbeschadet seiner persönlichen Freiheit die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert.« Aus diesem veränderten Eigentumsbegriff leiten wir die Befugnis der Betriebsräte ab, die Betriebe auch auf ihre Wirtschaftlichkeit hin zu überwachen und der Betriebsleitung ratend und fördernd zur Seite zu stehen.

Hinter dieser Betriebsdemokratie, die bereits feste Formen angenommen hat und an deren Aufbau und Ausbau die deutsche Arbeiter- und Angestelltenschaft eifrig mitwirkt, taucht in verschwommenen Umriffen die Wirtschaftsdemokratie auf, das heißt das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmerschaft bei der Regelung und Gestaltung des gesamten wirtschaftlichen Lebens. Hier trifft ein ganz neuer Gedanke in die Erscheinung als der Endpunkt einer langen Entwicklung. Bekanntlich ging der moderne Kapitalismus in seinen Anfängen von dem Grundsatz des laissez faire, laissez aller aus. Es sollte die freie Konkurrenz, das freie Spiel der Kräfte herrschen, kein Staat und keine Behörde

nach auch keine Organisation sollte sich in die freie Wirtschaft einmischen. In Wirklichkeit bestand kein freier Wettbewerb, sondern eine Monopolwirtschaft, aber der Kapitalismus hielt (und hält) krampfhaft die Illusion einer freien Wirtschaft aufrecht. Schon bald zeigten sich die Folgen einer derartigen Wirtschaft, und der Staat sah sich genötigt, in die Wirtschaft regelnd und ordnend einzugreifen, auch das Unternehmertum fand in der freien Wirtschaft ein Haar und schloß sich zu Kartellen, Trusts, Syndikaten usw. zusammen, wodurch die freie Konkurrenz beseitigt wurde. Von einem anderen Gesichtspunkt aus traten die Verbraucher an die Regelung des Wirtschaftslebens heran, indem sie auf genossenschaftlichem Wege eine planmäßige Gestaltung unserer Wirtschaft erstreben. Staat, Unternehmertum und Genossenschaft waren bislang die berufenen Faktoren zur Regelung des Wirtschaftslebens. Jetzt soll auch die Arbeitnehmerschaft als gleichberechtigter Faktor mit hinzugezogen werden. Der Artikel 165 der Reichsverfassung besagt nämlich: »Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erhellung der gesamten wirtschaftlichen Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungs-gesetze mit den Vertretungen der Unternehmer und sonst beteiligter Volkskreise zu Bezirkswirtschaftsräten und zu einem Reichswirtschaftsrat zusammen. Die Bezirkswirtschaftsräte und der Reichswirtschaftsrat sind so zu gestalten, daß alle wichtigen Berufsgruppen entsprechend ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung darin vertreten sind. Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzesentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetzesvorlagen zu beantragen. Stimmt ihnen die Reichsregierung nicht zu, so hat sie trotzdem die Vorlage unter Darlegung ihres Standpunkts beim Reichstag einzubringen. Der Reichswirtschaftsrat kann die Vorlage durch eines seiner Mitglieder vor dem Reichstag vertreten lassen. Den Arbeiter- und Wirtschaftsräten können auf den ihnen überwiesenen Gebieten Kontroll- und Verwaltungsbesugnisse übertragen werden. Aufbau und Aufgabe der Arbeiter- und Wirtschaftsräte sowie ihr Verhältnis zu anderen sozialen Selbstverwaltungskörpern zu regeln, ist ausschließlich Sache des Reiches.«

Man merkt es diesen durchaus verschwommenen Bestimmungen an, daß es sich hier um ein Neuland handelt und um die ersten tastenden Versuche, dies Neuland zu beackern. Immerhin kommt die Absicht zum Ausdruck, ein Wirtschaftsparlament zu schaffen, in dem neben Regierung, Unternehmertum und Verbraucherschaft auch die in den Betriebsräten vertretene Arbeitnehmerschaft aktiv mitwirken und mitbestimmen soll. Wie weit sich die Befugnisse dieses Wirtschaftsparlamentes erstrecken sollen und wie sich seine Stellung gegenüber dem Reichstag (und den anderen Staats- und Gemeindeparlamenten) gestalten wird, steht einstweilen noch dahin. Sicherlich wird es zu zahlreichen Kompetenzkonflikten kommen, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Wirtschaftsdemokratie im Laufe der Zeit immer mehr durchsetzen wird. Unser Wirtschaftsleben hat nun einmal eine übertragende Bedeutung im menschlichen Zusammenleben und übt einen so großen Einfluß auf Staat und Gesellschaft aus, daß es an der Zeit ist, ihm eine selbstständige, entscheidende Vertretung gegenüber dem Staat und den Gemeinden zu gewähren.

Aber die Form, die die Wirtschaftsdemokratie im einzelnen annehmen soll, kann man verschiedener Meinung sein — hier muß die Zeit und die Erfahrung Lehrmeisterin sein —, aber über ihre Notwendigkeit kann kein Zweifel mehr bestehen. Die Wirtschaftsdemokratie ist eine unbedingt notwendige Ergänzung der politischen Demokratie, und daraus erklärt sich der Drang der Massen nach Mitarbeit und Mitbestimmung in wirtschaftlichen Dingen. Das bedeutet natürlich keine Ausschaltung der politischen Demokratie, wie überspannte Köpfe sich dies ausmalen. Ein Volk als Gesamtheit, das sich im Staat eine überpersönliche Organisation geschaffen hat, bedarf einer Vertretung (eines Parlaments) zur Regelung allgemeiner Angelegenheiten rechtlicher, geistiger, sittlicher, gesundheitlicher und kultureller Art neben der Regelung wirtschaftlicher Fragen. Es muß seine Vertreter in die Parlamente schicken, die dort nicht die Interessen eines einzelnen Standes oder Berufszweigs, einer einzelnen Klasse oder Gegend wahrnehmen, sondern die von höherer Warte aus das Allgemeininteresse ins Auge fassen und vertreten. Schul-, Bildungs- und Erziehungsfragen, Fragen der Kunst und der Kultur, der Gesundheit und der Sittlichkeit, Fragen des inneren und des internationalen Rechts fallen aus dem Rahmen der Wirtschaftsdemokratie heraus und bedürfen zu ihrer Erledigung politischer Instanzen. Aber wenn es sich um rein wirtschaftliche Fragen handelt, so sind die Betriebs- und Wirtschaftsräte die berufenen und geeigneten Organisationen, um diese Dinge zu regeln.

So sehr man sich also vor einer Überspannung des Rätegedankens hüten muß — auch hier zeigt sich erst in der Beschränkung der Meister —, so muß man doch zugestehen, daß die Wirtschaftsdemokratie in der zukünftigen Gestaltung unseres Wirtschaftslebens eine wirksamere Rolle zu spielen vermag als die politische Demokratie, wie sie sich unter dem Einfluß des Kapitalismus und Liberalismus entwickelt hat. Die Mängel des landläufigen Parlamentarismus liegen vor aller Welt offen zutage, eine Gesundung und Erneuerung wird allgemein als eine Notwendigkeit empfunden, und hier bietet sich die wirtschaftliche Demokratie als Heilmittel dar. Bekanntlich ist das Arbeitsverhältnis das ursprünglichste, natürlichste Verhältnis der Menschen zueinander. Die Angehörigen eines Berufs- oder Erwerbszweigs stehen in fortwährender persönlicher Berührung miteinander, sie kennen sich untereinander und haben gemeinsame Interessen. Darum sind die Betriebsräte die berufenen, wirklichen Vertreter der einzelnen Betriebe oder Betriebsabteilungen, sie haben einen genauen Einblick in die persönlichen und sachlichen Arbeitsverhältnisse, sie vereinigen in ihrer Person Sachkunde, Erfahrung und Beobachtung, sie bringen dem Betrieb eine innere Anteilnahme entgegen und werden es deshalb im allgemeinen an Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl nicht fehlen lassen. Auch können sie von allen Beteiligten in ihrem Tun und Lassen genau kontrolliert und gegebenenfalls als ungeeignet beiseitegeschoben werden. Es findet somit eine fortwährende Anlese der tüchtigsten, geeignetsten Kräfte statt. Durch den Zustrom neuen Blutes wird eine Verküsterung und Verkalkung des Organismus vermieden, der Bürokratismus, dieser Fluch jeder Organisation, kann keinen Boden finden, die mitten im wirtschaftlichen Leben stehenden Betriebsräte werden die Entwicklung im Fluß erhalten. Zweifellos wird sich auch in der Wirtschaftsdemokratie allmählich eine gewisse Überlieferung bilden, aber sie wird

nicht zu einer Erstarrung führen, weil sie vor immer neue Aufgaben gestellt wird. Es läßt sich also nicht bestreiten, daß die Wirtschaftsdemokratie als die *Umschaltung* der Betriebsdemokratie segensreiche Wirkungen ausüben wird und daß es deshalb nötig ist, den ihr zugrunde liegenden Gedanken mit *stärkster* Beschleunigung in die Wirklichkeit umzusetzen.

Damit erwachsen selbstverständlich dem deutschen Proletariat neue, wichtige Aufgaben, Aufgaben, wie sie noch niemals, solange es eine Weltgeschichte gibt, einer Klasse oder einem Volke gestellt worden sind. Nicht nur unser politisches und soziales Leben soll mit dem Geiste des demokratischen Sozialismus erfüllt, auch unser wirtschaftliches Leben soll nach demokratisch-sozialistischen Grundsätzen ausgebaut und umgestaltet werden. Diese neuen Aufgaben stellen an die deutsche Arbeiterklasse ganz neue Anforderungen in bezug auf geistige und sittliche Tüchtigkeit, sie erfordern einen Reifegrad, den sie bis heute noch nicht besitzt und nach Lage der Sache auch nicht besitzen kann. Unter dem alten System waren Arbeiter und Angestellte von der Lösung derartiger Aufgaben völlig ausgeschlossen, heute werden sie zur Mitarbeit im weitesten Umfang herangezogen, sie müssen also eine Lehrzeit durchmachen, um zweckentsprechend wirken zu können. Das deutsche Proletariat ist durch die revolutionäre Umwälzung aufs *Neue* Pferd gesetzt worden, jetzt muß es reiten lernen. Erfreulicherweise macht sich überall das Streben bemerkbar, zu lernen und sich zu schulen, um sich reif zu machen für die neuen Aufgaben. Darum steht zu hoffen, daß die Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie, dieser Ausdruck einer neuen Weltanschauung, eine allmähliche Neugestaltung des menschlichen Zusammenarbeitens und Zusammenlebens im Gefolge haben wird. Dazu gehört natürlich, daß Arbeiter und Angestellte in vollem Maße ihre Pflicht und *Schuldigkeit* tun.

Kriegswolken im fernen Osten

Von V. Freye

Bei der Verteilung der deutschen Kolonialgebiete hielt Japan mit bemerkenswerter Zähigkeit am Besitz der Marianen und Carolinen sowie des deutschen Kabinets im Stillen Ozean mit der Zentralstation Yap fest. Das Reich des Mikado ist seit dem Russenkrieg, nachdem es vorher schon den Chinesen die Insel Formosa abgenommen hatte, durch Eroberung von Korea, Liautung und Port Arthur, der südlichen Mandschurei und der Insel Sachalin ganz beträchtlich gewachsen. Es hat heute über 95 Millionen Einwohner, von denen etwa 65 Millionen rassereine Japaner sind. Aber diese Ausdehnung genügt den auf engem Raume zusammengedrängten, rasch zunehmenden Japanern nicht. Ihre Übervölkerung bedarf eines beständigen Auslassungsventils, bedarf neuer Siedlungsgebiete, wo sich die Energie dieses intelligentesten aller Mongolenvölker genügend auswirken und weiterentwickeln kann. Daher der Wanderungsdrang, der die Japaner besonders seit den letzten zwei Jahrzehnten stark erfaßt hat und sie nicht nur hinüberführt nach dem asiatischen Kontinent, sondern sie auch hinübertreibt zum amerikanischen Kontinent. Heute richten sie ihre Blicke sogar schon mit der ihnen eigentümlichen Beharrlichkeit bis nach Australien.

»Ostasien für die Ostasiaten!« das ist der Ruf, den die weit-ausschauende, großjapanische Politik schon um die Wende des Jahrhunderts in Tokio geprägt hat und der seit der Besiegung der Russen die Völker des fernen Ostens bis herüber nach Vorderindien mächtig erregt hat und sie aus jahrhundertelanger Lethargie erwachen ließ. Seit jener Zeit, wo mongolische, mustergültig gedrückte und geführte Heere es verstanden, ein großes, weißes Volk zu schlagen, seit jener Zeit hat sich das Selbstbewußtsein unter den Ostasiaten mächtig gehoben, und die heutige nationalistische Bewegung in Indien, das weiß jeder von uns, der jahrelang dort draußen gewohnt hat, ist nicht zuletzt auf diesen Faktor zurückzuführen.

Europäische Kolonialgründungen im Bereich der Machtsphäre des gewaltig aufstrebenden Japan und am Leibe des wiedererwachenden, alten Kulturreichs China können heute auf die Dauer nicht mehr bestehen. Was den Russen in Port Arthur, Liaotung und der Mandschurei geschah, das geschah uns in Tsingtau, und das werden auch die Engländer in Hongkong, die Amerikaner auf den Philippinen und die Franzosen in Indochina erfahren. Das Schicksal unserer schönen Kolonie in Schantung war bei ihrer Gründung im Jahre 1897 schon bestimmt. Damals schon arbeitete man in Tokio an den Plänen nicht nur zur Ausmerzung der Russen, sondern auch der Deutschen. Als 1911 Japan uns ein Bündnis anbot und wir es in kurzschligster Weise ausschlugen und dem klugen Geschäftsblick der Engländer überließen, diese Vereinigung, die allerdings von beiden vertragsschließenden Mächten nur aus rein opportunistischen Gründen eingegangen wurde, für ihre Zwecke gegen Rußland auszunutzen, da schaffte sich Japan die finanziellen Mittel, um zunächst einmal den gefährlichsten Gegner, um Rußland zurückzudrängen.

Seit dem Boxeraufstand 1900, als sich auch in China, in einem alten Kulturvolk von fast 400 Millionen Menschen, der Haß gegen die rothhaarigen Weißen (die Chinesen sagen verächtlich: Ang-moh) regte, hat Japan eine Politik freundschaftlicher Annäherung an seinen großen kontinentalen Vetter begonnen. Darauf folgte 1911 die Revolution unter Dr. Sun-Jat-Sen, die China vom Joche der Mandschurei befreite, das es seit 300 Jahren zugleich mit dem Jopfe, dem Zeichen der Mandschu, widerwillig getragen hatte.

Viele Europäer haben damals gelacht, als sich Millionen und aber Millionen von Chinesen den Jopf abschnitten und sich europäische Kleidung anlegten. Sie lachten und glaubten nicht an die tiefe Bedeutung dieser Wandlung. Nur einige wenige, unter ihnen der im vorigen November als Haupt- ratgeber Chinas verstorbene, früher als Berichterstatter der Londoner »Times« wohlbekannte Dr. Morrißson, haben nicht gelacht. Sie wußten, daß sich im Osten eine neue Weltmacht zu entwickeln begann. Heute lacht man nicht mehr, denn alle Zeichen deuten darauf hin, daß sich die Entwicklung Chinas wie die Japans rasch vollziehen wird.

Als der Weltkrieg ausbrach, da war es für Japan beschlossene Sache, aus rein selbstsüchtigen Motiven, auf Grund des Bundes mit England, den Alliierten beizutreten, um erstens Kiautschou zu erobern und zweitens durch Lieferung von Kriegsmaterialien und Munition an seine lieben Verbündeten reichen Gewinn einzuheimsen. Vornehmlich durch seine russischen Lieferungen gegen englisches und später gegen amerikanisches Gold wurde Japan im Kriege reich. Englands Kampfflotte war bis auf das letzte Schiff

zum Schutze des Mutterlandes in Europa nötig. Da übernahm Japan gern die Kontrolle der Seewege im Indischen und im Stillen Ozean. Durch den U-Bootskrieg wurde aber auch die Handels tonnage Englands und seiner Verbündeten immer knapper, und obendrein brauchte man die Schiffe zur Versorgung der vielen weit auseinanderliegenden Kriegsschauplätze sowie zum Transport der großen Truppenmassen. Daher machte sich im fernen Osten schon Ende des Jahres 1915 ein rasch zunehmender Mangel an Tonnage und ein Stocken des britischen und alliierten Exporthandels bemerkbar. Auch konnte diese Tonnage nicht durch Amerika ersetzt werden, weil Bruder Jonathan seine Schiffe selbst für den riesenhaft anschwellenden Kriegshandel nach Europa nötig hatte. Das Zusammentreffen solcher Umstände wurde von Japan gleich von Anfang an ausgenutzt. Es konnte jetzt nicht nur den fast gänzlich bis auf China, Siam und Niederländisch-Indien ausgemergelten deutschen Ortshandel ersetzen, es hatte auch vollauf Gelegenheit, überall die schweren Verlegenheiten seiner lieben Verbündeten auszunutzen und selbst den Briten schärfste Konkurrenz zu machen. Japanische Großimportgesellschaften wie die Mitsui-Bussen-Kaisha und andere, die schon vor dem Kriege hervorgetreten waren, eröffneten jetzt von Indien bis nach Nordchina überall in den Hafenplätzen Agenturen und entwickelten eine wahrhaft fieberhafte Tätigkeit. Allerorts in den Hafenstädten schossen als vorgeschobene Posten der Großkaufleute kleine japanische Geschäfte wie Pilze empor.

Gut gearbeitet waren zwar viele der japanischen Waren gerade nicht, aber sie waren billig, und sie ersetzten wenigstens zeitweilig die europäischen Erzeugnisse. Auch Zwischenhandel trieben die Japaner. Sie brachten amerikanischen Waren herbei und versorgten damit sogar auf Umwegen oder offen die doch eigentlich »feindlichen« deutschen Firmen, denen somit die Möglichkeit wurde, in aller Gemütsruhe zum Schrecken der Engländer recht einträgliche Geschäfte, trotz völligen Versagens der heimatischen Verbindungen, zu betreiben.

So entwickelte sich nicht nur eine glänzende Kriegsindustrie in Japan, auch die Friedensindustrie gelangte zu vorher ungeahnter Höhe. Unter anderem entstand eine »Japanische Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft« mit der offen ausgesprochenen Absicht, die Erzeugnisse der deutschen Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft zu ersetzen. Wenn das auch nicht völlig möglich war, so blühte doch der japanische Handel in elektrischen Artikeln ganz bedeutend auf. Gleichzeitig begann man mit einer ausgedehnten Fabrikation von Anilinfarben und mit der Herstellung von Chemikalien, Parfümerien und fertigen Medikamenten, darunter zum Beispiel Gattasan als Ersatz für das gänzlich ausbleibende Salvarsan. Ferner verbesserte sich die japanische Textilindustrie auf breiter Basis durch Einführung moderner amerikanischer Maschinen. Britische Baumwollgewebe konnten bald nicht mehr mit den japanischen Produkten konkurrieren, nicht nur was den Preis anbetrifft, sondern auch in der Qualität, die den englischen Massenprodukten nunmehr fast oder sogar ganz gleichkam.

Auch die schon vor dem Kriege florierende japanische Schiffsbauindustrie hob sich mächtig. Schon 1916 sollten im englischen Auftrag mit amerikanischem Stahl und Material Ersatzschiffe für versenkte Tonnage gebaut werden. Japan erklärte sich dazu bereit, verbrauchte aber einen großen Teil des gelieferten Materials für japanische Kriegsschiffe, hauptsächlich für Super-

dreadnoughts. »Wir nähren«, so hieß es im »New York Herald« nach Eintritt der U. S. A. in den Krieg, »eine Schlange an unserem Busen.« Die Yankees hatten darin recht. Japan schuf sich im Kriege mit amerikanischem Material eine mächtige Schlachtflotte. Wurden früher noch Teile von Maschinen aus Europa bestellt, so wurde jetzt tatsächlich bis zu den Dynamos und bis zu den elektrischen Einrichtungen alles in Japan hergestellt. Selbst im Lokomotivenbau begann Japan seinen eigenen Bedarf zu decken. Überall hob sich die japanische Industrie mit verblüffender Eile.

Und China folgte dem Beispiel des Nachbarn, wenngleich bedeutend langsamer. Es versorgte sich in seinen eigenen Arsenalen mit Waffen und Munition. Sein Schiffsbau hob sich merklich, und heute baut man auch in China schon Lokomotiven. Auch die chinesische Textilindustrie entwickelte sich in und nach dem Kriege ganz bedeutend.

Welch gewaltige Möglichkeiten zur Entwicklung als Großindustriestaat sich in diesem Riesenreich bieten, verdient einer kurzen Erwähnung. Nach den letzten englischen Konsulatsberichten, die immer noch allen anderen diplomatischen Veröffentlichungen dieser Art an Genauigkeit überlegen sind, bedecken die Kohlenfelder Chinas eine Fläche von nicht weniger als 417 000 englischen Quadratmeilen, und das Land besitzt viermal mehr Vorräte an kostbaren Anthrazitkohlen als die gesamte übrige Welt. China hat obendrein mächtige Vorräte an Eisenerzen. Es besitzt ferner Kupfer, Antimon, Zinn, Blei und Wolfram in bedeutenden Mengen. Holz hat es allerdings infolge der durch die Überbevölkerung und die eigentümlichen Ackerbaumethoden hervorgerufenen starken Entwaldung nur wenig; aber in aller nächster Nähe stehen ihm im Süden die mächtigen Hartholzbestände Hinterindiens und vornehmlich Siams sowie im Norden die auf dem Bahnweg erreichbaren Wälder Sibiriens für die Zukunft zur Verfügung.

In den Zeitungen erscheinen immer wieder Nachrichten über Hungersnöte in China. Diese Nachrichten beziehen sich aber keineswegs auf das gesamte Land; sondern nur auf diesen oder jenen Distrikt, dessen Ernte durch Dürre oder auch Überschwemmungen, die eine Folge der rücksichtslosen Entwaldung sind, vernichtet wurde. China selbst hat vielmehr eine Überproduktion an landwirtschaftlichen Produkten. Es exportiert mehr (zum Beispiel gefrorenes Schweinefleisch) nach Europa, als es importiert. Ist erst das Eisenbahnnetz genügend ausgebaut — und seit der Revolution sind darin große Fortschritte gemacht —, so wird auch durch gleichmäßigere Verteilung der Nahrungsprodukte eine Hungersnot in einzelnen Distrikten zur Unmöglichkeit werden. China kann sich also selbst ernähren, und obendrein hat es für den äußersten Fall zwei Hauptreisexportländer der Welt, nämlich Burma und Siam, in nächster Nähe. Fast 400 Millionen Menschen bewohnen das Land. Das Volk zerfällt aber in mehrere, hauptsächlich durch die Sprache voneinander geschiedene Stämme, die sich, wie zum Beispiel die Hailam und Kwangtung in Südchina, ebenso sehr unterscheiden wie etwa Schweden und Holländer. Durchweg sind die Chinesen äußerst fleißige, nie ermüdende Menschen, und hauptsächlich die Kwangtung (Kantonesen) in Südchina, eine geschlossene Masse von fast 100 Millionen Menschen, zeichnen sich durch Intelligenz und Energie aus. Dr. Morrison sagt mit Recht, daß die Kwangtung-Chinesen in der politischen Entwicklung des fernen Ostens noch eine bedeutende Rolle spielen werden. Chinesen wie Japaner besitzen eine un-

gehore Tatkraft und Zähigkeit. Unglaublich viel können diese Menschen arbeiten. In den Handwerker-gassen zum Beispiel kann man sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ohne Ruh und Rast an der Arbeit sehen, die sie eigentlich nur bei Gelegenheit des Neujahrsfestes, Ende Februar, wo sie sich festlich kleiden und mehrere Tage ausgelassen feiern, unterbrechen.

China hat also große Lager an hochwertigen Kohlen und Metallen; es kann sich selbst ernähren, und es hat eine große, durch Übervölkerung an schwere Arbeit gewöhnte Bevölkerung. Es hat also die natürlichsten Vorbedingungen zur raschen Entwicklung als Großindustrieland. Das weiß Japan! Ihm fehlen manche Rohmaterialien, so vor allem Eisen. Darum betrieb es in der ihm günstigen Periode des Weltkriegs, als die europäischen Großmächte keinen Einspruch erheben konnten, ein vorteilhaftes Bündnis mit China, das auch im April 1915 zum Abschluß kam. In diesem Schutz- und Trußvertrag garantieren sich die beiden Mächte und, wie es heißt, auch Siam, ihren Besitzstand. Ein wichtiger Paragraph besagt darin, daß in Zukunft nur dann Konzessionen an Ausländer in China vergeben werden dürfen, wenn die chinesische und japanische Regierung sich über den jeweiligen Fall einig sind. Bestellungen an Waffen usw. für das Heer und die Flotte Chinas dürfen in Zukunft nur noch in Japan gemacht werden.

Schon während des Weltkriegs wurden wiederholt Anfragen im englischen Parlament sowie im Senat zu Washington an die betreffenden Regierungen gerichtet wegen der Vergebung von Eisenerzgruben in China an Japaner. Die Engländer hatten früher geglaubt, daß das Yangtsetal gewissermaßen ihr Monopol wäre. Ihnen und den Amerikanern machte daher der neue Vertrag einen schweren Strich durch die Rechnung. Zweifellos hat sich seit Kriegsende der europäische und amerikanische Einfluß wieder stärker in China geltend gemacht, aber Japan hat die Anerkennung seines Bündnisvertrags mit China bei den Versailler Verhandlungen zur »*Conditio sine qua non*« gemacht und auch den übrigen Mächten gegenüber durchgesetzt, wenngleich Amerika nur mit gewissen Vorbehalten einwilligte.

Es gab und gibt allerdings in China heute noch Strömungen, die sich immer wieder gegen Japan richten. Aber im allgemeinen kann man wohl feststellen, daß auch die chinesische Intelligenz sich dem Verlangen »Ostasien für die Ostasiaten!« nicht verschließt und im Ernstfall ohne Zweifel auf Japans Seite treten wird. Im April ist überdies Dr. Sun-Jat-Sen, der Urheber der chinesischen Revolution, zum Präsidenten der südchinesischen Republik mit der Hauptstadt Kwangtung (Kanton) gewählt worden, die sich jetzt endgültig von Nordchina und Peking getrennt hat. Zweifellos wird auch dieser neue Staat im Ernstfall eine Japan angepasste Politik treiben.

In Amerika hat heute die republikanische Partei das Heft fest in der Hand. Man rüstet mit aller Macht gegen Japan und zugleich auch wohl gegen England. Das Flottenprogramm sieht für das Jahr 1924 eine Sollstärke der amerikanischen Flotte vor, die allein an Großkampfschiffen die englische um 20 Prozent übertreffen soll. War die Wilsonsche Regierung noch bereit, in der Frage der japanischen Einwanderung den Kaliforniern entgegenzutreten und Japan gewisse Zugeständnisse zu gewähren, so ist hierin die Regierung Hardings völlig unnachgiebig. Mit Verdruss blickt sie auf die japanischen Umtriebe und die japanische Einwanderung in Mexiko, denn sie ist entschlossen, den Gedanken der Monroedoktrin in die Tat umzusetzen.

War Wilson halbwegs bereit, den Philippinen eine völlige Selbstständigkeit zu geben, so hält Harding entschlossen an dieser Befestigung fest, und es ist offenbar auch sein fester Wille, die Japaner zum Aufgeben der Deutschland geraubten Karolinen und Marianen mit der Kabelstation Yap im Stillen Ozean zu bewegen. In diesem Sinne hat Amerika bereits eine Note an Japan gerichtet und diese Forderungen zum Ausdruck gebracht. Das japanische Kabinett hat aber dahin entschieden, daß kein Grund vorhanden sei, die japanische Politik mit Bezug auf diese Inseln und vornehmlich mit Bezug auf das Kabelzentrum Yap irgendwie zu ändern. Japan hält an seiner neuesten Erwerbung im Herzen des Stillen Ozeans entschlossen fest. Es trifft seinerseits auch Vorbereitungen zum Kriege.

Trotz des Mutterlandes England stellen sich Australien und Kanada allem Anschein nach auf die Seite Amerikas. England selbst schwebt in einem Dilemma. Es hat sein Bündnis mit Japan im vorigen Juli auf ein Jahr kurzfristig unter Bedingungen verlängert, die bislang nicht genau bekannt wurden. Jedenfalls wird jetzt im australischen Parlament über eine Fassung dieses Bündnisvertrags verhandelt, wonach ein Krieg Englands auf Seiten Japans gegen Amerika unmöglich sein soll. Der australische Premierminister sagte wörtlich, daß er jedes neue amerikanische Schlachtschiff als weiteren Schutz der Interessen Australiens begrüße.

Im Januar schon hat England angesichts dieser Lage ein mächtiges Geschwader, darunter verschiedene Großkampfschiffe, vorgeblich zu Manöverbzwecken, tatsächlich aber zur Beobachtung der Dinge, nach dem fernen Osten hinausgeschickt. Im Sinne der bisherigen Taktik Englands würde es offenbar liegen, heute noch einmal Japan gegen Amerika zu unterstützen, damit die zwei Konkurrenten sich im Kampfe verbluten und England als starker Streitschlichter und alter Beherrscher der Meere aus dem Kampfe hervorgehen könnte. Eins aber steht fest, daß ein Angriff auf Japan unter den heutigen Umständen bei der ungeheuer langen Distanz der Angreifer von ihrer Basis und in Anbetracht der Gefahr der in den japanischen Gewässern besonders trefflich verwendbaren Großtauchboote, die Japan heute in großer Zahl besitzt, für den Angreifer vielleicht noch fataler auslaufen könnte als das Unternehmen des russischen Admirals Rojestwensky, der in der Straße von Tsushima schwer besiegt wurde. Doch der »Zug nach dem Westen«, der die Menschheit schon seit undenklichen Zeiten bewegt, macht sich jetzt auch drüben im neuen Erdteil geltend. Amerikas westliche Flanken werden aber von den mongolischen Mächten immer intensiver bedroht. Darum rüstet es mit aller Macht zur Tat. Es will sich für die Zukunft die Vorherrschaft im Stillen Ozean unbedingt sichern, koste es auch einen neuen Weltkrieg.

Kulturnot und Teuerung

Von Dr. Otto Bournof (Köslin)

Ein deutliches Zeichen der deutschen Kulturnot sind die Versuche großer und mittlerer Gemeinden, durch eine soziale Staffelung des Schulgeldes für mittlere und höhere Schulen die Abdrängung der begabten Kinder des Proletariats von der höheren Bildung zu verhindern. Eine ganze Reihe von Gemeinden haben in den letzten Wochen ähnliche Beschlüsse gefaßt wie Groß-Berlin, und der gute Wille

kann nicht in Abrede gestellt werden, mit solchen Maßnahmen einer Verelendung der deutschen Zukunft vorzubeugen. Eine andere Frage ist freilich die, ob das genannte Ziel mit solchen Mitteln überhaupt zu erreichen ist, oder ob die Berliner Reichskasse nicht ebenso als ein Schlag ins Wasser zu bezeichnen sind wie die anderer Stadtverordnungen. Denn die Staffelung des Schulgeldes ist überall im Verhältnis zu der angenommenen Einkommensgrenze eine ungesunde. Sobald man die Einkommen auf Familien von drei bis vier Köpfen bezieht und mit der amtlichen Festsetzung des Existenzminimums vergleicht, ergibt sich immer wieder die Tatsache, daß auch bei dieser Art der Lösung des Schulgeldproblems die Kinder der Arbeiter, Angestellten und Beamten von den höheren Schulen ausgeschlossen sind und daß auch in Zukunft die höhere Bildung ein Privileg der wohlhabenden Klasse sein wird. Auf der anderen Seite aber wird der Geldbeutel der Gemeinden durch den Schuletat bis zu einer Höchstgrenze belastet, die eine weitere Herabsetzung des Schulgeldes als in der Staffelung vorgesehen auf keinen Fall zuläßt.

Diese Erkenntnis kommt auch bei dem Ersuchen der Berliner Stadtverordneten an den Magistrat zum Ausdruck, sich damit einverstanden zu erklären, daß die Schulgeldbefreiung für die ganze Stadtgemeinde Berlin überhaupt nicht an einen bestimmten Prozentsatz gebunden ist, sondern nach dem sozialen Bedürfnis erfolgt, und außerdem bei den zuständigen Körperschaften des Reiches auf die Einführung einer allgemeinen Schulfsteuer an Stelle der Schulgelberhebung hinzuwirken.

Diese allgemeine Reichsschulsteuer ist von mir zum ersten Male in meinem Aufsatz »Reichsschulreform und Reichsfinanzen« im vorletzten Jahrgang dieser Zeitschrift empfohlen worden. Ich habe dort ausgeführt, daß die Erhebung einer progressiven, allgemeinen Reichsschulsteuer die einzige Möglichkeit ist, den an den mittleren und höheren Schulen Unterhaltspflichtigen den Ausfall an Schulgeld aus öffentlichen Mitteln zu ersetzen, wenn die Befreiung des Schulgeldes im Rahmen der Reichsschulreform Tatsache werden soll. Daneben müßte man alle Bestätittel, Einrichtungen und Maßnahmen, die heute von seiten des Staates, der Gemeinden und Gesellschaften zur Erhaltung schulgeldpflichtiger höherer und mittlerer Schulen bestehen, unverändert lassen und das ganze Problem der Unentgeltlichkeit des Unterrichts auf die Erfassung der Einnahmen aus dem Schulgeld durch das Reich zurückführen, wobei man die meisten privaten höheren Schulen gleich ganz befreien könnte. Unter diesen Voraussetzungen ließe sich die Abschaffung des Schulgeldes und damit auch die Durchführung des Einheitschulgedankens allein nach dem Gesichtspunkt der Begabung unschwer ermöglichen, wenn man die Steuerquote dieser allgemeinen Reichsschulsteuer richtig errechnete. Als Beispiel nahm ich eine progressivste, von jedem in Deutschland einkommensteuerpflichtigen Steuerzahler beiderlei Geschlechts ohne Rücksicht auf Alter, Familienstand und Kinderzahl zu zahlende Schulfsteuer an, die bei einem Einkommen von 3000 Mark mit 1 Promille begann und bis zu einem Einkommen von 100 000 Mark auf 1 Prozent stieg. Dabei überließ ich sowohl die nähere Festsetzung der Progression wie den Kreis der aus dieser Steuer schulgeldfrei zu gestaltenden Schulen der genaueren Berechnung.

Als ich den Gedanken der allgemeinen Reichsschulsteuer zum ersten Male niederschrieb, waren die wirtschaftlichen Grundlagen für diese ganz andere als heute. So sehr ich auch jetzt noch von der Brauchbarkeit und Durchführbarkeit des Vorschlags überzeugt bin und an den seinerzeit mit ihm verbundenen idealen Forderungen unter allen Umständen festhalte, ebenso sehr muß ich jedoch auch heute betonen, daß die damals angenommenen Zahlen den gegenwärtigen Verhältnissen gegenüber völlig unzureichend sein würden. Man muß heute vielmehr wesentlich höhere Steuererträge erwarten und deshalb auch eine ganz andere Steuerquote in Rechnung stellen. Außerdem aber braucht man das Ganze gar nicht als eine besondere Schulfsteuer auftreten zu lassen, was trotz aller guten Zwecke doch nur verstimmend und verwirrend wirken würde, sondern man kann diese Schulfsteuer auch als einen Teil der Reichseinkommensteuer erheben, dessen Erträge jedem Staatsbürger ebenso

zugute kommen wie diese. Dann aber kann man auch den letzten Schritt tun und den Steuerfuß gleich so ansetzen, daß man mit dem Ertrag eine ganze Reihe weiterer für den Wiederaufbau ebenso wichtiger Kulturfragen lösen kann. So komme ich zu dem Vorschlag einer Kulturnotabgabe als eines beweglichen Prozentfußes der Reichseinkommensteuer, die nach den gleichen Grundsätzen wie diese in progressiver und allgemeiner Form zu erheben ist. Ihre Staffelung müßte je nach den Feuerungsverhältnissen — beispielsweise! — so erfolgen, daß für ihre Zwecke etwa so lange 1 Prozent des steuerbaren Einkommens erhoben wird, wie die Reichseinkommensteuer 10 Prozent beträgt, und für jede weiteren 12 000 Mark Einkommen 0,5 Prozent mehr zu zahlen sind. Von 120 000 Mark Einkommen an könnte die Progression in ganzen Prozenten bis zur Höchstgrenze von 10 Prozent erfolgen, die bei Einkommen von 180 000 Mark und darüber erreicht würde. Auch bei diesem Vorschlag müßte die Festsetzung der tatsächlich benötigten Steuerquote Sache genauer Berechnung sein. Das System würde bei der Annahme der obigen die folgende Tabelle veranschaulichen:

Kulturnotabgabe:			Kulturnotabgabe:		
Bis 24000 Mark	= 1	Proz.	Bis 108000 Mark	= 4,5	Proz.
- 36000	= 1,5		- 120000	= 5	
- 48000	= 2		- 132000	= 6	
- 60000	= 2,5		- 144000	= 7	
- 72000	= 3		- 156000	= 8	
- 84000	= 3,5		- 168000	= 9	
- 96000	= 4		- 180000	= 10	

Aus den Erträgen der Kulturnotabgabe sind alle solche Ausgaben zu bestreiten, die der Linderung der ungeheuren Kulturnot der breiten Massen der Hand- und Kopfarbeiter dienen. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß in einer Zeit, in der die Löhne und Gehälter um das Fünffache, die Preise für Lebensmittel und Verbrauchsgegenstände aber mindestens um das Zehnfache gestiegen sind, in Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenfamilien kein Pfennig übrig ist für Kulturpflegende Ausgaben und somit hier unserem Volksleben eine Gefahr droht, deren Beseitigung im Interesse unseres Wiederaufbaus unumgänglich ist. Daß dabei aus den Einnahmen der Kulturnotabgabe in erster Linie die mittleren und höheren Schulen schulgeldfrei zu machen sind, und zwar auf dem Wege des Schulgeldersatzes durch das Reich an die unterhaltspflichtigen Staaten, Gemeinden und etwa ausnahmsweise noch zugelassenen Privaten, ergibt sich von selbst. Nebenbei bemerkt kann auf diesem Wege auch das Problem der Begabtenauswahl durchaus so gelöst werden, daß das Recht der Unterhaltspflichtigen voll gewahrt bleibt. Aber den Kreis der mittleren und höheren Schulen hinaus müssen aber auf dem gleichen Wege aus den Erträgen der Kulturnotabgabe alle Bildungs- und Forschungsinstitute allgemeiner und besonderer Art unentgeltlich gemacht oder doch wenigstens so weit unterstützt werden, daß Bildungsfragen in Zukunft überhaupt keine Fragen finanzieller Art für den einzelnen mehr sein brauchen und nur noch Begabung, Neigung und öffentliches Interesse in den Fragen der Berufswahl und des Aufstiegs entscheiden. Außerdem aber müssen den Staaten und von diesen den Gemeinden aus der Kulturnotabgabe die nötigen Mittel überwiesen werden zur Unterstützung bedürftiger Landeskinder auf ausländischen Hochschulen, zur Errichtung von Internaten, zur Schulspeisung und Schulgesundheitspflege, zur Lieferung der Lernmittel und dergleichen mehr. Schließlich müssen aus der Reichskasse auch noch Kulturinstitute der verschiedensten Art unterstützt werden, die der körperlichen Gesundheit und Erziehung unseres Volkes, der allgemeinen Volkswohlfaht und der öffentlichen Gesundheitspflege dienen, soweit die für sie angelegten Etatsfonds nicht ausreichen.

In den Kreis der Aufgaben der Kulturnotabgabe ziehe ich aber auch solche Kulturinstitute, die dem Erhebungs- und Erbauungsbedürfnis entgegenkommen und

gleichzeitig der öffentlichen Aufklärungsarbeit nutzbar zu machen sind, also Institute der Kunst, der Wissenschaft, der Technik und ähnliches. Hier wird den Staaten, Gemeinden und Privaten ein Zuschuß aus der Reichskasse zu gewähren sein, wenn der Nachweis erbracht ist, daß die Unterstützung des betreffenden Kulturinstituts im öffentlichen Interesse liegt.

Alle diese Maßnahmen werden freilich noch nicht geeignet sein, der Kulturnot der breiten Massen restlos zu steuern. So manche Frage wird noch ungelöst bleiben, die im Interesse unserer Volkskultur gelöst sein will. Ich erinnere nur an die Steuerung auf dem Büchermarkt und ihre Folgen. Aber die Kulturnotabgabe wird doch schon den größten und dringendsten Kreis unserer Kulturforgen erfassen und die Grundlage bilden zu einem neuen Leben unserer armen und ärmsten Volkskreise, in denen viele weit mehr unter der Kulturnot leiden und an ihr zugrunde gehen, als in den sogenannten »besseren« Kreisen.

Die Einführung der Kulturnotabgabe wird freilich nur dann möglich sein, wenn eine Parlamentsmehrheit vorhanden ist, der der soziale Gedanke zur Weltanschauung wurde. Daß das in unseren Tagen schon der Fall ist, muß vorläufig bezweifelt werden. Den gleichen Schwierigkeiten wie sie werden aber wahrscheinlich auch die jetzt zur Tat gewordenen Beschlüsse einzelner Gemeinden begegnen, das Schulgeld nach dem Einkommen zu staffeln. Hier bleibt außerdem noch abzuwarten, wie der Staat sich diesen gegenüber verhalten wird, der doch mit seinen Schulen häufig oft lebhaft an der Frage interessiert ist, so sehr auch ein Entgegenkommen im Interesse der Sache, und sei es auch nur um des Versuchs willen, zu wünschen wäre. Aus dem gleichen Grunde wird aber auch der Staat niemals einzelnen Gemeinden das Recht zugestehen, mit der Einführung einer Schulssteuer oder gar einer Kulturnotabgabe selbständig vorzugehen. Hier kann nur die reichsgesetzliche Regelung Wandel schaffen, und es wäre im Interesse unseres Wiederaufbaus und unserer Zukunft zu wünschen, daß sich für sie endlich eine Mehrheit im Parlament finden ließe.

Literarische Rundschau

Dr. E. v. d. e n B o o m, *Industriefragen*. M.-Glabbach 1919, Volksvereinsverlag G. m. b. H.

Van den Boom gibt eine kurze Darstellung der industriellen Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege. Dann geht er auf die Unternehmer-, Arbeiter- und Angestelltenorganisationen ein und fordert ein enges Zusammenarbeiten der Unternehmer-, Arbeiter- und Angestelltenverbände, wie es jetzt schon in den Arbeitsgemeinschaften stattfindet. Die Sozialisierung ist für ihn vor allem eine e t h i s c h e Forderung. Er versteht darunter die »Organisation unserer Wirtschaft nach den Erfordernissen der Gesamtheit«. Das ist eine sehr weitgehende Begriffsbestimmung. Van den Boom will denn auch keine Sozialisierung, die diesen Namen verdient. Sein Ideal ist nur ein durch die Mitwirkung der Arbeitererschaft an der Leitung der Wirtschaft gezügelter Kapitalismus. Er hofft, daß durch die Gemeinschaftsarbeit zwischen Arbeiter und Unternehmer die Klassengegensätze überwunden werden, eine Hoffnung, die nicht erfüllt werden dürfte. Je mehr die Arbeiter in Betriebsräten und Arbeitsgemeinschaften mitarbeiten, werden sie freilich begreifen, von welcher Bedeutung es für uns ist, daß an führenden Stellen im Wirtschaftsleben hervorragende Persönlichkeiten stehen, aber sie werden deshalb nicht aufhören, die völlige Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft als ihr Ziel anzusehen, werden doch auch in einer sozialistischen Wirtschaft fähige Männer Bedeutendes für die Gesamtheit leisten können, zumal sie dann nicht durch die Rücksicht auf kleinliche Profitinteressen gebunden sind. M. S.

Dr. Friedrich Schmalz, Hauptmann a. D., Großrumänien. Gotha, Verlag Fr. A. Perthes u. Co. 224 Seiten. Preis 10 Mark.

Mit dieser Schrift beginnt der Verlag eine neue Bücherreihe: »Auslandskunde«, die die seit dem Weltkrieg mannigfach geänderten politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Verhältnisse verschiedener Länder darstellen soll.

Das vorliegende Werk, dessen Inhalt wir im einzelnen nicht nachprüfen können, das sich aber auf eine umfangreiche in- und ausländische Literatur wie auf Studienreisen und Korrespondenzen bis 1919 stützt, behandelt Agrarwirtschaft und Landesprodukte, Industrie und Verkehr, Finanzlage und Börsenwesen, Parteien und soziale Verhältnisse Altromäniens, die neu hinzugeetretenen Landesteile und die auswärtige Politik — die leider uns recht wenig günstig ist. Besondere Kapitel sind dem deutschen Handel und der rumänischen Judenfrage gewidmet.

Das Buch bietet dem Politiker wie dem ein- und ausführenden Kaufmann, ebenso auch dem Auswanderungslustigen gute Auskünfte. Im Sinne deutscher Interessen geschrieben, ist es doch nicht blind für die Fehler unserer ehemaligen Politik. Insbesondere den Friedensvertrag von Bukarest nennt der Verfasser ein Machwerk, das weder von diplomatischem Geschick noch von Vornehmheit in der Behandlung des Besiegten zeugte. »Heute, wo wir mit Trauer und Schmerz an uns selbst erleben, was es heißt, gezwungen zu sein, einen Gewaltfrieden anzuerkennen, werden wir darüber klar, welchen Fehler wir begingen, als wir den Frieden von Bukarest diktierten, der dieses Land in allen wirtschaftlichen Fragen nahezu unterjochte« (freilich ausschließlich zugunsten Österreich-Ungarns). b/

L. b. Zell, Unsere Haustiere vom Standpunkt ihrer wilden Verwandten. Für jung und alt geschildert. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis gebestet 20 Mark, gebunden 25 Mark.

Die Buchveröffentlichungen des Vorwärtsverlags sind seit einiger Zeit in erfreulicher Weise bemüht, der Arbeitererschaft alle möglichen Wissensgebiete zu erschließen. Man beginnt, über den engeren Rahmen der mehr oder weniger politisch und gewerkschaftlich gefärbten Parteipublikationen hinauszugehen und auch solche Dinge in das Verlagsbereich hineinzuziehen, die entwicklungsgeschichtlich und naturwissenschaftlich den wissenschaftshungrigen Proletariat interessieren. Da hat man mit dem vorliegenden Buche entschieden einen guten Griff getan. In einem unauffällig belehrenden, volkstümlichen Plauderton erzählt sein Inhalt von Tieren, die mit unserem Leben aufs engste verwachsen sind: vom Hunde, von der Katze, vom Pferd, vom Esel, vom Rind, vom Schwein, von der Ziege, vom Schaf, vom Kaninchen, vom Meerschweinchen, vom Huhn, von der Taube, von der Ente, von der Gans usw. Die Zucht und Pflege dieser Tiere wird uns vorgeführt, ihre Eigenarten werden uns stammesgeschichtlich erklärt, ihr wirtschaftlicher Nutzen wird uns gezeigt. Ohne daß wir es merken, wird uns ein eindringlicher Naturunterricht erteilt; in hundert kleinen Episoden prägen sich uns die wesentlichsten Eigenarten der einzelnen Tiere ein. Nirgends und niemals ödet uns trockene Schulmeisterbelehrung an. In diesem Buche lebt alles: es wächst und wird vor unseren Augen. So rechtfertigt dieses Werk seinen Untertitel, daß es »für jung und alt« geschrieben sei, im besten Sinne des Wortes. Der Tierfreund wird an ihm seine Freude haben, dem Siedler und Tierzüchter wird es Anregung und Belehrung bringen, besonders aber kann ich mir für die heranwachsende Jugend kaum eine bessere Gabe denken als dieses Buch, das mit prächtigen, im Tiefdruckverfahren hergestellten Tierbildern ausgestattet ist. Für den naturhungrigen Großstädter — namentlich aber für die Großstadtyugend — sollte dieses Tierbuch im weitesten und besten Sinne des Wortes Freund und Gefährte werden!

L. L.

Die Neue Zeit

**Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie**

Inhalt des Heftes

Zur Schuldfrage. Ein französischer Entlastungszeuge. Von Ferdinand Lönies.

Neue Wege der Oper. Von Dr. Alfred Guttmann. II.

Australiens Wirtschaftsentwicklung. Von Erich Pagel.

Eine Volkshochschulbücherei. Von Karl Vorländer.

Literarische Rundschau: Dr. Hans Ponsig, Das ländliche Siedlungswesen. + Dr. Max Apel, Die Philosophie auf der Volkshochschule. + Rudolf Lämmel, Wege zur Relativitätstheorie.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Aus Natur und Geisteswelt.** Leipzig, W. G. Teubner. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.50 und Leierungszuschlag.
- Nr. 405: **M. Gentnerfzwer**, Das Radium und die Radioaktivität. Zweite Auflage. 118 S.
- Nr. 430: **E. Weber**, Der Weg zur Zeichenkunst. Dritte Auflage. 91 S.
- Nr. 593: **G. Jahn**, Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. 120 S.
- Nr. 632: **R. Krebs**, Allgemeine Geographie VIII: Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche. 122 S.
- Nr. 771: **E. Stern**, Angewandte Psychologie. 122 S.
- Buschau, G.**, Menschenkunde. Ausgewählte Kapitel aus der Naturgeschichte des Menschen. Mit 4 Tafeln, 1 Karte und 117 Abbildungen im Text. 86. bis 91. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder. 810 S.
- Curtius, C. A.**, Maurice Barrés und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Bonn, Fr. Cohen. 255 S. Geh. 80 M., geb. 88 M.

Ergänzungshefte der Neuen Zeit

soweit noch vorrätig, können durch alle Buchhandlungen und Kolporteure sowie direkt vom Verlag bezogen werden.

Nr. des Heftes

2. Die Entwicklung des japanischen Familienrechts. Von Gustav Cassin.
11. Kapitalismus und Kriegsrecht. Von Joseph Straffer.
12. Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Von F. Mehring.
13. Zur Geschichte der Anfänge des englischen Trade Unionismus. Von L. Pumpsinsky.
14. Zur Urgeschichte der Ehe und Familie. Von Heinrich Cunow.
15. Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Von Paul Lafargue. Übersetzt von Karl Rautsky jun.
16. Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Fenerung. Von A. Rautsky.
17. Aus der Vorgeschichte der Internationale. Von Th. Rothstein.
18. Die Bakunistische Internationale nach dem Haager Kongress. 1872 bis 1881. Von Georg Stiefflow.
19. Der britische Imperialismus. Von J. B. Auker.
21. Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg. Von Luise Stet.

Preis für ein Heft 2 Mark.

Bei Versand unter Nachnahme kostet das Heft M. 2.75.

Der Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 8

Ausgegeben am 20. Mai 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Schuldfrage

Ein französischer Entlastungszeuge¹

Von Ferdinand Tönnies

I

Der ehemalige französische Botschafter am Hofe des Zaren, Herr Maurice Paléologue, berichtet seine Erlebnisse und Eindrücke vom zarischen Rußland während des Weltkriegs in der »Revue des deux Mondes« — zuerst in dem Hefte vom 15. Januar 1921, und zwar beginnt er die Darstellung nicht ohne Bedeutung mit der Tatsache seiner Ernennung zum Botschafter am 12. Januar 1914.

Herr Paléologue will sicherlich nicht irgend etwas zugunsten Deutschlands und gegen das durch die Folter abgepreßte Eingeständnis seiner Schuld am Weltkrieg aussagen. Im Gegenteil. Aus jeder Seite seines Berichtes spricht der Wunsch, Deutschland auch moralisch zunichte zu machen. Und doch ist dieser Bericht ein großes Zeugnis der Entlastung, das um so stärker wirken muß, weil es unfreiwillig seinem Ursprung nach ist.

Ein großes Argument gegen die friedliche Gestinnung des deutschen Kaisers seit 1913 bildet in der offiziellen französischen Auffassung die Tatsache, daß er im Gespräch mit dem König der Belgier im November 1913 bekannt hat, daß er den Krieg kommen sehe, daß er an die Dauer des Weltkriegens nicht mehr glaube.

Paléologue selbst sagte am 28. Dezember 1913 zu Herrn Doumergue, dem damaligen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen: »Die allgemeine Lage Europas kündigt eine nahe Krise an.« Er trage Bedenken, die französische Republik in Rußland zu vertreten, weil er fürchte, einer deutschfreundlichen Politik dienen zu sollen, welche das französisch-russische Bündnis gefährden werde; denn im Ministerium Doumergue sei auch Herr Cail- laux, der vielleicht sogar in Bälde Minister des Auswärtigen werden und ihn also zum Werkzeug einer so unheilvollen Politik machen könne. Es gelang dem Präsidenten der Republik Poincaré, diese Bedenken zu überwinden. Paléologue wird Botschafter. Als solcher trifft er am 5. Juni — drei Wochen vor der serbischen Mordtat — in Paris ein, um die Einzelheiten des Besuches vorzubereiten, den Herr Poincaré dem Zaren machen wollte — wie man weiß oder doch als selbstverständlich annimmt, eines durchaus harmlosen Besuches. In Paris fand ein Ministerwechsel statt. Herr Viviani übernahm die Bildung des neuen Ministeriums, nachdem Herr Bourgeois sie abgelehnt hatte, weil er glaubte, die Kammer werde ihn sogleich verleugnen, wenn er nicht die Abschaffung des Drei-Jahr-Gesetzes in sein Programm

¹ Aus einer demnächst von der »Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte« herauszugebenden größeren Schrift über die Schuld am Weltkrieg.

aufnahme. Paléologue teilt sofort Herrn Briand mit, daß er nicht auf seinem Posten bleiben werde, wenn Viviani, den er persönlich nicht kenne, ein solches Programm verkünden sollte. »Sind Sie denn so fest überzeugt, daß der Krieg unmittelbar bevorsteht?« fragt ihn Briand. »Ich hege die innerste Überzeugung, daß wir dem Sturm entgegengehen. Auf welchem Punkte des Horizonts und an welchem Tage wird er ausbrechen? Das kann ich nicht sagen. Aber der Krieg ist von jetzt an vollkommen gewiß und in Kürze fällig.« Am 18. Juni wiederholt Paléologue seine Ansicht im Gespräch mit Viviani. »Ja, ich glaube, daß der Krieg uns in kurzer Frist bedroht und daß wir uns darauf vorbereiten müssen.« Viviani gerät in lebhafteste Aufregung. Er spricht in abgerissenen Frageätzen: »Wirklich, der Krieg kann ausbrechen? Bei welcher Gelegenheit? Unter welchem Vorwand? In welchem Augenblick? Ein allgemeiner Krieg? Ein Weltbrand?« Paléologue wiederholt eingehend alle seine Beweisgründe. »Auf jeden Fall müssen wir so sehr als möglich unser Bündnisystem verstärken. Vor allem müssen wir unsere Verabredungen mit England vollständig machen. Es ist notwendig, daß wir auf die unmittelbare Mitwirkung seiner Flotte und seines Heeres rechnen können.« Es sei ihm freilich unmöglich, ein Datum festzustellen. »Jedoch ich wäre überrascht, wenn der elektrische Spannungszustand, worin Europa lebt, nicht bald in einer Katastrophe sich entladen würde.« Es gelingt ihm, Viviani zu überzeugen und sogar in Enthusiasmus zu versetzen. »Wohlan! Wenn es denn sein muß, so werden wir unsere Pflicht tun, unsere ganze Pflicht tun. Frankreich wird sich wiederfinden, wie es immer gewesen ist, fähig alles Heroismus und aller Opfer. Man wird die großen Tage von 1792 wiedersehen...« Paléologue bleibt sehr ruhig. »Sie sind also entschlossen, das Militärgefeß unangetastet zu lassen? Kann ich das dem Kaiser Nikolaus sagen?« Viviani antwortet: »Ja, Sie können ihm bestätigen, daß die dreijährige Dienstzeit uneingeschränkt aufrechterhalten werden soll und daß ich nichts geschehen lassen werde, was unser Bündnis mit Rußland abschwächen oder lockern könnte.«

Mit welchen Beweisgründen Paléologue Viviani überzeugt hat, daß der Krieg nahe bevorstehe, das erfahren wir von ihm nicht. Wenn der entscheidende Beweisgrund die Voraussage gewesen wäre, daß das Deutsche Reich oder auch nur daß Österreich-Ungarn den Frieden brechen werde, so hätte ohne allen Zweifel Paléologue es nicht verschwiegen. Es macht seiner Wahrfähigkeit alle Ehre, daß er dies nicht hinzugedichtet hat. Freilich wäre er damit auch Gefahr gelaufen, daß Viviani ihn verleugnet hätte — wenn auch zunächst etwa nur im engsten Kreise; bei der außerordentlichen Tragweite der Sache wäre sicherlich jede solche Äußerung in die Öffentlichkeit durchgestickert. Ein anderes Argument muß die durchschlagende Kraft für den Ministerpräsidenten gehabt haben. Es kann andererseits nicht gewesen sein, daß Frankreich aus irgendwelchen guten oder schlechten Gründen Deutschland angreifen wolle; denn dies hätte bei dem pazifistischen Viviani Widerspruch anstatt Zustimmung gefunden. Was bleibt? Paléologue wird gesagt haben: Rußland wird in Konflikt mit Österreich geraten. Warum? Weil Serbien, um seine »nationalen Ideale« zu verwirklichen, nicht länger mit der Doppelmonarchie im Frieden leben kann. Serbien tritt für die Freiheit seiner Stammesbrüder, der Bosniaken, in die Schranken, diese müssen erlöst werden, sie werden mit serbischer Hilfe sich erheben,

Osterreich-Ungarn wird die Rebellion mit brutalen Mitteln unterdrücken, das gesamt slavische Bewußtsein wird sich dagegen empören. Rußland kann alsdann Serbien nicht im Stiche lassen, es wird ein Ringen um die Zivilisation und deren edelste Güter sein. Wenn Osterreich und Rußland aneinandergeraten, so ist der Weltbrand da. Wir Franzosen sind an Rußland gebunden. Deutschland wird die Offensive gegen uns ergreifen, wie Rußland sie gegen Deutschland ergreifen wird. Englands Beistand ist alsdann im höchsten Grade wahrscheinlich, der Sieg über die Zentralmächte also so gut wie sicher. — Dazu paßt dann Vivianis »Wohlan, wenn es denn sein muß« vortrefflich. Eine höchst bedeutsame Wendung des Gesprächs schließt alsdann sich an. Viviani wünscht, daß noch ein Versuch gemacht werde, eine Entspannung (détente) herbeizuführen, oder genauer: man möge einem solchen Versuch, den der deutsche Kaiser offenbar machen wolle, willfahren. Der Kaiser hat durch den Fürsten von Monako wissen lassen, daß ihm daran gelegen sei, einen hervorragenden französischen Abgeordneten (er wird von Paléologue nicht genannt, man weiß aber längst, daß Herr Aristide Briand gemeint war) in der Kieler Woche zu sehen. Paléologue erzählt, daß er diesem Wunsche Vivianis in der entschiedensten Weise widersprochen hat. »Kaiser Wilhelm« — hat er gesagt — »wird Herrn X. (Briand) mit Blumen bedecken; er wird ihm versichern, daß sein heißester Wunsch, sein einziger Gedanke ist, die Freundschaft, ja sogar die Liebe Frankreichs zu erwerben, und er wird ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufen. Er wird sich so, in den Augen der Welt, den Schein des friedlichsten, des am wenigsten offensiven, des verständlichsten Souveräns geben. Unsere öffentliche Meinung und zuallererst Herr X. (Briand) werden sich durch diese schönen Äußerlichkeiten verführen lassen. Inzwischen werden Sie, eben Sie, mit den offiziellen Wirklichkeiten der deutschen Diplomatie, mit den systematischen Handlungen der Intransigenz und der Vergierung zu schaffen haben.« Darauf Viviani: »Sie haben recht. Ich werde X. (Briand) davon abraten, nach Kiel zu gehen.«

Nach dieser Erzählung fährt Herr Paléologue fort: »Am 26. Juni bin ich wieder in St. Petersburg. Von nun an lasse ich nur mein Tagebuch sprechen.«

Selbstsam. Das Tagebuch enthält kein Wort von dem zwiefachen Mord in Serajewo, kein Wort von der ungeheuren Bewegung, die in ganz Europa und darüber hinaus durch diesen gewaltsamen Vorstoß der großserbischen Propaganda hervorgerufen war. Die erste Eintragung ist mehr als drei Wochen später, vom 20. Juli, und behandelt ein Frühstück, das der Vorkämpfer auf der »Alexandria« in Peterhof eingenommen hat. »Es gibt freilich« — so will er zum Selbstherrscher aller Reußen gesprochen haben — »keinen besonderen Grund, den unmittelbaren Krieg zu prognostizieren. Aber Kaiser Wilhelm und seine Regierung haben in Deutschland einen solchen Selbsteszustand sich bilden lassen, daß, wenn irgendein Streitfall sei es in Marokko, im Orient oder wo immer vorkommt, sie weder zurückzucken noch auf Verhandlungen eingehen können. Was es immer kosten möge: sie brauchen einen Erfolg. Und um ihn zu erlangen, werden sie sich in ein Abenteuer werfen.« Der Zar dachte einen Augenblick nach. »Ich kann es nicht glauben,« sagte er dann, »daß Kaiser Wilhelm den Krieg will. Wenn Sie ihn kennennt, wie ich ihn kenne! Wenn Sie wüßten, welch ein Scharlatanismus in seinen Attitüden steckt.« »Vielleicht«, will der Franzose (von rumänischer Her-

kunft) geantwortet haben, »erweise ich Kaiser Wilhelm zuviel Ehre, wenn ich ihn für fähig halte, die Konsequenzen seiner Gebarungen zu wollen oder schlechthin auf sich zu nehmen. Aber wenn der Krieg drohend würde, wollte er, könnte er ihn verhindern? Nein, Eure, ganz aufrichtig gesprochen, ich glaube es nicht.« Der Zar schwieg — so fährt der Bericht fort — und tat einige Züge aus seiner Zigarette. Dann sagte er in festem Tone: »Um so mehr ist es wichtig, daß wir auf die Engländer im Krisenfall rechnen können. Wenn sie nicht vollständig den Verstand verloren haben, so können die Deutschen niemals gegen Rußland, Frankreich und England zusammen ihren Angriff richten.« Wenn der Zar wirklich am 20. Juli so gesprochen hat, so urteilte er in diesem Hauptpunkt richtig. Der Zweifrontenkrieg, von dem das Deutsche Reich seit drei bis vier Jahrzehnten, sicher aber seit 1892 sich bedroht wußte, stellte schon für sich allein den deutschen Generalstab und die deutsche Politik vor eine so ungeheure Aufgabe, daß auch der leidenschaftlichste Kriegermann den Krieg nicht wünschen und erstreben konnte, weil jeder Urteilsfähige den glücklichen Ausgang mindestens für höchst zweifelhaft halten mußte; vollends nun, wenn noch Großbritanniens Macht sich zu Wasser und zu Lande den Feinden zugesellte. Die Hoffnung, daß wenigstens dies sich abwenden lasse, war — wie jeder Staatsmann und jeder Soldat wußte — äußerst schwach. In der Tat konnte nur der Wahnsinn einen Krieg mit so außerordentlich schlechten Chancen begehren! Überdies war der Kaiser alles andere als ein leidenschaftlicher Kriegermann; den Reichskanzler Bethmann Hollweg hat noch niemand im Ernst der Kriegstreiberei zu bezichtigen gewagt; und der Chef des Generalstabs, Graf Moltke, kannte die Ungeheuerlichkeit der Gefahr genau; überdies war er ein alter Mann und seiner Gesinnung nach eher pazifistisch als anders gesinnt.

Am 21. Juli wurde das diplomatische Corps dem Präsidenten der Republik vorgestellt, an dessen Spitze der deutsche Botschafter als der Älteste (der *Doyen*). Er wurde mit einigen Redensarten, die sich auf die Herkunft seiner Familie bezogen, abgefunden. Der japanische Botschafter hingegen ward mit Phrasen begrüßt, die — so sagt Paléologue — »das Prinzip des Hinzutritts Japans zur Tripelentente formulieren und sozusagen feststellen«; dem britischen Botschafter — es war bekanntlich Herr Buchanan — wird versichert (notabene vom Präsidenten Frankreichs versichert), daß der Zar in den Angelegenheiten Persiens sich durchaus entgegenkommend zeigen werde, und er (Poincaré) besteht darauf, daß die britische Regierung endlich die Notwendigkeit begreifen solle, die Tripelentente in eine *Triallianz* umzuwandeln! Man begreift, daß dahin unermüdlich und unablässig gedrängt wird, wenn man zur Ergänzung den Gedanken heranzieht an die Verhandlungen, die zwischen Poincaré und Sasonow schon stattgefunden hatten. Es folgt bei der Vorstellung das Gespräch mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter Szapary, der dem Präsidenten sachlich und »trocken« sagt: »Wir können nicht dulden, Herr Präsident, daß eine fremde Regierung auf ihrem Gebiet Affentate gegen unsere Souveränität vorbereiten läßt.« Darauf habe der Präsident unter anderem erwidert: »Serbien hat sehr warme Freunde in Rußland, und Rußland hat Frankreich zum Verbündeten. Was für Komplikationen sind da zu fürchten!« In eine deutlichere als die diplomatische Sprache übersetzt, heißt das: »Serbien kann

Österreich-Ungarn ungestraft kränken und verletzen, es mag tun, was es will; Serbien wird immer Rußland und Frankreich hinter sich haben — Rußland kann es nur willkommen sein, wenn sein tapferes Serbien an dem Körper der Doppelmonarchie seine Zähne weßt.»

Dies ist die erste Erwähnung Serbiens und seiner Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn, die in dem Tagebuch vorkommt. Höchst merkwürdig ist doch, daß — wenn seinem Bericht zu glauben ist — der Botschafter, als er am 20. Juli dem Zaren den unmittelbar bevorstehenden Krieg ankündigte, sich mit keinem Wort auf diesen schweren Fall, der in der Tat die Kriegsbesürchtung allgemein gemacht hatte, bezogen hat. Freilich, Herr Paléologue sah — nach seinen eigenen Mitteilungen — schon am 28. Dezember des Vorjahres, schon am 5. Juni und am 18. Juni des verhängnisvollen Jahres 1914, also längst vor dem Ausbruch der Serbenwut, den Krieg kommen. Daß die Gefahr, als deren Ursache er früher bald den elektrischen Spannungszustand Europas, bald (gegen den Zaren) den deutschen »Geisteszustand« bezeichnet hatte, durch den brutalen Meuchelmord brennend geworden war, weil eben Österreich-Ungarn sich nicht kränken und verletzen lassen konnte, ohne energische Gegenwirkungen anzuspannen — davon macht Herr Paléologue keine Andeutung. Sonderbar, sehr sonderbar. Man darf daraus schließen, daß der Vorstoß, der von Serbien ausging, ihn und seine Freunde weniger als die übrige Welt überrascht hatte, ja man ist versucht, zu denken, daß er erwartet worden war, daß er zum System der Kalkulation gehörte, auf das Herr Paléologue und mit ihm Herr Poincaré ihre Politik — eine Politik, die auf den unmittelbar bevorstehenden Krieg zum wenigsten eingerichtet war — aufgebaut hatten. . . .

Wenn also Herr Paléologue die Gefahr so nahe erblickte, was hat er denn getan, um ihr zu begegnen? Um sie abzuwehren? Hat er irgend etwas getan? Wenn sein eigener Bericht glaubwürdig ist, so hat er nichts getan. Im Gegenteil. Wir wissen, daß er den Botschafterposten anfangs ablehnen wollte, weil er fürchte, einer deutschfreundlichen Politik — also dem Frieden — dienen zu sollen, und daß er in folgerichtiger Weise dann den Wunsch des deutschen Kaisers, mit Herrn Briand sich zu verständigen, gekreuzt und vereitelt hat. Herr Viviani glaubte am 18. Juni — vor dem Morde —, diese Begegnung könne die Lage entspannen. Herr Paléologue beantwortet dies nur mit den Worten: »Ich glaube das ganz und gar nicht.« Der einzige Grund für seinen Unglauben ist — die Behauptung, daß die deutsche Diplomatie mit ihren systematischen »procédés d'intransigence et de vexation« dem französischen Minister des Auswärtigen zu schaffen machen werde. »Pendant ce temps-là« — während dieser Zeit, nämlich an dem Tage, da Herr Briand in Kiel von dem Kaiser mit Aufmerksamkeiten werde überschüttet werden. Deshalb mußte es verhindert werden, daß die von Herrn Viviani gewünschte »Entspannung der Lage« eintrat. Es wurde verhindert vor dem Doppelmord von Serajewo. Die es verhinderten, sollten eben dieselben eine Entspannung der Lage nach dem Doppelmord von Serajewo gewünscht, sollten sie dafür tätig gewesen sein? Vielleicht zum Scheine, um das Gegenteil zu bewirken! Das ist möglich, sogar wahrscheinlich! Denn — wir wissen es — diplomatische Scheinverhandlungen, um den Gegner einzulullen, gehörten zum russischen System. Und das russische System war das französische System.

Über die deutsche Diplomatie! Jene procédés d'intransigeance et de vexation! Die gaben ja — angeblich — den Anstoß zur Besorgnis, daß der Krieg unmittelbar bevorstehe!

Wenn irgendein Vorkommnis, das mit einem Schein von Wahrheit so gedeutet werden konnte, im Juni 1914 sich ereignet hätte — wenn auch nur eine jener kaiserlichen Reden, mit denen der Monarch seine Scheu vor dem Kriege betäubte, wie ein Knabe im Dunkeln durch Pfeifen seine Furcht vor Räubern oder Gespenstern betäubt — wenn nur das allergeringste von deutscher Seite sich begeben hätte, was den Anschuldigungen des Paléologue gegen die deutsche Diplomatie auch nur einen Schimmer von Recht gegeben hätte...

Über nichts dergleichen. Die Bomben von Serajewo hatten nicht den allergeringsten Zusammenhang mit der deutschen Diplomatie. Sie kamen aus Serbien, sie trugen den Stempel dieses Kulturlandes, sie stammten nicht aus der deutschen Barbarei, nicht aus dem verfluchten Lande der Hunnen, sondern aus jenem edlen Gebiet der lautersten Zivilisation, des echten Pariser Parfäms, aus dem Gebiet der Königin Draga und des Königs Alexander, die von ihren eigenen Gardeoffizieren am 11. Juni 1903, wie die »Encyclopaedia Britannica« sich ausdrückt (11. Auflage, Band XXIV, S. 694), in a most cruel and savage manner (auf eine höchst grausame und wilde Art) ermordet wurden.

Dar aus ging der große Kampf um Recht und Freiheit, um die Befreiung und Unabhängigkeit Europas, im Namen des Sozialismus und seiner Bundesgenossen, hervor!

Hören wir weiter, was sich nach Herrn Paléologues Tagebuch in Petersburg ereignete. Am 22. Juli — also ehe die österreichische Note an Serbien bekannt geworden — großes Festmahl in Krasnoje-Selo beim Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Der französische Botschafter trifft als einer der ersten ein. »Die Großfürstin Anastasia und ihre Schwester, die Großfürstin Mililga, geben mir einen enthusiastischen Empfang. Die beiden Montenegrinerinnen sprechen gleichzeitig und durcheinander.« Was sagen diese hohen Damen? »Wissen Sie wohl, daß wir historische Tage, heilige Tage erleben!... Morgen, bei der Revue, wird die Musik nichts spielen als den Lothringischen Marsch und die Sambre-et-Meuse...«

»Ich habe heute ein Telegramm von meinem Vater in verabredetem Stil erhalten. Es kündigt mir an, daß wir vor Ende dieses Monats den Krieg haben werden. Welch ein Held ist mein Vater!... Würdig der Ilias!... Sehen Sie mal hier diese Bonbonnière, die ich niemals von mir lasse; sie enthält lothringische Erde, ja ja, lothringische Erde, die ich jenseits der Grenze an mich genommen habe, als ich vor zwei Jahren mit meinem Gemahl in Frankreich war. Und nun werfen Sie noch einen Blick auf die Ehren tafel: sie ist bedeckt mit Disteln — ich wollte keine anderen Blumen. Und passen Sie auf! Das sind lothringische Disteln. Ich habe einige Zweige davon gepflückt auf dem annektierten Gebiet; ich habe sie hierher mitgebracht und

² Die Bedeutung dieser Musikstücke errät man leicht. Das erste versteht sich von selbst. Sambre-et-Meuse hieß ein Departement, das ehemals zum Frankreich der ersten Republik und Napoleons gehörte; es bestand aus der ehemaligen Grafschaft Namur, die jetzt zu Belgien gehört, und aus einem Teil des Großherzogtums Luxemburg.

die Körner davon säen lassen in meinem Garten. . . . Milika, sprich du weiter zum Botschafter (das letzte hat also die brave Anastasia gesprochen): sage ihm, was dieser Festtag für uns bedeutet — unterdessen will ich den Jaren empfangen.»

Herr Paléologue hat seinen Platz bei der Mahlzeit links von Anastasia. Sie setzt ihr anmutiges Geplauder fort. »Der Dithyrambus geht weiter, unterbrochen durch Prophetien: Der Krieg bricht aus. . . . Es wird nichts übrigbleiben von Österreich. . . . Ihr werdet Elsaß und Lothringen wiedernehmen. Unsere Heere werden sich verbinden in Berlin. Deutschland wird zerstört werden.« Sie hält dann einen Augenblick an sich, weil der Zar sie streng ansieht. »Nach dem Diner gehen wir, uns ein Ballett anzusehen im hübschen kaiserlichen Sommertheater.« Das war gewiß eine angenehme Unterhaltung, nachdem man in Gedanken Österreich und Deutschland restlos aufgefressen hatte.

Am 23. die große Revue. Die beiden von der braven Anastasia bestellten Märsche werden gespielt. »Wie bedeutungsvoll (suggestif) dieser militärische Prunk, den der Zar aller Reußen vor dem Präsidenten der Republik, einem Kinde Lothringens, entfaltet,« schreibt der Franzose in sein Tagebuch. Bedeutungsvoll in der Tat! »... Poincaré sitzt zur Rechten der Jarin, vor dem Pavillon; einige Blicke, die er mit mir wechselt, beweisen mir, daß wir denselben Gedanken haben.« Dann das Abschiedessen an Bord der »La France«: »Zwischen dem Jaren und dem Präsidenten nimmt die Unterhaltung kein Ende. . . . Von ferne erhebt zu wiederholten Malen die Großfürstin Anastasia ihren Champagnerkelch, indem sie mit einer kreisenden Gebärde mich auf die kriegerische Aufmachung hinweist, die uns umgibt. Dann folgen die Trinksprüche. Poincaré schmettert wie einen Trompeten sein Schlufßwendung: »Die beiden Länder haben das gleiche Ideal des Friedens in der Kraft, der Ehre und der Würde.« Diese letzten Worte, die man wahrlich das Bedürfnis hatte, zu vernehmen, entfesseln einen Sturm des Beifalls. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, die Großfürstin Anastasia, der Großfürst Nikolai Michailowitsch werfen mir flammende Blicke (des regards flamboyants) zu.« Was hatten diese flammenden Blicke zu bedeuten? Friedensliebe??

Es folgt noch ein Gespräch des Botschafters mit der Jarin, die müde und aufgeregte, »mit leerem und gespanntem Blick«, sich Gleichgültiges von ihm erzählen läßt. Sie hat offenbar verstanden. Ihr graut vor dem, was kommen wird. Nachher erzählt der Zar noch von seiner letzten langen Unterhaltung mit Poincaré. Dieser fürchte ein österreichisch-deutsches Manöver gegen Serbien und meine, daß wir durch eine intime und feste Einigkeit unserer Diplomaten darauf antworten müssen. So denke auch er, der Zar. »Wir müssen uns ebenso fest wie einig zeigen in der Suche nach möglichen Verhandlungen und notwendigen Unbequemungen.« Diese Politik erscheint dem Jarenschmeichler Paléologue als die Weisheit selber. Dann wiederholt er: »Deutschland und Österreich bereiten uns einen Eklat vor.« Darauf der Zar: »Was können sie wollen? . . . Nein, nein, ungeachtet alles Scheines, Kaiser Wilhelm ist zu klug, um sein Land in ein wahnsinniges Abenteuer zu stürzen. Und Kaiser Franz Joseph verlangt nur danach, in Frieden zu sterben.« Eine Minute lang sei dann der Zar, in träumerischem Schweigen verbarrt, »als ob er einen wirren Gedanken verfolgte«. Ohne Zweifel hegte

Nikolai der Zweite in seiner Seele den frommen Wunsch, den Frieden zu erhalten. Er sprach von der Suche nach möglichen Verhandlungen und notwendigen Anpassungen.

Davon sprach Paléologue nicht. Er hatte ganz andere Gedanken. Seine Gedanken begegneten sich mit denen der beiden Montenegrinerinnen. Während die Großfürsten ihn umdrängen, sich und ihn beglückwünschen wegen des vollkommenen Erfolges des Präsidentenbesuchs, nehmen ihn die beiden fanatischen jungen Frauen beiseite. »O,« schreien sie, »dieser Präsidentenstoß, das ist es, was gesagt werden mußte, das ist es, worauf wir so lange gewartet haben. Der Friede, in der Kraft der Ehre und der Würde! Erinnern Sie sich wohl dieser Worte, Herr Botschafter; sie werden eine Epoche in der Weltgeschichte ankünden.«

So sprechen dieselben Damen, die mit Jubel den von ihrem Vater am 21. Juli — wenn nicht früher (denn am 22. hatten sie schon das Telegramm empfangen) — angekündigten Weltkrieg begrüßten, die in jedem Wort ihre Begeisterung für die Vernichtung Deutschlands und Österreichs kundgegeben hatten. Sollte der Sinn, in welchem sie Poincarés Worte glühend willkommen hießen, ein anderer sein, ein anderer sein können? Unmöglich! Sie wußten und verstanden richtig, daß Poincaré, wenn er den »Frieden« in der Kraft, der Ehre und der Würde als das gemeinsame Ideal Rußlands und Frankreichs pries, in Wahrheit den Krieg meinte — und den Frieden, der ihm folgen sollte, den »Frieden« von Versailles! Wer psychologisch lesen kann, wird über diese Deutung nicht den leisesten Zweifel hegen, selbst wenn er mit seinen Gefühlen auf jener Seite steht! Die geschwägigen Großfürstinnen haben verraten, was alle dachten: diese Gelegenheit muß ausgenutzt werden, um den Weltkrieg, der die Mittelmächte zertrümmern soll, zu entfesseln!

Am 24. Juli empfängt Herr Paléologue die Nachricht von der österreichischen Note an Serbien, die als Ultimatum von ihm bezeichnet wird und bezeichnet zu werden pflegt. »Die Kunde bringt in mir einen seltsamen Eindruck der Überraschung und der Echtheit hervor: das Ereignis erscheint mir zugleich als unwirklich und gewiß, eingebildet und wahr. Es scheint mir, wenn ich meine gestrige Unterredung mit dem Zaren verfolge, daß ich Hypothesen und Voraussetzungen formuliere; zugleich habe ich die starke, positive, unmittelbare Empfindung der vollendeten Tatsache.«

Um halb ein Uhr kommen Sassonow und Buchanan zu ihm. Paléologue »trägt kein Bedenken, für eine Politik der Festigkeit sich auszusprechen«. Hört! hört! Was ging denn Frankreich der Konflikt Österreich-Serbien, den ein politischer Mord heraufbeschworen hatte, an? »Über, wenn diese Politik uns zum Kriege führen muß?« wirft Sassonow ein. »Sie wird uns nur zum Kriege führen, wenn die germanischen Mächte von nun an entschlossen sind, die Mittel der Gewalt anzuwenden, um sich die Hegemonie im Orient zu sichern.«

Auch aus dem, was über den ferneren Gang der Unterhaltung berichtet wird, geht deutlich hervor, daß ihm, Paléologue, wie den Balkanprinzeßinnen, die Gelegenheit willkommen war, den Krieg zu entzünden, daß auch er ihn mit innerem Jubel begrüßte.

Sassonow ist der Hilfe Englands noch nicht sicher. Das ist sein einziges Bedenken. »Bei den gegenwärtigen Konjunkturen«, sagt Sassonow zu Buchanan, »käme die Neutralität Englands seinem Selbstmord gleich«,

worauf Buchanan die folgende, für seine Parteinahme in hohem Grade charakteristische Antwort gibt (»tristement«, sagt Paléologue): »Sie kennen nicht unsere gegenwärtigen Regierenden. Ach! wenn die Konservative Partei an Ader wäre, so bin ich sicher, daß sie begreifen würde, was das nationale Interesse uns in so offener Weise gebietet!« — nämlich Krieg, Krieg, Krieg! Daß, wonach er, Buchanan, lechzte. (Schluß folgt)

Neue Wege der Oper

Von Dr. Alfred Guttman (Berlin)

(Schluß)

II¹

Die deutsche nachwagnersche Oper lebte lange nur vom Erbe des Meisters. Neue Wege, die zu neuen Stoffgebieten und neuen Musikformungen führten, wies erst Richard Strauß, der unbestrittene Führer seiner Generation. Sein »Guntram«, ein Jugendwerk idealistischer Art nach eigenem Text, ist noch in der Idee der Erlösung durch die Opferung der eigenen Person (hier handelt es sich um einen idealen Friedensverherrlicher!) und in der Musik des »ersten Richard« befangen. Aber bald verläßt »Richard der Zweite« diese Bahnen. Er sucht neue Stoffe, die ihm zuerst in Wolzogens burleskem »Singspiel« der »Feuersnot«, dann in Wildes Drama »Salome« eine Grundlage für seinen in sinfonischen Dichtungen bereits gefundenen und erprobten Musikstil geben. Das waren ganz unerhörte Zusammenklänge von menschlichen Stimmen und Mischungen der Orchesterinstrumente, die weit über Wagners Orchesterfarben hinausführten. Auch die Note der Sinnlichkeit und perversen Grausamkeit am Hofe des Herodes trug zu dem Sensationserfolg bei — wobei nicht verschwiegen werden darf, daß gerade diese Seite der Straußschen Musik viel origineller ist als die etwas schablonenhafte edelmütige Welt, in der Johannes (hier Jochanaan genannt) lebt. Von da an fand Strauß in Hofmannsthal den kongenialen Mitarbeiter, der in inniger Zusammenarbeit mit dem Musiker ihm seine Stoffe zur Vertonung brachte. In der »Elektra« rast wilde Gier, brennt fanatische Glut, tobt der Mord. Im »Rosenkavalier« wird in neuer Gewandung die Welt des Rokoko, wie sie einst Mozarts Werk erfüllte, wieder lebendig. Zugleich beginnt eine neue Art der Behandlung der menschlichen Stimme, die, zum Teil als reiner Gesang, zum Teil als Sprechtongesang (in dem der unvergeßliche Paul Knäuper Meister war) eine Weiterbildung Wagnerscher Deklamationsart war. Für die Art der Orchesterbehandlung reicht kein Wort der Bewunderung aus. Ein Riesenorchester ist, bei größter Sparsamkeit in der Ausnutzung seiner Effekte, in Kombinationen von Einzelinstrumenten, Instrumentengruppen oder in einzelnen ungewöhnlichen Verwendungen (wie die der tiefen Streichinstrumente, die die Hinrichtung des Jochanaan malen) ebenso der Gegenstand höchster Bewunderung der Musikkenner, wie es den naiven Hörer durch seinen Klangzauber gefangen nimmt. Alle Formen, die die großen Meister der Vergangenheit je verwendet haben, beherrscht Strauß mit größter Virtuosität bis zur kompliziertesten Sechzehnstimmigkeit im Satz und in der Instrumentierung. Und er hat darüber hinaus seinen eigenen Stil durchaus vorbildlich ausgeprägt.

¹ Siehe den ersten Artikel, Heft 1, S. 16 dieses Bandes der Neuen Zeit.

Man spricht heute in Fachkreisen schon vom »Ariadneorchester« als einer bestimmten, der Kammermusik ähnlichen Form der Zusammensetzung und Melodieführung der Orchesterinstrumente, wie es Strauß zuerst in der »Ariadne« angewendet hat, die Hofmannsthal als eine neuartige Mischung von Oper und Drama unter Benützung des Molièreschen »Bürger als Edelmann« für Strauß geschaffen hat. (Später ist das Werk zur reinen Oper umgearbeitet worden.) Schon da versucht Strauß das Dramatische mit einer starken Symbolik zu verschmelzen: was auf der Bühne geschieht, erhält in Wort und Ton erst seinen wahren Sinn, wenn man es als Sinnbild von Ideen, nicht als triviales Geschehnis nimmt. Noch stärker in diesem Sinne ist die »Frau ohne Schatten«, das letzte Werk der beiden Künstler, dessen Handlung und Musik vollkommen rätselhaft bleibt, wenn man nicht den tieferen Sinn findet.²

Alle diese Werke erschließen sich dem Verständnis nur bei Aufführungen allerersten Ranges, wie sie an der Berliner Staatsoper (zurzeit dank einer so genialen Künstlerin wie Barbara Kemp für alle diese Frauengestalten Strauß) unter der zielbewußten Leitung von Schillings stattfinden.³

Der Farbenreichtum Straußscher Musik kommt in unglaublichster Weise in der Josephs-Legende, einer Pantomime, die neuerdings in der Berliner Staatsoper in vollendeter Weise einstudiert gegeben wird, zu Gehör. Die Meisterleistung von Tilla Durieux reißt dies »Ballett« in die Sphäre hoher Kunst, wie es den Verfassern, Dichtern und Komponisten wohl vorgeschwebt hat. Kein Wort des Lobes reicht aus, wollte man schildern, wie diese geniale Frau jede feinste Wendung der Musik in Gebärde und Bild umsetzte. Daneben kam der wundervoll getanzte Joseph von Kroeller, der oft an das beste russische Vorbild, Nijinsky, erinnerte, vielleicht nur darum nicht so auf, weil er eben doch die Musik mehr in Tanzgebärden als in die seelische Sprache der Bewegung übertrug. Der Musik wird man beim ersten Hören vielleicht nicht gerecht. Aber so viel kann gesagt werden, daß sie von einer Blut der Sinnlichkeit ist, gegen die ein Wagnersches Bacchanal im »Lannhäuser« geradezu klassisch-kühl erscheint. Diese Musik wird den Hütern der Tradition vielleicht schlechtthin widerwärtig erscheinen — aber der unbefangene Musiker muß anerkennen, daß Strauß hier durch seine Art der Melodieerfindung, durch Rhythmen, Harmonien und vor allem durch das, was seine Stärke ist, durch die Orchestrierung eine Szene geschaffen hat, in der diese glühende, aus Sinnlichkeit, Wollust und Grausamkeit gemischte Welt des Orients phantastisch und sinnensfüllig sich Auge und Ohr darstellt. Daß die innig gedachten Stellen, wie Josephs Gebet oder die Erscheinung

² Mozarts »Zauberflöte« hat so auch einen tieferen (freimaurerischen) Sinn.

³ Um so bedauerlicher ist es, daß der schöne Anfang, den Bildungsorganisationskommissionen Berlins geschlossene Vorstellungen für ihre Mitglieder zu geben, nach wenigen Versuchen zu Ende war. Hoffentlich bietet der Bau des zweiten Opernhauses (Kroll), für den die verdienstvolle Volksbühne sorgt, einmal Gelegenheit, daß auch die Kreise der werktätigen Bevölkerung endlich solche Aufführungen hören können. Denn zurzeit ist es im Grunde nur Kriegsgewinnlern möglich, Plätze zu bekommen, da ein gewöhnlicher Sterblicher nicht 60 bis 80 Mark dafür ausgeben kann und die billigen Billette nur im Schleichhandel oder bei besonderen Beziehungen erhältlich sind. Für den Verkauf der Galerieplätze beginnt das »Anstellen« des Publikums einen bis zwei Tage (!) vorher.

der kleinen Engel, mehr äußerlich, das heißt gut klingend, als das Gefühl ^{berührend} wirken, liegt eben im Wesen dieses kühlen, abwägenden und ^{nachlich} kenntnisreichen Künstlers. Seine Fähigkeit, sinnliche Musik im ^{wirklichen} Sinne dieses Wortes zu schreiben, kommt vielleicht in keinem seiner Bühnenwerke so zur Geltung wie hier, wo der alttestamentarische Stoff und die Möglichkeit, nur mit dem Orchester zu malen, seiner Vergabung entgegenkommt. (So hat er schon in seiner »Feuersnot« die drastischste Musik gerade in einem Zwischenspiel geschrieben, in dem hinter der Szene die jungfräuliche Geliebte nach langem Sträuben endlich den Geliebten erhört.)

Strauß als der Hauptvertreter der modernen Oper wurde darum so ausführlich behandelt, weil er als die Personifikation der Opernmusik der Gegenwart gelten muß. Aber in der Gunst des Publikums steht noch ein anderer Mann, der mit Strauss sonst wenig gemein hat. Der frühere Pianist Eugen d'Albert hat es verstanden, mit seiner ganz skrupellosen Übernahme des italienischen Verismo einen enormen Erfolg zu erringen. Wird bei Strauss auch die größte Raffiniertheit seiner Mache immer auf sein Können und auf seine eigenartige Persönlichkeit bezogen werden können, so repräsentiert die d'Albertsche Musik eigentlich nur eine Gesinnungslosigkeit: sie spekuliert auf die größten Instinkte des Publikums, auf die Kulturlosigkeit des Spießbürgers, auf seine Sensationsgier. Dabei hat d'Albert einmal durch sein feines Lustspiel »Die Abreise« gezeigt, daß er auch »ganz anders kann«! Aber die Massen laufen lieber ins Theater, wenn es sich um so blutrünstige Dinge handelt, bei denen einem eine Gänsehaut über den Rücken läuft — und da macht d'Albert also Musik zu schlimmen Spektakelstücken wie »Die toten Augen«, »Der Stier von Olivera« (die dann gelegentlich noch verfilmt werden!).

Nach langem vergeblichem Ringen hat auch Rezniczek einen Bühnenerfolg errungen. Während bisher seinem Wirken als Opernkomponist, trotz vieler Erfolge seiner sinfonischen Werke, die Anerkennung versagt blieb, hat der »Blaubart« einen bemerkenswerten, wenn auch nicht andauernden Erfolg an der Berliner Staatsoper errungen. Sehr wesentlich ist auch bei ihm wie bei Strauss und den anderen genannten Künstlern, die Stoffwahl, die hier in der Form auf eine alte Volksfabel zurückgreift, die Eulenberg dichterisch sehr interessant behandelt hat. Die alte Fabel vom Ritter Blaubart, der alle seine Frauen tötet und mit dämonischer Anziehungskraft immer wieder neue Opfer findet, reizt zur musikalischen Behandlung. (In parodistischer Form ist das schon von Offenbach geschehen.) Die psychologische Vertiefung des Sagenstoffes erreichte Eulenberg, indem er den Ritter Blaubart seine Frau in den Armen seines besten Freundes finden läßt. So plötzlich in seinen tiefsten Empfindungen verwundet, tötet er das Paar; selber aber durch das innere Erlebnis und die Unfat in seinem Wesen erschüttert, wird er zum Verbrecher. Die Lust zum Morden, der Sinnlichkeit beigegeben, läßt ihn immer wieder neue Frauen finden, die er in Liebe gewinnt und ermordet, wenn sie, sein Gebot übertretend, in die Schreckenskammer gekommen sind, wo die abgeschnittenen Köpfe seiner früheren Frauen liegen.

Diese Mischung von Sinnlichkeit, tiefster qualvoller Selbstanklagen und grausamer Lust hat nun Rezniczek musikalisch auszudeuten versucht. Dem erfahrenen Meister der Instrumente stehen alle technischen Hilfsmittel zur

Verfügung, die Farbe des Orchesters, die Art der Instrumentation, kühne und bizarre Zusammenklänge, die, oft ohne Rücksicht auf Harmonie, in geräuschvollen Klängen, Schreien, qualvollem Stöhnen verkörpert, im Grunde mehr illustrativer Art als wirklich seelisch ergreifend wirken.

Wenn der unleugbare Effekt dieser Oper (auch auf den kritischen Hörer) festgestellt werden kann, so muß konstatiert werden, daß dies im Stofflichen liegt, nicht im Musikalischen. Die Probe aufs Exempel boten die langen Zwischenspiele des Orchesters, die — bei geschlossenem Vorhang — von einer Szene zur anderen führen. Zuerst glaubt man, eine sinfonische Dichtung erleben zu sollen, die den Übergang von der vorigen zur folgenden Szene musikalisch sinnvoll ausdeuten soll. Aber bald, wo das Ohr nicht mehr durch das Auge unterstützt wird, findet man eine Leere der Musik. Und nach der dritten und vierten Szene wird man ungeduldig über die Länge der im Grunde nichtsagenden Darstellung des Orchesters, die ebensogut noch fünf Minuten hätte dauern oder schon vor fünf Minuten hätte aufhören können. Man sagte sich sogar skeptisch, daß vielleicht nur die Länge der für den Bühnenumbau notwendigen Verwandlung den Komponisten gezwungen habe, eine solch lange »Zwischenaktsmusik« zu schreiben.

Auch stört eine gewisse Zwiespältigkeit der Musik. Unvermittelt und unvermittelt, steht modernste, raffinierteste Ausdrucksweise Straußscher Herkunft neben einer an Gounod erinnernden Melodik, oder plötzlich kommt ein sauberes, gutklingendes »Opernfinale«-Quintett. Wenn der Bösewicht zum Schluß, von Flammen umlodert, seine Seele aushaucht, singt er eine richtige altmodische Opernmelodie, die man beim Verlassen des Opernhauses sofort vor sich hin summen kann.

Die musikalische Ausführung und die szenische Gestaltung machten der Staatsoper alle Ehre. (Daß der Vollmond die gespenstische Burg des Ritters bläulich-weiß beleuchtet, die eben noch von der untergehenden Sonne rot beglänzt war, ist eine schöne Idee; daß aber der Bühnenmond genau an der Stelle aufgeht, wo eben die Sonne untergegangen ist, ist eine neue astronomische Entdeckung der Regie.)

Ganz entgegengesetzte Wirkungen erstrebt Pfitzner, dessen »Palestrina« eine Zeitslang das Feldgeschrei aller Antimodernen war. Hier ist nichts von schwüler Sinnlichkeit, von Perversität und Spekulation — hier strebt ein ehrlicher und reiner selbstbewußter Musiker nach einem eigenen, auf der Wagner-Tradition aufgebauten und doch selbständigen Stil — wie er auch sein eigener Textdichter⁴ (und Regisseur, Dirigent, ja einmal sogar Sänger) gewesen ist. Abzuse und Einkehr in sich selber schaffen bei ihm einen etwas vergräbelten, für den Durchschnittshörer keineswegs verständlichen Stil, der vergangene Formensprache mit Errungenschaften der Ausdrucksformen unserer Tage zu vereinigen sucht. Auch der Musiker, dem diese Kunst nichts Wesentliches sagt, muß die Persönlichkeit Pfitzners anerkennen.⁵

⁴ Auch als polemischer Schriftsteller ist Pfitzner, sehr wenig glücklich, gegen die Moderne neuerdings zu Felde gezogen — ähnlich Wagner mit antisemitisch-nationalistischem Einschlag.

⁵ Der Beobachter der Volkspsychologie auf dem Gebiet der Kunst kann noch feststellen, daß diese Musik — bei der ersten der erwähnten Volksvorstellungen — keinerlei tieferen Eindruck auf das Publikum machte, während die nächste Aufführung, Wagners »Fliegender Holländer«, einen Jubel der Begeisterung auslöste.

Weitab vom Volksempfinden unserer Zeit liegen jene Bestrebungen, auf die ich nun zum Schlusse komme. Ich bespreche sie trotzdem, weil ich es für richtig und notwendig halte, daß man in allen kulturinteressierten Kreisen — also auch bei den Lesern dieser Zeitschrift — über die große Revolution der Musik, die hier angestrebt wird, genügend weiß, um sie nicht als eine bedeutungslose Künstlerlaune beiseitezuschieben.*

Ich spreche von dem Streben einer großen Zahl von Musikern von Rang, von unserem Tonsystem loszukommen! Man vergegenwärtige sich, was das bedeutet: vom c zum d gibt es (auf dem Klavier) nur zwei Stufen, nämlich über cis (resp. des). Die Neuerer aber planen statt solcher Halbtonfortschreitungen Dritteltöne oder sogar Vierteltöne — was unser Ohr in der Tat mühelos erkennen kann. Es ist vor allem Busoni, der solche Theorien vertritt und der versucht, in seinen Kompositionen auch sonst ganz neue Wege zu finden.⁷ Ein seltsames Phänomen: einer der genialsten ausübenden Künstler, der je gelebt, ein Pianist, dessen Spiel, unvergleichbar mit dem aller Zeitgenossen, von den älteren Musikern mit dem eines Liszt verglichen oder sogar noch darüber gestellt wird — ein Künstler bester seelischer Erlebnisse, wenn er am Klavier die Schatten längstvergangener Musiker beschwört, ein Mann, der den Größten von allen, Joh. Seb. Bach, unserer Zeit erst wieder neu lebendig gemacht hat — er versucht als Schriftsteller und Komponist, alle jene, ihm aufs tiefste vertrauten Formen und Harmonien zu überwinden und eine unserer bisherigen Harmonie völlig entgegengesetzte Musik zu schaffen. Hier stellt er Tonarten nebeneinander, die sonst nie zugleich erklingen durften, er setzt Akkorde, die nicht Dur oder Moll, sondern zugleich Dur und Moll sind, er kennt also keine Harmonie und Disharmonie in unserem Sinne, sondern sucht eine neue höhere Art des Zusammenklangs. Das führt, vor allem in seinen Orchesterwerken, zu einer ganz abweichenden Klangfarbe — man merkt nichts mehr von einer bestimmten Tonart, alles schwebt in einem mystischen Hell-Dunkel voll nie erlebter Farben, keinerlei Zeichnung im alten Sinne ist mehr vorhanden. Oder — mehr gegenständlich ausgedrückt: es gibt keine »Melodie« mehr, weil Melodie eine bestimmte wie immer geartete Tonart voraussetzt.

Und trotzdem: auch Busoni und seine Nachfolger haben Melodien. Aber diese Melodien sind so anders, daß man sich erst darin einleben muß. Keiner von uns Zeitgenossen kann wissen, ob das nur eine verfehlte Spekulation eines vergrübelten Ästheten oder — die neue Musik ist. Vielleicht haben die recht, die diesen Weg als einen Irrweg, als eine Sackgasse ansehen — vielleicht die begeisterten Parteigänger, die jetzt schon Strauß zum alten Eisen werfen wollen, weil er noch »tonale« Musik schreibt. (Das ist

* Ich werde in meiner Eigenschaft als künstlerischer Beirat des Berliner Bezirksbildungsausschusses Gelegenheit haben, im kommenden Winter die Probe auf dies Exempel zu machen, weil in einem unserer großen Konzerte gerade solche Musik — und nur solche Musik — unseren 3000 Hörern, die nun schon lange Jahre willig und in stetiger Entwicklung unseren Bestrebungen folgen, vorgeführt werden soll.

⁷ Die in gleichen Bahnen wandelnde Oper »Die Gezeichneten« von Schreker muß hier nur genannt werden, kann aber nicht erläutert werden, weil sie vom Berliner Spielplan abgesetzt wurde, ehe der Referent sie gehört hatte.

übrigens nur zum Teil richtig; auch Strauß beherrscht diesen Stil: im Judenquintett der »Salome« läßt er bei gleichzeitigem Singen jeden der fünf in einer anderen Tonart singen. Hier ist's ein Scherz; aber auch im Ernst (schreibt er oft atonal.) Eines ist sicher: jede neue Art der Melodie stößt zuerst auf den Widerspruch der Welt, die sich immer erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte später auf das Wesen eines Revolutionärs in der Kunst einstellt. Wie sagt der kluge Hans Sachs in den »Meistersingern« zum jungen Walter Stolzing, in dem Wagner sich und seine neue Kunst darstellt? »Nur mit der Melodei — Seid Ihr ein wenig frei — Doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei — Nur ist's nicht leicht zu behalten — Und das ärgert unsre Alten!«

Diese neue Art von Melodie, Harmonie, Rhythmik führt eben zu einer völlig absonderlichen Tonsprache, in der Busoni (neben zahlreichen Orchester- und anderen Werken) auch eine Oper »Die Brautwahl« (nach eigenem Text unter Benutzung von E. T. A. Hoffmanns Roman »Klein Zaches«) geschrieben hat. Die Bruchstücke, die er hier selber einmal im Konzert aufgeführt hat, ermöglichen noch kein Urteil. Mit um so größerer Spannung erwartet die Musikwelt die Uraufführungen mehrerer Bühnenerwerke im nächsten Winter. Seine Musik zu Gozzis chinesischem Märchen »Turandot« ist, aus Konzertaufführungen zum Teil bekannt, das Entzücken der Kenner und hat auch das Publikum nach anfänglichem Sträuben in seinen Bann gezogen.

Wie jedem Propheten, so geht es auch Busoni: schon sind andere atonale Komponisten auf dem Plane, die ihn überbusonit haben. »Ich warne Neugierige!« kann man hier zitiern. Denn was in der Hand des Meisters höchsten Genuß gewähren kann, wird in den Fäusten der schnellfertigen Zauberlehrlinge zur Qual. Solche Geister wie Strauß oder Busoni — so grundverschieden sie auch sind — finden in jahrzehntelangem Ringen und Überwinden ihre eigenen Formen. Aber dann kommt der geschäftskundige Musikspekulant: er merkt, daß dies oder das »Mode« wird, »wie er sich räuspert und wie er spuckt«, hat er ihm bald abgeguckt. Er arbeitet dann in der Manier des Großen so maniert, daß er damit die Originalwerke des Mannes bloßstellt, den er kopieren möchte.

Dieselbe Bewegung findet übrigens auch in anderen Ländern statt. Von Frankreich war schon die Rede: Dort ist vor allem Frederik Delias zu nennen, dessen Oper »Romeo und Julia auf dem Dorfe« (nach Gottfried Keller's Novelle) in Berlin vor langen Jahren einen Achtungserfolg hatte. Wesentlich stärker hat eine Ballettmusik des Russen Strawinsky gewirkt, die das berühmte russische Ensemble, mit der Pawlowna und Nijinsky an der Spitze, hier vor dem Kriege aufführte. Da lebte in der Musik etwas Erdhaftes, Dämonisch-Barbarisches auf, das ganz stark und unmittelbar uns Mitteleuropäern ans Herz griff — etwas, das ein Komponist mit »tonaler« Musik nicht hätte sagen können. Jene himmelftürmende Musik brauchte solche Klänge. Es ist keine vollzählige Darstellung aller neuen Wege der Oper, die ich hier gegeben habe. Aber die wichtigsten Richtungen sind hiermit dargelegt.

Australiens Wirtschaftsentwicklung

Von Erich Pagel

Wenngleich Australien abseits von den übrigen Weltteilen liegt und zuletzt auf den Schauplatz der Weltgeschichte getreten ist, wird es doch durch die weltwirtschaftliche Entwicklung immer mehr in den Kreis des kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes hineingezogen und scheint dazu bestimmt zu sein, eine Rolle in der künftigen Auseinandersetzung um die Herrschaft im Stillen Ozean zu spielen. Abgesehen vom englischen Mutterland, ist es besonders Nordamerika, dem sich Australiens Bewohner durch gleiche Sprache und größtenteils gleiche Abstammung verbunden fühlen; während im Norden ein auf anderer Kulturgrundlage und Rasse aufgebauter Staat, Japan, mit seiner über die Grenzen drängenden Millionenbevölkerung eine stete politische und wirtschaftliche Drohung, und die Chinesen durch ihre unübertroffene Bedürfnislosigkeit eine wirtschaftliche Gefahr bilden, vor denen beiden man die Grenzen nach Möglichkeit abzuschließen sucht. Wenn Italien vom Altertum bis zur Gegenwart durch seine ausgedehnte Küstenlinie die zwangsläufigen Grundlinien seiner Außenpolitik vorgeschrieben erhielt, so wird noch mehr Australiens Weltpolitik durch seine eigenartige geographische Lage bestimmt: trotz seiner Treue zum englischen Mutterland, dessen Flotte und Nachsmittel es braucht, sucht Australien Anlehnung an die stammverwandten Vereinigten Staaten (und Kanada) und weist infolge seiner Abneigung gegen Japan die Bündnispolitik Englands mit Japan entschieden ab.

Das Festland von Australien hat eine Größe von 7 636 000 Quadratkilometern. Dazu kommen noch Tasmanien mit 68 000 und Papua (Britisch-Neuguinea) mit 229 000 Quadratkilometern. Das Festland liegt in Gestalt einer verhältnismäßig wenig gegliederten Insel zwischen 10 Grad und 40 Grad südlicher Breite im Großen Ozean. Ein großer Teil des Erdteils gehört also der heißen Zone an. Nordaustralien hat als tropisches Gebiet eine Trocken- und eine Regenjahreszeit, doch dringen die Regenwolken nicht weit ins Innere vor, das daher sehr trocken und heiß ist. In Südastralien (gemäßigte Zone) dringen infolge der hohen Randgebirge im Osten die Regenwolken ebenfalls nur geschwächt ins Land. Fünf Sechstel von Australien haben weniger als die durchschnittliche Regenmenge Deutschlands von 65 Zentimeter. Dazu kommt noch, daß fast in jedem Jahrzehnt eine bisweilen mehrere Jahre dauernde Dürre die Pflanzen und Lebewesen schädigt.

Durch die frühe geologische Trennung von den anderen Erdteilen hat Australien eine eigenartige Pflanzen- und Tierwelt, deren Vertreter sich anderwärts teilweise nur in älteren Erdschichten versteinert vorfinden. Eukalyptus, Farnbaum, Gummibaum, Akazie und Grasbaum sind die wichtigsten Bäume, während der Boden auf weite Strecken mit dem das Durchkommen erschwierenden Stachelschwein gras, das auch nicht zur Viehwelde benutzt werden kann, bedeckt ist. Alle Fruchtbäume und Nutzpflanzen, auch die der Südsee, sind erst von Europäern hierher verpflanzt. Die eigenartige Tierwelt ist ja den meisten bekannt. Die Säugetiere der übrigen Erdteile fehlen hier ganz, auch der wilde Hund (Dingo) scheint erst nachträglich von außen eingeführt zu sein: Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Kamel, Strauß, auch Kaninchen und Sperling sind erst von den Europäern eingeführt.

Die Bevölkerung (ohne Eingeborene) von Australien einschließlich Tasmanien war 1901 (1911) 3 773 801 (4 455 005) und wurde Ende 1918 auf 5 030 000 Menschen geschätzt (etwa 150 000 Männer mehr als Frauen). 1914 befanden sich 35 000 Deutsche mit deutscher Muttersprache in Australien, außerdem leben dort Chinesen (in Bergwerken, Gärtnereien und Fischereien), Japaner (1917 30 000), Afghanen (als Kameltreiber) und Inder. Die Orientalen kehren aber meist nach einigen Jahren mit ihren Ersparnissen wieder in ihre Heimat zurück. Auf 100 Quadratkilometer kommen durchschnittlich 65,8 Einwohner, in dem am dichtesten bevölkerten Viktoria 820. Die Geburtsziffer war 1901 (1917) 2,93 (2,65) Prozent, die Sterbeziffer 1,21 (0,98, ohne Kriegsverluste) Prozent, der Geburtenüberschuß 57 000 (81 936) Menschen, der Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung war 1913 54 775 Personen, 1917 war der Überschuß der Auswanderung über die Einwanderung 87 039 (einschließlich Truppen).¹

Die Zahl der in völkerkundlicher Hinsicht sehr interessanten Eingeborenen wird auf ungefähr 75 000 geschätzt (nach anderen Angaben sind es beträchtlich weniger). Sie spielen wirtschaftlich keine Rolle und sind dem Aussterben geweiht. Die Ureinwohner Tasmaniens sind bereits 1877 ausgestorben.

Der Australische Bund (Commonwealth of Australia), eine englische Kolonie, aber mit weitestgehender Selbstverwaltung, umfaßt sechs Staaten, außerdem noch das der Bundesverwaltung übertragene Nordgebiet (Northern Territory, gehörte bis 1911 zu Südastralien) und den kleinen Bundesbezirk (wo sich nach dem Muster von Washington die Bundeshauptstadt erheben soll). Die Gebiete am Flußsystem des Murray eignen sich am besten zur Besiedlung. Sie sind denn auch am dichtesten bevölkert (Viktoria, Neusüdwales, der südliche Teil von Queensland und der östliche Teil von Südastralien).

Für die Wirtschaft des fünften Erdteils sind zwei Faktoren von ausschlaggebender Bedeutung: Menschen und Wasser. Je mehr die Bewässerungsverhältnisse geregelt und verbessert werden, desto mehr Menschen können angesiedelt werden, die ihrerseits auch wieder zur Landverbesserung beitragen. Ackerbau, Viehzucht und Bergbau beschäftigen die meisten Personen, die Industrie ist noch von geringerer Bedeutung. Ackerbau, Viehzucht und Bergbau liefern auch die drei Australien kennzeichnenden Haupterzeugnisse und wichtigsten Ausfuhrwaren: Weizen, Schafe (Fleisch und Wolle) und Gold.

Der gesamte bearbeitete Boden umfaßte 1911/12 12 106 842, 1916/17 hingegen 16 806 380 Acres (1 Acre ungefähr 40,5 Mr). Mit Wald waren 1916/17 102 000 000 Acres bestanden. Den größten Teil der Anbaufläche nimmt der Weizen ein (1916/17 11 533 000 Acres mit einem Ernteertrag von 152 420 000 Bushel [1 Bushel gleich 36,3 Liter], 1917/18 und 1918/19 waren Anbaufläche und Ernteertrag geringer, 1919/20 war hingegen die Anbaufläche und auch der Ernteertrag etwas höher als 1916/17). Im übrigen werden noch Hafer, Gerste, Mais, Kartoffeln, Zuckerrohr und Zuckerrüben (Gesamtzuckererzeugung 1916/17 335 000 Tonnen) angebaut. 1916/17 bedeckten die Weingärten

¹ Die militärischen Streitkräfte umfaßten am 30. Juni 1917 281 942 Mann. Von den sich während des Krieges freiwillig Meldenden (über 750 000) wurden 417 000 angenommen und 330 000 über See gesandt. Bis Oktober 1918 stellten sich die Verluste auf 54 890 Tote, 95 Vermißte, 158 199 Verwundete, 76 323 Kranke und 3405 Gefangene.

eine Fläche von 65 300 Acres mit einer Traubenernte von 98 734 Tonnen und einer Weinerzeugung von 5 126 268 Gallonen. Im selben Jahre waren 257 687 Acres Obstgärten vorhanden mit einer Erzeugung im Werte von 3 474 704 Pfund Sterling. Anbauversuche (vielfach durch Prämien unterstützt) wurden auch gemacht mit Kaffee, Kakao, Reis, Bananen, Datteln, Baumwolle, Flach, Tabak und Rizinus.

Sehr entwickelt hat sich die Viehzucht. Ende 1916 betrug der Viehbestand: 2 437 000 Pferde, 10 459 000 Stück Rindvieh, 76 669 000 Schafe und 1 007 000 Schweine. Für Westaustralien werden für 1917 außerdem noch 34 000 Ziegen und 5791 Kamele angegeben. Die Zahl der Schafe ist infolge der Dürren großen Schwankungen unterworfen, von 1850 bis 1890 stieg sie mit kleineren Unterbrechungen von 16 000 000 auf 97 881 000. Infolge einer gewaltigen Dürre sank die Zahl im Jahre 1902 auf 53 668 000 (1902 starben 18 Millionen Schafe), 1911 hatte sich der Bestand wieder auf 93 Millionen gehoben, um 1912 infolge einer Dürre wieder auf 83 Millionen zu sinken. Die Wollerzeugung war 1916/17 547 702 000 englische Pfund im Werte von 35 964 000 Pfund Sterling, wovon das meiste (größtenteils ungereinigt) ausgeführt wurde. Die Buttererzeugung belief sich 1916/17 auf 182 477 000 englische Pfund, wovon 75 362 000 Pfund im Werte von 5 339 000 Pfund Sterling ausgeführt wurden.

Die von den Einwanderern zur Jagd und Nahrung eingeführten Kaninchen haben sich infolge der günstigen Existenzbedingungen, die ihnen der sandige Boden bietet, ungeheuer vermehrt. Da die Landwirtschaft sehr durch sie zu leiden hat, so hat man einen großen Vernichtungs- und Abwehrkampf gegen sie geführt, ohne ihre Zahl erheblich einschränken zu können. Queensland hat gegen die Kaninchenwanderung ein Grenznetz errichtet.

Die Gesamtmineraliensförderung hatte 1917 einen Wert von 25 600 000 Pfund Sterling. Bis Ende 1917 waren überhaupt gefördert an Mineralien für 928,1 Millionen Pfund Sterling. Davon Gold für 584,11 Millionen (in etwa 65 bis 70 Jahren). Es wurden gefördert in Millionen Pfund Sterling:

	Gold	Silber und Zink	Kupfer	Zinn	Kobalt
1911	10,552	3,021	2,564	1,210	3,930
1917	6,180	5,510	4,860	1,050	5,600

Auch Graphit, Bismut und Wolfram werden gewonnen.

Eisenerze finden sich in fast allen Staaten Australiens, sie sind jedoch bis vor kurzem noch nicht in nennenswerter Ausdehnung bearbeitet worden. Neuerdings geht man eifriger an ihre Förderung, zu ihrer Verhüttung und Verarbeitung auf Stahl sind Eisen- und Stahlwerke gebaut oder geplant. Die größten Eisenerzlager finden sich in Süd- und Westaustralien. In Iron Knob sind zwei große Eisenerzlager vorhanden, wahre Eisenhügel. Die Mächtigkeit des Lagers wird auf 80 Millionen Tonnen geschätzt. Der größte Teil des Eisens geht in die Stahlwerke der Broken Hill Proprietary Co. nach Newcastle (in Neusüdwaales), wo mächtige Kohlenvorkommen sind. Die Gesamtzeugung der Stahlwerke von 1899, wo der Betrieb aufgenommen wurde, bis 1918 betrug 1 820 341 Tonnen. Die Betriebe bei Newcastle sind jetzt derartig vergrößert, daß sie imstande sind, jährlich 400 000 Tonnen Eisen und Stahl zu erzeugen. In Westaustralien, und zwar im Nordwesten bei Yampi Sound, sind ebenfalls mächtige Eisenlager entdeckt worden. Dorthin entsandte Sachverständige haben die im Tagebau förderbare Menge auf

97 Millionen Tonnen geschäft. Nach den angestellten Untersuchungen handelt es sich um die reinsten Eisenerze der Welt (Eisengehalt 60 bis 68 Prozent). Da Vampi Sound auch einen vorzüglichen geschäfteten Hafen besitzt, wo große Schiffe jederzeit anlaufen und ausfahren können, so lassen sich die Erze leicht durch eine Gleitbahn in die Schiffe verladen.

Die Zahl der industriellen Betriebe (einschließlich der halblandwirtschaftlichen wie Molkereien, Zuckermühlen, Wollschereien usw.) betrug im Jahre 1916 15 010 mit 316 917 Arbeitern und Angestellten, die an Löhnen und Gehältern 33 820 840 Pfund Sterling empfangen. Der Wert der Anlagen einschließlich Grund und Boden und Maschinen stellte sich 1916 auf 84 591 946 Pfund Sterling. Trotzdem sich die Industrie, gefördert durch staatliche Maßnahmen wie Schutzoll usw., ganz gut entwickelt und trotzdem fast alle Rohstoffe im Lande vorhanden sind, werden doch noch viel Fertigwaren eingeführt (Kleidung usw., besonders Maschinen).

Der Wert aller Erzeugnisse stellte sich in den Jahren 1911 und 1916 folgendermaßen (in Millionen Pfund Sterling):

	1911	1916
Ackerbau	38,774	60,207
Viehzucht	50,725	89,940
Molkeriewesen, Geflügel- und Bienenzucht . .	19,107	26,949
Forstwirtschaft und Fischerei	5,728	5,505
Bergbau	23,480	23,621
Industrie (im engeren Sinne)	50,767	64,205
Insgesamt	188,581	270,427

Der Außenhandel (einschließlich Gold) gestaltete sich wie folgt (in Millionen Pfund Sterling):

	1906	1911	1916/17	1917/18	1918/19	1919/20
Einfuhr . . .	44,745	66,967	76,229	62,334	102,335	97,457
Ausfuhr . . .	69,738	79,482	97,955	81,429	113,964	148,565

(Von 1914 ab laufen die Finanzjahre vom 1. Juli bis 30. Juni des folgenden Jahres.) Von der Ausfuhr waren 1917/18 für fast 3 Millionen Pfund Sterling Waren nichtaustralischer Herkunft. Die Einfuhr an Gold (Münzen) war im allgemeinen geringfügig, nur 1918/19 erreichte sie den hohen Betrag von 7 365 000 Pfund Sterling.

Die wichtigsten Einfuhrwaren sind Tee, Tabak, Rohrzucker, Kleidung, Baumwoll- und Leinenwaren, Wollwaren, Seidenwaren, Maschinen, Ackergeräte, Metallwaren, Bauholz, Papier, Säcke usw., Arzneiwaren und Chemikalien, Öle.

Die wichtigsten Ausfuhrwaren sind: Wolle, gefrorene Rinder, Hammel und Lämmer, gefrorene Hasen und Kaninchen, Wächsenfleisch, Felle und Häute, Leder, Talg, Weizen, Mehl, Butter, Gold, Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Steinkohlen, Baumstämme.

Unter den Außenhandelsländern nimmt Großbritannien bei weitem die erste Stelle ein (Werte in Millionen Pfund Sterling):

Länder	Einfuhr aus 1911	1916/17	Ausfuhr nach 1911	1916/17
Großbritannien	39,499	39,996	35,310	57,844
Britische Kolonien . . .	8,612	12,219	15,825	16,781
Insgesamt	48,111	52,215	51,135	74,625
Fremde Länder	18,856	24,014	28,347	23,331

Die wichtigsten Außenhandelsländer sind (Werte in Millionen Pfund Sterling):

Länder	Einfuhr aus		Ausfuhr nach	
	1911	1916/17	1911	1916/17
Neuseeland	2,974	2,177	2,655	2,996
Indien und Ceylon . . .	2,861	5,096	8,732	3,020
Südafrikanische Union . .	0,076	0,280	1,718	1,338
Java	0,543	1,291	0,489	0,730
Japan	0,833	3,383	0,833	3,727
Vereinigte Staaten . . .	7,748	15,528	1,464	6,783
Deutschland	4,437	0,048	6,642	—
Belgien	2,008	0,018	6,112	—
Frankreich	0,614	0,159	8,180	4,080

Von den Staaten Australiens haben Neuseeland und Viktoria den größten Anteil am Außenhandel.

Die Zahl der in Australien eingetragenen Schiffe war 1916 2508 mit einem Gesamtgehalt von 402 138 Tonnen, davon 1170 Dampfer mit 349 087 Tonnen. In australische Häfen liefen 1916/17 1486 Schiffe mit 3 851 292 Tonnen ein, wovon die größere Hälfte britischer Herkunft war. Neben australischen und neuseeländischen Schiffen liefen hauptsächlich deutsche ein (1913: 205 mit 612 857 Tonnen), in geringerem Maße auch französische. An die Stelle Deutschlands sind während des Krieges und nach ihm die Vereinigten Staaten und Japan getreten.

Über das Bankwesen nur einige kurze Bemerkungen. Für ganz Australien besteht eine Staatsbank (Commonwealth Bank) mit Filialen in den Hauptstädten und einigen anderen Städten, daneben hat jeder Staat noch besondere Banken. Außerdem gibt es 21 Privatbanken, die am 30. Juni 1918 ein eingezahltes Kapital von 34 686 170 Pfund Sterling und eine Gewinnreserve von 21 443 943 Pfund Sterling hatten. Die gesamten Einlagen liegen von 161 840 000 Pfund Sterling im Jahre 1914 auf 224 767 000 im Jahre 1918 (davon 88 981 000 in Neuseeland, 70 056 000 in Viktoria, 35 422 000 in Queensland). Die Gesamtzahl der Guthabensbesitzer von Australien in den Sparbanken war am 31. März 1918 2 720 007 mit 112 665 000 Pfund Sterling Einlagen.

Der Staatshaushalt bietet folgendes Bild (in Millionen Pfund Sterling):

	Einnahmen		Ausgaben	
	Insgesamt	Davon Zölle	Insgesamt	Davon Zahlungen an die Einzelstaaten
1901	11,305	8,908	11,305	7,373
1913/14	21,740	12,653	21,740	6,283
1917/18	36,803	9,488	91,116	6,340
1919/20 (geschätzt)	46,347	?	56,333	6,763

Die Kriegsausgaben bis 30. Juni 1919 erreichten 284 642 000 Pfund Sterling (davon 238 810 000 auf Anleihen). Die Staatsschulden des australischen Bundes betrugen vor dem Kriege 19 182 000 Pfund Sterling, bis zum 30. Juni 1919 hatten sie sich auf 325 784 000 Pfund erhöht (einschließlich der Kriegsanleihen, darunter über 49 000 000 von der britischen Regierung). Die Schulden der Einzelstaaten erhöhten sich vom 30. Juni 1914 bis 30. Juni 1919 von 302 894 000 auf etwa 375 000 000 Pfund Sterling.

Fast auf allen Gebieten ein rasches Wachstum, dessen weitere erfolgreiche Ausdehnung allerdings durch die zu langsame Bevölkerungszunahme nicht sehr begünstigt wird. Leider läßt sich Australien auch bei der Zulassung weißer Einwanderer vielfach von politischen Gesichtspunkten leiten, statt die Einwanderung mit allen Kräften zu fördern.

Eine Volkshochschulbücherei

Von Karl Vorländer (Münster i. W.)

Wir wollen an dieser Stelle auf die neulich schon von A. Kranold und anderen Genossen angeschnittene wichtige Frage des Volkshochschulwesens im allgemeinen nicht näher eingehen und nur aus unserer Kenntnis der Dinge heraus — und wir stehen mitten in der Praxis — der Ansicht Ausdruck geben, daß der vielerorts eingetretene bedauerliche Rückgang der Bewegung, was Zahl der Lehrgänge, Hörer usw. anbetrifft, auf verschiedene Gründe zurückzuführen ist. Einerseits können die Lehrenden, trotz vielfach vorhandenen guten Willens, nicht von der alten Art des bloßen Gebenwollens los zu der allein richtigen Methode der Arbeitsgemeinschaft; andererseits hat aber auch die Handarbeiterchaft — und auch das hat wieder die verschiedenartigsten Ursachen (bisherige mangelhafte Schulbildung, die wirtschaftlichen und politischen Nöte der Zeit und verschiedenes andere) — an vielen Orten nicht den Grad von Bildungsburst gezeigt, den Optimisten erwartet hatten; während wieder an anderen, namentlich in den großen Städten, sehr erfreuliche Ergebnisse erzielt worden sind. Heute wollen wir von einem Unternehmen reden, das demselben Ziele von einer anderen Seite her, durch das gedruckte Wort, zustrebt.

Als Herausgeber der vor wenigen Monaten ins Leben getretenen »Bücherei der Volkshochschule«, einer »Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten«, zeichnet Dr. Richard Jahneke, zurzeit Ministerialdirektor im preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Die Absicht ist eine doppelte. Die »Bücherei« will an kleinen Orten, wo die Errichtung einer Volkshochschule bisher nicht möglich war, den mündlichen Unterricht ersetzen, zweitens aber auch den bereits vorhandenen ergänzen und vertiefen. Zu dem Zwecke sollen die Bände so gehalten sein, daß Inhalt und Form der Darstellung auch Lesern ohne besondere Vorbildung es ermöglicht, sich in das betreffende Thema einzufühlen. Der Umfang ist zweckentsprechend (sechs bis acht Druckbogen), Format, Druck und äußere Ausstattung durch den Verlag (Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) durchaus befriedigend, der Preis (5 bis 8 Mark pro Band) für heutige Verhältnisse billig. Bis jetzt, das heißt April 1921, liegen bereits achtzehn Bändchen vor. Davon behandeln drei das philosophische, vier das naturwissenschaftliche, sechs das geschichtlich-urkundliche, drei das künstlerische, zwei das literarische Gebiet. Fremdwörter sind möglichst vermieden oder, wo sie unvermeidlich, besonders erklärt. Am Schlusse jedes Abschnitts befinden sich aus wohlwogenen didaktischen Gründen zusammenfassende Wiederholungsfragen. Die Verfasser sind aus dem Kreise der Lehrenden verschiedenster Art (Universitäts-, Gymnasiallehrer, freier Schriftsteller), in der Regel selbst Volkshochschullehrer, genommen. Das Parteimäßige mußte natürlich bei diesem Unternehmen durchaus ausgeschaltet werden. Die erfreuliche Vorurteilslosigkeit des Herausgebers jedoch bei der Auswahl seiner Mitarbeiter, die unseres Wissens politisch fast sämtlich unbefleckte Blätter sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß auch die bekannte Unabhängige Dr. Anna Siemsen durch zwei Beiträge vertreten ist.

Geben wir nur eine kurze Übersicht. Auf demjenigen Gebiet, das nach unserer Erfahrung, wenn es einfach und verständnisvoll behandelt wird, gerade die Handarbeiter unter den Volkshochschülern am stärksten anzieht, dem der Philo-

logie oder Weltanschauungslehre, gibt Konrad Ulrich (Brandenburg) eine aus seiner Praxis hervorgegangene vortreffliche »Einführung in das philosophische Denken«, die erfreulicherweise schon eine zweite Auflage erlebt hat. Ich selbst habe in Immanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken« den Ertrag meiner hiesigen deutschen Denker gewidmeten Lebensarbeit in eine, wie ich hoffe, verständliche Form zu kleiden gesucht. Und der freigesinnte Bonner Privatdozent F. M. Hermann führt seinen Lesern »Neuere Hauptrichtungen der Philosophie«, freilich unseres Erachtens doch in zu akademischer, bei dem einfachen Manne schon zu viel Vorkenntnisse voraussetzender Form vor. Als solche hat er ausgewählt eine naturphilosophische Richtung (Hauptvertreter Ostwald, Hückel, Wundt), eine kulturphilosophische (der Name stimmt für die Cohen, Natorp, Windelband, Rickert, Cassirer und andere nur zum Teil), wie religionsphilosophische, die auch die heutige evangelische und katholische Theologie mitberücksichtigt, und eine lebensphilosophische« (ältere Vertreter Schopenhauer, Hartmann und Nietzsche, heutige Johannes Müller, W. Rathenau und Bergson). Die noch fehlenden, vor allem die geschichts-, staats- und sozialphilosophische, wird hoffentlich ein späteres Bändchen zur Darstellung bringen.

Naturwissenschaft läßt sich schon viel leichter popularisieren als Philosophie, namentlich die organische; und es ist dies denn auch von jeher, von Aristoteles bis zu Hückel und Bilschke, versucht worden. Mit besonderem Geschick versteht es Heinz Weiten in seinen aus Vorlesungen an der Berliner Humboldt-Hochschule entstandenen »Biologischen Streifzügen«, Bilder aus der Tier- und Pflanzenwelt vor unser geistiges Auge zu stellen. Es ist eine Freude für den Laien, diese meist im Plauderton geschriebenen und doch nicht oberflächlichen, zum Teil noch durch gute Abbildungen veranschaulichten lebendigen kleinen Aufsätze zu lesen. Kein Wunder, daß sie alsbald eine zweite Auflage erlebt und den Verfasser zu einer in demselben Stil gehaltenen Fortsetzung »Biologische Probleme« (Band 16) veranlaßt haben. Im Gegensatz dazu hat Professor H. G. Holle seine »Chemie des häuslichen Lebens« nicht unterhaltend, sondern lehrhaft gehalten. Es kommt ihm weniger auf Popularisierung als auf geistige Verarbeitung und theoretisches Verständnis der reichen Fülle von chemischen Erscheinungen auf allen möglichen Lebensgebieten (das »häusliche« ist im weitesten Sinne zu verstehen) an: wofür schon die Einteilung in die vier Kapitel vom Feuer als dem Wandler der Stoffe, dem Wasser als Vermittler stofflicher Umsetzungen, dem Erdreich als der chemischen Vorratskammer und der Luft als dem stofflichen Urquell des Lebens bezeichnend ist. An Stelle der Wiederholungsfragen hat er Stichworte zum Nachschlagen gesetzt. Dazu kommt ein uns augenblicklich leider nicht vorliegendes astronomisches Heft »Das Weltgebäude« von Dr. Rosenbahl, das durch zahlreiche Abbildungen illustriert ist.

Von den geschichtlichen Darstellungen ist gleich die erste außerordentlich lebensvoll gehalten. Erich Harzig gibt unter dem Titel »Aus unseres Volkes Werdegang, 1. Teil« eine, abgesehen von der etwas trockenen Einteilung, so anschauliche Schilderung des indogermanischen Urvolks und der Germanen in der vorgeschichtlichen Zeit, wie wir sie noch nicht gelesen haben, und dabei verständlich und ohne Schönfärberei. Des Berliner Privatdozenten Artur Rosenberg »Demokratie und Klassenkampf im Altertum« besitzt den Vorzug jedes guten Geschichtsunterrichts, verbindende Linien zur Gegenwart zu ziehen, gebraucht aber hierbei nicht immer die nötige kritische Vorsicht, so, wenn gleich auf S. 1 der Bildungszustand des größten Teiles der Europäer um die Zeit vor Christi Geburt mit dem heutigen Kongoneger gleichgesetzt oder S. 37 die athenische Demokratie zu Perikles' Zeit mit der Pariser Kommune von 1871 und dem heutigen russischen Rätesystem verglichen wird. Übrigens wird fast nur die Entwicklung des athenischen Staates geschildert; diejenige Roms, die nur ein paar Schlupfwinkel erhält, wird uns hoffentlich ein anderes Bändchen vorsehen. Mitten in das vorige Jahrhundert versetzt uns Karl Brinkmann mit seiner gut, aber naturgemäß auch ziemlich subjektiv geschriebenen kurzen (67 Seiten) Skizze der »Weltpolitik und Weltwirtschaft im neunzehnten

Jahrhundert. Ihre Lektüre empfiehlt sich weniger für den Anfänger als für denjenigen, der schon eine selbständige Stellung auf diesem Gebiet gewonnen hat. Ganz im Gegensatz hierzu beschränkt sich des Hürlicher Oberbürgermeisters a. D. Konrad Maß »Einführung in das öffentliche Recht« (130 Seiten) auf eine fleißige, Objektivität erstrebende, aber auch trockene und naturgemäß nur die äußere Oberfläche berührende Zusammenstellung der heutigen öffentlichen Einrichtungen mit kurzen Rückblicken auf die Vergangenheit. Wo sie darüber hinausgeht, wie in ihrer kurzen Charakterisierung der Sozialdemokratie (S. 28) oder in ihrem Werturteil über die Revolution (S. 60), ist sie mit Vorsicht zu genießen. Bei einer Neuauflage müßte unter Wegfall solcher Urteile die neue preussische Verfassung hineingearbeitet werden.

Dem geschichtlich-erdkundlichen Gebiet gehören zwei der bisher erschienenen Hefte der »Bücherlei« an. Von ihnen erzählt das von Ernst Blind kurz (39 Seiten) und anspruchslos, aber anziehend die »Geschichte der großen Entdeckungen«: nach einem Einleitungskapitel über das Weltbild des Altertums und Mittelalters, beginnend mit den Chinareisen der Brüder Polo um 1270 und endigend ein halbes Jahrtausend später mit der letzten Fahrt James Cooks. Mehr politisch interessiert ist die Arbeit von Paul Ostwald »Das moderne Japan«, welche die äußere und die innere Politik des für die Welt so bedeutsam gewordenen Reiches im fernem Osten seit seinem Eintritt in die Reihe der modernen Staaten (1868) schildert, auch die schlimmen Arbeiterzustände (S. 83 ff.) berührt und zum Schluß — einen »deutsch-russisch-japanischen Block« gegen die »Weltherrschaft des Angelfachsentums« empfiehlt.

Wer etwa so fürchtete, sich unter der »Unabhängigen« Fräulein Dr. Stenjen ein radikales Mannweib vorzustellen, der steht aus ihren beiden Beiträgen zu der Sammlung »Stilproben« und »Kunst des Erzählens«, daß er eine Dame gesunden literarischen Geschmacks und feinsten literarischen Urteils vor sich hat. Beides sind Auswahlmengen: die erste von Musterstilisten von Luther und Montesquieu über Kant und Heine bis zu Tolstoi und Whitman, die zweite von Mustererzählern von Grimmshausen und Gellert über Jean Paul und H. v. Kleist bis zu Mörike und der Drofke; darunter neben Heine und Zola (Germinal) auch so »aktuelle« wie M. Claudius, Jung-Stilling und J. P. Hebel. Die Herausgeberin hat sich in beiden Heften auf ein Vorwort und kurze, frisch geschriebene Einleitungen zu den einzelnen Schriftstellern beschränkt. Bei Kant hätte sie allerdings nicht die »Metaphysik der Sitten« mit der »Grundlegung« verwechseln sollen; auch hat Kant kein Buch mit dem Titel »Die Religionen« geschrieben, und endlich sind nicht »alle seine Werke« bei Reclam erschienen.

Mit den Dichtern sind wir schon in das letzte, aber eines der wichtigsten Gebiete der Volkshochschule und damit auch einer Volkshochschulbücherei hinübergeglitten: das der Kunst. Der Tonkunst oder, wie er statt dessen lieber will, der »Dramatik« ist geweiht H. v. d. Pfordtens (München) »Einführung in Richard Wagners Werke und Schriften«. Außerlich sprengt diese Einführung den Rahmen der »Bücherlei«: sie enthält keine Wiederholungsfragen, scheut auch nicht vor Fremdwörtern zurück (die dann im Register etwas allzu reichlich, auch nicht immer glücklich erklärt werden). Aber die Hauptsache ist: der Verfasser gibt ein außerordentlich anschauliches und allgemeinverständliches Bild von Wagners Wirken und seinem Wollen, das auch denjenigen, der weniger als v. d. Pfordten für den »Meister« begeistert ist, in seinen Bann zwingt, so daß ihm seine »Einführung«, die übrigens nicht in kritikloser Bewunderung aufgeht, glänzend gelungen ist. Wieder anderen Charakter trägt der letzte Beitrag, den wir zu besprechen haben: Dr. Paul Uedings »Einführung in das Verständnis der Malerei« in zwei Bänden (7 und 8), von denen der erste die italienische und altdeutsche, der zweite die altniederländische und die Malerei des sebzehnten Jahrhunderts behandelt, um dann von ihr zum modernen Impressionismus und Expressionismus überzugehen. Denn Ueding will keine Geschichte der Kunst schreiben, sondern zu klarem Kunstverständnis erziehen, an der Hand aus-

gebildeter Gemälde die Form als den Ausdruck der künstlerischen Idee erkennen und sehen lernen. Und das ist ihm in ganz hervorragendem Maße gelungen, so daß wir seine Beiträge zu den allerbesten der »Bücherei« zählen. Grundsätzliche Bedenken haben wir nur gegen seinen Satz S. 72: »je mehr alle Kunst im Religiösen mangelte«.

Alles in allem genommen, erblicken wir in der »Bücherei der Volkshochschule« ein zeitgemäßes und begrüßenswertes Unternehmen, das bisher in keinem seiner Bände gänzlich mißlungen ist, in vielen Gutes, in einigen ganz Vortreffliches bietet und, wenn es sich weiter von jeder rückwärtlichen Tendenz frei hält, auch den Lesern der neuen Zeit durchaus empfohlen werden kann.

Literarische Rundschau

Dr. Hans Ponfick, Das ländliche Siedlungswesen. Berlin, Staatspolitischer Verlag G. m. b. H. Preis 5 Mark.

Der Verfasser dieses Büchleins ist seit längerer Zeit Bearbeiter der Siedlungs- und Pachtfragen im Reichsarbeitsministerium und hat sich durch die Herausgabe verschiedener ausgezeichneten Kommentare zu den Siedlungs- und Pachtgesetzen einen guten Namen gemacht, zumal er bestrebt war, die Gesetze im Sinne des Gesetzgebers und im Interesse der minderbemittelten ländlichen Bevölkerung zu erläutern. Leider zeigt er sich in dem obengenannten Buche von einer ganz anderen Seite. Man merkt nur zu deutlich, daß ein Mann der alten Schule spricht, und daß sein Bestreben dahin geht, alle Fortschritte auf dem Gebiet des Siedlungswesens, soweit sie in die Zeit nach dem November 1918 fallen, auf das Konto der alten Nachhaber zu setzen. Verwunderlich bleibt es dabei nur, daß man gerade in der Zeit vor dem Kriege auf dem Gebiet des Siedlungswesens, obgleich alles damals billiger und viel bequemer war, so wenig vorwärtsgekommen ist und besonders mit der Ansiedlungspolitik in Posen und Westpreußen ein so trauriges Flecko erlebt hat.

Im übrigen gibt der Verfasser einen guten Überblick über die Bestrebungen der sogenannten inneren Kolonisation und einen mit gefärbter Brille gesehenen Rückblick der geschichtlichen Entwicklung des ländlichen Siedlungswesens in Deutschland.

Die Ausführungen über Aufgaben und Ziele der inneren Kolonisation in der Gegenwart zeigen Herrn Ponfick als begeisterten bürgerlichen Siedlungsideologen, der das Märchen von der Überlegenheit des ländlichen Kleinbetriebs kritiklos übernimmt und diesem eine übertriebene bevölkerungspolitische Bedeutung beimißt. Die Schilderung des Reichssiedlungsgesetzes und der Ausführungsgesetze der Länder bringt nicht wesentlich Neues, und die Mitteilungen über die Baufrage sind lediglich eine gedrängte Zusammenfassung und Wiederholung dessen, was hierüber im Laufe der letzten Jahre auf Siedlertagungen und in der Presse erörtert wurde. Wir können daher diese anscheinend für den Massenvertrieb berechnete Broschüre nur denjenigen empfehlen, die gewohnt sind, ihre Lektüre unter eine kritische Lupe zu nehmen. Man kann aus der Schrift Ponficks wohl einen allgemeinen Überblick über die Siedlungsfrage gewinnen; einen Führer in die tieferen Probleme des Siedlungswesens bietet sie jedoch nicht.

M. L i p s c h i g

Dr. Max Apel, Die Philosophie auf der Volkshochschule. Langensalza, Beyer & Söhne. 24 Seiten. Preis 1 Mark.

Auf die Frage: Was kann Gegenstand der Lehre an Volkshochschulen sein? gibt Dr. Apel die Antwort: Alles, was Gegenstand der Wissenschaft ist. Zwar sei sein ernsthafter Seite bestritten worden, daß die Philosophie auf die Volkshochschule gehöre; aber dem sei entgegenzuhalten, daß die Philosophie keine beliebige Sache

bloßen Fachstudiums ist, sondern wichtigste Angelegenheit des allgemeinsten und höchsten Berufs unseres Menschentums überhaupt. Was, meint er, »auf der Unvergleichlichkeit möglich ist, ein Einführen doch noch recht jugendlicher Köpfe von wenig Lebenserfahrung in alle Gebiete philosophischer Natur, muß erst recht der Volkshochschule erlaubt und geboten sein«. Große Anforderungen würden dabei freilich an den Dozenten gestellt. Zwar könne jeder, der in seinem Fach etwas Nützliches leistet, eine besondere pädagogische Befähigung besitzt und mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Idee der Volkshochschule einsteht, Lehrer an der Volkshochschule sein, aber wer nicht in den Problemen der Philosophie und ihrer Geschichte lebt, wer nicht »die philosophischen Fragen auf ihre klarsten und einfachsten Formeln bringen kann«, sollte auf ein Lehramt an der Volkshochschule verzichten. E. V. R.

Rudolf Lämmel, *Wege zur Relativitätstheorie*. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle Francksche Verlagshandlung, Stuttgart 1921. Preis gebestet M. 5.20, gebunden M. 7.80.

Im Anschluß an meinen Aufsatz über »Die Relativitätstheorie« (vergl. *Neue Zeit* Nr. 18 vom 28. Januar 1921) habe ich einige empfehlenswerte einschlägige Literatur zur Weiterbildung angeführt, die ich heute durch den Hinweis auf ein weiteres sehr lezenswertes Werk bereichern möchte.

Der bekannte Francksche Verlag in Stuttgart hat in seiner »Kosmos-Sammlung ein Buch unter dem obengenannten Titel herausgebracht und sich dadurch um die Verbreitung naturwissenschaftlicher, speziell physikalischer Kenntnisse und Erkenntnisse in der breiten Masse der Bevölkerung sehr verdient gemacht. Denn gerade an die große Masse derjenigen Bevölkerungskreise, denen eine tiefere naturwissenschaftliche Ausbildung durch die Schule nicht zuteil geworden ist, die aber dennoch Interesse für naturwissenschaftliche Dinge bekunden, wendet sich das Buch, das sich mit Recht anheißig macht, »Wege zur Relativitätstheorie« zu weisen. Der Verfasser hat sich durch seine zahlreichen Vorträge in verschiedenen deutschen Städten und seine literarische Betätigung auf dem Gebiet der Relativitätstheorie einen Namen gemacht und zeigt auch im vorliegenden Falle, daß er sehr geeignet ist, schwierige Probleme in allgemeinverständlicher und fesselnder Form darzulegen.

Ich wüßte kaum ein Werk zu nennen, das zur ersten Einführung eines »krassen Laien« auf naturwissenschaftlichem Gebiet in die Gedankengänge der Relativitätstheorie besser geeignet wäre als dieses. Ein Hauptvorteil desselben ist die große Anschaulichkeit, die durch 25 Abbildungen unterstützt wird. Gerade in den Naturwissenschaften sagt eine elementare Zeichnung, ein Bild oft mehr als seitenlange, langatmige Erläuterungen.

Daß das Buch trotz seiner volkstümlichen Darstellung wissenschaftlich auf der Höhe steht, versteht sich bei diesem Verfasser von selbst. Beweist er doch den Ernst, mit dem er an die Dinge herantritt, dadurch, daß er den Leser über vorhandene Schwierigkeiten nicht hinwegtäuscht, sondern ihn auf diese eigens aufmerksam macht, damit dieser nicht in den Fehler ver falle, anzunehmen, daß er nach der Lektüre des Werkes nunmehr die Relativitätstheorie »beherrsche«. Das Buch — das muß hier nochmals ausdrücklich betont werden — will an die Probleme, die mit dem Schlagwort »Relativitätstheorie« umschrieben werden, herantühren, Handhaben zur Weiterforschung liefern. Deshalb darf man — wer es ernst meint — nach der Durcharbeitung des Lämmelschen Werkes nicht auf halbem Wege stehenbleiben, sondern mag sich zur Weiterbildung an die von mir seinerzeit angeführte Literatur halten. Aber nicht nur der Anfänger, auch der schon einigermaßen unterrichtete wird das Kosmosbüchlein mit Nutzen lesen. Selbst der Physiker von Fach dürfte Freude an diesem Buche haben.

M. Schoen

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Zur Schuldfrage. Ein französischer Entlastungszeuge. Von Ferdinand Tönnies. (Schluß.)

Neumarkismus. Von Artur Heichen.

Zielforderung und Aktionsprogramm. Von P. Östreich.

Reichsgesetzliche Neuregelung des Bodenrechts. Von Otto Albrecht.

Die bürgerlichen Parteien in der böhmisch-slowakischen Republik. Von S. Fehlinger.

Literarische Rundschau: Thomas More, Utopia.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dies Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Arbeitsstätte für sachliche Politik, Landwirtschaftliche Übergangswirtschaft.** Ein Produktionsprogramm. Frankfurt a. M., Selbstverlag. (Als Handschrift gedruckt.)
- **Die Finanzen des Reiches, der Länder und der Gemeinden.** Feststellungen und Vorschläge. Frankfurt a. M., Selbstverlag. (Als Handschrift gedruckt.)
- Böhme, C.,** Der Kampf um die Anliegersiedlung. Stendal, Hermann Geisler. 26 S. Geh. M. 1.20.
- Brissenden, P. Fr.,** The I. W. W. A Study of American Syndicalism. Zweite Auflage. New York, Columbia University. 498 S. Geh. 4 Dollar.
- Broggen, C. J. A. van,** Das zerstörte Ameisenreich. Eine Phantasia. Järich, Max Rascher. 882 S.
- Cartelliert, M.,** Geschichte der neueren Revolutionen vom englischen Puritanismus bis zur Pariser Kommune (1642 bis 1871). Leipzig, Deutsche Buchhandlung. 229 S. Geh. 25 M., geb. 82 M.
- Duhfen, Paul,** Jedermann — der vielhäusliche Mensch. Ein psychoanalytischer Roman. Hamburg, Konrad Hanf. 857 S.
- *** **Geschäftsbericht und Jahresabrechnung 1920 des Zentralverbandes der Maschinisten und Feiler usw. Deutschlands.** Hamburg, Selbstverlag. 148 S.
- *** **Soziale Arbeit im neuen Deutschland.** Festschrift zum siebenzigsten Geburtstag von Franz Dike. Mit Beiträgen von H. v. Berlepsch, Ernst Brande, Johann Giesberts, Jos. Mausbach u. a. M.-Glabbach, Volksvereinsverlag. 260 S. Geh. 18 M.
- Papen, C. v.,** Die französische Fremdenlegion. Eine Warnung für Deutschlands Söhne. Berlin, Zentralverlag. 20 S. Geh. 2 M.

Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwing. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willh. Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 9

Ausgegeben am 27. Mai 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Schuldfrage

Ein französischer Entlastungszeuge

Von Ferdinand Tönnies

(Schluß)

II

Was Herr Paléologue weiter über den ferneren Gang der Dinge in Petersburg mittelst, ist von geringerem Interesse. Natürlich sucht er den Verlauf so darzustellen, als ob er und Sasonow sich um die Erhaltung des Friedens bemüht hätten. Aber sogar, was er selber über ihre Gespräche berichtet, verrät, daß es ihnen ausschließlich und allein darum zu tun war, den Schein zu wahren. Nur so ist es zu verstehen, wenn Paléologue von vornherein das Mißlingen jeder Versöhnung für zweifellos gehalten hat und dem Russen sagt: »Bleiben Sie ruhig, erschöpfen Sie alle Mittel der Anpassung. Vergessen Sie nicht, daß meine (die französische) Regierung eine Regierung der öffentlichen Meinung ist und daß sie euch nur dann wirksam unterstützen kann, wenn sie die Meinung für sich hat. Endlich denken Sie an die englische öffentliche Meinung!« Auch diese Äußerung fiel noch am selbigen Abend den 24., also ehe die serbische Antwort und Österreichs weiteres Vorgehen bekannt sein konnte. »Ich werde alles tun,« habe darauf Sasonow geantwortet, »um den Krieg zu vermeiden. Aber ebenso wie Sie bin ich sehr unruhig wegen der Wendung, welche die Dinge nehmen.« Richtig gelesen: »Ich werde alles zu tun *sch* *h* *e* *n* *e* *n*... Aber wir sind uns vollkommen einig, daß wir Österreich-Ungarn *ke* *i* *n* *e* Vergeltung dessen, was ihm Serbien angetan hat, zulassen werden.«

Am 25. abends sieben Uhr begibt sich Paléologue nach dem Warschauer Bahnhof, um Tswolsky — den russischen Botschafter in Paris, denselben, den Jaurès als den wahren Urheber des Krieges bezeichnet hat — bei der Abreise zu begrüßen. »Auf den Kaiser ist eine lebhafte Bewegung. Die Züge sind vollgepfropft von Offizieren und von Soldaten. Das riecht schon nach Mobilisierung. (Cela sont déjà la mobilisation.) Wir (Tswolsky und Paléologue) tauschen in aller Eile unsere Eindrücke aus, und wir kommen zum gleichen Schlusse: **Diesmal ist es der Krieg.**«

So dachten und sagten sie, weil sie entschlossen waren, den Krieg daraus werden zu lassen! Die Edlen!

»Zurückgekehrt nach der Botschaft,« fährt Paléologue fort, »erfahre ich, daß der Zar sieben die vorläufigen Maßregeln der Mobilisierung in den Militärbezirken Kiew, Odessa, Kasan und Moskau angeordnet hat. Ferner sind die Städte und Regierungsbezirke Moskau und St. Petersburg in Belagerungszustand erklärt. Endlich ist das Lager von Krasnoje-Selo aufgehoben worden, und die Truppen werden von heute abend an in ihre ordentlichen Garnisonen zurückgeschickt.«

»Um halb neun Uhr wird mein Militärattaché, der General Laguiche, nach Krasnoje-Selo befohlen, um mit dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und dem Kriegsminister General Suchomlinow zu konferieren.« — will sagen: schon an diesem Abend wird der gemeinsame Kriegsplan festgelegt.

Aus den folgenden Mitteilungen, die der förmlichen Gesamtmobilisation Rußlands vorausgehenden Ereignisse betreffend, ist am meisten bemerkenswert, daß der Kriegstreiber die eigentliche und schwerste Schuld — auf seinen deutschen Kollegen, den Grafen Pourtalès, abzuwälzen sucht. Und sein Beweisgrund? Daß dieser würdige Herr von dem Augenblick an, da er sich überzeugen mußte, daß die Russen und Franzosen zum Kriege fest entschlossen waren, in einen Zustand der Verzweiflung und des tiefsten Kummers geriet, der ihn fast sprachlos macht, so daß er nur mühsam stottert und in trostloser Erregung einhergeht. Er ist unfähig, seine Gemütsbewegung zu verbergen. »Seine Hände zittern; seine Augen hüllen sich in Tränen. Mit einem Zittern angehaltenen Jornes wiederholt er: Wir können Österreich nicht im Stiche lassen, wir werden unseren Verbündeten nicht im Stiche lassen. Nein, wir werden ihn nicht im Stiche lassen.« Saffonow erzählt Paléologue davon, der selber schon den gleichen Eindruck empfing: »Warum dies Außerordentliche?« fragt Saffonow. »Weder Sie noch ich sind so; wir bewahren unser kaltes Blut, unsere Selbstbeherrschung« (self-control habe der Minister auf englisch gesagt). Darauf antwortet Paléologue: »Pourtalès gebärdet sich närrisch (s'affole), weil seine persönliche Verantwortung ohne Zweifel im Spiel ist. Ich fürchte, daß er dazu beigegeben hat, seine Regierung in dies schreckliche Abenteuer zu stürzen, durch die Behauptung beigegeben hat, daß Rußland dem Schläge nicht standhalten werde, und wenn es unvermutet (par impossible) nicht weichen sollte, Frankreich das russische Bündnis aufgeben würde (dénoncerait l'alliance russe). Er steht jetzt, in welchen Abgrund er sein Land gestürzt hat.« »Sind Sie dessen sicher?« fragt Saffonow. »Beinahe,« antwortet Paléologue. »Gestern noch behauptete Pourtalès dem Gesandten der Niederlande und dem belgischen Geschäftsträger gegenüber, daß Rußland kapitulieren werde und daß es ein Triumph für den Dreibund sein werde. Ich weiß es aus bester Quelle.« Er, Paléologue, habe dann noch Saffonow eindringlich gewarnt: die geringste Unvorsichtigkeit auf seiner Seite würde »uns« die Mitwirkung Englands kosten. Das Spiel war in der Tat fein eingefädelt. So weit am 28. Juli.

Die ganze weitere Darstellung ist natürlich darauf berechnet, den Schein zu erwecken, daß die Verschworenen »alles« getan hätten, den Krieg zu »beschwören«, dessen Herannahen sie mit so gelassener Ruhe entgegenblickten. Es sind natürlich nicht seine Redensarten, sondern was er unversehens erzählt, womit Herr Paléologue als Entlastungszeuge wirkt. Dazu gehört in allererster Linie alles das, womit er den Grafen Pourtalès belasten will.

Wenn es wahr wäre, daß Pourtalès zu den beiden Diplomaten gesagt hätte, die Sache werde in einen Triumph für den Dreibund auslaufen, so könnte das als belastend für Pourtalès gedeutet werden. Paléologue will das aus bester Quelle wissen. Keiner der beiden Diplomaten hat es ihm persönlich gesagt, sonst hätte er den Gewährsmann hinzugefügt. Also ein Höfcher, ein Zwischenträger. Was er ist vermutlich, daß Pourtalès die Hoffnungen ausgesprochen hat, daß es gelingen werde, den Konflikt zu lokalisieren, denn

in diesem Sinne hat er sich immer ausgesprochen, solange er noch einen Rest von Hoffnung hatte. Am 28. war er hoffnungslos, war zerschmettert, brach in Tränen aus. Er rief — nach Paléologue's eigenem Bericht — in einer unoffiziellen Unterredung, die im Vorzimmer Saffonows stattfand — Gott zum Zeugen an, daß Deutschland friedlich gesinnt sei und 43 Jahre lang den europäischen Frieden aufrechterhalten habe. »Und uns will man jetzt anklagen, daß wir den Krieg entfesseln wollen!«

Paléologue will sein Publikum glauben machen, daß Pourtalès so ungünstlich gewesen sei aus bösem Gewissen, weil er dazu beigetragen habe, seine Regierung in dies schreckliche Abenteuer hineinzuziehen.

Paléologue's Publikum sind in erster Linie die Franzosen. Unter den Franzosen gibt es vorzügliche Psychologen. Diese werden sich die Frage vorlegen — wenn sie der Aufrichtigkeit und Unbefangenheit fähig sind —, ob der ein böses Gewissen haben konnte, der in dem glühenden Wunsche, den Weltkrieg zu verhindern, sich an die Hoffnung geklammert hat, Rußland werde sich der — völlig unberechtigten — Einmischung, wenigstens der gewalttätigen Einmischung enthalten, von der Rußlands Staatslenker wußte, daß sie den Krieg zur Folge haben mußte, in bezug worauf schon am 25. Juli die Herren Tswolsky und Paléologue sich in dem Ausruf zusammensanden: »Cette fois, c'est la guerre« (diesmal ist das der Krieg) — wobei sie nicht schluchzten und zitterten, wie Pourtalès schluchzte und zitterte. Es gehört nur wenig psychologische Einsicht dazu, um mit Sicherheit zu erkennen, daß Pourtalès in Verzweiflung geriet und gebrochen war, nicht weil er sich etwas vorzuwerfen hatte, sondern einfach, weil er das ungeheure Unglück des Weltkriegs vor Augen sah — das ungeheure Unglück, zu dem die beiden Großfürstinnen dem französischen Botschafter mit Jubel gratulierten, daß der brave Vater dieser Prinzessinnen ihnen telegraphisch als ein Glück und eine Freude verkündet hatte, worüber sie in Dithyramben sich nicht erschöpfen konnten: »Von Österreich wird nichts übrigbleiben ... Deutschland wird zertrümmert werden.«

Das war am 22. Juli! Hat etwa der Botschafter der friedliebenden französischen Republik diesen begeistert — Frauenzimmern ein Wort gesagt, um ihre Raserei zu dämpfen? Da sie so laut wurden, daß sie sogar einen strengen Blick des Zaren auf sich zogen? Herr Paléologue hat kein Wort dagegen gesagt, obwohl man am 22. Juli, vor der österreichischen Note, noch allgemein in Europa eine friedliche Lösung erwartete und — wenigstens in Deutschland und in Österreich-Ungarn — erhoffte und erstrebte!

Wenn die beiden Großfürstinnen eidlich vernommen werden könnten, so würden sie bezeugen, daß Herr Paléologue ihren Jubel mit Wohlgefallen aufgenommen, daß er ihnen freudig zugestimmt hat. Nachdem sie bei seinem Kommen ihn mit Jubel empfangen hatten, setzen sie beim Diner in gesteigertem Maße ihre exaltierten Äußerungen fort und kommen am folgenden Tage nochmals darauf zurück! Auch dies läßt mit großer Sicherheit darauf schließen, daß sie seines Beifalls gewiß waren, daß sie keinem Einwurf begegneten, der sie auf das Frevelhafte ihrer Vorfreude aufmerksam machte. Man frage sich, was Graf Pourtalès gesagt hätte, wenn am dieselbe Zeit zwei deutsche Prinzessinnen ihm gegenüber mit Frohlocken den herannahenden Krieg begrüßt und die Vernichtung Frankreichs verkündet hätten?

Am 25. — dies bestätigt Paléologue — wurde schon die Mobilisierung der 13 Armeekorps, »die gegebenen Falles bestimmt waren, gegen Österreich zu operieren«, »im Prinzip« vom Zaren genehmigt. Am 29. elf Uhr abends stellt der — aus der geheimen Verhandlung vom Februar 1914 wohl-bekannte — Vizedirektor der auswärtigen russischen Kanzlei, Herr Basilo, beim französischen Botschafter sich ein und kündigt ihm an, daß »der befehlende Ton, worin der deutsche Botschafter sich am Nachmittag ausgedrückt, die russische Regierung bestimmt habe, erstens in dieser selbigen Nacht die Mobilisation der 13 Armeekorps, die bestimmt seien gegen Österreich-Ungarn, zweitens heimlich die allgemeine Mobilisation zu beginnen!

Der Mann, der zuerst die Lösung ausgegeben hatte, daß Rußland sein Ziel nur durch einen europäischen Krieg erreichen könne,² erläutert diesen zwiefachen Beschluß dahin, die partielle Mobilisation sei technisch nur unter der Bedingung möglich, daß man den ganzen Mechanismus der allgemeinen Mobilisation »disloziere«.

Paléologue berichtet weiter, daß er noch in derselben Nacht 12 Uhr 45 Minuten vernommen habe, daß der Zar, auf das Telegramm seines Freundes Wilhelm hin, die allgemeine Mobilisation zurückgenommen hat »trotz des Widerspruchs seiner Generale, die ihm nochmals die Unzuträglichkeiten, ja die Gefahren einer Teilmobilisation vorgefragt haben«. Herr Paléologue sagt nicht, daß er zu gleicher Zeit erfahren habe, daß dieser Gegenbefehl ohne alle Wirkung gewesen ist. Wenn man es ihm nicht ausdrücklich gemeldet haben sollte, so konnte er es doch wissen. Er wußte ja, die allgemeine Mobilisation sollte in s g e h e i m (secrètement) vor sich gehen. In'sgeheim, das heißt zunächst sollten Deutschland und Österreich glauben, daß nur eine Teilmobilisation stattefinde. Aber es war auch gut, wenn Frankreichs öffentliche Meinung und Englands öffentliche Meinung es nicht erfuhren, denn es wurde ja mit allen Mitteln dahin gearbeitet, den S c h e i n zu erwecken, daß Deutschland oder wenigstens daß Österreich den Weltkrieg beginne, also die W a h r h e i t zu verhüllen, daß Rußland mit dem Beistand Frankreichs ihn entfesselte. Bedeutungsvoll hatte Paléologue davor gewarnt, die geringste U n v o r s i c h t i g k e i t zu begehen.

Paléologue erzählt auch noch von der wichtigen Unterredung zwischen Pourtales und Sasonow, die er auf den 30. zwei Uhr n a c h m i t t a g s verlegt. Der Wahrheit gemäß läßt er Pourtales die B i t t e um eine letzte Formel des Ausgleichs aussprechen, und er wiederholt nicht die Unwahrheit, die Sasonow in seinem Zirkulartelegramm vom 30., unmittelbar nachdem ihn Pourtales verlassen hatte, sich gestattete, daß er die Formel »Wenn Österreich usw.« diktiert habe. Aber Herr Paléologue kann auch bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die Verzweiflung und Betrübnis des deutschen Botschafters daraus erklären zu wollen, daß er nunmehr die Folgen der intransigenten Politik, deren Werkzeug, wenn nicht gar Anstifter er gewesen sei, wahrgenommen habe; »er sieht die unermeldliche Katastrophe, und er unterliegt dem Gewicht seiner Verantwortung«.

»Eine Stunde später« sei Sasonow beim Zaren gewesen: das soll also heißen: um drei Uhr. Wir wissen von Pourtales, daß seine Unterredung um halb zwölf Uhr stattgefunden hat, und wissen von Buchanan, daß er und Paléologue nachher noch von Sasonow empfangen worden sind. Sasonow

² Vergl. meine Schrift »Die Schuldfrage«, 2. Auflage, S. 48 bis 55.

überredet nun den Zaren, seine Gegenorder (die niemals befolgt wurde) förmlich zurückzunehmen, also dem Chef des Generalstabs die allgemeine Mobilisation zu befehlen. Der Zar ist verstimmt durch das Telegramm Kaiser Wilhelms, worin er sagt, wenn Rußland gegen Österreich-Ungarn mobilisiere, so sei die Rolle der Vermittlung, die er auf inständige Bitten des Zaren übernommen habe, gefährdet, wenn nicht sogar unmöglich gemacht; das ganze Gewicht der Verantwortung ruhe auf seinen, des Zaren, Schultern. Paléologue nennt den Ton dieses Telegramms »beinahe drohend«. Saffonow habe, nachdem er es gelesen und abermals gelesen, eine ver zweifelte Gebärde gemacht (danach scheint es, daß der französische Botschafter sogar zu dieser vertraulichen Unterredung zwischen dem Zaren und seinem Minister hinzugezogen war!) und habe ausgerufen: »Wir werden den Krieg nicht mehr vermeiden. . . . Deutschland entzieht sich offensichtlich der Vermittlungstätigkeit, um die wir es ersucht haben, und sucht nur noch Zeit zu gewinnen, um insgeheim seine Vorbereitungen zur Offensive zu vollenden.« Nach einigem Sträuben und Berufung auf seine Gewissensbedenken habe der Zar den Befehl zur allgemeinen Mobilisation erteilt, der am 31. früh an den Straßenecken von St. Petersburg angeschlagen war.

Der telegraphische Dialog zwischen den Kaisern ging weiter. »Saffonow, immer beflissen, die englische öffentliche Meinung behutsam zu leiten (*à ménager l'opinion anglaise*), und darauf bedacht, bis zur letzten Minute alles möglich zu tun, um den Krieg zu bannen, nimmt ohne Anstand (*sans discussion*) einige Veränderungen an, die Sir Edward Grey an seinem oben erwähnten Vorschlag vorzunehmen gebeten hat.« Das war von Greys Seite, der den Krieg gern verlagert hätte, vielleicht ehrlich gemeint. Saffonow konnte um so leichter seine Zustimmung geben, da in der neuen Formel an Stelle des Satzes »Rußland verpflichtet sich, seine militärischen Vorbereitungen einzustellen« getreten war »seine abwartende Haltung zu bewahren« — damit wurde also die Gesamtmobilisation zu Wasser und zu Lande für eine abwartende Haltung erklärt! Ferner war Österreich außer der Bedingung, anzuerkennen, daß der Konflikt einen europäischen Charakter angenommen habe, auferlegt, seinen Vormarsch auf serbischem Gebiet anzuhalten — ferner war anstatt der Forderung, daß Österreich sich bereit erklären solle, aus seinem Ultimatum die Punkte auszumerzen, die den souveränen Rechten Serbiens entgegen seien, gefordert worden, es solle gestatten, daß die Großmächte die Genugtuung, welche Serbien der österreichisch-ungarischen Regierung gewähren könne, ohne seine Rechte als souveräner Staat und seine Unabhängigkeit beeinträchtigen zu lassen, prüfen würden — mit anderen Worten, es wurde eine vollständige Preisgabe des österreichischen und deutschen Standpunktes, daß es sich um einen lokalisierbaren österreichisch-serbischen Konflikt handle, gefordert.

Bekanntlich hat sich in diesem letzten Augenblick unter dem Drucke des deutschen Bundesgenossen Österreich-Ungarn auch zu einem Rückzug prinzipiell bereit erklärt. Es war zu spät. Rußland wollte, was es der deutschen Regierung vorwarf: Zeit gewinnen für seinen Aufmarsch durch »diplomatische Scheinverhandlungen«, wie sie ausdrücklich in der Petersburger Konferenz vom November 1912 vorgesehen und vorgeschrieben waren, »damit dem Gegner nicht unwiederbringlich die Hoffnung genommen werde, der Krieg könne noch vermieden wer-

den«. (Vergl. Hoeniger, »Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg«, S. 34.) Rußland hatte bekanntlich sehr viel mehr Grund, solchen Aufschub zu wünschen — jede Stunde, die es unter der fortgesetzten Mobilmachung gewann, war ihm ein militärischer Gewinn. Daher konnte Sasonow auch getrost den betrogenen Zaren sein Ehrenwort geben lassen, daß seine Truppen sich jeder Offensive enthalten würden — die Gegenmobilmachung Deutschlands wurde erwartet, aber die Hinauszögerung der Feindseligkeiten bis zu dem Augenblick, da sie für Rußland am günstigsten sein würde, lag im Interesse und im Plane Rußlands. Es gibt wohlmeinende Russen (solche, die den Krieg nicht gewünscht haben), welche meinen, Deutschland hätte, anstatt sein Ultimatum zu stellen, auf diese »künstlichen diplomatischen Verhandlungen« (so heißt der russische Ausdruck wörtlich) sich einlassen müssen. Deutschland richtete sein Ultimatum nach Petersburg. Pourtales überbrachte es. »Mit zitternder und überhafter Stimme« — so berichtet Paléologue (als ob er immer dabei gewesen wäre) — rief er dreimal aus: »Willigen Sie ein, zu demobilisieren.« Sasonow habe darauf »sehr ruhig« geantwortet: »Solange die Verhandlungen mit Österreich ihren Fortgang nehmen, werden wir, wie Ihnen schon der Zar gesagt hat, nicht angreifen. Aber es ist uns technisch unmöglich, zu demobilisieren, ohne unseren ganzen militärischen Organismus zu zerrütten.«

Der unbefangene Richter wird beurteilen müssen, ob der Wille zum Krieg oder der Wille zum Frieden auf seiten derer war, die es vorzogen, die gewisse Kriegserklärung zu erwarten, anstatt um einer Verhandlung willen, die schon den diplomatischen Sieg ihrer Seite in sich schloß, ihre Mobilisierung, die als Eröffnung des Krieges gemeint war, einzustellen; ob der Wille zum Krieg dort vorhanden war, wo er mit Zeichen des Jubels und mit Gleichmut hingenommen wurde, oder dort, wo der Abscheu und die tiefe Betrübniß darüber in einer Weise zutage trat, daß der feindselige Zuschauer beinahe zum Mitleid bewegt wurde; wo die Bereitschaft, eine schwere diplomatische Niederlage um des Friedens willen sich gefallen zu lassen, kundgegeben war.

Nachwort

Niemand, der meine literarisch-wissenschaftliche Vergangenheit kennt, wird vermuten, daß ich aus irgendwelcher persönlicher oder parteilicher Zuneigung die ehemalige Reichsregierung verteidige. Ich habe niemals zu irgendeiner der leitenden Persönlichkeiten irgendein Verhältnis gehabt und mich niemals, weder im Reich noch in einem der Einzelstaaten, ihrer Gunst erfreut. Auch habe ich nicht zu den eigentlichen Bewunderern und Verehrern der Größe des Fürsten Bismarck gehört, wenn ich auch stets anerkannt habe, daß er durch einen ungemein starken Verstand und einen noch stärkeren Willen sich auszeichnete. Was meine Haltung dämpfte, war in zwei inneren Beweggründen enthalten. Einmal bin ich Schleswig-Holsteiner — als solcher habe ich von früher Kindheit an für »Deutsch« gegen »Dänisch« mich entschieden, ich habe dann — noch ein Knabe — die Annexion der »Herzogtümer« durch Preußen als ein Schicksal aufgenommen und ertragen, das durch die Glanzjahre 1870/71 gehoben und verklärt wurde; je mehr aber mein politisches Denken lebhafter sich entwickelte, um so mehr habe ich das altpreußische Wesen als etwas unserer besonderen Volksart Fremdartiges empfunden und habe vielen Maßnahmen der preußischen Regierung mit unverbohlener Mißbilligung gegenübergestanden, nicht nur ihrer schwankenden oder meistens unklugen Politik gegen Nordschleswig, sondern auch dem Geiste der Verwaltung, wie er, im Sinne

militärischer Ordnung und Disziplin, aber mit geringem Verständnis für unser großes und stolzes, wenn auch duldames Volkstum sich betätigte.

Das andere Moment meiner Opposition — es war und wurde viel stärker — lag in meiner Beschäftigung mit der sozialen Frage, der ich etwa seit dem Jahre 1874 ernstlich und mit dem Gefühl der Aufklärung über die innersten Gründe der geschichtlichen Entwicklung obgelegen habe. Im Sommer 1878 las ich zuerst Marx — den damals allein vorhandenen ersten Band — mit Staunen, aber unzureichendem Verständnis. Im selben Jahre erlebten wir die Affentafe und das „Gefetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen“, das mir als ungerecht und als schädlich erschien. Ich bin auch in den zwölf Jahren der Geltung des Sozialistengesetzes dem Gedanken einer entschiedenen Sozialreform treu geblieben und habe ihn verfolgt, wo immer sich die Gelegenheit bot. Meiner Laufbahn als akademischer Lehrer gereichte das nicht zum Vorteil, wenn auch erst meine Begünstigung des großen Ausstandes der Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg-Altona 1896/97 — ich wohnte damals in Hamburg — mir sozusagen den Hals brach; indessen bin ich in keiner Weise zu förmlicher Rechenschaft gezogen worden. Auch muß ich bemerken, daß andere Ursachen mitwirkten, meinen Aufstieg zu Amt und Würden zu hemmen. Ich war für Philosophie habilitiert, hatte aber mein Studium und auch meine Lehrtätigkeit (die oft unterbrochen war) mehr und mehr auf Soziologie bezogen und beschränkt. Daß diese keine anerkannte akademische Geltung hatte oder im günstigsten Falle als ein Nebenfach der Volkswirtschaftslehre geschätzt wurde, hatte zum Teil wohl politische, wenigstens ebensosehr aber Gründe des gelehrten Vorurteils, das noch heute dieser neuen und wenig entwickelten allgemeinen Lehre vom sozialen Leben sich hemmend entgegenstellt.⁴

Ich sah, wie man akademisch sich auszudrücken pflegt, »zwischen zwei Stühlen«. Wie immer es um die Ursachen bestellt sei, Tatsache ist, daß ich erst im Jahre 1908, in meinem vierundfünfzigsten Lebensjahr, außerordentlicher und im Jahre 1913 ordentlicher Professor, und zwar beides für die »wirtschaftlichen Staatswissenschaften« (ein furchtbarer amtlicher Ausdruck) geworden bin; das eine wie das andere hatte ich den redlichen Bemühungen meines Kollegen Professor Bernhard Harms zu verdanken. Irgendwelche Prüfung meiner Gesinnung, irgendwelche Fragestellung oder Bedingung hat dabei nicht stattgefunden. Mein Verhältnis zu dem großen Zeitproblem hatte ich kurz vor meiner ersten Ernennung in der kleinen Schrift »Die Entwicklung der sozialen Frage« (Sammlung Ötschen 353, 31. Auflage 1919) niedergelegt und auch sonst mehrfach kundgegeben. Hingegen habe ich jeder Versuchung, mich praktisch in der Politik zu betätigen, Widerstand geleistet, weil ich mich in meiner wissenschaftlichen Unabhängigkeit und Ruhe dadurch beengt gefühlt hätte und mich nicht für berufen zu solcher Tätigkeit gehalten habe. So hat denn auch die Staatsumwälzung in dieser Hinsicht auf meine Wünsche und meinen Willen nicht mindernd gewirkt. Ich trete allerdings ein für die Erhaltung und den Ausbau der Republik und wünsche ihr eine sozialistische Gestaltung, die aber nach meiner Ansicht auch dann mit der größten Behutsamkeit und Besonnenheit unternommen werden mußte, wenn nicht der gegenwärtige Zustand der deutschen Volkswirtschaft für ihre Verwirklichung die denkbar ungünstigsten Bedingungen darböt.

Diese Erörterung und dies persönliche Bekenntnis sollen mich des Verdachts überheben, als ob ich irgendeinen persönlichen Beweggrund hätte, die vormalige Reichsregierung oder gar den Monarchen, der ihr Oberhaupt war, von der Schuld am Weltkrieg zu reinigen. Meine Beweggründe sind streng sachlich. Durch Umstände, wie sie während des Krieges und nachher nahe genug lagen, kam ich dazu, die Tatsachen und Akten zu erforschen und die Anschulldigung zu prüfen, die von den Bundesgenossen des Zarismus nicht nur unserer vormaligen Regierung, sondern dem ganzen deutschen Volke unablässig und auch in den Formeln des

⁴ Obgleich sie heute von der Unterrichtsverwaltung begünstigt wird. Vergl. meine Schrift »Hochschulreform und Soziologie«, Jena 1921, Gustav Fischer.

»Friedensvertrags« entgegengeschleudert wurde. Wenn ich zu dem Ergebnis gekommen wäre, daß diese Anschulldigung gerecht ist, so hätte ich geschwiegen; denn ich wäre zu stolz gewesen, beim Zarismus und seinen Bundesgenossen gleichsam Abbitte zu tun, als ob ich mich mitschuldig fühlte. Ich bin aber zu einem anderen Ergebnis gelangt und finde durch jegliches neue Material, das durch den Nebel hindurch sichtbar wird, mein Urteil bestätigt. Solches neues Material bietet auch das »Entlassungszeugnis« des Franzosen, das ich den Lesern der Neuen Zeit hier vorzuführen mir gestatten wollte. In dem Buche, das die »Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte« demnächst herausgeben wird, sollen die gesamten Fragen von mehreren anderen Seiten beleuchtet werden. Aus allen urkundlich bezeugten Tatsachen geht unwiderleglich hervor, daß Rußland seine Robilmachung schon am 25. Juli begonnen hat und daß es mindestens am 30., als Österreich-Ungarn eben zur Nachgiebigkeit gegen die sachlich unberechtigte russische Einmischung gestimmt wurde — unter dem Drucke, den Berlin um des Weltfriedens willen ausübte —, daß Rußland damals gewußt hat, daß es den Krieg damit zur Tatsache machte, wenn auch seine verschlagene Diplomatie noch wünschte und hoffte, den Ausbruch hinzuzögern, um die Offensive gegen Deutschland desto sicherer und siegreicher zu gestalten. Daß die Verbündeten des Zarismus, auch wenn sie, wie England, ihn mit halben Worten verleugneten, um ihn durch Taten zu ermutigen, mitschuldig sind, versteht sich schlechtthin von selbst.

Daß es auch in Deutschland eine Kriegspartei gab und einen weiteren Kreis von nationalistischen Politikern, die jedenfalls den Krieg einer diplomatischen Niederlage vorzogen, weiß ich wohl. Die amtliche deutsche Politik hatte aber nicht nur keinen Anteil daran, sie hat diesen Bestrebungen nach Kräften entgegen gewirkt. Es gab für sie keinen vernünftigen Grund, den Krieg, dessen schlechte Aussichten ihr vollkommen bekannt waren, zu erstreben. Sie hätte alles aufs Spiel gesetzt mit einer sehr geringen Gewinnchance. Und doch ermutigte sie Österreich zu seinem Vorgehen gegen Serbien? — Sowohl die österreichische als die deutsche Staatsleitung hat die serbische Agitation, die eingeständlich darauf ausging, den Bestand Österreichs zu untergraben, als ein höchst gefährliches Vorpiel des Krieges, gleichsam als ein Vorpостengefecht empfunden, und sie hatten Grund zu dieser Auffassung. Sie glaubten, wenn Serbien energisch entgeggetreten würde, so werde das die Zuversicht, womit der Zarismus den Weltkrieg vorbereitete, dämpfen und ihn so unwahrscheinlicher machen oder wenigstens die Frist verlängern. Freilich wußten sie wohl, daß die Gefahr einer kriegerischen Einmischung Rußlands und damit die unmittelbare Gefahr des Weltkriegs daran hing — aber welche Schritte kann ich zu meiner Verteidigung gegen einen Feind unternehmen, wenn ich unbedingt durch die Gefahr, daß diesem Feinde drei mächtige Helfer erstehen, mich abhalten lasse? Vielleicht handle ich unklug, wenn ich trotz dieser Aussicht mich zu solchen Schritten entschließe — aber ich kann doch nicht verantwortlich dafür gemacht werden, was diese Bundesgenossen meines Feindes tun, man kann mir doch nicht die Schuld dafür beimessen, daß sie — ohne anderen Grund, als weil sie die Untaten ihres Schützlings billigen und unterstützen — über mich herfallen und mich zu erdroffeln sich anschicken!

Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn haben es mit ihrem Verderben büßen müssen, daß sie ihre historische Stellung als Großmächte zu wahren bedacht und entschlossen waren, das Deutsche Reich, daß es sogar als eine Kolonial- und Weltmacht sich in die Schranken zu stellen wagte. Man kann die tragische Schuld der Überhebung darin finden — einer Überhebung, die eine regelmäßig wiederkehrende historische Erscheinung ist, die aber durch das gegenwärtige Zeitalter, dessen Kommerzialisismus und Kapitalismus überall ins Maß- und Grenzenlose strebt, außerordentlich begünstigt wurde. Daß aber das Deutsche Reich nach der politischen Weltherrschaft gestrebt habe, ist ein völlig unbegründeter und sinnloser, ja lächerlicher Vorwurf. Nach Vermehrung seiner wirtschaftlichen Stärke strebte es aller-

dings, und zwar mit Glück und Erfolg, nach den Regeln, die in der gesamten kapitalistischen Welt, und ganz besonders in Großbritannien, gelten, den Regeln der freien Konkurrenz und des freien Handels. Wenn es sich diese Kraftentfaltung durch die innere Schutzzollpolitik erleichterte, so tat es damit nur, was ihm kraft seiner Souveränität zustand — aber seine »Schuld« bestand eben darin, daß es »zu groß« geworden war, wie der Geschichtsschreiber des Peloponnesischen Krieges sagt, indem er die Anlässe darstellt, die zu dem unheilvollen Bruche des Vertrags, den die Athener und die Peloponnesier auf dreißig Jahre geschlossen hatten, führten: »Aber für die wirklichste Ursache, obschon am wenigsten davon die Rede war, erachte ich das Wachstum der athenischen Macht; dieses erregte die Furcht der Lakedämonier und hatte den Krieg zur notwendigen Folge« (Thucydides, 1, 23). Vielleicht haben auch die Lakedämonier, wenn ihnen auch keine Presse zur Verfügung stand, damals einen ungeheuren Lärm gemacht, um die Schuld am Kriege auf die Athener, die ihnen zu groß geworden waren, abzumwälzen.

Der Weltkrieg ist ebenso Europas Verderben, wie der Peloponnesische Krieg das Verderben von Hellas war (»der Schaden, den er Griechenland tat, war ein solcher, wie desgleichen in dem gleichen Raum niemals zuvor gesehen war«, sagt Thucydides). An der Kultur Europas hatte das Zarenreich nur einen geringen und fast ausschließlich passiven Anteil. Die wahre Schuld am Verderben Europas hat die außerhalb seines Bezirks über die fremden Weltteile rollende insulare Macht, die um ihrer Herrschaft willen, um des Weltmarktes willen, auf dem sie ihr ehemaliges Monopol zerstört fand, sich mit Rußland verband, um Österreich und dem Deutschen Reiche den Garaus zu machen.

Dieser weltgeschichtlichen Betrachtung und Wahrheit gegenüber schwindet alles andere zu kleinlicher Bedeutung. Wenn es England ernst gewesen wäre, den Weltkrieg zu erhalten, so hätte es zu Rußland gesagt: »Niemals werden wir für Serbien und für eure Balkaninteressen Seite an Seite mit euch stehen. Die Balkanhändler gehen uns nichts an. Wenn Österreich seinen vorauszusehenden Sieg über Serbien ungebührlich auszubeuten versuchen wird, so werden wir euch beistehen, dies zu verhindern und zur Erhaltung des Gleichgewichts zu wirken; wie wir im Jahre 1878 mit Bismarck zusammen gegen den Frieden von San Stefano aufgetreten sind, wie ihr zusammen mit Frankreich und dem Deutschen Reiche sieben Jahre später erfolgreichen Einspruch gegen die allzu große Machterweiterung Japans im Frieden von Schimonoseki erhoben habt. Zunächst wollen wir einmal abwarten, was Österreich-Ungarn für sich in Anspruch nehmen wird.«

Wenn Sir Edward Grey so gesprochen hätte, so wäre die Mobilmachung Rußlands — die von Anfang an als Gesamtmobilmachung gemeint war — unterblieben, Europa wäre vor dem Unheil bewahrt gewesen. Aus den Mitteilungen Paléologues ergibt sich auch, wie sehr der Zarismus und seine Gönner, wie sehr vor anderen der britische Botschafter Buchanan eine solche »pazifistische« Sprache der englischen Regierung gefürchtet hat. Und was würden die edlen Großfürstinnen, die kriegstollen Megären Anastasia und Milika dazu gesagt haben?!

Neumarxismus

Von Arthur Heichen

Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir — trotz entgegenstehender Erklärungen von »prominenter« Seite — erklären, daß sich die Parteitheoretik seit vielen Jahren schon und insbesondere seit Ausbruch des Krieges in einer schweren Krise befindet. Die Notwendigkeit einer Revision des Parteiprogramms ist inzwischen anerkannt worden, aber in der gesamten Parteipresse ist davon noch wenig zu spüren. Im Gegenteil, es herrscht dort die Gewohnheit, so zu tun, als ob rein gar nichts geschehen wäre: »Wir sind, was

wir waren und ...!« Nun, man kennt das Lied! Es ist seltsam! Just in dem Moment, in dem die Räder der Weltgeschichte wieder einmal kreischen, herrscht innerhalb der Mauern die tiefste Ruhe und Selbstzufriedenheit. Diese Selbstzufriedenheit ist für den Eingeweihten aber nur ein Ausdruck der theoretischen Verflachung der Partei, die freilich teilweise in der Tatsache der Überlastung aller Maßgeblichen mit Aufgaben der politischen Praxis ihre Erklärung findet.

Nichts ist dafür kennzeichnender als die Aufnahme einer Reihe von Schriften, die unter anderen Umständen die heftigsten Kontroversen erregt hätten, von denen aber bisher in der Parteipresse nur wenig Notiz genommen worden ist. Die »Frankfurter Zeitung« allerdings widmete im Sommer 1918 dem »Neumargismus« — wie sie ihn nannte — zwei Leitartikel und nannte in diesem Zusammenhang die Genossen Renner, Cunow, Lensch sowie die Zeitschrift »Glocke«, die damals andere Tendenzen verfolgt als später unter der Redaktion des Genossen M. Beer. Diese überlebten Kontroversen heute auszugraben, hätte keinen Zweck, zumal die brave Frankfurterin den Neumargismus in entscheidenden Punkten falsch eingeschätzt hat. Daß aber gerade die »Frankfurter Zeitung« den Neumargisten den Fehdehandschuh hinwarf, ist um so verständlicher, als ja dieses Organ in seinem politischen Teil die prominenteste Vertreterin jenes bürgerlichen Radikalliberalismus war und ist, von dessen Anschauungswelt die Sozialdemokratie zu befreien sich die Neumargisten zum Ziel gesetzt hatten.

Der Neumargismus ist bis jetzt weder ein geschlossenes Gedankensystem noch eine einheitliche Richtung. Vielmehr kann man von einer gewissen Einheitlichkeit in den Grundzügen sprechen, die aber von den Spezialmeinungen der einzelnen vielfach durchbrochen wird. Beispielsweise ist die Stellung des Genossen Renner zum Pazifismus und den Problemen der internationalen Organisation eine ganz andere als die des Genossen Lensch, und ferner schätzt Lensch den Parlamentarismus und die Rätebewegung wieder wesentlich anders ein als Cunow. Überhaupt muß Lensch, besonders in letzter Zeit, als ausgesprochener Außenseiter der deutschen Sozialdemokratie bezeichnet werden, um so mehr, als er sich — wohl nicht ganz ohne eigene Schuld — in einen größeren Gegensatz zur Partei hineinmanövriert hat, als es erforderlich war. Trotz alledem, oder vielmehr gerade deshalb muß aber das Verdienst anerkannt werden, daß er sich insbesondere mit seinen beiden Schriften »Drei Jahre Weltrevolution« (Berlin, Verlag S. Fischer) und »Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück« erworben hat. Besser schon, überhaupt Probleme stellen und dabei diesen oder jenen Schnitzer machen, als jenes phylisterhaft-offizielle: »Wir sind, was wir waren...!«

Während Lensch die modernen Probleme vom Standpunkt des volkswirtschaftlich geschulten Sozialhistorikers packt, verkörpert Karl Renner mit seinem gedankenreichen Buche »Margismus, Krieg und Internationale« (Stuttgart, Dieß) innerhalb der neumargistischen Richtung den theoretisierenden Ökonomen und Juristen. Dagegen tritt Heinrich Cunow mit seinem jüngst im Vorwärts-Verlag erschienenen Werke »Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie, Grundzüge der Marxschen Soziologie« (1. Band) an die betreffenden Probleme von der Seite der Soziologie heran. Im

Jahre 1915 war diesem Werke bereits eine kleinere Schrift »Partei-zusammenbruch? Ein offenes Wort zum inneren Parteistreit« vorausgegangen.

Worin liegen die verbindenden Fäden jener neumargistischen Richtung? Entscheidend ist und bleibt die Einstellung zur Staatsgewalt. Ist der Staat wirklich nur eine Herrschaftsorganisation, ein Instrument der Klassenherrschaft, oder aber schwebt er als selbständiger Patron über den Klassen, als ehrlicher Makler und Vermittler, oder aber sind seine Funktionen bestimmten Abwandlungen und Veränderungen ausgesetzt? Der ältere Margismus — voran Marx und Engels — huldigte bekanntlich der Anschauung, daß der Staat zu allen Zeiten eine Herrschaftsorganisation, ein Instrument der Klassenherrschaft gewesen sei. Der Staat steht nach dieser Auffassung dem weiteren Aufstieg der Menschheit im Wege. Beseitigt wird der Staat dadurch, daß das Proletariat sich der Staatsgewalt bemächtigt und die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum verwandelt.

Cunow weist in seinem Buche nach, wie Marx mit dieser Auffassung vom Staat in mancher Hinsicht wieder in die Vorstellungswelt des englischen Liberalismus an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts und in die des individualistischen Anarchismus zurückgefallen war. Die Lehre des älteren Margismus, daß das Proletariat sich »der Staatsgewalt bemächtigen« müsse, hat keineswegs ihre gläubige Gemeinde im Lager des Linkssozialismus allein, vielmehr sind auch weite Kreise unserer Partei bis zu den Ohren in den Glauben an eine Staatsgewalt verstrickt, die man auf jeden Fall »erobern« müsse und mit der ein jeder, der sie gerade in der Hand hat, machen kann, was er will. Daß man sie überhaupt erobern müsse, gilt als ausgemacht, nur über das »Wie« sind die Geister verschiedener Meinung. Die einen, die sozialistischen Machtpolitiker, meinen, mit Knüppeln, Handgranaten und Diktatur einer Minderheit; den anderen, den sozialistischen Pazifisten, genügen die friedlichen Mittel des Stimmzettels und der Überzeugung. In chliastischem Wunderglauben besangen, übersehen sie dabei allesamt, daß weder Mistgabel noch Stimmzettel die Schalthebel sind, mit denen man das Schwungrad des Sozialismus in Gang bringen kann. Mit politischen Mitteln, mit Revolutionen und Parlamentsbeschlüssen kann man den Sozialismus nicht weiter treiben als bis dahin, wohin die sozialen Bedingungen (die Wirtschaft, überhaupt die gesamten Produktions- und Konsumtionsverhältnisse) an sich schon gediehen sind. Politische Aktionen können eine wirtschaftliche Entwicklung im wesentlichen nur sanktionieren. Greifen sie der Entwicklung zu weit vor, dann muß die Dekretgläubigkeit denselben Schritt zurück machen, den sie vorher nach vorn gesetzt hat (vergl. die KonzeSSIONSPolitik Lenins). Natürlich können auch politische Maßregeln (zum Beispiel Zollgesetze usw.) wirtschaftlich tiefe Spuren hinterlassen, aber immer bleibt die Politik *sekundär*. Daß aber auch heute noch weite Kreise unserer Partei — theoretisch wenigstens — sich über die Grenzen der Wirksamkeit politischer Kraft- und Willensentfaltung im unklaren sind, das hat seinen tieferen Grund eben in Margens Staatsauffassung, die — wie Cunow nachweist — mehr politisch und weniger soziologisch ist.

Wie steht es nun in Wahrheit mit der Staatsgewalt? Schon in den siebziger Jahren begann der Staat neue Funktionen zu übernehmen und über den Lassalesschen Nachtwächterstaat, der sich auf Rechtschutz und polizei-

liche Funktionen beschränkte, hinauszumachen. Diese Entwicklung schildert schon Lensch in seinem Buche »Drei Jahre Weltrevolution« vom Standpunkt des Historikers, Karl Renner in seinem »Marxismus, Krieg und Internationale« vom Standpunkt des theoretisierenden Ökonomen. Die Ergebnisse, zu denen beide kommen, sind im wesentlichen die gleichen. Lensch schildert den »Schutzoll als Revolutionär«, den Schutzoll, hinter dessen Mauern Deutschland zu einer im Vergleich zu England fortgeschritteneren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisation emporsteigt, einer Organisation, die starke sozialistische Elemente in sich birgt und die es zu einer Zügelung des ursprünglich anarchistischen Kapitalismus gebracht hat. Wenn auch Lensch die Rolle des Kriegs- und Staatssozialismus manchmal verkann und deren Bedeutung überschätzt hat, so ist doch eines unverkennbar: Jener Sozialismus hat tiefe Spuren trotz des Abbaus, dem er entgegengeht, hinterlassen; er hat Präzedenzfälle geschaffen, die im Gedächtnis der Menschheit festhaften — in einer Weise geschaffen, daß das bürgerliche Wort von der »Heiligkeit des Privateigentums« sich nicht wieder hervorzumagen darf. Schon die finanzwirtschaftlich-fiskalischen Notwendigkeiten der Zukunft stehen dem entgegen, gleichgültig, in wessen Händen sich das Staatsruder befindet. Auch darin wird man wohl Lensch recht geben müssen, wenn er dem deutschen Obrigkeitsstaat Gerechtigkeit widerfahren läßt: »Niemals war die Staatsgewalt in Deutschland so sehr das willenlose Organ der Klassenherrschaft wie in England. Immer behielt der Staat einen gewissen Grad der Selbstständigkeit über den Klassen, und gern bezeichnete er sich als den berufenen Vertreter der Allgemeininteressen.«

Ganz ähnlich urteilt übrigens Renner: »Parlamentarisch regierte Staaten neigen eher dahin, eine reine unbeschränkte Klassenherrschaft der Bourgeoisie herzustellen (Frankreich) und auch die staatliche Verwaltung den Interessen des Finanzkapitals schrankenlos auszuliefern (Amerika), sie sind der sozialen Gesetzgebung eher abhold als zugeneigt. ... Neustaatsliche Maßregeln (Staatssozialismus) erscheinen daher dem Liberalismus als bloße Fortsetzungen des Polizeistaats und also das, was am deutschen Staatswesen das Fortgeschrittenste ist, als Reaktion. Unzweifelhaft ist ökonomisch gesehen Deutschland heute das neueste, das vorbildliche Staatswesen und nicht England oder gar Frankreich. Die liberalisierende Betrachtungsweise irrt hier sehr.«

So richtig diese Tatsachen sind, so sehr ging Lensch doch in die Irre, wenn er daraus eine »besondere geschichtliche Aufgabe« Deutschlands konstruierte und den Weltkrieg auf die Formel bringen wollte, daß in der heutigen Weltrevolution Deutschland die revolutionäre, sein großer Gegenspieler England die konterrevolutionäre Seite vertritt. Es ist um historische Missionen ein sonderlich Ding! Sombart teilte die Menschheit nach moralischen Prinzipien ein — in Händler und Helden — und wies ihnen ihre besondere Aufgabe an. Aber die Händler und Konterrevolutionäre haben den Krieg gewonnen, so daß die Vermutung nach Aufbauehlern in der Geschichtskonstruktion gegeben ist. Ohne daß er es vielleicht wollte und ohne es — wie gewisse heute sehr radikale Parteigenossen — zu sagen, wurde Lensch auf diese Weise zum sozialistischen Interpreten des blindwütigen Militarismus und der nimmersatten Annektionisten.

In seinem »Anti-Dühring« schreibt Engels: »Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die

Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft —, ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann ganz von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht »abgeschafft, er stirbt ab«. Was hinter dieser altmarxistischen Auffassung vom Klassenstaat steckt, ist ein gut Stück jener bekannten radikal-liberalen und anarchistischen Staatsfeindschaft, wie sie besonders in England und Frankreich so üppig ins Kraut geschossen ist. Es ist, wie Cunow sagt, eine lediglich aus einem halb-utopisch-anarchistischen Revolutionarismus herauskonstruierte Hypothese, die mit den wirklichen soziologischen Auffassungen von Marx in direktem Widerspruch steht. Was wird nun gegenüber diesen vulgärmarxistischen Auffassungen überhaupt aus der Marx'schen Staatstheorie? Die Antwort Cunows lautet: »Damit fallen nicht die soziologischen Teile der Staatslehre, die Marx von Hegel übernommen und auf Grund seiner materialistischen Staatsauffassung weiter ausgebaut hat; was fällt, ist die mit seinen soziologischen Auffassungen in Widerspruch stehende, aus einem halb utopisch-anarchistischen Revolutionarismus herauskonstruierte Hypothese von der baldigen Abschaffung oder Auflösung des Staates: eine Hypothese, die durchaus keinen integrierenden Bestandteil der Marx'schen Staatslehre bildet und überdies von ihm selbst durch seine spätere Korrektur des Kommunistischen Manifests zum Teil aufgegeben ist.«

Daß der Staat im Gegensatz zu jenen frühmarxistischen Auffassungen nicht überflüssig wird, nicht abstirbt, sondern im Gegenteil immer weitere soziale Aufgaben übernimmt, das hat schon Renner (ähnlich wie Cunow) in seinem 1917 erschienenen »Marxismus, Krieg und Internationalismus« entwickelt. Renner teilt die Epoche der kapitalistischen Wirtschaft bis zum Kriege in die Niederschuthepoche, von 1878 bis etwa 1890, in eine Hochschuthepoche — eine durch Kartelle und Assoziationen organisierte Privatwirtschaft — und in eine staatswirtschaftliche Epoche ein, in der der Staat, noch auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung stehend, neben der hoheitlichen und richterlichen Tätigkeit die Aufgaben eines Wirtschaftsamts übernimmt, und im Zusammenhang damit prägt er das Schlagwort von der Durchstaatlichung der Ökonomie beziehungsweise der Verstaatlichung der Staatsgewalt. Er sagt: »Die fortschreitende Durchstaatlichung ist vorläufig in einigen, aber in den allerwichtigsten Zweigen der Volkswirtschaft gediehen, bis zur direkten Staatsleitung der Wirtschaft. Diese direkte Staatsleitung muß sich jedoch täglich mehr gegen den Privatwillen des Kapitalisten kehren, ihn reglementieren, zwingen, beiseiteschieben, geradezu ersezen; sie muß automatisch das Privatinteresse des Kapitalisten kränken, seinen Anteil am Verwertungsprozeß verringern und muß insbesondere nach Kriegsschluß der drängenden Finanznot zufolge wachsende Teile des gesellschaftlichen Mehrwerts sich selbst aneignen.« »Der Rechtsstaat wird Wirtschaftsstaat, die staatliche Hoheit wird zur öffentlichen Pflanzschaft.« »Auf dem Untergrund der Natur sehen wir heute ein Kunstwerk entstanden, vor dem jene Naturlehre stumm ist. Von staatlichen Höchstpreisen, von staatlichen Minimallohnen, von Tariffchiedsgerichten, von den Gehaltschemen der öffentlichen Dienste vermag die Wertlehre nichts auszusagen.«

Wie die allermeisten Grundphänomene der Ökonomie heute schon staatlich bestimmt sind, das zeigt Renner im einzelnen am Warenpreis und am Arbeitslohn. Er weist nach, wie die Arbeit nicht mehr reine Privatsache ist, sondern die Eigenschaft einer öffentlichen Stelle, das Eigentum, den Charakter einer öffentlichen Anstalt angenommen hat. Wir selbst haben in früheren Artikeln der *Neuen Zeit* darauf aufmerksam gemacht, wie die moderne Wirtschaft nach Überwindung der liberalen Ungebundenheit und der kapitalistischen Wirtschaftsatomisierung sich auf einer höheren Stufe der Entwicklung organisiert, dort unter dem Vorantritt der Staatsmacht einer immer ausgeprägteren Vergesellschaftung der Produktions- und Konsumtionsverhältnisse entgegenreißt und manche Züge der wirtschaftlichen Gebundenheit und Regulierung annimmt, wie sie in der Epoche der Stadtwirtschaft — in den mittelalterlichen Städten und Territorien mit ihren Zünften, Preistagen, Wirtschaftsordnungen und -ämtern — auf einer niederen Stufe bereits bestanden hat. Ein Pendelschlag der Geschichte, dem die Wirtschaftsethik der Zukunft notwendigerweise wird folgen müssen. Kein anderer als der Leipziger Gelehrte Karl Bücher hat diese Entwicklung erkannt, wenn er in jenem klassischen Werk »Die Entstehung der Volkswirtschaft« schreibt: »Gerade die neueste politische Entwicklung der europäischen Staaten hat ein Zurückgreifen auf die Ideen des Merkantilismus und teilweise der alten Stadtwirtschaft zur Folge gehabt. Das Wiederaufleben der Schutzzölle, das Festhalten an der nationalen Währung und der nationalen Arbeitsgesetzgebung, die schon vollzogene oder noch erstrebte Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, der Arbeiterversicherung, des Bankwesens, die wachsende Staatsstätigkeit auf ökonomischem Gebiet überhaupt: alles dies deutet darauf hin, daß wir nach der absolutistischen und liberalistischen in eine dritte Periode der Volkswirtschaft eingetreten sind. Dieselbe trägt ein eigenartig soziales Gesicht; es handelt sich nicht mehr bloß um möglichst selbständige und reichliche Deckung der nationalen Bedürfnisse durch nationale Produktion, sondern um gerechte Güterverteilung, um eigene gemeinwirtschaftliche Betätigung des Staates, mit dem Ziele, alle seine Angehörigen nach ihren wirtschaftlichen Leistungen an den Gütern der Kultur zu beteiligen.« Es ist wohl kein Zufall, daß meines Wissens Karl Bücher der einzige bürgerliche Gelehrte ist, der Renners Buch zu würdigen verstanden hat.

Alle diese Gedankengänge liegen freilich weitab von den Raisonnements der Vulgärmargisten. Aber die Parteitheoretik wird sich doch eines Tages ernsthafter als bisher mit den neuen Ansichten auseinandersetzen müssen. Es steht zu hoffen, daß die Diskussion nach dem Erscheinen des zweiten Bandes des Cunowschen Werkes einen stärkeren Anstoß erfahren wird.

Zielforderung und Aktionsprogramm

Von Paul Offreich

Sind Parteiprogramme nicht etwas Überlebtes, etwas aus Zeiten überschaubarer ökonomischer Entwicklung und geistiger Festgelegtheit Überkommenes, das verzweifelt wenig paßt, wenn katastrophale Schwankungen die Horizontebene wirbeln, wenn die Not des Momentes schnelles Zupacken fordert, wenn zuweilen der Umweg der einzige Ausweg wird? Kann nicht

an ti »programmatisches« Handeln eine List, ein Minenlegen sein, zur allmählichen Zerkleinerung oder zur befreienden Sprengung des hindernden Alten führen? Ist es also nicht klug, ein »Programm« — wenn man überhaupt eines will — möglichst schlagwortartig, also kurz und elastisch-auslegbar zu fassen, und soll man sich nicht beschränken auf Forderungen, die aus der ökonomischen — und der dadurch bestimmten geistigen — Reife der Zeit unmittelbar herauspringen? Ist es also nicht das beste, nur ein Aktionsprogramm zu formulieren, statt Ziel- und Zeitforderung auseinanderzuhalten?

Die Frage wird jetzt, vor der Schaffung eines neuen Parteiprogramms der S. P. D., immer wieder aufgeworfen.

Ich möchte mich — ohne ein Kurzprogrammatiker zu sein, solche Fabelwesen schafft nur eine überhitzte Phantasie! — dafür einsetzen, daß nach wie vor E p o c h e n p r o g r a m m und M o m e n t a n p r o g r a m m auseinandergehalten werden. Mir erscheint für die Differentialpolitik als der beste Modus der der amerikanischen Parteien, vor jeder Wahl in einer »P l a t t f o r m« die brennendsten Zeitforderungen — aus sozialistischer Perspektive — zusammenzufassen und zu ihnen entsprechend der Zeitlage und -stimmung scharf, verständlich, agitatorisch, aber auch verantwortungsbewußt Stellung zu nehmen. Solche Formulierungen für kurze Fristen gestatten alle dem Sozialisten erlaubte Anpassung, sie müssen die nüchterne Abschätzung der Machtfaktoren und der umgestalterischen Eigenkräfte übersehen in den Trommelwirbel und Kommandoruf des Kampfes. Bleibt eine Partei lebendig, verarmt und erstarrt sie nicht, so werden diese Plattformen in ihrem Inhalt und ihrer Sprache im Laufe der Legislaturperioden Wandlungen zeigen, die mit einem Blick unterrichten über Richtung und Grad der Revision des I n t e g r a l p r o g r a m m s der Partei, die sicherlich in jedem Menschenalter einmal notwendig werden wird, sollen wir nicht in der Sprache verfloßener Zeiten Götter anbeten, die uns fremd dünken. Für die Ewigkeit kann kein Programm geschaffen werden, absolute Forderungen gibt es nicht, wenigstens haben wir nur Zeitausdrücke für sie. Niemand kann die Richtung, viel weniger das Tempo der ökonomischen Entwicklung für immer oder auch nur für größere Zeiträume mit prophetischer Apodiktik festlegen. Aber unmöglich ist es für den, der Politik im letzten Grunde nicht als Rätsonneur, als Kurpfuscher oder als Krankenschwester, sondern als Baumeister, als Wirtschaftsordner und Volkserzieher betreiben möchte, unmöglich ist es für ihn, sich mit der Rolle des Mikroskopikers (analytisch!) und des Bazillenzüchters (aktiv!) zu begnügen. Im einzelnen entgleist, wird haltlos, wird opportunistisch, wer nicht aus einer Gesamtschau heraus handelt. Es gilt, sorgfältig alle Zeiterkenntnisse unvoreingenommen in ein Weltbild hinein-zuziehen.

Den elastischen Menschen braucht die oszillierende Zeit, aber die Relativität aller »Weltanschauung« ist ja wohl unbestritten, die mitbestimmende Kraft des ideologisch gekräftigten Willens (Hegelsch gesprochen: des freige w o l l t e n Willens) allgemein zugegeben, mag man ihn auch gedanklich reiflos, praktisch in beliebiger Annäherung in eine Funktion der erregenden Umstände in Gegenwart und Vergangenheit auflösen. Folglich macht die auf Grund der Einsicht in die ökonomische Entwicklung g e w o l l t e Einstellung den Sozialisten, eine Grund- und Gesamteinstellung, die Funktion

zwar auch der Momentankrümmung, aber doch im wesentlichen des vollen Linien Schwunges der Entwicklung ist. Im Integralprogramm der Partei steckt ihre Religiosität, steckt ihr Glaube an sich selbst, aus ihm strahlt auch die suggestive Kraft, die die Partei — zuallererst nur Mittel zur Durchsetzung sozialistischer Kultur, zur Erkämpfung der »Menschheit« — auf die Zeit, die Menschen, die Wähler ausübt. Analyse, Kritik, Kleinarbeit — getreueste, aufopferndste sind notwendig, unentbehrlich und rühmendswert — ein Schelm, wer sich ihnen entzieht —, aber das »religiös« begeisternde Gesamtbild ist mindestens ebenso wichtig. Wie soll weiterwandern, wer nicht ab und zu den Blick vom Zickzackwege aufheben kann zum Richtungspunkt des Berges? Wir haben da vielleicht in den letzten Jahren allzuviel versäumt, weil das Geschehete auf »Schwärmer«, »Utopisten«, »Ideologen« jeden schamhaft verstummen machte, wenn er von anderen als wirtschaftlichen Lebensfaktoren zu sprechen sich gedrängt fühlte.

Das Bekenntnis zur ökonomischen Geschichtsauffassung als eindringendster und fruchtbarster Arbeitsmethode historisch-soziologischer Forschung verbietet nicht den Glauben an die »weltbewegende« Macht der »Ideologie«. Der »Geist« lebt fraglos so, als ob er eine eigene Geselligkeit besäße. Er darf nicht — er kann es gar nicht! — abgekapselt existieren, er muß aus Wirtschaft und Leben sich erheben, sich gesund erhalten, er muß es dann einsichtsvoll wollen und gestalten. Die »Ideologie« muß nur zeitgeistig sein, nicht aus überwundenen Phasen als Alpdruck vererbt. Diese Ideologismen sind auszurauchern, Ideologie wird jede Zeit haben, sie muß sie ausbilden, sie bestimmen ihren religiösen Gehalt, ihre schöpferische Tragkraft. Spottet der Sozialismus weiterhin der »Ideologien«, statt seine eigene bewußt auszubilden und auszunutzen — tatsächlich beherrscht ihn ja die Gemeinschaftsideologie —, so begibt er sich der Möglichkeit, die besten Volksinstinkte und -sehnüchte für sich zu mobilisieren. Karl Vorländer sagt in Adolf Brauns Sammelbuch »Das Programm der Sozialdemokratie«: »Ohne Ethik, das ist die Verfolgung selbstgesteckter, bewußt antiegoistischer Ziele, kommt kein Sozialist und Sozialismus der Welt aus.« Und er zitiert Viktor Adler: »Ist der Sozialismus wirklich vornehmlich eine Forderung des sittlichen Ideals..., dann ist es doppelt notwendig, daß dieses Ideal mit Feuerzungen gepredigt, daß unablässig und mit rücksichtsloser Schärfe das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen diesem unserem Ideal und dem kapitalistischen Klassenstaat geweckt werde, daß die Schlafenden aufgerüttelt, die Erschlaffenden in ihrem Glauben an sich und an ihre Kraft, das Endziel zu erreichen, gestärkt werden.«

Und die Aufgabenstellung für uns? Ein Parteiprogramm von epochaler Gültigkeit, von epochaler Geschlossenheit, von weiter Perspektive, alarmierend — wie der erste Teil des Erfurter Programms — geschrieben, ist notwendig, die Partei braucht ihr Glaubensmanifest, das die grundlichsten Kenntnisse, den besten Willen, die stärkste Kraft der zeitlichen Parteiennergien vereinigen muß. Es ist für keine Ewigkeit bestimmt, aber es muß aus geistigster Zeitdurchdringung heraus so aufgestellt werden, als ob es für die Ewigkeit bestimmt wäre. Nach jedem Menschenalter wird die »Ewigkeits«, die »unendliche« Aufgabe sich etwas anders darstellen, aber — man schaue rückwärts! — erstaunlich ist es, wie wenig, wenn man »das sittliche Ideal« ins Auge faßt. Die endliche Teilaufgabe ist durch solch »ewiges«

Programm richtig eingebettet, eingerahmt. Ohne solche Ausarbeitung des Parteiprogramms überschätzt man die Etappe, verharret man, ja verteidigt man »Kompromisse«, die man unter Schmerzen einging. Kompromisse sind unvermeidlich! Aber soll man seine Kompromisse lieben, muß man es gar? Am Tage des Kompromisses hat der Sozialist sich zum Kampfe gegen sein »Produkt« zu rüsten, statt es liebevoll in Schutz zu nehmen. Es gäbe so viel Kämpfe und Gegnerschaften nicht, wenn diese Auffassung die Köpfe aller führenden Parteipolitiker erfüllte, wenn man keinen Augenblick vergäße, daß nicht die Anpassung an vorhandene Unvollkommenheiten — in der Reichsverfassung etwa —, sondern ihre Beseitigung das Ziel sein muß, daß zwar das vorhandene Recht sozialistisch ausgebeutet werden muß, daß aber deswegen nie die aufpeitschende Aufklärung der Massen über und gegen dies Unrecht versäumt werden darf. Aus der falschen Einstellung zu Kompromiß und Programm resultiert, daß Angriffe auf die sachliche Unerträglichkeit aufgefaßt werden als Angriffe auf die Person des vielleicht notwendig sie Mitschaffenden!

Soll sich also die Partei gesund entwickeln, soll sie Anziehungskraft gegenüber den Massen besitzen, soll sie im Angriff stark bleiben und tatkräftige, zur Umwandlung der Welt fähige (das ist nur aus einer langdauernden, also vorbereitenden Einstellung heraus möglich!) Menschen erziehen, so braucht sie ein Integralprogramm, das, der Gegenwartseinsicht des Sozialismus entsprechend, in Ausblick und Ausdruck großzügig, schöpferisch, mitreißend ist. Es kommt nicht so sehr auf seine Länge oder Kürze als auf seine plastische Lebendigkeit an: die taumelnde Menschheit will Ziele sehen. Bieten wir sie nicht, so ernten die Finsterlinge! Das Aktionsprogramm enthalte die Momentanausmünzung des Gesamtprogramms, es sei klug und »taktisch«, aber nicht so »klug«, gewollt »nicht klug zu sein«, also zum Beispiel Schulformen zu fordern, die nicht einen sozialistischen, sondern einen liberal-antisozialistischen »Fortschritt« bedeuten, die nicht sozialistisch um- und aufbauend, sondern nur »sprengend« im Bürgerlichen wirken. Ein Programm muß meiner Auffassung nach Positives verlangen, wenigstens in unseren Zeiten, in denen schon die eine oder andere Bahn frei ist.

Kein Programm darf über festgestellte Tendenzen hinaus fabulieren, kein Erziehungsprogramm unabhängig von der werdenden wirtschaftlichen Zeitreise hat Sinn, die Erneuerung der Gesellschaft allein durch die Umgestaltung der Erziehung zu erhoffen, wäre tatsächlich kindlich-utopistisch. Aber es hat keine Not, das besonders zu betonen. Wir brauchen in den sozialistischen Parteien umgekehrt mehr Interesse für die Kultur, besonders die Schulfragen. Wir brauchen ein sorgfältiges Durchdenken der Zusammenhänge von Wirtschaft und Erziehung, ihrer gegenseitigen Bedingtheit, ihrer Fähigkeit gegenseitiger Steigerung. Und was wir dann erkennen, das haben wir mutig zu einem richtunggebenden Zukunftsideal zu gestalten und tapfer und unermüdlich seine etappenweise Verwirklichung in der Gegenwartarbeit zu betreiben! Sozialismus ist nicht skeptischer Utilitarismus, sondern kritische Gläubigkeit!

Reichsgesetzliche Neuregelung des Bodenrechts

Entschien an den Unterausschuß für ländliches Siedlungswesen des Reichswirtschaftsrats

Von Otto Albrecht

I

Vor bemer kung. Professor Dr. Friedrich Vereboe hat dem Unterausschuß für ländliches Siedlungswesen des Ausschusses für Wohnungs- und Siedlungswesen im vorläufigen Reichswirtschaftsrat eine Denkschrift über ländliche Siedlungspolitik im Deutschen Reiche vorgelegt. Diese Denkschrift behandelt in der Hauptsache die Frage der Einführung einer progressiven Grundsteuer. Der Verfasser äußert sich in dem Sinne, daß er sich von den Wirkungen einer solchen Steuer eine umfangreiche Bereitstellung von benötigtem Siedlungsland verspricht. Anschließend an diese Ausführungen wird das ländliche Siedlungswesen behandelt und auf sonstige wichtige, mit der Siedlungsfrage zusammenhängende Angelegenheiten eingegangen, zugleich werden dazu beachtenswerte Reformvorschläge gemacht.

Zu dieser Denkschrift hat Freiherr v. Riehtosen eine Erwiderung verfaßt. Sie behandelt in ihrem ersten Teil in polemischen Ausführungen eine Reihe von Einzelheiten der Darlegungen Professor Dr. Vereboes. In ihrem zweiten Teil geht sie in ausführlicherer Weise auf die Frage der progressiven Grundsteuer ein und lehnt diese als unzweckdienlich ab.

Beide Denkschriften lassen eine sehr wichtige, meines Erachtens die wichtigste Seite der Siedlungsfrage gänzlich unerörtert, nämlich die Frage des Bodenrechts. Freiherr v. Riehtosen behauptet allerdings, die Durchführung der Vorschläge Professor Dr. Vereboes würde zu einer sehr weitgehenden, wenn nicht gänzlichen Enteignung der Bodeneigentümer führen, und er sieht in dieser Möglichkeit eine große Gefahr nicht nur für die Landwirtschaft, sondern für die Volkswirtschaft überhaupt. Die von Freiherrn v. Riehtosen an die Wand gemalte Gefahr besteht aber nach meinem Dafürhalten durchaus nicht. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß die von Professor Dr. Vereboe vorgeschlagene Grundsteuer nicht einmal die Wirkung haben würde, die er selbst sich davon verspricht. Damit will ich aber durchaus nicht sagen, daß ich persönlich Gegner einer progressiven Grundsteuer sei, ich betone vielmehr ausdrücklich, daß auch ich den ausgesprochenen Grundgedanken an sich durchaus billige. Das heißt, ich würde die Einführung einer progressiven Grundsteuer auch ohne Rücksicht auf die Siedlungsfrage befürworten können und befürworten müssen, wenn ich nicht einen anderen Weg als zweckentsprechender und als gangbarer betrachtete. Dieser Weg ist die grundsätzliche Änderung des gegenwärtigen naturwidrigen Bodenrechts durch eine Loslösung des Eigentumsrechts vom Besitzrecht. Ich verspreche mir von dieser Änderung die wirkungsvollste und zweckdienlichste grundlegende Neugestaltung unserer Gesamtvolkswirtschaft und damit die gesündeste und sicherste Grundlage eines Siedlungswesens, das nicht künstlich aufgepöppelt und künstlich am Leben erhalten wird, sondern sich als ein natürlicher Zustand in unsere Volkswirtschaft organisch einpfanft.

Freiherr v. Richthofen sagt in seinen Ausführungen über die Frage der gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse an Grund und Boden in der deutschen Landwirtschaft unter anderem folgendes:

Von den Kleinbauern wirtschafteten 1907 82 Prozent, von Großbauern 93,9 Prozent und von Großbetrieben 73,9 Prozent ausschließlich oder doch überwiegend mit eigenem Land. Von der Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe war 1907 bei den Kleinbauern 31,3 Prozent, bei den Mittelbauern 90,1 Prozent, bei den Großbauern 92,1 Prozent, bei den Großbetrieben 79,4 Prozent eigenes Land. Die deutsche Bodenbewirtschaftung ist also zum weitaus größten Teil Eigentumswirtschaft. Im Wettbewerb damit tritt ergänzend die Wirtschaft auf erpachtetem Boden dazu. Gelänge die Überführung des Bodens in öffentliche Hand auf dem Wege der übermäßigen Versteuerung der Grundrente, dann müßte sich das Verhältnis umkehren. Die Arbeit auf erpachtetem oder auf dem von öffentlichen Organen zur Nutzung überwießenem Boden müßte in den Vordergrund treten, die Wirtschaft auf und mit eigenem Boden bis auf kümmerliche Reste verschwinden. Die Wirkung könnte nur unheilvoll sein. Gerade das starke Überwiegen der Eigentümerwirtschaft hat sich als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die großen landwirtschaftlichen Fortschritte erwiesen, wie sie vor dem Kriege gemacht sind und wie sie wieder zu erreichen eine unserer obersten Aufgaben sein muß. Die Sozialisierung der Grundrente stellt dem ein unüberwindbares Hindernis entgegen. Deshalb sind die Steuerpläne des Professors Dr. Aereboe nicht für die Landwirtschaft annehmbar, als nicht alle Zweige des wirtschaftlichen Lebens ausnahmslos nach dem Großgrundbesitz behandelt werden.

Ich bemerkte schon, daß die hier vom Freiherrn v. Richthofen befürchtete Wirkung einer nahezu allgemeinen Enteignung des Grund und Bodens durch die progressive Einkommensteuer meines Erachtens nicht eintreten würde. Andererseits bestreite ich aber auch, daß die Eigentümerwirtschaft die wichtigste Voraussetzung für die großen landwirtschaftlichen Fortschritte gewesen ist, ja, daß überhaupt die größten Ergiebigkeiten landwirtschaftlichen Grundbesitzes aus dem Eigentumsrecht hervorgehen. Nicht das Eigentumsrecht ist es, das solche Wirkungen zeitigt, sondern das Bewußtsein eines sicheren Besitzes. Es handelt sich in den hier zitierten Ausführungen des Freiherrn v. Richthofen letzten Endes nur um eine Verwechslung der Begriffe Eigentum und Besitz, die in der allgemeinen Verkehrssprache des Volkes leider noch regelmäßig vorkommt und die die Hauptschuld daran trägt, daß das Privateigentumsrecht am Boden bisher überhaupt fortbestehen konnte.

Aus den Ausführungen des Herrn Professors Dr. Aereboe über die Frage einer Änderung der Tagbestimmungen landwirtschaftlichen Besitzes greife ich hier den Satz heraus: »Was bislang geschehen, ist dem ewigen Flicker eines alten Stiefels zu vergleichen. Einmal muß dieser Stiefel doch durch einen neuen ersetzt werden.« Diesen Satz stelle ich an die Spitze meiner Ausführungen über das Bodenrecht. Ich bin nämlich der Ansicht, daß auch die progressive Grundsteuer immer noch den alten Stiefel beibehält, daß sie lediglich eine Anzahl alter Flicker herunterreißt und diese durch einen einzigen neuen Flicker ersetzt. Einen neuen Stiefel, um im Bilde zu bleiben, erreichen wir erst durch eine gründliche Änderung des heutigen, unnatürlichen Bodenrechts. Da die neue Reichsverfassung die Grundlagen für die von mir vorgeschlagene Reform enthält, so darf nicht gezögert werden, entschlossen zur Tat zu greifen und endlich einmal den Leisten herzustellen, nach welchem wirklich ein »neuer Stiefel« angefertigt werden kann.

Eine vorläufige Lösung der Siedlungsfrage ist zwar nicht unbedingt abhängig von der Neugestaltung des Bodenrechts. Verzichtet man aber darauf, dann wird es eine jammervolle Pfscharbeit werden und allezeit solche bleiben, die niemand zu wirklichem Segen gereicht. Entschließen wir uns aber zu jener von mir befürworteten durchgreifenden Reform des Bodenrechts, dann wird das gesamte Volk davon gewinnen. Schaden werden nur die erleiden, deren Streben darauf gerichtet ist, sich ohne eigene Arbeits- und Kapitalaufwendung Werte anzueignen, die andere geschaffen haben.

II

Die landwirtschaftliche Siedlungsfrage ist eine der schwierigsten Volkswirtschaftsfragen, wenn nicht die schwierigste der Gegenwart überhaupt. Man darf sie nicht bloß unter dem Gesichtswinkel behandeln, daß man untersucht, wie das erforderliche Land zu beschaffen ist, welche Volksschichten sich als Landwirtschaftsiedler eignen, wie die ganzen Organisationen aufzuziehen und wie die Rohstoffe und Betriebsmittel für die Einrichtung der neu zu schaffenden Siedlungsstellen erlangt werden können, sondern man ist auch verpflichtet, die Angelegenheit in unmittelbarer Verbindung mit dem städtischen Siedlungswesen zu betrachten und der Frage des Bodenrechts auf den Grund zu gehen.

Das Bodenrecht sollte meines Erachtens sogar in den Vordergrund aller Erörterungen gerückt werden, denn das Gelingen oder Mißlingen der vorzunehmenden Siedlungen wird größtenteils gerade davon abhängig sein, wie die Bodenrechtsverhältnisse gestaltet sind.

Das derzeitige Bodenrecht beruht auf dem altüberlieferten römischen Grundsatz des Privateigentums. Grund und Boden wird nach dem geltenden Recht ebenso als verkaufbare Ware behandelt, wie alle anderen Sachgüter behandelt werden können. Auch das neue Heimstättenrecht hat für das neue Heimstättenwesen selbst an diesem Charakter des Bodenrechts nur sehr wenig geändert. Dasselbe muß leider auch vom Reichssiedlungsgesetz gesagt werden. Beide in Frage kommende Gesetze erlauben nicht bloß, sondern setzen gewissermaßen als Regel voraus, daß der Grund und Boden **k a u f l i c h** zu erwerben ist und in das **P r i v a t e i g e n t u m** d e s j e w e i l i g e n B e s i t z e r s übergeht. Wenn im Heimstättengesetz auch der öffentlichen Hand ein gewisses Vorkaufsrecht vorbehalten wird, so sind die dazu einschlägigen Bestimmungen doch sehr unzulänglicher Art. Es wird nach diesen größtenteils davon abhängig bleiben, wie die zur Entscheidung berufenen Persönlichkeiten sich innerlich zur Eigentumsfrage stellen. Je nachdem, ob sie innerlich dem Grundgedanken des Gemeineigentums zustimmen oder ob sie Anhänger des Privateigentumsrechts sind, werden sie auch in ihrer amtlichen Eigenschaft vorkommendenfalls sich für den Verkauf durch die öffentliche Hand einsetzen oder darauf verzichten.

Das geltende Bodenrecht bedarf einer grundstürzenden Änderung, und zwar einer Änderung, die an den Artikel 155 der neuen Reichsverfassung anknüpft und die die Überführung des gesamten Grund und Bodens in das unveräußerliche Eigentumsrecht der Volksgesamtheit zum Ziele hat. Der Artikel 155 der Reichsverfassung lautet folgendermaßen:

Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen

eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und¹ Wirtschaftshelmsstätte zu sichern. Kriegsteilnehmer sind bei dem zu schaffenden Helmsstättenrecht besonders zu berücksichtigen.

Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden. Die Fideikomnisse sind aufzulösen.

Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gemeinschaft nutzbar zu machen.

Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter Aufsicht des Staates. Private Regale sind im Wege der Gesetzgebung auf den Staat zu überführen.

Nach Absatz 2 dieses Artikels ist ein Enteignungsrecht auf Grundbesitz zwar nur gegeben, wenn dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist. Dieses Enteignungsrecht setzt jedoch keine weiteren gesetzlichen Bestimmungen als eben diesen Absatz 2 des Artikels 155 voraus. Nach Artikel 153 ist es aber möglich, durch ein besonderes Reichsgesetz das Enteignungsrecht auch auf den gesamten Grund und Boden auszu dehnen, nämlich unter der Voraussetzung, daß dies zum Wohle der Allgemeinheit geschieht. Ferner soll dafür eine angemessene Entschädigung geleistet werden, soweit nicht das Reichsgesetz etwas anderes bestimmt.

Wir sehen also, daß nach der neuen Reichsverfassung und auf Grund des Artikels 155, mit Hinzunahme der Bestimmungen des Artikels 153, die verfassungsmäßige Möglichkeit vorliegt, den Grund und Boden aus der Hand des Privateigentums zugunsten der öffentlichen Hand zu enteignen. Es muß damit nur der Zweck und das Ziel verbunden sein, dem Wohle der Allgemeinheit zu nützen. Im voraus ist selbstverständlich der überzeugende Beweis zu führen, daß diese Absicht damit auch wirklich erreicht werden kann. Andererseits ist reiflich zu überlegen, ob die Widerstände überwindlich sein werden oder nicht. In beiderlei Hinsicht seien hier in aller Kürze folgende Ausführungen gemacht:

Von den Vertretern des Privateigentumsrechts an Grund und Boden wird mit Vorliebe geltend gemacht, nur das Privateigentumsrecht biete die höchste Gewähr dafür, daß der Bodenbesitzer den Boden zu höchstmöglicher wirtschaftlicher Ergiebigkeit steigert und ihn in seiner Ergiebigkeit erhält. Diese Behauptung ist ein Trugschluß. Nicht das Eigentumsrecht, sondern das gesicherte Besitzrecht ist es, was für die wirtschaftliche Ergiebigkeit von entscheidender Bedeutung ist. Hierbei ist allerdings hervorzuheben, daß im allgemeinen Sprachgebrauch die Begriffe Eigentum und Besitz leider regelmäßig als gleichbedeutend behandelt werden. Der Privateigentumsfanatismus würde auf keinen Fall so viel Anhänger und Förderer haben, wenn der geltende Sprachgebrauch die beiden Begriffe Eigentum und Besitz scharf auseinanderhielte.

¹ Sinngemäß muß es statt »oder« heißen: »oder«. (Vergl. hierzu Ermann, Überblick über die Helmsstätten-Gesetzgebung, S. 8, Berlin 1920, Verlag des Helmsstättenamts der deutschen Beamten[schaft].)

Daß das Eigentumsrecht am Grund und Boden bezüglich der wirtschaftlichen Ergiebigkeit nicht von entscheidender Bedeutung ist, beweisen unter anderem die vorzüglich bewirtschafteten, in Erbpachtbesitz befindlichen Landwirtschaftsgüter in Mecklenburg und ferner die zahlreichen staatlichen Domänen, deren Pächter, sogar nur als Zeispächter, aus diesen landwirtschaftlichen Betrieben größtenteils landwirtschaftliche Mustergüter geschaffen haben.

Worauf es also beim landwirtschaftlich zu nutzenden Boden ankommt, ist nicht das Eigentumsrecht, sondern das Besitzrecht. Wird durch ein Reichsgesetz der gesamte Grund und Boden des Reiches als Eigentum der Volksgesamtheit erklärt, so wird damit noch kein einziger Besitzer von seinem derzeitig bewirtschafteten Grund und Boden vertrieben. Im Gegenteil kann jeder, der seine Bewirtschaftungspflicht erfüllt, ihn unbehellig weiter behalten, und es können diejenigen, die bisher nur Pächter von Privatgrundbesitz waren, in ihrem Besitz sogar gestärkt und gesichert werden. Die öffentlich-rechtlichen Körperschaften der Volksgesamtheit werden den einzelnen Besitzern gegenüber zweifellos eine weniger eigennützige Haltung einnehmen, als das von Privatbesitzern zu erwarten ist.

Ein besonderes Interesse (weil keinen wirklichen Vorteil) am Privateigentumsrecht hat nicht etwa der Bodenbewirtschaftler, sondern ausschließlich der Bodenspekulant, das heißt derjenige, der nicht bloß die Ertragnisse seiner eigenen Arbeitsleistung und Kapitalaufwendung erwartet, sondern der durch eine gelegentliche Veräußerung des Grund und Bodens Konkursgewinne zu erzielen gedenkt und der die Wertsteigerung seines landwirtschaftlichen Bodens, die durch andere Umstände entsteht, ebenfalls in sein Besitzgut überzuführen bestrebt ist.

Trennt man solchergestalt die Begriffe Eigentum und Besitz voneinander und löst man sie auch in rechtlicher Beziehung als zwei wesensverschiedene Dinge auf, dann bleiben selbst unter den praktischen Landwirten nur sehr wenige übrig, die an dem Privateigentum interessiert sind, nämlich nur solche, die sich auch fremde Werte aneignen wollen. Auf dem Besitz wird aber das Schwerkewicht verbleiben, und das Besitzrecht bedarf allerdings einer solchen Fundamentierung, daß die Befriedigung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse nicht vernachlässigt, sondern im Gegenteil nach Kräften gefördert wird. Die Form dieses Besitzrechts äußert sich, wo Zeispacht nicht ausreicht, am zweckdienlichsten in dem sogenannten Erbpachtrecht. Dieses läßt sich überall anwenden, einerlei, ob es sich um Groß-, Mittel- oder Kleinbetrieb handelt, einerlei auch, in welcher Form die Landwirtschaft sonst betrieben wird, welche Art von Fruchtbau und dergleichen stattfindet und welche Gegenden in Betracht kommen.

(Schluß folgt)

Die bürgerlichen Parteien in der böhmisch-slowakischen Republik¹

Wenn die in der böhmisch-slowakischen Republik bestehenden deutschen und tschechischen »nationalsozialistischen« Parteien ebenso wie die tschechischen »fortschrittlichen Sozialisten« (die Modrasschekpartei) als bürgerliche Parteien betrach-

¹ Vergl. Neue Zeit, 39. Jahrgang, 1. Band, S. 562 f.

let werden, was das einzig Richtige ist, da man sich doch nicht an die Namen, sondern an das Wirken und die Ziele dieser Parteien zu halten hat, so stehen im Abgeordnetenhaus des Prager Parlaments 105 sozialistischen Abgeordneten 178 bürgerliche gegenüber, während von insgesamt 142 Senatoren 57 den sozialistischen und 85 den bürgerlichen Parteien angehören. In beiden Häusern haben mithin die Bürgerlichen je 60 Prozent der Mandate inne.

Die deutschbürgerlichen Parteien haben im Abgeordnetenhaus 40 und im Senat 21 Sitze (die deutschen sozialistischen Parteien 31 und 18). Sie sind zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, dem »deutschen parlamentarischen Verband«, in dessen Vorsitz sich die Obmänner der größeren deutschen Parteien vierteljährlich abwechseln. In dieser Arbeitsgemeinschaft sind die einzelnen deutsch-bürgerlichen Parteien wie folgt vertreten:

	Abgeordnete	Senatoren
Bund der Landwirte	13	6
Deutschnationale	12	6
Christlichsoziale	9	4
Nationalsozialistische Arbeiterpartei	4	2
Demokratische Freipartei	2	3
Zusammen	40	21

Die Unterschiede, die zwischen diesen Parteien bestehen, sind praktisch verhältnismäßig gering. Bemerkenswert ist nur, daß der Liberalismus weitaus den geringsten Anhang unter der deutsch-bürgerlichen Bevölkerung der Republik hat. Das national betonte Deutschtum vertreten die Deutschnationale Partei und die Nationalsozialistische Arbeiterpartei, die bei den Wahlen im letzten Jahre in einer Anzahl von Wahlkreisen gemeinsame Kandidatenlisten aufgestellt hatten, während bei dem Bund der Landwirte und den Liberalen mehr die wirtschaftlichen Gesichtspunkte zur Geltung kommen; die Christlichsozialen sind durch Betonung des religiösen Standpunkts und antisemitischen Einschlag ausgezeichnet. Gemeinsam ist allen diesen Parteien die Abwehr der nationalen Bedrohung durch die Tschechen sowie die Abwehr sozialistischer Bestrebungen. Das erklärt auch, weshalb seit dem Bestande des parlamentarischen Verbandes keine grundsätzlichen Differenzen störend auftraten, sondern nur abweichende Auffassungen in bezug auf die Taktik. Nahe stehen diesen Parteien die magyarisch-deutsche Christlichsoziale Partei in der Slowakei, die fünf Abgeordneten- und zwei Senatorenmandate innehat, sowie die nur durch einen einzigen Abgeordneten repräsentierte Partei der magyarischen Agrarier.

Die parlamentarische Vertretung der tschechisch-bürgerlichen Parteien zeigt folgende Zusammensetzung:

	Abgeordnete	Senatoren
Klerikale Partei	33	18
Agrarier	28	14
Tschechische Nationalsozialisten	24	10
Nationaldemokraten	19	10
Slowakische Volks- und Agrarpartei	12	6
Gewerbepartei	6	3
Fortschrittliche Sozialisten	3	—
Zusammen	125	61

Diesen 125 tschechisch-bürgerlichen Abgeordneten und Senatoren stehen 74 tschechisch-sozialistische Abgeordnete und 41 Senatoren gegenüber; das bürgerliche Übergewicht ist also auf tschechischer Seite bedeutender als bei den Deutschen. Das ist nicht allein aus dem Umstand zu erklären, daß im deutschen Sprachgebiet die Industrie stärker entwickelt ist als im tschechischen Sprachgebiet; denn gerade in der fast rein agrarischen Slowakei haben die tschechischen Sozialisten in fünf von insgesamt sieben Abgeordnetenwahlkreisen und in zwei von vier Senatswahlkreisen

die Mehrheit aller Stimmen, während sie in Böhmen, Mähren und Schlesien nur in wenigen Ausnahmefällen (bei den Senatswahlen nur in einem Kreise) die Stimmenmehrheit auf sich vereinigt haben. Es kommt vielmehr in Betracht, daß der nationale Gedanke bei der tschechischen Bevölkerung eine größere Rolle spielt als bei der deutschen. Er erhielt schon in der Habsburgerzeit durch eine jahrzehntelange Agitation starke Anregung und hat nach Österreichs Zusammenbruch eine weitere Stärkung erfahren, denn die Erlangung der staatlichen Selbständigkeit ließ den Nationalstolz den Gipfelpunkt erreichen.

Die größte der tschechischen Parteien, die klerikale, betont unter allen bürgerlichen Parteien der Tschechen den Nationalismus am wenigsten, wie ja eine solche Betonung überhaupt nicht im Wesen des Klerikalismus liegt. Zudem hat sie den meisten Anhang in Mähren und der Slowakei, wo sich im allgemeinen die Völker besser vertragen als in Böhmen. Die Partei der tschechischen Agrarier ist im Grunde einer Ausöhnung der Nationalitäten ebenfalls nicht abgeneigt. Stärker betont ist bei ihr der Gegensatz zum Sozialismus. Die Partei hat ihre wichtigsten Stützpunkte im tschechischen Mittelböhmen, wo vornehmlich Bauern und Kleinbürger ihren Anhang bilden. Eine vorwiegend städtische Partei ist die der Nationalsozialisten, die ihre meisten Anhänger im kleinen Beamtentum und der Intelligenz hat. Ihr gehört der Außenminister Dr. Benesch an, der freilich als Parteimann keine große Rolle spielt. National vertritt diese Partei versöhnliche Grundsätze, wirtschaftlich tritt sie für weitgehende Umgestaltungen und teilweise Sozialisierung ein. Die Unversöhnlichsten sind die Nationaldemokraten unter Führung der Doktoren Kramarisch, Raschin usw., die für den rein tschechischen Nationalismus eintreten und die Sprachminderheiten überhaupt rechtlich nicht berücksichtigen wollen. Ebenso sehr wie der Deutschenhaß ist bei ihnen der Sozialistenhaß entwickelt. Die Nationaldemokraten sind die Partei der industriellen Unternehmer und der Oberschicht der Bürokratie. Sie sind — trotz ihres Namens — keine demokratische, sondern eine ausgesprochen konservative Partei.

H. Fehlinger

Literarische Rundschau

Thomas More, *Utopia*. (Europäische Bücher.) Zürich, Max Rascher's Verlag.

Der verdienstvolle Verlag Max Rascher in Zürich hat in die Reihe seiner »Europäischen Bücher« nunmehr auch jenes Buch aufgenommen, das mehr als alle anderen dieser Bücherfolge weltumfassenden Charakter trägt. Thomas Mores »Utopia« ist in dieser neuen hübschen Ausgabe breiteren Leserkreisen zugänglich gemacht worden, die sich für das Wesentliche des Werkes, die Schilderung des Landes »Utopia« interessieren. Eine kurze, aber sehr instruktive Einleitung der Übersetzerin Tony Noab führt in die Lebensgeschichte Thomas Mores und sein Werk ein; der Inhalt des ersten Teiles des Buches ist auszugsweise wiedergegeben und bereitet den Leser zur Lektüre und dem Studium der »Utopia« vor. — Über das Werk selbst und seine Bedeutung für die Entwicklung der sozialistischen und kommunistischen Frage sowie über ihren gegenwärtigen Stand kann natürlich nichts Neues gesagt werden. Zu fest gerammt steht dieses Denkmal im Bewußtsein aller Zeiten, als daß man es noch mit Worten der Begeisterung und Anerkennung einzuführen braucht. Wenn sich noch eine Bemerkung an die Neuauflage knüpfen läßt, so wäre es die, daß das Bedürfnis nach einer neuen Herausgabe, das vom Verlag Rascher in so einwandfreier Weise befriedigt wurde, sehr erfreulich ist. Denn es ist kaum anzunehmen, daß der Schweizer Verlag Max Rascher in einer Zeit, da auch die valutaschwachen Länder Neuauflagen reiflich überlegen, sich zu dieser entschlossen hätte, wenn nicht tatsächlich ein starkes Bedürfnis vorhanden wäre.

J. H.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Belastung des deutschen Volkes durch die Reparationen. Von Artur Heichen.

Ferdinand Lassalle und Heinrich Heine. Von Heinrich Cunow.

Die neue Ethik und die neue Kunst. Von Dr. John Schilowski.

Reichsgesetzliche Neuregelung des Bodenrechts. Von Otto Ulbrecht. (Schluß.)

Literarische Rundschau: Otto Hue, Die Sozialisierung der Rohlenwirtschaft. • Helene Scheuß-Rieß, Wege zur Menschenerziehung. • Otto Kressschmar, Halali.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von S. J. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Fröbenius, Leo**, Volksmärchen der Babylonier. Erster Band: Weisheit. 292 S. Geh. 45 M., geb. 57 M. Dritter Band: Das Fabelhafte. 356 S. Geh. 50 M., geb. 62 M. Jena, Eugen Diederichs.
- Gatz, Karl**, Soziale Religion. Die neue Grundlage des Menschen- und Völkerebens. Verbesserter Teildruck des Buches: „Aus dem Zusammenbruch ins Paradies.“ Altona-Ottensen, Gebr. Gatz. 64 S. Geh. 2 M.
- Hauptmann, Karl**, Drei Frauen. Hannover, Banas & Dette. 50 S. Geh. 7 M.
- Hiersemann, R. W.**, Deutschland. Geschichte, Geographie, Ethnographie, Kulturgeschichte. Katalog Nr. 486. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Hiersemann. 90 S.
- Architektur. Katalog Nr. 491. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Hiersemann. 72 S.
- Kestenberg, Leo**, Musikerziehung und Musikpflege. Leipzig, Quelle & Meyer. 143 S.
- LeFebvre, Raymond**, Die Revolution oder den Tod. Mit einem Nachruf von Paul Vaillant-Couturier und einem Vorwort von Henri Barbusse. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 45 S.
- Lenin, N.**, Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten? Heft 2 der Materialien zur Geschichte der proletarischen Revolution in Rußland. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 64 S.
- Melo, W. v.**, Das Volk wacht auf. Roman. München, Albert Langen. 247 S. Geh. 15 M., geb. 20 M.

Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwilling. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willh. Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Blos. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 10

Ausgegeben am 3. Juni 1921

39. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Die Belastung des deutschen Volkes durch die Reparation

Von Artur Heichen

Zunächst sind die Forderungen des Entente-Ultimatums unterschrieben worden. Das war gut so! Nur so war es möglich, sich den Säbel Fochs vom Leibe zu halten. Wenigstens für die nächste Zeit! Was später kommt, weiß keiner. Das hängt davon ab, wie weit wir imstande sind, den uns auferlegten Lasten nachzukommen. Die Erfüllung dieser unserer Verpflichtungen geht bis an »die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit« — das ist der Sinn unserer Unterschrift, nicht mehr und auch nicht weniger. Daß wir mit dieser Erfüllung Ernst machen müssen, ist ein Gebot jener politischen Klugheit, die die gegebenen Machtverhältnisse erkennt und sich fügt (eine moralische Verpflichtung für Schadenersatzleistungen in derartigem Umfang wie die uns präsentierten, bei denen niemand weiß, wo die Reparation aufhört und die Kontribution anfängt, kann niemals anerkannt werden). Die Grenzen unserer zukünftigen Leistungsfähigkeit kennen wir ebensowenig wie die anderen. Aber ungefähr läßt sich abschätzen, wie hoch die in den nächsten Jahren zu leistenden Reparationszahlungen das gegenwärtige Realvolkeinkommen belasten. Ungefähr muß man einen Begriff von den Größenordnungen haben, die dabei mitspielen, denn sonst kann man auf solche Fragen überhaupt keine Antwort geben. Der größte Optimist, den es unter den deutschen Volkswirten in dieser Beziehung gibt, ist zweifellos Alfred Lansburgh. Er hat in seiner »Bank« (Märzheft) bei einer Reparationszahlung von 3 Milliarden Goldmark im Jahre eine Belastung des einzelnen Einkommens mit »schätzungsweise 7 Prozent« herausgerechnet. Das würde bei einer Reparationsleistung von 3,5 Milliarden Goldmark pro Jahr etwa 8 Prozent ausmachen. Diese 3,5 Goldmilliarden liegen unseren folgenden Ausführungen zugrunde. Sie bestehen aus 2 Milliarden Goldmark als fester Annuität (Jahresleistung) und aus 1,5 Milliarden Goldmark als variabler Leistung, und zwar berechnet als ungefähr 26 Prozent Abgabe von einer jährlichen Ausfuhr von 6 Milliarden Goldmark. Eine zweite Berechnung hat Walter Rathenau — vom Werte der Arbeitsstunden ausgehend — durchgeführt, und sein Ergebnis sind 40 Prozent Belastung bei einer Jahresleistung von 5 Goldmilliarden, also ungefähr 28 Prozent bei einem Tribut von 3,5 Goldmilliarden. Ich selbst habe im Handelsstil des »Berliner Tageblatts« Berechnungen in doppelter Weise angestellt und bin dabei zu einem durchschnittlichen und mittleren Resultat von 15 bis 18 Prozent gekommen. Die Belastung des Realeinkommens beziehungsweise des Reallohns durch die Reparationsleistungen stellt sich also nach den vorliegenden Schätzungen wie folgt: Lansburgh in der »Bank« auf 8 Prozent (bei 3,5 Goldmilliarden), Dr. W. Rathenau auf 28 Prozent (bei 3,5 Gold-

milliarden), Handelsteil des »Berliner Tageblatts« auf 15 bis 18 Prozent (bei 3,5 Goldmilliarden).

Die Abtragung der Lasten kann nun auf zweierlei Weise durchgeführt werden: a) durch Eingriffe in die Substanz des Volksvermögens, b) durch Schöpfung aus dem laufenden Einkommen.

Die Zahlung aus der Substanz des Volksvermögens ist in letzter Zeit unter dem Schlagwort »Beteiligung an der deutschen Industrie« viel diskutiert worden. Bei der Übertragung von Substanzteilen kann es sich jedoch unter den heutigen Verhältnissen nur um Hingabe von Aktien, Obligationen, Hypotheken, um Einräumung von Forderungen verschiedenster Art handeln. Eine solche Hingabe von Papierwerten — denn solche sind es doch, die sich im wesentlichen nur durch die Art ihrer speziellen Fundierung von den allgemeinen Staatsanleihefakteln und schließlich auch von den Noten unterscheiden — könnte aber unseren Gegnern nur dann nützen, wenn es gelingen würde, diese Werte auf dem internationalen Kapitalmarkt flüssig und für Wiederaufbauzwecke realisierbar zu machen, und wenn ferner deren spätere Amortisation durch Deutschland zweifelsfrei wäre. Die Schwierigkeiten der Verzinsung und Amortisation einer solchen Schuld wachsen naturgemäß in dem Maße, wie das Volksvermögen durch Eingriffe in seine Substanz abnimmt (wir haben dergleichen Erscheinungen zur Zeit des sogenannten »Ausverkaufs« Deutschlands 1919/20 erlebt). Reale Bestandteile seines Volksvermögens, mit denen es Zahlungen ans Ausland bewerkstelligen könnte, besitzt aber Deutschland nur in ganz beschränktem und kaum mehr ins Gewicht fallendem Umfang, seitdem es die mobilen Aktiven seines Volksvermögens, nämlich Schiffe, Kabel, Auslandsunternehmen und ausländische Wertpapiere (die letzten Beschlagnahmungen erfolgen in aller nächster Zeit) hat abtreten müssen. Mit den immobilen Aktiven können aber keine internationalen Wertübertragungen effektiert werden. Auch kann Deutschland nicht seine Ackerkrume, seine Häuser, seine Bergwerke und Fabriken exportieren, sondern immer nur Forderungsrechte an sein Volksvermögen, deren Amortisation und Verzinsung aber wiederum aus dem laufenden Einkommen geschehen muß. Auf diese bedeutungsvolle Tatsache, daß Deutschland gar nicht aus der Substanz des Vermögens zahlen kann, hat der Stockholmer Nationalökonom Cassel schon vor längerer Zeit und hat jüngst wieder der pseudonyme Verfasser des »Bilan de la Guerre« — ein bedeutender französischer Nationalökonom (Gide?) — hingewiesen. In Deutschland hat man diesen Gesichtspunkt leider so ziemlich ganz und gar übersehen. In dieses Kapitel gehört es auch, wenn von manchen Sozialisten, insbesondere von seiten der Unabhängigen, aber nicht nur dort, gefordert wird, die Kapitalisten sollen die Reparationen aus ihrem »Vermögen« zahlen — eine gedankenlose Phrase, die nur beweist, daß die Betreffenden sich von scharfen nationalökonomischen Begriffen frei wissen. Leider werden solche Verschwommenheiten für den Sozialismus sehr gefährlich, weil sie das Kampffeld der Wirtschaft mit Nebelschleiern bedecken, die einen zielbewußten und planmäßigen Kampf von vornherein ausschließen. So kann es kommen, daß ein Land — statistisch betrachtet — sehr »reich« und dennoch unfähig zu Zahlungen an auswärtige Gläubiger ist, soweit diese Zahlungen nicht aus dem laufenden Einkommen bestritten werden können.

Die Zahlungsfähigkeit, die Möglichkeit, Wertübertragungen großen Stils durchführen zu können, ist eben bedingt durch die Art der Zusammenlegung der Aktiven des Volksvermögens. Nur mit dem Vorhandensein eines genügend großen Fonds an mobilen und mobilisierbaren Vermögensbestandteilen ist die Voraussetzung für solche Zahlungen aus der Substanz gegeben. Da aber Deutschland, wie gesagt, über solche mobile und zur Wertübertragung geeignete Bestandteile überhaupt nicht mehr oder nur in geringem Umfang verfügt, muß es sich wohl oder übel damit abfinden, die Reparationsleistungen reißlos aus seinem laufenden Einkommen zu bewerkstelligen. Die Ziffern für die vermutliche Belastung dieses Einkommens hatten wir unseren Erörterungen vorausgeschickt. Wäre es nun nicht möglich, dieses Einkommen um den vollen Betrag der Belastung zu erhöhen, dann resultiert daraus die Notwendigkeit einer **Einschränkung des Konsums** in demselben Umfang, als eine entsprechende Erhöhung des Einkommens sich als unmöglich erweist. Es kann nun aber als ausgeschlossen gelten, daß die Lebenshaltung der breiten Massen eine **Einschränkung um 15 bis 18 Prozent** oder gar mehr verträgt, ohne das auszulösen, was Friedrich Engels in seiner Schrift über »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« als »sozialen Nord« und was der wissenschaftliche Statistiker von heutzutage als erhöhte Morbidität und Mortalität bezeichnet. Um den Preis erhöhter Sterblichkeit und systematischer Verelendung und Aushungerung ist natürlich die Effektuierung selbst noch größerer Reparationsleistungen möglich!

Eine teilweise Entlastung der unteren Klassen ist auch möglich durch eine **Einschränkung der Lebenshaltung der Oberschichten**. Gemeinhin wird aber die volkswirtschaftliche Bedeutung des Luxuskonsums gerade von Seiten der Sozialisten überschätzt. Zu dieser Überschätzung verleitet die örtliche Konzentration der reichen Bevölkerungsschichten vor allem in einzelnen Großstädten und Stadtteilen (zum Beispiel Berlin W). Wer sich aber beispielsweise in der Einkommensteuere Statistik der Vorkriegszeit auskennt, weiß, daß in Wirklichkeit die oberen Einkommensstufen sehr schwach vertreten sind. Die Bekämpfung des Luxuskonsums der oberen Klassen ist politisch-psychologisch von außerordentlich weittragender Bedeutung, und die energischsten und schärfsten Maßregeln seitens der Steuer- und Wirtschafts-gesetzgebung können gar nicht rigoros genug durchgeführt werden; aber wenn man auch die größtmögliche Nivellierung aller Konsumtionsverhältnisse als gegeben und durchführbar annimmt, so muß man sich doch darüber klar sein, daß dabei wenig herausspringt, was volkswirtschaftlich von Belang ist. Es dürfte schon sehr optimistisch sein, die Herbeiführung einer Entlastung jener 15 bis 18 Prozent um etwa 2 Prozent durch Ausschaltung alles überflüssigen Luxuskonsums als durchführbar anzunehmen. Der Rest fällt mit voller Wucht auf den Konsum der breiten Massen zurück, wenn es nicht gelingt, das Volkseinkommen zu erhöhen. Es soll auch zugegeben werden, daß gewisse Einsparungsmöglichkeiten im Haushalt hochbezahlter Arbeiterschichten bestehen. Der noch immer starke Verbrauch an Zigarren und Zigaretten ist Beweis dessen! Aber im großen und ganzen ist es doch so, daß die breiten Massen in Deutschland in bezug auf ihren Konsum sich hart an der Grenze dessen bewegen, was man als soziales Existenzminimum bezeichnet. Und sogar die Grenze des **physischen Existenzminimums** ist von ein-

zeinen Volkskreisen namentlich in den Großstädten bereits erreicht, wenn nicht unterschritten. Denn woher käme sonst das Kinderelend in den Städten, über das die gemeindliche Statistik eine so deutliche und beredte Sprache führt?

Anders liegen natürlich die Dinge, wenn es gelingt, die Reparationslasten durch eine entsprechende Erhöhung des Volkseinkommens auszugleichen. Dieses Ziel kann auf zwei verschiedenen Wegen, einmal durch eine erhöhte und zweitens durch eine verbesserte Arbeitsleistung (das heißt durch eine Erhöhung der Effektivität und Produktivität der Arbeit und Wirtschaft) angestrebt werden. Erhöhte Arbeitsleistungen, das heißt eine Verlängerung der Arbeitszeit, sind aber im allgemeinen zwecklos, solange wir ein Arbeitslosenheer, das heißt überschüssige Arbeitskräfte haben, solange sich Deutschland faktisch im Stadium der Überbevölkerung befindet. Dieser Zustand wird aber voraussichtlich noch viele Jahre dauern. Die gegenwärtige wirtschaftliche Situation Deutschlands ist nicht durch Mangel an Arbeitskräften, sondern durch Mangel an Arbeitsgelegenheiten gekennzeichnet. Die Anwendung erhöhter Arbeitsleistungen kann an gewissen Stellen, im Einzelhaushalt und vielleicht auch in der Landwirtschaft, von beschränkter Bedeutung werden. Mehr aber nicht! Die Hauptaufgabe der Einkommenssteigerung wird der Anwendung verbesserter Arbeitsleistungen zufallen. Das große und ausschlaggebende Ziel der nächsten Jahre bleibt die Erhöhung der Produktivität der Arbeit. Inwieweit es möglich sein wird, die Rationalisierung des Produktionsprozesses durch den gesamten Apparat einheitlich und planmäßig angewandter Methoden bis zum Gipfelpunkt zu treiben, davon wird es letzten Endes abhängen, ob der Reparationsplan durchführbar ist oder nicht. Der Weg dahin führt aber über eine weitere Zunahme des industriellen Konzentrationsprozesses, wie wir ihn in den beiden letzten Jahren erlebten, führt über die planmäßige Anwendung arbeitstechnischer Methoden, die heute unter den Schlagworten Normierung, Typisierung und Taylorisierung segeln. Die Hauptaufgabe wird dabei der deutschen Industrie zufallen. In der Landwirtschaft muß man eine Produktivitätssteigerung um etwa 15 bis 18 Prozent im Laufe von wenigen Jahren für ausgeschlossen halten. Der Grad, um den die Produktivität und Effektivität der industriellen Arbeit wird gesteigert werden müssen, muß demnach um etwa ebensoviel über jener Durchschnittsgrenze von 15 bis 18 Prozent liegen, als die Landwirtschaft unter dieser Grenze bleibt. Dabei ist natürlich das Verhältnis zu berücksichtigen, in dem die Landwirtschaft, und das, in dem die Industrie zum gesamten Volkseinkommen beiträgt.

Inwieweit die Industrie und vor allem die ausschlaggebende Großindustrie in der Lage sein wird, den an sie in dieser Richtung gestellten Ansprüchen mit Erfolg nachzukommen, davon hängt, wie gesagt, letzten Endes die Durchführbarkeit der Reparationsleistungen und damit die politische Zukunft des deutschen Volkes, seines Gebietsbestandes, seiner politischen Einrichtungen, seiner politischen Parteien ab. Grund genug für alle, sich ohne agitatorische Gebärden mit diesem Problem recht gründlich und exakt auseinanderzusetzen! Legt man als Maßstab den technischen Fortschritt der letzten Jahrzehnte an, so liegt — vor allem, wenn man den erhöhten *W a n g* zu solchen Fortschritten in Rechnung stellt — eine Produktivitätssteigerung der industriellen Arbeit im Ausmaß von 15 bis 18 Prozent und mehr durchaus im

Bereich der Möglichkeit. Die letzte Antwort auf diese Frage zu erteilen, sind mehr die Ingenieure und Produktionstechniker als die Finanzmänner berufen. Wir möchten deshalb diese Frage offen lassen. Die Zukunft wird lehren, wieweit die Reparationslast zu tragen ist und wieweit nicht. Aber ein Faktor darf letzten Endes nicht übersehen werden, weil er unser Volkseinkommen entscheidend beeinflusst. Das ist die Möglichkeit, für eine gesteigerte Produktion auch ausnahmsfähige und ausnahmewillige Absatzmärkte im Ausland zu finden. Die wirtschaftliche Frage der Absatzerweiterung ist mit der technischen Möglichkeit der Produktivitätssteigerung aufs engste verknüpft. Die Möglichkeit einer Erweiterung unserer Absatzsphären liegt aber zum größten Teil nicht in unserer Hand. Vielmehr bestimmen darüber fremde Interessenten, Konkurrenten und Gesetzgeber. Die internationale Handelspolitik der jüngsten Vergangenheit zeigt auf der ganzen Linie eine einseitliche Tendenz, den Drang zum Protektionismus und das Erstarken wirtschaftsimperialistischer Kräfte. Überall sind die Schutzzölner am Werk und predigen Absperrung und Ausschließlichkeit und Begünstigung der heimischen Industrien mit verschiedenen Argumenten und unter verschiedenen Schlagworten: der Ruf nach einem Schutz der »Schlüsselindustrien« und nach dem Schutz vor den Gefahren des »Waldadumping« der anderen steht dabei allenthalben im Vordergrund. Kein deutscher Volkswirt kann sagen, wie sich diese protektionistischen Tendenzen in der Zukunft auswirken, wie sie unseren Außenhandel und damit unser Volkseinkommen beeinflussen werden. Damit muß auch die Frage offen bleiben, ob und wie die Reparationslast getragen werden kann. Wenn aber kein abschließendes Urteil über diese Frage erteilt werden kann, dann kann auch die Haltung der deutschen Sozialdemokratie gegenüber der Reparationsfrage nicht schon jetzt endgültig festgelegt werden. Vielmehr wird es darauf ankommen, daß man den wirtschaftlichen Gang der Dinge abwartet und sich alle Eventualitäten offenhält.

Ferdinand Lassalle und Heinrich Heine

Von Heinrich Cunow

Als Lassalle starb, vermachte er seine gelehrten und schriftstellerischen Arbeiten seinem Freunde Lothar Bucher, seine Brieffschaften seiner Freundin, der Gräfin Sophie v. Haffeldt. Lange galten diese Brieffschaften als verschollen und verloren; doch ist es vor kurzem den eifrigen Bemühungen Dr. Gustav Meyers, des bekannten Engels-Biographen, gelungen, sie unter dem auf Schloß Sommerberg im Rheingau verwahrten Nachlaß der Gräfin Haffeldt aufzuspüren und von deren Enkel, dem Fürsten Hermann Haffeldt, die Erlaubnis zur Herausgabe zu erhalten. So gelangt nun doch endlich, 56 Jahre nach dem Tode des großen Agitators, sein literarischer Nachlaß zur Veröffentlichung — heute, wo nur noch sehr wenige jener Mißstreifer leben, die sich ihm einst in lodrender Begeisterung angeschlossen haben.¹

¹ Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften. Herausgegeben von Gustav Meyer. Erster Band: Briefe von und an Lassalle bis 1848. Verlag Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Julius Springer in Berlin. Preis gebettet 50 Mark, in Halbleinen gebunden 64 Mark.

Nach der Angabe des Herausgebers ist der Nachlaß so reichhaltig, daß er voraussichtlich fünf Bände umfassen wird. Vorläufig liegt nur der erste Band vor, der die aufgefundenen Briefe von und an Lassalle aus den Jahren 1840 bis 1848 enthält. Der tatsächliche Wert dieses literarischen Fundes für die Anfangsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie und im weiteren für die politische Geschichtsschreibung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird sich natürlich erst beurteilen lassen, wenn das Gesamtwerk abgeschlossen ist; immerhin läßt sich bereits sagen, daß die Veröffentlichung ein sehr reichhaltiges Material zur Beurteilung jenes Zeitabschnitts zu liefern verspricht. Lassalle hat in ausgedehntem brieflichem Verkehr mit Männern wie Alexander v. Humboldt, Marx, Engels, Rodbertus, Boeckh, Herwegh, v. Schweitzer, Mazzini, Hans v. Bülow usw. gestanden, und neben diesen Briefen befinden sich im Nachlaß, wie Dr. Mager berichtet, über hundert Schreiben an die Gräfin Hagfeldt, Reiseberichte aus dem Orient und verschiedene Konzepte geplanter Abhandlungen.

Schon der erste Band bringt eine Reihe Briefe, die das 1891 von Paul Lindau herausgegebene Jugendtagebuch Lassalles und die von Eduard Bernstein 1905 veröffentlichten intimen Briefe Lassalles an Eltern und Schwester in weitestem Umfang ergänzen. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in Lassalles Studienzeit und sehen, wie auch er, gleich Marx und Engels, über Hegel zum Sozialismus kommt. Schon auf dieser Stufe seiner Entwicklung zeigt sich Lassalle als ein frühreifer, willensstarker Charakter, der das, was er sich selbst als Ziel steckt, mit erstaunlicher Energie durchzuführen strebt. Freilich treten auch so manche üblen Charaktereigenschaften, die ihn später in fortgesetzte Zänkereien mit guten Freunden und Gesinnungsgenossen verwickelten, deutlich hervor; vor allem seine maßlose Eitelkeit, seine Selbstglorifizierung, seine Neigung zum Theatralischen und zur schönen Pose sowie seine Sucht, sich in sogenannte vornehme Kreise zu drängen. Georg Brandes, dessen 1878 erschienenes Charakterbild Lassalles noch immer nicht überholt ist, auch von Hermann Onckens größerem Werk nicht, hat nur allzu recht, wenn er von dem jugendlichen Lassalle sagt:

»In dem Alter, wo alle Knaben naseweis sind und sich gern aufspielen, war Lassalle ein ungewöhnlich naseweiser und vorlauter Junge. Was er selbst in seinem späteren Leben so oft als seine ‚Freiheit‘ bezeichnete, verriet sich schon damals. Wir stehen hier bei dem Rassenmerkmal in seinem Gemüt, der Grundform seines Temperaments, bei der Eigenschaft in ihm, deren Keim am treffendsten durch das jüdische Wort ‚Chugbe‘ bezeichnet wird, das zugleich Geistesgegenwart, Freiheit, Dummdreistigkeit, Unverschämtheit und Unerfrohenheit bezeichnet und das sich leicht als das Extrem begreifen läßt, in welches die Furchtsamkeit und die erzwungene Nachgiebigkeit einer zwei Jahrtausende lang gequälten und unterdrückten Rasse naturgemäß bei einbrechender Kultur umschlägt.«

Unzweifelhaft sind Marx und Engels im gleichen Alter nicht nur sympathischere Charaktere, sondern auch ernstere, weniger an der Oberfläche des Hegelianismus hängenbleibende Denker. So sehr beide auch schon früh Hegel verehrten, suchten sie doch in die hinter Hegels Begriffsmethodologie stekenden Geschichts- und Gesellschaftsprobleme tiefer einzudringen und gelangten dadurch bald — Marx schon 1843 in seiner »Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« — zu einer durchaus kritischen Betrachtung der Hegel-

ischen Thesen. Lassalle bleibt hingegen, wie verschiedene Briefstellen beweisen, völlig im Formal-Methodologischen hängen, paradiert und kokettiert aber mit dem Neugelerten in einer Weise, die oft geradezu zum Spott herausfordert.

Doch ein zutreffendes Urteil wird auch über Lassalles philosophischen Werdegang erst möglich sein, wenn weitere Bände des Mayer'schen Werkes vorliegen. Ich möchte mich deshalb auf die kurze Darstellung einer Episode aus Lassalles Leben beschränken, die für sein ganzes Wesen durchaus charakteristisch ist — auf seinen Zwist mit Heinrich Heine.

* * *

Als Handelschüler in Leipzig war, wie sein Tagebuch ausweist, Lassalle wohl ein Verehrer der Heineschen Lyrik, besonders des »Buches der Lieder«, nicht aber des politischen Kritikers Heine — allem Anschein nach deshalb, weil Heine den toten Börne, damals Abgott aller deutschen Republikaner, angegriffen hatte. Aber auch die Begeisterung für die Heinesche Liebeslyrik ging in die Brüche, nachdem Lassalle von Leipzig nach Breslau zurückgekehrt war und seinen Weg zur Hegelschen Philosophie gefunden hatte. Heine wird nun dem Pathetiker der »Idee« zum Prototyp jenes »leeren Ich«, das sich der »stillsichen Substanz« gegenüberstellt, zum Dichter der Trivialität und des Frevels, zum Vertreter der »Poesie der Hurerei«.

Doch auch diese Beurteilung hält nicht lange an. Als Lassalle im Dezember 1844 in Paris von seinem Schwager Friedland bei Heinrich Heine eingeführt wird, fühlt er sich durch die Bekanntschaft mit dem Dichter sehr geehrt und wirbt stürmisch um dessen Freundschaft. Es gelingt ihm auch, sich mit Heine auf einen vertrauten Fuß zu stellen, doch ist es anscheinend weniger Heines Bewunderung für Lassalles Können und seine Energie, als die Annahme, daß ihm Lassalle nützen könne, die Heine dazu bestimmt, diesem sein Vertrauen zu schenken. Heine wollte nach Deutschland, erstens um seinen Jugendfreund, den Berliner Chirurgen Dieffenbach wegen seines Leidens konsultieren zu können, zweitens um seinen Vetter Karl Heine in Hamburg zur Fortzahlung der ihm von seinem Onkel Salomon Heine ausgesetzten lebenslänglichen Rente zu bewegen.

Lassalle nahm sich, nach Berlin zurückgekehrt, mit Eifer der Heineschen Sache an, er schrieb Briefe an Alexander v. Humboldt, an den ihm von Varnhagen von Ense empfohlenen Fürsten Pückler-Muskau und suchte auch durch die Komponisten Meyerbeer und Jacques Offenbach sowie den Bankier Joseph Mendelssohn auf Karl Heine einzuwirken, vermochte aber nicht durchzusetzen, daß Heinrich Heine die Erlaubnis zur Rückkehr nach Preußen erhielt.

Für diese Gefälligkeit verlangte jedoch Lassalle von Heinrich Heine gleiche Freundschaftsdienste, zu welchen der Dichter wenig geneigt war. Als Lassalle mit der Gräfin Haßfeldt in Verbindung getreten war und gegen deren Watten einen Preßfeldzug zu eröffnen unternahm, sollte auch Heine helfen und seinen Einfluß auf einen Teil der Pariser Presse geltend machen. Der Dichter lehnte in einem Briefe vom 7. März 1846 dieses Ersuchen mit der Begründung ab, solcher Auftrag läge ihm nicht; es spräche für Lassalles Unerfahrenheit, derartige Forderungen, die in das Gebiet der Sueschen Romane gehörten, an ihn (Heine) zu stellen.

Lassalle äußerte sich zunächst über diese Abweisung nicht, wiederholte dann aber Anfang Oktober 1846, als der Kriminalprozeß wegen des Kassettendiebstahls drohte und Lassalle ein journalistisches Kesseltreiben gegen den Grafen Edmund v. Haffeldt begann, seine Bitte.

Der sowohl für Lassalles Verhältnis zur Gräfin Haffeldt wie für seine politische Taktik charakteristische Brief hat folgenden Wortlaut:

Lieber Helne!

Vielgeliebter Freund! Ich wollte dieser Tage zu Ihnen herüberkommen, um mit Ihnen eine höchst dringende Angelegenheit, in der Ihre Hilfe mir von der höchsten Wichtigkeit ist, zu besprechen. Allein Geschäftsverwicklungen nageln mich für den Augenblick an, ich kann nicht absehen, wann mir eine Reise nach Paris möglich ist. So muß ich denn brieflich Ihnen diese Angelegenheit entwickeln, obwohl das viele Mißlichkeiten und Unvollkommenheiten mit sich bringt und ich dabei die Sehnsucht meines Herzens, Sie, mein lieber, lieber Freund, wieder einmal mit leblichen Augen zu schauen, das gedankenvolle Haupt mit dem feingeschnittenen, spöttisch zuckenden Mund vor mir zu sehen, nicht befriedigen kann. Es wird Ihnen gewiß durch Zeitungen und lägenhaftes Privatgeträtsch manches über den Kassettendiebstahl, dessen Motive usw. zu Ohren gekommen sein. Alles, was Sie darüber gehört haben mögen, so wahr es auch sei, ist falsch. Denn so wahr es auch ist, ist es doch jedenfalls halb und unvollständig. Und jede Halbsheit und Unvollständigkeit ist Falschheit. Leider kann ich Ihnen brieflich schon der Länge wegen nicht alle Details des herzempörenden Romans mitteilen, in welchem ich jetzt eine Rolle zu übernehmen für gut befunden habe. Also nur Umrisse. Die größte Bewunderung der seltensten geistigen Eigenschaften und des reinsten Idealismus hat mich mit dem dauerndsten tiefsten Interesse und der unverbrüchlichsten Treue für die Gräfin v. Haffeldt erfüllt. Wenn dies Interesse noch durch irgend etwas gesteigert werden konnte, so war es durch die maßloseste Empörung über die unbefreibliche Reihe der grausamsten Mißhandlungen, der ehrlosesten Infamie, mit welchen seit dem Jahre 1822 dieses unschuldige und bewundernswürdige Weib aus dem einzigen Grunde, weil sie reiner, besser und durchgeistigter war als die seelenlosen Fleischklumpen, mit denen eine ungerechte ironische Geburt sie in Verwandtschaft gebracht, unausgesetzt überhäuft wurde. Sie haben mir oft die alte, seit Menschen- gedenken stets wiederkehrende Elegie geklagt, wie Sie um des Lebens Blüte gekommen sind, scheiternd an der einen großen gemeinschaftlichen Klippe, die uns allen droht, an der faulen Gesinnungslosigkeit, der Gemeinheit und Perfidie jener Filzläuse, die annoch als die fürchtbare Majorität in der Welt herumwimmeln. Andere haben auch gelitten wie Sie, und viele mehr als Sie. Wenn aber anders dem größeren Unglück und der größeren Reinheit die größere Ehrfurcht gebührt, so müssen wir alle mit abgezogenem Hute dastehen vor dem Unglück dieses Weibes. Nicht der Zufall ist so empörend, daß sie gerade einen Mann gefunden, der ... sie zweiundzwanzig Jahre auf eine gar nicht zu beschreibende Weise mißhandelt hat, sondern daß unter ihren zwei Brüdern, stark durch ihre gesellschaftliche Stellung, unter ihren Schwägern und Vettern, unter allen diesen Fürsten, Herren und Grafen, die — die Beweise liegen mir vor — alle ganz so wie ich überzeugt sind von der Schlechtigkeit des Grafen und dem ungerechten Schicksal seiner Frau, sich nicht einer fand, der ihre Rechte gewahrt und sich ihrer angenommen hätte auf kräftige Weise, nicht einer, der sie nicht seines eigenen Vorteils wegen, seiner eigenen Bequemlichkeit zulieb verraten und verkauft hätte. Nun, Sie haben ja auch erfahren, was eine Familie ist, und werden das begreifen. Ja noch mehr, diese Brüder haben sie bis jetzt geslistentlich in Unkenntnis über ihr gesetzliches Recht erhalten, um sie durch dieses wie durch jedes andere Mittel (Gewalt, Entziehung des Lebensunterhalts) zu verhindern, den Rechtsweg gegen ihren Vatten zu ergreifen. ... Das letzte war nun das, daß er, da er mit ihr in Gütergemeinschaft

lebt, die sie nach seinem Tode in sehr glänzende Lage setzen würde, sein und ihr Vermögen auf eine systematische Weise verschenkt und ruiniert. Die letzte dieser Schenkungen war an eine ... Frau v. Meyendorf, die lange in Paris als russischer Spion gedient hat im Interesse ihres Mannes, der nicht zu verwechseln ist mit dem russischen Gesandten zu Berlin. Solchem Beginnen zu begegnen, wollte ich nun eine Prodigalitätsklage gegen den Herrn Grafen anstellen (die jetzt in der Tat auch anhängig gemacht worden ist). Zu diesem Zwecke war der Besitz des noch dazu unter einer Simulation vorgenommenen Schenkungsakts an die Meyendorf wichtig, und zu diesem Zwecke wollten sich der Assessor Oppenheim und Dr. Mendelssohn seiner bemächtigen.

Bereits hat sich die deutsche Presse mit Unwillen über den Grafen ausgesprochen, so die »Aachener Zeitung« vom 6. September, die »Augsburger Allgemeine« vom 21. und der »Rheinische Beobachter« vom 28. und besonders vom 29. September, welsch letzteren ich hier beilege. Teils aber ist das noch lange nicht genug, teils ist vor allem nötig, daß das »Journal des Débats« vorzüglich, wie die französische Presse überhaupt, und ebenso die »Times« darüber mehrere salminante Artikel bringen. Der Zweck dieses Artikels ist 1. den Grafen total und schonungslos zu ruinieren, ihm zu zeigen, daß er verloren sein würde, wenn die Gräfin ausführlich ihre Leidensgeschichte drucke, 2. den Brüdern der Gräfin, die sie bisher preisgegeben haben, um nicht durch Unterstützung Skandal zu provozieren und sich hierin zu verwickeln, zu zeigen, daß sie durch längere Preisgebung ihrer Schwester sich in den Augen Europas der Infamie schuldig machen würden, und um sie somit zu bewegen, ihrer Schwester jetzt zur Abschließung eines vortheilhaften Arrangements kräftige Hilfe zu leisten. Deswegen müssen die Artikel so gehalten sein, daß sie den Grafen rückhalt- und schonungslos angreifen, ebenso sehr deutlich auf die ebenso große moralische Schuld und Verächtlichkeit hindeuten, die die Brüder aus gemeinem Egoismus und feiger Herzlosigkeit durch ihr ...² alles auf sich genommen haben. Zugleich aber müssen diese Angriffe auf die Brüder durchaus nicht so direkt sein, daß ihnen der Rücktritt unmöglich gemacht oder daß sie gar zu sehr (ein wenig schadet nichts) erbittert werden. Zugleich aber muß doch wiederum der Tadel ihres Benehmens sehr deutlich fühlbar sein. Die Grenzen sind hier sehr schwer anzugeben. Ihr feiner Takt und große Geübtheit, Ihr divinatonisches Urteil wird sie erraten. Der Standpunkt, von dem diese Geschichte aufgestellt wird, muß ein allgemeiner (sein). Ihr gedankenvolles Auge wird in der Tat sehr leicht die soziale Bedeutung von dieser Affäre durchsehen. Man muß sprechen von der feudalité allemande, von der brutalité allemande usw. Der Standpunkt, von dem das »Journal des Débats« die Sache zu erzählen hat, wird am besten der sein: Wir Deutschen hätten immer mit so ungeheurer Joppsittlichkeit gesprochen, mit enormer Geringschätzung dabei auf die französische herabgeschaut und bei ihren berühmten Prozessen Lafarge usw. einstimmig die weiten Mäuler geöffnet und geschrien, daß sei bei uns unmöglich. Nun muß das »Journal des Débats« die Geschichte erzählen und die Mißhandlungen skizzieren (wie ich dies ungefähr in einem Aufsatze getan, den ich zur Entgegnung eines infamen Artikels in den »Grenzboten« geschrieben und den ich Ihnen zur ungefähren Norm über-schicke) und muß dann so schließen: »Ereignisse, wie sie hier vorliegen, wären trotz der vielberühmten Sittlichkeit der Deutschen und Unsittlichkeit der Franzosen in Frankreich nicht möglich gewesen, denn wenn sich wohl auch in Frankreich ein Barbar solcher Sorte wie der Graf S. finden könnte, so hätte doch eine so miß-handelte Frau, wenn sie keinen Verwandten hätte und einsam und schutzlos in der Welt dastände, bei dem lebhaften Ehrgefühl der frivolen Franzosen, in jedem Fremden einen Schützer gefunden. Nur bei dem stumpfen Egoismus und der seelenlosen Laskigkeit der Deutschen, zumal bei der Zersahrenheit und sittlichen Verkommenheit unseres privilegierten Adels, sei eine derartige zwanzigjährige, allen Gesehen

² Das hier stehende Wort ist unleserlich.

und jeder Menschlichkeit hohnsprechende Niedertretung einer Frau, die noch dazu einen Kreis von mächtigen nahen Verwandten und somit angeborene Beschützer hat, denkbar.«

Wie gesagt, zur Norm dessen, wie weit Sie in Ihren Angaben zu gehen haben, diene das in diesem Briefe Gesagte, Ihr Takt, der Aufsatz von mir, den ich hier beilege, und der Aufsatz im »Rheinischen Beobachter« vom 29. September. Außerdem lege ich Ihnen bei ein gedrucktes Exemplar der Prodigalitätsklage mit den Bescheinigungen, Zeugenaussagen usw. Obgleich darin nur das Allerwenigste gesagt ist, so werden Sie schon hieraus Dinge erkennen, die Sie mit staunendem Unwillen erfüllen werden und das affreuse Bild des Grafen in seinen Umrissen vor Ihre Seele treten lassen werden. Ich habe es drucken lassen, weil nöthigenfalls volle Öffentlichkeit eintreten soll, dann würde die Emittierung dieser gedruckten Prozeßakten den Anfang bilden und in kurzer Zeit die Memoiren der Gräfin von 1822 ab darauf folgen. Bisher aber ist mit diesen gedruckten Exemplaren die strengste Diskretion noch beobachtet worden, und ich nehme Ihnen ebenso das feste Versprechen ab, keinem außer meinem Doktor^a und Grün dieses Exemplar zu zeigen oder auch nur davon zu reden, daß ein solcher Druck vorhanden sei. Faktische Details daraus, insoweit sie nicht schon in dem Aufsatz des »Rheinischen Beobachters« vom 29. September und meinem beigelegten Aufsatz enthalten sind, sollen Sie auch nicht daraus in den Zeitungen mittheilen, weil sonst Haffelbdt zu bestimmt wissen würde, daß die Artikel von uns ausgegangen. Solche Aufsätze müssen nun alle Pariser Blätter, vor allem aber das »Journal des Débats« enthalten, welches den meisten Eindruck auf die Familie machen würde. Ebenso muß umgehend ein solcher Artikel in der »Times« erscheinen, weil Haffelbdt, wie ich höre, nach England reisen, ich ihm seinen dortigen Aufenthalt aber gleich versalzen will. Ebenso müssen Sie ähnliche Aufsätze an alle deutschen Blätter, mit denen Sie in Verbindung stehen, vorzüglich an die »Augsburger Allgemeine« (schicken) und diese darin bewegen, Aufsätzen im entgegengesetzten Sinne die Aufnahme zu verweigern. Kurz, Sie müßten alles, Ihren ganzen Einfluß für mich in die schnellste und eiligste Anwendung bringen. Sie müssen sogar alles das für mich tun, was Sie für sich selbst nicht tun würden. Mein ganzer innerer Mensch steht bei dieser Angelegenheit auf dem Spiel, und ihre glückliche Zuendeführung oder wenigstens der öffentliche Triumph dieser armen Frau gilt mir mehr als alles, was mein Leben persönlich berührt. Ich würde Sie nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen, wenn Sie nicht sofort in der angegebenen Weise und auf das allerschnellste Himmel und Erde in Bewegung setzen würden.

Ebenso lassen Sie Grün rufen. Legen Sie ihm diesen Brief nebst seinen Beilagen vor, und wenn persönliche Freundschaft und eine gute Sache Hebel sind, die seine Feder schärfen und ihn in Thätigkeit setzen können, so soll er augenblicklich seinerseits alle deutschen und französischen Blätter, mit denen er in Verbindung, mit Aufsätzen anfüllen, ebenso seine Berliner Freunde wie C. Meyer darum ersuchen usw. Bereits zwei Tage spätestens nach Empfang dieses muß das »Journal des Débats« einen fulminanten Aufsatz enthalten. Donnern und spotten Sie um die Wette, alle Zeitungen, die solche Aufsätze enthalten, haben Sie die Güte, mir sofort nach Köln zu senden poste restante an Herrn D. Lassalle adressiert. Auch wenn Sie krank sein sollten, lassen Sie sich nicht abhalten, meine stürmische und flehentliche Bitte sofort in der nachhaltigsten Weise zu erfüllen. Bedenken Sie, wie für mich hierbei ganz andere Dinge als leibliches Wohlfühlen auf dem Spiele stehen. Wenn Sie je nur mäßig mein Freund gewesen, so werden Sie mir es jetzt beweisen, ebenso Grün. Ich wiederhole Ihnen, soll das Manöver nützen, so muß es mit der größten Eile ausgeführt werden. Sie können auch den Artikel des »Rheinischen Beobachters« vom 29. September als ersten Trompetenschuß in dem »Journal des Débats« abgedruckt erscheinen lassen. Den Doktor grüßen Sie mir, ich bin

^a Gemeint ist Arnold Mendelssohn.

heute zu beschäftigt, sonst würde ich ihm schreiben. Drücken Sie einen Kuß auf seine treuen Lippen, sagen Sie ihm, daß ich ebenso gern meine beiden Augen im Stich lassen möchte wie ihn, er soll sich die 20 Louisdor holen, die unter der Adresse Dr. Reiger poste restante für ihn in Paris liegen, ich habe sie den 29. September von hier abgeschickt, und gewiß sein, daß ich fortfahren werde, ihn zu unterstützen, obwohl spärlich, weil ich gerade selbst nicht viel habe. Er soll in Paris bleiben. Ich komme im Laufe von vierzehn Tagen hin.

Ihr Freund.

Heinrich Heine antwortete zunächst nicht, ließ dann aber durch den in Paris anwesenden Arnold Mendelssohn Lassalle wissen, daß er keine Neigung habe, in die Haffeldt-Affäre einzugreifen. Auf's äußerste über diese »Charakterlosigkeit« Heines empört, schrieb ihm Lassalle im November 1846 nachstehenden mäßigsten Brief:

Lieber Heine!

Als ich gestern Doktors Brief erhielt, in welchem er mir in einem Wust von undeutlichen beschönigenden und ziemlich sinnlosen Phrasen meldet, daß Sie den geringen Freundschaftsdiensft, um den ich Sie ersucht, oder vielmehr den ich von Ihnen gefordert, nicht erfüllen können und wollen, wollen und können — da war ich allerdings eine Minute lang bestäubt, so bestäubt wie etwa ein Ungläubiger, der eben ein Wunder sich ereignen sieht, das seine fünf Sinne nicht weglegen und doch auch nicht erklären können. Aber ich versichere Sie, ich war auch nur eine Minute lang erstaunt.

Es ist unter allen Umständen ein nützliches Wort: Nihil admirari!⁴ Warum sollten Sie nicht eben auch sein wie so viele andere? Sie haben ganz recht.

Soll ich Sie erinnern an das, was ich für Sie tat, soll ich Ihnen den Brief schicken, in dem Sie mir schreiben: »Noch nie hat ein Mensch das für mich getan, was Sie«, soll ich mich so weit erniedrigen, Ihnen vorzuerzählen, was ich für Sie getan, getragen und geopfert habe? Sicher nicht! Nur so viel: Nie hätte ich für mich getan [was ich getan habe] für Sie, nie für mich bei Pückler, Varnhagen, Meyerbeer, Offenbach, Mendelssohn usw. antichambriert und gebettelt, mich verhaßt gemacht durch Bitten, die man ebenso ungern erfüllte wie abschlug, und meinen keimenden Kredit durch unverschämte Forderungen erschöpft.

Glauben Sie, daß ich das damals nicht alles wußte, wie ich durch Betreibung und so grenzenlos eifrige Betreibung Ihrer Angelegenheiten mir schadete, sogar bei Ihren Freunden schadete, die ich mit ... [die nachfolgenden zwei Worte sind unleserlich] auf ihnen lästige und fatale Schritte hinzwang, ein Verfahren, durch das, wie Sie wissen werden, man sich am meisten verhaßt macht. Man kann den Menschen mit der Perseveranz auf diese Weise wohl zu der vorliegenden Handlung hinzwingen (und das tat ich) — aber der Baum ist einem dann für immer abgestorben und wird dem ungestümen Förderer nie mehr eine Frucht oder Blüte tragen. Alle diese Menschen hätten mir sehr gern dies und das gewährt, wenn ich mit meinen Forderungen für Sie nachgelassen und sie nicht mit so eiserner Konsequenz an diesen und jenen Stichwörtern festgehalten hätte. Ich habe mir alle diese Menschen verschlossen und abgeneigt gemacht — I h r e t w e g e n. Sie wissen, was es heißt, seinen Kredit erschöpfen. Das war sogar mit Ihren Freunden der Fall. Denken Sie, was Ihre Feinde, von denen Berlin wimmelt, erst dachten.

Ich fing damals an, in Berlin eine gesellschaftliche Karriere zu machen und eine Art Reputation zu bekommen, die ich zu mir sehr wichtigen Dingen anzuwenden gewußt hätte. Aber nun verbreitete sich durch Pücklers und Humboldts Plaudereien das Gerücht, ich wäre der erklärte Freund — Heines. Bei einem geschickten Rückzug und Preisgabe Ihrer, Ihnen gegenüber motiviert durch einen mindestens ebenso guten Brief, wie mir der Doktor schreibt, wäre viel zu verdienen gewesen. Ich tat es nicht und erlebte, daß sich manche Person von Bedeutung und

⁴ »Nichts bewundern«, der Anfang der Horazischen sechsten Epistel.

Wichtigkeit von mir zurückzog. Ich stand gut mit Eichhorn,⁵ er hatte mit mir, ich mit ihm Pläne. Da fragte er mich, ob es wahr sei, daß ich diese und diese Demarchen für Sie gemacht. Aber ich war unerfahren genug, die Treue gegen einen Freund im Konflikt höher zu halten als die Karriere. Ich sagte ja, sprach auch bei ihm für Sie, und die listigen grauen Auglein Seiner Excellenz haben mir nie wieder zugelächelt. Doch — ich bin auch ein junger unerfahrener Mensch.

Erinnern Sie sich jener frohen Stunde an Ihrem Kamin, wo Sie mir sagten: »Ach, wenn Sie erst so viel Erfahrungen gemacht haben werden wie ich!« Es mag was Wahres daran sein, nimmer aber hätte ich mir träumen lassen, daß ich an Ihnen diese Erfahrungen machen sollte! Genug davon.

Glauben Sie nicht, daß ich sehr genau die Beweggründe, die Sie abhalten, kenne?

Mein Freund, mir können Sie nicht einreden und weismachen, was Sie dem Doktor einreden können. Dazu kenne ich Pariser Um- und Zustände zu genau.

Sie sind *faul*, Sie sind *vornehm*, Sie wollen sich wohl bemühen für mich, aber nicht unter Ihrem Namen. Sie treiben die Güte in der Tat so weit, mit Weill,⁶ der Ihnen doch so zuwider, darüber zu reden und Artikel in den »Coraire Safan«⁷ einzuschwärzen, aber der vornehme Heine würde nicht mit seinem Konfrater Jules Janin sprechen oder offiziell sich bei den Pariser Redaktionen bemühen. Und warum? Unter anderen könnte es ja die Gräfin Merlin erfahren, die eine Freundin der Meyendorfs, und diese und jene usw., und sehr viele persönliche Verbindungen könnten schief dazu sehen.

Es soll unmöglich sein? Und ist doch der Gräfin d'Agoult möglich gewesen. Was die kann, können Sie sicher auch, und Sie könnten doch den Artikel aus dem »Rheinischen Beobachter« übersehen usw. Unmöglich, hören Sie, Heine, ohne Ihnen zu nahe zu treten, aber — wären Sie in Geldverlegenheit und wären dabei 5000 Franken zu gewinnen — hol' mich und Sie der Teufel — es würde Ihnen bald möglich sein.

Sie wissen, Heine, was die Philister in ganz Deutschland über Ihren Charakter schreiben. Sie wissen, was ich dazu dachte. Aber wahrlich, ich sage euch, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde usw.

Lieber Heine, glauben Sie nicht, daß ich leidenschaftlich schreibe. Heute bin ich äußerst ruhig und sehr abgekühlt. Und wenn ich leidenschaftlich wäre, wer hat denn immer früher so sehr »die seltene Einigung von Passion und Verstandesklarheit bewundert«? Nur die Erfahrung geht mir ab — Gott behüte mich vor den Folgen Ihrer Erfahrung, Freund.

Vielleicht darf man Ihrem kranken Zustand Ihre Antwort zugute halten. Vielleicht ja, aber schwer, man könnte wohl Ihrem Zustand eine Unklarheit des Kopfes zugute halten, das liegt aber nicht vor. Was vorliegt, ist sehr *klar*, abgequirter Alltagsegoismus und Erbärmlichkeit, ist Seichtigkeit des Herzens.

Aber dennoch will ich's Ihnen auf einen Tag lang zugute halten. Aber auch nicht länger. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie Artikel, ganz ebenso fulminant wie die von mir geschickten, im »Journal des Débats«, »Times« und »Allgemeiner Augsburger« umgehend erscheinen lassen sollen. Ich beharre auf meinem Verlangen.

Tun Sie es nicht, so ist es mir auch recht.

Ich bin unaussprechlich gleichgültig geworden. Tun Sie es nicht, so kann sich die Meyendorfs und Merlins rühmen, wessen sich selbst Dionys nicht rühmen konnte, nämlich daß ibretwegen »der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht«. Denn geradeheraus gesagt, und das ist meine sehr ruhige Meinung: Sie haben mir

⁵ Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der bekannte reaktionäre Kultusminister Friedrich Wilhelms IV.

⁶ Abraham Weill, ein zweifelhafter, für deutsche Blätter korrespondierender Journalist.

⁷ Damals ein Pariser Skandalblatt.

Pflicht, Liebe und Treue gebrochen. Wenn Sie es bei diesem dreifachen Treubruch sein Bewenden haben lassen wollen, so werden Sie einen sicheren Profit machen. Sie werden der Unbequemlichkeit meiner Forderungen für immer ausweichen sein und nie mehr erleben, daß ich mich je wieder in freundschaftlichem, noch feindslichem, noch gleichgültigem Sinne an Sie wende. Einen Ehrenplatz werden Sie immer bei mir einnehmen, ich würde Sie nämlich obenanstellen auf die Liste meiner »Erfahrungen«.

Wollen Sie also nicht, so schreiben Sie mir ein kurzes »Nein«, ich komme dann selbst nach Paris, um, was mir an Ihrem Souffien abgeht, durch persönliche Gegenwart zu ersetzen. Abrißens brauchen Sie sich dann in diesem Falle durchaus nicht vor meinem Besuch zu fürchten. Ich erspare anderen und mir gern meine Gegenwart, wenn sie doch nur beschämend und demütigend wirken kann.

Abrißens wiederhole ich, daß ich es durchaus begreiflich finden werde, wenn Sie Ihre Faulheit, Vornehmheit und einige Verbindungen mit der Merlin usw. in der einen Waagschale mir und dem unsicheren Nutzen von mir in der anderen vorziehen. Es hat ein jeder das unbestrittene Recht der Gesinnungslosigkeit, ein lautes Weiswerk der Freiheit, das ich Ihnen nicht verkümmern will.

Mein Freund schreibt mir, daß Sie ungehalten wären über das große Briefporto, ja »wütend« darüber. Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich hatte nicht gedacht, daß eine solche Ausgabe für einen Freund Sie derangieren könnte. Ich lege hier das Remboursement bei, diesen Brief erlaube ich mir noch unter der alten Adresse und unfrankiert zu schicken, und nun — Gott befohlen, ich grüße Sie.

Lassalle.

Damit war das Freundschaftsband zwischen Ferdinand Lassalle und Heinrich Heine zerrissen. Heine hat zwar später noch zu Lassalles Vater und Schwester freundschaftliche Beziehungen unterhalten, mit Lassalle selbst hat er jedoch jeden Verkehr abgebrochen. 1850 haben freilich nochmals beide Briefe ausgetauscht, aber nicht in freundschaftlicher Weise. Heine machte Lassalle dafür verantwortlich, daß er sich von dessen Schwager Ferdinand Friedland habe Aktien der Gasgesellschaft »Iris« aufschwätzen lassen. Lassalle lehnte jede Verantwortlichkeit für seinen Schwager ab — und mit Recht, denn er hat den »Industriegeist« seines Schwagers nie gebilligt und diesen später oft genug als Parasiten, Hyäne, Schurken und Canaille bezeichnet.

Die neue Ethik und die neue Kunst

Von Dr. John Schikowski

Wer es heute wagt, über Kunst und künstlerische Fragen zu sprechen und diese Fragen ernst zu nehmen, der begegnet häufig, auch aus den Kreisen unserer Genossen, dem Einwand: Derlei Dinge haben für unsere Zeit keine Bedeutung, die Gegenwart hat andere Aufgaben, die großen Probleme wirtschaftlicher, sozialer und politischer Art, die heute der Lösung harren, verlangen unsere ganze Konzentration, man darf Zeit und Kraft nicht an Spielereien vergeuden. Und die Gefahr, als feministischer »Schöngeist« oder überweltlicher »Ästhet« belächelt und mißachtet zu werden, schwebt ständig als Damoklesschwert über dem Haupte dessen, der den Männern der politischen Praxis gegenüber seinen Standpunkt behauptet.

Solche Meinungen und Urteile sind verständlich aus dem Geiste der Zeit, in der die reife und führende Generation unserer Tage aufgewachsen ist, einer Zeit, der die Kunst mit Recht als müßige Spielerei galt, als Zeltver-

treib nach Feierabend, als willkommener, aber am Ende entbehrlicher Schmuck des Lebens oder, wenn es hoch kam, als Mittel der Erhebung und Erbauung für karg bemessene Stunden seelischer Einkehr. Im Organismus der bürgerlich-kapitalistischen Kultur, deren Interessen ausschließlich auf das verstandesmäßige Praktische gerichtet waren, mußte die Kunst als Fremdkörper wirken und die Beschäftigung mit ihr als Luxus erachtet werden. An dieser Tatsache können die Schwärmereien vereinzelter Ideologen und die lebensfremden Prinzipien des »humanistischen« Schuldrills nichts ändern. Jene bestätigen als Ausnahmen lediglich die Regel, und diese haben niemals irgendwelchen Einfluß auf die wirkliche Gestaltung des Lebens und der Menschen ausgeübt.

Aber die Auffassung des bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters hat glücklicherweise keinen Ewigkeitswert. Es gab lange Jahrtausende der Menschheitsentwicklung, in denen man anders dachte und fühlte. Und wenn nicht alles frügt, stehen wir jetzt vor dem Anbruch einer neuen Epoche, die der Kunst wieder die Stellung im Kulturleben einräumen wird, die sie früher hatte und die sie haben muß, wenn der Typus »Mensch« Anspruch auf das Prädikat »Vollmensch« erheben will. Die Schaffung dieses vervollkommenen Typus erhoffen wir als das letzte und wertvollste Resultat der gegenwärtigen Umwälzungen. Solche Hoffnung beweist allerdings nichts und verpflichtet zu nichts, aber es liegen Anzeichen vor, die für ihre Erfüllung sprechen. Vor allem die radikal veränderte geistige Struktur der heute heranwachsenden Generation, in deren Seelenleben die ästhetischen Faktoren eine wichtige Rolle spielen. Sodann aber, und dies ist das Entscheidende: die fundamentale Umschichtung im Kunstwillen selber. Die Kunst nimmt als aktives Element in der kulturellen Entwicklung der Gegenwart bereits eine Stellung ein, wie sie ihr vielleicht seit Jahrhunderten nicht mehr beschieden war. Sie ist nicht nur passiver Ausdruck, sondern rühriger Herold und leidenschaftlich aufpeitschender Prophet des gärenden Zeitgeistes. Eine bis in die tiefsten Tiefen eindringende Revolution aller künstlerischen Anschauungen und Ausdrucksmittel begleitet nicht nur die sozialen und politischen Stürme unserer Zeit, sondern sie ist ihnen vielfach vorausgegangen und hat, ohne es zu wollen und zu wissen, dem Kommenden den Weg bereitet.

Daß die Männer der politischen Praxis diese Zusammenhänge häufig noch nicht erkennen und daß oft gerade die politisch radikalsten Revolutionäre der künstlerischen Revolution unserer Tage verständnislos gegenüberstehen und ihre Früchte als Zersetzungsprodukte der untergehenden kapitalistischen Kultur ansprechen, deren Hautgout nur ästhetische Feinschmecker reizen könne — diese Tatsache erklärt sich eben aus der Mentalität der älteren Generation, die die Kunst überhaupt nicht als ernsthaften, etwa der Wissenschaft gleichberechtigten Kulturfaktor anzusehen gewohnt ist, und aus der Unmöglichkeit, durch bloße mehr oder weniger oberflächliche und verstandesmäßige Kenntnisaufnahme das Wesen des neuen Kunstwillens lebendig zu erfassen. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch die Theoretiker und polemischen Wortführer der künstlerischen Revolution zur Verstärkung und Verbitterung des Widerstandes ein gut Teil beitragen. Es wird von ihrer Seite nicht nur oft weit über das Ziel hinausgeschossen, sondern direkt so viel barer, platter, handgreiflicher Unsinn produziert, daß man es den Fernstehenden manchmal nicht verübeln kann, wenn sie das Kind mit dem Bad

anzuschütten und die ganze Bewegung für »pathologisch« erklären. Die Behauptung, die neue Kunst, der sogenannte Expressionismus, sei überhaupt erst der Anfang eines wirklichen künstlerischen Schaffens, ist ebenso albern wie das Verlangen, die Masse des Publikums und vor allem die kunsthungrige Arbeiterschaft solle ohne Besinnen mit fliegenden Fahnen ins Lager der Jüngsten übergehen und über Nacht zu begeisterten und überzeugten Kubisten, Futuristen usw. werden.

Wenn ein Künstler nur für seine Zeit Sinn und Verständnis hat und allem Früheren, das seiner Individualität widerstrebt, fremd und ablehnend gegenübersteht, so ist eine solche Einseitigkeit am Ende aus der Psyche des Schaffenden verständlich und entschuldbar. Wenn aber Theoretiker und Kritiker das Werk eines Leonardo und Michelangelo, eines Rilke und Liebermann einfach für Kitsch und Unkunst erklären, dann hat man das Recht, entweder ihre Ehrlichkeit oder ihre künstlerische Aufnahmefähigkeit in Frage zu stellen. Denn wenn auch die neue Kunst ein völliges Umschalten unserer Wahrnehmungs- und Auffassungsart verlangt, so bleiben doch im Grunde alle Bedingungen des künstlerischen Schaffens sich ewig gleich, und gerade der Fachmann, dessen Sinne für das ästhetische Erleben besonders kultiviert sein müßten, wird sich unmöglich weiten Gebieten der Kunstentwicklung gegenüber kalt und blind verhalten können. Ich kann aus meiner persönlichen Erfahrung bezeugen, daß gerade die intensive Beschäftigung mit der heute im Werden begriffenen neuen Kunst mir die Sinne erschlossen und geklärt hat für zahllose Erscheinungen der alten, deren Wert und Eigenart ich jetzt viel tiefer und lebendiger empfinde, als ich es früher vermochte. Jedes neue künstlerische Erleben muß meines Erachtens die Aufnahmefähigkeit erweitern, aber nicht beschränken, es muß dem Blicke die Befangenheit nehmen, ihn aber nicht durch neue Scheuklappen abschließen und behindern.

Ich bin ein wenig von meinem Thema abgewichen, um den Standpunkt kurz anzudeuten, von dem aus man, wie ich meine, der neuen Kunst am besten gerecht wird. Es handelt sich nicht um eine Parteinahme für oder gegen sie, es handelt sich auch, wenigstens für den vorliegenden Zweck, nicht eigentlich um ihre Wertung nach ästhetischen Maßstäben, sondern es kommt nur darauf an, das auf künstlerischem Gebiet heute Entstehende im Zusammenhang mit dem Zeitganzen zu betrachten und zu verstehen. Die Veranlassung dazu gibt mir eine kleine, aber sehr wertvolle Abhandlung von Peter Behrens, die unter dem Titel »Das Ethos und die Um-lagerung der künstlerischen Probleme« als Sonderdruck aus der vom Grafen Hermann Knyrlling herausgegebenen Zeitschrift »Der Leuchte« soeben erschienen ist.

Der Ausgangspunkt der Erörterungen ist ein ideal gerichteter Optimismus. Peters Behrens glaubt nicht mit Oswald Spengler an ein Erlöschen der westeuropäischen Rasse, er glaubt nicht an die Wiederkehr einer Völkerwanderung in der Weise, daß primitive Barbarenstämme Besitz ergreifen von den Plätzen vorheriger hoher Zivilisation, sondern er ist der Ansicht, daß ein neuer Geist unsere Welt von neuem aufbaut mit neuen ursprünglichen Mitteln. Daher lehnt er Spenglers Forderung ab, daß die abend-ländische Menschheit sich fortan nur praktisch politischen und wirtschaftlichen Interessen zuwenden müsse, weil sie zur Erzeugung neuer geistiger Werte unfähig geworden sei. Der Kampf, in dem wir stehen, geht um neue ethische

Werte, und an diesem Kampfe sich zu beteiligen, ist jedes Volk und jede Persönlichkeit berufen.

Um einen Kampf handelt es sich. Alle Wandlungen im kulturellen Entwicklungsgang werden, psychologisch betrachtet, durch drei getrennte und selbstständige Impulse bestimmt: durch den Überdruß am Bestehenden, durch die Lust zur Änderung und durch das Erstreben des erkannten neuen Zieles. Alle drei Zustände aber sind höchst aktiv und oft von gewaltiger Vehemenz. Die Verneinung des bisher Gültigen ist Revolution, der Änderungswille schafft das Experiment, den Versuch mit neuen Mitteln, und das Erkennen des neuen Zieles schließt das Inbrünstige, jeden Widerspruch kraftvoll ablehnende Bekenntnis zum werdenden oder gewordenen in sich. Heute befinden wir uns noch in der Periode des Abbaus. Ein klares Ziel ist noch nicht zu erkennen, aber nur ein höheres Menschentum, und zwar nicht nur ein gleichmäßig gehobenes und ausgebreitetes Niveau, sondern über diesem die Erhebung starker und edler Persönlichkeit kann dieses Ziel sein. Nicht eine intellektuelle Zivilisation, die alle Lebenswerte durch den Verstand allein abschätzt, sondern eine auf ethischen Werten aufgebaute Kultur wird das Produkt dieser neuen Menschheit sein.

Im Glauben an eine wiederkehrende höhere Sittlichkeit steht Peter Behrens das lebenerneuernde Prinzip aller Kämpfe der Gegenwart. Er hegt diesen Glauben trotz des moralischen Verfalls, der allenthalben zutage tritt. Denn diese Verfallerscheinungen bedeuten ihm die Zertrümmerung von bisherigen Geseßestafeln; sie sind notwendig, damit ein Neues entstehen kann. Freilich wird dieses Neue nicht von heute zu morgen entstehen, aber kommen wird das höhere Menschentum, in dessen Kreis auch eine neue Aristokratie sich bilden wird, deren einziges verbrieftes Recht das sittliche Vorbild ist.

Solche Überlegungen, sagt Peter Behrens weiter, sind notwendig, um Verhältnis und Vertrauen auch zur künstlerischen Entwicklung unserer Tage zu gewinnen, wenn anders die Kunst als der sichtbare Ausdruck unseres Zeiterlebens gelten soll. Behrens, der ein Pfadfinder und Führer der jetzt alternden Künstlergeneration war, bringt dem Geist des heute werdenden das lebendigste und tiefste Verstehen entgegen. Er hält sich nicht an die formalen äußeren Erscheinungen, und er erklärt das Neue nicht aus einem Überdruß an der bisherigen Handhabung der künstlerischen Ausdrucksmittel. Er bringt tiefer in das Problem ein und deckt allgemeine kulturelle Zusammenhänge auf, aus denen nicht nur das Kunstwollen, sondern das letzte Ziel der geistigen Umwälzung verständlich wird. Die junge Kunst unserer Tage scheint ihm aufs engste verknüpft mit den allgemeinen Tendenzen des Zeitgeistes. Sie stellt nicht nur gewaltige Probleme und nimmt nicht nur teil am Geschehen der Welt, sondern sie hatte schon vor dem Kriege, als noch niemand an Revolution und Zusammensturz dachte, auf ihrem Gebiet jenen Umschwung vollzogen, der uns heute als ein prophetisches Voraushen des Kommenden erscheinen muß. Das unterscheidend Neue liegt nach Behrens' Meinung nicht etwa in der Naturauffassung oder in der veränderten Anwendung der Kunstmittel, also nicht in jenen äußerlichen Stilmerkmalen, die das Publikum als »Expressionismus«, »Kubismus«, »Futurismus« usw. kennt, sondern in der Gesinnung. Die Kunst der jüngsten, jetzt niedergehenden Epoche, der Gipfel und Abschluß eines langen Entwicklungsganges, war

Analyse der schönen Außenwelt, sie war ästhetisch. Die kommende wird, von innerer Erkenntnis geleitet, ethisch gerichtet sein.

Die ältere Kunst gestaltete als Malerei und Plastik die sinnlich fahbaren Formen der Außenwelt. Sie entsprach damit dem verstandesmäßig orientierten Charakter der Epoche, die nur das Gelsen ließ, was mit den Sinnen aufgenommen und was begrifflich klar ausgedrückt werden konnte. Der strenge Naturalismus dieser Kunst war das Gegenstück zum herrschenden Zeitgeist, der, ganz auf das nüchterne Praktische gerichtet, selbst den ewigen Welträtseln auf dem Wege der exakten Wissenschaft beikommen zu können meinte. Der Geist der neuen Zeit hat seine tiefsten Wurzeln nicht im Intellekt, sondern in der Intuition. Er läßt sich nicht durch praktische Vernunftgründe seine Bahnen und seine Grenzen vorschreiben. Und so möchte auch die neue Kunst über die Natur hinausbringen in die Gebiete, die hinter der Sinnenwelt liegen und dem Verstand nicht mehr fahbar sind. Aber da die künstlerischen Ausdrucksmittel Linie, Farbe und Form sich direkt nur an die Sinne wenden können, so muß die Kunst sich schlechterdings damit begnügen, solche sinnlichen Erscheinungen zu gestalten, die möglichst fern vom organisch Lebendigen gelegen sind und möglichst wenig Erinnerungen an jene Natur wachrufen, in der wir leben und deren Eindrücke täglich und stündlich von unseren Sinnen aufgenommen werden. Deshalb flüchtet sich die neue Kunst als »Kubismus« in das Reich geometrischer Figuren und stereometrischer Körper, oder sie zerstückelt und deformiert als »Futurismus« die äußeren Erscheinungsformen der Dinge und baut sich aus den Einzelteilen eine neue Welt auf. Überall aber tritt die Wirkung des Gegenständlichen hinter der der reinen Kunstmittel zurück. Ein Landschaftsbild gibt nicht Bäume, Wolken, Wiesen und Häuser, ein Figurenbild nicht menschliche Gestalten, ein Stilleben nicht Blumen und Früchte, sondern sie alle sind nichts anderes und wollen nichts anderes sein als Linien, Farben und Formen in rhythmischer Anordnung.

Die Welt- und Lebensanschauung der älteren Generation hielt sich, praktisch und realistisch wie sie war, vornehmlich an die Einzel Dinge, denn diese sind das, womit der handelnde Mensch in erster Linie zu schaffen und zu rechnen hat. Die Wissenschaft ging denselben Weg, und sie hat auf ihm im Zeitalter der Naturerforschung die gewaltigsten Erfolge errungen. Aber ein Weltbild wollte sie nicht hervorbringen, und alle naturphilosophischen Spekulationen waren verrufen und verpönt. Der Erkenntnisdrang der neuen Zeit begnügt sich nicht damit, die Teile in seiner Hand zu halten, sondern er strebt nach dem geistigen Bande, das alle Einzel Dinge zusammenhält. Diesem allgemeinen Charakter der beiden Epochen entspricht auch ihre Kunst. Jedes wirklich vollendete Kunstwerk des älteren Stils ist ein festbegrenztes Ganzes, ein Einzel Ding, das seinen Stoff restlos ausgeschöpft hat und sicher in und auf sich selber beruht. Die neue Kunst schafft dagegen Gebilde, deren jedes freilich auch ein selbständiger Organismus ist, aber doch ein Organismus, der sich nicht vom Weltganzen isoliert, sondern vielmehr nach Totalität, nach universaler Ergänzung strebt. Das moderne Kunstwerk begnügt sich nicht mit der vollkommenen Gestaltung seines Stoffes, seines Gegenstandes, sondern es läßt zugleich ahnen, was rings um den Stoff und was hinter dem sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand liegt. Das moderne Kunstwerk ist ein individueller Organismus, es deutet aber zugleich an, daß es darüber hinaus

das Organ eines höher gearteten, umfassenden Organismus, nämlich des Universums ist. Die ältere Kunst war, auch wenn sie übernatürliche, mystische Stoffe behandelte, stets irdisch, die neue Kunst trägt einen kosmischen Charakter. Dieser Charakter offenbart sich, wie Peter Behrens sehr fein betont, bei den modernen Gemälden schon in der koloristischen Grundauffassung. Die Bilder des älteren Stils waren immer entweder ins Braune und ins Rötliche oder ins Graue und grünlich Graue hin abgestuft, sie zeigten, wie es in der Ateliersprache heißt, entweder eine warme oder eine kalte Farbstimmung. Die Farbensumme der modernen Gemälde dagegen ergibt ideell stets das prismatische Weiß, das heißt den Zusammenklang aller Farben, die das Sonnenspektrum enthält. So strebt auch rein äußerlich, in der Art der Farbgebung, das moderne Kunstwerk über sich hinaus und offenbart sein Sehnen nach einer größeren Zusammengehörigkeit. Ähnliche Resultate ergibt eine vergleichende Betrachtung der älteren und neuen Graphik, Plastik und architektonischen Raumauffassung.

In dem Unterschied dieser künstlerischen Auffassungsarten offenbart und verkörpert sich der tiefe Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Ethos, zwischen der alten und der werdenden Ethik. Das Kunstwerk älteren Stils mußte als festumgrenzter, in sich abgeschlossener Organismus einen Mittel- und Schwerpunkt haben, dem sich alle übrigen Teile anzupassen und unterzuordnen hatten. So gab es in der Komposition jedes Gemäldes und jeder Plastik, ebenso wie im staatlichen Organismus jener Zeit, herrschende und dienende Elemente. Der Künstler unterschied in seinem Werke Haupt- und Nebenteile, Wichtiges und Unwichtiges, und sein Streben ging dahin, mit Hilfe und auf Kosten der dienenden, relativ unwichtigen Faktoren dem beherrschenden Mittelpunkt strahlenden Glanz und überragende Bedeutung zu verleihen. Die neue Kunst kennt in ihren Werken keinen Mittelpunkt und keine untergeordneten Nebendinge, sie kennt nichts Wichtiges und Unwichtiges, nichts Herrschendes und Dienendes. Jeder Faktor ist allen anderen gleichberechtigt, und alle streben dahin, im lebendigen Zusammenhang und Zusammenwirken miteinander ein höheres Ganzes zu bilden, zu schaffen und zu bedeuten. Spezialisten- und Virtuositentum, Herrschnaturen und Übermenschen waren die letzten Ziele, nach denen die ältere Kunst und die ältere Ethik hinstrebte. Universale Künstlernaturen und harmonische Vollmenschen will und wird, wie wir hoffen, die neue Kunst und die neue Ethik erzeugen.

Reichsgesetzliche Neuregelung des Bodenrechts

**Entsch. an den Unterausschuß für ländliches Siedlungswesen
des Reichswirtschaftsrats**

Von Otto Albrecht

(Schluß)

III

Während unter Belassung des heutigen Eigentumsrechts an Grund und Boden die landwirtschaftliche Siedlungsfrage nur unter den allergrößten Schwierigkeiten lösbar ist, wird sie sich nach Aufhebung dieses im vorigen Artikel geschilderten unnatürlichen und gemeinschädlichen Rechts und nach seiner Ersetzung durch das öffentliche Eigentumsrecht verhältnismäßig viel

leichter behandeln lassen. Nach Artikel 155 der Reichsverfassung Absatz 3 ist die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Diese Pflicht wird aber erst dann in vollem Maße zur Erfüllung kommen, wenn der Besitzer zu befürchten hat, daß eine Vernachlässigung derselben ihn die Entziehung des Besitzrechts kosten kann. Der Pachtbesitz wird also Anlaß sein, den Pächter in viel stärkerem Maße anzureizen, seinem Boden die höchstmöglichen Erträge abzugewinnen, als das Eigentumsrecht dieses kann. Das letztere verleiht in dieser Hinsicht eine ungerechtfertigte Sicherheit des Dauerbesitzes, wodurch der erwähnte notwendige Anreiz vielfach wegfällt.

Wenn nun unter Bezugnahme auf Artikel 153 der Reichsverfassung auch ein Reichsgesetz geschaffen werden könnte, das unter Umständen auch eine entschädigungslose Enteignung des Grund und Bodens ausspricht, so ist erstens nach der politischen Lage ein solches Reichsgesetz nicht zu erwarten, zweitens wird man aber auch unbedenklich die derzeitigen Eigentümer angemessen entschädigen können. Über die Frage der Angemessenheit wird allerdings, sobald sie akut wird, Streit entstehen. Es ist nämlich damit zu rechnen, daß die Bodeneigentümer die Forderung aufstellen werden, die Entschädigung müsse mit den derzeitigen Geldverhältnissen in Einklang gebracht werden. Ein solcher Anspruch ist indessen ungerechtfertigt. Nehmen wir folgendes Beispiel an: Ein Landwirtschaftsunternehmer ist Eigentümer eines Betriebs, dessen reiner Grundbesitz vor dem Kriege einen Handelswert von 100 000 Mark hatte. Hierauf lasteten jedoch 80 000 Mark Hypotheken. Derselbe Grundbesitz hat heute einen Handelswert von einer Million (1 000 000) Mark. Die Hypotheken sind in derselben Höhe verblieben, stehen also immer noch auf 80 000 Mark. Dann wären dem Besitzer auf seine nur 20 000 Mark nicht weniger als 900 000 Mark an Wert zugewachsen.

Nehmen wir nun an, die 80 000 Mark Hypotheken wären in der Hand eines einzigen Gläubigers und dessen einziger Eigentumsbesitz gewesen; andererseits hätte aber der in Frage kommende Landwirt damals auch nicht über mehr als gerade 20 000 Mark Vermögen verfügt, dann lägen die Dinge so: Der früher verhältnismäßig reiche Mann von 80 000 Mark würde heute zu den Armen zählen, weil seine 80 000 Mark nur noch den Wert von 8000 Mark haben. Der früher arme Landwirt, der nur 20 000 Mark hatte, ist aber durch die Geldentwertung ein reicher Mann von 920 000 Mark geworden, die einem früheren Wert von 92 000 Mark entsprechen. Man wird nicht sagen können, daß zu diesem Wertzuwachs in dieser Zeit der Landwirt als zufälliger Bodenbesitzer mehr beigetragen hat als sein Hypothekengläubiger. Wollte man nach heutigen beziehungsweise nach überlieferten Begriffen eine verhältnismäßig gerechte Verteilung des Wertzuwachses unter diesen beiden vornehmen, dann müßte man sogar dem Hypothekengläubiger 800 000 Mark Anteilsrecht zusprechen und dem Landwirt nur 200 000 Mark. Das wird sich aber schon deshalb nicht machen lassen, weil dann mit dem gleichen Rechte jeder Inhaber eines aus der Vorkriegszeit stammenden Sparkassen- oder Bankguthabens ebenfalls einen entsprechenden Anspruch erheben könnte.

Eine gerechte und einfache, leicht durchführbare Lösung ist nur damit zu finden, indem man den gesamten Wertzuwachs der Allgemeinheit zuleitet,

und zwar hat die Enteignung des Grundeigentümers unter Zugrundelegung jenes Preises zu erfolgen, den der Grund und Boden vor dem Kriege hatte. Als zweckdienlicher Maßstab erscheint hierbei, jenen Preis einzusetzen, den der feinerzeitige Eigentümer bei der Selbstschätzung zum Wehrbeitrag als angemessen angegeben hat.

Findet ein Besitzwechsel statt, so rechtfertigt es sich als selbstverständlich, daß diejenigen Werte, die der bisherige Besitzer dem Boden zugefügt hat, von dem Nachfolger entschädigt werden, und zwar auch dann, wenn der letztere diese Werte seinen Zwecken nicht nutzbar machen sollte.

Die Abfindung der Grundeigentümer hat durch amortisierbare öffentliche Schuldverschreibungen zu erfolgen. Die Höhe dieser Schuldverschreibungen vermindert sich von vornherein um denjenigen Betrag, auf den die öffentliche Hand bei einem derartigen Vorgang auf Grund anderer Gesetze rechtlichen Anspruch erheben kann. Die Amortisation selbst erfolgt zweckdienlich durch entsprechende Zuschläge zu dem künftigen Pachtpreis. Der Pachtpreis wiederum wird nach Abschätzung des Ertragswerts und unter Miteinbeziehung der bisher darauf ruhenden Grundsteuern sowie anderer rechtmäßiger Bodenlasten ermittelt und eingehoben. Er soll als die einzige öffentliche Steuerabgabe auf den Bodenbesitz gelten. Bis zum Erlaß eines Reichsgesetzes in dem hier aufgeführten Sinne ist ein Reichsnotgesetz zu schaffen, durch welches folgendes zu bestimmen wäre:

E r s t e s : Grund und Boden, der sich bereits im Eigentum der öffentlichen Hand (Reich, Länder, Provinzen, Kreise, Gemeinden, Gemeindeverbände und ähnliche) befindet, darf in keinem Falle an einzelne Private oder an Privatgesellschaften veräußert werden. Ein Wechsel des Eigentumsrechts ist nur zwischen den Körperschaften der öffentlichen Hand zulässig.

Z w e i t e s : Private Eigentümer von Grund und Boden dürfen dieses ihr Bodeneigentumsrecht nur an Körperschaften der öffentlichen Hand abtreten. Sie werden in angemessener Weise bis auf weiteres dadurch abgefunden, daß ihnen als Kaufpreis höchstens eine Summe zugestanden wird, die sie selbst oder die damaligen Eigentümer bei der letzten Selbstschätzung vor dem Kriege (Wehrbeitrag) den amtlichen Stellen als angemessen angegeben haben.

Angesichts der zurzeit betriebenen Spekulationen in Grundstücken erscheint ein derartiges Notgesetz unumgänglich. Es wird als Lückenbäßer für diejenige Zeit Geltung behalten müssen, bis durch ein endgültiges Reichsgesetz die allgemeine Überführung des Grund und Bodens in die öffentliche Hand ausgesprochen wird. Besonders hervorgehoben sei hier noch, daß es unzweckdienlich erscheint, etwa privatrechtlichen Siedlungsgesellschaften das Eigentumsrecht an Grund und Boden zu verleihen. Auch diesen darf nur das Besitzrecht gesichert werden.

Eingangs wurde schon gesagt, daß das landwirtschaftliche Bodenrecht den gleichen Grundbestimmungen zu unterfallen habe wie das städtische, oder umgekehrt das städtische wie das landwirtschaftliche. In beider Hinsicht unterbreite ich demzufolge die hier nachgefügtten Leitsätze für eine gesetzliche Neuregelung des Bodenrechts und im Anschluß daran noch einen Entwurf für ein Reichsnotgesetz zum Schutze der Haus- und Kleingärten, welches letzteres in der Hauptsache für städtische und besonders großstädtische Verhältnisse von Bedeutung ist.

Es wäre ein schwerer, niemals wieder gutzumachender Fehler für unsere ganze volkswirtschaftliche Zukunft, wenn man bei der bevorstehenden, ins Auge zu fassenden Regelung der Siedlungsfrage am Bodenrecht vorübergehen würde, ohne im vorweg die Eigentumsfrage in dem hier dargelegten Sinne grundlegend zu ordnen. Es wird die allerhöchste Zeit, den Grund und Boden seines derzeitigen, naturwidrigen Charakters als Handelsware zu entkleiden und ihn fürderhin nicht mehr als Sachgut zu behandeln, sondern als unveräußerliches, allen gehörendes Volkselgentum.

IV

Leitsätze für eine gesetzliche Neuregelung des Bodenrechts**A. Allgemeine Bestimmungen****1. Eigentumsrecht**

1. Der gesamte Grund und Boden des Deutschen Reiches ist durch Reichsgesetz seines bisherigen Charakters als Handelsware zu entkleiden. Er geht in das unveräußerliche Eigentumsrecht der Volksgesamtheit über. Die letztere übt dieses ihr Recht durch ihre öffentlich-rechtlichen Körperschaften (Reich, Länder, Provinzen, Kreise, Gemeinden, Gemeindeverbände und ähnliche) aus. Welche dieser Körperschaften jeweils zuständig ist, entscheiden reine Zweckmäßigkeitserwägungen.

2. Die bisherigen Privatergentümer werden durch eine angemessene Entschädigung abgefunden. Diese darf jedoch in keinem Falle über jenen Preis hinausgehen, den der seinerzeitige Grundeigentümer bei der letzten Selbst einschätzung vor dem Kriege (Wehrbeitrag) den amtlichen Stellen als damals angemessen bezeichnet hat. Die Abfindung selbst erfolgt durch staatliche usw. Schuldverschreibungen, die vermittels bestimmter regelmäßiger Zuschläge zur Zinsleistung ratenweise getilgt werden.

2. Besitzrecht

1. Das Besitzrecht ist vom Eigentumsrecht unabhängig.

2. Den derzeitigen privaten Eigentümern wird der Besitzanspruch mit der Maßgabe gewährleistet, daß sie zugleich die Pflicht übernehmen, dem Boden die höchstmöglichen Erträgnisse abzugewinnen. Wurde oder wird dieser Boden oder werden Teile desselben zur Zeit der Eigentumsveränderung von einem anderen bewirtschaftet (einerlei, ob landwirtschaftlich, bauwirtschaftlich oder sonstwie), so steht mit derselben Verpflichtung diesem anderen der Vorzugsanspruch auf weiteren Besitz zu.

3. Eine Besitzverlängerung ist abhängig

- a) von der Erfüllung der Bewirtschaftungspflicht und
- b) von dem Umstande, ob hervorgetretene öffentliche Bedürfnisse dem Anspruchsrecht des bisherigen Besitzers nicht vorausgehen.

3. Pachtrecht und Steuerwesen

1. Die Rechtsform, in welcher das Besitzrecht (gleich Nutznießungsrecht und Bewirtschaftungspflicht) ausgeübt wird, ist diejenige der Pachtung. Die öffentlich-rechtliche Körperschaft schließt mit dem jeweiligen Nutznießer (Pachtberechtigten) einen Pacht-, Miet- oder Leihvertrag ab, der auf bestimmte Zeiten befristet wird (Zeitpacht) oder den Erbgang (Erbpacht) vorsteht.

2. Der Pachtpreis wird nach Abschätzung des Ertragswerts und unter Mitbeziehung der bisher darauf ruhenden Grundsteuern sowie anderer rechtmäßiger Bodenlasten ermittelt und durch die zuständige Amtsstelle festgesetzt und eingehoben. Er gilt als die einzige öffentliche Steuerabgabe auf den Bodenbesitz.

4. Bodenverbesserungen und Besitzwechsel

1. Jeder Bodenbesitzer ist verpflichtet, seinen Boden nicht bloß in herkömmlicher und allgemein üblicher rationaler Weise zu bewirtschaften, sondern auch diejenigen technischen und anderen Verbesserungen daran vorzunehmen oder vor-

nehmen zu lassen, die geeignet sind, die Ertragsfähigkeit zeitlich oder dauernd zu steigern. Er hat in dieser Hinsicht nicht bloß nach eigenem Ermessen zu handeln, sondern muß sich, wenn nachbarliche oder öffentliche Bedürfnisse dies erheischen, auch Maßnahmen unterordnen, die amtlicherseits vorgeschrieben werden.

2. Bodenwerte, die ein Besitzer durch seine und der Seinigen Arbeit sowie dadurch schafft, daß er Werte, die ihm eigentümlich gehören, dauernd mit dem Boden verbindet, sind bei Besitzwechsel durch den Nachfolger zu einem dem Gebrauchswert entsprechenden Preise zu übernehmen. Dieser Gebrauchswert selbst wird durch die dafür zuständigen Sachverständigenausschüsse festgestellt; er kommt auch dann in Ansatz, wenn der Nachfolger diese Werte seinen Zwecken nicht nutzbar macht.

B. Baurecht, Freiflächen- und Kleingartenrecht

1. Bei der Erschließung und bei der Hergabe von Land für Bauzwecke haben die dafür zuständigen Verwaltungsbehörden Sorge zu tragen, daß in angemessenem Umfang und an den dazu geeigneten Stellen Freiflächen (Spielplätze, Grünanlagen) bereitgestellt und unterhalten werden, die der körperlichen Erfrischung der Jugend und der Erholung der Bevölkerung zu dienen berufen sind.

2. Außerdem ist, wo nicht etwa die natürlichen Bodenverhältnisse dies verbieten, in erreichbarer Nähe so viel Gelände dauernd von der Bebauung mit Gebäuden sowie von anderweitiger Benutzung auszuschließen, daß jeder Wohnung das erforderliche Land zwecks Einrichtung und Bewirtschaftung eines Haus- oder Kleingartens zur Verfügung gestellt werden kann. Für die bereits vorhandenen Wohnungen ist dieses Gartenbedürfnis im voraus zu befriedigen.

3. Als Maßstab für die der Berechnung zugrunde zu legende Normalgröße des Einzelgartens gilt regelmäßig eine Fläche, die bei sachgemäß rationeller Bewirtschaftung ausreicht, die Selbstversorgung einer Familie mit Gemüse und Obst zu gewährleisten.

4. Nichtbevölkerte Großgemeinden, die für die schon vorhandenen Wohnungen Land in solchem Umfang nicht mehr zu beschaffen vermögen, können entsprechend kleinere Gartenparzellen in Berechnung stellen.

5. Möglichenfalls kann das Gartenbedürfnis auch durch Hinübergreifen in Nachbargemeinden befriedigt werden.

V

Leitsätze für ein Reichsnotgesetz zum Schutze der Haus- und Kleingärten

§ 1. Die Gemeinden und Gemeindeverbände sind verpflichtet, einen durchgreifenden Haus- und Kleingartenschutz auszuüben.

Für die Regel ist so viel Gelände dauernd von der Bebauung und von sonstiger privater und öffentlicher Benutzung auszuschließen, daß, wo nicht etwa die natürlichen Bodenverhältnisse dies verbieten, jeder Wohnung eine Haus- oder Kleingartenparzelle zur Verfügung gestellt werden kann.

§ 2. Bestehende Hausgärten sind in dieser ihrer Eigenschaft zu erhalten. Sie dürfen nur dann verkleinert oder dauernd für andere als Gartenzwecke beansprucht werden,

a) wenn und soweit sie eine unverhältnismäßig große Fläche einnehmen und

b) wenn mit ihrer Inanspruchnahme unabweisbare öffentliche Verkehrs- und Wohlfahrtszwecke befriedigt werden müssen.

§ 3. Für Wohnungen, zu welchen kein Hausgarten vorhanden ist oder geschaffen werden kann, ist das zur Einrichtung und Bewirtschaftung von Kleingärten erforderliche Land an anderen geeigneten und in möglichst schnell erreichbarer Nähe gelegenen Stellen dauernd verfügbar zu halten. Dieses Gelände untersteht demselben Schutze wie die nach § 2 geschützten Hausgärten.

§ 4. Die Gesamtfläche des innerhalb einer Wohngemeinde zu schützenden Kleingartenlandes ist nach der Zahl der Wohnungen und unter Zugrundelegung einer Regelgröße des Einzelgartens zu bemessen, die bei sachgemäß rationeller Bewirt-

schaffung ausreicht, die Selbstversorgung einer Familie mit Gemüse und Obst zu gewährleisten. Kleinere Gartenparzellen sind nur dort in Berechnung zu stellen und zulässig, wo natürliche Bodenverhältnisse jene Regelgröße nicht erlauben, sowie in dichtbevölkerten Großgemeinden, wo das allgemeine Bedürfnis der kleingartenberechtigten Familien nicht mehr in diesem Umfang befriedigt werden kann.

§ 5. Dem Kleingartenbedürfnis ist nötigenfalls auch durch Hinzübergreifen in Nachbargemeinden Rechnung zu tragen.

§ 6. Das nach § 3 bis 5 in Frage kommende Gelände wird für die zuständigen Gemeinden enteignet. Die derzeitigen Eigentümer werden mit einer angemessenen Entschädigung abgefunden, die jedoch in keinem Falle über jenen Preis hinausgehen darf, der bei der letzten Selbsteinschätzung vor dem Kriege (Wehrbeitrag) den amtlichen Stellen damals als angemessen bezeichnet worden ist. Die Abfindung selbst kann durch amortisierbare Schuldverschreibungen erfolgen.

§ 7. Bis zum beendeten Enteignungsverfahren können die Gemeinden das Kleingartenland in Zwangspacht übernehmen. Sie sind dazu verpflichtet, falls anders die berechtigten Anforderungen nach Kleingartenland nicht befriedigt werden können.

§ 8. Die Landeszentralbehörden können Ausführungsverordnungen und Ergänzungsbestimmungen erlassen. Bis zum Erlaß solcher verfahren die Gemeinden und Gemeindeverbände im Rahmen dieses Reichsgesetzes selbständig.

§ 9. Das Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Literarische Rundschau

Otto Hue, *Die Sozialisierung der Kohlenwirtschaft*. Berlin 1921, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. 23 Seiten. Preis 1 Mark.

Die kleine Schrift Hues wendet sich gegen die Versuche, im Interesse der privatkapitalistischen Bergbauwirtschaft die Sozialisierung des Kohlenbergbaus in Verruf zu bringen. Der Verfasser weist darauf hin, daß in früheren Jahren die Konservativen und die Zentrumsleute immer wieder die Verstaatlichung des Bergbaus gefordert und sie als eine Selbstverständlichkeit hingestellt hätten. Nunmehr wird diese Forderung mit einem Male als eine bolschewistische bezeichnet. Dabei ist nach der heutigen Rechtsordnung der Bergwerksbesitzer weder Eigentümer der Lagerstätte noch der darin befindlichen Mineralien, sondern er hat lediglich das Recht auf die Aneignung der verliehenen Mineralien. Woraus folgt, daß bei der Übertragung des bundesstaatlichen Eigentumsrechts auf das Reich keine Entschädigung an Private in Frage kommen kann. Die Bergbau-sozialisierung ist keine spezielle Frage der Bergarbeiter, sondern eine Angelegenheit der Allgemeinheit. Allerdings haben auch die Bergleute als die Nächstbeteiligten ein lebhaftes Interesse daran, den Bergbau zu entkapitalisieren und sich von dem Joche der Grubenmagnaten freizumachen, aber in der Hauptsache handelt es sich um das Recht des deutschen Volkes auf den Besitz und die Verwertung der Bodenschätze. Soll dies Recht verwirklicht werden, so muß das Monopol der Grubenherren beseitigt werden. Daß die Leute um Sinnes sich hiergegen wehren, darf uns nicht wundern, weil sie nur ihren eigenen Geldsack, aber nicht das Gemeinwohl im Auge haben. Hue stellt als Sinn und Zweck der Sozialisierung den Satz hin: Das Gemeinwohl über alles!, und deshalb verlangt er die Vergesellschaftung der Produktionsmittel durch Überführung der Eigentümerrechte an die Volksgemeinschaft, ferner die Vergesellschaftung der Produktion und der Produktenverwertung und endlich die Umstellung der Warenproduktion auf Bedarfsproduktion. Die Lösung dieser Aufgabe ist in erster Linie eine staatspolitische Angelegenheit und eine Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes. Die fach- und fachkundigen Ausführungen Hues verdienen die Beachtung eines jeden Menschen, der an der Sozialisierungsfrage Anteil nimmt.

Fr a n z C a u f k ö t t e r

Helene Scheuß-Rieß, Wege zur Menschenerziehung. Wien, Leipzig und Zürich, Verlag von Frisch & Co. Preis 10 Mark.

Das kleine Buch von Helene Scheuß-Rieß stellt eine Sammlung von Aufsätzen der pazifistischen Verfasserin dar, die in der Zeit zwischen Waffenstillstand und Friedensschluß in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Die Verfasserin spricht in der Einleitung aus, daß die Umwandlung der Erziehung die wirksamste Friedenspropaganda ist, Selbsterziehung, Kindererziehung, Völkernerziehung. Diese Gesichtspunkte kommen dann in Behandlung von Einzelfragen zur Geltung, insbesondere in den Kapiteln über innerliche Abrüstung und Erziehung zum Frieden, Wehe den Siegern, Staatserziehung, und in den Aufsätzen, die sich mit Kind und Kunst, Jugendchriften, Schullesebüchern und der Lehrmittelausstellung befassen. Die Beurteilung dieser Probleme entspricht sozialistischer Weltanschauung. Im Anschluß daran sei mitgeteilt, daß der Internationale Frauenbund für Frieden und Freiheit, der während des Krieges im Haag, im Frühsommer 1918 in Zürich tagte, seine dritte Tagung vom 10. bis 16. Juli 1921 in Wien abhalten wird. Es soll sich daran in der Zeit vom 1. bis 15. August eine Internationale Sommerschule für Männer und Frauen aller Länder anschließen, die in einer Reihe von Vorträgen die Erziehung zum Internationalismus behandeln wird. Henni Lehmann

Otto Krehshmar, Halali. Drama. Hamburg, Konrad Hanf. 190 Seiten.

Kriegsdramen sind keine literarischen Raritäten mehr. Wenn sie fesseln sollen, müssen sie schon inhaltlich und künstlerisch hoch über dem Durchschnitt stehen. Für Krehshmars Drama trifft diese Norm zu. Es ist die packende Dichtung eines vollwertigen Sozialisten, der ein düsteres Drama aus den letzten Tagen des in sich zusammenbrechenden Krieges aufrollt. Mannschaften und Offiziere werden einander gegenübergestellt. Vertiert und verklärt haufen die einen in stinkenden Erdlöchern. Sie hungern nach Brot, sie hungern nach menschenwürdiger Behandlung, sie hungern nach Hoffnung. In einem satten, übermüßigen Schwelgen genießen die anderen. Was ihnen am Wohlleben noch mangelte, haben ihnen die letzten Monate des Krieges gebracht: die Hilfsdienstpflicht der Frau. Nun steigert sich ihr Genießertum zur wüsten Orgie. Die Offiziersstube wird zum Bordell. Die Braut des einen Soldaten spielt eine führende Rolle unter diesen weiblichen Hilfsdienstpflichtigen. In einer psychologisch und künstlerisch überaus stark gebauten Szene löst sie sich innerlich von ihrem Verlobten in der Mannschaftsstube. Zu allem willfährig, gibt sie sich einem jungen Leutnant hin. Soldat und Leutnant kommen bald darauf hart aneinander. Da naht der Schluß des Krieges. Die Disziplin lockert sich zusehends. Bei einem letzten Fliegerangriff drängt alles — Soldaten, Offiziere, Mädchen — in einen bombensicheren Unterschlupf zusammen. Ungezügelter Haß züngelt auf. Ein Schuß fällt. Einer der Leutnants muß daran glauben. Als der Angriff vorüber ist, werden die im Unterstand Zusammengezwängten nach oben gerufen: »Der Kaiser hat abgedankt. Deutschland ist Republik!« Ist der Knoten der Handlung an und für sich schon auf das wirksamste geschürzt, so verdient auch die Form des Aufbaus, die Wucht der Worte, das außerordentlich scharf Umrissene der handelnden Personen volle Anerkennung. Eine kräftige und gewandte Hand war hier an der Arbeit. Eindringlich und tief prägen sich schon beim Lesen des von einem reinen und hohen Sozialismus durchtränkten Dramas alle Bilder ein. Durch eine Aufführung mit geschickter Inszenierung dürfte sich diese Eindringlichkeit noch wesentlich heben und verstärken. Hoffentlich findet sich die Bühne bald, die sich dieser Aufführung annimmt. Jedenfalls kann man schon dem Verlag — er scheint sich, nach seinen bisherigen Buchausgaben zu urteilen, zu einem norddeutschen Gegenstück des schweizerischen Rascher-Verlags herauszubilden — dankbar sein, daß er die Veröffentlichung dieses Buchdramas ermöglichte, auf das wir die Volksbühnen bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen möchten. L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Lloyd Georges Kontinentalpolitik und die oberschlesische Frage. Von Heinrich Cunow.

Die soziale Befreiertätigkeit der Technik. Von Max Schoen (Leipzig).

Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse. Von Kurt Heinig (Berlin).

Kinder, Jugendliche und Frauen im Strafrecht. Von Henni Lehmann.

Die Seelen der Völker. Von Franz Laufstötter.

Literarische Rundschau: Philipp Alexander Koller, Das Massen- und Führerproblem in den freien Gewerkschaften. ♦ Dostojewsky. ♦ Hans Pflug, Seine Auferstehung.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Bernstein, Ed.,** Wie eine Revolution zugrunde ging. Stuttgart, J. F. W. Diez Nachf. 70 S. Kart. 6 M.
- Bucharin, N. und G. Preobraschensky,** Das A-b-c des Kommunismus. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland: Karl Höpfer Nachf., Hamburg. 376 S. Geh. 5 M.
- Cohn, W.,** Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles. Der Jugend erzählt. Stuttgart, J. F. W. Diez Nachf. 68 S. Kart. 5 M.
- Comité Exécutif de la Conférence des Membres de la Constituante de Russie,** Mémoire sur l'accord commercial anglo-bolcheviste conclu à Londres le 16 Mars 1921. 28 S.
- Fischer, Edmund,** Die Sozialisierung des Wohnungswesens und der Baustoffproduktion. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 82 S. Geh. 10 M.
- Floerke, R.,** Allerlei Gewürm. Stuttgart, Franksche Verlagsbuchhandlung. 76 S.
- N. N.,** über proletarische Ethik. Das proletarische Schaffen vom Standpunkt der realistischen Philosophie. Aus dem Russischen. Hamburg, Konrad Hanf. 37 S. Geh. 3 M.
- Reichold, Alfred,** Menschen im Schatten. Wiener Proletariatsgeschichte. Mit einer Einleitung von Ed. Engel. Hamburg-Großborsfel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. 193 S.
- Schäfer-Anwerth, S.,** Ausbau der Kinderfürsorge durch die Gemeinde. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 36 S. Geh. M. 2.75.
- Schwabe, Toni,** Heimat und Liebeslieder. Eine Sammlung. Alte Landhausbucherei Band 6. Jena, Landhausverlag. 180 S. Geh. M. 6.25.
- Stittler, P.,** Arbeit und Rente. Kritische Betrachtungen über die Unterdrückung des Menschen in seiner Eigenschaft als Produktionsfaktor, besonders durch die Kapitalrente. Freiburg i. B., Julius Volke. 46 S. Geh. 6 M.
- Steiner, Rud.,** Die Kernpunkte der sozialen Frage. Stuttgart, Verlag Der kommende Tag. 118 S. Geh. 10 M., geb. 12 M.
- Straßers Taschenbuch der Wiener Börse.** Wien, Straßer & Co. 96 S. Geh. 40 Kronen.
- Syring, Robert,** Das Menschheitsziel in den Ereignissen der Gegenwart. Leipzig, Theosophischer Kulturverlag. 14 S. Geh. M. 1.20.
- Werner, Georg,** Die Krise in der Rastindustrie. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 47 S. Geh. M. 3.50.
- Wolff, Johanna,** Die Totengräberin. Eine Novelle. Hamburg-Großborsfel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. 86 S. Kart. 3 M., geb. M. 5.50.
- Woytkusky, Wl.,** La Démocratie Géorgienne. I. Le pays et le peuple. II. Les forces de la démocratie géorgienne. III. La séparation de la Géorgie d'avec la Russie. IV. La Géorgie indépendante. Paris, Librairie Alcan Lévy. 304 S.
- Wülken, Johannes,** Semper die Mumie. Ein Rückblickroman. Hamburg, Konrad Hanf. 28 S. Kart. 5 M.
- Zwing, Karl,** Gewerkschaftliche Probleme. Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften. Stuttgart, J. F. W. Diez Nachf. 69 S. Geh. 5 M.
- *** Arbeiterdichtung. Hamburg-Großborsfel, Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung. 79 S. Kart. 5 M., geb. M. 6.50.
- *** Das kommunistische Manifest mit den Vorreden von Karl Marx und Friedrich Engels und einer Einleitung von Rosa Luxemburg. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 80 S. Geh. 20 Kronen.
- *** Erhebung über die Produktion. Erster Band: Einleitende Denkschrift. Herausgegeben vom Internationalen Arbeitsamt Genf. 214 S.
- *** Jahrbuch 1920 des Zentralverbandes der Bäcker, Konditoren und verwandten Berufsgenossen Deutschlands. Hamburg, J. Diermeier. 168 S.
- *** Liederbuch für Proletarier. Herausgegeben von der Kommunistischen Partei Österreichs. Zweite Auflage. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 48 S. Geh. 8 Kronen.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11

Ausgegeben am 10. Juni 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Lloyd Georges Kontinentalpolitik und die oberschlesische Frage

Von Heinrich Cunow

Wer während der letzten Wochen in der deutschen Presse, und zwar fast aller politischen Richtungen, die Meldungen über das Redebuell Lloyd George-Briand mit den von den Redakteuren oder Auslandskorrespondenten der betreffenden Blätter daran gehängten Glossen kritisch verfolgte, der fand darin einen derartigen ständigen Stimmungswechsel, daß er kaum aus dem Staunen herauskam. Nicht nur, daß die Blätter gleicher politischer und wirtschaftlicher Tendenz aus den einzelnen Meldungen vielfach ganz verschiedene Folgerungen zogen, auch in einer und derselben Zeitung fand man oft abends eine ganz andere Bewertung der englischen und der französischen Absichten in bezug auf Oberschlesien wie am vorausgegangenen Morgen, und schon am nächsten Morgen wurde wieder das, was noch vor zwölf Stunden als das deutlich erkennbare Ziel des englischen oder französischen Ministerpräsidenten bezeichnet worden war, als Unwahrscheinlichkeit abgetan. Je nachdem, was der eine oder andere dieser beiden politischen Intriganten aus rein faktischen Gründen zu sagen für angebracht hielt, oder was auf Anweisung der Downing Street und des Quai d'Orsay »Daily Express«, »Daily Telegraph«, »Times« usw. aus solchen Äußerungen herauslasen, wechselten in den deutschen Blättern Furcht und Hoffnung, Vertrauen und Mißtrauen gegen die englische Kabinettspolitik. Ein stetiges Hin- und Hertappen, das nur zu deutlich verriet, daß die betreffenden Auslands- und Chefredakteure jener Presseorgane weder einen auf dem Studium der politischen Geschichte beruhenden eigenen festen Betrachtungsstandpunkt für die sich rings um sie herum abspielenden Vorgänge gefunden hatten, noch daß sie die den englisch-französischen Differenzen zugrunde liegenden Wirtschaftsmotive verstanden. Besonders komisch wirkte es, daß einige Zeitungen, die sonst das größte Mißtrauen gegen das »perfide« England predigen, nun plötzlich an das Fair play des Herrn Lloyd George glaubten und dessen sogenanntem Gerechtigkeitsfönn sogar vertrauten, Oberschlesiens wegen es auf eine Sprengung der Entente ankommen zu lassen — selbst dann noch, nachdem die amerikanische Regierung ihr Desinteressement bezüglich der oberschlesischen Frage erklärt hatte und bereits in italienischen und belgischen Regierungskreisen die Neigung zu einer Vermittlungsaktion hervortrat.

Es scheint wirklich, daß man in weiten politischen Kreisen Deutschlands trotz aller Erfahrungen vor und nach dem Kriege noch immer nicht begriffen hat, daß nicht Antipathien und Sympathien, auch nicht der Grad des Gerechtigkeitsfönnns die Haltung eines Großstaats in wichtigen politischen Entscheidungsfragen bestimmt, sondern das wirtschaftliche Interesse, die Sel-

lung im internationalen Wirtschaftsgetriebe. Vor allem gilt das, wie die Geschichte lehrt, von Englands Außenpolitik, dessen imperialistische Strömung durchaus wirtschaftlich orientiert ist und dessen leitende Staatsmänner seit Cromwell immer wirtschaftspolitisch gedacht haben, meist nicht nur in bezug auf die allernächste Zeit, sondern gewissermaßen in Jahrzehnten, manchmal in Jahrhunderten.

Betrachtet man heute die Außenpolitik unserer liberalen Presse, so erscheint es fast sicher, daß, falls wir nochmals vor ähnliche politische Entscheidungen gestellt werden sollten wie in den Jahren 1914 bis 1918, wir die meisten der gemachten Fehler wiederholen würden. Vielleicht ist sogar ein wesentlicher Teil der deutschen Zeitungen heute noch tiefer in illusionspolitischen Anschauungen befangen als vor sieben Jahren. Wieder würden uns, wie damals zu Beginn des Krieges, die Zeitungen erzählen, daß die Japaner sich auf unsere Seite stellen und die Gelegenheit benützen würden, mit Englands Chinapolitik abzurechnen; wieder würden wir den Konflikt mit den Vereinigten Staaten von Amerika gering einschätzen, da doch, wie der Führer der Deutschnationalen, Herr Hergt, verkündete, die Amerikaner nicht schwimmen und fliegen könnten; und wieder würden wir, wie im Frühjahr 1917, den günstigen Zeitpunkt verpassen, mit Rußland zu einem Verständigungsfrieden zu kommen.

Die Ansicht, England werde sich im Interesse des Deutschtums in Oberschlesien mit Frankreich verfeinden und die Entente sprengen, oder weil italienische Hotelbesitzer die deutschen Italienbesucher höflich willkommen heißen und gewisse italienische Exporteurkreise ihren Absatz nach Deutschland vergrößern möchten, werde Italien mit Deutschland gegen Frankreich Stellung nehmen, ist sicherlich nicht weniger naiv als die zu Anfang des Krieges aufgetauchte Ansicht, Japan werde an der Seite Deutschlands in den Kampf gegen England ziehen. Gewiß sind scharfe Interessengegensätze zwischen England und Frankreich vorhanden, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß diese nicht im weiteren Verlauf der Entwicklung zu neuen, immer schärferen Spannungen zwischen beiden Mächten und schließlich zur Sprengung der Entente cordiale — von der Kordialität ist ja ohnehin nur noch wenig zu spüren — führen werden; aber jetzt schon ihre gegenseitige Rückendeckung aufzugeben, ist trotz mancher Meinungsverschiedenheiten keine der beiden Mächte bereit, England vielleicht noch weniger als Frankreich; denn ein Zerwürfnis mit Frankreich würde für die englische Regierung bedeuten, daß sie bei zukünftigen Streitigkeiten mit den Vereinigten Staaten von Amerika stets Frankreich an deren Seite finden würde, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die Frankreich den englischen Orientplänen zu bereiten vermag. Nur um Deutschland den Besitz Oberschlesiens und damit einen leichteren Wiederaufbau seiner Wirtschaft zu sichern, oder nur um ihrem angeblich tiefeingewurzelten Gerechtigkeitsinn zu genügen, läßt sicherlich die Lloyd Georgesche Regierung es nicht auf eine Sprengung ihres Bündnisses mit Frankreich ankommen. Hat sie auch aus wirtschaftlichen Gründen kein Interesse daran, das deutsche Wirtschaftsleben auf seinem jetzigen Tiefstand festzuhalten und ihm die Möglichkeit einer gewissen Wiedergesundung abzuschneiden, so hat sie doch noch weniger ein Interesse daran, Deutschland wieder zu jener starken Konkurrenzstellung auf dem internationalen Wirtschaftsmarkt zu verhelfen, die es vor dem Kriege einnahm.

Es zeugt denn auch geradezu von politischer Einfältigkeit, anzunehmen, die englische Regierung hätte lediglich aus Rücksicht auf die deutsche Wirtschaftslage sich den französischen Plänen einer Auslieferung des oberschlesischen Industriereviere an Polen widersetzt. Nicht Rücksichten auf Deutschlands Interessen, sondern auf seine eigenen Interessen waren es, die England geboten, sich der eigensüchtigen französischen Machtpolitik hindernd in den Weg zu stellen und den französischen imperialistischen Kreisen zu Gemüte zu führen, daß man in der Downing Street nicht geneigt sei, jeden französischen Machterweiterungsanspruch auf dem europäischen Kontinent auch dann zu genehmigen, wenn dieser sich gegen die englischen Wirtschaftsinteressen richte. Die oberschlesische Frage lieferte Lloyd George nur den Anstoß zur Feststellung dieses Abwehrwillens. Wenn bei diesem Verfahren die englische Regierung sich obendrein den Anschein zu geben vermochte, als handle sie im Zwange ethischer Motive und trachte danach, auch dem unterlegenen Deutschland gegenüber die Sagen des Versailler Friedensvertrags ehrlich und korrekt durchzuführen, um so besser für England. Eine derartige ethische Verbrämung der wirklichen Motive kostet nichts und verfehlt doch nicht ihre vorteilhafte Wirkung auf die öffentliche Meinung.

Englands und Frankreichs Imperialismus ist, wie nur zu oft bei der Bewertung ihrer politischen Aktivität übersehen wird, sehr verschiedener Natur. Der englische Imperialismus geht von einer weltwirtschaftlichen Zielsetzung aus. Das machtpolitische Streben Englands ist nicht nur mit weltwirtschaftlichen Zwecken eng verbunden, die letzteren sind es auch, die seinem Machtsstreben Ziel und Richtung geben. Der breite maritime Unterbau des englischen Empire, seine meergebietende Kriegesflotte, sein wohlherwogenes System von Flottenstützpunkten und Kohlenstationen, seine Kolonialgründungen in allen Erdteilen dienen nicht reinen machtpolitischen Zwecken, dem bloßen ehrgeizigen Bestreben, zu gebieten und zu herrschen, sondern sie sind gewissermaßen nur Hilfsmittel, die bestehenden wirtschaftlichen Verbindungen zu fundieren, zu festigen und, soweit möglich, auszudehnen, neue Rohstoff-, Absatz- und Kapitalanlagemärkte zu gewinnen. Deshalb herrscht auch in der englischen Bündnis- wie in seiner Kolonialpolitik die Business-Taktik vor — nicht, wie so oft fälschlich behauptet wird, der Krämergeist, sondern die Geschäftstaktik des spekulativen Kaufmanns: das Streben, die neugewonnenen Kolonialgebiete wirtschaftlich zu entwickeln und ihnen zu diesem Zweck eine gewisse Ellenbogenfreiheit zur Entfaltung der eigenen Wirtschaftskraft zu gewähren, dafür aber ihre wirtschaftlichen Interessen mit denen des englischen Mutterlandes möglichst eng zu verknüpfen.

Lassache ist denn auch, daß in allen englischen Kolonien, mit Ausnahme Kanadas, in welchem die Handelsbeziehungen zu dem benachbarten großen Freistaat dominieren, der englische Handel und das englische Kapital an der Spitze stehen. An der Ausfuhr Englands waren vor dem Krieg, im Jahre 1913, die britischen Kolonien und Protektorate mit ungefähr 37 Prozent, an der englischen Einfuhr mit 25 Prozent beteiligt. Und noch weit enger waren die Kapitals- und Schiffahrtsbeziehungen zwischen dem englischen Mutterland und seinen Kolonien.

Wesentlich andere Charakterzüge weist der französische Imperialismus auf. In der französischen Expansionspolitik spielt das wirtschaftliche Motiv nicht entfernt die große Rolle wie in der englischen. Die Eroberung und

Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes entspringen anderen Antrieben: vornehmlich dem politischen Ehrgeiz, anderen Völkern bezüglich der Weltgeltung nicht nachzustehen, zu glänzen und Ansehen zu erwerben, mit militärischen Erfolgen zu prunken, die französische Kultur auszubreiten und geistigen Einfluß auf andere Völker auszuüben. Sicherlich hat auch das Bestreben, dem französischen Finanzkapital neue Anlagemöglichkeiten zu sichern, für die nach Staatsdienststellungen verlangenden Politiker und Bourgeoisöhnchen neue Verwaltungsposten zu schaffen und das infolge der schwachen Bevölkerungszunahme nur noch schwer zu rekrutierende Heimaheer durch schwarze und gelbe Kolonialtruppen zu ergänzen, zur französischen Kolonialeroberungspolitik beigetragen; aber im wesentlichen ist doch die französische imperialistische Machtpolitik nur Prestige- und Gloirepolitik, wie es denn auch Frankreich trotz aller merkantilistischen Zoll- und Wirtschaftsexperimente nicht gelungen ist, sich seine Kolonien auch nur in annäherndem Maße wirtschaftlich nutzbar zu machen, wie dies England verstanden hat. Die beiden Hauptkolonien Frankreichs, Algier und Marokko, haben im Jahre 1913 nur ungefähr 9 Prozent der französischen Ausfuhr aufgenommen, und an der Einfuhr Frankreichs waren sie gar nur mit 4 Prozent beteiligt. Vor allem aber zeigt sich darin ein fundamentaler Unterschied, daß, wo England neue Kolonien erwirbt, sich alsbald das englische Kapital den neuen Erwerbungen zuwendet und deren wirtschaftliche Entwicklung durch Gründung landwirtschaftlicher und industrieller Unternehmungen, durch Errichtung von Schiffsfahrtslinien, Handelsfaktoreien usw. zu fördern sucht; das französische Rentnerkapital hat dagegen nie viel für die französischen Kolonien übrig gehabt, sondern lieber russische Werte gekauft.

Dieser Grundzug des französischen Imperialismus kommt auch in Frankreichs Gewaltpolitik gegenüber dem besiegten Deutschland zum Ausdruck. Er wird noch dadurch verstärkt, daß Frankreichs Politiker in einer geradezu grotesken Furcht vor einem deutschen Revanchekrieg leben. Der Gedanke, der in gleichem Falle dem englischen Imperialismus fast als selbstverständlich erscheinen würde, die Niederlage Deutschlands möglichst zum Wiederaufbau der eigenen Wirtschaft auf festerem Fundament auszunutzen und zu diesem Zwecke das deutsche Wirtschaftsgetriebe derart vom französischen abhängig zu machen, daß es in seiner zukünftigen Entwicklung mit starken Banden an dieses gebunden bleibt, stößt nur bei einigen wenigen französischen Industriellen und Volkswirtschaftlern auf Verständnis. Die französische imperialistische Politik sucht vielmehr den errungenen Sieg über das Deutsche Reich dadurch zu fruktifizieren, daß sie aus Deutschland auf lange Jahre hinaus möglichst hohe finanzielle Mittel herauszupressen sucht und zugleich — ein Widerspruch in sich selbst — das Wiedererstarken der deutschen Wirtschaft, das doch nur allein die Aufbringung der geforderten Summen ermöglicht, zu verhindern trachtet. Der französische Imperialismus bekreibt also nicht sogenannte wirtschaftliche Expansionspolitik, sondern reine Machtmehrungspolitik. Jede wirtschaftliche und territoriale Schwächung Deutschlands gilt dieser rohesten Spielart des Imperialismus ohne weiteres als Mehrung eigener Sicherheit: eine Verranntheit, die dahin geführt hat, daß, wie kürzlich selbst der »Etoile belge« spöttisch bemerkte, »Frankreich sich über alles freut, was Deutschland schädigt«.

Dieses Bestreben, Deutschland derart zu schwächen, daß es als politischer Großstaat nicht mehr im europäischen Konzert in Betracht kommt, kennzeichnet auch die französische Polenpolitik. Dem Deutschen Reich soll nicht nur ein stetig auf Frankreichs Unterstützung angewiesener Gegner in den Rücken gesetzt werden; es soll auch diesem Gegner das Industrierevier Oberschlesiens ausgeliefert werden — nur um Deutschland zu schädigen; denn daß Frankreich einen wesentlichen wirtschaftlichen Nutzen von dieser Auslieferung haben wird, glaubt man auch am Quai d'Orsay und in der französischen Deputiertenkammer nicht. Auch dort weiß man, daß Polens Industrie sich nur im Anschluß an den russischen Markt zu entwickeln vermag.

Von ganz anderen Anschauungen geht Lloyd Georges Kontinentalpolitik aus. Einen deutschen Revanchekrieg fürchtet er schon infolge der insularen Lage Englands und der völligen Zertrümmerung der deutschen Kriegsflotte nicht, und die wirtschaftliche Wiedererstarkung Deutschlands bis zu jenem Konkurrenzverhältnis, wie es vor dem Kriege bestand, glaubt er durch entsprechende Wirtschaftsmaßnahmen leicht verhindern zu können. Andererseits aber weiß Lloyd George recht wohl, daß Englands Industrie und Handel, wenn sie sich fortentwickeln sollen, in den nächsten Jahren weit mehr als früher auf den mitteleuropäischen Markt angewiesen sein werden; denn seine einstige Stellung als dominierende Kapitalmacht in Südamerika hat England bereits zum großen Teil an die nordamerikanische Union verloren, seine Interessensphäre in Ostasien wird durch Amerikaner und Japaner immer mehr eingeschränkt, und die Ausgestaltung der neugewonnenen Gebiete am Euphrat und Tigris zu einigermaßen einträglichem Ausnützungsobjekten wird noch manches Jahr in Anspruch nehmen. Unter diesen Umständen erhält Europa, besonders Mitteleuropa, für England erhöhte wirtschaftliche Bedeutung. Will man aber mit Mitteleuropa Finanz- und Handelsgeschäfte machen, darf man Deutschland nicht wirtschaftlich ruinierten.

Aberdies aber rechnet man in den maßgebenden Kreisen Englands — das geht aus verschiedenen Äußerungen Lloyd Georges, Churchills und anderer englischer Politiker deutlich hervor — damit, daß Rußland mehr und mehr zur kapitalistischen Wirtschaftsweise zurückkehrt, die bolschewistische Herrschaft nach kürzerer oder längerer Zeit gestürzt werden und die neue russische Regierung dann starke imperialistische Expansionsanwandlungen haben wird. Die neugeschaffenen Randstaaten, so meint man, würden bald wieder in völlige wirtschaftliche Abhängigkeit vom russischen Staat geraten und schließlich von diesem absorbiert werden. Daß Polen aber dann das Vordringen Rußlands nach Westen zu hindern vermag, hält man nahezu für ausgeschlossen. Es ist geradezu erstaunlich, wie wenig man in unterrichteten politischen Kreisen Englands an die Lebensfähigkeit oder gar die Entwicklungsfähigkeit Polens glaubt. Besonders Churchill denkt über das neue polnische Regime ungefähr ebenso wie Friedrich Engels über das alte, als er am 21. April 1863 an Marx schrieb: »Ich muß sagen, für die Polacken von 1772 sich zu begeistern, dazu gehört ein Büffel.«

Der unzweifelhaft erneut drohenden russischen Expansion entgegenzutreten, vermag also nur Deutschland. Wird aber Deutschland völlig ins wirtschaftliche Elend hinabgedrückt, dann wird es Rußland nicht nur keinen Widerstand leisten, sondern sich im Gegenteil, getrieben durch seine Not, an das wiedererstehende Rußland anlehnen, das den arbeitslosen deutschen

Technikern, Kaufleuten, Arbeitern vorteilhaften Unterschlupf zu bieten vermag. Die Folge wird ein deutsch-russisches Bündnis sein, wie die Folge der Annexion Elsaß-Lothringens nach dem Deutsch-Französischen Krieg ein französisch-russisches Bündnis war.

Es hat keinen Zweck, darüber zu rechten, wieweit die Anschauungen und Auffassungen, von denen Lloyd Georges Kontinentalpolitik ausgeht, richtig sind; jedenfalls liegen sie der Haltung, die er bisher zu den politischen Problemen Mitteleuropas eingenommen hat, zugrunde und bestimmen auch heute in bezug auf die oberschlesische Frage seine Stellungnahme. Nicht irgendwelche besonderen Sympathien für das deutsche Volk beeinflussen also seine politischen Schachzüge, sondern lediglich das Interesse Englands, wie er es versteht. Er wird deshalb auch in allen Fällen, wo dieses Interesse nach seiner Ansicht eine andere Stellungnahme erfordert oder verschiedenartige englische Interessen sich gegenüberstehen, unbedenklich seine Haltung wechseln. Die Methode liberaler Blätter, von einer politischen Bekehrung Lloyd Georges zu sprechen oder gar ihn, den Walliser, zu einem Germanophilen zu stempeln, ist daher auch ein recht gefährliches Beginnen, denn eine deutsche Außenpolitik, die sich auf eine solche Annahme stützt, muß unfehlbar zu schweren Enttäuschungen führen.

Die soziale Befreiertätigkeit der Technik

Von Max Schoen (Leipzig)

Die sozial umgestaltende Wirksamkeit der Technik ist uns Sozialisten längst bekannt, und doch kann auf diese Erscheinung nicht oft genug hingewiesen werden. In alle Gehirne muß es immer und immer wieder eingebläut werden, daß ein wirkliches Begreifen der gesellschaftlichen Gestaltungen und Umgestaltungen ohne eingehende Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der Technik nicht möglich ist.¹ Der Siegeslauf der Technik ist zugleich eine Gewähr dafür, daß unsere sozialistischen Ideale keine Hirn-

¹ Gegenüber den heute so beliebten Konstruktionen rein ideologischer Weltverbesserungspläne kann die Bedeutung der Technik für den Fortschritt der Menschheit und besonders für die soziale Hebung der Arbeiterklasse nicht scharf genug betont werden; doch übt die Technik nicht an sich solche Wirkung aus, sondern nur insoweit, als sie Produktion und Handel beeinflusst, das heißt zu einem konstitutiven Element der Wirtschaft wird. Zudem aber hängt die Technik, wenn sie einerseits die Wirtschaftsweise mitbestimmt, andererseits selbst wieder in ihrer Anwendung und Wirkung nicht nur von Naturbedingungen, sondern zugleich auch vom jeweiligen Stand der Wirtschaft ab. Das wird vielfach von Kritikern und von Verteidigern der Marxschen materialistischen Geschichtsauffassung nicht genügend berücksichtigt, wie man denn auch in Schriften über diese Geschichtstheorie die Produktionsweise einfach mit der Technik identifiziert findet. Der Marxsche Satz: »Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt.« — wird kurzweg so aufgefaßt, als besage er: »Die ökonomische Struktur der Gesellschaft besteht in der Technik!« Das ist eine grundfalsche Deutung. Wir nehmen deshalb den obigen Artikel des Genossen Schoen zum Anlaß, ihm in den nächsten beiden Nummern einen Artikel über die Rolle der Technik in der Marxschen Wirtschaftsauffassung folgen zu lassen. Red. der N. Z.

gepinste, keine weltfremden Utopien sind, sondern mit Notwendigkeit ihre Erfüllung finden werden.

Schon dem Altertum war die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen technischer Entwicklungsphase und gesellschaftlichem Zustand geläufig, wie der bekannte Ausspruch des Aristoteles zeigt: »Wenn das Weberschiffchen von selbst gehen und die Plektra von selbst die Zither spielen könnte, so brauchten wir keine Sklaven mehr.« Und verwandt damit ist die Auffassung, die das Fehlen einer eigentlichen Sklaverei im abendländischen Mittelalter darauf zurückführt, daß zu damaliger Zeit im Abendland schon Wind- und Wassermotoren existiert haben.

Ob diese etwas simple soziologische Anschauung über jede Kritik erhaben ist, mag dahingestellt bleiben. Darüber aber, daß bestimmte soziale Daseinsformen ohne eine entsprechende technische Entwicklungshöhe nicht möglich sind, dürfte unter Sozialisten keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Jedes Blatt der Kulturgeschichte der Menschheit zeigt die Abhängigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung von der Entwicklung der Technik, und überall wird die Höherentwicklung der Gesellschaft dadurch gewährleistet, daß bestimmte von Menschen vollbrachte Arbeiten von der »Maschine« übernommen werden.

Wenn man mit Gegnern des Sozialismus diskutiert, so hört man oft den Einwurf, daß es niemals dazu kommen werde, die Menschen im eigentlichen Sinne gleich und gleichberechtigt zu machen, da es doch stets Menschen geben müsse, um sogenannte »niedere«, das heißt in den Augen der Mitmenschen herabsetzende Arbeiten zu verrichten. Diesem Einwand kann nur der begegnen, der die sozial befreiende Wirkung der technischen Entwicklung kennt und mit Hunderten von Beispielen aus der Geschichte und Gegenwart aufzuwarten vermag. Ein Beispiel für viele ähnliche mag das erläutern: die Gegenüberstellung von Fuhrmann und Chauffeur. Man mag die Wichtigkeit des Fuhrmannsberufs noch so sehr anerkennen und die Fuhrleute als eine ebenso ehrenwerte Arbeiterkategorie ansehen, in den Augen der gesamten Gesellschaft nimmt der Chauffeur doch einen höheren Rang ein. Schon weil letzterer einen Apparat bedient, vor dem der Durchschnittsmensch in seiner naiven Unkenntnis technischer Dinge einen gewissen mit Furcht gemischten Respekt besitzt. Wohl mag auch der moderne »Gebildete« für Lenaus »Postillion« schwärmen, größere Achtung aber hat er doch vor dem heutigen Lokomotivführer, dem er oft auf Gedeih und Verderb sich verschreiben muß.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Kultur, so finden wir, daß sie sich im wesentlichen auf dem Rücken dreier sozialer Gruppen abgespielt hat: der Bauernschaft, des Industrieproletariats und der Frauenwelt. Und warum das? Weil diese und solange diese »Stiefkinder« der technischen Entwicklung sind beziehungsweise gewesen sind.

Heute erscheint der Bauer in den kulturell fortgeschrittensten Ländern meist nicht mehr als Unterdrückter, sondern ist oft geneigt, mit seinen früheren Unterdrückern gemeinsame Sache zum Schaden der Gesamtheit zu machen. Werfen wir aber einen Blick in das Rußland der Zarenzeit, auf das heutige Rumänien und andere Agrarländer, oder erinnern wir uns des Deutschlands der Bauernkriege und des revolutionären Frankreichs, so wird uns bald klar, daß die bedrückte Lage dieser Bauernschaft, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu einem wesentlichen Teil der niedrigen Entwicklung

ihrer Technik zu danken ist. Sie hat den übrigen sozialen Klassen nichts technisch Gleichwertiges entgegenzustellen; sie nimmt technisch die niedrigste Stufe auf der sozialen Leiter ein. Ich wage die Behauptung, daß die Einführung moderner technischer Hilfsmittel in die Landwirtschaft zum sozialen Aufstieg des Bauerntums ebensoviel beigetragen hat und vor allem zur Erhaltung der heutigen Stellung beiträgt wie die mehr formalen Leistungen der Gesetzgebung. Erst eine bestimmte technische Entwicklungsstufe gibt die Gewähr dafür, daß eine errungene soziale Position nicht wieder verlassen werden muß.

Die Leidensgeschichte des landbebauenden Volkes wird noch übertroffen von derjenigen des weiblichen Geschlechts als solches. Ist der Proletarier Sklave, so ist es das Proletarierweib in noch höherem Maße, ist sie doch gewollt oder ungewollt Sklavin des Sklaven. Auch hier ist die Ursache in der Primitivität der Technik zu suchen.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Beitrag des Weibes zur allgemeinen Kulturentwicklung nicht gering zu bemessen ist, haben wir ihm doch die Anfänge eines geregelten Ackerbaus, die Erfindung der Töpferei, Weberei und mancher anderen Kulturgüter zu verdanken. Wenn man diese Tatsachen aber auch dankbar anerkennt, so ist man doch leicht geneigt, die Arbeit, die das Weib täglich als Mutter und Erzieherin, als Köchin und Dienstmädchen, als Kinderfräulein und Krankenpflegerin, als Waschfrau und Plätterin, kurz als Mädchen für alles im Haushalt vollbringt, zu vergessen oder geringzuschätzen. Bisher ist das verheiratete Weib nur dann in der Lage, sich zu einer Eigenpersönlichkeit zu entwickeln, wenn es andere Arbeitskräfte ausnützt. Die Frau bleibt, wie jeder in der Bewegung tätige Sozialist aus tausendfältiger eigener Erfahrung weiß, das reaktionärste Glied der Gesellschaft, solange sie nicht über diejenigen technischen Hilfsmittel verfügt, die es ihr erlauben, sich sozial höher zu entwickeln.

Das parlamentarische Wahlrecht, die Rechtsgleichheit, die gleichen Bildungsmöglichkeiten des Weibes mit dem Manne sollen durchaus nicht gering eingeschätzt werden; die Wurzeln des sozialen Aufstiegs des Weibes liegen aber, so paradox das auch klingt, im Gaskocher, im Gasglühlicht, in der Zentralheizung, im Staubsauger, im Kohlenaufzug, im Ascheschlot, in der Warmwasserversorgung, in der vielseitigsten Verwendung der Elektrizität im Haushalt, in der Einrichtung von Zentralwaschküchen — in der Nähmaschine sogar. Diese technischen Einrichtungen befreien das Weib aus der »kleingewerblichen« Fron des Haushalts, wo 100 Hausfrauen in 100 Kleinbetrieben Feuer in 100 Herden entzünden und an einem Tage hundert gleichartige Verrichtungen in 100 Haushaltungen wiederholen.

Erst wenn die Frau, jede Frau, direkt oder indirekt in den Besitz der obengenannten technischen Errungenschaften gekommen sein wird, erst dann kann sie wirklich zu einer ebenbürtigen Gefährtin des Mannes, zu seiner Mitkämpferin werden. Die Aufgabe eines jeden Sozialisten muß es sein, im ureigensten Interesse der Gesellschaft dafür zu wirken, daß alle technischen Errungenschaften, soweit sie die weibliche Arbeit im Haushalt entlasten, dem letzteren zugeführt werden. Die letzte und endgültigste Befreiung wird die des Weibes vom Joch der Haushaltsklaverie sein.

Der Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Technik und der sozialen Lage des gewerblichen Proletariats ist nur am frühesten erkannt

worden, weil er am leichtesten in die Augen fällt. Man kann gerade darüber ganze Bände schreiben, doch kommt es in diesem Artikel nur darauf an, hinzuweisen auf das mächtige und unerschütterliche Fundament, das die Technik der modernen Arbeiterbewegung liefert. Mag diese in ihrem siegreichen Fortschreiten noch so oft von starken sozialen Gegenkräften gehemmt und auch zurückgeworfen werden, das von der Technik gelieferte Fundament gibt die Gewähr dafür, daß der sozialistische Gedanke einst siegen wird.

Was hat die moderne Technik aus dem gewerblichen Arbeiter früherer Zeiten, in welcher Form sich dieser auch präsentieren mag, gemacht! Sie hat ihn gelehrt, sich als Glied eines großen Ganzen zu betrachten. Sie hat ihn aus seiner atomistischen egoistischen Betrachtungsweise des gesellschaftlichen Geschehens herausgerissen. Sie hat ihn erst zu einem wirklich sozialen Wesen gemacht, ihn das hohe Gut der Solidarität mit seinen Klassengenossen erkennen lassen. Die Technik ist ja an sich schon eminent sozialer Natur, sie zwingt den Menschen zum Menschen. Ist es doch kein Zufall, daß das Arbeitsschulprinzip sich nur in einem Zeitalter der Technik von der gegenwärtigen Bedeutung herausarbeiten konnte.

Welche Stellung nimmt aber auch der von der modernen Technik erfaßte Arbeiter im gesellschaftlichen Leben ein! Die allgemein vergeistigende Wirkung der Technik macht auch aus dem »Sklaven im Produktionsprozeß« allmählich den Herrn, den bewußten Lenker der Maschine. Man braucht nur die einzelnen Arbeitergruppen nach der Größe der Rolle, die die »Maschine« in ihrer Arbeit spielt, zu ordnen, um sofort zu erkennen, daß die technisch entwickeltesten Industriezweige auch die sozial bedeutungsvollste und angesehenste Arbeiterschaft aufweisen. Die Rolle, die heute beispielsweise die Metallarbeitergewerkschaften, die Maschinenbauer, die Transportarbeiter als Eisenbahner, Straßenbahner und Schiffer in der modernen Arbeiterbewegung spielen, ist keine zufällige, sondern technisch begründet. Wenn irgendwo, dann heißt es hier: »Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!« Und diese Heraushebung einer Arbeiterschicht durch die Technik erstreckt sich sogar auf die Angestelltenenschaft. Ist es Zufall, daß die heutige Technikerschaft unter allen Angestellten-schichten die fortgeschrittenste ist?

Wie ganz anders ist doch das Verhältnis der Betriebsleiter zu einer technisch ungeschulten Arbeitermasse, die nur ihre physische Arbeitskraft zur Verfügung stellt und wo jeder einzelne durch eine andere anonyme Kraft, durch eine neue Nummer ersetzt werden kann, und demgegenüber zu einer technisch ausgebildeten Arbeiterkategorie, die äußerst fein gebaute Maschinen bedient, und wo jeder Arbeiter als Persönlichkeit bewertet sein will, soll der Betrieb gedeihen! Daß allerdings auch hier Tendenzen zur Nivellierung, Mechanisierung, Ausschaltung der persönlichen Note vorhanden sind, soll gar nicht bestritten werden. Jedenfalls wird man aber zugeben müssen, daß jede Arbeiterschicht stets und insofern sozial höher steigt, eine je höhere Entwicklungsstufe die Technik in der betreffenden Branche erklommen hat. Die Änderung des Lohnniveaus ist hierfür nur ein äußeres Zeichen.

Die Technik führt letzten Endes zur Konzentration, zur Schaffung eines einheitlichen Sozialwillens. Arbeit am gleichen Werke schafft gleiche psychologische Voraussetzungen und Wertungen. Der moderne Eisenbahner, sei er Lokomotivführer, Heizer, Streckenwärter, Weichensteller usw., ist ein Glied eines großen einheitlichen Gebildes, ist etwas anderes als der frühere Last-

fuhrmann. Der Arbeiter eines Elektrizitätswerkes hält zu einem großen Teil die Wirtschaft des von ihm versorgten Gebietes in der Hand. Das sind Säulen der Verfassung im Sinne Lassalles, die kein Sturm umwerfen kann.

Und dieser Machtbereich der modernen Arbeiterschaft, pulsierend auf dem festen Grunde der Technik, erweitert sich immer mehr. Immer mehr wird der technisch durchgebildete, seiner sozialen Bedeutung bewußte Arbeiter aus einem Objekt der Wirtschaft zu deren Subjekt. Die Entwicklung der Technik läßt den Unterschied zwischen befehlenden und gehorchenden Faktoren der Wirtschaft immer geringer werden. Der Aufseher, der Antreiber, bei primitiver Technik die Säule des Betriebs, verliert, je qualifizierter die Arbeit des einzelnen durch die technische Entwicklung wird, desto mehr an Bedeutung. Der Lenker der »Maschine« wird in seinem Wirkungskreis sein eigener Herr, der nur allgemeine Direktiven seitens der obersten Betriebsleitung zu empfangen hat. Die Sklaverei des Industriearbeiters als Werkers wird durch die Technik aufgehoben.

Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse

Von Kurt Heinig (Berlin)

I

Die Wandlungen der Presse seit 1913

Deutschland liegt heute wie ein verwundetes Tier auf der großen Verkehrsstraße der Weltwirtschaft, verachtet wie ein Paria, der keine Seele hat. Im Grunde genommen liegt das daran, daß die anderen Pferde und Kutscher ihren Karren auch nicht aus dem Dreck herausbekommen. Daraus hat sich eine geistige Isolierung unseres Staates ergeben, die alle Zweige des intellektuellen Lebens trifft. Nur selten wandern Stimmen der Freundschaft und Menschlichkeit über die verschiedenen Landesgrenzen, sogar die großen Auseinandersetzungen der Arbeitermassen anderer Länder mit deren Oberschichten sehen wir wie durch einen Schleier, einen Nebel. Und jenseits unserer Sprachbarrieren wird es ebenso sein bei den Kämpfen, die wir durchzufechten haben. Woran liegt das? Die Zeitungen, die ein Spiegel des Weltgeschehens, die der Sekundenzeiger der Weltgeschichte sind oder doch wenigstens sein sollten, sind nicht mehr Vermittler zwischen fremden Welten, sie wurden zumeist zu Haß- und Vergeltungspredigern.

Die reaktionären Blätter Deutschlands füllen sich bis zu den Generalanzeigern herab zusehends mehr und mehr mit dem, was die Reaktionäre der alliierten Länder über die deutsche Republik, deren Regierung und deren Zustände schreiben. Von den Geistesprodukten der »Deutschen Zeitung«, der »Deutschen Tageszeitung«, den Sprachrohren der Schwerindustrie aber nährt sich dann wieder die Boulevardpresse Frankreichs und die Northcliffe'sche Meinungsmacht Englands. Was dort erscheint — eine Frage der von deutschen Blättern entstellten öffentlichen Meinung — breitet sich im wesentlichen als ausschließliches Nachrichtenmaterial nach Nord- und Südamerika und der übrigen Welt aus. Es wird nur wenig korrigiert durch die Tatsachen, die über die neutralen Länder von uns bekannt werden, im besonderen über Spanien bis nach Südamerika dringen.

Die Welt hat sich seit Jahren unter der Kriegswirkung mit einer Schmutzschicht von nationalem Dünkel und überheblicher Borniertheit überzogen.

Dieser Nährboden der Kriegspsychose hat sich über den Zusammenbruch hinaus nicht nur gehalten, er hat sich sogar stellenweise noch verstärkt. Die Stimme der Völkerverständigung, auch die des sozialistischen Gedankens, dringt nur noch von weither, künstlich gedämpft und behindert, zu den verschiedenen Volksgemeinschaften.

Es wäre müßig, hier näher zu erörtern, warum es in anderen Ländern genau so ist oder doch wenigstens ähnlich aussieht wie bei uns, manchmal vielleicht noch schlimmer. So lehrreich eine solche Untersuchung sein könnte, es fehlen uns die fundamentalen Voraussetzungen dazu, um den Tatbestand objektiv näherzukommen. Wir sind heute weniger als jemals über die wirklichen Vorgänge der innerpolitischen und innerwirtschaftlichen Auseinandersetzungen anderer Länder und Staaten orientiert. Die Fähigkeit der richtigen Einstellung auf die Mentalität uns fremder Menschen scheint durch den Krieg nahezu verlorengegangen zu sein.

In Deutschland, dem Lande, das kaum Analphabeten kennt, ist die Zeitung die Mittlerin der geistigen Güter, das Fenster, durch das viele Menschen ausschließlich die Öffentlichkeit, die Politik, den Staat, die Kultur sehen. Der größere Teil der Bevölkerung hat heute keine andere geistige Nahrung als das tägliche Blatt. Der normale Staatsbürger liest eine Zeitung (wobei zu beachten ist, daß es noch genug gibt, die überhaupt keine Zeitung lesen). Sein Blatt, so verlangt er, soll ihn »informieren«. Aus ihm will er, wie aus einem Zauberbecher, der zugleich Brennglas und Nürnberger Trichter ist, das Weltwissen, die Tatsachen- und Skandalchronik aller fünf Erdteile schlürfen. Man nehme heute den gebildeten Europäern die Zeitung, und viele von ihnen hätten morgen keine Meinung mehr, liefen herum und suchten ihr Urteil.

Das ist nun einmal der Tatbestand. Deswegen ist ja die Presse eine *Großmacht*. Es ist bestimmend für ein Volk, wer seine Presse in den Händen hat und wie sie informiert wird. Es ist nicht gleichgültig, wie sie dem Leser sagt, was Harding über Deutschland denkt, wo Kamtschatka liegt, wie die französische Arbeiterschaft zu den Sanktionen steht und was aus dem englisch-russischen Handelsvertrag geworden ist. Sie soll es ihm eigentlich wahrheitsgemäß sagen. Heute unterrichtet sie den Leser in der Regel von einem weniger nüchternen Standpunkt aus, sie stellt ihm die Welt der außenpolitischen Tatsachen so dar, wie es ihrem Herrn oder ihren Freunden in den Kram paßt.

Der Krieg hat in Deutschland nicht nur den letzten Landsturmann, sondern auch die kleinsten Lokalblättchen uniformiert. Leutnant und Zensor wachsen auf einem Holz, es sind zwei Seiten der gleichen Sache. Der Militarismus ist zusammengebrochen, sein System der Pressebehandlung hat sich erhalten. »Zensor« ist dabei nicht als Beruf, sondern als Charakteristik einer bestimmten Art der Behandlung der Presse zu verstehen. Die Stärke des alten Systems lag den Zeitungen gegenüber in der raffinierten Beeinflussung, in der *Ausgestaltung des Offiziosentums*. Das hat sich gehalten, ja sogar ausgedehnt. Wir haben niemals vor dem Kriege, ja kaum während des »Stahlbads«, ein so weitverbreitetes Offiziosentum gehabt als jetzt; nicht einmal der sozialdemokratischen Presse gelang es, sich davon reißlos freizubalten. Unterstützt wurde diese Entwicklung dadurch, daß ebenso wie in der Kohlen- und der Eisenproduktion in der Zeitungsindustrie

eine ungeheuerliche Verschmelzungs- und Verschachtelungsperiode wirksam wurde. Das grobkapitalistische Geld hat sich bedeutender Informationsbureaus und vieler früher unabhängiger politischer Zeitungen bemächtigt. Die öffentliche Meinung ist heute ein Spekulationsobjekt wie Kunstbänder, Schrott oder ein Filmdrama in sechs Abteilungen.

Am schlimmsten trifft die Abhängigkeit der Zeitungen vom Grobkapital und vom Offiziosentum, aber auch vom kleinlichen Geschäftsinteresse, hervor, sobald außenpolitische Fragen in den Vordergrund drängen. Und wir leben ja in einer Hochflut solcher Erörterungen und Kämpfe, können also diese Abhängigkeit recht häufig studieren, wenn nicht gerade ein kleiner Kapp- oder Hölzkollaps unangenehme Abwechslung schafft. In zunehmendem Maße ist jene bedenkliche Schwäche der bürgerlichen Zeitung erkannt worden, ohne daß eigentlich ernsthafte Versuche gemacht worden wären, dieser Entwicklung einen Damm entgegenzusetzen.

Auch in sozialdemokratischen Kreisen ist die auswärtige Politik (und alle damit zusammenhängenden Fragen) im Hintergrund des Interesses geblieben, so merkwürdig diese Feststellung auch anmuten mag. Unsere Parteipresse spiegelt den Mangel an Sicherheit in außenpolitischen Fragen getreu wider. Das ist ein Erbteil aus unserer Vergangenheit. Früher erschien die auswärtige Politik so sehr und ausschließlich als Militarismus, Kolonialpolitik und Imperialismus, daß wir — im wesentlichen auf innerpolitische Kämpfe eingestellt — nicht den differenzierten und überlegten außenpolitischen Standpunkt einzunehmen suchten, zu dem wir jetzt hinstreben. Man lese nur die Parteitagssprotokolle so etwa von Jena 1911 an, wo zum ersten Male Anträge eingegangen waren, die verlangten, daß die auswärtige Politik auf die Tagesordnung des Parteitags gesetzt werde. Sehr bald war zu merken, welch eine gewaltige innere Umbildung unsere eigene Stellung zur auswärtigen Politik durchgemacht hat. Dennoch ist davon in die breite Kämpferfront der sozialdemokratischen Zeitungen und Organisationen sehr wenig gedrungen. Genosse Wels machte auf dem Kasseler Parteitag 1920 ausdrücklich auf diesen merkwürdigen Um- und Zustand aufmerksam. Er meinte, daß die zahlreichen Anträge des Parteitags mit keinem Wort das Gebiet der auswärtigen Politik erwähnten, daß sei doch auffallend. Im besonderen wäre es deswegen verwunderlich, weil heute die auswärtigen Angelegenheiten wesentliche Bestandteile der sozialdemokratischen Politik geworden seien. Man brauche nur an die Riesensummen zu denken, die Deutschland als Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag erwüchsen. Für uns sei heute ein internationaler Vertrag, also ein Instrument der Außenpolitik, Bestandteil des Staatsgrundgesetzes, der Verfassung. Es sei deswegen leicht einzusehen, daß wir unsere besten Kräfte auf die auswärtigen Angelegenheiten konzentrieren müßten. Dabei habe die Sozialdemokratie als die größte politische Partei Deutschlands durch klare Richtlinien außenpolitisch meinungsbildend und richtunggebend zu wirken.

Die erste Voraussetzung zum Ausgeben ist aber, daß man etwas einnimmt. Auch heute noch ist es nur ein ganz kleiner Kreis von Genossen, die gute offizielle oder private Beziehungen zum Ausland haben oder genügende Möglichkeiten besitzen, sich in der ausländischen politischen Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur umzusehen, so daß sie zu den Orientierten

gerechnet werden können. Neuere Literatur der Partei über außenpolitische Fragen haben wir herzlich wenig. Es fehlen uns Serien kleiner unterrichtender Broschüren. Wo orientiert man sich also heute im allgemeinen in Deutschland in außenpolitischen Fragen? Es bleibt die Aufgabe wieder an den Zeitungen hängen, im besonderen an den sozialdemokratischen, die im Sinne unseres außenpolitischen Aktionsprogramms aufklärend und erziehend wirken sollen und müssen.

Wie steht es mit den weltpolitischen Kenntnissen der deutschen Zeitungen? Wir sehen bei dieser Frage von den wenigen großen Blättern ab, die sprach- und länderkundige Redakteure, Mitarbeiter und Korrespondenten besitzen und es sich leisten können, die wichtigste ausländische Presse zu abonnieren, trotz der für Deutschland so ungünstigen Valutaverhältnisse. Dennoch hat die Praxis gerade der letzten Jahre bewiesen, daß auch diese Blätter bei der Notwendigkeit rascher Berichterstattung, wie sie heute nun mal zur Selbstverständlichkeit geworden ist, immer wieder auf die offiziellen Nachrichten und Darstellungen zurückgreifen müssen. Auch sie hängen von den großen Depeschembureaus ab und müssen deren Nachrichten bringen, selbst wenn sie davon überzeugt sein sollten, daß sie einseitig, wenn nicht gar nach irgendeiner Seite absichtlich gefärbte Mitteilungen veröffentlichen. Deswegen hat es sich schon als regulärer Zustand herausgebildet, daß die Zeitungen, denen es finanziell möglich ist und die es politisch wollen, sich selbst die wichtigsten Auslandsnachrichten übersetzen und damit die zuerst gegebenen offiziellen Texte revidieren. Es werden die amtlich und offiziös zugegangenen Mitteilungen einige Tage nach der Veröffentlichung nochmals behandelt, korrigiert und erläutert. Schon der doppelte Platzverbrauch, die zweifachen Kosten für diese Korrektur des Offiziosentums verschlucken aber eine Unmenge Platz, Kraft, Geld und Zeit. Für die sozialdemokratische Presse ist das bei ihrem in der Regel nicht allzu großen Umfang, ihrer Knappheit an Personal, der Überlastung ihrer Redakteure usw. geradezu unmöglich. Sie begnügt sich gezwungenermaßen mit dem allgemein veröffentlichten Tatbestand, weil sie weder die Möglichkeit der selbständigen Nachprüfung hat, noch aus materiellen und technischen Gründen in der Lage ist, sich korrigiert zu wiederholen, so wichtig das auch politisch mitunter sein mag.

Aus den erörterten und vielen hier nicht besonders erwähnten Gründen gilt es deswegen für unsere Redakteure, für unsere Zeitungen und unsere Führer, den Wert der offiziellen und offiziösen Pressenachrichten selbständig beurteilen zu lernen, im besonderen für die sozialdemokratischen Blätter wäre die Erreichung dieses Zieles ein großer Segen. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten sind jetzt aber größer als jemals. Man darf nicht außer acht lassen, daß auch die allgemeine Zuverlässigkeit der Nachrichten und Informationen stark nachgelassen hat. Einmal liegt zwischen 1914 und jetzt die vierjährige Lügenperiode, zum anderen fehlen auch den größten Bureaus die internationalen Verbindungen, gegenseitigen Abmachungen, Austauschverträge usw., die früher gang und gäbe waren. Des weiteren unterliegen jetzt die Nachrichtengeber viel stärker dem Druck der Interessenten als früher. Auch sind heute viel größere Massen der Bevölkerung politisch interessiert und verlangen genauere Unterrichtung als in den ruhigen Vorkriegszeiten. Wenn sich das auch meist passiv äußert, in der Art,

daß man sich nicht die Mühe nimmt, eine eigene Meinung zu entwickeln, sondern verlangt, daß die Zeitung fertige Urteile liefert, so ändert das doch nichts an dem Bedürfnis selbst.

Das ist eine Entwicklung, die sich in allen Ländern, auch in Amerika, zeigt. Überall ist zum Beispiel die Ziffer der gewerkschaftlich organisierten gewaltig in die Höhe geschneilt. Im Jahre 1910 wurden in den wichtigsten Ländern der Erde rund 11 Millionen Gewerkschafter gezählt, heute sind es etwa 33 Millionen. Der deutsche Anteil an dieser Entwicklung ist bekannt. Bei den politischen Organisationen und den Zeitungsabonnenten ist eine ähnliche Kurve zu beobachten. Hier darf man bei kritischer Überprüfung der Zustände freilich nicht vergessen, daß die Spaltungen die Einzelziffern mitunter niederdrücken. Früher hatte Berlin nur den »Vorwärts«. Heute werden in der Reichshauptstadt drei Arbeiterblätter gelesen: »Vorwärts«, »Freiheit« und »Rote Fahne«.

Mit der allgemeinen Vergrößerung der politisch reagierenden Fläche ist auch der Parteienapparat und der Kampf um die politischen Tagesmeinungen ins Riesenhafte gestiegen. Dabei wird die Zeitung immer wieder das vornehmste Instrument im Streite der Auffassungen sein. Sie hat den Vorkampf zu führen, die Richtung zu weisen, den Anhänger zu stützen und zu belehren. Nun ist die Presse aber nicht mehr restlos in den Händen der Leute, die sie vor dem Kriege dirigierten. Sie wird jetzt nicht nur von vielen ganz unbekannten Leuten und Interessen benußt, nein, beinahe jedermann, und darunter viele, deren Woher und Wohin völlig in Dunkel gehüllt ist, versuchen bei ihr ihre Schalmelienkompositionen loszuwerden. Der Weltkrieg hat zudem unter den Redakteuren und erfahrenen Journalisten gründlich Ernte gehalten. Ihre Plätze wurden durch einen Nachwuchs besetzt, dem erst die Umwälzung die Zunge löste; ihnen fehlt noch die Erfahrung der Alten.

Damit hat sich noch eine andere Seite des Zeitungswesens in den Vordergrund gedrängt, das Verdienstmoment. Hier soll nicht noch einmal das eigentliche kapitalistische Meinungsgeschäft erwähnt werden, davon wurde schon weiter oben gesprochen. Bedeutsam ist aber, daß heute Straßenverkauf, Jugkräftigkeit der Überschrift, richtige Wahl der Erscheinungsstunde, Konkurrenz, Verbreitungssystem usw. eine ganz andere Rolle spielen als jemals. Aus den Pfennigen von ehemals sind eben längst Papiermark geworden. Die Papiermark mag oft nicht viel mehr wert sein als Kupferpfennige, sicher ist doch, daß sich auch im Zeitungswesen früher die Kupferpfennige leichter verdienen ließen als jetzt die Papiermark, zumal Papier-, Druck- und sonstige Herstellungskosten der Zeitung nicht mehr so ohne weiteres mit den Inseratenpreisen in Einklang gebracht werden können. Aus diesen rein kaufmännischen Erwägungen heraus ist die politische Presse, oft vielleicht ganz unbewußt, wesentlich sensibler geworden, als sie früher war, mehr auf Käufer-, Abonnentensang eingestellt als jemals.

In diesem Durcheinander mußte die Regierung selbstverständlich festen Halt zu gewinnen versuchen. Sie tat das durch die Ausbildung eines Presseinformationsapparats, auch durch Beibehaltung von Einrichtungen, wie die Pressekonferenzen aus der Kriegszeit, durch Schaffung von Propagandazentralen mit allerlei Tochterunternehmen und durch mancherlei andere Mittel, die mehr oder weniger allgemein bekannt sind.

Wer hat aber heute diese Waffe der Aufklärung und der — Beeinflussung in den Händen? Sozialdemokraten sind nicht mehr dabei, wären wohl auch kaum möglich, wenigstens soweit entscheidende Posten in Betracht kämen. Die ausschlaggebende Macht ist in den Händen des Auswärtigen Amtes. Dieses Reichsministerium hat sich der ihm ungewünscht ins Haus gebrachten Tochter energisch angenommen, um sie zu erziehen. Das ist ihr nicht gut bekommen, oder richtiger, der deutschen Presse ist das — im ganzen gesehen — nicht recht bekömmlich gewesen. Um das Bild der zurzeit vorhandenen Quellen unserer Information über das Ausland abzurunden, bleibt nur noch die Frage: Wer hat nun im Auswärtigen Amt den entscheidenden Einfluß, und welche Einflüsse beeinflussen diesen Einfluß? Hat man sich das überlegt, dann wird einem erst richtig klar, daß heute die Hauptinformationen über die auswärtige Politik Deutschlands von denen kommen, die die auswärtige Politik machen. Es ist selbstverständlich notwendig, daß den für die Verbindungen der jungen deutschen Republik mit dem Ausland verantwortlichen Stellen die volle Möglichkeit gegeben wird, ihre Gedanken auch in Deutschland selbst wirken zu lassen. Man wird vielleicht sogar noch weiter gehen und ihnen das Recht zubilligen, die Presse, als das Sprachrohr der öffentlichen Meinung, auch dann zu benutzen, wenn außenpolitische Entwicklungen vorbereitet werden sollen. Damit muß aber der Einfluß auch zu Ende sein. Man kann nicht den Bäcker allein über die Güte seines Brotes entscheiden lassen. Heute ist aber die öffentliche Meinung von der Wilhelmstraße abhängig, sie kennt überhaupt keine andere Ansicht oder doch nur dann, wenn sie unter den schon geschilderten Schwierigkeiten versucht, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

So hat sich automatisch bei den Zeitungen die Neigung entwickelt, die deutsche auswärtige Politik immer als richtig, kerngesund und vernünftig anzusehen, als aller Weisheit Schluß. Das ist sie aber durchaus nicht ohne weiteres, ganz abgesehen davon, daß verschiedene Wege nach Rom führen. Heute kommt die politische Wahrheit nicht mehr auf direktem Wege in die Mehrzahl der Zeitungen, sie durchwandert erst ein Medium. Das ist immer bedenklich.

Übrigens läßt sich eine starke Entwicklung des Offiziosentums in allen Staaten verfolgen. Überall sind die Regierungen durch den Krieg und seine Folgen, im besonderen auch durch die großen Nachkriegsprobleme, von denen der Versailler Friedensvertrag nur eines neben manchem anderen ist, in den Vordergrund aktiver Tätigkeit gerückt. Während sie früher in erster Linie Verwaltungsmaschinen waren, sind sie jetzt, mit einer Fülle früher nie gekannter Aufgaben belastet, in völlig neue Bahnen der Organisation und der Kämpfe um die Zukunft der Nationen hineingezwungen worden. Damit wuchs in allen Ländern auch das Offiziosentum.

Kehren wir zu Deutschland zurück. Das Unglück dieser allgemeinen offiziellen Durchtränkung des gesamten politischen Lebens und aller Tageszeitungen Deutschlands trifft zuerst in seiner vollen Schädlichkeit die Arbeiterpresse, deren Stolz es stets gewesen ist, eine eigene, klare und unbeeinflusste Politik zu machen.

Betrachten wir einmal am praktischen Beispiel die Nachteile, die sich aus der allgemeinen Beeinflussung der Auffassung außenpolitischer Frage ergeben haben. An üblen Erfahrungen fehlt es nicht. Nehmen wir nur

die Informierung der deutschen Presse über die Londoner Verhandlungen und die damit im Zusammenhang stehenden Vorgänge. Wer erinnert sich nicht der letzten Tage vor der Londoner Konferenz? Die deutsche Presse stimmte beinahe restlos darin überein, daß zwischen Lloyd George und den Franzosen eine unüberbrückbare Kluft bestände. Je nach der politischen Stellung der Zeitung wurde das verschieden ausgewertet. Völlige Skeptis fand man eigentlich nirgends; in einer ziemlich Anzahl von Fällen wurden Zukunftsgedanken ausgesprochen, die etwas von dem: »Endlich ein starker Mann« an sich hatten, in einem anderen, dem wesentlicheren Teile der deutschen Zeitungen wurde das zwischen den Zeilen als ein Gewinn aus guter deutscher Politik dargestellt. Innerhalb weniger Tage erfuhr aber die Allgemeinheit, daß die Alliierten einstimmig zu Sanktionen gekommen seien. Über den ersten Schreck wurden die Zeitungsläser damit hinweggebracht, daß man ihnen schilderte, wie raffiniert die blauweißroten Sirenen den nüchternen englischen Kaufmann zu verführen verstanden hatten, dann schimpfte man — ganz unlogisch — auf den unsauberen Charakter Lloyd Georges, der ein Intrigant sei, und zum Schlusse tröstete man sich damit, daß die Alliierten schön töricht seien. Da sie das deutsche Angebot nicht angenommen hätten und militärische Erfolge anstrebten, bekämen sie gar nichts. Dabei mußte jedem nüchtern Überlegenden klar sein, daß die Ausweitung der militärischen Befehungen bald zu sehr ernsthaften wirtschaftlichen Maßnahmen führen werde, denn hinter den Sanktionen steht die bewährte englische Handels- und Kolonisierungstechnik.

Ebenso zeigte sich in der Frage der androhten Zölle die törichte Haltung der deutschen Presse in schönster Reinkultur. Sofort nachdem die ersten Nachrichten über die Absichten der Entente bekanntgeworden waren, begannen die Meldungen über den allgemeinen energischen Protest des Auslandes. Außerdem wurde bewiesen, daß diesen Zoll doch eigentlich das Ausland selbst zahlen müsse. Von den Neutralen hat man seither nichts mehr gehört, und das feindliche Ausland wird den Zoll tragen, weil die Industrie dieser Länder bei dem Boykott der deutschen Waren gute Geschäfte macht.

Diese Beispiele könnten beliebig vermehrt werden, haben sie doch alle eine gemeinsame Ursache, nämlich die, daß unsere sozialdemokratische Presse die Aufgabe einer eigenen klaren Auslandspolitik nicht in vollem Umfang befolgen kann, weil ihr einfach die Voraussetzungen dazu fehlen. Wir dürfen daher unter keinen Umständen weiter von den offiziellen Informationen über die deutsche auswärtige Politik und über die Stimmungen des Auslandes abhängig bleiben. Die sozialdemokratischen Zeitungen müssen sich selbständig über die Meinungen des Auslandes und im besonderen über die Politik der ausländischen Parteien unterrichten. (Schluß folgt)

Kinder, Jugendliche und Frauen im Strafrecht¹

Von Henni Lehmann

Die Gerichtsbarkeit über Jugendliche soll durch ein besonderes Jugendgerichtsgesetz geregelt werden. Einzelne Bestimmungen des vorgeschlagenen Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes berühren sich mit der strafrechtlichen Ordnung und ergänzen diese.

¹ Siehe den Artikel »Zum Strafrechtentwurf« in Heft 5, S. 112 ff.

Die wesentlichen Grundsätze jedoch stellt der Strafgesetzentwurf von 1919 fest, und er wird deshalb für die anderen Gesetze richtungsgebend sein.

Es ist nun sicherlich ein erfreuliches Zeichen für die erhöhte Bedeutung, die der Entwurf der Behandlung der Jugendlichen beimißt, daß er die Bestimmungen über Kinder und Jugendliche in einem besonderen Abschnitt (§ 129 bis 137 des Entwurfs) zusammenfaßt. Auch trägt er einer alten Forderung Rechnung, nach der der Beginn der Straffähigkeit, die sogenannte Strafmündigkeit, heraufgesetzt wird über das 12. Jahr, mit dem gegenwärtig die Strafmündigkeit beginnt. Leider begnügt sich der Entwurf hier mit einer Halbheit, eine charakteristische Eigenheit verschiedener gegenwärtig vorliegender neuer Gesetzentwürfe. Sie stellen vielfach einen Kompromiß dar zwischen Gewesenem, Überlebtem und notwendigem Neuem und werden deshalb unsehlbar in kurzer Zeit hinter den Forderungen des Tages hinken. Fachkreise fordern fast durchgehend eine Erhöhung des straffreien Alters — also des Beginns der Strafmündigkeit — auf das vollendete 16. Lebensjahr. Vorher sollen nur Erziehungsmaßregeln zulässig sein. Diese Forderung ist auch auf dem Innsbrucker Juristentag vor einem reichlichen Jahrzehnt lebhaft vertreten worden. Wer die Entwicklung von Kindern kennt, der weiß, daß gerade das Alter zwischen 14 und 16 Jahren das seelisch unausgeglichenste ist, daß am meisten zu Unregelmäßigkeiten neigt. Hier sollte man nicht bei Verfehlungen gleich das grobe Geschick eines Strafgerichtsverfahrens auffahren, sondern durch das zuständige Jugendamt Erziehungsmaßnahmen anordnen lassen, zu denen ja auch die Verwahrung in einer geeigneten Anstalt gehört. Solche besondere Anstalten oder Abteilungen, in denen Freiheitsstrafen von mehr als Monatsdauer an Jugendlichen zu vollstrecken sind, steht auch der Strafrechtsentwurf vor, und er bestimmt erfreulicherweise, daß künftig bei Vollstreckung von Freiheitsstrafen jugendliche Gefangene von Erwachsenen getrennt zu halten sind. Immerhin sind es Gefängnisse und nicht Erziehungsanstalten.

Die obere Grenze der verminderten Straffähigkeit beläßt der Entwurf bei dem vollendeten 18. Lebensjahr, wie bisher. Dann soll die volle Strafmündigkeit der Erwachsenen eintreten. Auch diesen Zeitpunkt sollte man auf das vollendete 20. Lebensjahr erhöhen. Zunächst aus psychologischen Gründen, denn früher kann man die Reifenzzeit der Pubertätsjahre nicht als abgeschlossen ansehen. Dann aber auch im Interesse der Einheitlichkeit in der gesetzlichen Behandlung dieser Fragen. Es ist doch geradezu unverständlich, wenn heute jemand zur Führung seiner bürgerlichen Geschäfte erst gesetzlich fähig erachtet wird mit 21 Jahren, für vollreif zur Teilnahme an Staatsgeschäften, zur Ausübung politischer Rechte mit 20 Jahren, als vollverantwortlich für Verfehlungen gegen das Gesetz hingegen schon mit 18 Jahren. Das Umgekehrte wäre, wenn man nicht einen gleichen Zeitpunkt ansehen will, doch wohl das Rechte, das heißt daß jemand zuerst einmal fähig wird, seine eigenen Geschäfte zu besorgen, ehe er für die Allgemeinheit verantwortlich sein kann, und ehe man ihn für Verfehlungen voll zur Verantwortung zieht. Dieser Inkonsistenz entspricht, daß der Strafrechtsentwurf, obschon er die volle Strafmündigkeit mit 18 Jahren eintreten läßt, doch die Schutzaufsicht für Jugendliche — mit vollem Recht — bis zum vollendeten 21. Lebensjahr, also bis zur bürgerlichen Mündigkeit zuläßt. Im einzelnen sieht er dann vor, daß Erziehungsmaßregeln bestehen können in Überweisung an den gesetzlichen Vertreter, die Schulbehörde, besonderen Anordnungen oder Fürsorgeerziehung. Es scheint mir richtig, zunächst den Beginn der vollen Strafmündigkeit heraufzusetzen auf das 20. Jahr, dann aber nicht an erster Stelle das Gericht befinden zu lassen, ob Erziehungsmaßregeln oder Strafe eintreten soll — in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kommen doch wohl Erziehungsmaßregeln in Frage —, sondern verbrecherische Jugendliche zunächst dem zuständigen Jugendamt zuzuführen. Dies mag dann befinden, ob Erziehungsmaßregeln am Platze sind oder der Jugendliche dem Gericht zur Aburteilung zu überweisen ist. Dadurch wird in vielen Fällen das Gerichtsverfahren vermieden, bei

dem sich Jugendliche mit abenteuerlichem Sinne nicht selten interessant vorkommen — besonders wenn die Zeitungen darüber berichten.

Beziehen sich diese Bestimmungen auf die kriminelle Aktivität der Jugendlichen, so gilt ein anderer Teil dem besonderen Schutze der Jugendlichen. Hier ist zu begrüßen, daß die Strafen bei Mißhandlung von Jugendlichen erhöht werden. Die Mißhandlungen sollen mit Gefängnis nicht unter drei Monaten, bei fortgesetzten Handlungen mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft werden. Ebenso ist erfreulich, daß bei homosexuellen Handlungen, die an Jugendlichen vorgenommen werden, das sogenannte Schutzalter heraufgesetzt wird auf das achtzehnte Jahr, das bedeutet, daß jemand, der an einem Jugendlichen unter 18 Jahren eine homosexuelle Handlung vornimmt, von erhöhter Strafe getroffen wird. Leider hat man nicht ebenso wie den Schutz der Jünglinge den der Mädchen ausgestaltet. Man hat hier die Grenze des Schutzalters gegen unzuchtige Handlungen auf 14 Jahren belassen und die Verführung zum Beischlaf nur bis zum vollendeten 16. Jahre des Mädchens unter Strafe gestellt. Die einzige Verbesserung ist, daß für die Strafbarkeit überhaupt nicht mehr daran festgehalten wird, daß Unbescholtenheit des Mädchens vorliegt, wie dies die Bestimmungen des alten Strafrechts verlangten. Man sollte ebenso wie den Beginn der Strafmündigkeit auch das Schutzalter der Mädchen gegen unzuchtige Handlungen auf 16 Jahre hinauffsetzen und die erhöhte Strafe gegen Verführung zum Beischlaf bis zum vollendeten 18. Jahre ausdehnen, entsprechend der Bestimmung über Vornahme von homosexuellen Handlungen an Jugendlichen.

Will man etwa für die Stellungnahme des Entwurfs anführen, daß Mädchen durchschnittlich früher reif und geschlechtlich entwickelt sind als Jünglinge, so ist dem entgegenzuhalten, daß auch für sie die Gefährdung größer und die Folgen erheblich schwerere sind. Der Beweisführung des Entwurfs, solche Heraussetzung sei nicht statthaft, weil das Mädchen mit 16 Jahren auch eine Ehe schließen könne, vermag ich nicht zu folgen. Zur Eheschließung ist doch noch die Einwilligung des Vaters oder der Mutter erforderlich, also ein Schutz gegen übereilte Handlungen des Mädchens vorhanden.

Ebenso wie die Bestimmungen über Kinder und Jugendliche sind im Entwurf die Strafdrohungen gegen Kuppelei und Mädchenhandel sowie Zuhälterei in einem besonderen Abschnitt zusammengefaßt worden, § 330 bis 336. Dieser bringt eine erhebliche und dringend erforderliche Neuerung in der Bestimmung, daß das Vermieten von Wohnungen an Prostituierte künftig nur strafbar sein soll, wenn diese das 18. Lebensjahr bisher noch nicht überschritten haben und wenn damit ein Ausbeuten der Frau oder ein Anwerben oder Anhalten derselben zur Unzucht verbunden war. Mit Recht betont der Entwurf, daß der bisherige Zustand, nach dem ein Vermieten an Prostituierte unbedingt strafbar war, unhaltbar ist. Da wir die sehr fragwürdige Reglementierung der Prostitution besitzen, kannte einerseits die Polizei die Wohnungen der Prostituierten und kontrollierte die Mädchen, andererseits hätte sie eigentlich die Vermieter zur Anzeige bringen sollen. Einzelne Städte wiesen selbst den betreffenden Mädchen bestimmte Wohnungen oder Straßen an, setzten sich also in Widerspruch zu dem Gesetz. Dazu trug die Gefährdung, der der Vermieter ausgesetzt war, zur weiteren Ausbeutung der Mädchen durch denselben bei. Die Zuchthausstrafen für Kuppelei sind im Entwurf verschärft worden insbesondere dadurch, daß der »Täterkreis für die Verknüpfung von Personen, für deren sittliches Wohlergehen der Täter zu sorgen hat«, ausgedehnt ist auf die Großeltern und den Pfleger. Ebenso werden Mädchenhandel und Zuhälterei schärfer erfaßt. Der Mädchenhandel stellt in der gegenwärtigen Zeit der Not eine besondere Gefahr dar.

Die Sittlichkeitsverbrechen werden ebenfalls in einem besonderen Abschnitt behandelt. Nicht mehr den Sittlichkeitsverbrechen eingeordnet sind Doppellebe und Ehebruch. Das entspricht der psychologischen Notwendigkeit, denn hierbei kommen

meist ganz andere, oft höchst differenzierte seelische Vorgänge in Frage als bei den eigentlichen Sittlichkeitsvergehen, bei denen die Befriedigung des sexuellen Triebes das einzig Ursächliche ist.

Besonders erfreulich ist ein neuer § 318, der allgemein den Mißbrauch des Abhängigkeitsverhältnisses einer Frau zur Nötigung zum Beischlaf unter Strafe stellt. Das ist vor allem wichtig für die Beziehungen der Arbeitnehmerin zum Arbeitgeber oder dessen einflussreichen Angestellten. Bisher standen nur gewisse Kategorien, Eltern, Lehrer, Geistliche, Beamte, die ein Abhängigkeitsverhältnis zu unmündigen Zwecken mißbrauchten, unter Strafe.

Bei der Notzucht schützte das bisherige Recht willenlose, bewußtlose und geistesranke Frauen. Dafür spricht der Entwurf anstatt von willenlosen von Frauen, die »wegen Geisteschwäche oder aus anderen Gründen zum Widerstand unfähig sind«. Es ist wünschenswert, daß später die Rechtsprechung diesem Moment besonders Rechnung trägt, da bekanntlich etwas geistesschwache Mädchen mehr geschlechtlich erregt und weit weniger widerstandsfähig sind. Nach Reißer waren ein Drittel sämtlicher Prostituierten sogenannte Imbezille.

Man wird wohl ziemlich allgemein bei den Frauen aller Parteien bedauern, daß die Bestimmungen über die Überwachung der gewerbsmäßigen Unzucht und die Reglementierung der Prostitution nicht aus dem Entwurf verschwunden sind und eventuell bei Übertretung der regelnden Vorschriften eine Gefängnisstrafe bis zu drei Monaten eintreten kann. Die Reglementierung hat sich als gesundheitlich zwecklos erwiesen, da die Untersuchungen in viel zu langen Zwischenräumen erfolgen. Sie deklariert und entwürdigt die unglücklichen Frauen, die dies Gewerbe treiben, und sie erschwert ihnen die Rückkehr in ein geordnetes Leben. Die Denkschrift gibt an, daß die betreffende Bestimmung des Entwurfs nur eine einstweilige sei und übereinstimme mit dem Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der die Überwachung der Prostitution grundsätzlich für das ganze Reichsgebiet regelt. Hoffen wir, daß diese Regelung humanen Grundsätzen entsprechen wird und sich nicht wiederum mit halben Maßregeln begnügt.

Die Seelen der Völker

Von Franz Laufhütter

Es gibt heutzutage noch immer Leute, unverbesserliche Illusionisten und Optimisten, die trotz des Krieges und des Friedensvertrags von einer Völkerverbrüderung träumen und im Geiste mit dem altjüdischen Propheten eine Zeit herannahen sehen, in der die Menschen ihre Schwerter in Sichel und Pflugscharen umschmieden werden. Auf der anderen Seite gibt es zahlreiche Leute, die fest überzeugt sind, daß in kürzester Zeit wiederum die Kriegsfackel entzündet und daß eine Periode schlimmster Völkerzerfleischung anbrechen wird. Rührterne Beobachter und Realpolitiker stehen ziemlich in der Mitte zwischen beiden Extremen, sie haben erkannt, daß im Völkerleben neben Gegensätzen auch Berührungspunkte vorhanden sind, daß die gegensätzlichen Interessen immer wieder von gemeinsamen Interessen durchkreuzt werden. Darum streben sie eine Völkerverständigung an, darum sind sie bemüht, die verschiedenen Völker seelisch einander näherzubringen. Sie schlagen denselben Weg ein, der auch im gewöhnlichen Leben am ehesten Erfolg verspricht, daß man sich gegenseitig kennen und verstehen lernt, daß man nicht mehr aneinander vorüberredet, sondern sich gegenseitig in die Seele schaut. Daß ein solches Kennen- und Verstehenlernen der Völker untereinander die unabwiesbare Vorbedingung einer Völkerverständigung ist, bedarf weiter keines Beweises, und wie weit wir davon heute noch entfernt sind, ist allgemein bekannt. Hier hat zweifellos die Völkerpsychologie noch eine dankbare Aufgabe zu erfüllen, und zwar dadurch, daß sie nicht im früheren Sinne die allgemein-menschlichen, bei allen Völ-

kern übereinstimmenden Eigenschaften hervorhebt, sondern daß sie die seelischen Unterschiede der einzelnen Völker erforscht und aufzeigt und uns lehrt, wie jedes Volk eine Persönlichkeit ist und deshalb anders behandelt werden muß wie jedes andere Volk. Ist es nicht eine Tatsache, daß es an diesem gegenseitigen Verstehen bislang durchaus gefehlt hat, eine Tatsache, die durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte auch dem blindesten Auge erkennbar geworden ist?

Durch den Weltkrieg hat die Wissenschaft von den Seelen der Völker erklärlicherweise einen gewaltigen Anstoß bekommen, weil allgemein das Bedürfnis empfunden wird, durch ein gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen eine Verständigung unter den Völkern herbeizuführen und dadurch den gegenwärtigen unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Besonders in Deutschland beschäftigten sich während des Krieges und nach dem Kriege zahlreiche Gelehrte mit völkerpsychologischen Fragen, um sich darüber Rechenschaft zu geben, wie es zu erklären ist, daß das deutsche Volk in seinem schweren Ringen so wenig Sympathie unter den anderen Völkern gefunden hat. Offenbar ist diese seelische Isolierung Deutschlands nicht nur auf wirtschaftliche Interessengegensätze zurückzuführen, sondern auch auf geistige und seelische Gegensätze. Soll es in dieser Beziehung anders und besser werden, so müssen wir uns bemühen, in die Seele des russischen, englischen, französischen, italienischen, slawischen, amerikanischen Volkes einzudringen. Das Döken auf unsere völkische Eigenart und die Betonung unserer Überlegenheit tut es nicht. Diese beliebte Methode schadet sicherlich mehr als sie nützt.

Der verdiente deutsch-russische Volkswirtschaftler und Soziologe Dr. Elias Hurwicz hat neuerdings ein Werk¹ veröffentlicht, das einen dankenswerten Beitrag liefert zu einer vergleichenden Völkerpsychologie. Er weist dieser Wissenschaft ganz neue Bahnen, indem er eine neue Systematik und Methodik einschlägt, um die seelischen Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern auf Grund der verschiedenartigen physikalisch-geographischen Einflüsse, der affektiven Beschaffenheit, der historischen und sozialen Bedingungen sowie der geistigen Anlagen der einzelnen Völker herauszuschälen. Und zwar tut er dies nicht auf dem Wege der bloßen Abstraktion, er greift vielmehr in das wirkliche Leben hinein und weist aus der Sprache, der Kunst, der Philosophie usw. nach, wie sich diese Unterschiede erklären und verstehen lassen. Dadurch gewährt das Buch nicht nur einen wissenschaftlichen, sondern auch einen künstlerischen Genuß. Leider wird dieser Genuß für Laien dadurch beeinträchtigt, daß die zahlreichen fremdsprachigen Zitate das Verständnis erschweren.

Das Bewußtsein der Menschen, daß die verschiedenen Völker verschiedene seelische Eigenarten besitzen, ist schon alt, denn manche Schriftsteller des Altertums haben bereits darauf hingewiesen, daß sich die einzelnen Völker in dem gesamten Gehaben voneinander unterscheiden. Neuerdings ist das Verständnis für fremde Volksseelen ständig gewachsen, und man hat auch erkannt, daß die Volksseele nach zwei Richtungen hin zu betrachten ist: als Volksg Geist, das heißt als Verkörperung der intellektuellen Eigenschaften, und als Volkssch arakter, das heißt als Ausdruck der Gemütsstimmung eines Volkes. Die Geschichte der Philosophie und der anderen Wissenschaften lehrt uns, daß die verschiedenen Völker ganz verschiedenartig denken und urteilen, daß sich die Denkprozesse in ihrem Hirn ganz verschiedenartig abspielen — sie haben einen eigenartigen Volksgeist. Die Weltgeschichte und die Beobachtung des Völkerlebens lehrt uns nicht minder, daß auch das Verhalten der verschiedenen Völker in den Wechselfällen des Schicksals ganz verschiedenartig ist, das heißt, daß sie einen ganz verschiedenartigen Volkscharakter haben. Diese Volksseele, dieser Komplex von Volksgeist und Volkscharakter, ist nichts Einfaches und Starres, sie ist vielmehr aufzufassen als ein lebensvoller Or-

¹ Dr. Elias Hurwicz, Die Seelen der Völker. Ihre Eigenarten und Bedeutung im Völkerleben. Ideen zu einer Völkerpsychologie. Göttingen, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. Preis 6 Mark.

ganismus, in dem die verschiedenen Kräfte und Funktionen ineinander verwoben sind. Diese ständig fluktuierenden Elemente, die einem Volke, abgesehen von den individuellen Besonderheiten seiner Angehörigen, das völkische Gepräge geben, herauszubestillieren und ihre Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, das ist die Aufgabe der Völkerpsychologie.

Von jeher hat man in der geographischen Lage, in der Bodenbeschaffenheit und dem Klima eines Landes die Ursachen der völkischen Eigenart gesucht. Zweifellos übt die weite, öde Steppe Rußlands auf die russische Volksseele einen anderen Einfluß aus als der südliche Himmel Italiens und das nebelige Klima Englands auf die italienische oder englische Volksseele, zweifellos muß ein Volk wie das griechische, das die meisten Arbeiten im Freien verrichtet, ein anderes Gepräge tragen als etwa das deutsche, das in dumpfen Räumen tagelang seine Tätigkeit ausübt, aber dennoch dürfen wir diese Einflüsse nicht überschätzen. Es gibt Völker, und es hat immer solche gegeben, die infolge einer natürlichen Veranlagung mehr aus ihrem Lande gemacht haben, als man nach den geographisch-klimatischen Verhältnissen erwarten durfte. Deshalb darf man die Wirkung der einem Volke eingeborenen Kräfte und Fähigkeiten nicht außer acht lassen. Diese Wirkung wird noch verstärkt durch die Erziehungsmittel, die den Menschen von der Wiege bis zur Bahre begleiten, durch die gemeinsamen Erlebnisse eines Volkes, die in der Geschichte ausgezeichnet sind, durch die Natur- und Kulturgemeinschaft, die alle Glieder eines Volkes umschlingt, durch die Sprache, Literatur und Kunst, die Denken und Fühlen beeinflussen, durch die soziale Organisation, die imstande ist, den Volksgeist in eine bestimmte Richtung zu lenken. Allerdings sind die Klassegegensätze und sozialen Unterschiede innerhalb ein und desselben Volkes geeignet, die Einheit eines Volkes zu zerstören, aber immer wieder, das lehrt uns die Gegenwart deutlich, bricht sich der Wille zur Volksgemeinschaft doch wieder Bahn. Ein lebensvoller Organismus, der durch tausend Fäden innerlich verbunden ist, kann nun einmal nicht dauernd auseinandergerissen werden. Daher wird das nationale Bewußtsein, allem Internationalismus zum Troß, niemals auszurotten sein, die Völker werden eben Persönlichkeiten bleiben und sich ihre Eigenart erhalten, die Hoffnung auf eine unterschiedslose Einerleiheit, einen Völkerbrei, in den alle Völker zusammengerührt werden, ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Das einzige, was wir Gegenwartsmenschen tun können, ist, daß wir uns unserer Volkspersönlichkeit bewußt werden, gleichzeitig aber auch erkennen, daß alle Kulturvölker gegenseitig aufeinander angewiesen und gegenseitig voneinander abhängig sind. Und daß wir in die Menschheit die Überzeugung hineintragen, daß nicht die gegenseitige Zersfleischung, sondern daß der friedliche Wettbewerb das Mittel ist, das Glück der Menschheit zu fördern.

Die Völkerpsychologie zeigt uns, daß in der Seele jedes Volkes nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten vorhanden sind und daß man jedes Volk so behandeln muß, wie es ist, nicht wie es sein soll. Diese Einsicht soll uns bewahren vor jenem nationalen Chauvinismus, der das eigene Volk, aus durchsichtigen Gründen, in den Himmel hebt und die anderen Völker schwarz in schwarz malt. Erst wenn dieser Chauvinismus, das Zerrbild des Nationalismus, der in allen Völkern lebt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist, kann eine Völkerverständigung aufkommen. Schon Goethe hat das schöne Wort geprägt, daß nicht ein einzelnes Volk im Besitz der ganzen Wahrheit ist, sondern daß die ganze Wahrheit der gesamten Menschheit gehört, und Wilhelm v. Humboldt hat in der Verschiedenheit der Volksseele ein allgemeines Naturgesetz erblickt. Darum muß neben der religiösen Toleranz, die die frühere Unbuddsamkeit, leider noch längst nicht genügend, abgelöst hat, auch die nationale, die völkerpsychologische Toleranz erblühen. Auch hier muß die Forderung verwirklicht werden, die Lessing in seinem Toleranzdrama »Nathan der Weise« aufstellt:

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
 Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
 Nur muß ein Gipselchen sich nicht vermessen,
 Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Diese gegenseitige Duldung wird ersprießen aus gegenseitigem Kennen- und Verstehenlernen, das uns die Überzeugung beibringt, daß jedes Volk ein Recht hat, sich seiner Eigenart gemäß auszuleben, falls es kein anderes Volk in dem gleichen Rechte beeinträchtigt. Die Möglichkeit eines Völkerbundes, die uns als erstrebenswertes Ziel vorschwebt, kann daher auch nur dann zu einer Wirklichkeit werden, wenn wir bewußtermaßen Rücksicht nehmen auf die Verschiedenartigkeit der Völkerseelen.

Literarische Rundschau

Philipp Alexander Koller, *Das Massen- und Führerproblem in den freien Gewerkschaften*. (Ergänzungsheft 17 des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.) Tübingen 1920, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Es ist bedauerlich, daß dieses Buch nicht in einem Stil geschrieben ist, der seine Lektüre für breitere Kreise leichter und anziehender machen würde, denn es verdient, von möglichst vielen Gewerkschaftspraktikern gelesen zu werden. Es behandelt leider die Frage, wieweit in den Gewerkschaften wirklich von einer Vergewaltigung der Massen, von einer Oligarchie der Führer gesprochen werden kann, nur für die Zeit vor dem Kriege und — weniger ergiebig und erschöpfend — für die Jahre 1914 bis 1917 (die Arbeit wurde bereits 1918 abgeschlossen und dann vor der Veröffentlichung nicht mehr umgestaltet). Gleichwohl gibt das Buch eine Fülle wichtiger Erkenntnisse und darüber hinaus auch Richtlinien, die zur Urteilsbildung über die Erscheinungen der Nachkriegszeit dienen können. Und so ist es gewiß auch im besten Sinne aktuell.

Koller zeigt zunächst, anknüpfend an Simmels Soziologie, wie sich zwischen einer Organisation, die von ihren Angehörigen ja immer nur Teile sozialisiert, und diesen Angehörigen in ihrer Totalität stets gewisse Gegensätze herausbilden müssen. Sie werden um so geringer sein, je mehr die Verfassung der Organisation das demokratische Prinzip verwirklicht; aber auch die demokratische Verfassung wird sie nicht ganz beseitigen können. Seine Untersuchung erstreckt sich nur darauf, ob bei den Klagen über die Selbstherrlichkeit der Führer in den Gewerkschaften nur jener unvermeidbare Gegensatz zwischen Individuum und Organisation zugrunde liegt, ob die Führer also von den Anschuldigungen nur getroffen werden, weil sie die Repräsentanten des Gesamtwillens beziehungsweise des Mehrheitswillens sind, oder ob die Entwicklung tatsächlich zur Herrschaft einer »Gewerkschaftsbureaukratie« unter Ausschaltung des Massenwillens führte. In einem ausgezeichneten Kapitel wird zunächst dargelegt, daß die von Michels in seinem bekannten Werke aufgestellten Thesen, wonach sich in der Parteidewegung stets ein Übergewicht und eine Oligarchie der Führer herausbilden müsse, selbst wenn sie auf die Partei zutreffen sollten, nicht ohne weiteres (wie Michels es tut) auch auf die Gewerkschaften angewandt werden dürfen. Die Maßnahmen der Gewerkschaften erfassen die Mitglieder in ganz anderem Maße als die Politik der Partei; das bedeutet naturgemäß eine ganz andere Sensibilität der Massen in den Gewerkschaften gegenüber den leitenden Instanzen der Organisation; die Aufgaben der Gewerkschaften erlauben den Mitgliedern aber auch eine ganz andere Legislative und selbst Festlegung der Exekutive, als es die Ziele und Zwecke einer Partei gestatten. Ein weiteres Kapitel untersucht den Aufbau der Verfassung der Gewerkschaften: es gelangt zu dem Schluß, daß diese in weitestgehendem Maße Vorkehrungen gegen die Oligarchie der Führer treffe. Dem schließt sich die Behandlung einer Reihe

charakteristischer Konflikte innerhalb der Gewerkschaften aus der Vorkriegszeit an: ihre sehr eingehende Untersuchung ergibt, daß den hierbei gegen die Willkür der Führer erhobenen Vorwürfen tatsächlich nicht eine unzulässige Annäherung von Rechten, nicht die Ausschaltung der Demokratie zugrunde liegt. Es wird aber auch in sehr einleuchtenden Darlegungen, die sich mit den in der Diskussion innerhalb der Arbeiterschaft gemachten Anklagen befassen, nachgewiesen, wie jene Mißdeutung der Maßnahmen der Führer erklärlich ist; es wird gezeigt, wie besonders Streiks und Tarifverträge, indem sie das Individuum in höchstem Grade in Anspruch nehmen, aufs stärkste auch mit seinen durch die Organisation nicht sozialisierten Teilen festlegen, Spannungen auslösen müssen. Beachtenswert ist dabei besonders, was der Verfasser über die »Verbeamtung« der Arbeiter durch den fortschreitenden Ausbau der Tarifverträge sagt, die eine zunehmende Herrschaft des Objektiven über das einzelne Subjekt bedeutet. Endlich behandelt ein Kapitel die Gegensätze, die sich während des Krieges innerhalb der Gewerkschaftsbewegung herausbildeten; richtig wird eine Reihe von Gründen für ihre besondere Schärfe, wird ihr von früheren Gegensätzen unterschiedener Charakter dargelegt. Eine letzte Antwort, ob sich in ihnen eine nicht zu rechtfertigende Selbstherrlichkeit der Führer zeige, glaubt Koller schuldig bleiben zu müssen — was keineswegs gegen ihn spricht, sondern nur die Schwierigkeit der Situation während des Krieges beweist.

In Einzelheiten wird man an dem Werk Ausstellungen machen können. Aber als Ganzes kann es nur befruchtend auf die Behandlung eines der wichtigsten Probleme der Gewerkschaften wirken. S. Nestle

Dostojewsky. Geschildert von seiner Tochter. München 1920, Verlag von Ernst Reinhardt.

Trotz der Vorzüge, die das Buch aufweist, muß gleich vorweggenommen werden, daß es keineswegs den Erwartungen entspricht, die man an sein Erscheinen anknüpfte; denn von Beobachtungen aus so unmittelbarer Nähe durfte man ein vollendetes Lebensbild erwarten, tatsächlich aber haftet nur den Schilderungen der engeren Familienverhältnisse Dostojewskys der Reiz der »Unmittelbarkeit« an, während die Sehnsucht, die schaffende dichterische Persönlichkeit Dostojewskys kennenzulernen, unbefriedigt bleibt.

Das Werk ist außerordentlich fleißig gearbeitet. Die Verfasserin hat die Lebensbeschreibung ihres Vaters mit gründlichen Studien über den russischen Volkscharakter verknüpft und stellt ihr eigenes Licht nicht unter den Scheffel. So werden wir sehr eingehend über die Abstammungsgeschichte der Familie Dostojewsky unterrichtet, die litauischen Ursprungs ist und ihre Eigenheiten immer bewahrte, wie sehr der Dichter Dostojewsky sich auch bemühte, russische Wesensart anzunehmen. Wir erfahren viel über seine Eltern und sonstigen Verwandten, die in seinem Leben eine große Rolle gespielt haben, aber gerade diese wissenschaftlichen Darlegungen — nationalistic gefärbt — nehmen dem Buch den Zauber, der sonst von so »persönlichen« Beschreibungen ausgeht. Man erkennt deutlich, daß Studium und Überlieferung das eigene Miterleben ersetzen mußten. Und tatsächlich war auch die Zeit des Zusammenlebens von Vater und Tochter sehr kurz. Dostojewsky war fünfundsiebzig Jahre alt, als er seine zweite Ehe schloß, der Alimée Dostojewsky entstammte, und er starb bereits fünfzehn Jahre später, zu Beginn des Jahres 1881. Fast vierzig Jahre verstrichen, bis sich die Verfasserin (1918/19) zur Herausgabe des Werkes entschloß, und als es geschah, stand sie unmittelbar unter dem Einfluß der jüngsten Erkenntnisse in Rußland, die sie — wie sie in der Einleitung mitteilt — um ihr Hab und Gut gebracht haben, so daß sie fern der Heimat, in der Schweiz, die Veröffentlichung vorbereiten mußte. Der Eindruck des Umsturzes ist in der feindlichen Haltung, die Frau Dostojewsky allem Revolutionären gegenüber einnimmt, deutlich bemerkbar und veranlaßt sie auch, die Wandlung ihres Vaters vom Kosmopoliten, Anarchisten und Revolutionär zum nationalen Russen, Monarchisten und Patrioten

nachdrücklichst immer wieder hervorzuheben. Die Erlebnisse im Zuchthaus, wo sich der Wandel vollzog, sind mit breiter Anschaulichkeit geschildert, und ihre grundlegende Bedeutung für die Entwicklung und das spätere Schaffen des Dichters wird bei jedem neuen Werke festgestellt.

Sehr interessant sind die Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen den Gestalten in Dostojewskys Romanen und seinem eigenen Leben. Sie fragen alle die Züge ihres Meisters, der gegen sich selbst von so schonungsloser Aufrichtigkeit war, daß er auch seine schlechten Eigenschaften, zum Beispiel seine Spielleidenschaft, in seinen Werken darstellte — vielleicht um sich auf diese Weise zu entschärfen. Entschieden die größte Stärke des Buches beruht jedoch auf der Darstellung des »intimen« Lebens des Dichters, seiner häuslichen Umgebung, seiner Liebesirrgungen, seiner seltsamen Veranlagungen, seiner grenzenlosen Güte den Menschen im allgemeinen und besonders seinen Angehörigen gegenüber und aller jener tausend Belanglosigkeiten des täglichen Daseins, die doch so bezeichnend und auch so entscheidend für die Entwicklungsmöglichkeiten eines Menschen sind.

Von den Eigenheiten Dostojewskys ist zu erwähnen, daß er spät reif geworden ist und das weibliche Geschlecht lange Zeit nicht den geringsten Einfluß auf ihn ausübte. Kein Wunder, daß er der erstbesten zum Opfer fiel, die den spät erwachten Geschlechtstrieb des Dichters zu reizen verstand. Auch nach der Lösung seiner ersten unglücklichen Ehe hatte er wenig Glück und verschrub sich mit Haut und Haar einer Abenteuerin, die ihm die schwersten Enttäuschungen brachte. Als Mann in vorgeschrittenen Jahren fand er aber dann doch noch in der Ehe mit seiner neunzehnjährigen Stenographin jene Liebe, Zärtlichkeit und Betreuung, die stets seine tiefste, ungefüllte Sehnsucht gewesen war.

Der 11. November 1921 (30. Oktober russischer Rechnung) bringt die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Dostojewskys, der zelt seines Lebens schwer unter epileptischen Anfällen gelitten und seine Gesundheit durch eine ziemlich unregelmäßige Daseinsführung untergraben hat. Das vorliegende Buch bedeutet bereits eine Vorbereitung dieses Gedenktags, wenn wir auch hoffen wollen, daß es bedeutendere Nachfolger finden wird. Rußland selbst wird den großen Dichter nicht vergessen, der in seinen jungen Jahren an der Spitze der Opposition stand. Und auch das übrige Europa wird versuchen müssen, den Dank abzutragen, den es dem Verehrer und Bewunderer westlicher Kultur schuldet.

J. S.

Hans Pflug, Seine Auferstehung. Roman. Leipzig, Erdgeist-Verlag (T. W. Mamsch & Co.). 96 Seiten. Preis gebunden 12 Mark.

Dieser Roman ist der erste an die Öffentlichkeit gelangende Prosaversuch eines Lyrikers, auf dessen zartgekübte Rhythmen wir in diesen Blättern bei früherer Gelegenheit bereits hinweisen konnten. Es ist eine Künstlergeschichte: die Geschichte eines Jugendlich-Ringenden, der seine Erlösung sucht. Eine starke Innerlichkeit prägt die Stimmung der Dichtung. Was Pflug uns gibt, ist kein Buch der Unterhaltung. Verträumte Nachdenklichkeit und dystoprambische Wildheit wechseln in läher, unvermittelter Folge auf diesen Blättern. Ereignisse revolutionären Zeitgeschehens geben hier und da einen aktuellen Einschlag. Und trotzdem ist dieser Ich-Roman der hämmernenden Pulse und der zuckenden Nerven nicht für das übliche Publikum der Tageszeitungen geschrieben. Ganz langsam muß man dieses Buch vielmehr lesen und seinen dämonischen Inhalt in sich aufnehmen. Nur dann wird man dem Dichter einigermaßen gerecht werden können. Die jugendlich gährende Art des ungestümen Sich-Gehens läßt mit dem Urteil freilich stark zurückhalten. Die Feuer, die in »Seine Auferstehung« lodern, müssen erst noch ein wenig niedergebrannt sein, dann wird man eher die echte Glut und die Beleuchtungseffekte voneinander unterscheiden können.

Für die Redaktion verantwortlich: H. Gadow, Berlin-Friedenau, Albrechts 15

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Produktivkraft und Inlandverbrauch. Von S. Mollen-
buhr.

Demokratisierung der inneren Verwaltung. Von Wil-
helm Guste.

Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse.
Von Kurt Heinig. (Schluß.)

Verbesserung des Nachrichtendienstes. Von Friedrich
Olt (Elberfeld).

Gewerkschaftliche Probleme. Von Paul Barthel.

Literarische Rundschau: Die Kriegsreden Georges Clé-
menceaus. ♦ Walter v. Molo, Das Volk wacht auf. ♦
Viktor Panin, Das zaristische Rußland. ♦ Georg Grad-
nauer und R. Schmidt, Die deutsche Volkswirtschaft. ♦
Annemarie v. Nathusius, Es leuchtet meine Liebe.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Gellen, W.**, Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur. Wiedergeburt der Mathematik aus dem Geiste Kants. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 94 S.
- Graf, Gg. Engelbert**, Europa und der nächste Krieg. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung. 30 S. Geh. M. 8.50.
- **Stammt der Mensch vom Affen ab?** Heft 8 der Sammlung „Proletarische Jugend“. Berlin, Verlagsgenossenschaft „Freiheit“. 88 S. Kart. 4 M.
- Hirsch, Paul**, Aufgaben der deutschen Gemeindepolitik nach dem Kriege. Verfassungs- und Verwaltungsfragen. Finanzwesen. Armen- und Waisenfürsorge. Arbeitslosenfürsorge. Dritte, erweiterte Auflage. I. Teil. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft. 104 S.
- Institut international d'agriculture**, Le développement agricole et économique du Brésil. Rom, Selbstverlag. 24 S. Geh. 1 Fr.
- Internationales Arbeitsamt**, Erhebung über die Produktion. 1. Band: Einleitende Denkschrift. Genf, Selbstverlag. 214 S.
- Jüdischer Sozialistischer Arbeiterverband Poale-Zion**, Die Poale-Zion-Delegation auf der Internationalen sozialistischen Konferenz in Wien vom 22. bis 27. Februar 1921. Wien, Selbstverlag. 12 S.
- Reil, Wilh. und Fritz Winkler**, Steuerbuch. Einkommensteuergesetz, Körperschaftsteuergesetz, Kapitalertragsteuergesetz, Landessteuergesetz, Erbschaftsteuergesetz, Reichsabgabenordnung mit gemeinverständlichen Erläuterungen. Stuttgart, Schwäbische Tagewacht G. m. b. H. 298 S. Geh. 20 M.
- Roelisch, Ad.**, Kreatur. Erlebnisse und Gestirte. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 166 S. Geh. 6 M., geb. M. 12.50.
- Saugens Auswahlbände**: 1. Die schönsten Erzählungen von Hauff. 2. Die schönsten Novellen von Björnson. Beides ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo. München, Albert Langen. 264 u. 240 S. Geh. je 15 M.
- Lenin, N.**, Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland: Karl Hoyer Nachf., Hamburg. 186 S. Geh. 4 M.
- Manthner, Fr.**, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 658 u. 598 S.
- Miethe, Walter**, Ein Kapitel Diskontogesellschaft. Aus der Werkstatt des Bankkapitals. Die Sabotage der Produktion. Gisterwerda, Selbstverlag.
- Raphaël, Fritz**, Wertschwankungen und Bilanz. Flugchrift der Frankfurter Zeitung. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei. 24 S. Geh. M. 2.20.
- Riemann, Rob.**, Schwarzrotgold. Die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 215 S. Geh. 21 M., geb. 28 M.
- Schöningh, Ferd.**, Katalog Nr. 199: Kunstwissenschaft. Galeriewerke. Illustrierte Bücher. Dänabück, Selbstverlag der Buchhandlung.
- Weigel, Adolf**, Mitteilungen für Bücherfreunde. 4. Folge. Bibliophilentagung in Frankfurt a. M. usw. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung.
- Wendel, Herm.**, Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei. 126 S.
- *** **Die Kommunistische Internationale. Organ des Exekutivkomitees.** Nr. 14 und 15. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland: Karl Hoyer Nachf., Hamburg. 235 u. 555 S. Kart. je 7 M.
- *** **Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien.** Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Kiel 1920. München, Dunder & Humblot. 280 S. Geh. 30 M.
- *** **Geschäftsbericht der Großeinkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine.** Hamburg. 64 S.
- *** **Protokoll der Internationalen sozialistischen Konferenz in Wien vom 22. bis 27. Februar 1921.** Herausgegeben vom Sekretariat der Internationalen Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 184 S. Geh. 12 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 12

Ausgegeben am 17. Juni 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Produktivkraft und Inlandsverbrauch

Von H. Molkenbahr

Durch die Annahme des Ultimatums ist Deutschland in eine schwierige Lage gebracht. Es fragt sich: Was kann Deutschland leisten? Vorläufig ist die Leistungsfähigkeit der Zukunft in Dunkel gehüllt, denn so groß ein Wirtschaftsgebiet auch sein mag, hängt doch seine Leistungsfähigkeit von den Händen in anderen Ländern ab. Was nützt die Schaffung von Werten, wenn man sie nirgends anbringen kann? Der Baumwollplantagenbesitzer in den Südstaaten Amerikas, Ägyptens oder Indiens versinkt in Elend, wenn die Spinnereien in Europa stillstehen. Das Wirtschaftsleben aller Kulturstaaten ist so eng miteinander verbunden und verfilzt, daß fast jeder Staat mit seiner Wirtschaft abhängig ist von den übrigen Staaten.

Kann man auch nicht in die Zukunft sehen, so kann man doch die Frage von dem Standpunkt untersuchen: Was könnte Deutschland leisten, wenn sein Wirtschaftsleben wieder auf jene Höhe gebracht würde, auf der es vor dem Kriege stand? Auch hierüber gehen die Meinungen weit auseinander. Vielfach wird die Behauptung aufgestellt, daß der größte Teil unserer Produktion an das Ausland verkauft wird. In einer von dem Bankhaus Arnhold in Dresden 1914 aus Anlaß seines fünfzigjährigen Bestehens herausgegebenen Festschrift wird zum Beispiel behauptet, daß von den Produkten der Wirkwarenindustrie nur ein reichliches Viertel in Deutschland verbraucht würde und annähernd drei Viertel ins Ausland gingen. Da wir bestimmte Ziffern über die Höhe der Ausfuhr haben, können solche Irrtümer nur aus der zu niedrigen Einschätzung der Produktion entstehen. Wir haben nur über wenige Produkte eine einigermaßen zuverlässige Produktionsstatistik, aber aus ihr sieht man, daß immer nur ein kleiner Bruchteil der Erzeugung ins Ausland geht und der weitaus größte Teil im Inland verbraucht wird. Auch in dem Sachverständigenratgutachten über die wirtschaftlichen Wirkungen der Pariser Beschlüsse werden Produktion und Inlandsverbrauch viel zu niedrig eingeschätzt. Es heißt auf S. 35 des Weißbuchs:

Die deutsche Industrie hat heute bei Zugrundelegung der Preise von 1913 eine Produktionsmöglichkeit von etwas über 14 Milliarden Goldmark, das ist gegenüber der wirklichen Produktion von 1913 ein Rückgang von 11 Prozent, der auf Gebietsabtretungen und Raubbau zurückzuführen ist. Die deutsche Industrie müßte also auf eine viel breitere und zeitgemäßere Grundlage gestellt werden.

Von der früheren gewerblichen Produktion gingen etwa 8 Milliarden ins Ausland, während ungefähr ebensoviel neben einer starken Einfuhr von Fertigwaren in der Heimat verbraucht wurden. Nimmt man an, daß unsere bestehenden Anlagen eine Erzeugung für die Exportfabrikation von 6, selbst 8 Milliarden zulassen, so erhellt daraus, wie gewaltig die

Umgestaltung unserer Anlagen sein müßte, um Exportgüter im Werte von 40 Milliarden Goldmark zu schaffen.

Die Sachverständigen schätzen die Produktivkraft Deutschlands und den inländischen Verbrauch entschieden zu niedrig ein. Ich gebe zu, daß unsere Handelsstatistik im Spezialhandel manchen Posten aufweist, der nicht darin stehen sollte. Alle Waren, die nur durchgeführt werden, sollen wohl im Gesamthandel, aber nicht im Spezialhandel verzeichnet sein, und doch findet man in dem Verzeichnis des Anteils der wichtigsten Waren am Spezialhandel unter »Ausfuhr« angegeben: Rohbaumwolle 56 Millionen Mark, Reis poliert 43,3 Millionen Mark, Kautschuk, Guttapercha, Balata usw. Wenn man bei Reis auch annehmen kann, daß ein Teil davon in deutschen Reismühlen geschält ist, so kann das nur ein relativ kleiner Teil sein, denn wir haben 1913 163 443 Tonnen unpolierten und 314 157 Tonnen polierten Reis eingeführt, aber 184 344 Tonnen polierten Reis ausgeführt. Sicher ist, daß auch unter den anderen Positionen der Ausfuhr im Spezialhandel erhebliche Mengen eingeführter Waren vorhanden sind.

Bei einzelnen Warengattungen kann man annähernd feststellen, wie groß der Inlandsverbrauch ist. Zu diesen Warengattungen gehört die Textilindustrie, die in der Hauptsache ausländische Rohstoffe verarbeitet. Um das Quantum verarbeiteter Rohstoffe festzustellen, nehme ich erst die Einfuhr von Spinnstoffen und bringe hiervon die Ausfuhr in Abzug. Das ergibt für 1913 folgende Mengen:

	Doppelzentner	Im Werte von Mark
Seide	86998	380 181 260
Wolle	1 854 626	825 308 570
Baumwolle	4 850 677	569 468 000
Andere pflanzliche Spinnstoffe	2 771 068	183 716 000
	<hr/> 9 563 369	<hr/> 1 958 673 830

Hinzu kamen die im Inland produzierten Spinnstoffe. Wir hatten 5,4 Millionen Schafe, dazu kam Gerberwolle von eingeführten Schaffellen. Rechnet man niedrig, dann gab es immerhin mindestens:

	Doppelzentner	Im Werte von Mark
An Wolle	100 000	24 000 000
An Kunstwolle	700 388	70 038 800
In Deutschland gebauten Flachs	50 077	600 924
	<hr/> 850 465	<hr/> 94 639 724

Es wurden also mindestens 10 413 834 Doppelzentner Spinnstoffe verarbeitet. Rechnet man, daß 100 Kilogramm Spinnstoff 80 Kilogramm Garn liefern, dann wurden 8 331 068 Doppelzentner Garn produziert. Außerdem wurden 560 609 Doppelzentner Garn mehr ein- als ausgeführt. Insgesamt hatten also die Webereien, Wirkereien, Posamentenfabriken usw. 8 891 677 Doppelzentner Garn zur Verarbeitung. In der Textilindustrie waren 1913 986 586 gegen Unfall versicherte Arbeiter beschäftigt. 1907 waren 84 Prozent der Textilarbeiter gegen Unfall versichert. Nimmt man an, daß das Verhältnis noch dasselbe ist, dann gab es 1913 1 174 500 Textilarbeiter, die an Lohn 1 023 459 300 Mark bezogen. Ferner 1913 wurden an Textilwaren, ohne Spinnstoff und Garn, 1 254 297 Doppelzentner im Werte von 953 551 000 Mark ausgeführt. Da — nach dem Garnverbrauch gerechnet — 8 891 677 Doppelzentner Textilwaren hergestellt wurden, so betrug die Ausfuhr 14,1 Prozent der Produktion. War der Großhandelspreis der im In-

Land verbrauchten Textilwaren im Durchschnitt ebenso hoch wie der der Ausfuhr, nämlich 760 Mark für einen Doppelzentner, dann wurden in Deutschland 7 637 380 Doppelzentner im Werte von 5 804 123 520 Mark verbraucht. Der Preis für den Verbraucher ist natürlich erheblich höher.

Und doch sind die Textilwaren nur in den wenigsten Fällen fertige Verbrauchsgegenstände. Der weitaus größte Teil geht in die Nähstuben und Schneiderwerkstätten. Hier ist noch reichlich eine Million Menschen damit beschäftigt, um das Zeug in Wäsche oder Kleider zu verwandeln. Nimmt man an, daß hier jeder Arbeiter in Schneiderwerkstatt und Nähstube durchschnittlich im Jahre 2500 Mark Neuwert schafft, dann schwillt der Wert auf 8,3 Milliarden an. Hiernach verbrauchte ein Deutscher im Jahre 1913 durchschnittlich für Kleider, Wirkwaren und Wäsche 124 Mark. Gewiß gab es Millionen, die weniger gebrauchten, aber auch eine große Zahl, die das Vielfache dieser Summe verbrauchte.

Neben den rund 1 Million Schneidern, Näherinnen, Pußmacherinnen usw. sorgen rund 400 000 Schuhmacher für die Fußbekleidung. Wie hoch die Summe ist, was sie an Werten schufen, dafür gibt es in der Statistik keinen Anhalt. Von den angefertigten Schuhwaren wurden 29 130 Doppelzentner im Werte von 28 593 000 Mark ausgeführt. Es wurden nur schwere Stiefel, das heißt solche im Gewicht von über 1200 Gramm das Paar, exportiert. Wenn jeder Schuhmacher 6 bis 7 Paar im Jahr macht, dann ist damit die Ausfuhr voll gedeckt; was er mehr anfertigt, geht in den Inlandsverbrauch.

Untersucht man die Gewerbe, über die wir eine genauere Produktionsstatistik haben, so findet man darunter eines, das 1913 annähernd die Hälfte seiner Produktion ausgeführt hat, nämlich die mit der Landwirtschaft eng verbundene Zuckerfabrikation. In dem Erntejahr 1912/13 wurden gewonnen 2 715 870 Tonnen Rohzucker. Ausgeführt wurden 527 135 Tonnen Rohzucker und 582 938 Tonnen Verbrauchszucker. Rechnet man den Verbrauchszucker um auf Rohzucker, nämlich 9 Tonnen Verbrauchszucker gleich 10 Tonnen Rohzucker, dann wurden 1913 1 174 844 Tonnen Rohzucker, also 43,3 Prozent der Produktion, ausgeführt. Bei allen anderen Produkten bleibt jedoch der Anteil der Ausfuhr weit hinter diesem Prozentsatz zurück. Der Menge nach ist die Steinkohle der Hauptausfuhrartikel. In der Gesamtausfuhr von 82,2 Millionen Tonnen sind 34,6 Millionen Tonnen Steinkohle enthalten. Wir hatten aber eine Förderung von 190 109 400 Tonnen und eine Einfuhr von 10 540 069 Tonnen. Von der Menge wurden 34 598 408 Tonnen gleich 17,2 Prozent ausgeführt und 82,8 Prozent in Deutschland verbraucht. Braunkohle verbrauchten wir 6 926 720 Tonnen mehr, als wir förderten.

Selbst beim Kali — wir hatten 1913 noch das Weltmonopol — wurden von 11 956 525 Tonnen gefördertem Rohkali nur 1 676 187 Tonnen gleich 14 Prozent und von 7 477 800 Tonnen Chlorkali nur 393 371 Tonnen gleich 5 Prozent ausgeführt.

In allen Fällen, in denen wir genaue Zahlen über die Produktion haben, erscheinen, verglichen mit diesen, die Ausfuhrzahlen recht klein.

Geradezu winzig klein erscheint aber die Ausfuhr bei vielen Gewerben, die in der Gewerbebeziehung mit Hunderttausenden Arbeitern verzeichnet stehen. Von ihren Produkten sind nur wenige tausend Tonnen ausgeführt worden.

So sind zum Beispiel in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, in der 1907 771 000 Personen beschäftigt waren, nur für 34 Millionen Mark Holzwaren ausgeführt worden. Ein Holzarbeiter lieferte im Durchschnitt noch nicht für 35 Mark Holzwaren für die Ausfuhr.

Recht kompliziert liegen die Verhältnisse in der Gewerbegruppe, die Metalle gewinnt und verarbeitet. Nach den Berichten der Berufsgenossenschaften waren 1913 bei der Metallverarbeitung und beim Maschinenbau 2 275 815 gegen Unfall versicherte Personen beschäftigt, die an Lohn 2895 Millionen Mark erhielten. In Europa hatte Deutschland die weitaus größte Eisenproduktion. 1913 wurden 24,5 Prozent des auf der Erde gewonnenen Roheisens in Deutschland hergestellt. Es ist deshalb selbstverständlich, daß Eisen und die daraus hergestellten Waren wichtige Ausfuhrartikel sind. Über die ersten Anfänge der Eisengewinnung und der Bearbeitung, also über Hochofenbetrieb, über Flußeisen- und Schweißeisenbetriebe sowie über Walzwerke und Eisengießereien haben wir eine Produktionsstatistik und können hieraus ersehen, wie bei der Weiterverarbeitung der Wert des Eisens laminenartig anschwillt. In den Hochofenbetrieben wurden nun aus 47 597 500 Tonnen Erzen und Schlacken sowie 19 123 700 Tonnen Koks und Holzkohle 16 763 800 Tonnen Roheisen im Werte von 108 792 300 Mark, darunter 104 500 Tonnen Gußwaren erster Schmelzung, gewonnen. Von dem Roheisen wurden 782 911 Tonnen ausgeführt. Der Rest wanderte zur Weiterverarbeitung in die Schweißeisen- oder Flußeisenwerke oder in Eisengießereien, wo er mit Zusetzung von Altisen (Schrott) weiterverarbeitet wurde. In den Eisengießereien und Walzwerken wurden die Produkte in folgenden Werten hergestellt:

Gießereiprodukte	3 653 300 Tonnen im Werte von . . .	768 415 000 Mark
Walzwerksprodukte	im Werte von	2 347 963 000 .

Zusammen 3 116 378 000 Mark

In der Schwermetallindustrie und den Eisengießereien ist aber noch nicht der vierte Teil der Metallarbeiter beschäftigt. Mehr als drei Viertel der Metallarbeiter arbeiten in den Maschinenfabriken, Kesselschmieden, Schiffswerften, im Schlosser- und Schmiedehandwerk usw. Welche Werte hier entstehen, darüber gibt die Produktionsstatistik keine Auskunft; sicher aber ist, daß weit über die Hälfte der Produkte in Deutschland verbraucht werden. Die Handelsstatistik teilt folgende Ziffern mit:

Einfuhr von nichtedlen Metallen und Waren daraus 10 534 910 Doppelzentner im Werte von 672 901 000 Mark, Maschinen 1 030 547 Doppelzentner und 918 Stück Wasserfahrzeuge im Werte von 140 415 000 Mark.

Demgegenüber steht eine Ausfuhr von 68 518 783 Doppelzentner, unedle Metalle oder Waren daraus im Werte von 1 904 506 000 Mark. Darunter Eisen und Eisenwaren 65 024 328 Doppelzentner im Werte von 1 337 574 000 Mark. Ferner wurden 8 378 321 Doppelzentner Maschinen und 701 Stück Wasserfahrzeuge im Werte von 1 145 730 000 Mark ausgeführt. Es wurden also 65 331 647 Doppelzentner Metalle, Metallwaren und Maschinen mehr ausgeführt als eingeführt.

Unsere Metallindustrie verbrauchte 1913:

185 942 390 Doppelzentner Roheisen, 2 267 610 Doppelzentner Zink, 2 303 790 Doppelzentner Blei und 2 768 260 Doppelzentner Kupfer, zusammen 193 222 050 Doppelzentner.

Der Ausführüberschuß an Metallen, Metallwaren und Maschinen betrug dem Gewicht nach nur 34 Prozent der verarbeiteten Metalle. Es wurden also 66 Prozent im Inland verbraucht. Unter den ausgeführten Eisenwaren waren ferner 40 307 831 Doppelzentner sogenannte halbfertige Waren, also Roheisen, Halbzeug, Bleche usw., ferner 14 658 355 Doppelzentner schwere Eisenwaren, wie zum Beispiel Träger, Eisenbahnüberbaumaterial usw. 1913 wurden weiter auf deutschen Werften für deutsche Rechnung 656 Rauffahrteischiffe mit 423 907 Registertonnen Rauminhalt und 71 Flußschiffe mit 7957 Tonnen Rauminhalt und für fremde Rechnung 170 Rauffahrteischiffe mit 34 848 Registertonnen und 17 Flußschiffe mit 1161 Registertonnen fertiggestellt. Auf ausländischen Werften wurden für deutsche Rechnung 99 Rauffahrteischiffe mit 41 863 Registertonnen und 4 Flußschiffe mit 404 Tonnen Rauminhalt fertiggestellt.

So findet man überall, wo einigermaßen zuverlässige Unterlagen vorhanden sind, daß selbst bei den großen Ausführindustrien die Ausfuhr im Vergleich zum Inlandsverbrauch nur gering ist. Die Unterschätzung des Inlandsverbrauchs führt aber auch zur Unterschätzung der Produktivkräfte unseres Volkes. Je geringer man die Produktivkräfte Deutschlands einschätzt, um so ungeheuerlicher erscheinen natürlich die wirtschaftlichen Forderungen. Geradezu absurd ist es, wenn die Sachverständigen mit dem Gedanken spielen, daß durch Verlängerung der täglichen Arbeitszeit von 8 auf 14 Stunden das Produktionsquantum gesteigert werden könnte. Ein praktischer Versuch mit einigen tausend Arbeitern, die mit den gleichen technischen Hilfsmitteln arbeiten, würde bald zeigen, daß die Gruppe mit vierzehnstündiger Arbeitszeit hinter den anderen Arbeitern sowohl in Quantität wie in Qualität zurückbleibt. Wollen wir große Werte schaffen, dann können wir es nur durch Hebung der Qualität erreichen. Wir hatten doch vor einigen Jahrzehnten noch durchschnittlich längere Arbeitszeiten als 1913, war denn damals unsere Konkurrenzfähigkeit größer? Unsere Produktivkräfte wuchsen, als teils durch Ausbau der Sozialgesetze, teils durch den wirtschaftlichen Kampf der Arbeiter die Unternehmer gezwungen wurden, die Löhne zu steigern und damit die Lebenshaltung der Arbeiter zu heben. Man braucht nur einige Jahrzehnte zurückzublicken, und man wird finden, welch ein gewaltiger Umschwung auch zugunsten der Kapitalisten in der Periode eingetreten ist, in der die Arbeitszeit verkürzt und die Lebenshaltung der Arbeiter gehoben wurde.

Einige Untersuchungen über die Produktivkräfte Deutschlands wurden schon früher gemacht. Aus Anlaß der Gewerbe- und Berufszählung des Jahres 1895 schrieb der Direktor des Statistischen Amtes H. v. Scheel sein Buch über »Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts«, und Dr. Zahn machte den Versuch, den Anteil der Ausfuhr an der Produktion darzustellen. Sein Aufsatz wurde als Ergänzung zum ersten Heft der Vierteljahrshefte für 1898 gedruckt. Dr. Zahn nimmt die Ausfuhrstatistik der Jahre 1882 und 1895, trägt bei jeder ausgeführten Ware die Zahl der in dem Beruf Beschäftigten ein, die die betreffende Ware herstellten. Nach dieser Methode erscheinen alle Arbeiter als Arbeiter für die Ausfuhr, von deren Produkten nur irgend etwas ausgeführt worden ist. So erscheinen zum Beispiel sämtliche 261 919 Bäcker und Konditoren als Ausfuhrarbeiter, obwohl nur für 1 177 000 Mark Bäcker- und Konditorwaren ausgeführt wurden. Wären alle Bäcker an der Ausfuhr beteiligt, dann hätte jeder

Bäcker nur Waren im Werte von 4,50 Mark für die Ausfuhr hergestellt, was er mehr gemacht hat, ist im Inland verzehrt worden. Ein ähnliches Verhältnis zeigt die Fleischerei mit 178 873 Beschäftigten. Sie haben nur an 3 941 000 Mark Fleischereiwaren für die Ausfuhr geliefert. Man sollte annehmen, daß nach dieser Methode sämtliche gewerblichen Arbeiter als an der Ausfuhr beteiligt erscheinen würden. Und doch ergab sich das überraschende Resultat, daß 1882 von 7 340 789 Beschäftigten nur 3 289 728, also 44,8 Prozent, und 1895 von 10 269 269 Beschäftigten nur 4 223 303, also 41,1 Prozent, in solchen Gewerben tätig waren, die irgend etwas für die Ausfuhr geliefert haben. Mehr als die Hälfte der Arbeiter war in solchen Berufen beschäftigt, die überhaupt nicht für die Ausfuhr in Betracht kamen. Hierzu gehört das gesamte Baugewerbe, die in Gast- und Schankwirtschaft Beschäftigten, die Arbeiter in Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken, die Straßenbahnarbeiter, die in Reichs-, Staats- und Gemeindebetrieben Beschäftigten, Barbieri, Friseure usw.

Will man die Produktivkraft des Volkes feststellen, dann muß man die Summe aller erzeugten Werte ermitteln. In den Vereinigten Staaten ist bei dem alle zehn Jahre stattfindenden Zensus wiederholt der Versuch gemacht worden. Nach den mir vorliegenden Ziffern des Jahres 1880 ergab sich, daß 66 Prozent des Großhandelspreises der Waren aus Werten der Rohstoffe bestand, 17,5 Prozent entfielen auf Arbeitslohn. Die Ziffern sind im einzelnen jedoch sehr verschieden. In Bergbauprodukten besteht annähernd die Hälfte aus Arbeitslohn; dagegen ist der Materialverbrauch gering. Ebenso ist vielfach bei hochwertigen Gegenständen, zum Beispiel Feinmechanik, der Wert des verbrauchten Materials im Verhältnis zum Produktenpreis gering. Ist in Deutschland das Verhältnis ein ähnliches und stellen die an die Arbeiter ausgezahlten Löhne 17,5 Prozent des Großhandelspreises der angefertigten Waren dar, dann würden von den gegen Unfall versicherten Arbeitern insgesamt Produkte im Werte von rund 66 Milliarden geschaffen werden. In diesen Produkten wären 6,5 Milliarden Mark vom Ausland eingeführte Rohstoffe und Halbfabrikate inbegriffen.

Ähnliche Differenzen wie in der amerikanischen Statistik treten auch in der deutschen Statistik bei jenen Produkten auf, über welche wir eine Produktionsstatistik haben. Im Steinkohlenbergbau, wo 654 017 beschäftigte Personen 190 109 400 Tonnen Steinkohlen im Werte von 2 135 978 000 Mark förderten, wurden 1913 für Löhne und Gehälter 1 094 703 000 Mark, also 51 Prozent des Kohlenpreises gezahlt. 44 198 700 Tonnen Kohlen im Werte von 539 188 000 Mark wanderten als Rohstoff in die Kokereien. Hier wurden aus der Kohle für 607 479 000 Mark Koks und für 179 147 000 Mark Nebenprodukte gewonnen. In den 786 626 000 Mark Kokereiprodukten waren enthalten: 51 848 000 Mark Löhne und Gehälter für 31 919 Beschäftigte. In dem Preise des Fertigprodukts sind 68,5 Prozent für Rohstoffe, 6,6 Prozent für Löhne und Gehälter und 24,9 Prozent für Abnutzung der Betriebe und Kapitalgewinn enthalten. Oder, wenn man nur den geschaffenen Neuwert in Betracht zieht, dann sind für die Schaffung von 247 436 000 Mark Neuwert 51 848 000 Löhne und Gehälter, also 21 Mark für je 100 Mark Neuwert bezahlt worden.

Hier hört leider in unserer Produktionsstatistik die Mitteilung der Ziffern über den Wert der Rohstoffe und die Höhe der Löhne und Gehälter

auf. 1907 waren in Hochofenbetrieben 45 201 Personen beschäftigt. Nimmt man an, daß deren Zahl 1913 auf rund 50 000 angewachsen und jeder Arbeiter den Lohn von 1741 Mark, wie er als Durchschnittslohn in der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft angegeben ist, erhalten hat, dann ergibt sich, daß rund 87 Millionen Mark an Lohn ausbezahlt worden sind. In dem erzeugten Hochofenprodukt im Werte von 1 087 923 000 Mark sind an Rohstoffen rund 400 Millionen Mark Erze und 340 Millionen Mark Brennstoff, also rund 70 Prozent Rohstoffe und 8 Prozent Arbeitslohn enthalten, in dem geschaffenen Neuwert von 338 Millionen Mark ungefähr 87 Millionen Mark Lohn gleich 25,7 Prozent.

Haben die Sachverständigen meiner Ansicht nach in ihrem Gutachten über die Pariser Beschlüsse den Inlandsverbrauch und die Produktivkräfte Deutschlands unterschätzt, so unterschätzen sie auch den Rückgang der Produktion durch den Krieg ganz gewaltig, wenn sie den Rückgang mit 11 Prozent ansehen. Sie sehen nur den Rückgang infolge von Gebietsverlusten und des Raubbaus während des Krieges ein. Das wertbildende Element ist aber in der Hauptsache die menschliche Arbeitskraft. Wir haben nun annähernd zwei Millionen im kräftigsten Alter stehende Männer verloren, und überdies sind viele Millionen durch Verwundung, Krankheit und durch das Kriegsleben in ihrer Leistungsfähigkeit herabgesetzt. In den Kriegsjahren sind ferner fast keine Lehrlinge ausgebildet worden, so daß der Nachwuchs an qualifizierten Arbeitern fehlt. Auch die Gesamtmasse der Maschinenkraft hat abgenommen. Würde man einen genauen Gradmesser der Leistungsfähigkeit haben, so glaube ich, daß die Leistungsfähigkeit der Produktivkräfte des Jahres 1920 noch lange nicht zwei Drittel der Leistungsfähigkeit des Jahres 1913 erreicht. Hier liegt die Wurzel des Übels, und hier ist denn auch vornehmlich der Hebel anzusetzen. Wollen wir die Verpflichtungen erfüllen, dann müssen wir die Arbeitsleistungen aufs höchste steigern, und zwar muß mit der Beschäftigung der Arbeitslosen begonnen werden. Länger dauernde Arbeitslosigkeit drückt die Leistungsfähigkeit der Arbeiter herab. Wenn man die Gegenstände herstellen läßt, für die dringender Bedarf vorhanden ist, dann werden bald die Arbeitslosen verschwinden. Es grenzt an Wahnsinn, in einer Zeit mit großer Wohnungsnot Arbeiter, die Baumaterial herstellen und Wohnungen bauen können, arbeitslos herumlaufen zu lassen und sie durch Arbeitslosenunterstützungen vor dem Verhungern zu schützen. Gewiß zwang die Kohlennot zur Stilllegung von Ziegeleien und Zementfabriken. Hätte man aber so viel Zementfabriken und Ziegeleien in Betrieb gesetzt, wie die Kohlenvorräte es gestatten, dann hätte man Hunderte von Millionen an Arbeitslosenunterstützung gespart und in den geschaffenen Wohnhäusern Milliardenwerte im Besitz.

Schafft Werte! Das ist die Lösung. Es klingt fast wie Hohn, wenn in der Denkschrift der Sachverständigen wiederholt von Sparsamkeit als Hilfsmittel die Rede ist. Weniger Verbrauch an Industrieartikeln wäre gleichbedeutend mit Vermehrung der Arbeitslosigkeit. Auch der bestgelohnte Arbeiter schafft mehr Werte, als er in Form von Lohn erhält. Wird er arbeitslos, dann verliert man nicht nur das Geld, das er als Unterstützung erhält, sondern es gehen auch die Werte verloren, die er sonst geschaffen hätte. Man muß also alle Hebel ansehen, die Intensivität der Arbeit zu steigern.

Einen Aktivposten hat uns überdies der unglückliche Ausgang des Krieges gebracht. Vor dem Kriege standen 800 646 arbeitsfähige Männer beim Landheer und 79 357 bei der Marine. Jetzt haben wir ein Heer von 100 000 Mann. Wir können also 700 000 bis 800 000 Mann mehr in die Armee der Arbeit einstellen. Dadurch wird es vielleicht möglich sein, bald an die Leistungen des Jahres 1913 heranzukommen. Nur wenn wir große Mengen hochwertiger Produkte herstellen, kommen wir vorwärts. Sind unsere Produkte qualitativ der Konkurrenz überlegen, dann werden sie auch einen Markt finden. Wir müssen es ablehnen, zu dem alten Rezept von Camphausen zurückzukehren, der 1875 nach dem Gründerkrach, als er über die schwere wirtschaftliche Lage sprach, meinte:

Dagegen gibt es nur ein gesundes Rettungsmittel, nämlich daß Deutschland wohlfeiler produzieren lernt, daß man sparsamer, fleißiger, wirtschaftlicher wird. Dazu gehört vor allem eine andere Regulierung der Arbeitslöhne, man wird die Anforderungen an die Arbeiter steigern, aber die Löhne nicht erhöhen, sondern erniedrigen müssen.

Wegen dieses Mittel à la Eisenbart wandte sich damals Luso Brentano mit seiner Schrift über »Das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zum Arbeitsertrag«. Brentano erbrachte den Nachweis, daß schlecht gelohnte Arbeiter bei langer Arbeitszeit die teuerste Arbeit liefern. Die Anhänger der Camphausenschen Theorie wurden einige Jahre später auf der Weltausstellung in Philadelphia recht unsanft darüber belehrt, wie man mit niedrigem Lohn und langer Arbeitszeit wirtschaftliche Niederlagen herbeiführt. Nichtsdestoweniger gibt es heute zahlreiche Anhänger der Theorie, die einst von Camphausen vertreten wurde.

Wenn heute der Inlandsverbrauch erheblich stärker zurückgegangen ist als die Zahl der Bevölkerung, dann ist das darauf zurückzuführen, daß die Löhne und Gehälter nicht im gleichen Maße gestiegen sind wie die Preise der Produkte. Das trifft so ziemlich in allen kapitalistischen Staaten zu. Deshalb haben wir trotz des langen Stillstandes der Friedensproduktion die Weltkrise. Bietet der Auslandsmarkt nur geringe Absatzmöglichkeiten, so ist das kein Grund, unsere Produktion stillzulegen und die Arbeiter verkommen zu lassen. Vielmehr muß die Erhaltung und Hebung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter das vornehmste Ziel unserer Wirtschaftspolitik sein.

Demokratisierung der inneren Verwaltung

Von Wilhelm Gathe

Die politische Geschichte eines Volkes wird im wesentlichen dargestellt durch den Kampf um die Formgestaltung der inneren Verwaltung. Diese Verwaltung bildet heute nicht nur die Grundlage der allgemeinen Kultur- und Rechtspflege, sondern sie beeinflusst auch weite Gebiete des Wirtschaftslebens. Während früher die innere Verwaltung sich fast nur erschöpfte in der Wahrnehmung polizeilicher Maßnahmen zur Regelung einzelpersönlicher Beziehungen, ist infolge der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten fünf Jahrzehnte die innere Verwaltung heute Hauptträger des gesamten Gemeinschaftslebens geworden.

Die innerpolitischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte im Reich und in Preußen um die Neugestaltung der Rechts- und Verwaltungsformen wurden im Reich namentlich vom früheren Reichsamt des Innern, in Preußen vom Ministerium des Innern geführt. In den anderen deutschen Gliedstaaten lagen die Verhältnisse ähnlich. Wenn auch die anderen Reichsämter und Ministerien in ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Volkslebens nicht unterschätzt werden dürfen, kann man doch sagen, daß sie infolge der Beschränkung auf einen bestimmten Verwaltungszweig in der Gesamtwirkung hinter der Bedeutung der inneren Verwaltung zurücktreten. Die Befugnisse des früheren Reichsamts des Innern (heut Reichsministerium des Innern) erstreckten sich zwar im wesentlichen auf Angelegenheiten des Wirtschaftslebens, da es aber hauptsächlich Zentralbehörde ist, also zum größten Teil nur Anordnungsbefugnisse hat, so tritt die Wirkung des Reichsinnenministeriums dem einzelnen Volksgenossen nur mittelbar gegenüber, während die Tätigkeit der Ministerien des Innern in den Gliedstaaten sich jedem Volksgenossen auf fast allen Gebieten des täglichen Lebens in unmittelbarer Wirkung zeigt. Von der Wiege bis zum Grabe wird sein Leben von Anordnungen der inneren Verwaltung beeinflusst.

Das preußische Ministerium des Innern hat die politische Leitung der gesamten inneren preußischen Staatsangelegenheiten. Sein Schwerpunkt liegt auf dem Gebiet der Verfassungsangelegenheiten, der Aufsicht über die Selbstverwaltung und des Polizeiwesens. Hieraus ergibt sich schon, welche Bedeutung das Ministerium des Innern für die innerpolitische Entwicklung in Preußen hat. Solange das Ministerium beherrscht wurde von Anhängern eines starren Autoritätsprinzips, mußte daher das Ministerium notwendigerweise zu einer Pflegestätte rückständiger Staatsauffassung werden. Diese Rückständigkeit des Ministeriums des Innern seit seiner Bildung am 16. Dezember 1808 ist denn auch vornehmlich die Ursache gewesen, daß es nicht gelungen ist, die Bevölkerung mit dem notwendigen Staatsgefühl und mit einer lebendigen Anteilnahme am Staatsergehen zu erfüllen. Die früheren politischen Machthaber Preußens haben eben immer die obrigkeitliche Zwangsmacht für die beste Grundlage des Staatslebens gehalten. Erst die furchtbare Not des Weltkriegs hat auch bei einem Teil der Verehrer der obrigkeitlichen Staatsallmacht die Erkenntnis ausgelöst, daß die so vielgerühmte preußische Staatskunst in Wirklichkeit die gesunde Weiterentwicklung des Staates verhindert hat. Nicht nur Sozialdemokraten, auch Politiker wie der frühere Reichskanzler Fürst Bülow haben ein vernichtendes Urteil über den Tiefstand der preußischen staatlichen Verwaltungskunst gefällt.

Fürst Bülow schreibt: »Unendliches hätte dieser Staat an innerer Lebendigkeit und nationaler Stoßkraft gewonnen, wenn dieses treue Volk zu rechter Zeit zur politischen Mitarbeit berufen worden wäre.« (»Deutsche Politik«, Berlin 1916, S. 7.) Und der bürgerliche Staatsrechtslehrer Hermann Schulze gesteht (»Das preußische Staatsrecht«, Leipzig 1888, 1. Band, S. 101): »Statt die verschiedenen Klassen der Nation einander näher zu bringen und den großen Gedanken des Staatsbürgertums mehr und mehr ins Leben zu führen, wurde ein völlig überwundenes, im Leben gar nicht mehr vorhandenes ständisches Prinzip, die Einteilung des Volkes in einen Herren-, Ritter-, Bürger- und Bauernstand, zu verewigen gesucht.«

Die Ergebnisse des letzten Jahrhunderts der preußischen Verwaltung finden jedoch leider nicht überall die Beachtung, die sie verdienen. Wenn man die Äußerungen der konservativen und deutsch-volksparteilichen Zeitungen verfolgt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob sie die Lehren der preußischen Verwaltungsgeschichte nicht verstehen. Man sollte nach den frühen Erfahrungen der Kriegszeit wohl annehmen können, daß die Erkenntnis Gemeingut werden müsse, aus der Not des außenpolitischen Druckes und der innenpolitischen Verwirrung könne nur restlose persönliche Hingabe an die Gemeinschaft retten. Nicht obrigkeitliche Zwangsgewalt, sondern nur stärkste Entfaltung des Gemeinschaftsgeistes kann den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wiederaufstieg bewirken. Aber kaum, daß die ersten Ansätze einer bescheidenen Reform auf dem Gebiet der Verwaltungspolitik zur Ausführung gelangen, rufen bereits die Verfechter der alten Obrkeitsverwaltung zum schärfsten Kampfe gegen die drohende Demokratisierung der Verwaltung auf. Wenn man das Verhalten der Rechtsparteien in der Frage der Verwaltungsdemokratisierung unvoreingenommen prüft, so wird man zu der Überzeugung gedrängt, daß die Geschichte Preußens seit den Tagen von Jena-Auerstedt noch immer nicht die Beachtung findet, die durchaus nötig ist.

Der Universitätsprofessor Dr. P. Haacke (Berlin) hat vor kurzem im Verlag von R. Oldenbourg, München-Berlin eine Schrift veröffentlicht, betitelt »Der preußische Verfassungskampf vor hundert Jahren«. In dieser Schrift findet man sehr interessante Parallelen mit der Gegenwart. Die damalige machtklästerne preußische Junkerschaft hat es verstanden, selbst die bescheidensten Ansätze der von Stein-Hardenberg-Humboldt versuchten Verwaltungsreform zu verhindern, trotz des wiederholten Verfassungsversprechens des Königs. Damals kämpften die Feinde der Hardenbergschen Parole: »Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung« gegen die »verruichte rote Jakobinerwirtschaft«; heute sagt man: Kampf gegen die »rote Futterkrippenwirtschaft«. Die Feinde der Demokratie sind sich in ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen die Selbstherrschaft des Volkes während des letzten Jahrhunderts durchaus treu geblieben. Hervorgehoben aber muß werden, daß die Gegner Steins-Hardenbergs-Humboldts bei ihrem Kampf um Erhaltung ihrer bedrohten Vorrechte sich auszeichneten durch eine rücksichtslose Offenheit in der Vertretung ihres brutalen Machtdünkels. Die Wahl ihrer Abwehrmittel schloß jede Mißdeutung aus. Die Vertreter der heutigen Rechtsparteien lassen hingegen diesen Vorzug vermissen. Sie glauben sich demokratischer Grundsätze bedienen zu dürfen zur Verteidigung ihrer bedrohten Vorrechte. Diese scheindemokratische Haltung verschafft den Rechtsparteien trotz ihrer sonstigen parteipolitischen Rückständigkeit einen verhältnismäßig starken Anhang, der noch verstärkt wird durch die vom Großkapital geleitete einseitige Aufklärung.

Die in Preußen bis zur Revolution bestehende Verwaltung war eine reine Obrkeitsverwaltung mit starker polizeilicher Wirkung. In der Verbindung mit der üblichen starken staatlichen Autoritätsüberschätzung war die Verwaltung in großem Umfang nicht mehr ein Mittel zur Förderung des Gemeinwohls, sondern eine fast zwangsläufig dem Verwaltungselbstzweck dienende Einrichtung geworden. Professor Hugo Preuß bezeichnet diesen Zustand an einer Stelle seiner Schrift »Neuorientierung der inneren Ver-

waltung. Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland» (Stuttgart 1916, Verlag Ferdinand Enke) als die in Verwaltungsformen gekleideten Machtinteressen einer politischen und sozialen Herrschaft. In einem wirklichen Volksstaat darf aber die Verwaltung nicht unter Herrschaftsformen wahrgenommen werden. Sie kann die Ordnung der Angelegenheiten des Gemeinwesens nur durch solche Organe vornehmen, die durch demokratische Selbstbestimmung berufen sind. In der volksstaatlichen Verwaltung ist also die obrigkeitlich-polizeiliche Bevormundung und Beherrschung zu ersetzen durch eine auf Selbstbestimmung beruhende anregende und fördernde Sorge für das Gemeinwohl, durch genossenschaftliche Selbstverwaltung.

Unter Demokratisierung der Verwaltung verstehe ich solche Maßnahmen, die die Handhabung der Verwaltung in einer von der Volksmehrheit geforderten Weise gewährleisten. Das kann aber nur durchgeführt werden, wenn den Vertrauensleuten der Volksmehrheit Einfluß innerhalb der Verwaltung eingeräumt wird. Die Rechtsparteien halten nur solche Beamte für geeignet, Träger des Volksvertrauens zu werden, die eine hochschulmäßige juristische Ausbildung durchgemacht haben. Alle anderen Personen werden als Futterkrippenjäger verdächtig. Ich habe schon in einer früheren Nummer der Neuen Zeit näher ausgeführt, wie berufene Männer über den Wert der formal-juristischen Ausbildung urteilen. Trotz der vorkriegszeitlichen Überfülle des juristischen Verwaltungsberufs ist der innen- und außenpolitische Zusammenbruch des deutschen Volkes nicht verhindert worden. In der Begründung der Gesetzesvorlage vom Jahre 1903 »über die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst« sagen die preussischen zuständigen Minister unter anderem: »Daneben darf nicht außer Betracht bleiben, daß die wichtigen Aufgaben, welche der Verwaltung in steigendem Maße aus der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erwachsen, Ansprüche an die Initiative und Tätigkeit der Verwaltungsbeamten stellen, für welche die mehr nach der formalen Seite hinneigende juristische Ausbildung nicht ausreicht, vielmehr eine besondere Vorbildung vorausgesetzt werden muß, die nur auf der Grundlage eines eigens gearbeiteten Ausbildungsganges unter besonderer Pflege der Staatswissenschaften und des volkswirtschaftlichen Denkens gewonnen werden kann.« Da die Führer des Volkes im politischen und wirtschaftlichen Tageskampf durch ihre Tätigkeit gezwungen werden, die staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Fragen der Zeit zu durchdenken, und da sie ferner durch den ständigen Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung eine vorzügliche Gelegenheit haben, Blick und Gefühl für die sozialen Bedürfnisse zu schärfen, so haben sie oft eine viel bessere Vorbildung zur Wahrnehmung der praktischen Verwaltungsarbeit gewonnen, als die nur formal-juristisch geschulten Akademiker.

Die Demokratisierung der Verwaltung ist Voraussetzung der Wiedergefundaung unseres gesamten Staatslebens. Infolge des Widerstandes der früheren politischen Machthaber im Obrigkeitsstaat gegen notwendige zeitgemäße Reformen ist die Reform der inneren Verwaltung auf demokratischer Grundlage zu einem Gegenstand des Kampfes der politischen Parteien geworden. Daß es dazu gekommen ist, das ist lediglich die Schuld der Rechtsparteien. Diese betrachteten es als ihr unantastbares Recht, die obrigkeitliche Bürokratie Preußens in den Dienst ihrer Parteizwecke zu stellen. Selbst wenn im früheren Preußen die Regierung durch das Parlament

zur Berücksichtigung bestimmter konstitutioneller Forderungen gezwungen wurde, stieß jedes neuzeitliche Gesetz auf den zähen Widerstand der obrigkeitlichen Bürokratie, sobald es die vermeintlichen Rechte oder den Einfluß der alten Herrenschichten zu vermindern drohte. So kam es, daß der Erfolg der gesamten Gesetzgebung von dem Wohlwollen der obrigkeitlichen Bürokratie abhängig wurde.

Die Demokratisierung der Verwaltung ist auch deshalb eine besonders wichtige und zeitlich nicht mehr aufschiebbare Aufgabe, weil die wirtschaftliche Entwicklung völlig veränderte Beziehungen zwischen Staat und Wirtschaftsbetrieben hergestellt hat. Cunow sagt sehr treffend in seinem Werk über die »Marx'sche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatsauffassung« (1. Band, S. 317): »Mit dieser Umgestaltung des Wirtschaftslebens haben sich auch Charakter und Funktionen des Staates geändert. ... Immer wieder erwies sich als nötig eine Neuregelung und Neueingliederung der entstandenen Lebensformen in das staatliche Rechtssystem. Innerhalb der Staatsbürokratie mußten zur Bewältigung der neuen Aufgaben neue Aufsichtsämter und Verwaltungsinstanzen geschaffen werden, an die früher niemand gedacht hatte.«

Weite Gebiete des Wirtschaftslebens haben öffentlich-rechtliche Eigenschaft angenommen und sind dadurch unter den Einfluß der staatsrechtlichen Regelung gekommen. In dieser Entwicklung ist auch zum großen Teil die Erklärung zu finden, daß der Weg zur Demokratie mit Kostenanwandel verknüpft ist. Die fortschreitende Demokratisierung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens überträgt die Lösung und Regelung vieler Aufgaben, die bisher eine Sache des Einzelmenschen war, der Gemeinschaftsorganisation. Dadurch tritt eine sehr erhebliche Verschiebung in der Aufbringung des notwendigen Arbeitsaufwandes zur Verbesserung der Daseinsbedingungen des Volkes ein (Fürsorgewesen, Bildungsbestrebungen, Gesundheitspflege usw.). Die wahllos zersplitterten Einzelbemühungen werden vereinigt und führen zu einer wesentlich arbeitstechnischen Verbesserung der Bestrebungen zur Pflege des persönlichen Wohles. Wenn heute wirtschaftspolitische oder parteipolitische Gegner der Demokratie den Vorwurf machen, daß sie eine Überorganisation schaffe und eine Arbeitskraftvergeudung bewirke, so beweisen solche Urteile nur eine wirtschaftlich rückständige Auffassung oder eine absichtliche politisch-agitatorische Entstellung.

In einer demokratisierten Verwaltung sind die persönlichen Organe (Beamten) nicht Diener einer parteipolitischen Bestrebung, sondern lediglich ausführende Organe des durch die Gesetze dargelegten Willens der Volksmehrheit. Die zur Wahrnehmung öffentlich-rechtlicher Maßnahmen berufenen Beamten haben lediglich eine Politik zur Förderung des Gemeinwohls zu besorgen. Das ist aber nur möglich, wenn die Grundsätze der Demokratie reiflos zur Anwendung kommen. Die Vergangenheit des Obrigkeitsstaats liefert den deutlichen Beweis dafür, welche Politik zu fördern die Bürokratie in einem undemokratischen Staatswesen sich angelegen sein läßt. Nicht das verwirrende Schlagwort der »Entpolitisierung« der Verwaltung, sondern lediglich die Demokratisierung der Verwaltung vermag die Fehler der obrigkeitsstaatlichen Verwaltung zu verhüten und eine wirkliche volkstümliche, dem Gemeinwohl dienende Verwaltung zu gewährleisten.

Auswärtige Politik und sozialdemokratische Presse

Von Kurt Heinig (Berlin)

(Schluß)

II

Errichtung eines sozialdemokratischen Pressebureaus für Auslandsnachrichten

Trotz aller Redereien und Spötfereien hat sich die internationale Verständigung der Arbeiter wieder angebahnt. Sowohl durch ihre politischen wie durch ihre wirtschaftlichen Organisationen steht heute die deutsche Sozialdemokratie wieder in einigermaßen gutem Kontakt mit den Führerschaften der feindlichen Länder. Dieses Wiedertzusammenkommen hat viele Schwierigkeiten beseitigt, die sich der gegenseitigen Informierung früher hindernd in den Weg stellten; doch reicht die Verbindung nicht aus, um unsere sozialdemokratische Presse laufend zu unterrichten.

Angeichts der sich wiederanknüpfenden Bande der politischen und gewerkschaftlichen Internationale könnte man sich versucht fühlen, vorzuschlagen, sie direkt zur Orientierung und außenpolitischen Erziehung unserer Redakteure zu verwerten. Vielleicht auf dem Wege, daß sozialdemokratischer Parteivorstand und Gewerkschaftsbund ihre internationalen Erfahrungen, soweit das nicht schon geschieht, systematisch verarbeiten und den Zeitungen zuleiten. Das würde aber einmal eine außerordentliche Belastung der wenigen dazu geeigneten Führer unserer deutschen Arbeiterbewegung sein, die in der Regel die internationalen Verbindungen persönlich aufrechterhalten; an anderen würde es auch einen ganz erheblichen Ausbau der Bureaus vieler Instanzen, die Schaffung eines großen Apparats verlangen. Es würde eine neue Schachtelung von Aufgaben stattfinden.

Die eigentliche Schwierigkeit für unsere Parteipresse liegt darin, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unsere Redakteure selten mehrere ausländische Zeitungen lesen. Daran ist der Mangel an Sprachkenntnissen vielleicht nicht mehr schuld als die enormen Unkosten und die beträchtliche Arbeitsüberlastung der Redakteure, ganz abgesehen davon, daß die Orientierung wohl meist ziemlich hinter den Ereignissen her hinken würde. Außerdem kommt es nicht nur darauf an, eine oder einige ausländische Zeitungen zu lesen, zu verarbeiten, Wichtiges daraus zu übersetzen usw., es handelt sich auch darum, eine eigene, sichere Linie der auswärtigen Politik selbst zu besitzen. Das kann man nicht ohne weiteres von jedem Zeitungsmann verlangen, schon deswegen nicht, weil doch eigentlich erst mit dem Waffenstillstand, mit dem Zusammenbruch Deutschlands eine allgemeine Durchtränkung unserer ganzen Politik mit außenpolitischen Fragen eingetreten ist. Das sind aber zugleich auch meist weltwirtschaftliche, kulturgeschichtliche und andere Fragen. Schon der äußere Umfang dieser in den Vordergrund getretenen Wissensgebiete wird es dem Redakteur unmöglich machen, sich nebenher — denn er hat ja auch sonst noch etwas zu tun — in diese Materien einzuarbeiten. Dazu kommt noch, daß nach der Umwälzung infolge des Wachstums unserer Presse viele neue Kräfte eingerückt sind, die sich erst die Erfahrung und die, um es humoristisch zu sagen, sozialdemokratische Sicherheit in allen Lebenslagen aneignen müssen.

Überdies wäre es eine dankbare Aufgabe für unsere Internationale, wenn sie den vor dem Kriege angestrebten »Professoren Austausch« wirklich ausbaute. Es muß doch möglich sein, bei den einzelnen Sektionen der Inter-

ationale Zustimmung zu einem Austausch von Redakteuren, Gewerkschaftern, Genossenschaftlern usw. zu finden. Ein Urlaub, in einem anderen Lande verlebt, dazu noch im Kreise gesinnungsverwandter Genossen, hat hohen Wert. Auch ohne besondere Sprachkenntnisse würde man sich bald verständigen. Der Krieg ist da praktischer Lehrmeister gewesen. Die Valuta würde auch nur für die Reise wirksam werden, wenn der Gast auf Gegenseitigkeit beim Partei- und Gesinnungsfreund Unterkunft und Nahrung hätte.

Diese Pläne lassen sich aber wahrscheinlich nicht so rasch durchführen, daß in den sozialdemokratischen Blättern davon bald ernsthafte Wirkungen zu verspüren sein würden.

Ich denke mir die Hilfe für unsere Redakteure und Zeitungen etwa so, daß ein Zentralbureau die wichtigsten ausländischen Zeitungen lieft. Es wird sich dabei, um den Etat auf das äußerste zu beschränken, um zwei bis höchstens drei Sprachkundige, außenpolitisch durchaus sichere Genossen oder Genossinnen handeln müssen, die etwa zwanzig ausländische Tageszeitungen und vielleicht ein Duzend ausländische Zeitschriften zu lesen haben. Soweit es sich dabei um sozialistische Blätter und Revuen handelt, wäre auf dem Wege des Austausches eine Verbilligung der Unkosten des Bureaus anzustreben. Das Bureau müßte aus den wichtigsten ausländischen Zeitungen Auszüge und Übersetzungen machen und unserer Presse zugehen lassen. Der Abdruck dieses Materials könnte den kleineren Zeitungen dadurch erleichtert werden, daß ihnen durch verschiedene Typen oder auf irgendeinem anderen Wege auch die einwandfreie Kürzung solcher Stimmen aus dem Ausland gleich mit angedeutet würde. Diese Auszüge aus der ausländischen Presse würden sicher auch Freunde und Abonnenten außerhalb der Redaktionen, im besonderen bei unseren Parlamentariern, bei den Gewerkschaftern, den Führern sozialdemokratisch-wirtschaftlicher Organisationen und anderen politisch Interessierten finden.

Mit bloßen Auszügen, den so beliebt gewordenen Pressestimmen, ist es aber nicht getan. Das Bureau müßte auch kleine zusammenfassende Artikel über außenpolitische Streitfragen druckfertig an die Redaktionen liefern. Das kann ihm wesentlich erleichtert werden, wenn es mit den Genossen, die für den sozialdemokratischen Parteivorstand und für den Gewerkschaftsbund oft nach dem Ausland kommen, in guter Verbindung bleibt.

Auf dem Kasseler Parteitag wurden als Richtlinien der sozialdemokratischen Außenpolitik folgende Grundsätze angenommen:

1. Die Revision des Versailler Friedens nach sozialistischen Gesichtspunkten, wie sie von der Zweiten Internationale festgelegt worden sind.
2. Sofortige Inangriffnahme und Durchführung der Wiedergutmachung in Gestalt des Wiederaufbaus der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs, möglichst durch Zusammenarbeiten der Arbeiterorganisationen beider Länder.
3. Schaffung eines internationalen proletarischen Aktionsausschusses für die auswärtige Politik der Arbeiterklasse durch die Zweite Internationale.
4. Sofortige Wiederaufnahme der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland.

Der dritte Punkt dieses Aktionsprogramms ist die gegebene Grundlage für die Schaffung einer internationalen Presseinformierung. Es kann dem eben geschilderten deutschen sozialdemokratischen Pressebureau

für den Auslandsdienst nicht schwer fallen, in jedem wichtigen Lande der Erde einen zuverlässigen Sozialdemokraten zu finden, der bereit ist, den Korrespondenten zu spielen.

Dabei müßte freilich versucht werden, den Zeitvorsprung, den die großen Informationsbureaus auf Grund ihrer Kapitalmacht haben, einigermaßen einzuholen. Wird der Auslandsdienst telegraphisch ausgestaltet, dann kostet er sofort, wenn er auch nur einigermaßen brauchbar sein soll, Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Mark. Hier muß Ersatz gesucht werden. Wie man sich bei gründlichster Beobachtung der inneren Vorgänge der ausländischen Presse helfen kann, das zeigte kürzlich wieder das »Berliner Tageblatt«. Es bemerkte zu den Nachrichten über die neuerliche Stellung Amerikas zum Friedensvertrag und zu Deutschland, daß es außerordentlich schwer sei, in die Angelegenheit richtig hineinzusehen, weil Deutschland »in diesem überaus wichtigen Moment des beginnenden Aufmarsches der amerikanischen Außenpolitik« nur »spärliches und ausgezirkeltes Nachrichtenmaterial« erhalte. Aber der »New York Herald« sei ja seit dem Regierungsantritt Hardings in nahe Beziehung zu dem offiziellen Washington getreten, und die wichtigen Artikel des »Herald« wurden zumeist nach Europa gehandelt. Von Holland aus sind Nachrichten bald in Deutschland. Diesen Weg benutzte das »Berliner Tageblatt«. Das setzt aber voraus, daß man über die wichtigsten Beziehungen zwischen Regierungen und Zeitungen unterrichtet ist.

Die sozialdemokratische Auslandskorrespondenz müßte so eingerichtet werden, daß die wichtigen Ellbriefnachrichten der zuverlässigen ausländischen Genossen den am Wege liegenden Parteizeitungen von Hilfsstellen aus direkt zugehen. Man darf nicht dazu kommen, wichtige Nachrichten erst versiegelt durch den ganzen Westen Deutschlands laufen zu lassen, um dann von Berlin aus wieder nach Köln oder Frankfurt am Main Informationen zu geben.

Nehmen wir an, wir haben einen völlig zuverlässigen Genossen in Paris, der uns objektiv, kurz und treffend über die innerpolitischen Vorgänge Frankreichs unterrichtet. Er benutzt die nach Telegraph und Telefon raschesten Wege zur Unterrichtung der deutschen Parteipresse. Ein Brief mit Durchschlag wandert mit dem Straßburger Zuge nach Deutschland und bedient von Stuttgart aus die süddeutsche Parteipresse; Köln oder Frankfurt am Main erhält den zweiten Durchschlag und befördert die Nachricht in die westdeutschen Gebiete, und der dritte Durchschlag gibt die Nachricht über Berlin nach den östlichen Parteiblättern. In ganz wichtigen Fällen kann auch die erste deutsche D-Zug-Station mit sozialdemokratischem Unterbureau die Nachricht erhalten, um sie telephonisch weiterzugeben. Schon heute haben wir teilweise innerhalb unserer Parteipresse eine Art telephonischen Nachrichtenaustausch. Das ist ein Weg, auf dem weitergebaut werden könnte. Entscheidend bleibt immer, daß es bei den sozialdemokratischen Auslandsinformationen weniger auf die Fälle und den Umfang ankommt als darauf, daß sie die Beurteilung der außenpolitischen Situationen ermöglichen.

Deswegen müßte unsere Parteipresse über alle außenpolitischen Fragen, die Deutschland besonders angehen, regelmäßig unterrichtet werden. Das wäre wieder die vornehmste Aufgabe des zentralen Bureaus mit seinen

eingearbeiteten und orientierten Kräften. Sie müßten durch druckfertige kurze Notizen und Darstellungen allgemeiner und umfassender Art die Parteiredakteure bei der systematischen Ausgestaltung und Durchbildung des außenpolitischen Teiles unserer Zeitungen kräftig unterstützen.

Im übrigen mußte dafür gesorgt werden, daß jede Nachricht außenpolitischer Art, im besonderen, wenn sie telegraphisch nach Deutschland kommt, ganz gleich, ob sie an den Parteivorstand, an die Redaktion des »Vorwärts«, an die wenigen anderen großen Parteiblätter gerichtet ist, die ausländische direkte Verbindungen pflegen, immer sofort dem Bureau für Auslandsdienst zugeleitet wird. Wenn auch nicht jede Nachricht zur Veröffentlichung geeignet ist — das hätten die eigentlichen Empfänger zu bestimmen —, so würde sich aus der Summe der Nachrichten doch ein abgerundeteres Bild außenpolitischer Vorgänge ergeben, als ohne diese Mitteilungen.

Das Entscheidende bleibt, daß bis zu einem gewissen Grade die Langsamkeit der Berichterstattung über das Ausland ausgeglichen wird durch die absolute Zuverlässigkeit und die Regelmäßigkeit der außenpolitischen Informierung unserer Zeitungen.

Was die materielle Seite eines solchen zu gründenden Auslandsbureaus betrifft, so möge gesagt sein, daß die Unkosten einer solchen Informationszentrale kaum ausschließlich durch die Abonnementsgelder der Presse gedeckt werden können. Die Sache wäre auch ständiger Zuschüsse wert. Daneben müßte die Frage offengelassen werden, ob es nicht möglich wäre, ein allgemeines Abonnement für die Auslandsnachrichten zu schaffen, das jedem sozialdemokratischen Parlamentarier, ja jedem Gewerkschafts- oder Parteifunktionär offenstünde. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn die Auslandsnachrichten unseres Bureaus auch an bürgerliche Interessenten abgegeben würden. Voraussetzung müßte immer bleiben, daß der gesamte Apparat so einfach wie möglich gehalten wird. Die gewöhnlichen Bärstenabzüge oder Vervielfältigungsblätter würden sicher jedem Interessenten genügen, wenn nur etwas ernsthaft Bedeutendes darauf steht.

Mit einem derartigen, ähnlichen oder auch im einzelnen anders organisierten Nachrichtenbureau könnte der offiziellen Zeitungsbeeinflussung und der reaktionären Heße, die sich in Deutschland breitmacht, ein haltbarer Damm entgegengesetzt werden. Die Hauptsache bleibt, daß unsere Redakteure in die Lage versetzt werden, sich selbst außenpolitisch zu orientieren, und daß auch unsere Zeitungen in außenpolitischen Fragen ein sicheres Rückgrat bekommen.

Verbesserung des Nachrichtendienstes

Von Friedrich Olk (Elberfeld)

Seit der Neugestaltung der Dinge in Staat und Partei steht bei den Zusammenkünften unserer Redakteure und Verleger mit tödlicher Sicherheit auch die Frage der Verbesserung des Nachrichtendienstes auf der Tagesordnung. Wer den Nachrichtendienst unserer Parteipresse kennt, wird sich der Notwendigkeit dieser Erörterungen nicht verschließen. Ihre Notwendigkeit ist heute, wo eine Reihe von Parteiblättern ihr dreißigstes und fünfzigstes Jubiläum hinter sich haben und die Zahl unserer Zeitungen sich 200 nähert, ein Zeichen dafür, daß gerade auf diesem Gebiet viel versäumt wurde, was vielleicht kaum wieder einzubringen ist.

Wenn man für diesen Mißstand nach Gründen suchen will, so muß auf die bekannten Verhältnisse hingewiesen werden, unter denen unsere Presse geworden ist. Mir ist ein Fall aus der Vorkriegszeit in Erinnerung, wo sich Geschäftsleitung und Pressekommission eines unserer ältesten und bekanntesten Parteiblätter wochenlang deshalb Sorge machten, ob »das Geschäft es vertragen könne«, wenn man 10 Mark (in Worten zehn Mark) für die Stempferische Artikelkorrespondenz auswerfe. Der Redakteur — oft allein auf weiter Flur; die schwache Befähigung der Redaktionen war bei uns immer ein folgenschweres chronisches Leiden — war auf Schere und den eigenen Gedankenreichtum angewiesen. Mancher hat da Hervorragendes geleistet, mancher viel Erfolg erzielt und den Parteigenossen gefallen; aber — man gehe mal die vergilbten Jahrgänge durch! — er hat keine Zeitung gemacht. Und heute, wo die Psychologie der Partei eine ganz andere ist als vor einem Dutzend Jahren, wo vor allen Dingen Zeitungsmann und Agitator über die psychologische Wirkung des Zeitungsnachrichtendienstes nachdenken gelernt haben, ist eine solche Zeitung rein unmöglich. Die Presse der U. S. P. D., teilweise auch die kleine Zentrums Presse stecken noch tief in diesen Kinderschuhen, während es wohl mit einer Errungenschaft der Nachkriegszeit ist, daß ein Teil unserer Presse nicht mehr als Scherenz Zeitung anzusprechen ist und der gewonnenen Individualität, der sogenannten persönlichen Note und der Aktualität ihren Erfolg verdankt.

Wenn sich diese Wandlung in unserer Presse unter so schweren Kämpfen — der Verleger-Genosse tut seiner Zeitung den größten Dienst, der Telephonspeker als »vollendete Tatsachen« aus der Welt schafft — vollzogen hat und vollzieht, so ist das sicher eine Personenfrage. Bekanntlich haben wir nicht den Stamm von ausgebildeten Journalisten, wie er notwendig ist, um »journalistische Meisterstücke« zuwege zu bringen. Diese sogenannten »journalistischen Meisterstücke« sind aber auch nicht die Stärke des sozialdemokratischen Redakteurs. Seine Tugenden liegen auf einem anderen Gebiet; was aber nicht ausschließt, daß er auch mal solche Meisterstücke leisten kann, wenn die Situation es erfordert. Oft scheitert das beste Können und der gute Wille aber an der technischen Unzulänglichkeit des Betriebs und an anderen Umständen, zum Beispiel an einer geradezu unsinnigen Methode des Redakteurs und Metteurs, den täglichen Berg des Manuskripts zu überwinden, einzuteilen und die Zeitung herzustellen. Angesichts dieser Umstände soll man aber das eine nicht verkennen: mancher Kollege hat zu wenig Zeit. Viele unserer Kollegen sind nur zu einem Bruchteil Redakteure und Journalisten. Sie stecken in allzu vielen Ämtern, und manche Kommissionsitzung auf dem Rathaus kann nicht abgelaßt werden, obwohl der Redakteur unbedingt an seinem Schreibtisch notwendig ist, wenn in letzter Minute »sein« Bureau nochmal anklingelt. Zum mindesten muß man verlangen, daß der Redakteur, der mit dem Telephon zu tun hat, in unseren Redaktionen gewöhnlich der sogenannte politische Redakteur, möglichst in seiner Zeit nicht beschnitten wird. Es ist gut, wenn gerade die Redaktion sich in den lokalen Verhältnissen auskennt und ihre Fühler ausstreckt; aber das sollte mehr Sache des Lokalredakteurs sein. Der beste Lokalredakteur ist bekanntlich der, der von den kommunalen Dingen am meisten versteht; was für diesen ein Vorteil ist, ist aber ganz entschieden für jenen ein Nachteil.

Wenn heute besonderes Gewicht auf Verbesserung des Nachrichtendienstes gelegt wird und einzelne Kollegen für ihre Blätter bis jetzt vielversprechende Erfolge erreicht haben, so muß immer wieder betont werden, daß die Voraussetzung für einen gut funktionierenden Nachrichtendienst und die Aktualität einer Zeitung größtenteils in den Redaktionen selbst liegt. Der beste Nachrichten»dienst« ist für die Frage, wenn die Redaktion aus irgendwelchen Ursachen nicht in der Lage ist, das übermittelte Nachrichtenmaterial zu verarbeiten und zur Geltung zu bringen.

Hier kommen wir auf die Frage der Hilfsmittel. Von manchem Kollegen hört man das resignierte Geständnis, daß man kaum gegen eine Konkurrenz ankommen

kann, die auf Grund ihrer besseren Finanzen, Verbindungen usw., sagen wir mal auf Grund ihrer ganzen Tradition, in der Lage ist, mustergültig zu arbeiten. Die Berechtigung dieser Klagen liegt auf der Hand. Jedoch kann man mit beschränkten Mitteln vieles erreichen, wenn man diese Mittel anzuwenden versteht. Unsere Redaktionen haben sich in dieser Beziehung auch geändert. Die Schreibmaschine ist ein wesentlicher Bestandteil der Redaktionsstube geworden usw.

Was man mit wenigen Mitteln und wenigen Kosten erreichen kann, mag aus folgendem Beispiel hervorgehen. Die Parteipresse in der Provinz Brandenburg, die durchweg als Mittagszeitung und Nachmittagszeitung erscheint, hatte nach der Revolution schwer unter Konkurrenz der Berliner Mittagszeitung zu leiden, die schon während des Krieges auf Grund ihres besseren Nachrichtenmaterials erfolgreich den Wettbewerb in den brandenburgischen Städten aufgenommen hatte. Vor gut einem Jahre beschäftigten sich die Kollegen mit diesem Uebelstand, und nach langem Hin und Her entdeckte Genosse Dr. Adolf Braun das Ei des Kolumbus. Auf seine Anregung hin war die »Vorwärts«-Redaktion so freundlich, ihr wichtigsten Material kurz vor Redaktionsschluß diesen bedrängten Zeitungen telephonisch mitzuteilen. Wie die Kollegen von Spandau und Frankfurt jetzt versichern — Brandenburg hat leider den Schildbürgerstreich gemacht, wahrscheinlich wegen der doch wohl kaum in Frage kommenden Kosten, abzuspringen —, fahren sie sehr gut dabei.

Eine andere Frage ist die Ausnahme des Diktats am Telephon. Die Klage der Kollegen über den Mangel an geeigneten Kräften ist berechtigt. Gute Telephonstenographinnen — und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Frau sich besser für diesen Zweck eignet als der Mann — sind nicht so leicht zu haben. Man löst die Frage wohl am besten, indem man sich selbst die erforderliche Hilfskraft erzieht. Obwohl die Anforderungen an eine solche Kraft nicht gering sind, ist eine solche Erziehung, wenn man sich durch vorkommende Fehlschläge nicht abschrecken läßt, durchaus möglich. Mir persönlich ist es gelungen, im Laufe der letzten beiden Jahre drei gute Hilfskräfte heranzubilden. Allerdings werden die Kollegen bestätigen, daß brauchbare Kräfte bald wissen, was sie wert sind und zur besser zahlenden Konkurrenz übergehen. Hier sollte man nicht den engberzigen Standpunkt des Kassenschrankscherbers entscheiden lassen. Eine brauchbare Telephonstenographin erspart durch fixes Arbeiten am Draht in wenigen Tagen mehr, als ein unfähiger Kaffler durch Lohnbrückereien während eines ganzen Jahres heranschinden kann.

Es ist selbstverständlich, daß die Wünsche bezüglich der Verbesserung des Nachrichtendienstes, die in der Diskussion laut werden, sich auf ein eigenes Bureau in Berlin konzentrieren. Berlin ist heute der Mittelpunkt und Brennpunkt unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens. Bei den Verbindungen, über die wir in Berlin verfügen, muß es uns leicht fallen, etwas aus diesem Bureau zu machen und Nebenzentralen im Lande zu errichten, die nicht nur Nachrichten empfangen, sondern vor allen Dingen Nachrichten zurückgeben. Wenn Hand in Hand mit dem »Vorwärts« gearbeitet wird, müßte sich etwas Ersprießliches ergeben. Dann wird erst der Nachrichtendienst für Zeitung und Partei fruchtbar werden. In den Grundzügen ist ja der Organisationsplan vorhanden und hat sich bis auf Einzelheiten in dem früher von Braun und jetzt von Sollmann betreuten Bureau bewährt.

Für diejenigen, die immer in der finanziellen Frage das abschreckende Gespenst sehen, soll hier nur bemerkt werden, daß es sich um rein werbende Ausgaben handelt. In Hinsicht auf die große Anzahl von Parteizeitungen, die finanziell glänzend dastehen, ist es selbstverständlich, daß die finanziellen Lasten nicht vom Parteivorstand, sondern von den angeschlossenen Zeitungen selbst getragen werden müssen. Die Kosten sind keine Bäume, die in den Himmel wachsen. Gerade in den letzten Jahren haben wir Gründungen derartiger Bureaus erlebt, die finanziell sehr günstig gewirtschaftet und ihre Aufgaben gut erfüllt haben. Der Nachrichtendienst ist und

bleibt der Lebensnerv jeder Zeitung; hier soll man nicht knausern; hier soll man sich vor allen Dingen von der Gegenseite auf keinen Fall beschämen lassen.

Wenn in den gegenwärtigen Diskussionen über die Verbesserung des Nachrichtendienstes ein großes zentrales Bureau in Berlin eine gewisse Rolle spielt, so ist das nur zu begrüßen. Aber nur unter bestimmten Voraussetzungen. Soll das betreffende Bureau für die Parteipresse im Lande Wert haben, so muß Schnelligkeit alles sein. Die vielen Nachrichtsbureaus, die wir haben, und die vielen Nachrichtsbureaus, die sich gerade im laufenden Jahre wieder aufgemacht haben, krankt alle daran, daß sie für die Redaktionen unserer Parteizeitungen gerade vier- und zwanzig Stunden zu spät kommen. Es muß für den sozialdemokratischen Parteiredakteur geradezu unerträglich sein, wenn irgendein bürgerliches Konkurrenzblatt, das eigene Mitarbeiter oder ein eigenes Bureau in Berlin hat, die Meldungen einer sozialdemokratischen Korrespondenz einen Tag früher als sein eigenes am Ort erscheinendes Organ zu bringen vermag. Man sollte für jedes Bureau, das der Verbesserung des Nachrichtendienstes der sozialdemokratischen Presse dienen soll, das Gebot aufstellen: »Jede briefliche Übermittlung ist bei Todesstrafe verboten.« Es wird nur durch den Draht gearbeitet. Soll das geplante Zentralbureau Aussicht auf Erfolg haben, so muß es auf dieses Gebot schwören. Im anderen Falle kommt es nicht in Frage. Die Nachrichtenübermittlung ist eben das Wichtigste. Alle anderen Probleme und Anregungen kommen in zweiter Linie; auch die Parlamentsberichte und der internationale Dienst rangieren tatsächlich erst in zweiter Linie.

Eine Anzahl unserer Organe in Rheinland und Westfalen, zum Beispiel in Köln, Elberfeld, Düsseldorf, Essen, Dortmund, Bochum usw., haben sich deshalb auch bereits fester zusammengeschlossen und auf die Verbesserung des Nachrichtendienstes besonderen Wert gelegt, da sie mit größeren Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben als in manchen anderen Gegenden. Es ist erklärlich, daß der Plan eines Zentralbureaus mit vielem Skeptizismus betrachtet wird, weil man nicht weiß, wie dieses zentrale Bureau arbeiten wird. Vielen Bemühungen ist es ja schließlich gelungen, den »Sozialdemokratischen Parlamentsdienst«, der vom Reichstag aus arbeitet und sich ganz und gar auf die telephonische Wiedergabe des Nachrichtenmaterials beschränkt, zu einem brauchbaren Instrument für unsere Parteizeitungen zu machen. In ihm ist, wenn auch gewisse Mängel nicht zu leugnen sind, etwas durchaus Brauchbares geschaffen worden. Offen gestanden, hat sich mancher Kollege auf diesen Dienst derart eingestellt, daß er seinen Wegfall ohne besseren Ersatz kaum überwinden könnte. In vielen Fällen und an manchen Tagen haben wir den Wettbewerb mit der bürgerlichen Presse auf Grund der vorzüglichen Arbeit »unseres« Bureaus mit Erfolg aufnehmen können, und unsere Leser haben das mit Dankbarkeit und mit Freude begrüßt. Es wäre, wenn man an die Verwirklichung der vielen Verbesserungsvorschläge unseres Nachrichtendienstes geht, nur zu empfehlen, auf dem vorhandenen Guten weiter aufzubauen.

Gewerkschaftliche Probleme

Von Paul Barthel

Der Krieg und in noch höherem Grade die Revolution stellten die Gewerkschaften nicht nur vor sehr schwierige, sondern auch zu einem guten Teil vor völlig neue Aufgaben. Besonders traten seit dem Zurückfluten der Proletariermassen aus dem Felde, aus den Lazaretten und aus der Kriegsgefangenschaft, in der Zeit der großen politischen Umwälzung des Jahres 1918, die schwierigsten Fragen an die Gewerkschaften heran. Ihre ruhige Erörterung und klare Lösung wurde ungemein erschwert durch den geradezu lawinenartigen Zustrom neuer, ungeschulter

und undisziplinierter Mitgliedermassen in die gewerkschaftlichen Organisationen, der, so notwendig und erfreulich er an und für sich war, doch zunächst die ruhige folgerichtige Weiterentwicklung beeinträchtigte und störte. Wenn heute die schlimmsten Gefahren dieser Störungen zu einem guten Teil schon als überwunden bezeichnet werden können, so ist das nicht zuletzt der unermüdlichen »Aufklärungs-, Schulungs- und Disziplinierungsarbeit zu danken, die von der vielgeschmähten »Gewerkschaftsbureaukratie«, der Gewerkschaftspresse und vor allen Dingen auch den sozialdemokratischen Tageszeitungen geleistet worden ist. Diese Arbeit hat dazu geführt, daß sich Millionen neuer gewerkschaftlicher Kämpfer nach und nach dem alten Stamme der Gewerkschaftsmitglieder eingliederten und sich mit ihm verbunden zu einem organischen Ganzen.

Freilich ist dieser Eingliederungs- und Vereinheitlichungsprozeß noch lange nicht abgeschlossen; noch immer werden harte Meinungskämpfe über faktische und grundsätzliche Fragen in den Gewerkschaften ausgefochten. Aber der bisherige Verlauf dieser Kämpfe läßt doch erkennen, daß die Vernunft und bessere Einsicht auch in den Reihen der neugewonnenen Heerhaufen immer mehr an Boden gewinnt und daß sie sich eher oder später auf der ganzen Linie durchsetzen wird zum Vorteil für die Gewerkschaftsbewegung und zum Segen für die Massen der Hand- und Kopfarbeiter, deren wirtschaftliche Interessen die Gewerkschaften verteidigen und wahren. Dieser Prozeß wird um so eher zu einem guten Abschluß gebracht werden können, je konsequenter und unermüdlicher die bisher geleistete Aufklärungs-, Schulungs- und Disziplinierungsarbeit fortgeführt wird, je gründlicher und sachlicher alle neu auftauchenden Fragen erörtert und je schneller sie gelöst werden.

Diesem Zweck will auch die siebzigseitige Schrift von Karl Zwing in Jena dienen, die kürzlich unter dem Titel »Gewerkschaftliche Probleme, Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften« im Verlag von J. F. W. Dieß Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart (Preis 5 Mark) erschienen ist.

Als das große Zentralproblem aller modernen Gewerkschaftsarbeit bezeichnet der Verfasser im Vorwort seines Buches das Produktionsproblem in Verbindung mit der Entwicklung der Räteidee oder, wie er im ersten Kapitel seiner Schrift, in dem er die neue durch die Revolution geschaffene Sachlage kurz skizziert, zutreffend sagt, die »Umgestaltung des Produktionsprozesses, das heißt Überführung des individuell-kapitalistischen in das sozialistisch-gemeinwirtschaftliche System«. Diese Überführung der Privatwirtschaft in die Gemeinwirtschaft nennt er »das große Prinzip, das große Weltproblem, das zu verwirklichen heute die größte, vornehmste und wichtigste Aufgabe der Gewerkschaften geworden ist«.

Im Hinblick auf dieses Hauptproblem behandelt Zwing in den folgenden Kapiteln die Gewerkschaften und die Räteidee, die Arbeitsgemeinschaften, die Fragen der Organisationsform, die Gewerkschaften und die Politik und schließlich das Lohnproblem.

In dem Abschnitt »Gewerkschaften und Räteidee«, der bereits in Artikelform im mehrheitssozialistischen Parteiblatt für Thüringen, dem »Volk« in Jena, erschienen ist und den Ursprung des ganzen Werkes bildet, werden nach der Darlegung des Wesens und Inhalts der Räteidee die Aufgaben der Betriebsräte besprochen, und zwar sowohl die Aufgaben, die zu dem Arbeitsvertrag in einem Verhältnis stehen, als auch jene, welche die Produktion betreffen. Mit Recht werden die Betriebsräte vor der Gefahr gewarnt, in Nebensächlichkeiten aufzugehen und die großen Prinzipien aus dem Auge zu verlieren, einer Gefahr, der die sogenannten »revolutionären Räte«, die Anhänger der direkten Aktion, am meisten ausgesetzt sind: »Denn diesen fehlt in vielen Fällen die Disziplin der gewerkschaftlichen Bildung, und sie sind daher am ehesten geneigt, Grundsätzliches und Selbstverständliches zu verwechseln, und — ohne es natürlich zu wollen — laufen sie daher am leichtesten Gefahr, zu Hilfsorganen des Unternehmers zu werden.«

Der Rätegedanke soll über die Mitwirkung der Arbeiterschaft an den Fragen des Arbeitsvertrags hinaus (zu der die bisherigen Disziplinen des gewerkschaftlichen Kampfes vollständig genügt hätten) zu höheren Zwecken und größeren Zielen dienen: »Er soll die jahrtausendealte Geißel der Menschheit, die Privatwirtschaft und die damit verbundene Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufheben und die gemeinwirtschaftliche Betriebsweise anbahnen, ausbauen und in die sozialistische Produktionsform überleiten, also das Sehnen einer leidenden Menschheit nach dem klassenlosen, völkerbefreienden Sozialismus in allen seinen Ausstrahlungen verwirklichen.« Von diesem Gedanken ausgehend und auf Grund unserer heutigen Auffassung von der Umformung der Gesellschaft und der Produktion bezeichnet Zwing die Betriebsräte als »die ersten Keimzellen zu dem sich mit Naturnotwendigkeit vollziehenden Übergang der chaotischen individualistischen zu der planmäßigen sozialistischen Wirtschaft«.

Auch wir sind der Meinung, daß die Betriebsräte, die zwar in den Betrieben nicht allein regieren und nicht allein sozialisieren können, doch viel dazu beizutragen vermögen, auf die Sozialisierung hinzuwirken, sie vorbereiten zu helfen; vor allen Dingen werden sie in erster Linie dazu berufen sein, die Sozialisierungsgesetze, die natürlich von den gesetzgebenden Körperschaften für die dafür reifen und reifgemachten Industriezweige geschaffen werden müssen, in die Praxis umzumünzen und in den einzelnen Betrieben durchzuführen oder bei der Durchführung wenigstens tatkräftig und ausschlaggebend mitzuhelfen. Daß nur der Rätegedanke die Privatwirtschaft zu überwinden und die Gemeinwirtschaft anzubahnen vermöchte, wollte der Verfasser mit dem zitierten Satze wohl kaum behaupten. Aber dieser Rätegedanke bietet neben manchen anderen Mitteln, die von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft bereits seit langem angewandt wurden, eine neue nicht zu unterschätzende Möglichkeit, diesen Entwicklungsprozeß zu fördern und dem Ziele zuzuführen. In diesem Sinne wird man dem Verfasser in seiner Würdigung des Rätegedankens durchaus beipflichten können und es begrüßen, daß er ihn in den weiteren Unterabschnitten dieses Hauptkapitels über die Gewerkschaften und die Räteidee (das Produktionsproblem, Methodik und Bildungsfrage, Wirtschaftsdemokratie — Wirtschaftsbürger — Staatsbürger, Idee und Wirklichkeit) von allen Seiten beleuchtet hat und dadurch zu seiner Pflege und Förderung wesentlich beiträgt.

Auch die anderen Kapitel des Werkes dienen der Erörterung dieses wichtigsten Gedankens, oder sie stehen doch mit ihm in Zusammenhang, so wenn die Entwicklung vom Tarifvertrag zur Arbeitsgemeinschaft, die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft selbst und die Arbeitsgemeinschaft als gewerkschaftliches Problem erörtert wird, wenn ferner als Fragen der Organisationsform die freien Gewerkschaften, der Syndikalismus und der Gildensozialismus besprochen werden oder wenn der Verfasser bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Politik die Überwindung des Parlamentarismus behandelt und in seiner Studie über das Lohnproblem die Notwendigkeit der Lohnreform und der Feststellung des Existenzminimums vom Standpunkt der Volkswirtschaft und der Gewerkschaften bespricht. In einem Schlußkapitel versucht der Verfasser den deutschen Arbeitertyp der Zukunft zu zeichnen, den Qualitätsmenschen, den die Gewerkschaftsbewegung aus jedem ihrer Glieder entwickeln muß, um das große Ziel der Überwindung der Privatwirtschaft durch die Gemeinwirtschaft, des Kapitalismus durch den Sozialismus verwirklichen zu helfen.

Es würde zu weit führen, auf jede dieser Fragen an dieser Stelle ausführlich einzugehen; wir müssen uns darauf beschränken, auf das Werkchen selbst zu verweisen. Es bietet für die Erörterung der gewerkschaftlichen Zeit- und Streitfragen eine gute Grundlage und trägt dadurch seinen Teil zur Lösung der gewerkschaftlichen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme bei.

Literarische Rundschau

Die Kriegsbreden Georges Clémenceaus. Herausgegeben von Oberst Bernhard Schwerkfeger. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.

Oberst Schwerkfeger hat sich einen Namen als politischer Geschichtsforscher dadurch gemacht, daß er, mit dem Studium und der Sichtung der belgischen Gesandtschaftsberichte im Brüsseler Ministerium des Äußern beauftragt, eine hochinteressante Sammlung aus diesen Aktenstücken herausgegeben hat. Eine nicht übermäßig sympathisch anmutende Arbeit, da sie doch ein Kind des Völkerrechtsbruches von 1914 ist, zugleich aber ein äußerst wichtiger, für den Historiker der Zukunft ganz unumgänglicher Beitrag zur Frage der Kriegsschuld. Viel übersichtlicher erscheint uns dagegen diese neueste Art Schwerfegers, und weder das Vorwort noch das Nachwort des Herausgebers vermögen uns von der Notwendigkeit einer Sammlung der Kriegsbreden Clémenceaus zu überzeugen. Und sollte etwa die Tendenz dieser Veröffentlichung darin bestehen, daß der »Tiger« unserer Generation als das Muster eines Staatsmannes hingestellt wird, wie man ihn zur siegreichen Durchführung eines Krieges braucht, sollte dem Leser damit gezeugt werden, wie man »draußen« imstande ist, zu hassen, und ihm dies zur Nachahmung empfohlen sein, so müßte eine solche Tendenz unseren schärfsten Widerspruch hervorrufen. Diese Absicht geht zwar nicht ganz klar aus dem Werke hervor, aber einige Wendungen im Nachwort lassen diesen Schluß aufkommen. Es heißt darin, wir sollten es verstehen, »aus seinem (Clémenceaus) Wirken auch nur einige Bausteine für den deutschen Wiederaufbau zu entnehmen«, denn dann wäre »damit Erhebliches gewonnen«. Ich danke schön! Auf uns wirkt vielmehr Clémenceau als ein abschreckendes Beispiel der Borniertheit und der Grausamkeit, in die ein bis zum Fanatismus gesteigerter Patriotismus entarten kann. Und so wird er bald auf die große Masse des französischen Volkes selbst wirken. Wer bewundert heute noch Clémenceau in Frankreich selbst, außer ein paar Männer wie Lardieu, Klotz, Mandel, Ignace, die seine Kreaturen waren und die sich gegen den allgemeinen Jorn selbst wehren müssen, der gegen die Stra Clémenceau im französischen Volke aufsteigt. Bald wird der »Tiger« in seinem eigenen Lande allgemein verhaßt und verachtet sein als der Mann, der die Blutopfer des Landes ins Ungemessene gesteigert hat und der aus senilem Eigensinn anstatt des Friedens ein Chaos in Europa geschaffen hat. Und den Mann sollten wir, sollten unsere jetzigen und kommenden Staatsmänner sich zum Vorbild nehmen? Warum nicht Kapp, warum nicht Westarp?

Gewiß, Clémenceau ist eine historische, höchst eigenartige Persönlichkeit, die sich mit einigen wenigen abfälligen Worten nicht abfertigen und erschöpfen läßt. Als Kuriosum und, wie gesagt, als abschreckendes Beispiel wird einst eine Biographie dieses Mannes nicht uninteressant sein. Eine Antilogie erscheint uns dagegen, besonders im Augenblick, wo er in die Vergessenheit so rasch gesunken ist, durchaus nicht notwendig, geschweige denn lehrreich. Abgesehen davon, ist diese Sammlung nicht nur sehr lückenhaft — was vom Verfasser übrigens loyal zugegeben wird —, sondern sie spiegelt sogar nicht einmal das wahre Bild Clémenceaus wider. Hierzu gehörten auch einige jener Artikel, die er als Chefredakteur des »Homme libre« kurz vor Übernahme des Amtes als Ministerpräsidenten über die militärische Lage (während der Offensive der Zentralmächte in Venetien im Herbst 1917) und über die Bolschewiki schrieb. Dann würde ein jeder erkennen, daß dieser Mann, bei aller erstaunlichen körperlichen Rüstigkeit, schließlich doch nur ein Epileptiker des Patriotismus war. Daß er es dennoch zum »Arbiter mundi« bringen konnte, ist traurig genug für die Welt. Ihn aber als Vorbild des Patriotismus zu preisen und gar von ihm »Lehren« für den Wiederaufbau Deutschlands zu ziehen, fällt uns deutschen Sozialdemokraten nicht ein! V. Sch.

Walter v. Molo, **Das Volk wacht auf.** Roman. München, A. Langen. 247 Seiten. Preis geheftet 15 Mark, gebunden 23 Mark.

Nach dem »Friedricus« und der »Lulise«, die beide in der Neuen Zeit bereits angezeigt wurden, beschließt Molo mit dem vorliegenden Werk seine belletristische Preußentriologie, der er sich nach dem Abschluß seines Schillerromans widmete. Wie schon der Titel des neuen Buches besagt, behandelt in ihm der Verfasser die Erhebung von 1813. Hauptsächlich ist es Molo um eine packende Gestaltung der dem eigentlichen militärischen Losschlagen vorhergehenden Volksstimmung zu tun. Die den Zeitabschnitt beschließenden kriegerischen Vorkommnisse selbst werden am Schluß des Romans nur angedeutet. In sachlicher Hinsicht möchten wir Molo in seiner Auffassung des Zeitgehalts mit einer kleinen Reserve begegnen. Zweifellos hatte gegen die französischen Kontributionen und die sonstigen Lasten im Laufe der Jahre in weitesten Kreisen Preußens eine starke Erbitterung eingesetzt. Auch schien nach den angebahnten Steinischen Reformen und mehr noch nach den Versprechungen, die die Junker »ihren« Bauern gemacht hatten, diesen die geschichtliche Sendung Napoleons beendet. Kein Wunder, daß außerhalb des Rheinbundes auch in Bauern- und Handwerkerkreisen der Erhebungsgedanke starke Wurzeln schlug. Dennoch hat unseres Dafürhaltens Molo hinsichtlich der Begeisterung des niederen Volkes allzu stark aufgetragen. Ein derartiger, bis zur Selbsternichtung gesteigerter Heroismus, wie er ihn uns glauben machen will, war in den Jahren vor dem Befreiungskrieg in den unteren Schichten nicht vorhanden. Es bedarf wohl kaum eines Hinweises, daß Molo ein gut Teil der heutigen deutschen Erbitterung gegen den französischen Sieger in sein Buch gelegt hat.

In Form und Sprache ist das Werk ohne Frage gelungen. Es beleuchtet in knappen Augenblicksbildern die damalige Zeit. Alle Landestteile, alle Bevölkerungskreise gleiten neben historischen Persönlichkeiten an uns vorüber: alle beseelt von dem einen Gedanken: Erhebung, Tod dem Napoleon. Die Zusammenballung des Stoffes in eine solche Form ist Molos ureigenste Schöpfung. Nur so, glaubte er, diesen meistern zu können. Daher ist an keiner Stelle des Buches etwas von dem Mittelmäßigen vieler heutiger Romanschreiber zu merken, im Gegenteil überall dichterische Konzentration, dramatische Spannung, Wucht und Unmittelbarkeit.

J. K l i c h e

Viktor Panin, **Das zaristische Rußland.** Aus dem Russischen überseht von Alice Panin. Berlin 1921, Seehof-Verlag. 233 Seiten. Preis broschiert 18 Mark, gebunden 25 Mark.

Der sonst ausgesprochen kommunistischer Sowjet-Literatur Rußlands huldigende Verlag Seehof hat mit Panins Schrift einen glücklichen Griff getan. Das in ungelöster Sehnsucht lebende, von krassen Gegensätzen zerrissene, auch in seinen Leiden noch bunt schillernde Land der Zaren ersteht hier lebendig vor unseren Augen. Der Titel ist vielleicht etwas zu weit gefaßt: der Nachdruck liegt auf dem Worte »zaristisch«; es ist also ein Buch politischer Psychologie, noch spezieller eine politische Martyrologie unter dem zaristischen Regime. Von der Mannigfaltigkeit dieser Martyrologie gibt schon das Inhaltsverzeichnis eine Vorstellung: »Die Jakatsker Schlägerei«, »Die Großfürsten«, »Judenpogrome«, »Die Studenten«, »Die russische Presse« usw. Im ganzen 25 Titel. Es ist, unter dem angegebenen Gesichtspunkt, ein literarisches Denkmal des zaristischen Rußland. Die Übersetzung ist trefflich.

E. S.

Georg Gradnauer und Robert Schmidt, **Die deutsche Volkswirtschaft.** Berlin 1921, Verlag der Buchhandlung Vorwärts. Preis gebunden 15 Mark.

Die beiden Verfasser haben sich in die Arbeit geteilt. Genosse Gradnauer hat die ersten Kapitel geschrieben, die bis zum Ausbruch des Weltkriegs reichen, Genosse Schmidt hat die letzten fünf Kapitel beigezeichnet, die die wirtschaftliche Ent-

wicklung Deutschlands während des Krieges und in der Nachkriegszeit behandeln. In der ersten Abteilung schildert der Verfasser die wirtschaftlichen Veränderungen, die sich im neunzehnten Jahrhundert vollzogen haben. In gedrängter Kürze wird die allmähliche Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens vom mittelalterlichen Handwerk zum modernen Großbetrieb geschildert, wobei Gewerbe und Industrie, Verkehr und Handel sowie die Landwirtschaft berücksichtigt werden. Der Leser gewinnt einen guten Überblick über das kapitalistische Werden mit all seinen Begleiterscheinungen. Besonderes Interesse bieten die Kapitel, die von der Bevölkerungszunahme und der Berufsgliederung sowie von den Klassegegensätzen, der Wohlstandsentwicklung und von den proletarischen Kämpfen handeln. Die Darstellung Gradnauers ist lebhaft und interessant, das Material, das er gibt, ist reich und gut geordnet. Genosse Robert Schmidt, der als Fachmann auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens gilt, behandelt zunächst die Einwirkung des Weltkriegs auf den Lebensmittelmarkt sowie den Einfluß des Krieges auf Landwirtschaft und Industrie, wobei er manche kritische Bemerkung einfließen läßt. In großen Zügen schildert er sodann unser Wirtschaftsleben unter den Folgen des verlorenen Krieges, die Preissteigerung und die sinkende Valuta und zuletzt die Versuche, die gemacht worden sind, um unsere Volkswirtschaft wieder aufzubauen.

In dem Buche der beiden Genossen steckt eine Summe von Fleiß und Arbeit, eine Fülle von Anregungen, eine Menge von Stoff aus allen Gebieten volkswirtschaftlichen Wissens.

F r a n z L a u f b e r g e r

Annemarie v. Nathusius, Es leuchtet meine Liebe. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Preis gebunden 18 Mark.

Die beiden Erzählungen dieses Buches spielen in der Zeit der großen Französischen Revolution. Beide sind der Spiegel eines Liebesidylls und zugleich ein Spiegel sturm bewegter Zeit. Sie geben Unterhaltung und Geschichtsbelehrung in einem Atem. Und dieser Atem ist heiß, glühend geworden im Taumel wildentsetzter Leidenschaften — erotischer und politischer. Die zuckende Bewegtheit der Handlung hält alle Sinne gespannt; dabei ist diese Handlung so locker gebaut, daß der Phantasie weitester Spielraum bleibt. Ein großes Können meistert den reichgegliederten Stoff in beiden Novellen. Jeder Satz hat seine eigene Prägung, sein bannendes Sprähen und Funkeln. Jedes Wort ist geschliffen. Es ist literarische Feinkost, die einem geboten wird. Bald wiegt die Länderei des sterbenden Rokoko in zarte Träume, dann brandet wieder der Revolutionslärm der Pariser Innenstadt empor. Hungernde, mit Lumpen Bedeckte wechseln mit Typen der Schlemmerkreise, die sich in Samt und Seide und kostbare Spitzen hüllen. Der Blutgeruch der rastlos arbeitenden Guillotine dampft auf. Hier und da wird eine markige Revolutionsfigur aus dem düsteren Hintergrund herausgemeißelt — mit großer Liebe herausgemeißelt und mit zartempfundener, menschlichen Feinheiten geschmückt. Napoleon Bonaparte taucht auf. Mitten in die verzehrende Leidenschaft einer großen Liebe wird er hineingestellt. Seine Männlichkeit wächst und erstarkt an dieser Liebe; sein Feldherrntalent wurzelt in ihr. Nirgends in dem Buche ist das Ende der Republik ausgesprochen, und doch fühlt man es nahen — kalt, eisig, unentrinnbar. Mit einer wunderbaren Feinheit ist die sich ganz allmählich vollziehende gesellschaftliche Wandlung jener Tage geschildert; in tausend Einzelheiten ist sie festgehalten: im Gespräch der Menschen, in der Art, wie sie sich geben und kleiden, in ihrem stillen Empfinden. Alle die Gestalten, die damals Frankreichs Geschicke lenkten, treten plastisch, lebenssprühend, gefühlsmäßig ersaft auf. Dieses Gefühlsmäßige ist vielleicht ein wenig zu sehr betont. Daran merkt man auch hauptsächlich, daß hier eine Frau das Wort genommen. Aber die Art der Schilderung hat dadurch nur gewonnen. Wer sich eine zutreffende Vorstellung von dem Leben bestimmter Kreise in jenen Revolutionsjahren machen will, der lese die beiden Novellen der Annemarie v. Nathusius. L.L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Abrüstung oder neue Kriegsrüstung? Von H. Fehlinger.

Die Einwanderung der Ostjuden. Von Th. Müller. I.

Der bevölkerungspolitische Kongreß der Stadt Köln.
Von Henni Lehmann.

Ausbildung zur Wohlfahrtspflege. Von H. Wachenheim.

Literarische Rundschau: Professor Dr. Karl Vorländer,
Immanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche
Denken. • M. Bernays, Die deutsche Frauenbewe-
gung. • Michael Egan-Baranowsky, Die kommunisti-
schen Gemeinwesen der Neuzeit.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolborteure ab zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandkosten.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwilling. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willa Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Blos. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 13

Ausgegeben am 24. Juni 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Abrüstung oder neue Kriegsrüstung?

Von H. Fehlinger

I

Während des Weltkriegs verkündeten die Staatsmänner der gegen Deutschland verbündeten Mächte, voran Woodrow Wilson, daß sie entschlossen seien, der Gewaltanarchie ein Ende zu machen. Im zwischenstaatlichen Leben, so hieß es, müsse das System der Herrschaft der rohen Gewalt durch ein System des Rechts ersetzt werden, um die Völker endgültig von der Geißel des Krieges zu befreien. Was ist nun in dieser Richtung seit Kriegsende wirklich geschehen? Als die Sieger die Friedensbedingungen festlegten, dachte fast jeder nur an seinen eigenen unmittelbaren Vorteil. Wilson, der entgegen der Tradition während seiner Präsidentschaftszeit den Boden der Vereinigten Staaten verlassen hatte, um selbst an den Pariser Verhandlungen der Sieger teilzunehmen, vertraut dort zwar die Grundsätze, die in seiner Votenschaft vom 22. Januar 1918 niedergelegt sind, aber was er durchsetzen vermochte, war nur ein Schatten dessen, was er versprochen hatte.

In Deutschland war man damals geneigt, die amerikanischen Proteste gegen den am 14. Februar 1919 veröffentlichten Entwurf des Statuts eines »Bundes der Nationen« als Anzeichen dafür aufzufassen, daß man dräben mit den Mängeln dieses Statuts unzufrieden sei. Man sah in diesen Protesten sogar einen Ausdruck der Sympathie mit den vom Bunde vorläufig ausgeschlossenen besiegten Staaten. Das war falsch. Die Protestler in Amerika wehrten sich vielmehr gegen die Bindung der Vereinigten Staaten auf bestimmte Rüstungsbefchränkungen und gegen die Verpflichtung zu einem Eingreifen bei Konflikten fremder Staaten. Sie wollen ihren Vorteil von Fall zu Fall ohne Rücksicht auf irgendwelche Vertragsverpflichtungen wahren. Aberdies möchten gewisse kapitalistische Kreise sich die Riesenwinne nicht entgehen lassen, die ihnen das Wilson-Danielsche Marineprogramm von 1916 in Aussicht stellt, das den Bau von 157 Kriegsschiffen vorsieht, aber die Bestimmung enthält, in dem Falle, daß vor der Vergebung der Bauaufträge unter Mitwirkung der Vereinigten Staaten ein Tribunal zur friedlichen Austragung aller internationalen Streitigkeiten zu Stande kommt, die Aufwendungen für den Kriegsschiffbau insoweit zu unterbleiben haben, als sie mit den bei der Errichtung eines solchen Tribunals getroffenen Abmachungen unvereinbar sind. Das Rüstungskapital kannte nur zu gut die Wege, die es gehen muß, um der Möglichkeit auszuweichen, daß diese Bestimmung des Navy Appropriation Act von 1916 wirksam werde; denn nirgends ist die öffentliche Meinung leichter durch große Worte beeinflussbar als in den Vereinigten Staaten.

Die Machthaber, die sich zur Pariser Friedenskonferenz versammelt hatten, konnten das, was Wilson der Menschheit unter ihrer ausdrücklichen

oder stillschweigenden Zustimmung verheißen hatte, nicht ganz übergehen, sie mußten sich wenigstens den Schein geben, als lösten sie das gegebene Versprechen ein. Sie setzten daher einen Ausschuß zur Ausarbeitung eines Völkerbundsstatuts ein, dessen abgeänderter Entwurf am 28. April 1919 in der Plenarversammlung der Friedenskonferenz genehmigt und zum Bestandteil der Friedensverträge gemacht wurde. Von allen sachlichen Mängeln des Statuts abgesehen, war schon diese Verbindung durchaus verfehlt; denn so unzureichend der Völkerbundsvertrag auch ist, sein Grundgedanke ist immerhin eine Völkerverständigung, während den Friedensverträgen die unverhüllte Nachtmoral der Sieger zugrunde liegt.

Der Einfluß, den der Völkerbund nach seinen Statuten auf die Beschränkungen der militärischen und maritimen Rüstungen auszuüben vermag, ist ein recht bescheidener. Seiner leitenden Körperschaft, dem Völkerbundsrat, ist zwar die Aufgabe gestellt, Pläne für die Verminderung der Kriegsrüstungen auszuarbeiten, aber die Entscheidung über deren Annahme ist den einzelnen Staatsregierungen vorbehalten. Nach dem Statut sind die Abrüstungspläne mindestens alle zehn Jahre aufs neue zu beraten und zu revidieren. Nachdem sie einmal von den verschiedenen Regierungen angenommen worden sind, dürfen die darin festgesetzten Grenzen der Rüstungen nicht ohne Zustimmung des Völkerbundsrats überschritten werden. In Anbetracht der schweren Bedenken, die gegen die Herstellung von Munition und Kriegsggerät durch Privatunternehmungen bestehen, hat der Völkerbundsrat auch darüber Rat zu erteilen, wie die hieraus sich ergebenden üblen Folgen vermieden werden können. Die Bundesmitglieder haben sich gegenseitig vollständige und offenherzige Mitteilungen über den Stand ihrer Rüstungen und Rüstungsprogramme zu machen. Zur Beratung des Völkerbundsrats in militärischen Fragen ist ferner ein ständiger Ausschuß einzusetzen.

Das ist der wesentliche Inhalt der auf die Abrüstung bezüglichen Artikel 8 und 9 des Völkerbundsstatuts. Er legt der staatlichen Selbstherrlichkeit kaum nennenswerte Beschränkung auf. Der im Einleitungssatz des Artikels 8 enthaltenen Anerkennung des Grundsatzes, daß die Erhaltung des Friedens die Herabsetzung der Rüstungen auf ein Mindestmaß erheischt, kann man praktische Bedeutung nicht beimessen angesichts der Tatsache, daß die moderne zwischenstaatliche Politik moralische Verpflichtungen geringzuschätzen gewohnt ist.

Der Oberste Rat der Alliierten erließ darauf bekanntlich am 8. März 1920 eine Erklärung, die besagt, daß »zur Verminderung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten Europas die Armeen überall auf den Friedensstand herabgesetzt werden sollen, daß die Rüstungen auf das geringste Maß zu beschränken sind, welches mit der nationalen Sicherheit vereinbar ist, und daß der Völkerbund ersucht werde, ohne Verzögerung diesbezügliche Vorschläge in Betracht zu ziehen«.

Eine Entschließung der Internationalen Finanzkonferenz zu Brüssel empfiehlt ferner dem Rat des Völkerbundes, »sowohl mit den verschiedenen Regierungen zu konferieren und Vereinbarungen zu treffen, um eine allgemeine Verminderung der drückenden Last zu erreichen, welche die Rüstungen in ihrem bestehenden Ausmaß den verarmten Völkern der Welt noch auferlegen, die ihre Hilfsquellen untergraben und ihre Erholung von den Verheerungen des Krieges gefährden«.

Auch auf der ersten Delegiertenversammlung des Völkerbundes wurde über das Problem der Abrüstung verhandelt und am 14. Dezember 1920 eine von dem vorberatenden Ausschuss Nr. 8 vorgeschlagene Entschließung angenommen, welche die Notwendigkeit der Herabsetzung der Rüstungen gemäß des Artikels 8 des Völkerbundsstatuts sowie der eben erwähnten Erklärungen betont und der Auffassung Ausdruck gibt, daß die Durchführung dieser Aufgabe abhängig ist:

1. von der in den Friedensverträgen vorgesehenen Rüstungsverminderung »gewisser Mächte« (nämlich Deutschlands und seiner früheren Verbündeten);

2. von der Ausübung des in jenen Verträgen vorgesehenen Überwachungsrechts des Völkerbundsrats;

3. von der Mitarbeit der militärischen Großmächte, welche bisher außerhalb des Bundes blieben. (Es kann sich dabei nur um die Vereinigten Staaten von Amerika handeln.)

Ferner empfiehlt die Entschließung dem Völkerbundsrat:

1. den ständigen Ausschuss für Militär-, Marine- und Luftfragen aufzufordern, seine technischen Untersuchungen über den gegenwärtigen Stand der Rüstungen rasch durchzuführen;

2. einen aus Personen mit den erforderlichen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Kenntnissen bestehenden zeitweisen Ausschuss einzusetzen, der dem Völkerbundsrat bald Vorschläge zur Durchführung der Rüstungsverminderung vorzulegen hat;

3. innerhalb des Sekretariats des Völkerbundes eine Informationszentrale für den fraglichen Ausschuss und als Nachrichtenstelle für Rüstungsangelegenheiten überhaupt zu errichten;

4. Mittel und Wege für den Austausch militärischer Informationen unter den Bundesmitgliedern zu finden.

Schließlich wird auch dem Völkerbundsrat noch empfohlen, ein Abkommen der Regierungen anzustreben, wonach die gesamten Rüstungsausgaben während der zwei Finanzjahre, die auf das nächste folgen, nicht höher sein dürfen als in diesem.

Zwei weitere Entschließungen der Delegiertenversammlung beziehen sich auf den Handel mit Waffen und Munition und die Herstellung von Kriegsmaterial in Privatunternehmungen. Die wenige Zeilen umfassende Entschließung über den letzterwähnten Punkt schlägt Erhebungen und Überwachungsmaßnahmen vor.

Auf der im Februar und März 1921 stattgefundenen Tagung des Völkerbundsrats wurde beschlossen, dem Wunsche der Delegiertenversammlung entsprechend einen provisorischen Ausschuss für Abrüstungsangelegenheiten einzusetzen, der aus sechs Politikern, sechs Mitgliedern des ständigen militärischen Ausschusses des Völkerbundes, vier Mitgliedern des provisorischen Wirtschafts- und Finanzausschusses und sechs Mitgliedern des Verwaltungsausschusses des Internationalen Arbeitsamts besteht. Von den letzteren müssen je drei Vertreter der Arbeiter und der Unternehmer sein. Die Arbeitergruppe des Verwaltungsrats des Internationalen Arbeitsamts entsandte in den Abrüstungsausschuss: Jouhaux (Frankreich), Dudgeest (Niederlande) und Thorberg (Schweden). Die Unternehmergruppe lehnte die Beteiligung ab; den Herren paßt die Abrüstung nicht!

Die sechs Politiker, die dem Abrüstungsausschuß angehören, sind: Viviani (Frankreich), Fisher (Großbritannien), Orlando (Italien), Branting (Schweden), Rivas Vicuna (Chile) und Tatsuke (Japan). In dem amtlichen Bericht über die betreffende Tagung des Völkerbundsrats wird überdies bemerkt, daß bereits einige Entschlüsse über den Austausch militärischer Informationen und über einstweilige Maßnahmen zur Rüstungskontrolle gefaßt wurden.

Auf die Verminderung der Kriegsgefahren beziehen sich im Völkerbundsstatut außer den bereits erwähnten Artikeln 8 und 9 auch die Artikel 11 bis 17. Artikel 11 besagt, »daß jeder Krieg und jede Bedrohung mit Krieg, mag davon unmittelbar ein Bundesmitglied betroffen werden oder nicht, eine Angelegenheit des ganzen Bundes ist und daß dieser die zum wirksamen Schutze des Völkerfriedens geeigneten Maßnahmen zu ergreifen hat«. Seitdem diese Bestimmung in Kraft steht, haben zwei europäische Staaten: Polen und Griechenland, Krieg gegen ihre Nachbarn geführt. Beide Male waren freilich die angegriffenen Staaten nicht Mitglieder des Völkerbundes; doch hätte das nach dem Artikel 11 kein Grund sein dürfen, den Völkerbund vom Ergreifen wirksamer Maßregeln zum Schutze des Friedens abzuhalten. Und wenn ihm — da er sich noch im Zustand des Werden befand — nicht die nötigen Machtmittel zur Verhinderung des Ausbruchs eines Krieges zur Verfügung standen, so hätte er doch wenigstens seinen moralischen Einfluß zur Geltung bringen müssen. Das ist nicht geschehen.

II

Viel bedrohlicher für den Weltfrieden als das Macht- und Ausdehnungsstreben verschiedener Staaten Europas ist das Wettwaffen zweier außereuropäischer Großstaaten, der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans. Sie betreiben mit Hochdruck Rüstungen, die über kurz oder lang ebenso sicher zum Kriege führen müssen, wie das europäische Wettwaffen im Weltkrieg seinen unvermeidlichen Ausgang fand.

Die amerikanische Marine ist gegenwärtig bereits der britischen nahezu ebenbürtig. Nach einer Darstellung, die Admiralitätssekretär Sir J. Craig im britischen Parlament gab, stehen in Dienst in Großbritannien 16 Schlachtschiffe (1914 38, 1920 21) und 4 Schlachtkreuzer, in den Vereinigten Staaten ebenfalls 16 Schlachtschiffe, jedoch keine Schlachtkreuzer. Während aber in Großbritannien seit den Lehren der Seeschlacht von Skagerrak kein Großkampfschiff mehr gebaut worden ist und auch die drei bereits im Bau befindlichen Schiffe der Hoodklasse (41 200 Tonnen) ebenso wie 608 kleinere Schiffe wieder abgetragen wurden, ist man in den Vereinigten Staaten eifrig daran, alle im Navy Appropriation Act von 1916 vorgesehenen 157 Kriegsschiffe zu bauen, darunter 10 Schlachtschiffe von 32 600 und 43 200 Tonnen sowie 10 Schlachtkreuzer von 35 300 Tonnen. Letztere sollen mit 33 $\frac{1}{2}$ Knoten alle existierenden Kriegsschiffe an Schnelligkeit übertreffen. (Die britischen Schiffe »Hood«, »Renown« und »Repulse« laufen 31,5 Knoten.) Die Zahl der leichten Kreuzer ist zwar auf britischer Seite noch größer als auf amerikanischer, aber an Zerstörern und Unterseebooten ist die amerikanische Marine der britischen schon jetzt überlegen. Die bloße Zahl der Schiffe gibt nun zwar nicht den Ausschlag, aber es besteht kaum ein Zweifel, daß die amerikanischen Schiffe den britischen auch in bezug auf Ausrüstung mit Geschützen, Panzerstich usw. nicht nachstehen.

Wenn das amerikanische Flottenbauprogramm zu Ende geführt wird, was wahrscheinlich ist, so werden die Vereinigten Staaten in etwa zwei Jahren über 35 Großkampfschiffe von zusammen 1 151 000 Tonnen Wasserverdrängung verfügen, denen nur 20 gleichwertige britische Schiffe von zusammen etwa 680 000 Tonnen Wasserverdrängung gegenüberstehen. Damit ist dann die Vorherrschaft zur See auf Amerika übergegangen. Die Finanzen Großbritanniens schließen es völlig aus, den Rüstungen Amerikas in gleichem Tempo zu folgen.

Die amerikanischen Rüstungen sind nicht gegen Großbritannien gerichtet. Die gewaltige Vermehrung der amerikanischen Seestreitmacht gilt vielmehr der künftigen Seeherrschaft im Stillen Ozean. Sie soll verhüten, daß diese Herrschaft Japan zufällt. Auch einer weiteren Ausdehnung des japanischen Machtbereichs auf dem Festland von Asien sind die politisch führenden Kreise Amerikas, namentlich der Republikanischen Partei, abgeneigt. Die japanfeindliche Stimmung wird von dem Rüstungskapital eifrig betrieben, und da ihm ein sehr großer Teil der Presse dienstbar ist, hatten seine Bestrebungen bisher den gewünschten Erfolg. Auch die Rassenfanatiker der Weststaaten spielen dabei eine Rolle.

Die japanische Marine ist gegenwärtig nicht sehr viel schwächer als die amerikanische; sie umfaßt (nach Sir J. Craigs Mitteilung) 12 Schlachtschiffe und 6 Schlachtkreuzer (zusammen etwa 400 000 Tonnen Wasserverdrängung) sowie eine recht ansehnliche Zahl kleinerer Schiffe. Im Bau hat Japan 5 Schlachtschiffe und 2 Panzerkreuzer. Doch ist der Bau weiterer Großkampfschiffe vom Parlament genehmigt. Auch Japans Finanzkraft mag nicht hinreichen, um dem amerikanischen Marineprogramm folgen zu können, doch wäre wohl gerade in einem Kriege zwischen Amerika und Japan die numerische Stärke der Flotten weniger als sonst ausschlaggebend.

Deutschland kommt gegenwärtig als Seemacht nicht in Frage, und es könnte manchen von uns scheinen, daß uns die fremden Rüstungen, namentlich die Möglichkeiten eines Seekriegs, wenig angehen. Jedoch muß bedacht werden, daß ein neuer Krieg, auch wenn wir nicht unmittelbar in Mitleidenenschaft gezogen werden, die Weltwirtschaft abermals sehr nachteilig beeinflussen und wahrscheinlich die Erholung unserer eigenen Wirtschaft von den Kriegsschäden erschweren würde; um so mehr, als sich aller Voraussicht nach wohl in naher Zukunft enge Beziehungen zwischen unserer und der amerikanischen Wirtschaft herausbilden werden.

Die Einwanderung der Ostjuden

Von Theodor Mäller (Breslau)

I

Von den 14 Millionen Juden der Erde lebten vor dem Kriege 5 bis 6 Millionen in Rußland, in den Vereinigten Staaten 2,4, in Österreich-Ungarn 2,3 Millionen, in Deutschland 620 000, in der Türkei 400 000, in England und Rumänien je 300 000, in Frankreich 120 000, in den französischen Kolonien 280 000 und in den englischen Kolonien 170 000. Wie kein anderes Volk sind die Kinder Israels über alle Gebiete der Erde zerstreut. Raum dürfte es ein Land geben, in dem sie nicht vertreten wären.

Die Stellungnahme der Juden zur Politik wird im allgemeinen durch den Grad ihrer »Gefesestreu« und im Zusammenhang damit durch ihre kulturelle Anpassung an die Völker, zwischen denen sie wohnen, bestimmt. Die liberalen »assimilierten« Juden — zu denen auch viele der in der ganzen Welt zerstreuten Ostjuden (das heißt der aus dem Osten stammenden Juden) gehören — zählen sich größtenteils zu den Nationen, deren Kultur sie übernommen haben. Das gilt auch von den deutschen Juden, unter denen nur noch wenige im alten israelitischen Sinne »gesesestreu« sind. Bei den nicht-deutschen Ostjuden liegen die Dinge größtenteils anders. Sie sprechen noch den »jiddischen Jargon«, ein verderbtes mittelalterliches Deutsch, das vielfach mit hebräischen und je nach der Verkehrssprache der Umgebung stark mit slawischen und sonstigen Worten durchsetzt ist und mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Schon der Gebrauch dieser Jeßt fast nur noch in nichtdeutschen Gegenden gangbaren Sprache und ihres Beiwerks zeigt, daß diese Juden der Kultur und damit auch dem nationalen Empfinden ihres Aufenthaltslandes fremd gegenüberstehen. Dies gibt auch die »Jüdische Arbeiterstimme«, das Organ der jüdischen sozialdemokratischen Arbeiterorganisation Poale-Zion, in einem Gedächtnisartikel für den in Breslau während der Kapptage ermordeten Bernhard Schottländer zu. Sie schreibt: »Einem fremden und vollständig assimilierten Milieu entflammend, fand sich Schottländer in einer kurzen Zeit in den verwickelten Problemen der jüdischen Arbeiterschaft zurecht.«

Fast alle politisch tätigen assimilierten Juden stehen im liberalen oder im sozialistischen Lager. Anders als die Haltung dieser Juden ist aber die Politik der Zionisten. Hat der Jargonjude durch starres Festhalten am uralten Stammesgesetze seine ausgeprägte nationale Eigenart bewahrt, so sucht der Zionist, ein Kind der neuesten Zeit, neben der Verwirklichung der Palästinahoffnung das jüdische, ja das steinalte, fast abgestorbene hebräische Volkstum auf ungewohnten Bahnen zu neuem Leben zu erwecken. Auch seine Haltung zur Außenpolitik wird daher im allgemeinen nicht nur oder wenigstens nicht in erster Linie durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten heutigen Nation, sondern durch sein jüdisches Volkstum bestimmt.

Die polnischen Juden stammen zumeist aus dem Westen. Anfangs hatten sie in Polen eine gewisse Selbstverwaltung und wurden unter die Gerichtsbarkeit der Krone gestellt. Sie brachten Kapital ins Land, halfen die Geldwirtschaft schaffen und unterhielten wertvolle Beziehungen zu den höherstehenden Kulturländern. Daher waren sie den polnischen Fürsten willkommen. Im Jahre 1389 gab man ihnen sogar in Litauen durch folgendes Dokument die Gleichberechtigung:

Wir, Alexander Witowt, von Gottes Gnaden Fürst von Litauen, Herr zu Grodno und Brest, Dorohicz, Luck, Wladimir und in anderen Landen, tun kund, den Jeßt Lebenden und allen Künftigen, die von dieser unserer Urkunde Kenntnis erhalten werden: daß wir unseren Grodnoer Juden wie ihren Nachkommen Rechte und Freiheiten verleihen wie folgt:

Hiermit gestatten wir ihnen, in ihren Häusern allerlei Waren zu erwerben und allerlei Getränke, selbstgebraute wie gekaufte, zu verschleifen, wenn sie an unsere Kammer eine jährliche Abgabe zahlen.

Sie dürfen, den Bürgern gleich, Kauf und Verkauf sowohl auf dem Markt als auch in Läden sowie allerlei Handwerk betreiben.

Sie dürfen, den Bürgern gleich, Acker und Grasland erwerben, indem sie die nötigen Abgaben an unsere Kammer entrichten.

Fast der gesamte Handel und die Finanzwirtschaft kamen vollständig in jüdische Hände. Vom König Sigismund wurden nur noch Juden zu Zollpächtern ernannt. Viele wurden bald wohlhabend, nahmen die Sitten des Adels an und kleideten sich vornehm. Später, nach den Kosakenfällen, kamen sie immer mehr herunter und haben sich nie wieder völlig erholt. Vom königlichen Bankier und Zollpächter sanken sie zum Hausierer herab, ja sie wurden zum Teil sogar Leibeigene des Adels. Die Befehlsgewalt schränkte ihnen die Handelsfreiheit ein. Ferner wurden sie von der Bekleidung der Ämter ausgeschlossen und aus den Zünften entfernt. Die Zeit war verschwunden, wo der Jude so hoch bewertet wurde, daß seine Ermordung oder Verletzung mit dem Tode und Güterkonfiskation bestraft wurde. Noch schlimmer hat später der russische Staat gegen sie gewüthet. Körperliche Mißhandlungen, Erpressungen und Verschickungen wurden üblich. Die Regierung pferchte die Juden im Ansiedlungsrayon zusammen, beschränkte auf jede Weise ihre Erwerbsmöglichkeiten und unterdrückte vorübergehend ihre Presse. Die Juden vergalteten die Bedrückung ihrer Peiniger mit blutigem Haß. Als die deutschen Heere im Weltkrieg die Grenzgebiete Rußlands besetzten, atmeten sie daher freudig auf. Aber auch die Zeit der deutschen Besetzung war für sie eine schwere Leidenszeit. Wer das System der Eisenbahn-Zwangsarbeiterkompagnien (der »Ezak«) kennengelernt hat, wird es nie vergessen. Die jüdischen Arbeiter waren fast völlig recht- und schutzlos. Sie mußten für einen Hungerlohn arbeiten, und bei Fluchtversuchen wurden sie, wie in den Zeiten des amerikanischen Sklavenhandels, von der deutschen Feldgendarmarie aufgespürt und gehehrt.

Im ehemaligen jüdischen Ansiedlungsrayon haben die Juden alle handels-geschäftlichen Betriebe bis in die neueste Zeit in ihrer Hand behalten. Es gibt kaum etwas, das sie nicht in den Kreis ihrer geschäftlichen Unternehmungen ziehen würden. Sie handeln mit allem möglichen, neben soliden machen sie unsolide und neben sauberen die unsaubersten Geschäfte. Der Holzexport nach Deutschland befand sich ausschließlich in jüdischen Händen. Vom Provinzgroßhändler bis zu den kleinen Agenten, welche die Waldverkaufsgelegenheiten auskundschaften, und bis zu den Führern der einzelnen Flöße sind alle Beteiligten Juden. Nur als Flößerknechte und als sonstige Arbeiter findet man Nichtjuden. Die Juden übernehmen staatliche Aufträge; sie sind Makler für Getreide, Branntweinhändler, Schankpächter, Geflügel- und Elereexporteure und was es sonst im Osten für geschäftliche Erwerbstätigkeiten gibt. In den Städten liegt auch das Handwerk in ihren Händen. Weil aber der Handel mehr Aussicht auf mühelosen Gewinn bietet, wirft sich die große Masse der meist körperlich schwächlichen jüdischen Bevölkerung auf diesen Erwerbszweig und läßt sich im geschäftlichen Verkehr mit Nichtjuden von keinerlei ethischen Rücksichten beeinflussen. Durch die Pacht des Branntweinausschanks sind sie der einheimischen Bevölkerung zum Unsegen geworden. Mancher Bauer hat sein Vieh, sein Land und seinen ganzen Besitz beim Schnapsjuden vertrunken und sich und seine Familie ins Unglück und Elend gestürzt. Und was der jüdische Krugwirt nicht selbst erreichen konnte, das pflegte seine Frau durch allerlei Schacher- und Tauschgeschäfte mit den Bauernfrauen zustande zu bringen. Auch durch rück-

sichtslose Wuchergeschäfte nützen sie die Bevölkerung vielfach aus. Andererseits darf nicht verschwiegen werden, daß sie manchmal die Träger einer gewissen Kultur unter der Bevölkerung gewesen sind und daß der Jüdische Arbeiterbund viel zur Verbreitung des Sozialismus in Rußland beigetragen hat.

Die Ostjuden sind in ihrer Mehrheit ein in Unsauberkeit, Armut und geschäftsmoralischen Tiefstand versunkenes Proletariat. Durch Generationen hindurch nur auf Handel und primitives Markthandwerk gerichtet und gezüchtet, in religiös-völkischer Selbstabschließung den Einflüssen westlicher Kultur widerstrebend, sind sie in fast krankhaft-individuellem Selbständigkeitsdrang jeglicher sozialen Ein- und Unterordnung abgeneigt. Daher sind sie auch unfähig, sich zu »industrialisieren«, ganz abgesehen davon, daß sie auch im allgemeinen durch ihre körperliche Beschaffenheit zur Industrie- und Landarbeit wenig geeignet sind. Den meisten fehlt jeder Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. So wie ihre Kleidung von Löchern und Schmutz starrt, so sind auch ihre Häuser von einer nicht zu beschreibenden Unsauberkeit. In den kleinen, schon äußerlich auffallenden Häusern, in denen kaum eine Familie Platz hätte, hausen oft eng nebeneinander drei, vier und mehr Familien. Zu diesem Wohnungselend kommt die ungenügende Ernährungsweise der ärmeren Bevölkerungsschichten. Ein Westeuropäer, der die Judengassen russischer Städte besucht hat, wird diesen Eindruck niemals vergessen. Auch unseren Feldgrauen wird die Erinnerung daran wohl eine ihrer widerlichsten Kriegserinnerungen sein. Der schweizerische Major Tanner schildert in seinen Frontberichten eines Neutralen diese Zustände mit folgenden Sätzen:

In der Judenstadt befinden wir uns in einer orientalischen Gesellschaft, deren Religion oder ihre Handhabung einen Materialismus gezüchtet hat, der uns in tiefster Seele anwidert, und ein Schmutz, eine Lebensweise, die uns erschauern lassen; inmitten von Zuständen, die nach einem Arzte schreien. Der Jude auf diesem Niveau ist einfach und ganz Jude, er muß erst eine Heimat erhalten, eine solche bearbeiten und an seiner Hände Arbeit Früchte lieben lernen. Jener Jude ist, streng genommen, nicht einmal Europäer. Die Not hat ihn erschreckend tief herabgedrückt.

Und richtig resümiert Tanner: »Nicht Antisemitismus — Haß ist unmodern —, Teilnahme und Arbeit brauchen diese Juden.«

Die frühere Erschwerung des Überschreitens der russischen Grenze hat es bewirkt, daß ein großer Teil der deutschen Öffentlichkeit den Jargonjuden erst im Krieg »entdeckte«. »Wir hatten keine Ahnung, daß es dicht vor unserer Tür so etwas gibt«, gesteht die Einleitung des »Ostjudenheftes« der »Süddeutschen Monatshefte« vom Februar 1916. Die in den letzten Jahren stark angewachsene »Ostjudenliteratur« läßt den deutschen Leser, der einen jüdischen Ansiedlungsraport nie betreten hat, aber auch jetzt noch kein unparteiisches Bild gewinnen. Entweder sind die Verfasser jüdische Schriftsteller, die bestrebt sind, der Öffentlichkeit ein möglichst sympathisches Bild zu zeichnen, oder Antisemiten, die über diese Juden, die verelendeten Produkte frauiger Verhältnisse, herfallen.

Die ganze Lage der Ostjuden ist unhaltbar, nur eine starke Auswanderung kann ihnen helfen. Diese wird erfolgen. Teilweise ist sie bereits im Gange. Aber wohin werden die Abwanderer ihre Schritte lenken? Als

hauptsächliche Auswanderungslnder kamen bisher in erster Linie die Vereinigten Staaten, dann England, Argentinien, Kanada, Frankreich und Palästina in Betracht. Auch Rußland dürfte noch mehr berslutet werden, da der jüdische Ansiedlungsrapon gefallen ist. Eben sowenig bleibt Deutschland von der Masseneinwanderung der in Bewegung geratenen 5 bis 6 Millionen Ostjuden verschont. Darin ist unstreitig eine schwere Gefahr zu erblicken. Aber die Zuwanderung ausländischer Personen in das Deutsche Reich wurden bisher keine amtlichen Nachweise geführt; nur die Wanderarbeiter unterlagen der behördlichen Aufsicht. Trotzdem uns genaue Zahlen fehlen, wissen wir jedoch, daß seit 1900 eine starke Massenzuwanderung russischer und galizischer Juden stattgefunden hat. In seinem ersten Hefte im Jahre 1913 konstatierte »Der Israelit«: »In allen Großstädten, besonders im Industriegebiet Westdeutschlands, stehen wir der Hochflut einer Einwanderung zumal aus Galizien gegenüber.« Und in demselben Jahre schrieb die »Jüdische Presse«: »In einer großen mitteldeutschen Stadt sind 90 Prozent aller jüdischen Schulkinder nicht reichsangehrig.« Daselbe Bild bieten die Ergebnisse der Volkszählungen. Von den im Ausland studierenden Russen waren 80 Prozent Juden. Auf den russischen Universitäten wurden sie nur zu 3 bis 5 Prozent zugelassen. Für deutsche Hochschulen wurde ein Hchstsa studierender Ausländer bestimmt. Die Universität Leipzig beschloß zum Beispiel, künftig nur solche ausländische Studenten zuzulassen, die ein mindestens zweisemestriges Universitätsstudium in ihrer Heimat nachweisen konnten.

Für die Mehrzahl der Juden Westeuropas kommt das Bibelwort: »Ein Volk steht auf, das andere verschwindet, aber Israel bleibt ewig« kaum noch in Betracht, sie haben sich nach der heersehnten bürgerlichen Gleichberechtigung willig, ja oft leidenschaftlich der Zivilisation angeschlossen. Sie wären schon größtenteils im Vlkergemisch verschwunden, wenn nicht der Zustrom aus den östlichen Gettos gewesen wäre. Nur dort liegt noch die religiöse Kraft und die völkische Zukunft des Judentums. Einsichtige Juden sind sich denn auch der Gefahr recht wohl bewußt, die uns und ihnen aus jener östlichen »Quelle jüdischer Volkskraft« droht. Zuweilen gelangt ihre mündlich oft eingestandene Sorge auch in die Öffentlichkeit. So schrieb die »Frankfurter Zeitung«: »Das Ausland hat ernste Gründe, der polnischen Judenfrage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Scharen armer, ungebildeter, kulturell verwahrloster Juden, die Rußland jedes Jahr nach dem Westen schickt, bilden in mehr als einer Hinsicht eine bedenkliche Erscheinung.« Und im Jahre 1912 warnte in der »Welt am Montag« Dr. Theilhaber vor der neuerdings veranlaßten Masseneinfuhr armer russischer Juden nach Oberschlesien, wo sie die deutschen Arbeiter unterbieten. Besonders hart urteilt Max Marcuse in der »Zeitschrift für Sexualprobleme« ber seine unglücklichen Glaubens- und Rassengenossen: »Die sieben Millionen polnische, rumänische und andere östliche Juden sind Arme und Elende, ihre Not schreit zum Himmel. Aber sie sind uns fremd. Sie wollen es sein, und ihre Art zu denken, zu erwerben, zu leben paßt nicht in das Wesen und die Ordnung der westlichen Kulturstaaten. Man helfe diesen Juden des Ostens aus dem Jammer ihres Leibes und ihrer Seele — so wie jeder die Hilfe am wirkksamsten hält. Nur nicht länger auf die Weise, daß man sie unbeschränkt bei uns aufnimmt. Diese Juden sind unser aller

Unglück; sie lassen immer von neuem Schranken entstehen, führen uns immer wieder Vettolust zu und sind die größte Gefahr für das Gedeihen und die Eintracht der Völker. Es ist im höchsten Grade beklagenswert, daß die Erkenntnis und jeder Versuch der Abwehr dieser Gefahr bislang als ein Zeichen politisch-rückständiger Gesinnung betrachtet und in den Volkspereferenzen demgemäß nur den ganz rechts stehenden Parteien überlassen worden ist.« Von den Vertretern des östlichen Judentums wurde natürlich Herrn Marcuse scharf entgegengetreten.

Tatsächlich werden durch die Masseneinwanderung die deutschen Juden am schwersten bedroht. Ein niederziehendes Gewicht würde sich an ihre mühsam errungene politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung hängen. Die Lösung der mächtiger als je auflodernden Judenfrage in antisemitischem Sinne durch Aufhebung der Gleichberechtigung wäre nicht mehr zu vermeiden; denn es handelt sich bei der Ostjudenfrage nicht um die Aufnahme und Einschmelzung einiger Hundert oder Tausend, sondern um Millionen.

Auch nach dem Weltkrieg hat das »Loch im Osten« großen Scharen jüdischer Einwanderer den Weg nach Deutschland geebnet. In der in Berlin erscheinenden russisch-demokratischen Tageszeitung »Ruß« vom 7. Januar 1921 stand folgende Notiz: »Mit Hilfe des Arbeiterfürsorgeamts sind während des letzten Monats nach dem Rheinland, Westfalen und Mitteldeutschland 25 000 bis 30 000 jüdische Flüchtlinge übergeführt worden.« Im Reichstag wurde gefordert, dem Einwanderungsstrom einen starken Damm entgegenzusetzen.

(Schluß folgt)

Der bevölkerungspolitische Kongreß der Stadt Köln

Von Henni Lehmann

Vom 17. bis zum 21. Mai tagte in Köln der von der Stadt einberufene bevölkerungspolitische Kongreß. Bei der Veranstaltung wirkten elf führende Organisationen mit, die auf dem Gebiet der Volks- und Jugendwohlfahrt tätig sind. Vielleicht ist es nur ein unglücklicher Zufall gewesen, daß der Ortsausschuß für Arbeiterwohlfahrt nicht unter diesen war. Die Verhandlungen fanden in den schönen Räumen des Gürzenich statt. Gleichzeitig mit den Hauptverhandlungen waren Sonderveranstaltungen einzelner der einladenden Organisationen angesetzt. Der Aufbau der Hauptverhandlungen war so gedacht, daß, ausgehend von allgemeinen Problemen, zunächst die Sonderfragen des Fortpflanzungsproblems, dann der Schädigung des Nachwuchses und endlich der Aufzucht im Interesse der Jugendlichen behandelt werden sollten. Der Arbeitsplan war im ganzen nicht ungeschickt aufgestellt, doch litt die Durchführung zum Teil unter der übermäßigen Ausdehnung einzelner Referate, die keine Zeit mehr für eine sachlich fördernde Aussprache ließen. Wahrscheinlich ist es auch nur ein unglücklicher Zufall gewesen, daß regelmäßig die ersten Referate vor einem noch aufnahmefähigen Publikum den rechtsstehenden Referenten zugefallen sind, während die linksgerichteten Referate an den Schluß kamen und zum Teil vor ermüdeten Hörern gehalten werden mußten. Darunter litt zum Beispiel das ausgezeichnete Referat der Genossin Frau Hanna über den Kampf gegen die Animerkneipen ebenso wie der wertvolle Bericht des Dr. Blum (Stuttgart) über praktische Erfahrungen mit den Jugendämtern. Ein gleiches Mißgeschick wollte es, daß nicht selten in der Diskussion die sozialdemokratischen Vertreter erst nach einer ganzen Reihe von Zentrumstrednern zu Worte kamen. Eine etwas geschicktere Regie hätte dies wie auch einzelne Zusammenstöße wohl taktvoll vermeiden können.

Das erste Referat des Professors Scheler (Köln) über Bevölkerungsprobleme als Weltanschauungsfrage war zwar geistvoll und brachte eine Fülle von Material, aber es war von zu langer Dauer und wirkte daher zuletzt ermüdend. Er gliederte mit historischen Ausblicken die in Betracht kommenden Weltanschauungen nach drei Richtungen hin in eine christliche, eine liberale, eine sozialistische. Wenn er selbst betonte, daß alle Religionen außer dem Buddhismus für die Fruchtbarkeit eintreten, so wird man wohl dies Eintreten nicht als ausgesprochen christlich bezeichnen können. Das Christentum ist ihm denn auch mehr in der Richtung der geschlechtlichen Abzuse, der Enthaltensamkeit eingestellt. Erfreulich war der entschieden antikapitalistische Zug seiner Ausführungen. Das Wort: »Man kann nicht zugleich christlich und kapitalistisch sein« können wir unterschreiben. Fraglicher erscheint mir seine Behauptung, daß gerade der kapitalistische Geist die Rationalisierung, die vernunftgemäße Beschränkung der Geburtenzahl begünstige. Dabei sprechen jedenfalls kulturelle Momente mit, die man nicht ohne weiteres als kapitalistisch bezeichnen kann. Ebenso ansehnlich scheint mir seine Auffassung der liberalen und der sozialistischen Weltanschauung, wenn er den Sozialismus als Tochter des Liberalismus bezeichnete. Gewiß folgt der Sozialismus dem Liberalismus und ist aus ihm entstanden, aber er ist doch in gewissem Sinne sein Gegenpol, nicht seine Steigerung. Der Liberalismus ist grundsätzlich individualistisch. Ebenso scheint mir der Gegensatz zwischen christlich und sozialistisch nicht vorhanden, wenn man, wie Scheler, christlich und antikapitalistisch gleichsetzt. Er ist auch nicht vorhanden in bezug auf die Fortpflanzung, da Marx, wie Scheler betonte, ein Gegner von Malthus war.

Scheler hob, ganz in unserem Sinne, hervor, daß es bedauerlich sei, daß sich die christliche Weltanschauung während des Krieges bezüglich der Zeugung zu weitgehend auf die Quantitätstheorie eingestellt habe — aus nationalistischen Gründen, und daß eine Umorientierung der christlichen Weltanschauung vonnöten sei. Uns Frauen wird die Auffassung, daß wir Kinder zur Welt bringen sollen, »damit der König Soldaten habe«, wie es in vergangenen Zeiten so schön hieß — als »Kanonen-gebärmaschinen«, wie Scheler es bezeichnete —, immer widerwärtig sein. Stellt man sich aber nicht auf die Quantitätstheorie ein, dann bleibt nur die Qualitätstheorie übrig: wenige, aber gesunde, vollwertige Kinder, die man auch vollwertig großziehen kann. Den Weg hierzu sieht Scheler in der Erziehung zur geschlechtlichen Enthaltensamkeit, da Augustin Präventivmaßregeln, Verhütungen der Empfängnis verbietet. Wer die Tatsachen des Lebens kennt, wird der Möglichkeit, eine weitgehende Abzuse von Seiten der Männer durchzuführen, äußerst skeptisch gegenüberstehen. Dann bleibt aber nur die Verhütung, und mir will trotz des heiligen Augustinus nicht in den Sinn, daß die Beschränkung der Geburtenzahl nur zu empfehlen sein soll, wenn sie auf Abzuse beruht, hingegen zu verwerfen, wenn beim Verkehr Präventivmaßregeln ergriffen werden. Vielleicht ist das erste noch mehr gegen die Natur als das zweite. Eine Minderung der Abtreibungen ist meines Erachtens nur zu erwarten, wenn die Empfängnis durch Präventivmaßregeln eingeschränkt wird.

Genosse Professor Lindemann sprach über die sozialen Einflüsse auf die Familienbildung, außerordentlich gründlich mit vielem wissenschaftlichen und statistischen Material. Er betonte insbesondere, daß wirtschaftliche Einflüsse die Eheschließung bedingen. In Deutschland ist seit dem Jahre 1907, gleichlaufend mit der zunehmenden Verteuerung der Lebensunterhaltungsmittel, ein Absturz sowohl der Zahl der Eheschließungen wie der Geburten festzustellen. Dieser Rückgang ist mehr als begreiflich, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1909 vier Fünftel der Einwohner in Preußen unter 1500 Mark Jahreseinkommen hatten. Lindemann schilderte dann die Veränderungen unseres Wirtschaftswesens und insbesondere den Verlust an Ernährungsprodukten durch den Krieg. »Wir verständigen uns«, meint er, »an vorbandenem Leben, wenn wir neues unbesonnen hervorrufen.« Die Geburtenquantität

muß zugunsten der Qualität beschränkt und die Geburtenziffer niedrig gehalten werden; vor allem aber ist die Sterbeziffer niedrig zu halten.

Das Thema des Nachmittags hieß »Erblichkeitsforschung«. Es ist dies eine verhältnismäßig junge Wissenschaft, und die Lehren der auf ihrem Boden erwachsenen Eugenik, der »guten Zeugung« könnte man vielleicht übersehen, sind noch wenig geklärt, so daß es gewagt ist, positive gesetzgeberische Maßnahmen daran zu knüpfen. Dies war überwiegend die Meinung der Fachleute, die auch bei späteren Verhandlungsgegenständen immer wieder zum Ausdruck kam. Die Gründung eines besonderen Forschungsinstituts, wie es Schweden jetzt geschaffen hat, wäre immerhin von Wert. Referenten waren Professor v. Gruber (München), der über die Auswirkung der Erblichkeitsforschung im sozialen Leben sprach, und Professor H. Muckermann (Bonn), der den Zusammenhang der Erblichkeitsforschung mit der Ehefestsiegung der Zukunft behandelte. Die Persönlichkeit dieser beiden Männer ist einiger charakterisierenden Worte wert. Professor v. Gruber, dem ja ein gewisser Ruf vorausging, ist den meisten nach den Äußerungen, die ich vernahm, eine Enttäuschung gewesen. Man hatte einen rechtsgerichteten, streitbaren Mann erwartet, aber doch auch eine geistig hervorragende Persönlichkeit von besonderer Prägung. Statt dessen fand man einen Mann von nur eben geistigem Mittelmaß, der sich vielfach in einer kleinlichen Polemik gefiel, die nicht selten der von ihm gehaltenen Sozialdemokratie galt. Professor Muckermann, ein Naturwissenschaftler im Rock des Jesuitenpaters mit den äußerlichen Gesten und Manieren, wie sie der rednerischen Ausbildung der Jesuitenschulen eigen ist, und dem Tonsfall, der eine Mischung von Kanzel- und Bühnenpathos darstellt, trat ständig auch als Redner in den Diskussionen hervor und gab dem Kongreß einen besonderen Charakterzug. Wir protestantischen Frauen, die wir den Reichstuhl nicht gewohnt sind, haben es wohl teilweise etwas seltsam empfunden, daß dieser Mann, der nie ein normales Ehe- und Geschlechtsleben gekannt hat, intime Dinge des Ehelebens und des Verkehrs zwischen Mann und Frau einer Erörterung unterzog, die doch nicht immer in gleicher Breite vonnöten gewesen wäre.

Sachlich gaben beide Referenten in großen Licht- und Tafelbildern übersichtliche Darstellungen des Wachstums und der Teilung der Keimzellen, welche die Vererbungs Vorgänge erklären. Aus den Ausführungen von Gruber hebe ich als wichtig hervor, daß städtische Familien verhältnismäßig schnell aussterben, ländliche sich länger erhalten. Seine Forderung, den Anlagebestand zu fördern, Schädigungen zu vermeiden, ist eine Selbstverständlichkeit für jeden Pfleger und Erzieher der Jugend. Gegen die vorgeschlagene Zwangssterilisation gewisser Klassen von Minderwertigen habe ich, selbst wenn sie zurzeit finanziell durchführbar wäre, schwere Bedenken. Sie würde leicht durch Willkür zum Mißbrauch führen und sehr häufig eine unerhörte Härte bedeuten. Auch sind feste wissenschaftliche Grundlagen zur Aufstellung gültiger Normen für solche Zwangssterilisation bisher noch nicht vorhanden. Direkt brutal wirkt es, wenn es Gruber als »Hypherte« bezeichnet, »daß man versucht, jedes Kind fortzubringen«, und von einer Mutter spricht, die achtzehn Kinder geboren habe, von denen zehn gestorben sind. Die acht Überlebenden seien denn aber »Prachtkerle« gewesen. Ich dachte an die arme Mutter, die zehn Kinder geboren hat, nur um sie wieder zur Erde zu bringen. Und sachlich scheint mir auch die Forderung, daß gerade die weniger Wertvollen zugrunde gehen, wenig begründet. Allzu häufig geht gerade im kapitalistischen Staat wertvolles Leben durch Ungunst der äußeren Bedingungen, soziale Not zugrunde, während Oeringwertiges infolge günstiger Entwicklungsmöglichkeiten erhalten bleibt.

Gruber fordert weiter die Gründung von Familienbünden zur Sicherung der Gattenwahl. Nur Hochwertige sollen in diese Bünde Aufnahme finden und so ein »neuer Adel« geschaffen werden. Ich glaube nicht, daß wir Gruber auf diesem Wege folgen können. Er müßte aber letzten Endes auch zur Inzucht und Degeneration führen, wie bisher vielfach beim alten Adel.

Professor Muckermanns Ausführungen waren inhaltlich sympathischer. Auch seine Darstellung der Vererbungsvorgänge bei Teilung der Zellen brachte weniger bekannte Dinge. Es war erfreulich, daß er sich gegen eine doppelte Moral für Mann und Frau wandte und die Gleichwertigkeit beider in der Ehe betonte. Wenn er Religion als »natürliche Ethik« verstanden wissen will, müßte man sich freilich, ehe man zustimmt, erst über den Begriff der natürlichen Ethik mit ihm auseinandersetzen. Rassenhygiene als Bestandteil der Ethik ist wohl denkbar. Sicherlich sollen bei Eheschließungen Verwandtenehen vermieden und auf die gesundheitliche Seite weit mehr Wert gelegt werden, als es gewöhnlich geschieht. Treue zu den Lebensgesetzen, die Muckermann verlangt, wäre fraglos eine sozialistische Forderung, denn sie bedingt auch Schaffung gleicher werdsmöglichkeiten für jeden Geborenen, einerlei, von welcher Abstammung, ob ehelich oder unehelich, nicht Benachteiligung der einen und Bevorzugung der anderen durch Besitz, Gesetz und Sitte. Das Naturgesetz für die Lebendigen ist ein gleiches, nur die gesellschaftlichen Bedingungen sind ungleich.

An den folgenden Tagen kamen Einzelfragen zur Erörterung, zunächst der Schutz des keimenden Lebens, bei dem sich die Ansichten scharf gegenüberstanden. Der juristische Referent Landgerichtsdirektor Buse stellte sich auf den Standpunkt, daß, wenn eine gesetzliche Bestimmung dem Volksempfinden nicht entspricht, sie zu ändern sei. Dann sei dem Gesetz eine Bestimmung einzufügen, nach der gewisse Fälle der Abtreibung straflos sind. — Das Volksempfinden ist schwer festzustellen, da durch Agitation haben und drüben Stimmung gemacht wird. Ich würde vorschlagen, die Beseitigung der Frucht freizugeben bei gerichtskundig festgestellter Notzucht und bei einer so stark bedrängten wirtschaftlichen Lage, daß eine gute Aufzucht von Kindern unmöglich erscheint. In allen Fällen dürfte die Operation nur kostenlos durch einen beamteten Arzt vorgenommen werden. Die äußere Abgrenzung des Zeitraums, in dem die Abtreibung straflos sein soll, ohne Würdigung der Motive scheint mir nicht glücklich. Erwähnt sei aus dem medizinischen Bericht des behinderten Professors Winter (Königsberg), den Dr. Bentzin wiedergab, noch, daß in Deutschland im Jahre 300 000 Fehlgeburten stattfinden und die Zahl der Sterbefälle danach 8000 beträgt.

Aus der Besprechung der Geschlechtskrankheiten möchte ich besonders des Berichtes von Genossin Frau Hanna gedenken über den Kampf gegen die Animerkneipen, in dem sie betonte, daß es zur Aussicht über die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen allzusehr an geeigneten Hilfskräften mangle. Vor allem ist die Heranziehung weiblicher Personen zur Kontrolle und die Durchführung gesetzlicher Maßnahmen durch Arbeiterorganisationen ins Auge zu fassen.

Die Besprechung der Alkoholfrage brachte statistisch Interessantes, doch keine neuen Gesichtspunkte. Die Frage der Prostitution ergab lebhaftes Auseinandersetzen, doch muß die Besprechung derselben einer späteren ausführlichen Erörterung vorbehalten bleiben. Der letzte Tag galt dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz. Trotz einer nicht gerade schlechten statistischen Übersicht über die Erkrankungen Jugendlicher waren die Ausführungen von Professor Krautwig (Köln) allzu oberflächlich. Man hatte den Eindruck, daß es ihm hauptsächlich darauf ankam, gegen die Wohlfahrtsämter zu polemisieren, um die ärztliche Arbeit des Gesundheitsamtes von diesen unabhängig zu stellen. Die verschiedentlich von ärztlicher Seite geforderte Übertragung der Jugendämter in ein Gesundheitsamt, eine wirtschaftliche und eine pädagogische Abteilung, die voneinander unabhängig sein sollen, wäre — abgesehen davon, daß sie überhaupt nur in großen Kommunen durchgeführt werden könnte — eine unsoziale Maßregel, welche die einheitliche Tätigkeit der Jugendämter von vornherein lahmlegen müßte. »Der Arzt im Jugendamt«, wie Dr. Blaum es ausdrückte, ist die einzig mögliche Regelung. Hervorheben möchte ich aus dem wertvollen Referat Blaums, daß dort, wo Jugendämter arbeiten, die Sterblichkeit der Unehelichen zurückging, ebenso auch die Zahl der Abtreibungen und Kindesmorde. Auch die Kriminalität stieg nicht weiter an.

Der Kongreß schloß mit einer öffentlichen Abendversammlung, in der der Leiter des preußischen Wohlfahrtsministeriums Minister Stegerwald sprach. Das Thema lautete: „Ausblick in die Ausgestaltung der bevölkerungspolitischen Gesetzgebung.“ Der Vortrag blieb leider hinter den gehegten Erwartungen zurück. Der Minister erwähnte wohl in sympathischer Weise die vorhandenen Nöte und die vorgeschlagenen gesetzlichen Neuregelungen, insbesondere auf dem Gebiet der Jugendwohlfahrt; aber er gab doch zu wenig Neues und Eigenes. Man hatte nicht die Empfindung, einer schöpferischen Persönlichkeit gegenüberzustehen, und gerade deren bedürften wir. Viele hatten auch an diesem Abend wie öfters auf dem Kongreß unwillkürlich den Eindruck, daß es sich um eine gewisse Aufmachung handle, die nach außen zu wirken bestimmt sei. Von einer eigentlichen sachlichen Förderung der behandelten Fragen auf dem Kongreß kann man deshalb auch wohl kaum reden.

Ausbildung zur Wohlfahrtspflege

Von Hedwig Wachenheim

Es ist schwer, in einer Zeit, die bestrebt ist, die Wohlfahrtspflege systematisch in die gesamte Sozialpolitik hineinzubauen, das Gebiet der Wohlfahrtspflege zu umgrenzen. Aber man muß es, wenn man auseinandersehen will, für welche Aufgaben die in der Wohlfahrtspflege Beschäftigten verwendet und also ausgebildet werden müssen. Man tut wohl am besten, wenn man alle Aufgaben der Sozialpolitik einbezieht, mit Ausnahme der direkten wirtschaftlichen Selbsthilfe der Arbeiter, des Arbeiterrechts, einschließlich der Lohn- und Tariff Fragen, und der Mitverwaltung der Betriebe. Als Wohlfahrtspflege bezeichnet man dann ganz einfach das, was ungefähr auch das Wort ausdrückt: die Pflege der Gesamtheit am Wohle der arbeitenden Massen. Damit würde also nicht nur die eigentliche Fürsorge, die Armen-, Jugend-, Gebrechlichen- und Krankenwohlfahrtspflege, sondern auch das Arbeitsnachweis- und Berufsberatungswesen, Sozialversicherung und Arbeitslosenfürsorge, die sozialpädagogischen Maßnahmen mindestens für die Jugend, der Arbeiterschutz dazugehören. Inwieweit die Arbeiterschaft hier auf den Willen der Gesamtheit und seine Ausführung einwirkt, spielt dabei keine Rolle.

Die Bestrebungen, die in der Wohlfahrtspflege Beschäftigten auszubilden, liegen ungefähr zwanzig Jahre zurück. Vorher war diese Tätigkeit in den Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden Sache der Juristen und der Verwaltungsfunktionäre, in den theoretisch sich mit diesen Fragen beschäftigten Vereinen, die oft bahnbrechend gewirkt haben, Sache der Nationalökonomien, in den Vereinen, die sich mit praktischer Fürsorge beschäftigten, Sache von Frauen, die durch irgendeinen Zufall ohne Fachvorbildung zu dieser Tätigkeit gelangt waren. Die Ausbildung für die Wohlfahrtspflege wurde erst von weiten Kreisen als notwendig anerkannt, als sich diese Kreise darüber klar wurden, daß das soziale Problem nicht gelöst werden kann durch Wohltaten an einzelnen, sondern nur durch eine auf der Erkenntnis der sozialen Zustände beruhenden Sozialpolitik. Nicht nur in der theoretischen Vorarbeit, nein, auch in der praktischen Arbeit beim eigentlichen Dienst des Menschen am Menschen wurden Kraft und Geldmittel unnötig vergeudet und darüber hinaus moralischer Schaden angerichtet. So kam es, daß überall dort, wo man sich mit Sozialreform und Sozialfürsorge beschäftigte, zur Schulung für das soziale Fach geschritten wurde. Daß diese Schulung zunächst bei den Frauen begann, war nur natürlich. Die Frauen und Mädchen des Bürgertums waren, weil ohne Beruf und andere Arbeit, schon häufig sozialfürsorgerisch tätig. Die wilhelminische Bureaukratie ebenso wie die des Kommunalfreiinnens war beherrscht von der Überzeugung vom Gottesgnadentum der Verwaltungsjuristen und Verwaltungsfunktionäre auch auf diesem Gebiet. Die oberen Stellen bei den Behörden waren selbstverständlich den Juristen vorbehalten, von denen allerdings mancher auf diesem Gebiet hervor-

ragendes geleistet hat. Nur ganz selten ließ man einmal in die unteren und mittleren Stellen neue Elemente hinein, so daß sachlich nur für Sozialarbeit Vorgebildete kaum eine Berufsstellung bei den Behörden gefunden hätten. So mußten die »sozialen Frauenschulen«, die zunächst aus den Vortragskursen, Fachschulen für die Sozialarbeiter zu schaffen, entstanden waren, ihre Schülerinnen besonders für die in der ergänzenden Fürsorge tätigen Vereine und etwa für die unteren Stellen der Gemeinde, in denen die eigentliche pflegerische Arbeit außerhalb des Hauses im Verkehr mit dem Publikum geschah, ausbilden.

Nicht erst die Revolution, sondern der Krieg schon begann dieses System auszuwählen, weil er auf der einen Seite den Behörden große, neue soziale Aufgaben stellte und auf der anderen Seite alle Hilfskräfte fortnahm. Und die Revolution brach wenigstens theoretisch, wenn auch praktisch nicht in allen Fällen, mit dem Prinzip von der Allgegenwart der Verwaltungsjuristen.

Die Revolution brachte zugleich auch für die sozialdemokratische Partei die Möglichkeit, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mitzuarbeiten, um den Volksstaat auszubauen und den Sozialismus vorzubereiten. Das bezieht sich auch auf die Wohlfahrtspflege. Nun weicht ganz gewiß die Sozialdemokratie in ihrer Überzeugung über die Art, wie die soziale Frage zu lösen sei, ganz erheblich von den Gedankengängen ab, die man vor der Revolution im allgemeinen als sozial-reformerische bezeichnet hat. Aber darüber, daß die Wohlfahrtspflege heute und in der Übergangszeit zum Sozialismus und ein Teil von ihr auch dann noch notwendig ist, besteht auch in ihren Kreisen kein Zweifel. Und gerade weil ihre ganze Arbeit dem Wohle der arbeitenden Massen, dem materiellen Wohle, aber auch ihrem geistigen Vorwärtsschreiten, der Hebung ihres Selbstbewußtseins und ihres Willens zur sozialen Tat dient, ist es ihre Aufgabe, zu helfen, System in die Wohlfahrtspflege zu bringen. Sie muß aus ihrer Grundanschauung heraus gegen die Wohl-tätigkeit und für den Rechtsanspruch der Massen auf soziale Fürsorge eintreten, und zwar für eine solche, die das Versinken in Armut verhindert durch vor-biegende Maßnahmen. Und nicht nur wegen der Durchbringung der Wohlfahrts-pflege mit sozialistischen Gedanken, auch wegen ihrer Überzeugung von der Not-wendigkeit der Erhaltung und Hebung des Selbstbewußtseins der Massen muß sie sich für eine Mitarbeit ihrer Mitglieder in der Wohlfahrtspflege einsetzen.

Ist man sich darüber klar, daß die Sozialdemokratie in der Wohlfahrtspflege besondere Aufgaben zu erfüllen hat, so wird man auch die Behandlung der Fragen der Wohlfahrtspflege in den Kreisen der Parteimitglieder und ihre fachliche Schulung für Berufs- und ehrenamtliche Tätigkeit auf diesem Gebiet begrüßen.

Wie das geschehen soll, kann aber nicht unabhängig von der Art der Schulung zur Arbeit in der Wohlfahrtspflege überhaupt behandelt werden. Nun ist die Er-örterung dieser Frage sehr schwierig, solange das Problem der Demokratisierung der Verwaltung hauptsächlich als Personen- und selten als Ausbildungsfrage be-handelt wird. Man muß zunächst einmal unterscheiden zwischen Berufstätigen und ehrenamtlich Tätigen, und bei den ersteren zwischen denjenigen, die schon in Be-rufsstellungen der Wohlfahrtspflege sind, und solchen, die erst hineinkommen sollen.

Zuerst zu den letzteren. Das Gebiet der sozialen Verwaltung nimmt heute im Reiche, den Ländern und den Gemeinden ein so großes Gebiet ein (es sei nur an Reichs-, Landes-, Provinzial- und Kommunalarbeitsnachweis- und Berufsberatungs-ämter und die geplanten Jugendämter bei denselben Behörden erinnert), daß es angebracht ist, dieses Gebiet in den staatswissenschaftlichen Examen, besonders aber in den Staatsexamen für die Verwaltungskarriere, nicht unberücksichtigt zu lassen. Auch ein Teil der praktischen Lehrjahre der juristisch vorgebildeten Verwaltungs-beamten sollte der sozialen Verwaltung gelten. Nachdem sich nicht juristisch vor-gebildete Kräfte als Beamte und Angestellte im höheren Verwaltungsdienst be-währen, kann grundsätzlich der Neueinstellung solcher Kräfte nichts mehr entgegen-gestellt werden. Sie werden aber doch nur dann berufen werden können, wenn sie

irgendwie auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege innerhalb oder außerhalb der Behörde theoretisch oder praktisch bereits gewisse Leistungen aufzuweisen haben, so daß ihre Vorbildung hier gar nicht mehr behandelt zu werden braucht.

Auch für den weiten Kreis der mittleren und unteren Verwaltungsstellen kommen natürlich solche Kräfte in Betracht, aber sie sind nur in begrenztem Umfang vorhanden. Deshalb wird hier die Frage der Vorbildung dringender. Zur Ausübung der Tätigkeit in einem Jugendamt, sei es als Außenhelfer für Ermittlungen, sei es als Leiter der Berufsvormundschaft oder als Organisator des Amtes und seine Tätigkeit, ist die Kenntnis der sozialen Gesetzgebung, der Grundsätze der Sozialhygiene und der Sozialpädagogik und der ganzen Probleme der Wohlfahrtspflege durchaus notwendiger als die des Laues bürokratischer Verwaltungsmaßnahmen, wenn auch das nicht ganz unentbehrlich ist. Aber das sollte in die soziale Ausbildung eingereicht werden und nicht umgekehrt. Nun ist es praktisch einfach nicht möglich, allen Kräften in solchen Verwaltungen eine theoretische Ausbildung zu geben. Viele können ihren Berufsgang nur durch die Verwaltung von unten herauf nehmen, und ich persönlich würde es nicht einmal für gut halten, sie nur in der sozialen Verwaltung zu beschäftigen, weil damit unbedingt eine bestimmte und für wirklich soziales Empfinden gar nicht ungefährliche Einseitigkeit hervorgerufen wird. Die soziale Erkenntnis wird durch eine Beschäftigung etwa in der Lebensmittelfverwaltung mit ihren Problemen der Volksernährung, der Provinzial- oder Kommunalbetriebe mit ihren Arbeiterfragen nur gefördert, und das ist das Wesentliche. Was diese Leute brauchen, ist die Erkenntnis und die allmähliche Erweiterung ihres Wissensgebietes, die ihre Leistungsfähigkeit und ihren Aufstieg ermöglichen. Dazu muß ihnen neben der Berufsarbeit verholpen werden.

Ich komme jetzt zu den Kräften, die fachlich vorgebildet werden. Die Anstellung solcher Kräfte ist heute, wo die soziale Durchdringung des gesamten Mitarbeiterapparats noch nicht erfolgt ist, besonders wichtig. Wie ich schon feststellte, sind die bisherigen eigentlichen Fachschulen im wesentlichen Frauenschulen. Man kann es begreifen, daß ein Beruf heute im wesentlichen den Frauen vorbehalten wird, in einer Zeit, da die Frauen aus vielen Berufen wieder ganz herausgebrängt werden. Eine eigentliche Berechtigung, diese Berufsausbildung nur Frauen zukommen zu lassen, gibt es nicht. Die sozialen Frauenschulen haben bisher fast alle mindestens höhere Töchterausbildung und ein bestimmtes Alter, zirka zwanzig Jahre, als Vorbedingung zur Aufnahme verlangt, manche Schulen außerdem ein praktisches Lehrjahr in Säuglingspflege oder anderer Wohlfahrtsarbeit. Der Lehrgang dauerte zwei bis drei Jahre und erstreckte sich auf theoretische wie praktische Arbeit. Die letztere wurde in Wohlfahrtsvereinen oder kommunalen Einrichtungen ohne Entgelt geleistet, teils neben dem theoretischen Unterricht, etwa an besonderen Wochentagen, teils in einer bestimmten Zeit dazwischen. Der theoretische Unterricht beschäftigte sich im wesentlichen mit Volkswirtschaftslehre, Familienrecht, Vormundschaftswesen, Armenwesen, Jugendwohlfahrtspflege, Sozialhygiene, Sozialpädagogik, Sozialethik, Reichs-, Staats- und Gemeindeverfassung.

Die Schulen sind natürlich bisher immer nur von solchen Mädchen besucht worden, die sich den Verlust der Erwerbsarbeit während zwei bis drei Jahren, das Schulgeld für diese Zeit und etwa noch den Aufenthalt in einer fremden Stadt leisten konnten, und kamen daher für Mädchen und Frauen aus Arbeiterkreisen kaum in Frage. Nun ist aber deren Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege und deshalb auch ihre Schulung bringend zu wünschen. Wir müssen Menschen aus dem Arbeiterstand in diesem Beruf haben, weil nur sie diesem Beruf das Ansehen von Selbsthilfe und Solidarität verleihen können. Es genügt dazu nicht, daß ein Sozialist das Jugendamt leitet, es müssen auch unter denen, die direkt mit der Arbeiterjugend und ihren Eltern in Berührung kommen, Klassengenossen sein. Diese werden dann auch bei der Neuorganisation der Jugendwohlfahrtspflege mitwirken, und um sie in unserem Sinne zu gestalten, brauchen wir auch beruflich

tätige Helfer unserer Weltanschauung. Aus all diesen Gründen heraus wünschen die Arbeiterorganisationen diese Mitarbeit. Aber auch die Frauen und Mädchen aus dem Arbeiterstand wollen in diesen Beruf hinein. Hier sehen sie die Möglichkeit zum Aufstieg zu einem geistigen Beruf und zur direkten Mitwirkung an der Volkswohlfahrt, und das reizt sie.

Es ist freilich sehr schwer, das heute durchzuführen. Die Frauenschulen stehen, wo sie nicht von den Gemeinden unterstützt werden, finanziell sehr schlecht da. Ein Weg ist auf Anregung der Genossin Juchacz mit finanzieller Unterstützung des Reiches beschossen worden, das sind die Halbjahrskurse für Arbeiterinnen an den bestehenden neutralen Frauenschulen zum Beispiel in Berlin, Hamburg, München. Es ist noch fraglich, ob diese Kurse weitergeführt werden können. Bisher sind auf diese Weise ungefähr 150 Frauen und Mädchen ausgebildet worden. Einer zweijährigen Ausbildung können diese Kurse natürlich nicht gleichgesetzt werden. Aber nach dem Bericht einer Schule über diesen Lehrgang scheinen sich die meisten Teilnehmerinnen, die von den Gewerkschaften und Hinterbliebenenorganisationen genannt waren, durch ernste Pflichtauffassung, Eifer und innere Anteilnahme hervorgetan zu haben. Es sind nun auch Stipendien für einen vollen Lehrgang gegeben worden. Unsere Genossinnen in den Gemeinden, in denen neutrale Frauenschulen sind, sollten städtische Stipendien für einheimische Mädchen in der Gemeindeverwaltung anregen. Das ist keine große finanzielle Belastung. Überall dort, wo die Weiterführung der Frauenschulen von der Unterstützung der Gemeinde abhängig gemacht wird, könnte, wenn der sozialistische Einfluß dazu ausreicht, etwa die Unterstützung durch Bezahlung des Schulgeldes für Arbeiterinnen geschehen oder die Unterstützung von der Aufnahme solcher Mädchen unter bestimmten Bedingungen abhängig gemacht werden. Das alles sind ja nur kleine Mittel. Aber sie bedeuten doch einen Anfang, und größere sind heute vielleicht nicht einmal angebracht, wo die Zukunft des Berufs nicht zu übersehen ist.

Der Katholische und der Deutsch-evangelische Frauenbund, auch die innere Mission haben soziale Fachschulen auf religiöser Grundlage. Diese Schulen haben früher hauptsächlich Hilfsarbeiterinnen für die konfessionellen Vereine ausgebildet, sind aber heute das Reservoir für Stellen bei der öffentlichen Verwaltung, die Zentrum und Rechtsparteien besetzen können. Die neutralen Schulen sind unter Leitung von Frauen aus der bürgerlichen Frauenbewegung. Es ist bedauerlich, daß wir dem nicht eine sozialistische Schule zur Seite zu stellen haben, aber die Schaffung einer solchen Berufsschule ist heute nicht möglich. Um so wichtiger ist es, daß wir, wenn nicht anders z. B. auf dem Umweg durch die subventionierende Gemeinde, unseren Einfluß geltend machen. Denn es ist nicht nur der Ausbau der Wohlfahrtspflege, der in diesen Schulen behandelt wird, die Schülerinnen werden ja zunächst auch über die Lage der arbeitenden Klasse, in Staatsbürgerkunde unterrichtet, auch Sozialethik bildet einen Teil des Unterrichts. Die Schülerinnen werden ganz in den Kreis sozialer Fragen gezogen und dadurch angeregt, dazu innerlich Stellung zu nehmen. Daß bei dieser Stellungnahme der Geist der Schule von Bedeutung ist, ist klar. Auch müssen wir über diese Beeinflussung hinaus die Mädchen in unsere Kreise ziehen und während eines Arbeiterinnenkurses die sie besonders bewegenden Fragen mit ihnen erörtern. In einer Zeit, die plötzlich für sie geistig so anregend ist, ist sicher Neigung dazu vorhanden. Wo es sich nur um einzelne handelt, muß dafür gesorgt werden, daß in der Wohlfahrtspflege führende Parteigenossen die Verbindung mit ihnen aufrechterhalten, um mit ihnen zu besprechen, was sie beschäftigt, und ihnen geistig zu helfen.

Nach meiner Ansicht hat der Erlaß des preussischen Wohlfahrtsministers über die staatliche Prüfung und Anerkennung von Wohlfahrtspflegerinnen nicht dazu beigetragen, das Eindringen von Arbeiterinnen in diesen Beruf, an dem doch auch die Zentrumsarbeiter ein Interesse haben mußten, zu erleichtern. Der Erlaß schreibt nämlich als Bedingung zur Zulassung vor: außer dem zweijährigen Besuch

einer staatlich anerkannten Wohlfahrtschule die Ablegung einer staatlichen Prüfung als Kindergärtnerin, Hortnerin, Jugendleiterin, als wissenschaftliche oder technische Lehrerin, den Besuch einer ländlichen Frauenschule oder dreijährige Arbeit in der Wohlfahrtspflege. Dadurch wird der Ausbildungsgang auf fünf Jahre verlängert, und alle, die eine so lange Lehrzeit nicht haben, werden als zweittelassige Kräfte betrachtet. Daß Volkschülerinnen zugelassen werden, ist zu begrüßen, denn das zwingt die sozialen Frauenschulen, nun auch Volkschülerinnen aufzunehmen. Aber welche Volkschülerin kann sich eine so lange Lehrzeit gönnen? Die Prüfung findet in drei Hauptfächern — Gesundheitsfürsorge, Jugendwohlfahrtspflege, allgemeine und wirtschaftliche Wohlfahrtspflege — statt. Zu begrüßen ist, daß der Erlaß für die Wohlfahrtschulen eine staatliche Anerkennung fordert, denn was sich in den letzten Jahren als soziale Fachschule aufgetan hat, verdient häufig diesen Namen gar nicht, und es ist ganz gut, wenn ein Unterschied zwischen diesen Schulen und wirklichen Fachschulen gemacht wird. Aber damit hätte man sich auch begnügen können und nicht die Prüfung, von der doch die staatliche Anerkennung abhängig ist, in einen bisher freien Beruf einführen sollen, in einer Zeit, da der Wert solcher Prüfungen doch gerade von Pädagogen sehr umstritten wird.

Wir kommen nun zur Erziehung derjenigen in der Wohlfahrtspflege Beschäftigten, die eine Fachbildung nicht haben. Man kann das vereinigen mit der Schulung ehrenamtlicher Arbeitskräfte für die Wohlfahrtspflege. Die Demokratisierung der städtischen Verwaltungen erfordert, daß wir eine ganze Reihe ehrenamtlicher Kräfte als Armenvorsteher, Gemeindevorsteher, Armen- und Waisenspfleger, auch von Bürgerdeputierten stellen. Diese brauchen, wenn sie ihre Arbeit zweckmäßig erfüllen sollen, die Kenntnisse der sozialen Gesetzgebung und der städtischen Einrichtungen, und wenn sie wirklich geistige Mitarbeiter auf dem großen Gebiet der Wohlfahrtspflege werden wollen, dann genügt nicht eine trockene Darstellung, sondern dann müssen die ganzen Probleme der Wohlfahrtspflege behandelt werden.

In Berlin ist etwas Derartiges jetzt in Angriff genommen worden, was sich gut bewährt hat. In Verbindung mit anderen Organisationen der Wohlfahrtspflege sind Lehrgänge für Wohlfahrtspflege eingerichtet worden, die 1½ Jahre dauern, aber in drei Teile zergliedert worden sind. Im ersten Trimester werden zum Beispiel während dreier Monate »Aufgaben und Systeme der Wohlfahrtspflege«, das »Gesetz Groß-Berlins in seiner Wirkung für die Wohlfahrtspflege«, »Fürsorge für die gefährdete und verwahrloste Jugend«, »Aufgaben der Sozialhygiene am Wiederaufbau Deutschlands«, »Wesen und Geschichte der Wohlfahrtspflege«, »Organisation des Arbeitsnachweises und seine Bedeutung für das gesamte Wirtschaftsleben«, das »Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz und die angewandten Systeme«, »Ausbau und Arbeitsgebiete des Jugendamts«, »Soziale Hilfe der Berufsorganisationen« und die »Sozialversicherung« vorgetragen. Diese Vorträge werden dann fortgeführt, im nächsten Jahre kommen zum Beispiel die freie Liebestätigkeit, die gesetzlichen Grundlagen der Jugendwohlfahrt und die Berufsberatung neu hinzu, und im letzten Trimester wird die Kriegsfolgenpflege, die Erwerbsbeschränktenfürsorge, die Erwerbslosenfürsorge, die Jugendpflege behandelt, auch werden die allgemeinen Vorlesungen fortgeführt und zum Schluß z. B. die Wohlfahrtspflege als Glied der Volkswirtschaft und die Lebensverhältnisse der verschiedenen Klassen der Bevölkerung besprochen. Die Dozenten, höhere Staats- und Gemeindebeamte, Ärzte, Arbeitersekretäre, kommen aus allen beteiligten Organisationen. Dadurch, daß jeder einzelne Kursus sowie jedes Trimester gesondert belegt werden kann, kommen die Kurse für alle Kreise der Bevölkerung in Frage. Juristisch vorgebildete städtische Beamte, aber auch städtische Sekretäre und Hilfsarbeiter sowie die Hilfsarbeiter der Vereine besuchen sie, ebenso städtische Ehrenbeamte und solche Personen, die es werden wollen oder sich sonst gern in der Wohlfahrtspflege betätigen möchten. Diese Form, bei den Mitarbeitern der Wohlfahrts-

pflege Verständnis für ihre Aufgaben und soziale Gesinnung zu erzielen, scheint sehr glücklich zu sein und kann an anderen Orten nur zur Nachahmung empfohlen werden. Der Berliner Ausschuß für Arbeiterwohlfahrt unterstützt die Lehrgänge, indem er den Parteigenossen, die er dafür ausgewählt hat, die Hörgebühren bezahlt.

Man kann auch, wie das im rheinisch-westfälischen Industriebezirk vielfach geschieht, die Gemeinde diese Ausbildungstätigkeit übernehmen lassen. Auch dann sind die politischen Parteien in der Leitung vertreten. Bei all solchen interparteilichen Veranstaltungen muß dann natürlich durch die Partei auf ihre Mitglieder eingewirkt werden, an diesen Kursen teilzunehmen, und müssen besondere Verpflichtungen unter den teilnehmenden Genossen stattfinden.

Eigene Kurse zu veranstalten, ist jetzt sehr kostspielig, wird aber trotzdem manchmal zweckmäßig sein und hat auch agitatorischen Wert. Es sei deshalb das Programm des Berliner Kurses für Jugendwohlfahrtspflege, den der Bezirksbildungsausschuß mit gutem Erfolg veranstaltet hat, hier wiedergegeben.

Erziehungslehre: Einführung in das Verständnis der kindlichen Seele, Erziehung durch Familie, Kindergarten, Schule und Kinderhort. Die sozialistischen Grundsätze. Erziehung eigenartiger veranlagter oder schwer zu leitender Kinder. Lektüre, Einrichtungen zur Kindererziehung außerhalb des Hauses (Kindergärten, Horte, Lesehallen, Vorschulen für Minderbegabte usw.). — **Sozialhygiene:** Mutter- und Säuglingspflege. Kleinkinder- und Schulhygiene. Die hygienischen Einrichtungen der Fürsorgeeinrichtungen und Schulen. Krüppel- und Tuberkulose-, Alkoholiker- und Wohnungsfürsorge. Behandlung in allgemeinen Pflegeanstalten und solchen für kranke Kinder. — **Familien- und Jugendrecht.** Eltern- und Kindesrecht. Uneheliche Kinder. Adoption. Vormundschaftswesen. Jugendstrafrecht und Fürsorgeerziehung. Organisation des Vormundschafts- und Jugendgerichtswesens und der Jugendfürsorge. — **Armenpflege, Arbeiterbeschäftigung, Sozialversicherung.** Arbeiter- und Jugendschutz. Die gesetzlichen Bestimmungen der Armenpflege und ihre praktische Durchführung. Die gesetzlichen Bestimmungen des Jugendschutzes, der Sozialversicherung, der Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenfürsorge, soweit sie die Jugendfürsorge berühren. — **Berufsberatung.** Arbeitsnachweis, Lehrlingswesen, Art, Zweck und Organisation der Berufsberatung unter besonderer Berücksichtigung der Berufsberatung von Frauen und Mädchen. — **Schriftliche Arbeiten.** Ermittlungsberichte, Protokolle von Besprechungen mit Jugendlichen, Eltern, Ermittlern, Vormundschaftsvorschläge. In Vorträgen ist dann die Schulfrage, die Jugendbewegung und Jugendpflege, besonders die Arbeiterjugend behandelt worden. Daß Führungen durch die am Orte vorhandenen Anstalten bei all solchen Kursen wichtig sind, ist selbstverständlich.

Es ist natürlich notwendig, daß eine Stelle sich systematisch mit der Bearbeitung aller Fragen der Wohlfahrtspflege und der Verbreitung des Verständnisses für diese Fragen unter den Parteigenossen befaßt. Zu diesem Zwecke dienen die Hauptausschüsse für Arbeiterwohlfahrt. Sie müssen überall in kleineren und größeren Kreisen immer wieder alle damit zusammenhängenden Fragen zur Diskussion stellen. Als Themen seien einmal ein paar vorgeschlagen: »Die Fürsorgeerziehung« mit Lichtbildern aus den Fürsorgeerziehungsanstalten der Stadt, »Der Jugendwohlfahrtsgesetzentwurf«, »Neuregelung der Armenpflege oder Reichswohlfahrtsgesetzgebung?«. Es muß natürlich darauf geachtet werden, daß nicht zum Beispiel ein Teil der Mitglieder, besonders die Frauen, alles nur noch unter der Brille der Wohlfahrtspflege sehen. Aber man soll auch nicht vergessen, daß diese Fragen doch immer an den Kern aller sozialen Fragen rühren und daß sie bei richtiger Behandlung die sozialistische Erkenntnis und die staatsbürgerliche Erziehung fördern können. Es sind zwei Aufgaben, die uns hier zur Lösung gestellt werden und die im Grunde beide Erziehungsfragen sind: die fachliche Bildung unserer in der Wohlfahrtspflege tätigen Parteigenossen und die Durchbringung der Wohlfahrtspflege mit sozialistischem Geiste.

Literarische Rundschau

Professor Dr. Karl Vorländer, Immanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken. Bücherei der Volkshochschule, herausgegeben von Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke, 9. Band. Berlin, Bielefeld und Leipzig 1920, Velhagen & Klasing. 108 Seiten. Preis M. 5.40.

Wenn ein Freund das Werk eines Freundes bespricht, mit dem er ein Menschenalter in philosophischem und menschlichem Denken und Streben verbunden ist, so kann das keine »Rezension« sein, auch kein bloßer Inhaltsbericht, sondern eine Wiedergabe dessen, worin er sich mit ihm eins fühlt, wenn es auch mit einer oder der anderen kritischen Bemerkung versehen sein mag. Und gerade betreffs der Bedeutung Kants für das vergangene wie das künftige menschliche Denken fühlt sich der Referent ganz mit dem Autor eins.

Sehr erfreut war ich vor allem darüber, daß Vorländer an den verschiedensten Stellen des kleinen, aber inhaltreichen Büchleins hat hervorleuchten lassen, wie Kants ganze Entwicklung von den Jünglingsjahren ab wesentlich eine Entfaltung von Keimen war, die schon in ihm lagen, nicht aber, wie es nach manchen Darstellungen scheinen könnte, ein Springen von einer Gedankenrichtung zur anderen. Wissenschaftlich denken wollen, unterscheiden wollen, was wissenschaftlich beherrschbar ist und was nicht, sich, wo es Wahrheitserforschung gilt, durch keine Vorurteile, durch keine Gemütsbedürfnisse ein I für ein U vorspiegeln zu lassen, das ist der bleibende Grundzug seines Denkens von Anfang bis zu Ende. Ob er zu Beginn, wie der Forscher es gewöhnlich tut, seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände selbst, ob er sie später auf die Art, wie wir die Gegenstände betrachten, hinwendet, die Denkart bleibt. So, wenn er 1755 in seiner »Naturgeschichte und Theorie des Himmels« die nach ihm und Laplace benannte Sternentstehungslehre aufbaut. So, wenn er, von Rousseau und Hume angeregt, den Anstoß zur Entwicklung seiner humanen und kritischen Gedanken findet und in den »Träumen eines Geisteshebers« die Phantasien Swedenborgs beleuchtet. Und so auch, wenn er in der »Kritik der reinen Vernunft« seine »Revolution der Denkungsart« vollzieht. Überall bleibt, wie Vorländer mit Recht betont, der Gedanke der »Alleinherrschaft der Vernunft auf dem Gebiet der Wissenschaft« Grundzug.

Diese »Revolution der Denkungsart« aber zeigt sich darin, daß er eben an Stelle der gewöhnlichen, der hergebrachten und noch heute üblichen unmittelbar ontologischen Fragestellung: Was ist? zunächst die methodologisch-kritische Frage vorausschicken will: Wie kann ich erkennen? Denn das bedeutet die Frage: Wie sind Mathematik, reine Naturwissenschaft, Metaphysik »möglich«? Diese Frage, genauer bestimmt, lautet dann: Welches sind die in unserem eigenen Wahrnehmen und Denken vorhandenen Bedingungen dafür? Denn erkennen will ja ich. Kann ich so etwas, so müssen die Bedingungen hierfür in mir selber liegen, in meinem Bewußtsein begriffen werden.

Vorländer läßt diesen Grundzug von Kants kritischer Denkart S. 20 ff. scharf hervortreten. Er hätte das vielleicht S. 19 f. gleich von vornherein tun dürfen. Dann wäre der stets wieder auftretenden unleidlichen ontologischen Auffassung der Idealität von Raum und Zeit der Wurzelboden entzogen; es wäre noch deutlicher hervorgetreten, daß Raum, Zeit und Kategorien hier nicht nach dem, was sie als Gegenstände naturwissenschaftlicher und psychologischer Betrachtung sind, behandelt werden, sondern nach dem, was sie als Erkenntnisbedingungen sind. Als solche sind sie ideell, gleichviel was sie als Erkenntnisobjekte in anderer Betrachtungsart »sein« mögen. Kant wollte ja, wie Vorländer S. 20 betont, nicht Philosophie, sondern Philosophieren lehren, also keine sachlichen, sondern methodische Einsichten vermitteln. Er wollte die Art und Weise zum Selbstbewußtsein bringen, nach der wir bei wissenschaftlichem Forschen stets verfahren, er wollte die »Bedingungen der

Erfahrung», das heißt des Erfahrens erkennen und zeigen, daß unser Erkennen nicht weiter reicht als Erfahrung. Deshalb ist diese Methode sowohl von der bloß logischen, von der psychologischen und setzen wir hinzu: von der objektiv naturwissenschaftlichen Blickrichtung verschieden. Natürlich diesen nicht etwa feindlich entgegengesetzt. Im Gegenteil! Feindlich steht sie nur spekulativen oder mystisch träumenden Methoden entgegen.

Daran schließt Vorländer eine schöne Erörterung über die *Ideen*. Sie unterscheiden sich dadurch vom gewöhnlichen Denken, daß sie das »Unbedingte« zum Ziel geben, unser Denken und ebenso unser Wollen in die Unendlichkeit münden lassen. Damit aber geben sie zugleich »Aufgaben« (Natorp sagt »Richtlinien«), nach denen hin wir denken und streben müssen. In der »Idee« liegt der Wille zum Immer-Weiter, der kein Ende findet. Die Bedingungen solchen Vordringens zum Unendlichen und dessen Bedeutung zeichnet Vorländer sodann in der Darstellung von Kants Kritik der praktischen Vernunft und der Urteilskraft. Hier stellt er auch Kants innere Beziehungen zu Darwin und Goethe fest. Darauf folgen dann die Darstellungen von Kants Lehren über Religion, Erziehung, Geschichte, Recht, Staat und Völkergemeinschaft, »Ewiger Friede«, in dem ja auch der Gedanke des Völkerbundes wiederkehrt. Daß Kant diesen Völkerbund von außen nach innen wirkend wie auch die von ihm vertretene Rechtsgleichheit bloß formalrechtlich betrachtet, hat Vorländer mit Zug betont. Von der Eigenart der wirtschaftlichen Taufchform und dem durch sie bedingten Produktionsverhältnis hat Kant ja noch keine Ahnung gehabt.

In einem Schlußabschnitt behandelt Vorländer sodann Kants Einfluß auf das deutsche Denken in der Philosophie überhaupt, in der praktischen Philosophie und in der Politik. Da zeigt er, wie Kants Lehre alsbald fast alle Lehrstühle in Deutschland, sogar katholische, eroberte, wie seine moralischen und politischen Ideen weitgehenden Einfluß auf die Staatsmänner der Steinischen Periode und die Männer des Freiheitskriegs ausübten und wie seine Religionsideen, allerdings verwässert, im Rationalismus weitergebildet wurden. Dann aber wurde alles das durch die spekulative Entwicklung von Fichte bis Hegel sowie durch die reaktionäre Strömung in Politik und Religion in den Hintergrund gedrängt. Danach griff eine flach naturalistische und geschäftsmäßige Lebensauffassung Platz, bis allmählich nach Mitte des Jahrhunderts wieder auch Kants Denken Eingang fand und von der Naturwissenschaft (Helmholz), der ethischen und religiösen Neuentwicklung (Rietzsch, Hermann) und vor allem von der Philosophie selbst wieder beachtet und fortgebildet zu werden begann (Stadler, Cohen, Natorp, Riehl und andere). Zum Schluß bespricht Vorländer die vielumstrittenen Beziehungen Kants zum Sozialismus und betont, daß natürlich Kant kein Sozialist war und sein konnte, daß aber die folgerichtige Entwicklung seiner Gedankenfäden zu diesem hinführen müsse und eine ganze Reihe von Jüngern Kants zu ihm hingeführt habe.

Run hat Vorländer freilich, da er nur eine erläuternde Mitteilung von Kants Philosophie geben wollte, sich der Kritik enthalten und ist nicht darauf eingegangen, zu zeigen, wie die durch seine Zeit bedingten, wie in ihm selbst noch unüberwundene Reste ontologischer Auffassung, die von der methodologischen nicht immer klar zu sondern sind, den Übergang von ihm zur Fichte-Hegelschen Spekulation so leicht machten und noch heute mancherlei Verkennung und Wirtung veranlassen. Um so erfreulicher und notwendiger ist es aber, wenn das, was für ihn kennzeichnend ist und war, bleibend und noch heute fortschritterzeugend wirkt, in solch schlichten und verständnisvollen Darbietungen, wie die Vorländers ist, immer wieder zum Bewußtsein gebracht wird.¹

¹ Vorländer, der Kants Biographie sowie Philosophie in einem größeren Werk auf Grund neuer eigener und fremder Forschungen dargestellt hat, welches nur der Veröffentlichung harrt, hat in den letzten Jahren in einer Reihe kleinerer Einzel-

M. Bernays, *Die deutsche Frauenbewegung*. »Aus Natur und Geisteswelt«, 761. Band. Berlin-Leipzig, Verlag von W. G. Teubner.

Die kleine Schrift der bekannten Nationalökonomin Dr. Marie Bernays behandelt die deutsche organisierte Frauenbewegung. Wie die Verfasserin selbst in der Vorrede sagt, legt ihr der Umfang der Schrift Beschränkungen auf, so daß die ausschließlich karitativen Frauenverbände ebenso wie die Arbeiterinnenbewegung nicht gesondert zur Darstellung kommen. Demgemäß beschränkt sich der Inhalt wesentlich auf die Arbeit und Ziele jener Frauenorganisationen, die heute im Bund deutscher Frauenvereine zusammengefaßt sind, der politisch und konfessionell neutral ist, also auf die sogenannte bürgerliche Frauenbewegung. Ein kurzes Sonderkapitel behandelt die konfessionelle Frauenbewegung. Es ist also von vornherein nur ein Ausschnitt gegeben und gewollt aus dem großen Ganzen, das Stellung, Rechte, Wesensentwicklung und Wirkungsmöglichkeiten der Frau im letzten halben Jahrhundert richtungsgebend beeinflußt und verändert hat.

Innerhalb dieses immerhin engen Rahmens, der vielleicht dem, der sich in ihn einfügt, weiterspannend erscheinen mag, als er es tatsächlich ist, verdient die Schrift Anerkennung. Sie ist sachlich und gründlich geschrieben und wird als Leitfaden durch die Entwicklung, wie sie sich seit dem Jahre 1865 vollzogen hat, gute Dienste tun. In das Jahr 1865 fällt die Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, die man als Ausgangspunkt der organisierten deutschen Frauenbewegung ansieht. Charakteristisch für die Bewegung ist, daß ihr eine Anzahl großer Frauenberufsverbände, die nach und nach entstanden, angehören, Lehrerinnen, kaufmännische weibliche Angestellte, Post- und Telegraphenbeamtinnen, Krankenpflegerinnen usw., so daß dadurch eine gewisse Parallele zur gewerkschaftlichen Entwicklung gebildet wird. Ihr Wert liegt einerseits in dieser beruflichen Interessenvertretung, wie sie die Fachverbände darstellen, andererseits in dem Gewinnen und Heranziehen weiter Frauenkreise für Frauen- und Allgemeininteressen überhaupt, wie sie die Organisation von Lokalverbänden an Seite der Fachverbände als Hauptarbeitsfeld hat. Es ist hier eine jahrzehntelange zielbewußte Arbeit geleistet worden, die vielfach in sozialistischen Kreisen zu wenig gekannt wird.

Die Darstellung von Marie Bernays ist nach drei Richtungen gegliedert. Der erste kurze Teil behandelt die Soziologie der Frauenbewegung, es folgt die Geschichte, dann die Theorie derselben und ein kurzes Literaturverzeichnis. Wenn Marie Bernays im Anfang sagt: »Die Kausalität der wirtschaftlichen Faktoren muß ebensowohl beachtet werden wie die der geistigen Mächte, und es hängt letzten Endes von der Lebensauffassung des Darstellers ab, welche dieser bei den Kausalitäten als die bestimmende für die Entwicklung richtungsgebende Kraft angesehen wird.« so ist auch vom sozialistischen Standpunkt und materialistischer Geschichtsauffassung aus nicht allzuviel dagegen einzuwenden. Es trifft ja in dem kürzlich veröffentlichten Briefwechsel zwischen Marx und Engels deutlich zutage, daß beide, wenn ihnen auch die wirtschaftlichen Bedingungen das Primäre sind, doch die Rückwirkung des Geistigen und ein beständiges Hin- und Widerspiel von Wirtschaftlichem und Geistigem als notwendige Entwicklungsvorgänge einwerfen. Die Verfasserin selbst, die, soweit mir bekannt, der Deutschen Volkspartei angehört, stellt gleichwohl ihr politisches Glaubensbekenntnis in den Ausführungen zur Gegenwart zurück, wenn man nicht in dem starken Betonen des Deutschtums auch da, wo vielleicht

Schriften: »Kant als Deutscher«, Darmstadt, Reichl, »Kant und der Gedanke des Völkerbundes«, 1919, Felix Meiner, »Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus«, Berlin 1920, Paul Cassirer, die gewonnenen Einsichten nach verschiedenen Richtungen hin verarbeitet. Seine Schrift »Zum ewigen Frieden« ist 1919 in zweiter Auflage erschienen. Auf seine »Geschichte der Philosophie« und sein Buch über »Kant und Marx« braucht nicht mehr besonders hingewiesen zu werden.

der Gegenstand dies nicht unbedingt erfordert, ein politisches Glaubensbekenntnis abgeben will. Man ist vielleicht berechtigt, dies zu tun, da die Frage der doch nicht unbedeutenden internationalen Zusammenhänge der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung mit der anderer Länder ganz entschieden in dem Buche zu kurz kommt.

In vielen Einzelfragen, die Dr. Bernays behandelt, werden wir Frauen aller Richtungen uns einig sein, in bezug auf Entlohnung der Frauenerwerbsarbeit, der Wertung des Hausfrauenberufs, der Besserstellung der Frau im Familienrecht und anderem. In einzelem trifft aber doch der Unterschied der Auffassungen zwischen bürgerlicher und sozialistischer Einstellung hervor, so in den sehr abgedämpften Forderungen für Besserstellung des unehelichen Kindes. H e n n i L e h m a n n

Michael Luga-Varanowsky, Die kommunistischen Gemeinwesen der Gegenwart. Übersetzt von E. Hurwicz. Gotha, Verlag Fr. A. Perthes A.-G. 70 Seiten. Preis 6 Mark.

Dem einigermaßen belesenen Sozialisten bietet die Schrift wenig Neues. An den Misserfolgen der owenistischen, fourieristischen und cabatistischen Gemeinden, den religiös-moralischen Gemeinden Nordamerikas und der russischen Kolonie Krinzja am Schwarzen Meere, zu denen nun noch die großen staats- und die kleinen agrarkommunistischen Versuche der Bolschewiki kommen, sucht der bekannte russische Volkswirtschaftler nachzuweisen, daß heute weder die Staats- noch die bürgerliche »Kommune« lebensfähig ist und die Zukunft allein den Mittelformen gemeinschaftlicher Organisation gehört, also dem Genossenschaftswesen und der allmählich, organisch fortschreitenden Sozialisierung. bf

Notizen

Produktionserhebungen. Das Internationale Arbeitsamt in Genf veröffentlichte vor kurzem den ersten Band seiner »Erhebung über die Produktion«: ein Heft von 214 Seiten, das zumieist einleitende Bemerkungen und Mitteilungen, Auskünfte, Fragebogenformulare usw., aber auch einige Statistiken enthält, die insofern recht interessant sind, als sie zeigen, wie der Krieg auf bestimmte Massenindustrien eingewirkt hat. Vornehmlich wird die Entwicklung der Kohlen- sowie der Rohstahl- und Gußeisenproduktion der hauptsächlich am Kriege beteiligten Länder in Tabellen und Diagrammen nachgewiesen. Leider reicht die Statistik bei den meisten Ländern nur bis Mitte des Jahres 1920, so daß die seitdem eingetretenen Veränderungen nicht mehr zu ersehen sind.

Ein Vergleich der mitgeteilten Produktionsziffern des Jahres 1913 mit denen der Jahre 1919 und 1920 zeigt, daß selbst in Ländern, die verhältnismäßig am wenigsten unter dem Kriege gelitten haben, die Leistungsfähigkeit der Vorkriegszeit noch nicht wieder erreicht ist. In der Kohlenindustrie trat fast überall schon bald nach Beginn des Krieges ein beträchtlicher Rückgang der Förderung ein, doch ist die Folgerung verkehrt, daß mit dem Fortschritt des Krieges die Förderungsziffern ständig abgenommen hat. Wir finden überall beträchtliche Schwankungen; nur die Kohlenproduktion der Vereinigten Staaten von Amerika hielt sich nach einem kurzen Absturz im Jahre 1914 auf ziemlich gleicher Höhe, um dann nach dem Eintritt der Union in den Krieg in den Jahren 1917 und 1918 beträchtlich emporzuschnellen — zum Teil deshalb, weil Amerika nun noch mehr als vorher zum hauptsächlichsten Kohlenlieferanten verschiedener Ententeländer wurde.

Im Monatsdurchschnitt ergeben sich für die wichtigsten kohlenproduzierenden Länder der Entente und für Deutschland während der Jahre 1913 bis 1919 folgende Produktionsziffern (in je 1000 Tonnen ausgedrückt):

Jahr	Groß- britannien	Amerika	Frankreich	Belgien	Deutschland	
					Kohle	Braunkohle
1913 . . .	24,344	43,100	3,404	1,904	14,383	7,260
1914 . . .	22,500	38,833	2,294	1,393	12,331	6,996
1915 . . .	21,445	40,201	1,628	1,181	11,340	7,364
1916 . . .	21,714	44,623	1,776	1,405	12,281	7,861
1917 . . .	21,047	49,259	2,410	1,243	12,822	7,963
1918 . . .	19,289	51,778	2,188	1,152	12,301	8,389
1919 . . .	19,731	41,157	1,822	1,541	9,049	7,817

Wir ersehen daraus, daß Englands Kohlenproduktion zunächst 1914/15 einen Rückschlag erleidet, dann aber bis 1918 ziemlich konstant bleibt. Erst im letzten Kriegsjahr (1918) tritt eine weitere Senkung ein. Eine ganz andere Wirkung hatte der Krieg auf die nordamerikanische Kohlenindustrie. Die Förderungsziffer nimmt zunächst im Jahre 1914 um 4,3 Millionen Tonnen Steinkohlen pro Monat ab, da die Kohlenausfuhr infolge des Krieges beträchtlich zurückgeht, 1916 übersteigt aber schon wieder die Förderungsziffer jene des Jahres 1913, und im Jahre 1918 erreichen die Vereinigten Staaten von Amerika die höchste Kohlenförderung, die sie je gehabt haben. Frankreichs Förderungsziffer ist am niedrigsten im Jahre 1915. Es werden in diesem Jahre pro Monat nur 1,6 Millionen Tonnen gefördert gegen 3,4 Millionen im Jahre 1913. Dann steigt die Produktion allmählich wieder, um nach Beendigung des Krieges einen neuen Rückfall zu erleben. Nach statistischem Nachweis sind nämlich durchschnittlich in den einzelnen Monaten des Jahres 1919 nur 1,8 Millionen Tonnen gefördert worden, obgleich inzwischen Elsaß-Lothringen in französischen Besitz übergegangen war. Auch in Deutschland brachte das Jahr 1915 die niedrigste Kohlenproduktionsziffer, ungefähr 3 Millionen Tonnen weniger pro Monat als 1913. Dann erholte sich die Produktion wieder etwas, sank darauf aber im Jahre 1919 abermals tief herunter, teils infolge der Unruhen und Streiks in den deutschen Kohlenrevieren, teils infolge der Abnahme der Arbeitsleistung und des Verlustes Elsaß-Lothringens. Im Monatsdurchschnitt sind 1919 in Deutschland nur ungefähr 9,04 Millionen Tonnen gefördert worden gegen 14,38 Millionen im Jahre 1913.

Selbstem hat, abgesehen von England, dessen Kohlenproduktion ganz besonders unter Streiks litt, die Kohlenproduktion fast in allen Ländern wieder beträchtlich zugenommen.

Volkswirtschaftlich interessant ist ein Vergleich, wieviel Tonnen Steinkohlen im Durchschnitt der einzelne unter Tag beschäftigte Arbeiter während der letzten Jahre gefördert hat. Zwar darf danach nicht die Leistung der Arbeiter ohne weiteres abgeschätzt werden, denn die Leistung hängt nicht allein von der aufgewandten Arbeitskraft, sondern nicht minder von der Lage und Tiefe der Flöze, der Maschinerie, dem Abbausystem und der Menge der nötigen Reparaturarbeit ab, aber immerhin zeigt solcher Vergleich, welches Land die günstigsten Produktionsbedingungen hat und daher wohl zukünftig auf dem Weltmarkt am konkurrenzfähigsten sein wird.

Es wurden von jedem unter Tag in Kohlenzechen beschäftigten Arbeiter im Durchschnitt des Jahres produziert (in Tonnen):

Jahr	Vereinigte Staaten	Groß- britannien	Preußen (nur Stein- kohle)	Frankreich	Österreich (nur Stein- kohle)	Belgien
1913 . . .	916	371	422	307	329	238
1914 . . .	803	341	389	—	328	200
1915 . . .	867	393	447	—	350	182
1916 . . .	998	377	459	—	351	211
1917 . . .	1071	359	436	—	278	218
1918 . . .	1134	337	409	—	259	207

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Preußen-Probleme. Von Karl Severing. I.

Die Stellung der Technik in der Marx'schen Wirtschaftsauffassung. Von Heinrich Cunow.

Zur gegenwärtigen Staatsauffassung des Sozialismus.
Von Dr. Siegfried Ward, Privatdozent (Breslau).

Die Einwanderung der Ostjuden. Von Theodor Müller.
II. (Schluß.)

Zeitgehalt und Dichtung. Von Joseph Kliche.

Literarische Rundschau: E. Oberhummer, Imperialismus.
Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die *Neue Zeit* erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich *M.* 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet *M.* 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis *M.* 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls *M.* 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandskosten.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen *M.* 6.—

★

Alle für die Redaktion der *Neuen Zeit* bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der *Neuen Zeit*, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verlag von J. H. W. Diez Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwilling. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willh. Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Bloß. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Preise freibleibend

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 14

Ausgegeben am 1. Juli 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Preußen-Probleme

Von Karl Severing

I

Im Hauptausschuß des Preussischen Landtags sind bei der Beratung des Etats des Ministeriums des Innern die verfassungsrechtlichen Verhältnisse zwischen dem Reich und Preußen erneut zur Sprache gekommen. Sowohl der Minister Dominikus wie auch die Abgeordneten der größten Parteien haben die in Betracht kommenden Fragen — Verwaltungsreform in Preußen, Autonomie der Provinzen, Diskrepanz zwischen Reich und Preußen — besprochen, ohne jedoch zu irgendeinem praktischen Ergebnis zu gelangen. Dieser negative Ausgang der Debatte kommt nicht von ungefähr. Es ist sicherlich auf mehreren Seiten, in Regierungs- wie in Abgeordnetenkreisen, die Absicht vorhanden, die Dinge in Fluß zu bringen und wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß zu führen. Aber jedem Schritt stellen sich im Augenblick so große Schwierigkeiten entgegen, daß jeder Versuch, ihn zu gehen, von vornherein als sehr zweifelhaft im Erfolg bezeichnet werden muß.

Da ist zunächst die schon seit Jahrzehnten in den Parlamenten, in der Presse und in der Literatur erörterte Frage der Verwaltungsreform. Wenn je, dann wäre gerade jetzt die Lösung dieser Frage geboten. Die riesenhaften Anforderungen, die an die Staatsfinanzen gestellt werden, zwingen zur größten Sparsamkeit. Es sollte deswegen alles getan werden, um den Verwaltungsapparat zu vereinfachen. Oberpräsidenten neben den Regierungspräsidenten in den Provinzen amtierend zu lassen, ist ein Luxus, den wir uns einfach nicht mehr gestatten können, wenn das Wort von der Rückkehr zur Sparsamkeit nicht ein hohle Redensart bleiben soll. Die Aufhebung der Regierungspräsidenten ist darum schon im vergangenen Jahre bei den zuständigen Stellen ernsthaft erwogen worden. Damals sprachen noch einige Gründe für einen allmählichen Abbau. Die Überleitung der Zwangswirtschaft zum freien Handel stand in Aussicht und machte Einrichtungen überflüssig, die auch bei den Regierungspräsidenten geschaffen waren, deren plötzliche Beseitigung vielleicht unliebsame Weiterungen auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung geschaffen hätte. Heute bestehen diese Bedenken nicht mehr, während auf der anderen Seite die Finanznot des Staates beständig wächst. Da sollte die Regierung also ernsthaft daran gehen, eine der Verwaltungsstufen der Provinz aufzuheben und dadurch den Haushalt um beträchtliche Summen zu entlasten. In den Staatsfinanzen würde diese Maßnahme praktisch freilich erst in einigen Jahren zu Buch schlagen. Da aber leider nicht der geringste Anlaß zu der Annahme besteht, daß die Staatsfinanzen in einigen Jahren günstiger stehen, ist der nächste Tag dieses Teiles der Verwaltungsreform der beste.

Und doch ist zu fürchten, daß auch er noch in weiter Ferne liegt. Außenpolitische Schwierigkeiten dürften nicht im Wege stehen. Zwar hat der Interalliierte Überwachungsausschuß im vergangenen Jahre dagegen Einspruch erhoben, als die Funktionen der Regierungspräsidenten auf dem Gebiet des Polizeiwesens dem Oberpräsidenten übertragen werden sollten, um eine größere Einheitlichkeit in der Durchführung und im etwa erforderlichen Einfluß der Schutzpolizei herbeizuführen. Welche Motive für diesen Einspruch bestimmend waren, ist den zuständigen preußischen Stellen nicht bekannt geworden. Man kann nur vermuten, daß dem Interalliierten Überwachungsausschuß der regionale und lokale Charakter der Schutzpolizei nicht genügend gewahrt erschien, wenn die Polizeiaufsichtsbefugnisse dem Oberpräsidenten statt dem Präsidenten des kleineren Regierungsbezirks übertragen wurden. Eine derartige irrtümliche Auffassung zu berichtigen, dürfte nicht allzu schwierig sein. Jedenfalls haben die Ententestaaten kein Interesse daran, Maßnahmen zu erschweren, die darauf gerichtet sind, den Staat und das Reich am Leben zu erhalten und dem Reiche weiter die Möglichkeit zu verschaffen, seinen Reparationsverpflichtungen gerecht zu werden.

Größer erscheinen mir die innerpolitischen Schwierigkeiten. Die Parteien des Landtags sind zwar einig in der Auffassung, daß gespart werden muß, aber über das Wie gehen die Meinungen weit auseinander. Sie sind sich einig, daß von den zwei Regierungstellen in der Provinz eine fallen muß, aber parteipolitische Erwägungen führen hier und dort zu dem Vorschlag, die Oberpräsidien zu opfern, die Regierungspräsidien dagegen beizubehalten. Wenn der erstrebte finanzpolitische Effekt erzielt werden soll, kann davon natürlich keine Rede sein, und darum muß die Regierung, die es mit der Verwaltungsreform ernst meint, die Aufhebung der Regierungspräsidien auf ihr Programm schreiben.

Zur Durchführung dieses Programms bedarf es freilich einer starken Regierung, die für ihre Politik auch eine starke Mehrheit des Parlaments hinter sich hat. Die kommunalen Verfassungsordnungen, die im nächsten Herbst das preußische Parlament beschäftigen werden, werden gewiß noch manche Kämpfe heraufbeschwören. Nachdem jedoch das Wahlrecht für die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretungen durch besondere Gesetze schon sichergestellt ist, werden diese Gesetze kaum noch so einschneidende Veränderungen bringen, wie sie die Verwaltungsreform erforderlich macht. Es ist ausgeschlossen, daß die heute amtierende Minderheitsregierung diese Aufgaben bewältigen könnte. Man wird deshalb erst an eine ernsthafte Verwaltungsreform gehen können, wenn eine kräftige, aktionsfähige Regierung, die sich auf eine starke Mehrheit des Parlaments stützen kann, das preußische Staatsruder führt. Dabei wären denn auch die Fragen einer Herabminderung der Ministerien und der Zusammenlegung von kleineren Kreisen zu erörtern und zu entscheiden.

Ebenso wenig wie eine entschiedene Verwaltungsreform kann die heute amtierende Regierung die Autonomie der Provinzen im positiven Sinne zur Entscheidung bringen. Grundsätzliche Anhänger der provinziellen Autonomie sind nur die beiden Regierungsparteien Zentrum und Demokraten. Die sozialdemokratische Fraktion der Landesversammlung hat auf diesem Gebiet zwar Konzessionen gemacht, um das Zustandekommen der Verfassung nicht zu gefährden, der das Zentrum nicht zustimmen wollte,

wenn nicht eine stärkere Beteiligung der Provinzen an den Staatsgeschäften gesichert würde. So kam die Vertretung der Provinzen im Staatsrat zustande (die Vertretung im Reichsrat war schon in der Reichsverfassung festgelegt), so wurde die Mitwirkung der Provinzialbehörden bei der Ernennung der wichtigsten Beamten der Provinz in der Verfassung garantiert. Bei der Prüfung der Frage aber, ob darüber hinaus die Selbstständigkeitsrechte der Provinzen erweitert werden können, ohne die allgemeinen Interessen des Staates zu verletzen, wird man dem Urteil der Provinziallandtage zustimmen können, die in dem vorläufigen Entwurf des Staatskommissars Staatsministers Drews keinen Vorteil und keinen Fortschritt für die Provinzen erblickten. Dieser Entwurf, der schon im vergangenen Winter gelegentlich einer Begutachtung durch die Oberpräsidenten eine recht kritische Beurteilung erfahren hatte, will den Provinzen selbstverständlich keine staatliche Souveränität einräumen, aber die Rechte der Provinzen in Gesetzgebung und Exekutive nicht unbeträchtlich erweitern durch eine Vermehrung der Selbstverwaltungs- und Auftragsangelegenheiten. An dieser Erweiterung ihrer Rechte haben die berufenen Vertreter der meisten der bis jetzt befragten Provinzen jedoch so lange kein Interesse, als ihnen nicht die Mittel zur Durchführung der neuen provinziellen Aufgaben ungeschmälert zur Verfügung gestellt werden.

Und an diesem Punkte muß und wird einstweilen die Erweiterung der Selbstständigkeitsrechte der Provinzen scheitern. »Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.« Zu dem Finanzelement der Gemeinden, des Staates und des Reiches neue Ausgaben zu fügen, die niemand im Ernst als zwingend und dringend bezeichnen will, dazu wird sich die sozialdemokratische Fraktion des Landtags, die keineswegs grundsätzlich gegen jede Erweiterung der provinziellen Selbstständigkeitsrechte ist, kaum verstehen können. Und da Deutschnationale und Volksparteier sich grundsätzlich gegen jeden Versuch der »Zerschlagung Preußens« — wie sie es nennen — wenden, so hat ein Autonomiegesetz im Augenblick nicht die mindeste Aussicht auf Annahme.

Der Staatsminister Drews, der Vater des vorläufigen Entwurfs, ist kein Preußenfeind, wie vielfach in der deutschnationalen Presse von ihm behauptet wurde. Er hatte für seine Vorschläge gewichtige Gründe. Mit einer Erweiterung der Selbstständigkeitsrechte der Provinzen glaubte er mit Erfolg den partikularistischen Strömungen entgegenzutreten zu können, die ihren stärksten Rückhalt in der Furcht vor einem übermächtigen Preußen fanden und die besonders in der Rheinprovinz, in Hannover und Schleswig-Holstein in die Erscheinung traten. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß die Beteiligung der Provinzen im Reichs- und Staatsrat und die Mitwirkung bei der Ernennung von politischen Beamten den partikularistischen Kreisen wichtiger erscheint als die vom vorläufigen Entwurf vorgesehene Erweiterung der Selbstverwaltungs- und Auftragsangelegenheiten. Und weiter ist durch die Vorgänge in Oberschlesien und die Sanktionen im Rheinland die Furcht vor dem übermächtigen Preußen so zurückgedrängt, daß einstweilen auch die partikularistischen Strömungen in Preußen keine allzu lebhaftes Resonanz mehr finden.

Und die Kreise, die im Reich auf eine Dezentralisation in Preußen drängen? Diese Kreise wollen den Einheitsstaat und glauben ihn durch eine

tiefgreifende Dezentralisation der preußischen Verwaltung am leichtesten zu erreichen. Auch wir wollen den Einheitsstaat, ja, wir wollen ihn erst recht. Seine Durchführung wäre die gründlichste Verwaltungsreform, die in Deutschland überhaupt denkbar ist, weil sie nicht nur Verwaltungsbehörden, sondern auch Parlamente und andere Einrichtungen überflüssig machte. Wenn aber das Ziel jeder Verwaltungsreform, die diesen Namen verdient, Verbilligung und Vereinfachung der Verwaltung ist, dann dürften auch die Stellen im Reiche, die die Entwicklung zum Einheitsstaat beschleunigen möchten, kein Interesse daran haben, daß vorher in Preußen Einrichtungen geschaffen werden, die den Verwaltungsapparat komplizieren, schwerfälliger und teurer machen. Bei den Riesensummen, die wir zur Reparation aufzubringen haben, sollte jetzt im Mittelpunkt jeder Erörterung staatlicher Maßnahmen die Frage der Verbilligung stehen. Das ist die Forderung des Tages, der gegenüber alle anderen Reform- und behördlichen Organisationspläne zurücktreten müssen und die auch die Gewähr dafür bieten, daß in absehbarer Zeit die zentralistischen wie die föderalistisch-partikularistischen Tendenzen nicht allzu heftig aufeinanderprallen werden. Aus diesen Erwägungen ist eine Verfassung des Autonomiegesetzes keineswegs als ein Unglück zu betrachten.

Über das Verhältnis zwischen Reich und Preußen soll ein weiterer Artikel einiges sagen.

Die Stellung der Technik in der Marxschen Wirtschaftsauffassung

Von Heinrich Cunow

1. Die konstitutiven Elemente des Wirtschaftsprozesses

Einer der häufigsten Fehler, den wir in den Kritiken und Betrachtungen über die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung finden, ist die Verwechslung des Marxschen Begriffs der Produktions- oder Wirtschaftsweise mit dem Begriff der technischen Betriebsform. Ein Fehler, der nicht nur von liberalen und konservativen Geschichtstheoretikern und Soziologen immer wieder von neuem begangen wird, sondern auch einzelne sozialistische Marxinterpreten in ihren Schriften zu irreführenden Darstellungen der Marxschen Geschichtskausaltheorie verleitet hat, am meisten wohl den holländischen Marxisten Hermann Gorter in seiner bekannten auch ins Deutsche übersehten kleinen Schrift »Der historische Materialismus«.

Meist liegt derartigen Mißverständnissen die kuriose Folgerung zugrunde: Die Technik ist die Grundlage der Produktion; sie allein bestimmt die Art und Weise, wie produziert wird, folglich ist die Technik identisch mit der Produktionsweise, und da nach einem Marxschen Ausdruck die »Produktionsweise des materiellen Lebens« (dieser Ausdruck Marzens wird meist gar nicht verstanden und daher gewöhnlich als bloße Bezeichnung für die »Warenproduktion« aufgefaßt) wieder den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß bestimmt, so ergibt sich daraus, daß nach Marxscher Ansicht das geistige Leben der Gesellschaft auf der Technik beruht.

Diese seltsame Folgerungsreihe ist schon in ihren Anfängen unrichtig. Keineswegs ist nach Marx die Technik die alleinige Grundlage der Produk-

tion, noch entscheidet sie allein über die Art, wie eine Gesellschaft ihren Gesamtlebensunterhalt erzeugt. Der gesellschaftliche Produktionsprozeß ist vielmehr nach Marxscher Auffassung ein Zusammengesetztes, in welchem verschiedene Faktoren zusammenwirken. Auf der untersten Entwicklungsstufe dieses Prozesses besteht die Arbeitstätigkeit des Menschen nur in der Aneignung der Gaben, die ihm die Natur darbietet. Er selbst produziert noch nicht im eigentlichen Sinne. Vorläufig produziert nur die Natur, und des Menschen Arbeitstätigkeit besteht lediglich darin, die von ihr erzeugten Produkte zu ergreifen und seinem Körper zuzuführen. Selbst an einer eigentlichen Zubereitung der Naturgaben für den Genuß fehlt es, bis die Benutzung des Feuers erfunden ist. Er verzehrt die Naturprodukte noch roh, nur daß er mit seinen Händen und seinem Gebiß die harten Schalen der Nüsse und Früchte entfernt oder die kleinen gefangenen Tiere aufreißt und zerlegt. Der Urmench tritt demnach dem Naturstoff noch gewissermaßen als rohe Naturmacht gegenüber, indem er die seiner Leiblichkeit angehörenden Kräfte, seine Beine, Arme, Hände, Zähne in Bewegung setzt, um sich die zu seiner Lebenshaltung geeigneten Naturstoffe anzueignen. Deshalb war er auch damals noch völlig von der Natur abhängig. Auf ihre freiwilligen Gaben angewiesen, vermochte er nur dort zu existieren, wo die Natur ihm die nötigen Vorbedingungen seiner Existenz bot: in warmen, fruchtbaren Waldgebieten — nicht auf rauen Bergeshöhen, in weiten Steppengebieten oder in der arktischen Zone.

Aber nach und nach lernte der Mensch, die Wirkung seiner eigenen Leibesorgane zu verstärken beziehungsweise zu vermehren, indem er ihnen künstliche Organe, Arbeitswerkzeuge, hinzufügte und diese seinem Zwecke gemäß als Machtmittel auf den begehrten Gegenstand wirken ließ. Er verlängerte, um weiter schlagen zu können, seinen Arm mit einem Knüttel und verstärkte die Wucht seines Faustschlags dadurch, daß er in die Faust einen harten, scharfen Stein nahm. Zwei höchst primitive Werkzeuge, und doch begann mit dem Gebrauch solcher Ergänzungen der Gliedmaßen der gewaltige Aufstieg der heute im Produktionsprozeß zur Anwendung gelangenden Technik. Durch die Anwendung derartiger primitiver Werkzeuge — Werkzeug und Waffe ist zunächst noch eins — wurde nun nicht nur dem Urmenchen die Gewinnung der Naturprodukte erleichtert, er vermochte sie auch besser seinen Lebensbedürfnissen anzupassen. Hatte er zum Beispiel gelernt, Steine zu schleudern oder Wurfkeulen zu benutzen, so brauchte er nicht mehr ganz nahe an die kleinen Jagdtiere heranzuschleichen, schon aus einer gewissen Entfernung konnten die Jagdgenossen der Horde ihre Wurfgeschosse schleudern. Töten auch vielleicht diese Würfe das Wild nicht sofort, so wurde es doch an seiner Flucht gehindert. Und hatte der Urmench gelernt, sich rohe Steinschaber zu machen, so konnte er nun das Fell des erlegten Tieres sorgfältig abschaben und durch Einreiben mit Tierfett sowie durch anhaltendes Kneten und Zerren zum Gebrauch zubereiten.

Der Nahrungsgebietraum des Urmenchen erweiterte sich, bis dann der Mensch auf seinem weiteren Entwicklungsweg dazu gelangte, sich nicht nur die Gaben der Natur vermittels seiner leiblichen und künstlichen Organe (seiner Werkzeuge) anzueignen, sondern auch auf die Natur selbst einzuwirken und gewissermaßen die Naturkräfte in seinen Dienst zu nehmen, indem er nun zum Bodenanbau, zur Tierzähmung und Tierzüchtung usw. überging.

Demnach stellt sich der Arbeitsprozeß als ein Zusammenwirken von Naturkraft und Arbeitskraft unter Zuhilfenahme technischer Arbeitsmittel dar, so daß man Arbeitskraft, Natur und Technik als die drei konstitutiven Elemente des Produktionsprozesses betrachten kann. Marx bezeichnet deshalb auch diesen Prozeß als »die Tätigkeit des Menschen, durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes zu bewirken«, und schildert ihn im ersten Bande des »Kapital« (4. Auflage, S. 141, Dießsche Volksausgabe S. 134) in folgender Weise:

Die einfachen Momente des Arbeitsprozesses sind 1. die zweckmäßige Tätigkeit oder die Arbeit selbst, 2. der Gegenstand, auf den sie wirkt, und 3. das Mittel, wodurch sie wirkt. Die Erde (worunter ökonomisch auch das Wasser inbegriffen), wie sie den Menschen ursprünglich mit Proviant, fertigen Lebensmitteln ausrüstet, findet sich ohne sein Zutun als der allgemeine Gegenstand der menschlichen Arbeit vor. Alle Dinge, welche die Arbeit nur von ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Erdganzen löst, sind von Natur vorgefundene Arbeitsgegenstände. So der Fisch, der von seinem Lebenselement, dem Wasser, getrennt, gefangen wird, das Holz, das im Urwald gefällt, das Erz, das aus seiner Ader losgebrochen wird. ...

Ferner heißt es dort:

Das Arbeitsmittel ist ein Ding oder ein Komplex von Dingen, die der Arbeiter zwischen sich und den Arbeitsgegenstand schiebt und die ihm als Leiter seiner Tätigkeit auf diesen Gegenstand dienen. Er benutzt die mechanischen, physikalischen, chemischen Eigenschaften der Dinge, um sie als Nachmitttel auf andere Dinge, seinem Zwecke gemäß, wirken zu lassen. Der Gegenstand, dessen sich der Arbeiter unmittelbar bemächtigt — abgesehen von der Ergreifung fertiger Lebensmittel, der Früchte zum Beispiel, wobei seine eigenen Leibesorgane allein als Arbeitsmittel dienen —, ist nicht der Arbeitsgegenstand, sondern das Arbeitsmittel. So verwandelt er Dinge seiner Umwelt in Organe seiner Tätigkeit, Organe, die er seinen eigenen Leibesorganen hinzufügt, seine natürliche Gestalt verlängern, trotz der Bibel. Wie die Erde seine ursprüngliche Proviantkammer, ist sie sein ursprüngliches Arsenal von Arbeitsmitteln. Sie liefert ihm zum Beispiel den Stein, womit er wirft, reißt, drückt, schneidet usw. Die Erde selbst wird ein Arbeitsmittel, steht jedoch zu ihrem Dienst als Arbeitsmittel in der Agrikultur wieder eine ganze Reihe anderer Arbeitsmittel und eine schon relativ hohe Entwicklung der Arbeitskraft voraus. Sobald überhaupt der Arbeitsprozeß nur einigermaßen entwickelt ist, bedarf er bereits bearbeiteter Arbeitsmittel.

Oft werden Arbeitskraft, Natur, Technik als drei selbständige Faktoren aufgefaßt. Das ist nicht nur insofern unrichtig, als sie im Produktionsprozeß zusammenwirken, sondern auch, weil sie selbst gegenseitig sich in ihrer Gestalt und Wirkung bedingen. Die Entwicklung der Arbeitskraft, der rein physischen wie der geistigen, ist sowohl abhängig von den Naturgegenständen, auf die sie angewandt wird, als von den Arbeitsmitteln (der Technik), die sie benutzt. Erst im stetig wiederholten Arbeitsprozeß sind alle jene Fertigkeiten und Fähigkeiten entstanden, die die Arbeitskraft des heutigen Kulturmenschen auszeichnen. Nur durch immer wiederholte Übungen ist aus der hausteinbewaffneten Hand des Urmenschen die bewegliche Hand des heutigen Feinmechanikers und Weigenvirtuosen, aus der Geistessträgheit des umherstreichenden Wilden die Geisteskraft des heutigen Denkers geworden.

Andererseits wirkt die Arbeitskraft in nicht geringerem Maße wieder gestaltend auf Natur und Technik zurück. Indem der Mensch zum Ackerbau übergeht, Tiere züchtet, Wälder rodet, Ansiedlungen anlegt, Kanäle baut,

Moore entwässert, in die Schächte der Erde hinabsteigt, verändert er zugleich mehr und mehr die ihn umgebende Natur. Zu solcher Veränderung der Natur aber bedarf es ausgebildeter technischer Arbeitsmittel, die er vorher erfunden und deren Anwendung er erlernt haben muß. Damit ist keineswegs gesagt, daß, wie so oft behauptet wird, die Technik lediglich ein Werk des klügelnden Menschengesistes ist. Überall ist sie in ihrer Entstehung und Anwendung wiederum an Naturbedingungen (und ebenso an Gesellschaftsbedingungen) gebunden. In Gegenden, wo die Erde kein Eisen birgt, kann natürlich auch keine Eisentechnik erfunden werden, in weiten Steppengebieten keine Schifffahrt entstehen. Und nicht nur die Entstehung, auch die Anwendung einer bestimmten Technik ist nur unter bestimmten Naturverhältnissen möglich. In dichten Urwäldern kann der Australneger nicht seinen Bumerang gebrauchen, denn im Gewirr der Bäume und Äste würde sich dieser sofort verfangen und niemals sein Ziel erreichen, auf steinigem Gebirgsboden kann der primitive Feldbebauer nicht seinen Holzpflug verwenden. Zwischen den Produktionskräften besteht demnach ein enger Zusammenhang. Sie bedingen und beeinflussen sich gegenseitig. Erst in ihrem Zusammenwirken entsteht der gesellschaftliche Produktionsprozeß. Demnach ist es auch verkehrt, einen Teil dieser Kräfte, zum Beispiel den Naturfaktor oder die Technik, aus diesem Prozeß herauszunehmen, ihn für sich allein zu betrachten oder gar ihn einfach dem Produktionsprozeß gleichzusetzen. Es heißt das nichts anderes, als einen Teil mit dem Ganzen verwechseln.

2. Der geographische Lebensraum

Oft werden in der Gesellschafts- und Geschichtsbetrachtung diese drei im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß zusammenwirkenden konstitutiven Faktoren voneinander getrennt und für sich allein als bestimmende Momente des Gesellschaftslebens und seiner geschichtlichen Entwicklung behandelt. Schon im alten Griechenland, bei Hippokrates und Strabo finden wir die sogenannten Naturverhältnisse, genauer Klima, geographische Lage und Bodengestaltung, als Faktoren bezeichnet, die über den Charakter der Gesellschaft entscheiden. Aus der Beobachtung, daß in verschiedenen Gegenden unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen die Menschen auch verschiedene Neigungen, Temperamente, Eigenheiten und Eigenschaften haben, wurde kurzweg geschlossen, Klima und geographische Lage bestimmten den Charakter der Menschen und damit, da die Gesellschaft eine Vereinigung von Menschen darstelle, also der Gesellschaftscharakter nur die Summe der Einzelcharaktere sei, auch den Charakter der Gesellschaft.

Zunächst wird dieser Einfluß der Natur als ein rein körperlicher gedacht. Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft usw. bestimmen die körperliche Beschaffenheit des Menschen und, da von dieser wieder seine seelische Beschaffenheit abhängt, zugleich auch seine geistigen Eigenschaften: seine Ausdauer, Trägheit, Erregbarkeit, Leidenschaft, Schwermütigkeit usw. Der Einfluß des Klimas und der Bodengestaltung auf die Arbeitsweise des Menschen blieb zunächst unbeachtet. Zwar sah man schon, daß dieses Volk hauptsächlich Ackerbau, jenes besonders Viehzucht oder Handel trieb, aber solche Verschiedenheit der Beschäftigung führte man auf verschiedene Volksneigungen und Charakteranlagen zurück. Erst als sich der Überblick über die

Menschheitskultur, der sich zunächst nur über die Randgebiete des östlichen Mittelmeers erstreckt hatte, mehr und mehr ausweitete und auf die Völker Mittel- und Westeuropas, dann auch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auf einen Teil Asiens und Amerikas ausdehnte und man bei allen diesen Völkern ganz verschiedene Arbeitsweisen und Kunstfertigkeiten gewahrte, entstand der Gedanke, jedes Gebiet eigne sich infolge seiner besonderen geographischen Eigenart für besondere »Gewerbe und Künste«.

Zugleich entstand nun aus der Beobachtung heraus, daß es keineswegs immer die von der Natur begünstigten Länder sind, die die höchste Kultur-entwicklung aufweisen, also zum Beispiel nicht in den fruchtbaren Flusstälern der Neuen Welt, sondern auf der Hochebene von Anahuak und Cuzco die amerikanische Kultur zur höchsten Entwicklung gelangt ist, die Ansicht, eine allzu große Günst der Natur sei, da sie den Menschen nicht zu fortgesetzter Anspannung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten zwingt, einer schnellen kulturellen Entwicklung eher hinderlich als förderlich.

Um konsequentesten durchgeführt finden wir diese Auffassung bei Herder. Die Natur wirkt nach seiner Ansicht nicht nur durch ihre klimatischen Einflüsse, durch die Beschaffenheit des geographischen Lebensraumes auf den Menschen ein, sondern auch insofern, als die Naturumgebung, das heißt der natürliche Anschauungskreis, in seine »Einbildungskraft« eingeht und dadurch in stärkstem Maße seine Vorstellungswelt beeinflusst. Zweitens aber bestimmt die Eigenart eines bestimmten Gebiets stets auch die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung ihrer Bewohner, denn diese besteht hauptsächlich in der Aneignung und Verarbeitung der gebotenen Naturstoffe unter den von der Natur gestellten Bedingungen. Sie ist deshalb immer, wenn auch in verschiedenem Grade, an Naturbedingungen gebunden. Demnach bestimmt die Natur auch die Lebensweise des Menschen, und da wieder von dieser sein Sinnen und Trachten abhängt, so hat die Natur indirekt auch auf die Denkweise des Menschen bestimmenden Einfluß.

Friedrich Ratzels anthropogeographische Gesichtsbetrachtung ist nur eine Weiterverfolgung dieser Herderschen Auffassung in wirtschaftspolitischer Richtung. Ratzel zieht nur noch mehr als Herder in Betracht, inwiefern der von einem Volke bewohnte geographische Lebensraum je nach seiner Ausdehnung und Abgeschlossenheit, seiner Bewohnbarkeit und Bodengestaltung, seiner kontinentalen oder insularen Lage, die Bevölkerungsdichtigkeit, wirtschaftliche Lebensweise und Verkehrsverhältnisse der Bewohnerchaft und damit deren soziale beziehungsweise politische Gliederung beeinflusst.

Nach der Marxschen Auffassung ist diese Bewertung des sogenannten Naturwirkens durchaus nicht verkehrt, sondern nur insofern einseitig, als sie einen Faktor des gesellschaftlichen Lebensprozesses aus seiner Verbindung mit den beiden anderen herauslöst. Konsequent weiterverfolgt und ergänzt, führt vielmehr die anthropogeographische Auffassung Ratzels geradezu zur Marxschen Gesellschafts- und Geschichtsauffassung. Der Fehler Ratzels liegt darin, daß er nicht sieht, wie der sogenannte geographische Faktor für sich allein auf das Gesellschaftsleben gar nicht »wirkt«, sondern nur insoweit, als er zu einem Komponenten des Wirtschaftsprozesses wird, das heißt, soweit er sich mit Arbeitskraft und Technik in Wirtschaft umsetzt. Nur soweit er die Unterhaltsbeschaffung, die Wirtschaftsweise der Bewohner

eines bestimmten geographischen Raumes beeinflusst, wird er zu einem Faktor der sozialen Entwicklung. Vollzieht sich auch die Entwicklung nicht nur in der Gesellschaft, sondern zugleich auf einem bestimmten Gebiet, so macht doch nicht die Natur dieses Gebiets die Geschichte, sondern der Mensch im Zusammenhang mit der Natur. Die Natur liefert, wie man sagen kann, nur die Vorbedingungen und Mittel zur Entwicklung; ob aber diese Mittel benutzt, wie sie angewandt und welche Wirkungen mit ihnen erzielt werden, hängt vom Menschen ab, von seiner Arbeitsfähigkeit und seinen Arbeitsmitteln. Die Bodenbeschaffenheit an sich übt, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, gar keine Wirkung aus; sie wirkt erst in Verbindung mit einem bestimmten technischen Können der Bewohner und der Anwendung dieses Könnens im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß. Ist der Boden fruchtbar, das Klima günstig, so kann ein Gebiet zwar dadurch, daß es seinen Bewohnern in reichlichem Maße wildwachsende Früchte liefert, einer größeren Masse von Wilden einen Lebensraum bieten als ein kargeres Gebiet; aber der Übergang zum Landbau findet erst statt, wenn der Mensch die Bodenbearbeitung gelernt, Grabstock und Hacke erfunden hat. Und selbst dann nicht immer sogleich — seine Wirtschaftskultur muß erst so weit vorgeschritten sein, daß sie bereits einen gewissen Nahrungsvorrat zu liefern vermag und die betreffenden Bewohner zu festen Ansiedlungen, die freilich in Zwischenräumen gewechselt werden können, gelangt sind. Von jener Stufe des Jäger- und Fischerlebens, wie es zur Zeit der Entdeckung Neuholands die australischen Eingeborenen führten, erfolgt kein Übergang zum Anbau.

Ebenso erweckt selbst die reichste Küstengliederung, der reichste Besitz an schiffbaren Strömen an sich noch nicht Handel und Schifffahrt, wenn die dazu nötige technische Entwicklungsstufe noch nicht erreicht ist. Platon meint zwar: »Indem die See die Bürger mit Handelsgeist krämerischer Gewinnsucht erfüllt und ihrer Seele einen trügerischen unzuverlässigen Charakter einflößt, entfremdet sie dieselben der Treue und dem Wohlwollen gegeneinander sowie gegen andere Menschen« — doch wie wenig die See und große Ströme aus sich Schifffahrt und Handel erzeugen, beweisen zur Genüge Amerika und Neuholand. Selbst die Schifffahrt der altamerikanischen Kulturvölker Zentralamerikas und Perus befand sich zur Zeit der Entdeckung noch in den allerbescheidensten Anfängen.

Daß die geographische Lage und klimatischen Verhältnisse nicht allein entscheiden, zeigt am besten die Tatsache, daß die großen Kulturstätten der Menschheit im Laufe der Zeit mannigfach gewechselt haben und Gegenden, die einst im Altertum Mittelpunkte des wirtschaftlichen und geistigen Lebens waren, heute verwaist liegen oder von Nomadenstämmen als Tristen benutzt werden. Treffend sagt Hegel (Philosophie der Geschichte, Reclam-Ausgabe, S. 126): »Die Natur darf nicht zu hoch und nicht zu niedrig angeschlagen werden; der milde jonische Himmel hat sicherlich viel zur Anmut der homerischen Gedichte beigetragen, doch kann er allein keine Homere erzeugen; auch erzeugt er sie nicht immer; unter türkischer Botmäßigkeit erhoben sich keine Sängern.«

Andererseits, wenn die Natur den Menschen beeinflusst, so auch umgekehrt, wie schon Herder hervorhebt, der Mensch die Natur. In dem Verhältnis der Natur zum Menschen ist keineswegs die Natur immer ein

aktives, der Mensch ein passives Element. Beide sind zugleich aktiv und passiv. Indem der Mensch im Laufe seiner Entwicklung dazu übergeht, Urwälder abzuröden, Pflanzungen anzulegen, Tiere zu zähmen und neue Arten zu züchten, Pflanzen aus einer Gegend in eine andere zu übertragen, Sümpfe und Moore auszutrocknen, kahle Bergkegel aufzuforsten, Flußläufe zu regulieren usw., verändert er mehr und mehr seine Naturumgebung, und diese veränderte Natur wirkt nun wieder in veränderter Weise auf ihn und seinen Arbeitsprozeß zurück. In welchem Maße hat sich nicht seit dem Einzug der ersten Germanenstämme die Natur Deutschlands oder seit den ersten Aufschlägen europäischer Ansiedler in den Urwäldern Nordamerikas die Natur des Gebiets der Vereinigten Staaten verändert!

Zudem reagiert der Mensch nicht auf allen Stufen seiner Entwicklung in gleicher Weise auf Natureinflüsse. Durch Erfindung von Kleidung, Behausung, Anbau und Veredlung bisher wildwachsender Früchte, Herstellung künstlicher Nahrung, Bekämpfung von schädlichen Miasmen usw. entzieht er sich mehr und mehr den Einflüssen seiner Naturumgebung auf seine eigene Natur. Und zugleich lernt er, sich von den Naturbedingungen seines geographischen Lebensraumes dadurch unabhängig zu machen, daß er die zu seinem Arbeitsprozeß nötigen Arbeitsgegenstände (Rohmaterialien) und Arbeitsmittel aus anderen geographischen Gebieten einführt. Während zum Beispiel in primitiven Verhältnissen nur dort eine Kupferindustrie zu entstehen vermag, wo die natürlichen Bedingungen für diese, also Kupfer, Brennstoffe, bestimmte Arbeitswerkzeuge vorhanden sind, vermag der Mensch auf späterer Entwicklungsstufe, indem er Kupfer, Kohlen, Maschinen aus anderen Gegenden einführt, auch dort eine Kupferindustrie ins Leben zu rufen, wo die natürlichen Vorbedingungen für sie fehlen.

Mary wie Engels haben wiederholt auf diese zunehmende Unabhängigkeit der Produktionsweise von den natürlichen Bedingungen des geographischen Raumes hingewiesen. So heißt es beispielsweise im »Anti-Dühring« (6. Auflage, S. 320):

Die kapitalistische Industrie hat sich bereits relativ unabhängig gemacht von den lokalen Schranken der Produktionsstätten ihrer Rohstoffe. Die Textilindustrie verarbeitet der großen Masse nach importierte Rohstoffe. Spanische Eisenerze werden in England und Deutschland, spanische und südamerikanische Kupfererze werden in England verarbeitet. Jedes Kohlenfeld versieht weit über seine Grenzen hinaus einen jährlich wachsenden industriellen Umkreis mit Brennstoff. An der ganzen europäischen Küste werden Dampfmaschinen mit englischer, stellenweise deutscher und belgischer Kohle getrieben. Die von den Schranken der kapitalistischen Produktion befreite Gesellschaft kann noch viel weiter gehen.

(Schluß folgt)

Zur gegenwärtigen Staatsauffassung des Sozialismus

Von Dr. Siegfried March, Privatdozent (Breslau)

Objektiver Revisionismus ist das Kennzeichen der gedanklichen Entwicklung des Sozialismus unserer Tage: ein Revisionismus, der durch die revolutionäre Dynamik der Ereignisse in Krieg und Revolution erzwungen ist, nicht subjektiver Gedankenbildung entstammt. Gerade in der Staatstheorie des Sozialismus als einem Brennpunkt seiner Gedankenwelt läßt sich der Umbildungsprozeß des letzten Jahrzehnts deutlich aufzeigen.

Die marxistische Staatsauffassung ist bekanntlich aus der Beibehaltung der Hegelschen Unterscheidung von Staat und Gesellschaft bei gleichzeitiger »Umfäulung« der Beziehung der beiden Begriffe hervorgegangen. Die Gesellschaft bleibt wie bei Hegel der Inbegriff ökonomischer Interessen und ihres Kampfes, der Staat wird aus der Wirklichkeit der sittlichen Idee, dem Vändiger des gesellschaftlichen Interessenkampfes, der ungetreue Geschäftsführer der Gesellschaft, der von der herrschenden Klasse als Mittel zur zwangsweisen Niederhaltung der Ausgebeuteten benutzt wird. Nicht der Staat, sondern nur die Gesellschaft ist der Idealisierung fähig, sei es, daß diese Idealisierung bereits romantisch wie von Engels in eine staatslose Gesellschaft der Vergangenheit verlegt oder der sozialistischen Gesellschaft der Zukunft zugeschrieben wird. Zukunfts-gesellschaft, zwangslose Assoziation, in der mit der Aufhebung des Klassengegensatzes der Staat seine Funktion verloren hat und abstirbt, ist das sozialistische Ziel.

Für die praktische sozialistische Politik hat sich vor dem Kriege diese Staatsauffassung in dem Konflikt zwischen Revolutionarismus und Reformismus gespiegelt, einem Konflikt, der sich aus der prinzipiellen Ablehnung des Gegenwartsstaats und dem Zwange zur Politik auf seinem Boden ergab. Die politische Entwicklung hat heute eine Reihe der einst heiß umkämpften revisionistischen Forderungen zu Selbstverständlichkeiten gemacht: auch wenn sich eine veraltete Ideologie nach links gesammelt und die Durchsetzung des demokratischen und reformistischen Sozialismus als »Sozialverrätertum« gebrandmarkt hat, ist der Weg der reformistischen Tendenzen durch Krieg und Revolution unleugbare Tatsache. In der Verstärkung des Reformismus auch durch die Revolution kommt deren Charakter in seiner Abgeleitetheit, als Zusammenbruch zum Ausdruck, soweit es sich in ihr um eine soziale Revolution gehandelt hat. Mit dem Standpunkt des Konkursverwalters und der Übernahme der Staatsgewalt ist praktisch eine Staatsauffassung zur Geltung gebracht, die im Staate kein bloßes Ausbeutungsorgan mehr sieht, sondern die Möglichkeit einräumt, ihn auch bei noch durchaus bürgerlich-kapitalistischer Struktur der Gesellschaft in Richtung auf den Sozialismus hin zu verwenden. Indessen kann dieser Konkursverwalterstandpunkt natürlich nicht für die endgültige Stellung des Sozialismus zum Staate begründet sein, weder für die Partei noch für die geistige Bewegung. Vielmehr hat eine starke theoretische Strömung in dieser Frage eingeseht und sie im Sinne des objektiven Revolutionarismus zu beantworten gesucht. Dieser objektive oder theoretische Revolutionarismus — man könnte ihn auch als den geschichtsphilosophischen oder dialektischen bezeichnen — nimmt offenbar eine Stellung jenseits des Gegensatzes von praktischem Reformismus und praktisch-subjektivem Revolutionarismus ein. In echter marxistischer Tradition hält er sich an die objektive Entwicklung der Ereignisse selbst, um von diesen die ideologische Stellungnahme revidieren und revolutionieren zu lassen. Er stellt der Revolution als Willensakt die Revolutionierung der Welt bereits durch den Krieg gegenüber. Der geschichtsphilosophische Revolutionarismus, der übrigens evolutionistische Konsequenzen für die Praxis haben kann, erblickt die Weltrevolution im Weltkrieg selbst, der mit seinem »zweifelschlächtigen« Charakter positive Elemente im Sinne der sozialistischen Entwicklung neben seinen rückschrittlichen Elementen gefördert haben soll.

Unter den Formen dieses theoretischen Revolutionarismus ist allerdings zunächst eine apokryphe Form zurückzuweisen, die sich selbst als »organisatorischen Volkssozialismus« bezeichnete und die sozialistische Revision gegenüber dem Staatsgedanken mehr karikiert als fördert. Es ist jene pseudosozialistische Richtung Plenges, die mit der Zauberformel »Organisation« alle soziologischen und politischen Probleme zu lösen glaubt. Indem Sozialismus hier dem vagen und allgemeinen Begriff der Organisation gleichgesetzt wird, kann er mit Staatsgefinnung schlechthin, mit den »deutschen Ideen von 1914«, dem Postulat der Ordnung gegenüber der individualistischen Freiheit identifiziert werden. Es zeigt die ganze formalistische Leere dieses Organisationsbegriffs, daß in ihm preußisch-deutscher Staat, Kriegswirtschaft, Militarismus und Sozialismus zugleich miteinander Platz haben sollen. Der sogenannte organisatorische Volkssozialismus ist eine kriegsideo-logische Neuauflage des von bürgerlicher Seite propagierten Staatssozialismus, der mit spezifischer Wendung gegen den englisch-französischen »Individualismus« das Deutschland von 1914 zur sozialistischen Vormacht stempeln wollte. Diese politikfremde und von Max Weber mit Recht schon während des Krieges in ihrem Literaturtum gekennzeichnete Richtung, deren letzter Ausläufer Spenglers Verkündigung des Preußentums als des wahren Sozialismus ist, steht noch ganz jenseits der Trennung von Gesellschaft und Staat und der damit geklärten Problemstellung. Vielmehr werden in der Verschwommenheit des Organisationsbegriffs staatliche Zwangsorganisation und gesellschaftlich freie Organisation wie überhaupt alle Ausprägungen der Organisationsidee vermischt.

Dennoch sind auch in dieser Richtung wesentliche Motive der sozialistischen Gedankenentwicklung in Verzerrung zum Ausdruck gebracht. Auch innerhalb des unromantischen Sozialismus ist die Einsicht in die Funktion des Staates bei der tatsächlichen Entwicklung der Geschichte zum Sozialismus hin und bei der Zielsetzung eines sozialistischen Aufbaus immer stärker zur Geltung gelangt. Für diese Einsicht hat der Krieg bloß einen Prozeß deutlich gemacht und beschleunigt, dessen Tendenzen man schon früher innerhalb des Sozialismus erkannte. Dieser Prozeß ist der oft hervorgehobene Übergang von der staatsfreien Ökonomie in der kapitalistischen Epoche zur Zeit von Marx zum organisierten oder »durchstaatlichten« Sozialismus. Mit der Analyse des kapitalistischen Zentralisationsprozesses, der die Einzelunternehmer durch die Unternehmung ablöst, der Rolle des Finanzkapitals, mit der Erkenntnis der Entwicklung des Kapitalismus zum Imperialismus, das heißt des mit staatlichen Machtmitteln zur Expansion drängenden Kapitalismus, sind die Züge eines neuen Gesichtsbildes hervorgetreten. Nicht fortschreitender Internationalisierungsprozeß, sondern der schutzzöllnerische Kampf des national organisierten Hochkapitalismus hat die kapitalistische Entwicklung beherrscht. Der dialektischen Stellungnahme des Marxismus zum Kapitalismus gemäß ist der Weltkrieg als Höhepunkt dieser Entwicklungstendenzen von marxistischer Seite dialektisch, das heißt gegenüber ethischer Verwerfung geschichtsphilosophisch positiv bewertet worden. Diese Stellungnahme ist von geschichtsphilosophischem Verstehen sogar bis zu praktisch betätigtem sogenanntem »Sozialimperialismus« gesteigert worden, wie ihn teilweise die Kriegsschriften von Lensch aufweisen. Auch in diesem um vieles kritischeren Denker als Plenge oder gar Spengler hat sich

diese Richtung mit einer metaphysischen Englandfeindschaft verbunden, die das Deutschland des Weltkriegs zum eigentlichen Weltrevolutionär und Vorkämpfer der Weltfreiheit stempelte.

Der Zusammenbruch solcher Gedankengänge durch den Ausgang des Weltkriegs kann jedoch nicht die Errungenschaften einer kritischen Revision des Staatsgedankens innerhalb des Sozialismus mit sich reißen, wie sie in Deutschland von Heinrich Cunow (*»Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie«*, Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts), in Österreich von Karl Renner (*»Marxismus, Krieg und Internationale«*, Stuttgart 1917, J. F. W. Dieß Nachf.) geleistet worden ist. Wenn der Ausgang des Weltkriegs ein anzuerkennendes »Gottesurteil« über den unpolitischen deutschen reinen Verwaltungsstaat der alten Bureaucratie gewesen ist, so bleibt davon die Einsicht in die Notwendigkeit des neuen Verwaltungs- und Wirtschaftsstaats, der sich an die Stelle sowohl des liberalen Rechtsstaats wie des nationalistischen Machtstaats immer mehr setzt und setzen soll, unberührt. In dem Bekenntnis, daß der Staat »der Hebel des Sozialismus« sein wird, in der Beseitigung der Elemente individualistischer Gesellschaftsverklärung im Marxismus liegt sowohl die Bejahung der sich im empirischen Staate darstellenden Idee der sittlichen Gemeinschaft als der Notwendigkeit zentraler autoritärer und Zwangsmöglichkeiten besitzender Organisation als Mittel der sozialistischen Technik. Freilich muß die Bejahung des Verwaltungs- und Wirtschaftsstaats Hand in Hand mit der Betonung des eigentlich politischen Staates gehen, und insofern Demokratie der wahre Exponent politischer Bestimmung ist, kann dieser Staatssozialismus in der Zukunft nur als demokratischer Staatssozialismus gedacht werden.

Gewiß haben in unseren Tagen auch entgegengesetzte Tendenzen eine Verstärkung erfahren: der bolschewistische Staatsnihilismus und die sublimen deutsche Umformung des Rätegedankens, die zur Trennung des Wirtschaftslebens von der Politik führen soll und zur Konstruktion eines Neoliberalismus (Wolffendorff) verwandelt worden ist. Gerade diesen dem Fanatismus oder der Politikmüdigkeit Vorschub leistenden Strömungen gegenüber ist der aufbauende demokratische Staatssozialismus das festzuhaltende Resultat keimkräftiger Entwicklung des letzten Jahrzehnts.

Die Einwanderung der Ostjuden

Von Theodor Müller (Breslau)

(Schluß)

II

Fast die Hälfte aller Juden wohnte bis zum Beginn dieses Jahrhunderts in Rußland, und sie vermehrten sich weit stärker als die übrige Bevölkerung. Sie wohnten in sogenannten Ansiedlungsbezirken zusammengedrängt und machten in einzelnen Städten bis zu 80 Prozent der Bevölkerung aus. Das Ghettoleben förderte ihre starke Vermehrung. Deshalb riet der frühere Minister Tolstoi, der Antisemitismus solle für die Aufhebung der Judenbeschränkungen eintreten, die zu ihrem Untergang als Fremdvolk führen würde. Die russische Judenpolitik schlug indessen, zumal nach der Niederwerfung der Revolution von 1905, andere Wege ein. Plehwe hatte 1905 einer jüdischen Abordnung geantwortet: »Sagt eurer Jugend, sie möge sich

von der Umstürzbewegung fernhalten, sonst droht euch allen die Rache des erbitterten Volkes.« Seine Absicht war, ihnen die Lage so unerträglich zu machen, daß sie alle gezwungen würden, auszuwandern. Pobjedonosjew, der Prokurator des Heiligen Synod, forderte, ein Drittel solle auswandern, ein Drittel sich taufen lassen und ein Drittel Hungers sterben.

Polen ist altes jüdisches Ansiedlungsgebiet. Nachdem ihm auch noch Galizien zugeteilt worden ist, wird zweifellos die Lösung der jüdischen Frage eines seiner wichtigsten innerpolitischen Probleme bleiben. Die jetzige Lage der Juden in Polen ist unhaltbar. Zahl, Lebenslage und Eigenart der Juden beweisen die Berechtigung der Wünsche von Polen und Juden, eine möglichst baldige Änderung herbeizuführen. Nur eine starke Auswanderung kann helfen.

Die Auswanderung nach Rußland kann jedoch nur dann einen größeren Umfang annehmen, wenn es der russischen Regierung gelingt, über die Betonung ihrer Judenfreundlichkeit hinaus die persönliche Sicherheit der Juden durch Hintanhaltung von Pogromen und Ausschreitungen zu verhüten. Nicht nur Sympathien, auch Schutz des Lebens und Eigentums muß der jüdische Einwanderer erwarten können. Bezüglich dieser Forderungen aber blickt das Judentum auf blutige Erfahrungen zurück. Auch Sowjetrußland konnte bisher Judenpogrome nicht gänzlich verhindern. So klagten die Moskauer offiziellen »Iswestija« (Nr. 8 vom 14. Januar 1921) darüber, daß in den Gouvernements Homel (früher Mohilew) durch zahlreiche Banden die jüdische Bevölkerung systematisch terrorisiert und hingemordet wurde. Besonders schlimm hausten die Banden in den Flecken und Dörfern des Kreises Tschernikow. Jeder die Straße passierende Mann wurde, wenn er wie ein Jude ausah, in den Wald geschleppt und dort getötet. Während des Sommers sind in diesem Kreise gegen fünfzig jüdische Familien ermordet und beinahe alle Juden, die in den Dörfern wohnen, ausgeraubt worden. Beim Herannahen des Winters haben sich diese Banden stark vergrößert. Der Flecken Sabidjan ist am hellen Tage überfallen und beraubt worden, wobei 17 Juden getötet wurden. Eine Woche später wurde die große jüdische Krasnopolkskische Gemeinde überfallen, wobei 50 Juden getötet, ebenso viele verwundet, 72 Häuser niedergebrannt und der ganze Flecken ausgeraubt wurde. Auch in den Kreisen Klimowitschi, Bychow und anderswo fanden Überfälle statt. Alle jüdischen Bildungsstätten, Schulen, Klubs usw. wurden systematisch zerstört.

Als hauptsächlichstes Auswanderungsland der Ostjuden galten bisher die Vereinigten Staaten von Amerika. Bis 1881 lebten in den Vereinigten Staaten nur 200 000 Juden; sie haben sich aber seitdem durch starken Zuzug enorm vermehrt. Die eingewanderten Juden, die allein 1 200 000 Köpfe der Bevölkerung von New York stellen und auch in Chicago und Philadelphia große Kolonien bilden, brachten sich schnell zur Geltung. Jetzt machen die Juden 27 Prozent der New Yorker Gesamtbevölkerung aus. Der Handel in Konfektion, Wäsche, Handschuhen, Pelzwerk und Tabak liegt größtenteils in den Händen der Juden, die auch im Baufach hervorragen. Die jiddisch-amerikanische Presse hatte während der Kriegszeit eine Tagesausgabe von 1 625 748 Exemplaren. Auch in englischer Sprache erscheinen mehrere jüdische Wochenblätter.

Die starke jüdische Einwanderung (von 1881 bis 1912 wanderten 2 258 000 Juden ein) begegnete in den Vereinigten Staaten heftigem Wider-

land, der namentlich von der Arbeiterschaft, aber auch von manchen gebildeten Juden selbst, besonders wegen der Neigung der Eingewanderten zur Zusammenballung in großstädtischen Gettos (New York), ausging. Eine so große und größtenteils proletarische Einwanderung polnischer und galizischer Juden mußte einen ergiebigen Nährboden für einen auch gegen die schon lange angefessene jüdische Bevölkerung gerichteten Antisemitismus schaffen. Gegen die jüdische Masseneinwanderung erhob zunächst die Arbeiterschaft aus wirtschaftlichen Gründen Einspruch. Die Sozialistische Partei vereinigte sich mit den Gewerkschaften zu der Forderung »nach Ausschluß solcher Rassen und Völker, die bis jetzt noch nicht in den Kreis moderner Gütererzeugung gezogen und unfähig sind, sich den Arbeitern des Landes anzupassen«. Auch hervorragende amerikanische Sozialisten billigten damals diese Forderung als den unmittelbaren Ausdruck des natürlichen Triebes der Selbsterhaltung. (Vergl. den Artikel von Morris Hillquit »Das Einwanderungsproblem in den Vereinigten Staaten« in der Neuen Zeit, 25. Jahrgang [1907], 2. Band, S. 444 ff.) Auf der Arbeitertagung in Chicago wurde betont, daß der gegen Chinesen und Japaner erhobene Einwand niedriger Lebenshaltung und Lohnansprüche auch für Juden und Italiener zutrefte. Die Gesetzgebung einiger Staaten hat denn auch den Forderungen der beteiligten Wirtschaftskreise und der öffentlichen Meinung Rechnung getragen und die Zahl der Einwanderer durch eine Auslese nach sittlichen, volkswirtschaftlichen, zum Teil auch nach rassenmäßigen Gesichtspunkten einzuschränken versucht.

Ausgeschlossen sind im allgemeinen: »Menschen von gesellschaftsfeindlichem oder unsittlichem Lebenswandel, also Anarchisten, Verbrecher, Dirnen, Zuhälter, Leute, die mit einer ansteckenden oder abstoßenden Krankheit behaftet sind; Arme und solche, die voraussichtlich der öffentlichen Armenpflege anheimfallen würden.« Verlangt wird ferner als Mindestmaß der Bildung Schreiben und Lesen einer europäischen Sprache, als welche Hebräisch und Jiddisch nicht gelten. Ausgeschlossen sind weiter überall Vertragsarbeiter. Ende 1916 schloß die »Hebrew Sheltering and Emigrant Company« mit Wilson einen Vertrag ab, nach dem für die Kriegsdauer die aus den kriegsführenden Ländern Eingewanderten nicht zurückgeschickt werden durften, wogegen die Gesellschaft die Verantwortung und die Sorge für sie übernahm. Später hat der Senat eine Einwanderungsvorlage angenommen, nach der Einwanderer, denen in ihrem Heimatland der Besuch von Schulen verboten ist, von der Lese- und Schriftprobe befreit werden können.

Nach dem Kriege wurden in Amerika gegen die immer stärker werdende Einwanderung aus den verarmten Gebieten Europas lebhafteste Proteste laut. In Polen allein haben Anfang dieses Jahres 341 000 Personen um Pässe nach den Vereinigten Staaten nachgesucht, und ein kürzlich aus Polen nach New York zurückgekehrter Kommissar der »Hebräischen Schutz- und Hilfs-gesellschaft« erklärte: »Wenn es ein Schiff gäbe, das 3 Millionen Menschen aufnehmen könnte, würden 3 Millionen Juden in Polen nach Amerika zu entkommen suchen.« Die polnischen Juden sind meist unbemittelt, sie machen 80 bis 90 Prozent aller Zwischendeckspassagiere aus. Sowohl das Einwanderungskomitee des Kongresses wie die Führer der Republikanischen Partei drängen deshalb auf den Erlass eines bereits vorbereiteten Gesetzes, das die Einwanderung auf zwei Jahre unterbinden soll.

In England leben 250 000 Juden, die meist die größeren Hafenstädte bewohnen. Sie haben in den östlichen Stadtteilen Londons Ghetto gebildet. In Whitechapel und Bethnal Green müssen die wichtigsten Bekanntmachungen auch in jiddischer Sprache erfolgen.

In Frankreich machen die Juden mit 100 000 Köpfen nur 0,28 Prozent der Bevölkerung aus; sie besitzen aber 28 Prozent des Nationalvermögens. Die französischen Gewerkschaften haben im Frühjahr 1916 auf einer Konferenz in Paris zur Einwandererfrage Stellung genommen. An dieser Konferenz nahmen auch Vertreter der Gewerkschaften Englands, Belgiens und Italiens teil, die die dort gefaßten Beschlüsse billigten. Später hat die Gewerkschaftskonferenz der Ententeländer in Leeds ähnliche Beschlüsse gefaßt. Zunächst wurden einige ganz selbstverständliche Forderungen erhoben, zum Beispiel die Forderung, daß auch den ausländischen Arbeitern die tariflichen oder sonst ortsüblichen Löhne zu zahlen seien, daß Ausländer wegen ihrer gewerkschaftlichen Betätigung nicht ausgewiesen werden dürfen, sondern volle Freiheit genießen sollten usw. Den Hauptpunkt der Leitsätze bildete aber das Verlangen nach einer gesetzlichen Regelung der Einwanderung. Fremde Arbeiter, so wird verlangt, sollen vom Ausland nur dann eingeführt werden dürfen, wenn wirklich ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. Eine Kommission, bestehend aus Vertretern der Regierung und der zentralen Arbeiter- und Unternehmerorganisationen, soll das Recht haben, die Höchstzahl der Einwanderer festzusetzen und die Anwerbungsverträge nachzukontrollieren.

Nach Theilhaber haben sich die alteingesessenen Juden Deutschlands in den letzten fünfzehn Jahren überhaupt nicht vermehrt, der Zuwachs ist der Einwanderung zu danken. Jüdische Ehen zeugten zurzeit in Deutschland nur etwa halb soviel Kinder (17 Promille) wie christliche (33 Promille). Bei ihnen besteht, gewollt oder ungewollt, die Zweikinderschaft. Als Ursachen seien anzusehen: die Wanderung vom Osten nach dem Westen, vom Land in die Stadt. Mit dieser Wanderung und dem wachsenden Wohlstand nehmen die Juden in verstärktem Maße teil an dem für die städtische, die großgewerklche, die wohlhabende Bevölkerung im allgemeinen festgestellten Rückgang des Geburtenüberschusses. Die Mischehen finden fast ausschließlich mit der städtischen Bevölkerung, den Kreisen des niedergehenden verarmten Adels, des höheren Mittelstandes, höchst selten mit der Landbevölkerung statt. Auch Wassermann schrieb (1912): »Ich halte die Lage der Juden in Westeuropa für so ernst wie nie zuvor. Wenn man auch nicht von einem Untergang der deutschen Juden sprechen kann, so stehen ihnen doch Tage bevor, in denen sie auf eine unglaublich geringe Zahl zusammenschrumpfen werden. Dieser Zeitpunkt wird eintreten, wenn die ländlichen Gegenden ihre letzten jüdischen Bewohner an die Städte abgegeben haben und wenn die Ströme aus dem Osten zu versiegen beginnen.«

Das Edikt von 1812 verlieh den preussischen Juden das Bürgerrecht, ihre Freizügigkeit aus Posen aber wurde erst 1847 zugelassen, und nun setzte eine starke Abwanderung nach dem Westen ein. Die Abwandernden waren meist Handwerker, die ihr unlohnend gewordenes Gewerbe den Polen überließen. In den siebziger Jahren nahm die Auswanderung ab, während Einwanderer aus Rußland angelockt wurden. In den Landgemeinden war bald kein Jude mehr. In den Städten traten die Polen an ihre Stelle.

Über die Zuwanderung fremder Elemente in das Deutsche Reich wurden keine amtlichen Nachweise geführt. Nur die Wanderarbeiter unterlagen der behördlichen Aufsicht. Trotzdem uns jedoch Zahlen fehlen, wissen wir, daß etwa seit 1900 eine Masseneinwanderung russischer und galizischer Juden festgestellt hat. »In allen Großstädten, besonders im Industriegebiet Westdeutschlands, stehen wir der Hochflut einer Einwanderung zumal aus Galizien gegenüber,« schrieb »Der Israelit« im Jahre 1913. Die ausländischen Juden unterliegen in einigen preussischen Provinzen gewissen Aufenthaltsbeschränkungen, so in Ostpreußen:

1. Kinder der seit 1882 ansässigen Ausländer können eingebürgert werden.

2. Spätere Zuwanderer müssen alle zwei Jahre von neuem die Genehmigung nachsuchen, mit ihren Familien hier wohnen zu dürfen. Wer keine Familie hat, muß sich verpflichten, hier keine zu gründen oder aus Rußland (Österreich) einzuführen.

3. Die in den letzten fünf bis zehn Jahren Eingewanderten und die seit zwanzig und mehr Jahren hier Wohnhaften, die aber erst kürzlich geheiratet haben, müssen sich bei der Aufenthaltsbewilligung verpflichten, daß ihre Söhne bei Erreichung des neunten Lebensjahres Preußen verlassen.

Auch die Reichsgesetzgebung hatte sich im § 9 des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes von 1913 eine Handhabe geschaffen, um dem Einbringen unerwünschter Ausländer über weisere Bundesstaaten einen Riegel vorzuschieben. Er lautet: »Die Einbürgerung in einen Bundesstaat darf erst erfolgen, nachdem durch den Reichskanzler festgestellt worden ist, daß keiner der übrigen Bundesstaaten Bedenken dagegen erhoben hat; erhebt ein Bundesstaat Bedenken, so entscheidet der Bundesrat.«

Die konservative und bündlerische Presse Deutschlands hat stets die unerwünschte Einwanderung abzuwehren gesucht. Die Konservativen hatten als einzige der großen politischen Parteien die »Bekämpfung des vielfach sich vordrängenden und zersetzenden jüdischen Einflusses auf unser Volksleben« in ihr Programm aufgenommen. (Livoli-Programm von 1892.) Demnach gingen auch die Versuche einer reichsgesetzlichen Einwanderungsbeschränkung ausländischer Juden fast nur von ihnen und ihrem judengegnerischen Anhang aus. Der letzte dahingehende Antrag wurde in der Reichstagsitzung vom 6. März 1895 mit 167 gegen 51 Stimmen abgelehnt. 1915 haben sich auch die Alldeutschen gegen die »ostjüdische Einwanderung« ausgesprochen. Die deutschvölkische Presse beschloß 1916, auf »Schutz der bisherigen Reichsgrenzen gegen die Zuwanderung minderwertiger Völkerteile« hinzuwirken. Als dann nach dem Kriege die Hochflut der ostjüdischen Einwanderung einsetzte, waren es wieder die Abgeordneten der Deutschnationalen, die im Reichstag ein Gesetz forderten, das jede Ostjudeneinwanderung verbiete und die nach 1919 eingewanderten Ostjuden ausweise. Ein Erfolg ihrer Abwehrforderungen ist die Schaffung von Internierungslagern. Das erste Lager dieser Art ist in Stargard errichtet worden. Die Regierungsvertreter erklärten, daß kein Anlaß vorläge, irgendwelchen Ausländern Vorzugsrechte einzuräumen; Ausnahmemaßnahmen zugunsten der Ostjuden ließen sich nicht aufrechterhalten, schon um deswillen nicht, weil die Auswanderung der deutschen Arbeiter erschreckende Formen an-

genommen habe. Jeder Einwanderer im Osten ziehe im Westen die Abwanderung eines gut qualifizierten deutschen Arbeiters nach sich.

Auch innerhalb der deutschen Arbeiterschaft hat die Einwanderungsfrage minderwertiger ausländischer Arbeiter eine Rolle gespielt. Mit dem vor dem Kriege bestehenden großen Weltverkehr Deutschlands war die Gefahr verknüpft, daß unser Großgewerbe Massen anspruchsloser und daher lohnbrückender Arbeiter aus dem Ausland hereinholen würde, war doch Westfalen bereits mit Polen überschwemmt. Auch der Ausschluß farbiger Heizer auf deutschen Schiffen wurde gefordert. Genosse Laufkötter ging sogar noch etwas weiter, indem er sich in den »Sozialistischen Monatsheften« 1904 gegen die Zulassung slawischer und italienischer Arbeiter mit den Worten wandte: »Die deutsche Arbeiterschaft hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich diese minderwertigen Elemente vom Leibe zu halten.«

Auch internationale Arbeiter- und Sozialistenkongresse hat die Einwanderung ausländischer Arbeiter beschäftigt, ohne daß es zu einer die Arbeiter aller Länder befriedigenden Entscheidung dieser Frage gekommen ist. Anläufe zur Lösung dieses schwierigen Problems wurden zwar gemacht; sie blieben aber stets im Sande stecken. Auf dem Kongreß in Amsterdam (1904) gingen die Meinungen der Delegierten aller Länder noch so weit auseinander, daß man den Punkt schließlich von der Tagesordnung absetzte und sich vornahm, die Frage auf dem nächsten Kongreß zu regeln. In Stuttgart (1907) einigte man sich schließlich auf eine Resolution, die ökonomische oder politische Ausnahmemaßregeln gegen die durch die Einwanderung entstehenden Gefahren für »fruchtlos und ihrem Wesen nach reaktionär« erklärte und sich gegen eine Beschränkung der Freizügigkeit oder den Ausschluß fremder Nationalitäten und Rassen wendet. Dagegen verpflichtet die Resolution die organisierte Arbeiterschaft, »sich gegen die im Gefolge des Massenimports unorganisierter Arbeiter vielfach eintretende Herabdrückung ihrer Lebenshaltung zu wehren« und die Ein- und Ausfuhr von Streikbrechern zu verhindern. Diese Resolution war jedoch in ihrer ganzen Fassung so inkonsequent und vieldeutig, daß sie in keinem Lande befriedigt hat, noch weniger wurde in ihrem Sinne gehandelt.

Die Arbeitereinwanderung muß notwendig auf Grund des vorhandenen Bedürfnisses geregelt werden. Solange deutsche Arbeiter in größerer Zahl arbeitslos sind, sollten keine ausländischen Arbeiter herangezogen werden. Man kann nicht die Arbeitslosigkeit durch gesetzliche Einrichtungen im Lande bekämpfen, die vorhandenen Arbeitslosen aus Mitteln der Gewerkschaften und aus Kassen des Staates und der Gemeinden unterstützen, gleichzeitig aber durch schrankenlose Einfuhr ausländischer Arbeitskräfte die Arbeitslosigkeit im eigenen Lande vermehren helfen.

Zeitgehalt und Dichtung

Von Joseph Rliche

Vor fünfzig Jahren, nach dem großen »Debakel« des siebenziger Krieges, schrieb in Paris Emile Zola den ersten Band seiner später so berühmt gewordenen Romanreihe »Les Rougon-Macquart«. Zola gestaltete in eigener Schauenskunst, eigener

Form und mit individueller Sprachgewalt, naturalistisch vertieft, die Geschichte einer Familie unter dem zweiten französischen Kaiserreich. Indes eine bloße Familiengeschichte wäre eines schöpferisch befruchteten Gestalters von dem geistigen Ausmaß des bereits dem Mittagsalter zustrebenden Zola in jeder Hinsicht unwürdig gewesen; was der große französische Epiker hier schuf, war Familiengeschichte und Weltbild zugleich. In seinem umfangreichen Zyklus fing er das gesamte gesellschaftliche Geschehen seines Landes und seiner Zeit spiegelbildartig ein. Auf allen Gebieten des Gesellschaftslebens hatte er reiche Vorstudien gemacht, kein Wunder, daß seine Schöpfung in jeder Einzelheit psychologisch durchdacht und im ganzen von monumentaler Form war. Kein Wunder auch, daß sie wie eine mächtige Quader in der internationalen Literatur ihren Platz einnahm.

Zolas künstlerische Methode wurde für das Schaffen der neuen Erzählergeneration Europas vielfach vorbildlich. Nicht zum wenigsten das junge Deutschland der achtziger und neunziger Jahre sah in dem Franzosen formal einen Meister. Seine gesellschaftskritische Art wie seine naturalistische Darstellungskunst machten rasch Schule und ließen auch bei uns Werke reifen, die als belletristische Zeitbilder starke Beachtung beanspruchten. Der Zusammenhang mit dem realen Leben, mit der Wirklichkeit strohte aus den Schöpfungen der ihre Zeit impulsiv miterlebenden Künstler; der Epiker wie der Dramatiker und Lyriker.

Freilich, die Wandlung und das Apoptatentum blieben nicht aus. Die Hochtage des Naturalismus mit ihrer hellodernden Kampfbegeisterung ebften ab, der Befreiungskampf des Proletariats fand unter den bürgerlichen Intellektuellen bald nur noch sehr vereinzelt künstlerische Känder und Verfechter. Erbe des französischen Naturalismus wurde in Deutschland schließlich die Heimatkunst.

Dennoch reiften in deutschen Köpfen epische Werke, die weite Kreise im Innersten packten und die entschieden mehr als bloße Salongeistreichelei darstellten. Wie wichtig mutete uns doch Ludwig Thomas Bauernroman »Andreas Vöft« an, welchen tiefen Lebensernst und welches unverfälschte soziale Milieu wiesen verschiedene Bücher Klara Wiebigs auf! Und heute? Wer aufmerksam das literarische Schaffen unserer Zeit verfolgt, der findet, daß darin von ragenden Denkmälern sozialen Charakters kaum die Rede sein kann. Am ehesten noch auf dem Gebiet der Lyrik. Hier schaffen verschiedene Talente, zumeist wie Bröger, Bartels, Schönlank, Pehold und andere aus dem Proletariat selbst hervorgegangen, kraftvoll im Geiste einer neuen Zeit. Sie haben den Übergang vom Alten zum Neuen mehr oder minder glücklich gefunden, und der Leser ihrer Verse fühlt, daß sie festen Boden unter ihren Füßen haben, wurzelecht sind. Entschieden ärmllicher ist es auf dem Gebiet des Dramas bestellt. Mit Leichtigkeit zwar lassen sich ein rundes Duzend Namen aufzählen, deren Träger, die Konjunktur nützend, sich in aktuellen Stoffen versuchen; indes ist es bisher auch nicht einem einzigen von ihnen gelungen, ein wirkliches Kunstwerk von zeitaktuellem Gehalt auf die Bühne zu bringen. Kein Erkennen, kein Vordringen bis zum Wesenskern, dazu oft noch künstlerische Unzulänglichkeit!

Indes waren Lyrik wie Drama nie so recht berufen, den Zeitgehalt aufzuheben und widerzuspiegeln. Diese Aufgabe fiel von jeher am unmittelbarsten dem Roman zu. Entschiedener, deutlicher und zwingender als Lyrik und Drama, und darüber hinaus als Malerei, Musik und Architektur, kann der Roman zum Spiegelbild des Zeitcharakters, zum Gesellschaftsbild werden. Hierin aber waren wir schon vor dem Kriege dem Ausland gegenüber im Nachteil. Können wir doch beispielsweise dem Schaffen des Skandinaviers Nerg nichts Ebenbürtiges gegenüberstellen. Dessen Entwicklungsromane »Pelle der Eroberer« und »Stine Menschenkind« sind proletarische Heldenlieder voll Zeit- und Seelengehalt. Aber ist uns auch der Däne Johann Skoldberg. Auch Amerika weist in dem Schaffen Upton Sinclairs starke Schöpfungen sozialen Charakters auf. Wie sein Chicagoer Schlachthausroman »Der Sumpf«, so wurden sein Sozialistenroman »Jimmi Higgins« und der im

amerikanischen Bergmannsleben spielende »König Kohle« zu wichtigen epischen Zeitdokumenten, zu Büchern, die bald in allen Kreisen einen starken Widerhall fanden und die sogar die Gesetzgebung des Landes beeinflussten.

Vergleichen ist in Deutschland seit langem nicht zu vergeichen. Auch Heinrich Manns politische Romane regen niemanden auf, und am wenigsten findet der Arbeiter in dessen Büchern das für sein eigenes Denken und Fühlen getreue Spiegelbild — von der dem proletarischen Leser allzu fremd dünkenden stilistischen und sprachlichen Methode Manns ganz zu schweigen.

Übersehen wir den deutschen Roman der Gegenwart, so sehen wir, daß dieser inhaltlich den verschiedensten Zeitströmungen Rechnung trägt. Soweit er nicht abseits aller Tendenz lediglich in banaler Liebelei sich gibt, springt uns der Zug zur Mystik und zur Politik in die Augen. Die Auswertung der okkultistischen Schwärmerie, wie sie in breiten Schichten Deutschlands nach dem politisch-militärischen Zusammenbruch Boden gewann, fand schnell geschickte Spekulant auch auf literarischem Gebiet. Jedoch auch geachtete Federn gingen hier und dort diesen Weg. So schuf der im Vorjahr gestorbene Oldenburger Georg Rüseler in seinem »Haus im See« (Wilhelmshaven, Friesenverlag) einen selbstbiographischen Entwicklungsroman, dessen Geschehen sich stark auf der angeblichen Oade des zweiten Weltkriegs aufbaut. In unsere Zeit hineingestellt, müßte uns eine derartige Stoffwahl von einem ernsten, in jeder Beziehung schätzenswerten und klugen Manne, wie der demokratisch gesinnte Rüseler war, eigenartig an. Und man ist geneigt, sich an einen Großen der englischen Literatur, an Jonathan Swift zu erinnern, der vor zweihundert Jahren, angewidert von Krieg und Politik, sich voller Menschenverachtung in eine Fabelwelt zurückzog und »Gullivers Reisen« schrieb.

Die während der Kriegsjahre verlegte deutsche Romanliteratur stand auf einem sehr niedrigen Niveau. Eine fast einzige Ausnahme machte neben Alara Diebig, die mit ihren in diesen Blättern schon besprochenen »Töchtern der Sekuba« das Leid und Elend der deutschen Heimat in realistischer Darstellungskreue zeichnete, vielleicht der Hesse Valentin Traudt mit seinem mutvollen Provinzroman »Die Winkelbürger« (1917 hier schon angezeigt). Alara Diebigs zweibändiges Werk spielt in der Hauptsache in der Großstadt. Ein im ganzen gut geschautes Bild des Kriegserlebens im deutschen Dorf schuf Alfred Bock in seinem erst nach dem Krieg erschienenen, gleichfalls hier schon angezeigten »Schlund«. (Alle drei Bücher sind in Berlin bei E. Fleischel erschienen.)

Rasch vor sich gehende politische Umwälzungen pflegen für manchen Zeitgenossen zu einem Prüfftein seines Charakters zu werden. Auch der durch die mittleren Novembertage des Jahres 1918 trotz aller Ahnungen doch etwas überraschend kommende Umschwung wurde für diesen und jenen Modedichter zu einem »Erlebnis«, zu dem es schnell und geschickt Stellung zu nehmen galt. Wenig rühmlich offenbarte sich hierbei ein verwöhnter Liebling der Berliner Lebewelt, der Moded Schriftsteller Artur Landsberger. Kurz nach dem militärischen Zusammenbruch brachte dieser einen Roman auf den Markt, der auch in der sozialdemokratischen Presse nicht ohne Beachtung blieb und der den wenig geschmackvollen Titel trug »Wie Sasan starb«. Sasan, das war das niedergebroschene preußische System mit allem seinem Drum und Dran. Als Landsberger später — Rahrpolitik und Orgegeist reckten bereits herausfordernd ihre Hälse — in der alldeutschen Presse als Konjunkturliterat bezeichnet wurde, wußte er nichts Besseres zu tun, als zu erklären, daß sein Buch ein großer Irrtum seinerseits gewesen sei und sein bei Georg Müller in München erschienener Roman nicht wieder neu aufgelegt werden würde. Ehrlicher trägt dem pazifistischen Gedanken Herbert Eulenberg in einer »Der Bankrott Europas« (Stuttgart, Verlag J. Engelhorn) besitzten Novellenammlung Rechnung. In dreißig Erzählungen zeichnet Eulenberg an der Hand von Kriegserlebnissen den moralischen Bankrott unserer geblähten Zeit. Zweifellos ein ehrliches Buch eines »Anerkannten« aus den Bezirken deutscher Dichtung. In künstlerischer Hinsicht

hält das Buch leider einen Vergleich mit des Franzosen Henry Barbusse offenerherzigen Darstellungen nicht aus.

Man kann im Zweifel darüber sein, welches der rechte Zeitpunkt zur Konzeption und Ausgestaltung einer mit den zeitgeschichtlichen Ereignissen in Verbindung stehenden epischen Schöpfung ist. Gewiß, die Distanz hat manchen Vorzug. Nach Klarlegung mancher Quellen gewinnt der allgemeine geschichtliche Vorgang hier und dort einen anderen Gesichtszug, als es dem zeitgeschichtlichen Beschauer schien. Auch Zola hat den »Zusammenbruch« (»Débâcle«) des Deutsch-Französischen Krieges erst sechzehn Jahre später im Roman gestaltet. Andererseits weist das aus unmittelbarem Erleben heraus Geschaffene meist die Vorzüge voller Lebendigkeit auf. Abgesehen davon, daß der Romandichter lediglich ein Gegenwartsbild geben, keinesfalls jedoch historische Arbeit leisten will. Voraussetzung wird allerdings sein müssen, daß der Autor selbst mitten im Kampf und Strudel des Zeitgeschehens stand und offenen Auges nach allen Richtungen ausschaute.

Von solcher Warte aus gesehen, wären drei Romane zu nennen, die die Geschehnisse des 9. November 1918 zum Motiv haben: Max Glas' »Entfesselte Menschheit« (Leipzig, Staackmann), A. S. Zeiz' »Rote Tage« (Berlin, E. Reiß) und Bernhard Kellermanns »Neunter November« (Berlin, S. Fischer). Die ersten beiden Bücher sind schon früher an dieser Stelle behandelt worden. Kellermanns Roman ist mit Geschick geschrieben und mit vielen sensationellen Pointen ausgestattet. Auch hier wird die Umwandlung der politischen Machtverhältnisse von Berlin aus gesehen; von einer hohen Kommandobehörde aus, deren Mittelpunkt ein altpreußischer General ist. Das Buch ist mit seinen verschiedenen Gestalten bunt und kurzweilig, doch von einem unverfälschten geschichtlichen Bilde ist es weit entfernt. Zudem fühlt man, daß der Autor den Stoff, den er uns vorführt, in den Tiefen seines Herzens selber nicht erlebt hat. Und dann: wenn der Roman eine geschichtliche Auseinandersetzung zwischen Proletariat und Bourgeoisie geben wollte, so durfte sein Verfasser nicht mit Studenten und sonstigen dem Kleinbürgertum entnommenen Typen als Führern des Proletariats arbeiten. Dazu noch die Unmöglichkeit, daß der pazifistisch gesinnte, mit der murrenden Arbeiterschaft sympathisierende Student die Tochter des Generals in ein Liebesverhältnis verstrickt. Am kräftigsten und lebenswahrsten erscheint mir Kellermann dort, wo er den alten General die Nachricht von der Flucht des Kaisers erfahren läßt.

Mit dem unfreiwilligen Herrscherende Wilhelms II. befaßt sich auch Karl Rosners Buch »Der König« (Stuttgart, bei Cotta). Rosner, der als Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier gut angeschrieben stand, steht seine Aufgabe in einer Verherrlichung des früheren Kaisers, den er geradezu als ein Muster von Selbstlosigkeit und Edelmut hinstellt. Alle Schuld wird auf die Umgebung oder auf die Vorgänger in der Herrscherposition geschoben, um nur ja den von der zweiten Marneeschlacht alles Glück Erhoffenden in reinstem Licht erstrahlen zu lassen.

Was den Roman zu einem wirklichen Zeitbild machen kann, das ist weiteste Umfassung des Lebens der Gegenwart, Einfangen der verschiedensten Gebiete. In diesem Sinne verdient Johannes Thummers Werk »Krämer und Seelen« (Leipzig, bei Fr. W. Grunow) Beachtung. Der in Leipzig spielende Roman schildert das Schieber- und Beutejägerum der letzten Kriegsjahre; die Arbeit, Sorge und Sehnsucht der einen, die Skrupellosigkeit und Genußsucht der anderen. Hätte der Autor es verstanden, seinem flott geschriebenen Buche einen breiteren sozialen Untergrund zu geben, und den in die ersten Revolutionsstage ausklingenden Roman am Schluß weniger altruistisch gestaltet — das Werk hätte zu einem großen Zeitgemälde werden können.

Kahrpolitik und Orgeschgeist — was sind diese anders als hervorstechende Merkmale der monarchistischen Opposition. Daß auch die literarischen Trabanten solchen Strebens bei der Hand waren und in ihren qualmenden Hexenküchen ihre für weite und vor allem naive Volkskreise berechneten Süpplein kochten, versteht sich von

selbst. Gegen diese Nachwerke trat der Bremer Emil Felden in die Schranken. In seinem Roman »Die Sünde wider das Volk« (Berlin, Verlag O. Oldenburg) stellt er sich die Aufgabe, die angeedeuteten alldeutschen Rassenhaßprodukte zu parieren. Er will zeigen, daß die heutigetags vielgeschmähten Juden und Elsäßer in der Regel bessere Menschen sind als jene sich als patentierte Erbpächter des Deutschtums gebenden konservativen Beamtenfamilien. Das Motiv des im Elsaß sich abrollenden Romans ist ohne Frage berechtigt; indes fählt man doch allzusehr das Gesuchte der Handlung heraus, als daß man den Roman als Kunstwerk empfinden könnte. Aus den politischen Nachwirkungen des für Deutschland ungünstigen Kriegsausganges zieht Gertrud v. Brochdorffs Buch »Die Faust im Westen« (Berlin, Verlag A. Scherl) seine Nahrung. Es handelt sich, wie leicht erratbar, um die Faust des französischen Siegers, die hart auf einem Teil unserer Westmark liegt. In der Form eines Gesellschaftsromans gibt die Verfasserin ein Bild von jenseits des Rheins; doch ist schon der Ausschnitt viel zu eng, als daß ein Allgemeingeltung beanspruchendes Gemälde entstehen konnte. Das niedere Volk fehlt in der Handlung fast ganz.

Noch das eine und andere das Wesen unserer Zeit mehr oder minder glücklich berührende Buch wäre zu nennen, indes würde dadurch die Liste des Mittelmäßigen nur verlängert. Geschäftige Federn nähen auf allen Gebieten die Konjunktur aus, aber ein wirklich epochales, am Zolaschen Maßstab zu messendes, den Geist unserer Zeit universell widerspiegelndes Werk ist in den Jahren nach dem Krieg nicht entstanden. Und am wenigsten ist das Problem der sozialen Frage in künstlerisch zulänglicher Weise irgendwo im Roman gestaltet worden. Nach dem universellen Künstler, nach dem Romancier, der das politisch-soziale Geschehen der Gegenwart einfängt und den großen sozialen Zeitroman schafft, schauen wir vergeblich aus.

Die einsigen deutschen Nachfahren des französischen Naturalismus wurden in ihrem Schaffen von einer starken sozialen Welle getragen. Die Gesellschaft wandelte sich in ihrer Struktur. Zwischen Kleinbürgertum und aufsteigendem Kapitalismus erfolgten wirtschaftliche Auseinandersetzungen. (Max Kreher zeichnete den Geist jener Zeit sehr geschickt in seinem »Meister Timpe«.) Die proletarische Frage aber wurde am Ausgang der Gründerjahre zum Angelpunkt der deutschen Innenpolitik. Heute geht die soziale Wandlung in unserem Volksleben in ungleich schärferer Weise vor sich; die Gegenwart erbebt geradezu unter der Wucht der Umgestaltung, alles ist auf politisch-sozialen Kampf eingestellt. Und unsere Literatur? Unsere deutsche Dichtung? Bankrott auf der ganzen Linie! Eine einzige grandiose Unfähigkeit, sich künstlerisch mit den gewaltigen Problemen der Zeit abzufinden.

Vor vier Jahrzehnten reifte, vom Ausland (Zola, Dostojewsky, Ibsen) befruchtet, eine Neublüte der deutschen schöngelstigen Literatur. Ihr Wesensausdruck war: psychologisch-sozial. Ob diese Methode zur künstlerischen Formung sozialer Probleme die einzig mögliche ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls scheint auch heute der Zolasche Satz, daß Kunst durch ein Temperament gesehene Natur sein müsse, noch als ein brauchbares Prinzip. Wir können uns jedenfalls kaum denken, daß das proletarische Milieu von heute etwa wieder durch die Spielhagensche Schablone in allen seinen Teilen erfaßt werden könnte. Doch die angeblich unter tausend Schmerzen sich herauswindende neue Art, der Expressionismus? Was bisher auf diesem bunten Felde reifte, entpuppte sich fast immer als taube Auf!

Es bleibt am Schlusse dieser Betrachtungen die Tatsache, daß der große deutsche Zeitroman gegenwärtig keinen vollwertigen Vertreter besitzt. Ein erfolgreicher Repräsentant dieser Gattung aber wird nur dort entstehen, wo der Autor tief im sozialen Milieu unserer Zeit wurzelt und er daneben Künstler genug ist, um sich nicht in frühen Einseitigkeiten und künstlerischen Unzulänglichkeiten zu gefallen.

Literarische Rundschau

Eugen Oberhummer, **Imperialismus**. Das britische Weltreich und die imperialistischen Staatenbildungen früherer Zeit. Wien 1920, Gerold & Co. 36 S.

Als Imperialismus aufgefaßt wird von Oberhummer die Machtpolitik und der Ausdehnungstrieb großer wie auch kleinerer Staaten, die über ein geographisch und national einheitliches Gebiet hinaus fremdes Land und Volk zu unterwerfen bestrebt sind. Kennzeichnet wird der Imperialismus dadurch, daß sich ein ganzes Volk in den Gedanken einer Weltmission hineinlebt, sich als auserwählt und zur Herrschaft über andere Völker berufen betrachtet (S. 6). Gerade diesen Punkt möchte ich besonders betonen, denn das Hinausgehen über ein geographisch und völkisch einheitliches Gebiet, selbst den Besitz von Kolonien dürfen wir mit Oberhummer nicht immer als Ausdruck imperialistischen Machtwillens auffassen. Warum aber dann der Autor Italien seines Kolonialbesitzes wegen als imperialistischen Staat bezeichnet, die Niederlande mit ihren politisch und wirtschaftlich viel wichtigeren Kolonien jedoch nicht, bleibt unverständlich. Die von imperialistischen Mächten aufgerichteten Grenzen, sagt Oberhummer, haben sich bisher in keinem Falle als dauernd erwiesen, denn es werden geographisch und ethnographisch unmögliche Gebilde geschaffen. »Auch für das britische Weltreich liegt darin vielleicht die größte Gefahr der Zukunft.«

Diesem Weltreich sind übrigens nur wenige Seiten gewidmet (S. 3 bis 4 und 29 bis 31). Als moderne imperialistische Staaten werden ferner behandelt Frankreich, Italien, Portugal, Griechenland, Rußland, Japan und die Vereinigten Staaten von Amerika. Von den alten Reichen gelten als imperialistisch das ägyptische, assyrische, persische, mazedonische und römische, ferner das chinesische Reich und die von den Mongolen und Türken im Altertum und Mittelalter aufgerichteten Reiche. Der Autor hebt die Tatsache hervor, daß außer der weißen nur die mongolische Rasse sich zu großen Staatenbildungen als fähig erwiesen hat, wofür die turkialatischen Völker, dann die Chinesen, Japaner Beispiele liefern, während die schwarze Rasse hier wie in allen anderen Kulturleistungen weit zurücksteht. Im Zeitalter der geographischen Entdeckungen traten Portugal und Spanien als Imperien auf. Der Imperialismus Spaniens ist durch das Emporkommen der englischen Seemacht (seit 1588) abgelöst worden, mit der ungefähr gleichzeitig der französische Imperialismus auf dem europäischen Festland zur Geltung kam.

Was Deutschland betrifft, so bestreitet Oberhummer jede imperialistische Politik seit den Zeiten der Staufer. Das römische Kaiserum deutscher Nation sei nicht etwa auf eine Vormachtstellung des deutschen Volkes gegründet gewesen, sondern auf die weltliche Herrschaft über die Stadt Rom und den Grundsatz, daß dem römisch-deutschen Kaiser das höchste weltliche Richteramt in der Christenheit gebühre. Der Verfasser leugnet ferner jeden imperialistischen Charakter des Habsburger Reiches sowie des wilhelminischen Deutschland (für dessen Machtpolitik er nur lobende Worte hat), obgleich doch die verhängnisvollen Wirklichkeiten für jeden, der sehen will, deutlich genug sind.

H. Fehlinger

Notizen

England und Irland. Um den tendenziösen Berichten englischer Blätter über die Sinn-Fein-Bewegung in Irland entgegenzutreten, hat die im geheimen tagende Jeltische Nationalversammlung (Dail Eireann) vor kurzem an die Mitglieder des Deutschen Reichstags und des Preussischen Landtags eine in deutscher Sprache gehaltene Denkschrift an die Vertreter fremder Nationen versandt, in der sie nach einem kurzen Überblick über Englands Herrschaft in Irland verschiedene statistische Angaben über die im Dezember 1918 vollzogene Parlamentswahl, den Stand der Parteien, die Bevölkerungs- und Steuerverhältnisse Irlands, die Herausziehung großer Steuersummen aus der irischen Bevölkerung durch die

englische Regierung, die Zunahme der Morde und Verhaftungen aus politischen Gründen, der Überfälle der irischen Militärpolizei auf irische Anstalten und Häuser, der Kriegsgerichtsbarkeit usw. beibringt. Aus den Zahlen spricht die schwerste Anklage gegen England, das bekanntlich während des Krieges als Schutzherrin der kleinen Nationen auftrat, die irische Nation aber brutal unterdrückt.

Verschiedene der Zahlen sind auch für deutsche sozialistische Leser interessant und lehrreich. Zunächst die zunehmende Entvölkerung Irlands, die nicht etwa durch eine Abnahme der Geburtenziffer bewirkt wird — die Zahl der Geburten ist prozentuell ungefähr ebenso hoch wie in Deutschland —, sondern größtenteils durch die starke Abwanderung der Iren nach anderen Ländern, besonders nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Es betrug die Gesamtbevölkerung:

Jahr	Englands und Wales	Schottlands	Irlands
1841	15 914 148	2 620 184	9 175 124
1845	16 739 136	2 742 167	8 295 061
1851	17 927 609	2 888 742	6 552 385
1871	22 712 266	3 360 018	5 412 377
1911	36 070 492	4 760 904	4 390 219

Während überall in Europa eine Zunahme der Bevölkerung stattfand, ging Irlands Bevölkerung fast auf die Hälfte der Ziffer des Jahres 1845 zurück. Die Denkschrift stellt in anschaulicher Weise diesen Rückgang der Bevölkerung Irlands der Zunahme gegenüber, der sich in ungefähr derselben Zeit kleine kontinentale Nationen zu erfreuen hatten, von deren Unterdrückung englische Blätter früher die schlimmsten Dinge zu melden wußten. So hat sich zum Beispiel die Einwohnerschaft Finnlands unter russischer Herrschaft von 1850 bis 1914 um 99 Prozent vermehrt, während die Bevölkerung Irlands in der gleichen Zeit um 36 Prozent abnahm. Die Bevölkerung Österreichisch-Polens hat sich von 1848 bis 1913 um 84 Prozent vermehrt, während in Irland die Bevölkerung gleichzeitig um 47 Prozent zurückging. Preussisch-Polens Bevölkerungsziffer ist von 1855 bis 1910 um 50 Prozent gewachsen, Irlands Bevölkerung um 27 Prozent gefallen usw. Trotzdem hat England fast ständig gestiegene Abgabesummen aus Irland herausgezogen. Im letzten Jahre (1920) hat sich zum Beispiel die Gesamtsumme, die Irland an Steuern und Abgaben aufgebracht hat, auf 50 615 000 Pfund Sterling belaufen, dagegen haben die Ausgaben, die England für Irlands »Wohl« übrig hatte, nur 29 221 000 Pfund Sterling betragen, so daß ein Überschuß von mehr als 21 Millionen Pfund Sterling in englischen Händen blieb, obgleich in den sogenannten irischen Ausgaben die Aufwendungen Englands für den Unterhalt der britischen Militärpolizei in Irland, die sogenannten »Black and Tans«, für die englischen Kriegsgerichtshöfe, für den englischen Vizekönig in Dublin usw. mit enthalten sind.

Recht interessant ist auch die Rechnung, welche die Irische Nationalversammlung über den Beitrag Irlands zu den englischen Kriegsteuern aufmacht. Danach hat von 1915 bis 1920 Irland für Englands Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht weniger als 102 Millionen Pfund Sterling aufgebracht. Und der Nutzen, den Irland von dieser wirtschaftlichen Ausnützung hatte? Im Jahre 1920 sind von englischen Truppen und Militärpolizisten in Irland 203 irische Bürger gefötet worden, 7287 Verhaftungen aus politischen Gründen vorgenommen, 705 irische Bürger verschleppt, 630 Kriegsgerichtsurteile gefällt und 775 politische Anklagen vor ordentlichen Gerichten verhandelt worden.

Die Denkschrift ist demnach eine schwere Anklageschrift gegen die jahrhundertlange englische Mißwirtschaft in Irland und macht so manche Meldungen über die rücksichtslose Bekämpfung der englischen Herrschaft durch die Sinn-Freier völlig begreiflich.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Preußen-Probleme. Von Karl Severing. II.

Der Selbstmord Alt-Europas. Von Hermann Lutz
(München).

Die Stellung der Technik in der Marxschen Wirtschaftsauffassung. Von Heinrich Cunow. (Schluß.)

Dem Andenken Robert Schweichels. Zum hundertsten
Geburtstag des Dichters. Von Ludwig Lessen.

Karpathorußland. Von H. Fehlinger.

Literarische Rundschau: Siegmund Raff, Die Sozialisierung der Wirtschaft durch die Genossenschaften. ♦
Dr. Willy Cohn, Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Verbandsbesen.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

Bauer, Otto, Die Offiziere und die Republik. Ein Vortrag über die Wirtspolitik der Sozialdemokratie. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 16 S. Geh. 12 Kr.
— **Der Weg zum Sozialismus**. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 36 S. Geh. 20 Kr.

Bonne, G., Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen? Ein volkswirtschaftlicher Leitfaden für Regierungsvertreter aller Parteien, insbesondere für Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete und alle wahren Freunde unseres Volkes. Dresden, Emil Pahl. 62 S. Geh. 4 M.

Broddorf, G. v., Die Faust im Westen. Roman. Berlin, August Scherl. 286 S. Geh. 16 M.

Delisch, Friedrich, Die große Täuschung. II. Teil. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 128 S. Kart. 12 M.

Döring, E., Die Bevölkerungsbewegung der englischen Kolonien vor und in dem Weltkrieg. Sonderdruck des Archivs für soziale Hygiene und Demographie. Band 14, Heft 2.

Eckardt, P., Die Grundlehren der Volkswirtschaft. Eine leichtfaßliche Einführung. Hannover, Th. Schulze. 51 S. Geh. 6 M.

Elsner, R., Zu neuen Ufern. Westrufer. Berlin-Pankow, Zwillingverlag. 50 S.

Deutsche Elternbücherei. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.80 und Zuschlag.

Coppins, M., Spiel und Beschäftigung des Kleinkindes. 38 S.

Dost, G., Was und wie soll unsere Jugend lesen? 49 S.

Eckhardt, R., Das erste Schuljahr. 40 S.

Fromm, C., Bewegungsspiel, Kinderlied und Kinderreim. 36 S.

Gaudig, P., Elternhaus und Schule als Erziehungsgemeinschaft. 48 S.

Hübner, M., Ethik als Wegweiser der Erziehung. 29 S.

Prüfer, J., Die häusliche Erziehung. Aufgaben, Grundsätze und Mittel. 41 S.

— **Die Kinderlüge, ihr Wesen, ihre Behandlung und Verhütung**. 32 S.

Werner, S., Theater- und Konzertbesuch der Jugend. 36 S.

Engelke, Gerrit, Rhythmus des neuen Europa. Gedichte. Jena, Eugen Diederichs. 117 S. Geh. 20 M.

Felden, G., Die Sünde wider das Volk. Roman. Berlin, Oldenburg & Co. 317 S. Geh. 15 M.

Feldkeller, P., Ethik für Deutsche. Gotha, Fr. A. Perthes N.G. 61 S. Kart. 6 M.

Gorter, S., Die Klassenkampforganisation des Proletariats. Herausgegeben von der R. A. P. D. 32 S. Kart. 2 M.

Graf, G. C., Jung und alt in der proletarischen Jugendbewegung. Berlin, Verlagsgenossenschaft der Freiheit. 23 S. Geh. M. 2.50.

Graßinger, R., Menschheitsbrandung. Aus Kampf und Kampf des Weltkrieges. München, Meteorverlag. 203 S. Geh. 12 M.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung A. Seehof & Co. in Berlin 654 bei.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 15

Ausgegeben am 8. Juli 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Preußen-Probleme

Von Karl Severing

(Schluß)

II

Das »Neben-, Gegen- und Durcheinander-Regieren« zwischen Reich und Preußen war im vergangenen Jahre eines der beliebtesten Schlagworte im Sprachschatz derjenigen Parteien, die sich um den Nachweis bemühten, daß durch die Schuld der preußischen Regierung ein erträgliches Zusammenarbeiten zwischen den Zentralstellen Preußens und des Reiches nicht möglich sei. In den letzten Monaten ist es darüber merklich still geworden, und wer sich sein politisches Urteil lediglich auf Grund der Informationen und Rätsonnements der Rechtspresse bildet, der könnte heute zu der Auffassung gelangen, daß das Zusammenarbeiten zwischen Reich und Preußen nach dem Ausscheiden der sozialdemokratischen Minister tatsächlich besser geworden sei; woraus denn weiter zu folgern wäre, daß die beklagte Diskrepanz nicht auf sachlichem Gebiet gelegen, sondern in dem persönlichen Verhalten der sozialdemokratischen Minister ihre Erklärung gefunden hätte.

Eine derartige Schlußfolgerung wäre natürlich falsch. Der Lärm der Rechtspresse ist lediglich deswegen verstummt, weil sein Zweck auf Ausschaltung des sozialdemokratischen Einflusses in der Regierung Preußens einstweilen erreicht ist. Er wird todlicher wieder aufleben, wenn es wieder einmal lohnend erscheint, mit dem Vorwurf des Quertreibens die preußische Regierung zu bekämpfen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Reibungsmöglichkeiten und Reibungen zwischen Reich und Preußen vorhanden sind und so lange vorhanden bleiben werden, bis aller Streit über Zuständigkeiten durch den Übergang zum Einheitsstaat erledigt wird. In diesem Streit über die Kompetenzen zwischen Reich und Bundesstaat liegt der Ausgangspunkt aller Meinungsverschiedenheiten, die zwischen den Zentralstellen des Reiches und Preußens gelegentlich entstanden sind und künftig immer wieder entstehen können, nicht aber im persönlichen Verhalten dieses oder jenes Ressortchefs. Es ist angesichts der agitativen Auswertung der sogenannten Diskrepanz zwischen Reich und Preußen nicht ganz überflüssig, das an einigen Beispielen aus der Verwaltungspraxis klarzulegen.

Die Weimarer Verfassung hat dem Reich eine beträchtliche Vermehrung seiner Zuständigkeiten gebracht, mit der eine Vermehrung der Exekutivrechte nicht gleichen Schritt gehalten hat. Die Ausübung der Exekutive durch die Länder ergab in der Vorkriegszeit keine Schwierigkeiten, da der Aufgabenkreis des Reiches in der Zentralverwaltung ein verhältnismäßig kleiner war. Das ist heute anders geworden, nicht nur durch die Verschiebung der Zuständigkeiten zugunsten des Reiches, sondern auch durch die allgemeinen unruhigen politischen Verhältnisse. Die Bekämpfung von Unruhen

zum Beispiel, die in der Vorkriegszeit fast ausschließlich lokalen Charakter trugen und sich über die Grenzen eines Bundesstaats nicht erstreckten, konnte damals Sache des Staates bleiben. Heute dagegen erfassen die politischen Unruhen in der Regel das ganze Reichsgebiet, und wenn ihre Verhütung und Bekämpfung auch heute noch zunächst Aufgabe der Landesregierungen ist, so zeigt die Praxis des Artikels 48 der Reichsverfassung, wie oft darüber hinaus die Reichsregierung mit der Bekämpfung von Unruhen beschäftigt worden ist. Die Exekutive aber liegt nach wie vor bei den Landesregierungen, und dieser Zwiespalt allein kann schon eine Fülle von Mißbelligkeiten zwischen dem Reich und den einzelnen Bundesstaaten geben. Das gleiche gilt von den Zuständigkeiten des Reiches und der Einzelstaaten auf dem Gebiet des Fremdenrechts. Auch hier trifft das Fehlen der Exekutive beim Reich deutlich in die Erscheinung, wenn man sich zum Beispiel die Vorgänge vergegenwärtigt, die sich an das vorjährige Gastspiel des russischen Volkskommissars Sinowjew in Deutschland knüpften. Das Reichsministerium des Auswärtigen hatte die Aufenthaltserlaubnis für Sinowjew zu erteilen und erteilt. Als derselben Reichsbehörde aber der weitere Aufenthalt Sinowjews in Deutschland infolge seiner Reden auf dem Haller Parteitag der U. S. P. bedenklich erschien, mußte sie sich an die preußische Regierung wenden, um die Ausweisung zu erwirken, die denn auch verjagt und durchgeführt wurde.

Diese Hinweise, die selbstverständlich beliebig vermehrt werden könnten, mögen genügen, um darzutun, wie groß die Reibungsmöglichkeiten zwischen Reich und Einzelstaaten sind und aus welchen Verhältnissen sie resultieren. Die Reibungen selbst lassen sich auf ein erträgliches Maß herabmindern, wenn bis zur Schaffung einer Reichsexekutive (das heißt zur Durchführung des Einheitsstaats) Reich und Länder sich bemühen, von jedem Eingriff in die Zuständigkeiten des anderen abzusehen, und wenn sich insbesondere die Behörden der Einzelstaaten daran erinnern, daß die Länder zwar wichtige und wichtigste Glieder, aber doch nur Glieder des Gesamtkörpers des Deutschen Reiches sind.

Den preußischen Zentralbehörden hat es an dieser Erkenntnis in den letzten Jahren nie gemangelt und darum auch nicht an dem guten Willen, mit den Zentralstellen des Reiches reibungslos zusammenzuarbeiten. Wenn demgegenüber von einem Teil der Presse und gelegentlich auch in den Parlamenten behauptet worden ist, daß alle auftauchenden Divergenzen durch die Haltung Preußens bis zur Unmöglichkeit der Beilegung oder Ausgleichung erweikert worden seien, dann ist darauf zu entgegnen, daß umgekehrt mehrere preußische Ressorts verschiedentlich Klage über Kompetenzeingriffe der Reichsstellen zu führen hatten. So hat insbesondere das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe wiederholt feststellen müssen, daß in seine Befugnisse eingegriffen worden ist vom Reichswirtschaftsministerium sowohl wie vom Reichsarbeitsministerium.

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes — obgleich es für den Kundigen selbstverständlich ist —, daß die Beschwerden gleichermaßen erhoben werden mußten, unbekümmert darum, ob ein Sozialdemokrat, ein Zentrumsmann oder ein Volksparteiler Chef der betreffenden Reichsministerien war. Gegenstand der Beschwerde war entweder, daß die Reichsministerien unter Umgehung des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe sich direkt

mit den dem Handelsminister unterstellten Behörden in Verbindung gesetzt oder in wirtschaftlichen und Arbeiterfragen Entscheidungen getroffen hatten, für die in erster Linie die preußische Stelle zuständig war.

Nun lassen sich für das Verhalten der Reichsstellen in den gerügten Fällen gewiß triftige Rechtfertigungsgründe anführen. Wenn zum Beispiel das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe die Ausschaltung bei den Erörterungen über die Einführung der Sechsstundenschicht im Ruhrkohlenbergbau und über die Regelung der Überarbeit im Frühjahr 1920 beanstandete, so ist zu bedenken, daß die Träger der Sechsstundenbewegung weniger die in den anerkannten Verbänden organisierten Arbeiter als vielmehr die Vereinigungen der Syndikalisten waren, die den Sechsstudentag mit Gewaltmitteln erzwingen wollten. Die Aktion gegen diese Pläne konnte nach Lage der Sache nur von der Reichsregierung ausgehen. Denn diese hatte einmal das lebhafteste Interesse daran, daß eine gewaltsame Einschränkung der Produktion im Hinblick auf die Kohlenforderung der Entente und den eigenen Bedarf verhindert wurde. Dann aber bestand auch der militärische Ausnahmezustand, der die Bekämpfung organisierter Gewalttaten in die Hände von Reichsstellen legte. Wenn darum gewiß ein schnelles Handeln durch die zuständigen Reichsministerien geboten war, so beweist aber auch dieser Vorgang, wie unbegründet es ist, bei Reibungen zwischen Reich und Preußen die Schuld ausschließlich den preußischen Regierungsstellen zuzuschreiben. Man darf hierbei nämlich nicht unerwähnt lassen, daß nicht nur verfassungsrechtlich die bergbaulichen Fragen zur Zuständigkeit der Einzelländer gehören, sondern daß auch der preußische Staat im Ruhrkohlenbezirk einer der bedeutendsten Arbeitgeber ist.

Auch die Tätigkeit des Reichskohlenrats hat einige Male mit den Aufgabenkreisen entsprechender preußischer Verwaltungsstellen kollidiert. Die Verwahrung des zuständigen preußischen Ministers gegen dieses Durcheinanderarbeiten entsprang nicht etwa einem kleinlichen Ressortpartikularismus, der übrigens selbst in sogenannten homogenen Kabinetten noch nicht ausgestorben sein soll, sondern der Sorge, daß Kraft und Zeit der Beamten und damit die Mittel der Behörden oft unnötig in Anspruch genommen und nur neue Reibungen geschaffen werden. Neben dem Ministerium für Handel und Gewerbe sind besonders noch das Landwirtschaftsministerium und das Kultusministerium von Maßnahmen der Reichsstellen betroffen worden, die als Eingriffe in die Kompetenzen Preußens zu bezeichnen waren. Auch hier war in einer Reihe von Fällen zu beobachten, daß sich die Reichsressorts nicht an die Landeszentralbehörden, sondern an die unteren Verwaltungsorgane direkt wandten, ein Verfahren, das sich im Effekt durch unsachgemäße Maßnahmen und Vermehrung der Arbeiten im Instanzenzug kennzeichnete. Einer größeren Öffentlichkeit sind die Meinungsverschiedenheiten bekannt geworden, die zwischen dem preußischen Unterrichtsministerium und dem Reichsministerium des Innern über die Durchführung des Grundschulgesetzes obwalteten; wie fast bei allen derartigen Divergenzen war auch hierbei festzustellen, daß die Autorität der Zentralbehörden nicht gewinnt, wenn über den Rahmen der Verwaltungsressorts hinaus die Kompetenzfreitigkeiten erörtert werden. Jede Seite hat in solchen Fällen Anhänger und Gegner, die wechselseitig die Schuld der einen und hohen Verdienst der anderen zuschrieben, ohne dabei von eines Gedankens Blässe dar-

zum Beispiel, die ir-
trugen und sich
konnte damals
tischen Unruh
bütung und
regierung
wie oft de
ruhen be
Landes-
Mißb
Das
auf
fi

die retardierenden Faktoren des Reiches
Finanzministerien, in nicht seltenen
notwendiger Geldmittel den trüben Hinter-
fischen. Wie überhaupt bei allen Erörterungen dieser
Beldnot des Reiches und der Einzelstaaten beachtet
den Finanzen der Einzelstaaten nicht so überaus übel,
zum Beispiel in den Ausgaben für die Polizei dem
Erstattung des größten Anteils der Kosten zuzumuten, und
von Unstimmigkeiten der gleichen Art, wie zum Bei-
spiel von Gebäuden der Schutzpolizei, die Errichtung und
von gemeinsamen Kommissariaten usw. würde eine weit leicht-
finden.

Die Zusammenarbeit zwischen dem preussischen Ministerium des Innern
und den verwandten Reichsressorts hat sich ohne wesentliche Reibungen voll-
zogen, obgleich aus Gründen der parteipolitischen Agitation gerade von
diesem Ministerium behauptet wurde, daß es auf Schrift und Tritt mit den
Reichsstellen anecke. Die Auflösung der Einwohnerwehren und das Verbot
der Selbstschutzhorganisations erfolgte in Unterstüßung der vom Reiche be-
triebenen Politik auf dem Gebiet der Entwaffnung. Preußen kann gerade
in diesen Tagen mit großer Genugtuung feststellen, daß seine Maßnahmen
dem Reiche die wenigsten Schwierigkeiten bereitet haben, daß die Politik
seiner Regierung in zutreffender Würdigung der außenpolitischen Situation
der Reichsregierung die Durchführung der im Ultimatum vom 10. Mai über-
nommenen Pflichten wesentlich erleichtert hat. Auch in der Bekämpfung von
Unruhen haben sich wesentliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den
preussischen und den Reichsstellen nicht ergeben, obgleich hier, wie schon ein-
gangs hervorgehoben wurde, die meisten Differenzen durch eine verschieden-
artige Beurteilung der innerpolitischen Notwendigkeiten entstehen konnten.

Es ist schon gesagt worden, daß eine restlose Beseitigung aller Rei-
bungsmöglichkeiten zwischen Preußen und Reichsstellen nur durch die Er-
richtung des Einheitsstaats zu erreichen ist. Freilich hat es an Vorschlägen
nicht gefehlt, die Einheitlichkeit in den Zentralstellen schon heute herzu-
stellen zum Beispiel durch die Einführung einer Personalunion zwischen den
wichtigsten Ministerien des Reiches und Preußens. Abgesehen von den all-
gemeinen politischen Bedenken, die eine derartige enge personelle Verbin-
dung zwischen Reich und Preußen namentlich in den süddeutschen Staaten
hervorrufen würde, sprechen auch noch andere wichtige verwaltungstechnische
Gründe gegen ein Experiment auf diesem Gebiet. Ohne eine tiefgreifende
organisatorische Änderung in den Ministerien ließe sich die gemeinsame
Verwaltung nicht durchführen, wenn sie nicht eine bloße Scheinmaßnahme
darstellen sollte. Und der Erfolg? Es ist gewiß nicht gleichgültig, ob eine Per-
sönlichkeit mit konzilianter Umgangsformen an die Lösung von Streitfragen
herantritt oder ein Raubhein mit eckigen Manieren. Aber es gibt kein
Raubhein, das nicht von den Erfordernissen seines Amtes geschliffen würde,
und niemand kann andererseits so konziliant sein, um vorhandene sachliche
Gegensätze einfach aus der Welt zu schaffen. Und mit der Vereinigung eines
Reichsamts mit dem korrespondierenden preussischen wären sie nicht aus der
Welt geschafft. Die Ausführung dieses Vorschlags bringt darum keine
Lösung des Problems Preußen-Reich.

Es ist auch gelegentlich der Bestellung eines Verbindungsministers zwischen Reich und Preußen das Wort geredet worden, der die Aufgabe haben sollte, allen Beschwerden der beiderseitigen Ressorts nachzugehen und Kompetenzeingriffe nach Möglichkeit zu verhindern. Diese Angelegenheit wäre eine reine Personenfrage, die ungelöst bliebe, wenn es nicht gelänge, eine Persönlichkeit mit sehr viel Takt, Umsicht, Fleiß und — Selbstverleugnung für den Posten zu gewinnen. Wären diese Voraussetzungen erfüllt, dann könnte ein derartiger Minister Gutes leisten. Eines freilich darf dabei nicht übersehen werden: Es ist bei uns Sitte geworden, Minister ohne Portefeuille als Gehaltsempfänger, deren Ernennung nur, ohne Nutzen zu stiften, eine Belastung für den Haushalt bedeute, zu bezeichnen. Es ist deshalb nicht leicht, neben dem Mann auch die Partei zu finden, die, ohne von dem überragenden Nutzen der Einrichtung des Verbindungsministers überzeugt zu sein, das Odium der Etatsbelastung auf sich nehmen würde. Man sollte darum auch diesem Vorschlag keine übertriebene Bedeutung beimessen. So wenig es einem Sparsamkeitsdiktator gelungen ist, eine größere Sparsamkeit zu erzielen, so wenig wird es einem Zuständigkeitsminister — so ungefähr müßte ja wohl die Amtsbezeichnung sein — möglich sein, alle Kompetenzstreitigkeiten auszuräumen.

Die Finanzlage des Reiches und der Länder drängen zum Einheitsstaat. Bis dahin kann es ruhig bei den verschiedenen Zuständigkeiten bleiben. Ihre Wahrnehmung durch Reich und Preußen schafft keine so großen Schwierigkeiten, daß der »Diskrepanz« wegen Preußen zerschlagen werden müßte. Man geht einer Unstimmigkeit nicht aus dem Wege dadurch, daß man ein Duzend neue schafft. Und man kompliziert nicht die alten Behörden und schafft keine neuen, wenn die heute amtierenden mit Einsicht und gutem Willen die vorhandenen Reibungsflächen selbst glätten können.

Der Selbstmord Alt-Europas

Von Hermann Lutz (München)

So nennt der englische Brigadegeneral Ch. B. Thomson sein im Herbst 1920 im Verlag der Londoner National Labour Press erschienenes Buch (3½ Schilling). Es führt den Untertitel »Die Pyramide der Irrungen«, und als solche sind in einer Umschlagzeichnung besonders vermerkt der Panflamismus mit Serbien und das Alideutschum, das »Gleichgewicht der Mächte«, der Friede von Bukarest 1913, der Weltkrieg und als Krönung des Ganzen die Friedensverträge von 1919.

General Thomson hat all diese Irrtümer selbst miterlebt. Er machte die Balkankriege 1912/13 als Generalstabsoffizier des britischen Kriegsministeriums mit, befand sich 1914 beim Stabe des ersten englischen Armeekorps in Frankreich, wurde 1915 als Militärattaché nach Rumänien geschickt, wo er später an die Spitze der dortigen Militärmission trat, war Zeuge der ersten russischen Revolution und gehörte schließlich von Mai 1918 bis Juni 1919 dem Obersten Kriegsrat in Versailles an. Von dem »Frieden« auf's schwerste enttäuscht, wandte sich der General, mehr denn je von der großen Aufgabe der Demokratie überzeugt, der Politik zu. Er sah ein, daß die Rettung aus dem Hegenkeßel, den die Friedensverträge geschaffen, nur von den Linksparteien kommen kann. So schloß er sich E. D. Morels »Union

of Democratic Control« an, wurde eifriger Mitarbeiter ihrer Monatschrift »Foreign Affairs« und gelangte in der englischen Arbeiterpartei so rasch zu Ansehen, daß sie ihn vor kurzem als Parlamentskandidaten für Bristol-Ost aufgestellt hat.

Thomson legt die Fehler der Vergangenheit schonungslos bloß, um seinem Volke die Augen zu öffnen für den Weg, der allein aus dem Chaos führen kann: »Wir haben eine große Verantwortung in Europa auf uns geladen; wir müssen diese Last auf uns nehmen und gute Europäer werden. Der erste Schritt in dieser Richtung besteht darin, uns aufzuklären. Die Fragen der auswärtigen Politik dürfen nicht länger Diplomaten und Fachmännern überlassen bleiben, die im geheimen arbeiten...«

Da wir Deutsche mit in erster Linie an den begangenen Fehlern lernen müssen und Thomson aufrichtig, wenn auch von unserem Standpunkt aus nicht immer mit Erfolg, bestrebt ist, unparteiisch zu sein, verdient sein geschichtlich aufschlußreiches Buch auch bei uns sorgfältig geprüft zu werden, dies um so mehr, als es wichtig ist, diejenigen Männer Englands kennenzulernen, die alle Aussicht haben, bei dem in Großbritannien unausbleiblichen Ruck nach links eine bedeutende Rolle in der auswärtigen Politik zu spielen.

Der General hatte anfangs Oktober 1912, kurz nach Ausbruch des ersten Balkankriegs, in Belgrad eine lange Unterredung mit einem Obersten des serbischen Kriegsministeriums. Dieser Herr war offen; er hob drei Dinge besonders hervor: Serbien brauchte unbedingt einen Hafen am Adriatischen Meer, alle slawischen Teile Österreich-Ungarns waren serbisches Gebiet, und die Albanier waren Diebe und Mörder, für die kein Platz auf der Halbinsel war. Thomson schrieb über diese Unterhaltung: »Ich fing an, zu verstehen. Der eben ausbrechende Krieg stellte nur die erste Phase dar; der Erfolg sollte Serbien eine genügende Gebietserweiterung und eine solch starke wirtschaftliche Unabhängigkeit verschaffen, um es instand zu setzen, sich auf einen größeren, den unausbleiblichen Kampf mit Österreich-Ungarn vorzubereiten.« Und er bemerkt, daß ursprünglich Rußland allein von dem im Februar 1912 geschlossenen Balkanbund wußte, einem Werk Herrn v. Hartwigs, des russischen Gesandten in Belgrad, »der die auswärtige Politik Serbiens diktierte... Die inneren Angelegenheiten des Reiches lagen in der Gewalt von Fraktionen und Geheimgesellschaften, deren einflußreichste die 'Schwarze Hand' war; unter ihren Mitgliedern befanden sich einige der befähigtesten Köpfe des Landes, deren Vaterlandsliebe außer Frage stand, die aber sämtlich die Laster ihrer Tugenden hatten.«

Ergänzend sei hier hervorgehoben, daß Kronprinz Alexander, Ministerpräsident Pasič sowie eine Reihe anderer Minister, hoher Offiziere und Beamter der »Schwarzen Hand« angehörten; ebenso der serbische Major Vojla Tankosič, einer der Hauptsörderer des Attentats von Serajewo. Aber die verbrecherische Tätigkeit der »Schwarzen Hand« unterrichtet am besten das bei der Librairie Nouvelle, Lausanne 1917, erschienene Büchlein »La Main Noire« des serbischen Regimentskommandeurs D. R. Lazarewitsch. Es ist eine furchtbare Anklage gegen diese Geheimgesellschaft, die nach dem Verfasser »letzten Endes« das Attentat von Serajewo und den Weltkrieg provoziert hat. Zur Beurteilung der damaligen Zustände in Serbien und der Schuld am Kriege ist diese Schrift unentbehrlich.

Als General Thomson am vierten Tage der Schlacht bei Kumanowo die Türken in wilder Flucht das Weite suchen sah, sagte der russische Militärattache zu ihm: »Das ist die Auflösung Österreichs.« Damit riß der Russe den Schleier von den aggressiven Zielen, die sich seine Regierung auf dem Balkan gesteckt hatte, und die einschlägigen, von Dr. M. Boghittschewitsch in seinem Buche »Kriegsursachen« (Zürich 1919) veröffentlichten Dokumente erhalten eine neue, wertvolle Bestätigung. Aus der Fülle des äußerst wichtigen Materials nenne ich nur: Iswolski äußert am 25. Oktober 1908 zu einem serbischen Minister, »seine Politik sei darauf gerichtet, Rußland wieder seinen europäischen Zielen zuzuführen; Serbien sei in dieser Politik ein wichtiger Faktor als Zentrum der Südslawen«; im November des gleichen Jahres meint der Zar zu Pastsch, »die bosnisch-herzegowinische Frage werde nur durch einen Krieg entschieden werden«; Gusschkow jagt im März 1909 zum serbischen Gesandten in Petersburg: »Ist unsere (Rußlands) Rüstung einmal vollkommen durchgeführt, dann werden wir uns mit Österreich-Ungarn auseinandersetzen. . . . Verschweigt eure Absichten und bereitet euch vor; es werden die Tage eurer Freuden kommen.« Derselbe Gesandte berichtet kurz darauf nach Belgrad: »Iswolski sieht ein, daß der Kampf mit dem Germanentum unvermeidlich ist.« Sodann meldet nach Ausbruch des Balkankriegs der serbische Gesandte am 12. Mai 1913 aus Petersburg: »Wiederum sagte mir Sassonow, daß wir für die Zukunft arbeiten müssen, wenn wir viel Land von Österreich-Ungarn bekommen werden«, und am 17. November 1913: ». . . sagte Sassonow, Rußland werde alles für Serbien tun«.

Das war der Geist, in dem der Balkanbund russischerseits zusammengeweißt wurde. Ohne Zweifel waren die technisch unrechtmäßige Einverleibung Bosniens und der Herzegowina und die wirtschaftlich drangsalierende Politik Ungarns gegen Serbien an dieser Stimmung mitschuldig; Iswolski hatte sich aber 1908 mit der Annexion unter Bedingungen einverstanden erklärt, deren Nichterfüllung dem österreichischen Außenminister nicht allein zur Last gelegt werden kann; die Vorgänge sind noch nicht völlig aufgeklärt, aber es scheint festzustehen, daß die Lösung der Dardanellenfrage in London scheiterte.

General Thomson aber enthüllt noch eine andere geschichtlich hochbedeutende Tatsache: den Verrat Serbiens an Bulgarien, noch vor der Eroberung Monastirs (November 1912), lange ehe Serbien wissen konnte, daß es seine Kriegsziele nicht erreichen sollte. Thomson schreibt darüber: »In der Stimmung des russischen Militärattachés hatte sich ein Umschwung vollzogen; er schien besorgt und hatte sich im serbischen Hauptquartier unbeliebt gemacht, weil er darauf drang, daß sich bulgarische Streitkräfte am Angriff auf Monastir beteiligen sollten. Aber eine zweite Weigerung erzürnt, vergaß sich der Russe diplomatisch so weit, daß er öffentlich erklärte, ein solches Verhalten der Serben sei blödsinnig angesichts der Tatsache, daß die Bevölkerung der Stadt und des Bezirks (Monastir und Prilep) ganz überwiegend bulgarisch sei.« Nach dem Geheimvertrag der Balkanstaaten nämlich fiel den Bulgaren Monastir zu, eine Stadt, die zu 78 Prozent aus Bulgaren bestand, wie Thomson ausdrücklich hervorhebt. Die Serben betrachteten jedoch die Stadt von Anfang an als ihre Beute; wer die in serbischer Sprache angeschlagenen Verordnungen aus Unkenntnis der Sprache über-

trat, erhielt 12 Stockhiebe, und die Einwohner ersehnten bald die rücksichtigen, aber duldsamen Türken zurück. General Thomson findet die Haltung Hartwigs unbegreiflich, der doch die Geheimverträge zustande gebracht hatte und die Folgen des Verrats an Bulgarien voraussehen mußte. Er führt dann aber selbst die rechte Erklärung an: »Hartwig benutzte die Serben als Vorhut des Panislawismus... Wie der russische Militärattaché, so dachte auch er, daß die Siege von Kumanowo und Monastir die Liquidation Österreich-Ungarns' eingeleitet hätten und daß in Zukunft Rußland allein die Lage auf dem Balkan beherrschen werde.« Wiederum ein Beweis dafür, was Rußland gegen die Doppelmonarchie im Schilde führte.

Nach Thomson war der bulgarische Premierminister Geshoff übrigens damals bereit, den Serben einstweilen Monastir und einen Teil Mazedoniens zu überlassen, bis die serbischen Ansprüche auf anderen Gebieten befriedigt worden seien. Pastsch sei damit einverstanden gewesen, aber keine der beiden Parteien hätte es vermocht, die unheilvollen Kräfte im eigenen Lager zu zügeln.

Auf dem weiteren Vormarsch durch Albanien hausten die Serben entseßlich: »Ganze Dörfer sah man vom Erdboden vertilgt, Greise, Frauen und Kinder wurden entweder in ihren Häusern abgeschlachtet oder hinausgetrieben, um an Kälte und Hunger zugrunde zu gehen... Der serbische Generalstab ließ eine Orgie böswilliger Vernichtung zu, wenn er sie nicht direkt ermutigte... Scheußlichkeiten, die den Heroismus und die Ausdauer des serbischen Soldaten unauslöschlich befleckten... In keinem Teile der Welt noch in der ganzen bisherigen Kriegsgeschichte hat sich je Schrecklicheres ereignet.« Und dann kam die bitterste Enttäuschung für Serbien; die Mächte gaben den Protesten Österreichs und Italiens nach und verwehrten den Serben den heißersehnten Hafen am Adriatischen Meer. Rache im Herzen zogen sie von San Giovanni di Medua ab. »Während dieser Schicksalsstage strömten der 'Schwarzen Hand' viele neue Anhänger aus der serbischen Armee zu. Erbittert glaubten diese Männer, daß sich nur diese Gesellschaft für Serbiens Rechte einsetze, und so traten sie in die Reihen der Friedensfeinde ein.« Es war in der Tat einer der verhängnisvollsten Fehler der Dreibunddiplomatie.

In der unnachgiebigen Haltung Bulgariens, das sich nunmehr auf die Erfüllung der Geheimverträge versteifte, wittert Thomson — wohl nicht mit Unrecht — die Hand der Mittelmächte. Der Haß der Griechen und Serben gegen die Bulgaren lohnte empor: »Wäre es möglich gewesen, so hätten sie die ganze Rasse ausgerottet.« Der General kritisiert, daß England wie immer keine eigene Politik auf dem Balkan gehabt, daß der britische Gesandte in Bukarest den Auftrag erhalten habe, sich seinem russischen Kollegen anzuschließen, »eine Einwilligung in die verderbliche Doktrin, daß sich das Unrecht zweier in Recht verwandeln könne«, und er beklagt, daß König Karl von Rumänien, von dem er viel Gutes sagt, die Gelegenheit nicht ergriff, eine bessere Lösung der Streitfragen zustande zu bringen, obwohl er die Macht und das Ansehen dazu gehabt habe. Thomson behauptet: »Um diese Zeit wäre ihm sein Volk loyal auf allen Wegen gefolgt, die einzuschlagen er für gut fand.« Das muß ernstlich bezweifelt werden; die anfangs Juli 1914 in Berlin überreichte und geraume Zeit vor dem Mord von Serajewo abgefaßte österreichische Denkschrift über die Verhältnisse auf dem Balkan be-

kont, der König der Rumänen habe schon vor Monaten wiederholt in Wien wissen lassen, daß er seinen geheimen Bündnispflichten gegen den Dreibund nicht werde nachkommen können, da sich die Volksstimmung übermächtig Rußland und Frankreich zugewendet habe.

Im April 1914 war Thomson wieder in Belgrad: »Der Generalstab sprach vom Krieg und entwarf Pläne dazu.« Kurz darauf traf der General in Wien ein. »Hier wurde allgemein erkannt, daß sich in bezug auf Serbien eine gefährliche Situation entwickle. . . . Viele ernsthafte Leute drückten ungehemmt die Hoffnung aus, es möchte ein Ereignis eintreten, das den Vorwand zu einem militärischen Einschreiten gegen Serbien lieferte. Niemand wollte den Krieg, aber jedermann fühlte, daß einem unerträglichen Zustand ein Ende bereitet werden mußte. . . . Die südslawische Bewegung nahm einen gefährlichen Umfang an und drohte das Kaiserreich zu zertrümmern, falls nicht Schritte unternommen wurden, die Bewegung im Keime zu ersticken.«

Leider war der General zur Zeit des Attentats nicht mehr auf dem Kontinent. So enthält sein Buch nichts darüber. Zu dem Ultimatum an Serbien macht er die Bemerkung: »Österreich-Ungarn handelte in voller Übereinstimmung mit dem moralischen Maßstab, den die Großmächte selber aufgestellt hatten. Junker in Deutschland, kosmopolitische Finanzleute in Paris, Reaktionäre in England und des Zaren Minister in Rußland hatten es, alle auf ihrem besonderen Gebiet, genau so gemacht oder waren bereit dazu. . . . Zwischen den verschiedenen europäischen Staaten herrschten die gleichen Beziehungen wie zwischen den Raubtieren des Dschungels. . . . Die Völker selbst waren stets hilflos. . . . Von Leidenschaft verblendet, hatte Österreich-Ungarn vergessen, daß sich im Dschungel noch andere Fleischfresser befanden, deren Interessen in Mitleidenschaft gezogen waren. . . . Die öffentliche Meinung in Rußland war gefährlich erregt, und hinter dem russischen Volke stand eine andere Macht, die ebenfalls unter einem unerträglichen Zustand litt. Fast fünfzig Jahre lang hatten die Franzosen unter einem von deutscher Anmaßung geschwungenen Damoklesschwert gelebt; sie ertrugen die dreijährige Dienstzeit nur mit Mühe und hatten den Russen viel Geld geliehen. Die französische Regierung ergriff die Gelegenheit, und Frankreich machte die serbische zu seiner eigenen Sache.«

Abgesehen davon, daß Deutschland in den Jahrzehnten vor dem Kriege nie die Absicht hatte, über Frankreich herzufallen, dies Land sich aber durch strickt-polternde Reden und alldeutsche Hejereien wohl bedroht fühlen konnte, ebenso wie Deutschland nur zu oft den Revancheschrei drohend und immer drohender hören mußte: abgesehen von dieser Einschränkung, kann man den Worten des Generals im großen ganzen wohl recht geben. Um so mehr muß ich mich dagegen wenden, daß Thomson in einem späteren Kapitel sagt, das deutsche Volk habe sich vor seinen Junkern so erniedrigt, daß es ihnen erlaubte, einen europäischen Krieg zu provozieren. Gewiß, es gab bei uns eine Kriegspartei — wie in allen Ländern —, und das von Deutschland gedeckte Ultimatum an Serbien war eine »verbrecherische Narrheit«. Ebenso verbrecherisch jedoch waren die russischen kriegshegerischen Intrigen gegen Österreich-Ungarn und die Wühlereien in Serbien, dessen Aspirationen, wie Thomson selber bemerkt, nur auf Kosten der Doppelmonarchie verwirklicht werden konnten. Und dann wäre trotz alledem der Weltkrieg

verhütet worden, wenn Rußland nicht so voreilig seine allgemeine Mobilmachung angeordnet hätte. Diese Ansicht teilen zahlreiche Engländer (siehe vor allem die Schriften E. D. Morels), ja selbst Franzosen (Demartial, ebenso Caillaux in seinem eben erschienenen Werke »Meine Gefangenschaft«), während die oben zitierten beiden Serben ihr von Rußland verführtes Land beschuldigen, den Weltkrieg provoziert zu haben. Darum muß ich auch Thomsons im letzten Kapitel gefälltes Urteil, »die Mittelmächte seien unstreitig die Angreifer gegen den Frieden Europas gewesen«, entsprechend einschränken, womit ich Deutschlands schwere Mitverantwortung in keiner Weise vertuschen möchte. (Siehe dazu insbesondere die eingehende Studie des Historikers Sidney B. Fay in der »American Historical Review«, Herbst 1920, auf Grund der deutschen Akten, mit dem Ergebnis: »Deutschland hat den Weltkrieg nicht gewollt.«)

Sehr interessant ist Thomsons Schilderung, wie der vorsichtige Bratianu, der die Zeit noch nicht für gekommen hielt, im Sommer 1916 durch die Alliierten, Frankreich-England voran, in den Krieg geritten wurde und wie nach dem Zusammenbruch Rumäniens die zaristische Regierung insgeheim bestrebt war, das kleine Nachbarland in die Hand zu bekommen, um dann mit den Mittelmächten einen Sonderfrieden zu schließen. Dies wurde durch die Kerenski-Revolution vereitelt, der bald die Auflösung folgte. In diesen Abschnitten erhebt Thomson eine sehr schwere Anklage gegen Deutschland. Er schreibt, daß für den deutschen Gesandten in Bukarest, Freiherrn von dem Busche, der Kriegseintritt Rumäniens zu rasch gekommen sei. »Er hinterließ verräterische Beweise für die Niedrigkeit, zu der seine Regierung, um einen Krieg zu gewinnen, herabsteigen konnte; wäre seine Abreise nicht so überhastet vor sich gegangen, so hätte er entweder die Mittel zur Vergiftung des Wassers der Stadt mit sich genommen oder sie zu fürchterlicher Anwendung gebracht.« Ich muß annehmen, daß hier ein Irrtum des Generals vorliegt, der sich allerdings zu der Zeit in Bukarest aufhielt. Es ist jedenfalls unbedingt notwendig, daß Freiherr von dem Busche und die damaligen verantwortlichen Männer Deutschlands volle Aufklärung darüber geben, wie eine solche Anschuldigung entstehen konnte.

Weiterhin beschäftigt sich Thomson mit den strategischen Fehlern, die beiderseits gemacht wurden. Nach seiner Meinung »waren die alliierten Armeen bei Kriegsausbruch unvorbereitet«. Darüber dachten einige der maßgebenden Personen anders. Ich erinnere nur daran, daß der russische Kriegsminister am 13. Juni 1914 in der »Wirschewlja Wjedomosti« einen langen Artikel mit der Überschrift veröffentlichte: »Rußland ist bereit. Frankreich muß es auch sein«, und daß Lord Haldane am 29. November 1918 im Bedford College sagte: »Bei Kriegsausbruch war die Flotte in einem solch schlagfertigen Zustand wie nie zuvor... Wir mobilisierten am Montag, den 3. August, um 11 Uhr morgens, 36 Stunden, ehe wir den Krieg erklärten. Innerhalb weniger Stunden war das Expeditionsheer mit Hilfe der Marine über dem Kanal, ehe nur jemand davon wußte.«

Thomson erkennt an, daß das deutsche Militärsystem ursprünglich zur Verteidigung bestimmt war. Ganz ungerechtfertigt finde ich aber diesen Satz: »Die Art der Kriegsführung, die Deutschland einführte und vervollkommnete, hat den Krieg an sich entwürdigt; sie hat die Schlächtereie mit mechanischen Mitteln organisiert, den Tanks mehr Geltung verschafft als den Gehirnen

und den Triumph der Materie über den Geist gekrönt.« Ohne Zweifel sind manche Züge der deutschen Kriegsführung scharf zu verurteilen, doch im Verlauf des Krieges hatten wir Deutsche wahrlich mehr Grund, uns über die ausschlaggebende Macht der — nicht von uns erfundenen — Tanks und der Materie im allgemeinen zu beklagen. Leider wiederholt Thomson auch die Phrase, die Mittelmächte hätten die Weltherrschaft im politischen wie im wirtschaftlichen Sinne angestrebt. Wie unbegründet dieser Vorwurf ist und was Engländer selber lange vor dem Kriege in Wort und Schrift über die Art, wie ein Krieg geführt werden soll, gelehrt und im Burenkrieg zum Teil angewendet haben: darüber kann General Thomson in dem Buche »Truth and the War«¹ seines Landsmanns E. D. Morel überzeugende und dokumentarisch belegte Tatsachen nachlesen.

Gehen unsere Meinungen hier in wichtigen Punkten weit auseinander, so müssen wir General Thomson im Kapitel über die Friedenskonferenz wieder fast in allem recht geben. Er übt beißende Kritik an den »Großen Vier«: »Das Geseß des Dschungels hatte sich erneut geltend gemacht«, und von der Konferenz, die unter seinen Augen tagte, wird ein köstliches allegorisches Bild entworfen. Zwar sahen sich ein paar der größeren wilden Tiere ausgestoßen, aber »da streifte vor allem ein alter verwundeter Tiger durch den Dschungel; der Löwe benahm sich unsicher, warf einer Meute Schakale, die mit ihm hätte jagen sollen, scheue Blicke zu und brüllte vor Eifersucht und Wut, wenn diese sich den Tigerjungen zugesellten. Der Bär fehlte; ein Übermaß an Leiden hatte ihn wild gemacht, und wenn er sich dem Dschungel zu nähern suchte, dann heulten die Wölfe draußen vor Schrecken laut auf und erwarteten, daß Löwe und Tiger ihnen helfen sollten, diesen gefährlichen Bären zu erlegen. In der Ferne stöhnte ein gelber Drache, und ein einsamer Adler kreischte wie ein Papagei unaufhörlich »Fiume, Fiume, Fiume!« — und mit einem Nicken, still beiseite, »die vierzehn Punkte«; sie verließen den Dschungel mit einem »Fetzen Papier«. Über den Köpfen aller jedoch hörte man jubelnd und schrill das Krähen eines Hahnes, der dem Saarland das Heraufdämmern einer 15jährigen Freiheit verkündete...«

Sehr treffend sagt Thomson, daß die Friedensverträge, denen kein vernünftiger Engländer oder Amerikaner irgendwie zustimmen könne und die höchstens als Liquidation des Krieges zu werten seien, Ost- und Mitteleuropa b a l k a n i s i e r t haben. »Wahrlich, Alt-Europa hat Selbstmord begangen. Die autokratischen Regierungen sind durch das Schwert gefallen; die Weststaaten aber sind, unter der Herrschaft falscher Demokraten, auf dem Wege, durch den Frieden zugrunde zu gehen...« Der Schluß des Buches klingt in einem beredten Ausruf an die »durch ihre eigene Unkenntnis und Apathie verratene Demokratie«, an die zahllosen Männer und Frauen aus, die mit ihren Händen und Köpfen arbeiten. »Sie protestieren gegen die Verträge als eine flagrante Verletzung aller Prinzipien des Rechts, als einen Versuch, den Geist der besiegten Völker zu zermalmen, die Verbrechen »unverantwortlicher Regierungen« an den Schuldlosen heimzusuchen.« Der General hebt hervor, daß ein wahrhaft demokratisches Deutschland eine ungeheure M a c h t i n E u r o p a darstellen würde, und er sagt seinem Volke: »Eine doppelte Mission liegt

¹ Deutsch »Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege«, Berlin, Hans Rob. Engelmann, Preis 17 Mark.

vor uns: zuerst müssen wir uns selbst befreien und unseren eigenen Augiasstall reinigen; dann können wir zusammenarbeiten, einen unwiderstehlichen Appell an die Führer der Demokratie in den anderen Ländern richten und sie einladen, sich mit uns in einer großen Liga der demokratischen Nationen zu vereinigen, aus der nur die rückständigen Staaten ausgeschlossen sein sollen.»

Die Stellung der Technik in der Marxschen Wirtschaftsauffassung

Von Heinrich Cunow

(Schluß)

3. Die Technik im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß

Die im vorausgegangenen Abschnitt geschilderte Anerkennung des Natur- oder sogenannten geographischen Faktors als bestimmendes Moment des sozialen Lebens findet man hauptsächlich bei Geographen, Ethnologen und Anthropologen; die Volkswirtschaftler sehen hingegen oft den bestimmenden Faktor des Gesellschaftslebens in einem anderen der drei Komponenten des Wirtschaftsprozesses: in der Produktionstechnik. Geblendet von den technischen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts, der gewaltigen Zunahme der in der modernen Produktion angewandten Maschinerie und meist unbekannt mit der Geschichte dieser Technik, besonders ihren primitiven Anfängen, kommen sie zu der Schlussfolgerung: Die moderne Produktion beruht auf der Technik, folglich ist die Technik die Grundlage und der Gestaltungsfaktor der Wirtschaft, die Produktionsweise also identisch mit der technischen Betriebsform. In schönster Reinkultur zeigt uns diese Art der Schlussfolgerung Professor Paul Barth. Er zitiert in seiner »Philosophie der Geschichte als Soziologie« (S. 312) einige Stellen aus dem ersten Band des »Kapital«, wo Marx von der Technik als dem »Gradmesser der Entwicklung der menschlichen Arbeitskraft« und als »Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse« spricht, und folgert dann kurzweg: Die Fabrik beruht auf der Maschine (gemeint ist: auf der Anwendung von Maschinen zur Warenherstellung), folglich beruht die Fabrik auf der Technik, Technik ist aber eigentlich gleichbedeutend mit Betriebsform, daher besteht nach Marx die Kaufreihe: bestimmter Stand der Technik — bestimmte Betriebsform — bestimmte Eigentumsordnung. Und nachdem er durch diese kuriosen Schlüsse zu dem Resultat gekommen ist, daß bei Marx unter Produktionsweise die Technik zu verstehen ist, sucht er dann nachzuweisen, daß keineswegs die Wirtschaft allein von der angewandten Technik abhängt.

Die ganze Kette der Barthschen Folgerungen ist schon in ihren Anfängen falsch. Inwiefern ergibt sich denn daraus, daß Marx die Technik als Gradmesser der Arbeitskraftentwicklung und als Anzeiger der Sozialverhältnisse bezeichnet, daß die Technik mit dem Produktionsprozeß identisch ist? Wenn man sagt, das Quecksilber im Thermometer sei der Gradmesser der Wärme, sagt man damit zugleich, Quecksilber und Thermometer seien dasselbe? Und ferner, selbst wenn man den irreführenden Ausdruck: »Die Fabrik beruht auf der Technik« zuläßt, inwiefern ergibt sich daraus, daß auch die ganze gesellschaftliche Produktion nur auf der Technik beruht? Sind denn Fabrik und gesellschaftliche Produktion synonyme Begriffe? Weiter,

wenn auch zum Teil die Produktion auf der Technik beruht, so beruht sie doch wohl nicht minder auf der Arbeitskraft und auf Naturbedingungen? Technik allein erzeugt noch nicht irgendwelche Lebensunterhaltungsmittel, sondern erst die Anwendung der Technik durch die Arbeitskraft auf bestimmte Naturstoffe. Es sind also drei Faktoren vorhanden, womit aber noch keineswegs gesagt ist, daß die gesellschaftliche Produktion nichts anderes sei als diese drei Faktoren zusammengenommen. Die Produktion ist vielmehr das Ergebnis ihres Zusammenwirkens, und dieses Ergebnis ist ein anderes als die drei Faktoren für sich betrachtet, genau wie der fertige Rock ein anderes ist als die zu seiner Herstellung verwandten Nähmaschinen, Arbeitsleistungen und Stoffe.

Die Technik mit dem Produktionsprozeß gleichzusetzen, heißt nichts anderes, als eines der konstitutiven Elemente dieses Prozesses mit dem Ganzen zu verwechseln, und auch für die Sozialwissenschaft gilt das Gesetz: Das Ganze ist größer als sein Teil. Nirgends spricht Marx davon, daß der gesellschaftliche Arbeitsprozeß nur allein eine Auswirkung der Technik sei oder nur allein von der Technik abhängt. Was er lediglich behauptet, ist, daß die im Produktionsprozeß angewandte Technik einen Maßstab dafür abgibt, wie weit die produktionselle Entwicklung fortgeschritten ist, speziell, wie weit der Mensch gelernt hat, die Naturstoffe seinen Bedürfnissen entsprechend umzuwandeln und dabei Naturkräfte in seinen Dienst zu nehmen.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie Barth aus dem von ihm zitierten Marxschen Satz (*»Kapital«*, 4. Auflage, S. 336, Volksausgabe S. 317): *»Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens«* zu folgern vermag, der Produktionsprozeß beruhe allein auf der Technik, und deshalb sei die Produktionsweise identisch mit der technischen Betriebsweise. Was Marx, der, wie schon erwähnt worden, an anderen Stellen den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß als *»Prozeß zwischen Mensch und Natur«* und als *»Stoffwechsel des Menschen mit der Natur«* bezeichnet, mit diesem Satz sagen will, wird jedem sofort klar, der auch nur einigermaßen den Marxschen Begriff der Produktionsweise erfaßt hat. Der Satz besagt: Der Stand der Technologie zeigt an, wie weit der Mensch bei seiner Gesamtunterhaltsgewinnung oder, wie Marx sich ausdrückt, in der Produktion seines Lebens zur Verwendung von Naturstoffen und Naturkräften gelangt ist.

Ganz abgesehen von derartigen Äußerungen hebt Marx selbst verschiedentlich deutlich hervor, daß die Technik nicht mit der Wirtschaftsweise, die technischen Produktionsformen daher auch nicht mit der Produktion selbst verwechselt werden dürfen. So heißt es beispielsweise in dem Inhaltsprogramm, das Marx für die Ausarbeitung seines *»Kapital«* entworfen hatte (*Neue Zeit*, 21. Jahrgang, 1. Band, S. 712): *»Wenn es keine Produktion im allgemeinen gibt, so gibt es auch keine allgemeine Produktion. Die Produktion ist immer ein besonderer Produktionszweig oder sie ist eine Totalität — zum Beispiel Agrikultur, Viehzucht, Manufaktur usw. Allein die politische Ökonomie ist nicht Technologie. Das Verhältnis der allgemeinen Bestimmungen der Produktion auf einer gegebenen gesellschaftlichen Stufe zu den besonderen Produktionsformen ist anderswo zu entwickeln.«*

Zu dieser üblichen Verwechslung von Technik und Produktionsweise gesellt sich bei manchen Volkswirtschaftlern infolge ihrer Verkennung der natürlichen und sozialen Bedingungen des Entwicklungsganges und der Anwendung der Technik die Auffassung, die Technik sei das bloße »Werk des Geistes«. Tatsächlich wächst die ganze Technik aus dem Arbeitsprozeß selbst heraus. Sie verdankt im wesentlichen ihre Entstehung nicht einem besonderen grübelnden Erfindergeist, sondern den bei der Arbeitstätigkeit gemachten Beobachtungen, daß diese oder jene Verrichtung versagt oder nicht ganz den erhofften Erfolg hat, und den dann daraus sich ergebenden Versuchen, durch Abänderungen — meist zunächst nur ganz unwesentlicher und halb zufälliger Art — bessere Erfolge zu erzielen, wie denn auch die wichtigsten Erfindungen auf dem Gebiet der Technik nicht von irgendwelchen, wie man wohl sagen darf, berufsmäßigen Erfindern, sondern von den direkt in einem bestimmten Arbeitszweig Tätigen, von den Arbeitern, Werkmeistern, Ingenieuren, Betriebsleitern usw. gemacht worden sind. Oft mußten die Teilnehmer an einem bestimmten Arbeitsprozeß lange Zeiträume hindurch erst geradezu immer wieder mit der Nase auf bestimmte technische Fehler oder Unzulänglichkeiten gestoßen werden, bis sie zögernd zu uns heute als ganz einfach, ja geradezu selbstverständlich erscheinenden Abänderungen griffen. Besonders gilt das von den Anfangsstadien des Entwicklungsganges, in denen selbst die kleinsten, unscheinbarsten Verbesserungen nur in unendlich langen Zeiträumen vor sich gingen. Welch lange Zeiträume liegen zum Beispiel nicht zwischen den einfach durch Seitenschläge angelegten Hau-, Flach- und Spitzsteinen des Diluvialmenschen von Rentel und den durch Randretuschierungen mit scharfen, sägeähnlichen Schneiden versehenen Schabern und Steinmessern der sogenannten Moustierperiode.

In diesem Aufstieg ist aber die Technik — das wird oft gar nicht beachtet — in höchstem Maße an Naturbedingungen gebunden. Das Vorkommen bestimmter Rohmaterialien entscheidet zum Beispiel darüber, ob sich überhaupt bestimmte Arten der Technik herauszubilden vermögen und in welcher Richtung sie sich entwickeln. Wo zum Beispiel bestimmte Gesteinsarten, Holzarten, Erze, Fasern, Muscheln fehlen, können natürlich auch die Eingeborenen solcher Gebiete nicht selbständig lernen, diese Naturstoffe zu verarbeiten und sich daraus Werkzeuge und Waffen herzustellen. Und die besondere Art des Rohmaterials bestimmt auch meist die Form des Werkzeugs. So ist zum Beispiel die Form der alten diluvialen Steinmesser Europas genau durch die Eigenart des dazu verwandten Flintsteines und der als Schlagwerkzeug dienenden Hämmer aus Flintstein (Feuerstein) und Quarzit bedingt. So dünne, schmale Klingen wie unsere heutigen stählernen Messerklingen ließen sich aus dem Feuerstein nicht heraus schlagen, und wenn es doch in einzelnen Fällen gelang, waren diese Steinklingen gänzlich zwecklos, da sie bei der ersten Benutzung entzweibrachen. Sollten die Steinmesser einigermaßen haltbar sein, mußten sie einen dicken starken Rücken haben. Das aber erforderte wieder, zumal der Feuerstein beim Zerschlagen in bestimmten spanartigen Lamellen abblättert, eine größere Breite der Steinklingen. Schmalere Klingen vermochte man erst herzustellen, als man die Steinklingen in Holz oder Horn zu fassen lernte und zugleich, sei es durch eigene Funde, sei es auf dem Handelsweg, in den Besitz härterer und zäherer Gesteinsarten, zum Beispiel des Nephrit, Jadesit oder Obsidian gelangte.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Weshalb findet man die großen beilartigen Keulen der Neukaledonier nicht auch bei anderen Melanesiern? Nun, weil sich die oft über tellergroßen, runden und dünnen Rlingen dieser Keulen gar nicht aus Feuerstein, Quarzit, Diorit usw. herstellen lassen; selbst der gewöhnliche Nephrit besitzt nicht die genügende Härte; es muß schon jener schwärzlich-grüne, stahlharte Jadeit sein, den man in Neukaledonien findet. Ebenso erklärt sich die blattähnliche Form der spitzen und dünnen in Holz gefaßten Schneide- und Stechmesser der Admiraltätsinsulaner aus der Eigenart des dort häufig vorkommenden schwarzstreifigen Obsidians (schwarzen Glasachats). Und eine Technik bedingt die andere. Hätten diese Insulaner nicht ihre Obsidiantchnik, so hätten sie auch nicht ihre einheimische Holzschneidtechnik; denn mit roheren Steinmessern lassen sich diese Schnitzereien einfach nicht herstellen. Der gewöhnliche Kunstfachverständige, der in einem Museum für Völkerkunde diese Schnitzereien mit weit roheren anderer Völker, zum Beispiel der Banksinsulaner vergleicht, wird zwar meist erklären, der Unterschied käme daher, weil die Admiraltätsinsulaner eine größere Handfertigkeit, einen ausgeprägteren Formsinn usw. besitzen; tatsächlich verhält es sich umgekehrt: diese Insulaner besitzen einen größeren Formsinn, weil sie infolge ihrer Obsidianwerkzeuge bessere Formen herzustellen vermögen.

Aber nicht nur insofern besitzt die Natur einen starken mitbestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der Technik, als sie dieser die nötigen Materialien liefert, sondern auch insofern, als sie gewisse Bedingungen für die Anwendung bestimmter technischer Arbeitsmittel stellt. Wie schon erwähnt wurde, benützen die in dichten Urwäldern hausenden australischen Wanderborden nicht den Dumerang, weil das Gewirr von Ästen und Zweigen den Wurf hindert. Ebenso finden wir den Gebrauch der Schleuder nur ganz vereinzelt bei Stämmen inmitten dichter Urwälder, dagegen häufiger bei Stämmen am Meeresgestade und vor allem bei den in Steppen, Wüsten, Savannen hausenden Hirtenvölkern. Weshalb? Weil der geschleuderte Stein in seiner weiten Flugbahn durch das Baumgewirr gehemmt und abgelenkt wird. Er erreicht im Urwald äußerst selten sein Ziel. Pfeil und Bogen oder das Blasrohr leisten dort weit bessere Dienste.

Noch ein Beispiel, das wieder illustriert, wie eine Technik die andere beeinflusst. Die Polynesier kennen nicht die Töpferei. Das hat dazu geführt, daß sich auch ihre Koch- und Bratkunst in eigenartiger Richtung entwickelt hat. Da sie keine Töpfe hatten, konnten sie nicht mit Wasser kochen. Wenn sie heißes Wasser gebrauchen, machen sie das Wasser dadurch heiß, daß sie in das betreffende Holz- oder Kürbisgefäß glühende Steine werfen. Schon lange vor ihrer Entdeckung haben jedoch die Westpolynesier auf dem Wege des Tauschverkehrs irdene Geschirre von den Melanesiern, besonders von den Fidjiinsulanern erhalten. Nachdem nun aber einmal ihre Speis Zubereitung in eine bestimmte Bahn gelenkt war, hielten sie an dieser fest und verwandten die erhaltenen Töpfe und die Schüsseln nicht zum Kochen, sondern nur als Aufbewahrungsgefäße.

Außer von natürlichen Bedingungen ist jedoch die Anwendung einer bestimmten neuen Technik von sozialen Bedingungen abhängig. Neue technische Arbeitsweisen vermögen sich nur dann durchzusetzen, wenn die erforderlichen qualifizierten Arbeitskräfte vorhanden sind und sie in das ge-

gebene Wirtschaftssystem hineinpaffen. Daher findet auch nicht in der modernen Großindustrie jede technische Verbesserung alsbald Anwendung. Wenn heute jemand eine technische Änderung erfindet, die zwar die Verrichtungen des Arbeiters erleichtert und in hygienischer Weise vorteilhafter ist, aber eine Vermehrung des Anlagekapitals erfordert, ohne den Unternehmergewinn zu steigern, ist keiner der Unternehmer geneigt, sie einzuführen, denn da sie sich nicht »rentiert«, ist sie seiner Ansicht nach völlig zwecklos.

4. Verwechslung der Technik mit der Produktionsweise

Daß trotz der Marxschen Charakterisierung der Technik als nur eines der drei konstitutiven Faktoren oder Komponenten des Produktionsprozesses dennoch immer wieder die Technik kurzweg mit der Produktionsweise identifiziert und der dadurch verengerte Begriff der Produktionsweise gegen Marx ausgespielt wird, läßt sich — abgesehen von der erstaunlichen Unkenntnis der Entwicklungsgeschichte der Technik, die bei manchen Volkswirtschaftlern zu finden ist — nur aus der Voreingenommenheit erklären, mit der vielfach die Gegner Margens das Studium seiner Schriften betreiben, und dem Widerwillen, den sie gegen die Marxschen Begriffsunterscheidungen haben, die ihnen meist als überflüssige hegelianische Haarspaltereien oder als Talmudistereien erscheinen.

Leider stößt man nicht nur in den Schriften von Gegnern der materialistischen Geschichtsauffassung, sondern auch bei manchen Marxisten immer wieder auf Gleichsetzungen der Technik mit der Produktionsweise. Als Beispiel kann die kleine Schrift des holländischen Sozialisten Hermann Gorter »Der historische Materialismus« dienen. So heißt es in seiner Schrift:

Die Technik, die Werkzeuge, die Produktivkräfte sind der Unterbau der Gesellschaft, die eigentliche Grundlage, worauf sich der ganze riesenhafte und so entwickelte Organismus der Gesellschaft erhebt. (S. 19 der Auflage von 1909.)

Einfach werden hier die Produktivkräfte mit der Technik, den technischen Kräften, identifiziert, obgleich auch die menschliche und tierische Arbeitskraft sowie die Naturkraft im Marxschen Sinne Produktivkräfte sind. Und diese Gleichsetzung ist nicht etwa ein Flüchtigkeitsfehler; er kehrt in der Schrift immer wieder, wie denn auch S. 23 der Verfasser den bekannten Marxschen Satz: »Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen« in die Worte überseht: »Die neue Technik gerät auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung in Widerspruch mit den alten Produktions- und Eigentumsverhältnissen.« Nicht nur wird hier die neue Technik einfach den Produktivkräften gleichgestellt, sondern obendrein auch verkannt, daß die Produktions- und Eigentumsverhältnisse nach Marxscher Auffassung nichts Verschiedenes sind, sondern die Produktionsverhältnisse, juristisch betrachtet, zugleich Eigentumsverhältnisse darstellen.

Das ganze materielle und geistige Leben der Gesellschaft wird denn auch einfach auf die Technik zurückgeführt. Naturbedingungen der Produktion kennt Gorter kaum, wie er auch das ganze Verhältnis des sogenannten geographischen Faktors zum Produktionsprozeß nicht versteht und daher diesen Faktor als besondere »unabhängige Triebkraft« neben

len Produktionsprozeß stellt. So heißt es in seiner Schrift (S. 39) wörtlich:

Der Vorwurf, daß für den Sozialdemokraten der Produktionsprozeß die einzige unabhängige Triebkraft der Entwicklung sei, trifft also nicht zu. Außer dem Klima und der natürlichen Beschaffenheit des Landes, außer den Einflüssen der Atmosphäre und des Bodens werden wir im Laufe unserer Beweisführung noch mehrere Triebkräfte kennenlernen.

Nicht immer sind die Marxschen Sätze in gleichem Maße mißverstanden worden, doch ließen sich sehr leicht auch aus anderen Schriften ähnliche Beispiele beibringen. Der größte Teil der immer wieder auftauchenden Einwürfe gegen die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung beruht auf unzulänglicher, mangelhafter Kenntnis der Marxschen Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung.

Dem Andenken Robert Schweichels

Zum hundertsten Geburtstag des Dichters (12. Juli 1821—1921)

Von Ludwig Leßen

Aus der Lyrik der Märztage vor, um und nach dem Sturmjahr 1848 ist sich erst ganz allmählich die revolutionär-demokratisch gestimmte Epik jener Zeit heraus. Sie erreicht in den geschichtlichen Romanen Spielhagens ihren Höhepunkt. Lassalles Auftreten wirkt selbst auf die Literatur jener Epoche zurück; seine Ideen und Forderungen finden auch in der Kunst einen Widerhall. Der Arbeiter, den man bisher nur in salongerecht zugestuften Schilderungen künstlerisch verwertet hatte, wird als kultureller Faktor seiner Zeit anerkannt. In ständig wachsender, lebensgetreuer Realistik stellt er seine Persönlichkeit und seine Massenbedeutung in den Rahmen des Dramas, des Romans und der breitausgesponnenen Novelle.

Das ist die Zeit, in der Robert Schweichels literarisches Wirken einsetzt. Seine geschichtlichen Romane und seine Milieuschilderungen sind in erster Linie künstlerisch umrissene Wiedergaben und Beobachtungen aus dem Volksleben. Das Volk aber war für ihn, der heute vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, die Quelle aller Kraft, alles kulturellen Werdens, aller geschichtlichen Wandlung. Und daß er dabei das Volk ausschließlich mit den Augen des Sozialisten sah, daß er es bis in sein hohes Alter hinein mit seinem warmen, freiheitlichen Herzen liebte und schätzte, wird ihm unvergessen bleiben. Sein ganzes Leben war ein Beweis für die Echtheit und Lauterkeit seiner Gesinnung — es war das Leben eines Mannes, der sich trotz aller Härten des Schicksals unbeirrt und unentwegt zum Sozialismus bekannte.

Ostpreußen war Schweichels Heimat. Am 12. Juli 1821 wurde er zu Königsberg geboren. Seine Familie soll zu jenen Salzburger Protestanten gehört haben, die ihrer Heimat den Rücken kehrten und sich im Nordland an der Ostsee niederließen. Der Wunsch des Vaters hatte Schweichel ursprünglich für den Kaufmannsberuf bestimmt. Das beagte dem temperamentvollen Jüngling jedoch nicht lange. Als Dreiundzwanzigjähriger verkaufte er das Kontor mit dem Universitätshörsaal seiner Vaterstadt. Den Rechts- und Staatswissenschaften galt sein Studium.

Die politischen Wogen der damaligen Zeit gingen hoch. Sie machten auch vor den Türen der Hochschulen nicht halt. Einer, der sich besonders gern von den heranbrausenden Zeitwellen mitreißen ließ, war Robert Schweichel. Er stellte sein Wissen und Wollen zunächst in den Dienst der damaligen liberalen Bewegung. In den Zusammenkünften des Königsberger Bürgervereins fand er die beste Gelegenheit, sich rednerisch und agitatorisch heranzubilden und zu betätigen. Von den Bürgervereinsversammlungen ging er in die allgemeinen Volksversammlungen und schließlich auch in die Versammlungen des Königsberger Arbeitervereins. Bald galt er als einer der temperamentvollsten, schlagfertigsten und energischsten Redner seiner Vaterstadt.

Zur rednerischen Betätigung kam bald auch die journalistische. Seine gern gelesenen Leitartikel im »Volksvertreter« forderten in wechselnden Variationen immer wieder eine auf freiheitlicher Grundlage aufgebaute Verfassung.

An eine Beamtenlaufbahn war für einen Mann aus diesem Holze — Schweichel hatte inzwischen sein Referendarexamen glänzend bestanden — in dem damaligen Preußen natürlich nicht zu denken. Als Herausgeber und Redakteur des in Königsberg erscheinenden »Ostpreussischen Volksblatt« verschrub er sich nunmehr ganz dem Journalismus. Die Konflikte mit der Zensur kamen rasch. Aber Schweichel ließ sich nicht unterkriegen. Aus dem »Volksblatt« wurde die »Dorfzeitung für Preußen«. Aber auch dieser Zeit- und Streifschrift wurde von der Behörde bald das Lebenslicht ausgeblasen. Eine Zeitlang versuchte er sich nunmehr als Theaterkritiker der Königsberger »Hartung'schen Zeitung«. Aus dieser bescheidenen Zufluchtsstätte verjagte ihn ebenfalls die Reaktion. Ähnlich erging es ihm als Hauslehrer: die Schulbehörde entzog ihm das Recht zur Ausübung der Lehrfähigkeit, da »seine Vergangenheit keine Garantie für seine Moralität böte...«.

Nun mußte Schweichel, so weh es ihm auch tat, die geliebte Heimat verlassen. Er ging nach Hamburg. Schon nach wenigen Tagen wurde er, ohne Angabe näherer Gründe, ausgewiesen. Jetzt hatte er von Deutschland genug. Er nahm die Schweiz zum Reiseziel. In Lausanne saßte er Wurzel. Zunächst schlug er sich als Privatlehrer durchs Leben. Dann habilitierte er sich als Dozent der deutschen Sprache an der Lausanner Akademie.

In der Schweiz lebten damals zahlreiche politische Flüchtlinge aus Deutschland. Zu diesen gehörte auch August Braß, der in Genf die »Grenzpost« herausgab und der es verstand, Schweichel zur Mitredaktion an dieser Zeitung zu bewegen. Braß war es bekanntlich auch, der 1861 die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« in Berlin herausbrachte, Schweichel und Liebknecht zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßte und sie mit der Redaktion dieses Blattes betraute. Braßens politischer Gesinnungswechsel ist bekannt, ebenso auch der sofortige Rücktritt seiner beiden Redakteure. Diese Episode hat Elise Schweichel, die Gattin des Dichters, die er in der Schweiz geehelt hatte, in einer fesselnden Novelle festgehalten, in der besonders die schwankende Persönlichkeit des »roten« Braß trefflich gekennzeichnet ist. (Wir möchten diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf die zahlreichen Erzählungen Elise Schweichels an dieser Stelle hinzuweisen.)

Über Hannover, wo Schweichel gleichfalls journalistisch wirkte, führte ihn der Weg nach Leipzig. Hier redigierte er (1868) mit Wilhelm Liebknecht

zusammen das von der Sächsischen Volkspartei gegründete »Demokratische Wochenblatt«, aus dem später der »Volksstaat« wurde. In diese Zeit fällt auch sein Auftreten auf der Nürnberger Tagung des Verbandes deutscher Arbeitervereine, wo er erfolgreich für die Annahme der Hauptsätze des kommunistischen Manifests eintrat.

Mit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte Schweichels politisch-publizistische Tätigkeit ihr eigentliches Ende erreicht. Er wurde Redakteur der »Deutschen Romanzeitung« und siedelte nach Berlin über. Damit beginnt die eigentliche Entfaltung seiner dichterischen Fähigkeiten. Die meisten seiner in den Alpen spielenden Volksgeschichten und Hochlandsromane erschienen in der »Romanzeitung«. Sein ganzes, reiches Herz erschließt sich, seine scharfen Augen dürfen schauen nach Herzenslust, seine rege Phantasie kann gestalten. Reisen nach dem ersehnten Süden weiten seinen geistigen Horizont. So mancher der behandelten Stoffe dürfte wohl schon in den Schweizer Verbannungsjahren skizziert worden sein, zur Ausreifung aber gelangten die meisten doch erst jetzt in der Ruhe der Berliner Jahre.

Ganz wundervoll sind in diesen Erzählungen nicht nur die Menschen, sondern auch die Natur gemeistert. In ihrer gigantischen, alpinen Schönheit baut eine vollendete Sprachkunst Felsen und Abgründe, Höhen und Täler, Wildbäche und Seen, Wälder, Felder und Steingeröll vor uns auf. Und in dieser Landschaft leben liebevoll geschaute Menschen: Wilderer, Schmuggler, Knechte, Hirten, Heimarbeiter, Fabrikler. Mit einer unendlichen Liebe sind ihre Fehler und Vorzüge erschaut und ausgepinselft. Der Kampf ums Dasein schafft fast immer die Handlung. Und auch das Herz spricht sein Wörtlein mit, denn an seelenstarken und opfermütigen Frauen ist in diesen oft an Hofegger gemahnenden Erzählungen kein Mangel.

Diese Liebe zum Volke fand literarisch ihren Höhepunkt in der Schilderung von Menschen mit sozialistischer Überzeugung. Hier schrieb Schweichel so recht mit seinem Herzblut. Seine dichterische Neigung ward von jeder Form des politischen Freiheitskampfes festgehalten. So formte er Zeitbilder von fesselnder Größe und packender Gewaltigkeit. Gar manche seiner zahlreichen kleinen Erzählungen — viele davon sind in den verschiedenen Jahrgängen des »Neue-Welt-Kalenders« und in anderen Parteiveröffentlichungen abgedruckt — geben davon Kunde.

Aber ins wirklich Große ging Schweichel in dieser Beziehung erst in seinen Romanen, von denen die meisten ihren Weg gleichfalls durch die Parteipresse nahmen. Auf dem wirklichen Hintergrund geschichtlicher Ereignisse malt er die Charaktere und Geschehnisse seiner Helden. Immer ist es ein Kampf um Freiheit oder Knechtschaft, um Leben oder um Tod. So gibt er im »Urt-schwinger« ein Bild von der Polenerhebung des Jahres 1863. An der ostpreussischen Grenze spielt dieser Roman, im Masurenland. Ein Hauch glühender Leidenschaftlichkeit züngelt um die einzelnen Episoden dieses Epos. Und wieder ist es eine Volkerhebung, der Schweichel sein Herz und sein dichterisches Können widmet: der Kampf der Tiroler in den Jahren 1805 bis 1809. »Die Falkner von St. Vigil« heißt dieser dreibändige Bauernroman. Es sind die Zeiten Speckbachers und Andreas Hofers, die hier lebendig werden. Die Handlung selbst aber gruppiert sich um die Schicksale zweier kernhafter Gestalten, des Klosterbauern und seines Sohnes. »Um die Freiheit« heißt ein

dritter packender Roman Schweichels, der wiederum auf dem Hintergrund einer gewaltigen Volkerhebung, diesmal des Bauernkriegs, sich aufbaut. Und wie bei den beiden erstgenannten Romanen arbeitet der Dichter auch hier mit großer historischer Treue und Sachkenntnis. Charakterschilderung und Darstellung der einzelnen Personen sind gleich großzügig. Ein reifes und beherrschendes dichterisches Können hat gerade in diesem Werk eines der interessantesten Gebiete der deutschen Geschichte in so glänzender und erschöpfender Weise aufgerollt, wie es ähnlich nur ganz wenigen gelungen ist.

Sweichels literarischer Erfolg war ein verhältnismäßig eng umgrenzter. Nur die Arbeiterpresse würdigte sein reiches Schaffen nach Gebühr; die bürgerliche Kritik schweig ihn — mit einigen wenigen Ausnahmen — tot. Diese Nichtbeachtung ging so weit, daß das »Literarische Echo« anlässlich Schweichels achtzigsten Geburtstags konstatieren konnte: abgesehen von einer Würdigung Rudolf Gottschalls in seiner bekannten Geschichte der deutschen Nationalliteratur nenne keine einzige der vielen modernen Literaturgeschichten Schweichels Namen!

Sechzig Jahre stürmischen Zeitgeschehens modelten an Robert Schweichels politischen und ethischen Anschauungen. Sie fanden einen überzeugten jugendlichen Demokraten vor und vertieften ihn zu einem durch Not, Entbehrung und Verfolgung geläuterten Sozialisten. Und dieser Sozialist war nicht nur Denker, sondern auch Künstler.

Sweichel kann als einer der ersten Erzähler bezeichnet werden, der sozialistische Ideen im künstlerischen Gewand propagierte. Ihm war es darum zu tun, dem Heuchlertum die Maske vom Gesicht zu reißen, Bösen zu zertrümmern und den Sumpf sittlicher Fäulnis aufzuweisen. So war Schweichel auch, rein literarisch genommen, ein Kämpfer — ein Kämpfer im besten und edelsten Sinne des Wortes. In seinen Erzählungen und Romanen finden sich zahlreiche anfeuernde Kampfworte; so zum Beispiel: »Ebenso wenig wie die Sorge kann man den Atem der Freiheit ausperren; ihr Hauch dringt durch die kleinsten Ritzen.« An anderer Stelle sagt er einmal: »Die Gewalt schleift blinden Auges immer selbst die Schwerter gegen sich und drückt sie dem Geknechteten in die verzweifelte Faust.« Er selbst hat zeit seines Lebens nicht nur flammende Worte gefunden, sondern auch immer seinen Mann gestanden. Und alles das aus tiefster Überzeugung heraus.

Sweichel hat niemals nach öffentlicher Anerkennung gelehzt; dafür war er ein in sich viel zu ausgeglichener Mensch. Und doch stieß ihm die Nichtbeachtung der Kritik mitunter bitter auf. Gerade über seinen Roman »Um die Freiheit« hätte er gern ein offizielles Urteil gehört. So weiß der verstorbene Ernst Kreowski, der Schweichel persönlich recht nahe stand, zu erzählen, daß der so absichtlich Unbeachtete sich ihm gegenüber einmal geäußert habe: »Die Kritik hat sich fast so stumm wie Papageno verhalten, als ob sie fürchtete, sich die Finger bei der Berührung zu verbrennen. . . . Was ich mit diesem Roman bezweckte, war: dem Volke die Motive und Fäden des Bauernkriegs deutlich darzulegen — und gerade das scheint die Herren verschmüpft zu haben.« Geschadet hat diese bürgerliche Nichtbeachtung dem Dichter nicht. Seine Persönlichkeit war zu groß, sein Künstlertum zu ragend, daß irgendwelche Schatten ihm hätten das Haupt verdunkeln können. Sie, für die er in erster und letzter Linie wirkte und schrieb — die freisinnigen Proletariatskreise —, haben ihn verstanden, haben seiner Dichterbotschaft zu-

gejubelt, haben seine Mission in Ehren gehalten. Das wußte und fühlte er auch, als sich sein Lebensabend dem Ende zuneigte. Als der Sechszundachtzigjährige sein Haupt zur letzten Ruhe legte, erfüllte ihn die stolze Genugtuung, nicht umsonst gelebt zu haben. Sein Tod war ein herber Verlust für die deutsche Arbeiterschaft. Sein Vermächtnis aber ist geblieben: seine schönen, krasterfüllten, aufwärts weisenden Dichtungen. Sie wird das Proletariat auch weiter in Ehren halten — für diese Gabe reinsten und vollendetsten Künstlertums dankt es dem Dahingegangenen heute bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags!

Karpathorufland

Von H. Fehlinger

Die meisten Europäer haben gewiß schon mehr gehört von Tibet oder Zululand als von Karpathorufland, und doch liegt dieses von Mitteleuropa gar nicht weit ab. Es ist der östlichste Teil der böhmisch-slowakischen Republik, jenes sonderbaren Staatsgebilde, das sich vom 12. bis zum 25. Grad östlicher Länge erstreckt, von der kaiserlichen Grenze bis in die Wildnis der Ostkarpathen, während seine Nord-Südausdehnung im allgemeinen sehr gering ist. Nur im mittleren Böhmen reicht sie über 2½ Breitengrade, sonst ist sie erheblich geringer. Der äußerste Osten dieses Staates ist das autonome Gebiet von Karpathorufland oder, wie die Tschechen sagen, Podkarpatka Rus.¹ Im Norden scheidet das karpathische Waldgebirge dieses Land von Polen, wogegen es sonst der natürlichen Grenzen ermangelt. Im Südwesten reicht es bis in die oberungarische Ebene an der Theiß, und dahin sind auch die natürlichen Verkehrswege wie die Eisenbahnverbindungen gerichtet, während der Verkehr nach der Slowakei (und weiter nach den böhmischen Ländern) die oberungarischen Gebirge in ihrer ganzen Längsausdehnung zu überwinden hat. Ebenföwenig wie geographische Beziehungen Karpathoruflands zum neuen böhmisch-slowakischen Staate bestehen, ist es mit diesem in kultureller Gemeinsamkeit verbunden. Im Gegenteil, in dieser Beziehung bestehen die größten Gegensätze. Wie kam also die politische Vereinigung zustande? Nach tschechischer Angabe dadurch, daß die in Amerika ansässigen karpathorussischen Emigranten sich bei der Pariser Friedenskonferenz für die Angliederung ihres Heimatlandes an die neue böhmisch-slowakische Republik einsetzten, und weil ferner die Landesbewohner selbst im entscheidenden Zeitpunkt — im Frühjahr 1919 — dem Anschluß an das damals bolschewistisch regierte Ungarn abgeneigt waren. Ein weit mehr ausschlaggebender Grund für die Angliederung der vorwiegend von Russen bewohnten ehemals ungarischen Gebiete an den Moldaustaat scheint jedoch das Verlangen der führenden tschechischen Politiker nach territorialer Verbindung mit Rumänien und nach territorialer Trennung Polens und Ungarns gewesen zu sein.

In wirtschaftlicher Hinsicht bildet Karpathorufland durchaus keine wertvolle Ertragsenschaft für den böhmisch-slowakischen Staat. Für den Getreidebau kommt nur der Südwesten in Betracht, die übrigen Landesteile eignen sich wegen ihrer Bodengestaltung und des rauhen Klimas wenig für den Ackerbau. Die Forstwirtschaft ist dort fast die einzige Erwerbsquelle der Bevölkerung. Vor der Loslösung von Ungarn zogen Männer und Frauen den Sommer über in die ungarische Ebene, wo sie ihren Lohn hauptsächlich in Getreide und anderen Lebensmitteln erhielten. Diese Erwerbsquelle ist nun durch die neue Grenze verschlossen. Die Tschechen bemühen sich, dafür die einheimische Wirtschaft zu heben, vor allem eine intensivere Nutzung des Bodens der für den Ackerbau geeigneten Landstriche zu erzielen. Auch die Obstkultur und die Züchtung wird zu fördern gesucht. Die Bedürfnisse der Bevölke-

¹ Östlich der Eisenbahnlinie, die vom Theißknie bei Mandok über Ungvar nach dem Karpathengebirge fährt.

zung sind äußerst bescheiden, sie ist von ihren bisherigen Herren nicht anspruchsvoll gemacht worden. Ja, man darf sagen, daß ihre Kultur geringer ist als die vieler sogenannten wilder Völker außerhalb Europas. Es gibt wohl kaum irgendwo in Europa ein Volk, das in kultureller Beziehung so weit zurückgeblieben ist wie die Karpathorussen. Im Waldgebiet bestehen die kleinen Dörfer aus jämmerlichen Holzhütten, die sich die Leute aus rohbehauenen Baumstämmen selbst bauen. Die Fugen sind mit Moos verstopft, das Dach besteht aus Reisig und Stroh, Schornsteine gibt es nicht. Gewöhnlich sind Menschen und Vieh in einem Hause untergebracht; dessen größter Teil ist Stall, der kleinere Wohnraum. Tagsüber arbeiten die Männer im Walde, während die Frauen die Wirtschaft besorgen und auf primitiven Spindeln und hölzernen Handwebstühlen eine sehr grobe, aber feste Leinwand herstellen, aus der alle Wäsche und Kleider der Dorfleute bestehen. Es ist ein dickes Gespinnst von Sackfarbe. Auch die Wintermäntel werden zu Hause gefertigt. Sie gleichen langhaarigen, glatten Schaffellen, bestehen aber gleichfalls aus Flachsfasern und Flachsbüschem. Der Karpathorusse kauft nur Salz und Schuhe ein; alles andere stellt er selbst her, wie gesagt auch sein eigenes Haus. Die erwachsenen Leute sind im Gebirge fast durchweg Analphabeten, und auch in der Ebene ist es um die Schulbildung nicht viel besser bestellt. Die frühere ungarische Regierung wie die einheitliche Geistlichkeit waren gleichermaßen daran interessiert, das Volk in möglichster Unbildung zu belassen. Für die Geistlichkeit war Fronarbeit zu leisten. Unter dem neuen Regime wurden zahlreiche Schulen neu gegründet, und der Schulbesuch hat sich gehoben. Namentlich die von den Amerikanern auch in diesem entlegenen Erdenwinkel eingerichteten Schulspeisungen trugen dazu viel bei, sie regten sonst völlig gleichgültige Leute dazu an, ihre Kinder zur Schule zu schicken, weil sie sonst das Essen von den Amerikanern nicht bekamen.

Weit verbreitet sind in Karpathorussland Syphilis und Flecktyphus; letzterer ist in den östlichen Landesteilen endemisch. Beide Krankheiten sind wegen der Scheu der Bevölkerung vor den Ärzten, die von den Popen zu steigern gesucht wird, schwer zu bekämpfen. Ihrer Ausbreitung wird durch die überall herrschende erstaunliche Verschmutzung und das enge Zusammenleben Vorschub geleistet. Das ganze Karpathorussland ist verlaust, und die Läuse sind die Überträger des Typhuserregers. Erfährt der Epidemiarzt der nächsten Stadt durch Zufall oder durch die inspizierende Krankenschwester von einem Flecktyphusfall, so kann er zehn gegen eins wetten, daß er die Hütte verödet findet. Aufmerksame Späher haben sein Kommen gemeldet, und Mann, Frau und Kinder sind in den nächsten Wald geflüchtet. Den Kranken haben sie entweder mitgenommen oder, wenn sein Fieber allzu hoch war, im Stroh des Dachbodens versteckt, wo ihn der Rauch des Stubenofens heizt. Manchmal kommt es vor, daß ganze Dörfer vor dem Arzte flüchten und alle ihre Kranken mitschleppen. Der karpathorussische Bauer hat eine solche Scheu vor den Behörden, daß er durchaus nicht zu bewegen ist, Krankheitsfälle anzuzeigen. Es ereignet sich sogar, daß Bauern in ihren Dorfhütten verhungern, weil sie ihr Versorgungsmehl nicht vom Amte abholen wollen. Die Leute sind durch den Krieg, der sie abwechselnd russischen und österreichisch-ungarischen Truppen ausgeliefert hat, furchtbar verschüchtert und mißtrauisch gemacht worden. Das Rote Kreuz muß aus diesem Grunde seine Nahrungsmittel- und Bekleidungs Spenden bis in jede einzelne Gebirgshütte schaffen. Ein kaum geringer als die epidemischen Krankheiten zu veranschlagendes Ubel ist die Trunksucht, der Brannntweingenuß, der die Leute völlig abstumpft.

Die Bevölkerung Karpathorusslands beträgt nach der Volkszählung von 1910 572 000 Köpfe, wovon 319 000 Ruthenen, 169 000 Magyaren, 85 000 Juden, 62 000 Deutsche und 4000 Slowaken sind. Die Ruthenen, die sich selbst Rusniaken nennen,² bilden 50 Prozent der Gesamtbevölkerung. Ihre Sprache ist eine Übergangsform

² Ruthenen ist eine Form des mittelalterlichen Lateins, eine Entstellung des Volksnamens.

zwischen Slowakisch und Russisch, der eine feste Grammatik mangelt. Eine ruthe-nische Schriftsprache soll erst geschaffen werden. In religiöser Beziehung herrscht nicht minder Zersplitterung wie in nationaler. Es gibt Anhänger der griechisch-orthodoxen wie der griechisch-katholischen Kirche, römische Katholiken, eine kleine Zahl Protestanten und sehr viele Juden (die in der vorher angeführten Nationalitätenstatistik nicht voll zur Geltung kommen, weil viele von ihnen als Madjaren oder Deutsche gezählt wurden). Die Bekenner der beiden griechischen Konfessionen bilden zwar eine Mehrheit der Bevölkerung, aber sie stehen sich durchaus nicht friedfertig gegenüber, sondern gerade zwischen ihnen tobt der von den Popen geschürte religiöse Streit am heftigsten.

Zu der nationalen Zersplitterung und der religiösen Uneinigkeit kommt die politische Zerfahrenheit. Es gibt mindestens ein Duzend politische Parteien (darunter auch eine sozialdemokratische und eine kommunistische), die sich heftig bekämpfen und das Volk nicht zur Ruhe kommen lassen. Die politischen und religiösen Kämpfe waren der Hauptanlaß dafür, daß die Prager Regierung bisher noch nicht an die Wahl der 9 Abgeordneten und 4 Senatoren ging, die Karpathoruthland in das böhmisch-slowakische Parlament entsenden soll. Überdies soll ein eigener Landtag mit dem Sitz in Ungvar gebildet werden. Der oberste Verwaltungsbeamte des autonomen karpathorussischen Gebiets ist ein Gouverneur, der gemäß dem Vertrag zwischen den alliierten Hauptmächten und der böhmisch-slowakischen Republik vom Präsidenten der letzteren ernannt wird und dem karpathorussischen Landtag verantwortlich ist. Im Widerspruch dazu hat die verfassunggebende Nationalversammlung in Prag (die nur aus Tschechen bestand) in der Verfassung bestimmt, daß der Gouverneur Karpathoruthlands auf Antrag der böhmisch-slowakischen Regierung vom Präsidenten zu ernennen ist. Auch das ist ein Beispiel dafür, wie sehr die tschechischen Machthaber bestrebt sind, die Rechte der Minderheitsvölker zu kürzen. Bisher war der amerikanische Bürger Dr. Jatkovic Gouverneur, doch hat er wegen der Prager Bevormundung kürzlich demissioniert.

Da ein Landtag bisher nicht gewählt wurde, so sind bis jetzt noch die ungarischen Gesetze in Kraft, die aber mit »autonomen« und mit Prager Verordnungen durchsetzt sind.

Das Karpathoruthland der Kultur zu erschließen, wäre eine dankbare Aufgabe für den böhmisch-slowakischen Staat. Ob er dazu imstande sein wird, ist keineswegs gewiß. Schnell wird es ja nicht möglich sein, mit der Hinterlassenschaft von Unkultur aufzuräumen, die er von den madjarischen Machthabern übernommen hat.

Literarische Rundschau

Sieg m u n d R a f f, *Die Sozialisierung der Wirtschaft durch die Genossenschaften.* Mit einem Anhang: Die Bilanz der Sozialisierungsaktion. Wien 1920, Verlags-genossenschaft Neue Erde.

In der kleinen Schrift, die in der Hauptsache auf österreichische Verhältnisse Bezug nimmt, weist der Verfasser darauf hin, daß man sich innerhalb der Sozialdemokratie früher zu wenig mit den Einzelheiten des Problems der Überführung der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum befaßt hat. Besonders scharfe Kritik übt er daran, daß nach der Revolution bei der Behandlung der Sozialisierungsfrage die Konsumvereine nicht genügend beachtet worden sind. So sei es zum Beispiel ein großer Fehler gewesen, daß im österreichischen Gesetz über die Sozialisierung die Betriebsform der Konsumgenossenschaft nicht als selbständiger Träger der Sozialisierung anerkannt worden sei. Die wirksamste, sofort anwendbare und daher wichtigste Methode der Sozialisierung sei die Durchsetzung des genossenschaftlichen Prinzips auf dem Gebiet des Konsums. Auf allen Stufen der Unterrichtsorganisation müsse die genossenschaftliche Theorie gepflegt werden. Im

Anhang zur vierten Auflage seiner Schrift glaubt Rapp feststellen zu können, daß die bisherige Entwicklung seit der Revolution seine Auffassung bestätigt habe.

Man wird Rapp bestimmen müssen, wenn er nachdrücklichste Förderung der Konsumgenossenschaften fordert. Die Konsumgenossenschaften haben sich praktisch schon als ein recht gutes Werkzeug der Sozialisierung bewährt, während die anderen Sozialisierungsmethoden erst ausprobiert werden müssen. Selbstverständlich dürfen die Genossenschaften nicht als einziges Sozialisierungsmittel angesehen werden. Das erkennt auch Rapp an, indem er im Anhang seiner Schrift ausführt, wir würden am besten fahren, wenn wir die verschiedenen Fähigkeiten der Menschen in ihren spezifischen Formen sich ausleben lassen; wenn die einen in Genossenschaften wirken, die anderen in kommunalen und staatlichen Körperschaften zusammengefaßt werden, und die übrigen, die dazu imstande sind, in kapitalistischen Gesellschaften, die der öffentlichen Kontrolle unterstehen, sich betätigen können. M. G.

Dr. Willy Cohn, *Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles*. Der Jugend erzählt. Stuttgart, J. H. W. Dieß Nachf. 88 Seiten. Preis kartoniert 5 Mark.

Der Jugend widmet Cohn sein Büchlein. Reiches Verdienst erwerben sich alle, die die heranwachsende Jugend auf diese kurzgefaßte Biographie unseres großen Vorkämpfers hinweisen. Irrgeleiteter Hyperradikalismus um seiner selbst willen, nicht eigentlich der großen Idee wegen, der er nur Schaden kann, hat seine Bruststätte vielfach in den Kreisen der Jugendlichen, Unreifen, die begeistert die Worte der Marxeillaise singen und doch von der »Bahn, die uns geführt Lassalle« längst durch mißverständene Schlagworte abgelenkt worden sind. »Nicht eine neue Klassenherrschaft wollte Lassalle heraufführen, sondern die Beseitigung derselben. Wenn er den Arbeiterstand zur Grundlage des Staatswesens machen will, so soll nicht an die Stelle der Herrschaft einer Klasse die einer anderen treten, aber die, die arbeiten, sollen wirklich die Früchte ihrer Arbeit genießen und im Mittelpunkt des Staatswesens stehen....«

Nicht anonyme Tendenzschriften, wie zum Beispiel das kürzlich hier besprochene von der Kommunistischen Jugendinternationale herausgegebene »Politische Vermächtnis Friedrich Engels«, das nachgewiesenermaßen von Fälschungen und Verdrehungen wimmelt, gehören in die Hand der Jugend, sondern solche Lebensbilder von Vorkämpfern unserer großen Idee, deren authentisches Material durch den Namen des Herausgebers gedeckt wird. Doch nicht nur jungen Arbeitern gebe man dieses kleine Buch, sondern auch der Jugend in den höheren Lehranstalten beweiße man an Hand dieser Lebensgeschichte, daß das Ideal des völkerbefreienden Sozialismus Feuergeister von so überragender Begabung wie Lassalle zu seinen Bahnebnern hatte. »Fürsten und Heerführer haben unsere Geschichtsbücher übermäßig gefüllt, nun aber ist es recht und billig, daß die Männer, die an der inneren Befreiung des Volkes gearbeitet und den Enterbten der Gesellschaft zu einem neuen Leben verholfen haben, dem Volke nahe gebracht werden und einen Teil seiner Bildung ausmachen«, sagt der Herausgeber im Vorwort. Hakenkreuzjünglinge aber mögen an Lassalle sehen, wie ein rassenstolzer Jude, tiefinnerst im Deutschtum wurzelnd, schon vor einem kleinen Menschenalter für die deutsche Einheit flammende Reden hielt.

Die Lassalle-Biographie Hermann Onckens, das schon ältere Charakterbild Lassalles von Georg Brandes und besonders der kürzlich an dieser Stelle besprochene, von Gustav Mayer herausgegebene literarische Nachlaß Ferdinand Lassalles sind umfangreiche Werke, die ein eingehendes Studium der Persönlichkeit und des Lebenswerks des großen Agitators und damit ein Stück politischer Geschichte bieten; doch der ihrem Umfang entsprechende Preis und der tiefbührende Inhalt halten die Jugend zurück, derartige Bücher zu lesen. Das schlichte Büchlein Willy Cohns erzählt das, was die Jugend von dem Leben und Wirken Lassalles wissen muß, in kurzgefaßter, gefälliger Form. Maria Schipfmann

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Neue Aufgaben der Gewerkschaften. Von A. Ellinger.

Der 21. Parteitag der britischen Arbeiter. Von M. Beer.

Die Umwandlung der Wertpapiere in Buchwerte. Von Dr. pol. et jur. Wagner-Roemmich.

Die Bedeutung der Heimvolkshochschule für den Sozialismus. Von Dr. Viktor Engelhardt (Berlin-Friedenau).

Sonderveranstaltungen des Kölner bevölkerungspolitischen Kongresses. Von Henni Lehmann.

Literarische Rundschau: Dr. h. c. Wilhelm Engler, Wohnungsgenossenschaften gegen Wohnungsnot. ♦ Viktor Gollancz, Industrial Ideals. ♦ Hermann Wendel, Von Marburg bis Monastir.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolportageure zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandkosten.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der literarischen Rundschau besprochen.

Grünberg, R., Die Londoner Kommunistische Zeitschrift und andere Urkunden aus den Jahren 1847/1848. Heft 5 der Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 98 S. Geh. 9 M.

Halbe, Max, Gesammelte Werke II. und VII. Band: Liebesstücke. 389 S. Jo. Roman. 276 S. Geh. je 18 M.

Heinen, A., Sozialismus. Solidarismus. 68 S. M.-Gladbach. Geh. 3 M.

Herrmann, Gustav, Maulwürfe. Der Spottdichter als Pionier des Fortschritts. Leipzig, Dürr & Weber. 95 S. Geh. 7 M.

Heuß, Th., Demokratie und Selbstverwaltung. Berlin, Zentralverlag. 20 S. Geh. M. 2.50.

Hiersemann, R. W., Geographie und Reisererle. Bücherkatalog. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung. 80 S.

Koske, P., Wie beurteilt man eine Bilanz? Mit Text und Anmerkungen zu dem Gesetz über die Betriebsbilanz und die Betriebsgewinn- und -verlustrechnung. Berlin, Verlag Gewerkschaftliche Betriebsrätezentrale. 61 S.

Kresse, O., Die Wissenschaft für alle. Allgemeinverständliches Taschenwörterbuch des Weltwissens. Berlin-Karlshorst, W. Köppler & Co. 462 S. Geh. M. 10.20.

Verlag von J. F. W. Dieß Nachf.
in Stuttgart

Wie eine Revolution zugrunde ging

Eine Schilderung und eine
Anwendung

Von **Ed. Bernheim**. Preis M. 6.—

Gewerkschaftliche Probleme

Beiträge zu den neuen
Aufgaben der Gewerkschaften

Von **Karl Zwing**. Preis M. 5.—

Rasse und Judentum

Von **Karl Rautschy**. Preis M. 8.—

Zweite, vermehrte Ausgabe

Ein Lebensbild F. Lassalles

Der Jugend erzählt von **Dr. Willy Sohn**

Preis kartoniert M. 5.—

Buchhandlung Vorwärts, Berlin

Stinnes Neu!

und seine
600000 Arbeiter

Von Kurt Heinig

Eine überaus interessante Schrift, die Hugo Stinnes Herkunft u. Aufstieg schildert, sowie seine ganze ungeheuerliche Macht, seine Beteiligungen, Einflüsse und Operationen auf Grund eines reichen zuverlässigen Materials kritisch aufdeckt.

Preis 2,50 Mark

Zu beziehen durch die
Expedition der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 16

Ausgegeben am 15. Juli 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Neue Aufgaben der Gewerkschaften

Von A. Ellinger

Als die Gewerkschaften gegründet wurden, hatten sie einen verhältnismäßig beschränkten Aufgabenkreis. Sie sind entstanden aus der Notlage der Arbeiter und hatten zunächst den Zweck, der Verelendung der Arbeiter durch den Kapitalismus entgegenzuwirken, also die Lebenslage der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nach Möglichkeit zu heben. Durch Erhöhung der Löhne wollte man die materielle Lage der Arbeiter bessern, durch die Verkürzung der Arbeitszeit den Arbeitern die Möglichkeit geistiger und sittlicher Fortbildung geben.

Eine Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter war bei Gründung der Gewerkschaften nach Meinung der Gewerkschafter nur zu erreichen durch Verringerung des kapitalistischen Profits, dadurch, daß die Arbeiter durch Er kämpfung höherer Löhne das Profiteinkommen der Unternehmer schmälerten und auf diese Weise von dem durch sie geschaffenen Mehrwert einen möglichst großen Teil in Anspruch nahmen. Wenn die Arbeiter dieses Ziel erreichen wollten, mußten sie zusammengeschießt und zu gewerkschaftlichen Kämpfern erzogen, mußten insbesondere auch starke Gewerkschaftskassen geschaffen werden. Dementsprechend erstreckte sich die Tätigkeit der Gewerkschaften in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Gründung neben der Führung von Lohnkämpfen vorwiegend auf die Gewinnung von Mitgliedern und den Ausbau der Organisationen. Vielfach wurden sogar Lohnkämpfe mehr zur Gewinnung neuer Mitglieder als zu irgendeinem anderen Zwecke geführt. Die Worte »Agitation und Organisation« sowie »Stärkung der Kassen« wurden sozusagen zum täglichen Gebet der Gewerkschaftsfunktionäre. Lediglich als Mittel zum Zwecke — nämlich zu dem Zwecke, die Gewerkschaften zu festigen, Unorganisierte heranzulocken und die Organisierten bei der Fahne zu halten — führte man eine Reihe von Unterstützungen ein, die allerdings später bis zu einem gewissen Grade zum Selbstzweck, nämlich zu einer gegenseitigen Versicherung der Mitglieder in Krankheits-, Arbeitslosen- und Todesfällen wurden.

Es ist behauptet worden, daß die Gewerkschaften das von ihnen angestrebte Ziel: eine Besserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft herbeizuführen, nicht erreichen könnten, ihre Tätigkeit vielmehr Sisyphusarbeit sei. Schon Lassalle glaubte mit seinem »ehernen Lohngesetz« nachgewiesen zu haben, »daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der bei einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und der Fortpflanzung erforderlich ist«, weil die Höhe des Lohnes immer von der Stärke des Angebots und der Nachfrage nach Arbeitskräften abhängig sei. Diese Theorie haben die Gewerkschaften durch ihre Tätigkeit und ihre Erfolge vor dem Kriege gründlich zerstört,

wie sie auch die Verelendungstheorie, soweit sie die absolute Verelendung der Arbeiterklasse behauptete, zerstört haben. Die Hebung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft in der Vorkriegszeit läßt sich allerdings zahlenmäßig nicht genau erfassen, weil keine Statistik über die Bewegung des Lohneinkommens der Gesamtarbeiterschaft und über die Kaufkraft dieses Einkommens geführt worden ist. Aus einzelnen gutgeleiteten Gewerkschaften liegen aber solche Statistiken vor, wenigstens ist mir eine solche Statistik aus dem Deutschen Bauarbeiterverband bekannt.

Nach dieser Statistik betrug der durchschnittliche Stundenlohn der deutschen Maurer im Jahre 1895 35 Pfennig, im Jahre 1914 60 Pfennig. Die durchschnittliche tägliche Arbeitszeit betrug im Jahre 1895 $10\frac{1}{2}$ Stunden, im Jahre 1914 $9\frac{1}{2}$ Stunden. Das durchschnittliche Jahreseinkommen der deutschen Maurer betrug im Jahre 1895 bei 239 Arbeitstagen zu $10\frac{1}{2}$ Stunden 873 Mark, im Jahre 1914 bei 239 Arbeitstagen zu $9\frac{1}{2}$ Stunden 1362 Mark. Es betrug somit von 1895 bis 1914 die Steigerung des durchschnittlichen Stundenlohns 25,2 Pfennig gleich 72 Prozent, die Verkürzung der Jahresarbeit 239 Stunden gleich $10\frac{1}{2}$ Prozent, die Steigerung des durchschnittlichen Jahreseinkommens bei verkürzter Arbeitszeit 489 Mark gleich 55 Prozent. In der gleichen Zeit stiegen die Kosten der Lebensmittel für eine vierköpfige Familie (Reichsdurchschnitt aus ungefähr 100 deutschen Städten) von 19,01 Mark wöchentlich auf 25,12 Mark, also um 6,11 Mark gleich 32,14 Prozent.

Das durchschnittliche Jahreseinkommen der deutschen Maurer ist somit von 1895 bis 1914 trotz verkürzter Arbeitszeit um rund 23 Prozent mehr gestiegen als die Preise der Lebensmittel. Da sich die Preise aller anderen Waren etwa in dem gleichen Verhältnis erhöht haben wie die Preise der Lebensmittel, so ergibt sich für das Jahr 1914 gegen das Jahr 1895 eine Verbesserung der Lebenshaltung um mehr als 20 Prozent. Dies ist die tatsächliche, durch die Gewerkschaften erkämpfte Hebung der Lebenshaltung der deutschen Bauarbeiter. Es ist bekannt, daß andere gutgeleitete Gewerkschaften die Lebenshaltung ihrer Mitglieder in ähnlicher Weise verbessert haben, während allerdings für die schlechtorganisierten und die unorganisierten Arbeiter eine derartige Verbesserung nicht zu erreichen war.

Aber die materielle Besserstellung der Arbeiterschaft in der Vorkriegszeit ist nicht der einzige gewerkschaftliche Erfolg. Mindestens ebenso wichtig ist die geistige und sittliche Hebung der Arbeiterschaft, ihre Erweckung zu einem vorwärts und aufwärts strebenden Menschentum. Was die Gewerkschaften in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege erreicht haben, kann nur der ermessen, der Gelegenheit hatte, die Arbeiterschaft der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit der Arbeiterschaft in den letzten Jahren vor dem Kriege zu vergleichen. Aus gedrückten, vielfach zwischen Arbeit und Schlaf stumpf und dumpf dahinlebenden, den Arbeitgebern gegenüber so gut wie völlig rechtlosen Arbeitern ist ein aufgewecktes, sich seiner Menschenwürde bewußtes, nach der Sonne strebendes Geschlecht geworden, das in zahlreichen gewerkschaftlichen Kämpfen den Herr-im-Hause-Standpunkt der Unternehmer gebrochen und sich die Gleichberechtigung bei Festsetzung der Löhne und Arbeitsbedingungen erkämpft hat. Aus dem elf- und zwölfstündigen Arbeitstag ist allmählich der Zehnstundentag, der Neunstundentag und nach der Revolution der allgemeine Achtstundentag gewor-

den. Eine wichtige Grundlage für die allgemeine Fortbildung der Arbeiterschaft und für ihre Emporführung zu einer höheren Kultur war damit gegeben.

Wie liegen nun die Dinge heute? Was ist heute von der in der Vorkriegszeit errungenen Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft noch vorhanden?

Wenn man ehrlich sein will, so muß man zugeben: von der materiellen Besserung weniger als nichts. Die Arbeiter haben zwar heute mehr Rechte in ihrem Arbeitsverhältnis als vor dem Kriege, und sie erfreuen sich immer noch des langersehnten Achtfundentags; aber von der vor dem Kriege erkämpften höheren Lebenshaltung ist nichts geblieben. Die Gewerkschaften haben weder während des Krieges, wo sie unter dem Drucke der Militärherrschaft und unter dem Zwange der besonderen Rücksichtnahme auf das Wohl des Vaterlandes standen, noch nach der Revolution, wo die Vertreter der Arbeiterschaft in den Regierungen saßen und wo die Arbeiterschaft tatsächlich zeitweilig die politische Macht ausübte, die Verschlechterung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft verhindern können, wie sie andererseits auch nicht die skrupellose Auswucherung der Volksmassen durch das Kapital und das Aufkommen einer ganz neuen Kapitalistenschicht verhindern konnten. Es bedarf zur Erhärtung dieser Behauptung wohl kaum der Zahlen. Jedermann weiß, daß die Arbeiter heute schlechter genährt, schlechter gekleidet und schlechter mit Wohnungen versehen sind als vor dem Kriege, daß sie auch auf so manche andere Annehmlichkeit, an die sie sich vor dem Kriege gewöhnt hatten, verzichten müssen. Die Gewerkschaften haben gewiß alles, was in ihren Kräften stand, getan, um diese Verschlechterung abzuwenden, aber gelungen ist es ihnen nicht. Warum nicht? Seht sich nun auf einmal doch das »heerne Lohngesetz« durch? Oder was sonst hat zu dieser Entwicklung geführt?

Diese Frage ist am besten zu beantworten, wenn wir zuerst untersuchen, unter welchen Umständen die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft vor dem Kriege erreicht worden ist.

Die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft ist in der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung bei gleichbleibendem Arbeitsertrag nur durch eine gerechtere Verteilung dieses Ertrags möglich, das heißt dadurch, daß die Arbeiterschaft durch Lohnforderungen den kapitalistischen Profit zu schmälern und einen möglichst großen Teil des von ihr geschaffenen Mehrwerts für sich zu erkämpfen sucht. Dauernden Erfolg wird sie mit einem solchen Kampfe aber nur dann haben, wenn die Kapitalisten die von der Arbeiterschaft erkämpften Lohnerhöhungen nicht auf die Warenpreise aufschlagen und damit auf die Verbraucher abwälzen können. Haben die Kapitalisten die Möglichkeit der Abwälzung, so müssen die Arbeiter als Verbraucher in den höheren Preisen das wieder mehr ausgeben, was sie als Erzeuger in Gestalt von Lohn- oder Gehaltszulagen mehr bekommen. Sie haben dann zwar einen höheren Geldlohn, aber keinen höheren Reallohn, die Kaufkraft ihres Einkommens wird also nicht gestärkt. Günstigstenfalls kann dann die eine oder die andere Arbeitergruppe, die infolge besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse oder infolge ihrer gewerkschaftlichen Stärke besonders kampfkraftig ist, vorübergehend auf Kosten der übrigen, minder kampfkraftigen Arbeiterschaft, das heißt auf Kosten der ganzen

Klasse, einen Vorteil erringen. Ubrigens ist die Möglichkeit zur Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter auf Kosten des kapitalistischen Profits bei gleichbleibendem Arbeitsertrag verhältnismäßig gering. Es kann, wenn man nicht die Erweiterung der bestehenden Betriebe und die Neuanlagen von Betrieben unmöglich machen will — was gleichbedeutend mit der Verhinderung technischen und wirtschaftlichen Fortschritts wäre —, nur jener Teil des Mehrwerts in Lohn umgewandelt werden, der von den Kapitalisten nicht wieder in die Produktion hineingesteckt, sondern für die Befriedigung persönlicher Bedürfnisse der Kapitalisten und ihres Anhangs verwendet wird.

Die zweite Möglichkeit zur Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft ist gegeben bei Steigerung des Arbeitsertrags durch intensivere Arbeit unter gleichzeitiger Erhöhung der Löhne. In diesem Falle kann die Arbeiterschaft, bei entsprechender Stärke der Gewerkschaften, die Mehrwerte, die infolge ihrer intensiveren Arbeit geschaffen werden, ohne Schmälerung des üblichen kapitalistischen Profits voll zur Verbesserung ihrer eigenen Lebenshaltung in Anspruch nehmen. Das gleiche ist, unter den gleichen Voraussetzungen, der Fall bei Steigerung der Erzeugung durch betriebstechnische und andere wirtschaftliche Fortschritte.

Die Besserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft, die die Gewerkschaften in der Vorkriegszeit erkämpft haben, war zweifellos viel weniger auf eine Herabsetzung des kapitalistischen Profits als auf eine erhebliche Steigerung der Arbeitsergiebigkeit zurückzuführen. Diese höhere Arbeitsergiebigkeit wurde sowohl durch eine größere Intensivität der Arbeit als auch durch betriebstechnische und andere Fortschritte erreicht. Wer selbst in der praktischen Arbeit gestanden hat, der weiß, wie vor dem Kriege jede Verkürzung der Arbeitszeit durch eine größere Arbeitsleistung ausgeglichen worden ist und wie sich auch die bessere Lebenshaltung der Arbeiter umsetzen in eine höhere Leistung. Von den Unternehmern wird dies zwar bestritten, aber schon die Tatsache, daß die Arbeiterschaft in den Ländern mit den höchsten Löhnen und der kürzesten Arbeitszeit auch die höchsten Leistungen vollbringt und daß die Volkswirtschaften dieser Länder am konkurrenzfähigsten sind, liefert dafür den besten Beweis. Umgekehrt zeigt auch der starke Rückgang der Leistungsfähigkeit während des Krieges, welchen starken Einfluß eine gute Lebenshaltung der Arbeiterschaft auf die Ergiebigkeit der Arbeit ausübt. Eine gute Lebenshaltung der Arbeiterschaft ist geradezu Voraussetzung für hohe Leistungen, während umgekehrt hohe Leistungen Voraussetzungen für eine gute Lebenshaltung der Gesamtarbeiterschaft sind.

Als die deutschen Gewerkschaften gegründet wurden, hatte in Deutschland die Manchesterlehre noch ihre volle Geltung. Allenthalben herrschte damals noch das uneingeschränkte freie Spiel der Kräfte. Die Unternehmer standen unter sich in einer Konkurrenz auf Leben und Tod. Eine Monopolherrschaft, wie sie sich später durch die Gründung von Kartellen und durch den wirtschaftlichen Zusammenschluß ganzer Industrien herausgebildet hat, bestand damals noch nicht oder war doch nur in den ersten Anfängen vorhanden. Die Gewerkschaften hatten es damals zum größten Teil noch nicht mit Unternehmerorganisationen, sondern nur mit einzelnen Unternehmern zu

ten, die einzeln angepackt und durch Streiks oder Sperren zur Anerkennung der gewerkschaftlichen Forderungen gezwungen wurden. Eine Abwälzung der Lohnerhöhungen auf die Verbraucher war wegen der scharfen Konkurrenz der Unternehmer untereinander keineswegs leicht, so daß die Durchsetzung der Lohnforderungen tatsächlich damals noch in sehr vielen Fällen eine Schmälerung des kapitalistischen Profits bedeutete. Für die Unternehmer war der gewerkschaftliche Zusammenschluß der Arbeiter die Ursache, sich ebenfalls zu wirtschaftlichen Verbänden zusammenzuschließen. Durch die Verbreiterung der Angriffsflächen und durch die Ausdehnung der Kämpfe auf ganze Berufe oder Industrien schützten sie sich gegen die gewerkschaftlichen Angriffe auf ihren Profit. Aus dem Kleinkrieg der Gewerkschaften mit einzelnen Unternehmern wurde nun allmählich ein wohlorganisierter Kampf zwischen den in einer Gewerkschaft zusammengeschlossenen Arbeitern und den in den Arbeitgeberverbänden zusammengeschlossenen Unternehmern eines ganzen Industriezweigs oder Berufs. Es kam Ordnung in die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse. An die Stelle der Diktatur des Unternehmers trat zunächst der korporative Arbeitsvertrag für das einzelne Geschäft, später der örtliche Tarifvertrag und noch später der Reichstarifvertrag für den ganzen Industriezweig oder Beruf.

Den Arbeitern hat diese Entwicklung in der Vorkriegszeit keinen Schaden gebracht. Durch die Tarifverträge wurden die einmal errungenen Lohnerhöhungen dauernd gesichert. Viele Streiks mit ihren zerrüttenden Wirkungen auf die Volkswirtschaft wurden durch Verhandlungen vermieden. Der Kreis der Arbeiter, die bei den zentralen Verhandlungen und den zentralen Tarifabschlüssen Lohnerhöhungen bekamen, war zweifellos erheblich größer, als er bei örtlichen Verhandlungen und örtlichen Tarifabschlüssen gewesen wäre, weil dabei die wirtschaftlich schwachen Orte stets mitgeschleppt wurden. Auch die Lohnsteigerungen waren im Durchschnitt höher als bei den früheren örtlichen Verhandlungen. Der durchschnittliche Stundenlohn der deutschen Maurer ist zum Beispiel in den dreizehn Jahren von 1895 bis 1908, also in der Zeit des gewerkschaftlichen Kleinkriegs und der örtlichen Tarifabschlüsse, um $16\frac{2}{10}$ Pfennig gestiegen, allein in dem Jahrespaar von 1908 bis 1913 bei zentralen Tarifabschlüssen aber um $11\frac{1}{2}$ Pfennig. Hinzu kommt, daß unzählige erfolglose Streiks, die sowohl eine Schwächung der Arbeiter als auch der Volkswirtschaft bedeutet hätten, vermieden werden konnten.

Noch mehr Nutzen haben freilich die Unternehmer von dieser Entwicklung gehabt. Durch die einheitliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen bekamen sie die Möglichkeit einer einheitlichen Kalkulation, die gegenseitige Schmutzkonkurrenz wurde ausgeschaltet. Gleichzeitig wurde damit die Möglichkeit der Abwälzung jeder Lohnerhöhung auf die Verbraucher geschaffen. Es kam bald dahin, daß die Arbeitgeberverbände die Preisregelung selbst in die Hand nahmen oder für diesen Zweck besondere Organisationen schufen. Gleichzeitig ist die Macht des Unternehmertums durch die Herausbildung von Kartellen, Ringen usw. mächtig erstarkt. Solange die ausländische Konkurrenz und ein gewisses Überangebot von Waren im Inland preisdrückend wirkte, war für die Gewerkschaften immerhin noch die Möglichkeit einer Erhöhung des Reallohnes, also einer Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter gegeben. Diese Möglichkeit hörte aber in dem

Augenblick auf, wo Deutschland vom Weltmarkt abgesperrt war, wo Millionen deutscher Arbeiter ihrer produktiven Tätigkeit entzogen und der Rest zum guten Teil nicht mehr zur Erzeugung von Verbrauchsgütern für den menschlichen Bedarf, sondern für Zwecke der Zerstörung verwendet wurde und aus diesem Grunde eine Knappheit an Verbrauchsgütern aller Art eintrat. Nunmehr hatten die Kapitalisten als Besitzer der Produktionsmittel auf die in ihren Betrieben erzeugte Ware ein völliges Monopol und konnten infolgedessen nicht nur jede neue Lohnerhöhung sofort auf die Verbraucher abwälzen, sondern sich darüber hinaus noch auf Kosten der Verbraucher in einer vorher noch nie dagewesenen Weise die Taschen füllen und damit in ganz kurzer Zeit alle in der Vorkriegszeit errungenen Verbesserungen der Lebenshaltung der Arbeiter zunichte machen.

Von dem Augenblick an, als während des Krieges eine Knappheit an Waren aller Art eintrat, ging die Lebenshaltung der Arbeiterschaft und des ganzen schaffenden Volkes in dem Maße zurück, wie sich der Reichtum der Kapitalistenklasse steigerte. Es nützte gar nichts, daß die Gewerkschaften nach wie vor Lohnforderungen stellten und auch durchsetzten. Es nützte gar nichts, daß die Löhne in ganz kurzen Zwischenräumen in einem Maße erhöht wurden wie nie zuvor: die Folge all dieser Lohnerhöhungen war keine Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft, war keine Schmälerung des kapitalistischen Profits, sondern häufig genug der Anlaß zu einer noch größeren Steigerung der Gewinne des Kapitals. Jede Lohnerhöhung wurde von den Besitzern der Produktionsmittel nicht nur sofort in voller Höhe auf die Konsumenten abgewälzt, sondern obendrein auch noch zur Erzielung eines Extraprofits ausgenutzt. In den erhöhten Preisen hatte das kaufende Publikum nicht nur die Lohnerhöhungen der Arbeiter, sondern auch noch einen sehr erheblichen Aufschlag für die Wucherer, Schleier und Schleichändler sowie für die Kapitalisten anderer Art zu zahlen. So kam es, daß während des Krieges und besonders während und nach der Revolution die Löhne der Arbeiter zwar verachtfacht, die Kosten der Lebenshaltung aber veräunfzehnfacht und dementsprechend die Lebenshaltung der ganzen Arbeiterschaft weit unter den Stand vor 1895 herabgedrückt wurde.

Was haben die Gewerkschaften angesichts dieser Tatsache zu tun? Besteht die Möglichkeit, daß sie mit den bisherigen Mitteln die Lebenshaltung der Arbeiter wieder auf die frühere Höhe bringen und sie darüber hinaus verbessern können?

Eine solche Möglichkeit bestünde nur dann, wenn der Monopolcharakter der heutigen Privatwirtschaft beseitigt und die Erzeugung so gesteigert werden könnte, daß das Angebot an Waren größer wäre als das tatsächliche Bedürfnis. Heute ist es nur größer als die Kaufkraft. Es ist in absehbarer Zeit gar nicht daran zu denken, daß in Deutschland das Angebot an Waren mit dem tatsächlichen Bedürfnis in Einklang gebracht werden kann. Deutschland hat in den nächsten Jahren zunächst seine während des Krieges völlig herabgewirtschafteten und teilweise zerstörten Produktionsmittel wieder zu ersetzen, um überhaupt wieder auf früherer Grundlage produzieren zu können. Die Arbeit, die darauf verwendet wird, kann nicht zur Erzeugung von Gebrauchsgütern für den unmittelbaren menschlichen Bedarf verwendet werden. Darüber hinaus muß Deutschland auf Jahrzehnte hinaus einen sehr großen Teil seines Arbeitsertrags ohne jede Gegenleistung an das Ausland

abliefern. Unter diesen Umständen ist nicht damit zu rechnen, daß in absehbarer Zeit das Angebot an Gebrauchsgegenständen größer wird als das Bedürfnis. Damit bleibt aber auch der Monopolcharakter der heutigen Privatwirtschaft und die Möglichkeit der Preisgestaltung nach rein kapitalistischen Grundsätzen bestehen, der auch ohnedies in den starken Unternehmervereinigungen, Kartellen, Preisringen usw. eine starke Stütze findet.

Unter diesen Umständen ist mit absoluter Sicherheit damit zu rechnen, daß alle Lasten, die der Friedensvertrag dem deutschen Volke auferlegt, von den Kapitalisten auf die Arbeiterklasse abgewälzt werden. Die Staatsmacht wird das ebensowenig verhindern können, wie sie selbst zur Zeit der sozialistischen Volksbeauftragten die schlimmste Auswucherung der arbeitenden Massen und die wahnsinnigste Bereicherung kapitalistischer Wucherer und Schieber verhindern konnte. Angesichts dieser Umstände bleibt den Gewerkschaften nur übrig, dem Kapitalismus selbst zu Leibe zu gehen. Mit Lohnerhöhungen allein erreichen heute die Arbeiter keine Verbesserung ihrer Lebenshaltung mehr. Was nützt es, daß heute die Bergarbeiter eine Lohnerhöhung von 10 Prozent herauschlagen, wenn morgen die Bergherren diese 10 Prozent und noch einiges mehr auf die Kohlenverbraucher abzuwälzen vermögen? Was nützt es, daß die Bauarbeiter ihren Lohn um 1 Mark für die Stunde erhöhen, wenn morgen die Unternehmer ihren Auftraggebern den Preis für die Arbeitsstunde um 1,25 oder 1,50 Mark in die Höhe setzen? Jede Lohnerhöhung für eine Arbeitergruppe zahlt die Gesamtarbeiterschaft wieder im fertigen Produkt, wenn die Gewerkschaften nicht durch die Beeinflussung der Preise ein Mittel finden, um den kapitalistischen Profit selber zu erfassen und ihn für die Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter nutzbar zu machen. Dadurch, daß die Gewerkschaften heute eine Verdopplung sämtlicher Löhne und Gehälter erkämpfen, wird nicht die geringste Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter erreicht, sofern ihnen nicht durch diese Lohnerhöhung die Erfassung des kapitalistischen Profits gelingt. Die Gewerkschaften müssen deshalb in Zukunft preisbildend wirken, indem sie die Gewinne der Unternehmer beschränken und die wucherische Ausbeutung der Allgemeinheit zu verhindern suchen. Sie müssen letzten Endes ihren Kampf führen gegen die Ausbeutung und das arbeitslose Einkommen überhaupt. Ihr Ziel muß die Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaft und die Einführung der Gemeinwirtschaft sein.

Die Verbände der baugewerblichen Arbeiter und Angestellten Deutschlands haben diese Sachlage richtig erfaßt; indem sie die Sozialisierung des Baugewerbes in Angriff nahmen, schufen sie ein Gegengewicht gegen das zügellose Profitstreben des straff organisierten und kartellierten Unternehmertums. Indem sie soziale Betriebe gründeten, stellten sie den kapitalistischen Privatbetrieben eine gemeinwirtschaftliche Konkurrenz entgegen. Dadurch wirken sie zugleich preissenkend, verhindern sie, daß in Zukunft ohne weiteres jede Lohnerhöhung und noch ein recht erheblicher Profit dazu auf die Konsumenten abgewälzt wird. Aber mehr als das: Durch die Schaffung sozialer Baubetriebe, in denen der Arbeiter nicht mehr für einen Privatkapitalisten zu fronen braucht, regen sie die Arbeitslust und Arbeitsfreude der Arbeiter an, steigern sie die Produktion, fragen sie zur Schaffung

größerer Werte bei, legen sie den wirklichen und tatsächlichen Grund zu einer Hebung der Lebenshaltung. Denn sie wissen sehr wohl: nicht dadurch, daß man den Arbeitern mehr bedruckte Papierscheine gibt — die um so mehr entwertet werden, je mehr man die Druckerpresse in Tätigkeit setzt —, ist die Lebenshaltung der Arbeiter zu bessern, sondern nur durch die Steigerung der Produktion, durch die Schaffung von mehr Werten und dadurch, daß man die geschaffenen Werte nach der geleisteten Arbeit gerecht verteilt.

Selbstverständlich wird mit der Inangriffnahme der neuen Aufgaben die bisherige Tätigkeit der Gewerkschaften nicht überflüssig. Solange es noch einen Kapitalismus gibt, der die natürliche Tendenz zur Verelendung der Arbeiter in sich trägt, werden sie alle ihre bisherigen Aufgaben erfüllen müssen. Allmählich aber müssen sie sich umstellen auf die Kontrolle und die Leitung der Produktion. Denn sie, als die Verkörperung der gesamten Kopf- und Handarbeiter, der sachlichen Fähigkeiten und des beruflichen Sachverständnisses, werden in Zukunft unter dem Mandat des Staates die Träger unserer Wirtschaft sein.

Der 21. Parteitag der britischen Arbeiter

Von M. Beer

In der letzten Juniwoche war die britische Labour Party zu ihrer 21. Jahreskonferenz in Brighton versammelt. Es war, wie die Engländer sagen: die »Coming-of-age Conference« (die Mündigkeitszusammenkunft). Bis 1918 bestand die Partei aus gewerkschaftlichen und sozialistischen Organisationen. Seit 1919 besteht sie sowohl aus diesen wie aus Einzelmitgliedern, die sich mit ihren Satzungen einverstanden erklärten. Bis 1918 war sie eine sozialreformerische und demokratische Gewerkschaftspartei. Seit 1919 aber ist sie eine sozialistische Partei, da sie ihren Satzungen das sozialistische Ziel: die Vergesellschaftung der Produktion als feste Forderung einverleibt hat. Die zahlenmäßige Entwicklung der Partei war folgende:

Jahr	Gewerkschaften		Sozialistische Organisationen		Insgesamt
	Zahl	Mitglieder	Zahl	Mitglieder	
1900 bis 1901	41	353 070	3 ¹	22 861	375 931
1905 bis 1906	158	904 496	2	16 784	921 280
1910	151	1 394 402	2	31 377	1 425 779
1915	111	2 053 735	2	32 838	2 086 573
1919	128	3 464 020	7	47 270	3 511 290
1920	120	4 215 404	5	41 270	4 256 674
1920 bis 1921	120	4 216 724	5	42 270	4 258 994

Etwa 65 Prozent der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter des Vereinigten Königreichs (England mit Wales, Schottland und Irland) sind politisch in der Arbeiterpartei organisiert. Ebenso die meisten Sozialisten mit Ausnahme der vereinigten Kommunisten, deren Zahl unbekannt ist. Einen Rückschluß auf deren numerische Stärke gestattet vielleicht die Leserszahl des »Communist«, die sich auf 60 000 beläuft; doch wird der »Communist« auch von Nichtkommunisten gelesen.

¹ Sozialdemokratische Föderation, Fabiergesellschaft, Independent Labour Party Unabhängige Arbeiterpartei).

Im Laufe des Berichtsjahres (1. Juni 1920 bis 31. Mai 1921) fanden in Großbritannien (England, Wales und Schottland) 34 parlamentarische Ersthahlen statt. An 15 derselben beteiligte sich die Arbeiterpartei mit gutem Erfolg: sie gewann 6 Mandate. Der Aufstieg der Arbeiterpartei zeigt sich auch in den erheblich gestiegenen Stimmenzahlen, die auf ihre Kandidaten entfielen. In den 15 Wahlkreisen erhielten ihre Kandidaten bei den Hauptwahlen (im Dezember 1918) 180 295 Stimmen, im Berichtsjahr 395 665 Stimmen. Die Arbeiterfraktion zählt gegenwärtig 70 Mitglieder, aber es fehlt ihr noch an Einheitlichkeit und guter parlamentarischer Führung.

Der größte Fortschritt der Arbeiterpartei besteht jedoch nicht in den vermehrten Stimmen und Parlamentssitzen, sondern in dem wachsenden Interesse der Arbeiterfraktion an sozialistischen, internationalen und außenpolitischen Fragen. Der Jahresbericht des Parteivorstandes an die 21. Jahreskonferenz ist ein starkes Heft von 110 Seiten, wovon 40 Seiten internationalen, außenpolitischen und sozialistischen Fragen gewidmet sind.

Es ist gegenwärtig eine große Verantwortlichkeit, Engländer zu sein, aber noch größer ist die Verantwortlichkeit, die auf dem britischen Proletariat lastet, denn es muß die Pflicht der sozialistischen Bewegung jedes Landes sein, die Fehler und Verbrechen ihrer herrschenden Klassen gutzumachen und allen von ihnen bedrückten und ausgebeuteten Völkern und Klassen Recht zu verschaffen. Je größer die weltpolitische Macht der herrschenden und besitzenden Klasse eines Landes ist, desto größer die Verantwortlichkeit des Proletariats des betreffenden Landes gegenüber den Forderungen des Sozialismus. Eine derartige Haltung wird das beste Bindemittel sein, die zerbrochene Internationale wieder zusammenzubringen.

Die Eröffnungsrede des Vorsitzenden Cameron in Brighton enthielt internationale und sozialistische Ausführungen, deren Bedeutung für uns nichts von ihrem Werte verliert, auch wenn ihre Motive eigenwirtschaftliche sind. Cameron erklärte: »Niemand unter uns kann sich an eine Zeit erinnern, wo die Wirtschaftslage so schlecht war wie im gegenwärtigen Augenblick. Und diese Lage ist die Folge der Verschwörung der Alliierten, Deutschland und überhaupt Mitteleuropa wirtschaftlich lahmzulegen. Die Alliierten bemühen sich noch immer, den Geist des deutschen Volkes zu unterwerfen — eines Volkes, das nicht mehr von kapitalistischen oder militärischen Ideen geleitet sein will. Das deutsche Volk ist eines der Völker in Westeuropa, dessen Arbeiter mit allem Eifer nach der Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft streben. Die Arbeiter Westeuropas beginnen zu begreifen, daß der Kampf der Alliierten gegen Deutschland die Unterdrückung der sozialistischen Bewegung zum Ziele hat. Man kann aber keinen Teil der menschlichen Gesellschaft ausrauben, ohne daß die ganze Gesellschaft die Folgen der Verarmung des ausgeraubten Landes spürt. Und das ist es, was wir jetzt in Großbritannien fühlen. Unsere Krise ist die direkte Folge des Versailler Vertrags. Unsere Werften feiern, unsere Bergwerke liegen still, weil die Reparationsklauseln jenes Vertrags Deutschland zwingen, den Alliierten Schiffe und Rohle umsonst zu liefern. Und so ist es mit jedem Industriezweig, der vom Versailler Vertrag betroffen wurde. Die fundamentale Wahrheit ist, daß der Kapitalismus nicht imstande ist, den wirtschaftlichen Mechanismus gleichmäßig in Gang zu halten. Perioden von Arbeitslosigkeit und von Überarbeit wechseln miteinander ab und bringen Erschöpfung

und Regellofigkeit in die Häuser der Arbeitermasse. Unter diesem System werden wir unseres Lebens nie froh werden können: Das gegenwärtige kapitalistische System muß verschwinden, ehe wir eine dauernde Lösung für all die Fragen finden, die unseren Geist beschäftigen. Ehe die Arbeiter die Kontrolle der Produktion erlangen, müssen sie die Produktionsmittel beherrschen. Und diese Beherrschung können wir nur erlangen, wenn wir die Staatsmacht ergreifen.«

Eine längere Auseinandersetzung rief die Stelle im parlamentarischen Bericht hervor, die die Haltung der Arbeiterfraktion zur Reparationsvorlage (betreffs Errichtung der Rheinzollgrenze und der Ausfuhrabgaben) betraf. Bei der zweiten Lesung jener Vorlage erklärte bekanntlich J. H. Thomas (Eisenbahner), die Fraktion würde der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten. Diese Erklärung von Thomas wurde von sämtlichen Delegierten in Brighton getadelt. Die Redner: Longstaff (Barrow), Edwards (Stepney, London-Ost), Roden Burton, Richard Wallhead (Unabhängige Arbeiterpartei) sprachen scharf gegen Thomas, worauf der Fraktionsführer Clynes das Wort ergriff und unumwunden zugab, daß die Haltung der Arbeiterfraktion bei der zweiten Lesung der Reparationsvorlage fehlerhaft gewesen sei und daß die Erklärung des Abgeordneten Thomas gar nicht die Ansichten der Fraktion vertreten habe. Man dürfe aber nicht vergessen, daß die Fraktion bei der dritten Lesung den Fehler wieder gutgemacht habe, sowohl durch ihre Kritik der Regierung wie durch die Ablehnung der Vorlage.

Die Konferenz nahm darauf einstimmig eine Entschliebung an, die sämtliche Friedensverträge der Alliierten verurteilte. Einer der Redner über diese Entschliebung war Norman Angell. Er sagte, diese Friedensverträge haben nicht nur Europa balkanisiert, sondern sie werden auch die Arbeiterbewegung balkanisieren (die nationalen Gruppen in Feinde gegeneinander verwandeln), wenn die britische Arbeiterklasse nicht bereit ist, sich mit den deutschen Volksmassen auszuöhnen. »Der Geist des Jingoismus muß verschwinden, wenn der Sozialismus siegen soll.«

Auf Antrag J. Bromleys (Lokomotivführer) beschloß denn auch die Konferenz, gegen jede Bewegung zu kämpfen, deren Ziel es sei, eine englisch-französische Allianz zustande zu bringen. Die britische Arbeiterpartei wünsche die engsten Beziehungen zu den französischen Arbeitern, aber eine französisch-englische Allianz sei sowohl für die französischen wie für die englischen Arbeiter gefährlich. »Frankreich ist jetzt der wilde militärische Gassenjunge (truculent military bully) Europas. Sollen wir einer solchen Macht freie Hand in Europa gewähren?« E. D. Morel sprach sodann gegen geheime Diplomatie: »Die Schicksale der Völker sind in allen Fragen der Außenpolitik immer noch in den Händen einer zahlenmäßig geringen Clique von Oligarchen, die die schlimmsten Feinde der Arbeiterklasse sind. Gestatten wir es, daß diese Leute auch fernerhin über uns verfügen, so sind alle unsere Freiheiten nur Papierfetzen; unsere Kinder werden dann ebenso rücksichtslos geopfert werden, wie unsere Generation im Weltkrieg.« Sämtliche Redner bestritten, daß Deutschland allein am Ausbruch des Weltkriegs schuldig sei. Sie verurteilten die imperialistische Politik aller am Kriege beteiligten gewesen Länder.

Die Jahreskonferenz sagte auch noch mehrere freiheitsfreundliche und sozialistische Beschlüsse über Irland, Indien und Ägypten, über Arbeitslosigkeit

keit, Lohnpolitik usw. Über den Antrag der Kommunisten, ihre Organisation in die Arbeiterpartei aufzunehmen, ging die Konferenz nach kurzer Debatte zur Tagesordnung über. Die Kommunisten erklärten, diese Art der Erledigung ihres Antrags sei nur ein Manöver der Arbeiterführer gewesen, eine Abstimmung über den Antrag zu verhindern, da dieser sonst eine starke Stimmenzahl erhalten haben würde.

Von großer Wichtigkeit ist noch der Beschluß der Konferenz, bei den nächsten Hauptwahlen vollkommen selbständig vorzugehen und kein Bündnis mit den Liberalen oder mit den Asquith-Leuten (den Unabhängigen Liberalen) einzugehen. Zum Vorsitzenden des Parteivorstandes wurde Fred W. Jowett (lies: Oschoett) gewählt, der bereits mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit alle Bündnisvorschlge mit den Asquith-Leuten abgelehnt hat.

Im ganzen stand die 21. Jahreskonferenz der Labour Party unter dem niederdrückenden Gefühl der schweren Wirtschaftskrise und des aussichtslosen dreimonatigen Vergarbeiterstreiks.

Die Umwandlung der Wertpapiere in Buchwerte

Von Dr. pol. et jur. Wagner-Roemmich (Belgeordneter in Hamborn)

Seit der Herausgabe der Verordnung über Maßnahmen gegen die Kapitalflucht vom 24. Oktober 1919 (Reichsgesetzblatt S. 1820) haben wir einen mittelbaren Niederlegungszwang für alle Wertpapiere gegenüber den Banken. Nur unter bestimmten Umständen ist es dem Wertpapierbesitzer möglich, seine Zinsen zu bekommen, wenn er die Wertpapiere nicht bei einer Bank niederlegt. Normalerweise verlassen deshalb die Wertpapiere überhaupt nicht mehr die Banken. Der Eigentümer sieht seine Wertpapiere überhaupt niemals. Die Wertpapiere werden nur in den Büchern der Banken hin und her geschrieben. Nur die Nummernverzeichnisse ändern sich. Das unbequeme und gefährvolle, zerstreute Lagern der Wertpapiere in Kommoden und Panzerschrnken und das Herumreichen der Wertpapiere von Hand zu Hand hat also im allgemeinen aufgehört. Der nächste Schritt ist, daß die Wertpapiere auch bei Besitzwechsel zwischen den Kunden verschiedener Banken nicht von einer Bank zur anderen getragen werden, sondern daß sie an einer neutralen Stelle liegenbleiben und nur umgebucht werden. Wir können dann aber auf die äußere Form der Wertpapiere überhaupt verzichten.¹

Jene Verordnung ist auf halbem Wege stehen geblieben. Hier hätte eine banktechnische Reform durchgeführt werden können, die nicht nur eine große Geschäftsvereinfachung gebracht hätte, sondern die auch die Bekämpfung der Auslandsflucht und der Steuerflucht erleichtert hätte. Die Reichs- und Landeschuldbücher haben die Umwandlung der Wertpapiere im Buchwert schon seit Jahrzehnten versucht, leiden aber unter einer durchaus vermeidbaren Langsamkeit ihres Geschäftsverkehrs und haben ihre Verkehrstechnik nicht genügend ausgebaut.

Für jede Wertegattung eine Blattsammlung bei einer zentralen Buchstelle! Der Ausgeber der Werte (Staat oder Aktiengesellschaft usw.) über-

¹ Vergl. die vom Verfasser ausgegangene Erörterung in »Plutus« 8. Februar 1903, »Volkswirtschaftliche Blätter« Juli, September, Dezember 1910, »Der Bankbeamte« August, September 1910, »Der Tag« 3. September, 10. September 1913.

nimmt das erste Blatt der Sammlung und trägt auf diesem Blatt den Gesamtnennwert ein, den er bei Bedarf erhöht. Jeder Käufer eines Wertes erhält ein Kontoblatt. Die Werte fließen durch Überweisungsschecks vom Ausgeber zu den Käufern und sodann zwischen diesen Käufern hin und her. Kein Wert verläßt diese Sammlung. Herkunft und Verbleib der Werte ist stets zu verfolgen. Die Werteschecks brauchen nicht unmittelbar vom Scheckaussteller zur Buchstelle geschickt zu werden, sondern können (bei beschränkter Laufzeit) übertragbar sein, damit bei regem Verkehr Buchungen gespart werden. Dies ist aber nur möglich, wenn der Scheckaussteller auf ein schützendes geheimes Kennwort verzichtet (Kennwort auf einem Abriß des Schecks, den die Vorprüfungsabteilung der Buchstelle entfernt nach Prüfung des Wortlauts und der Handschrift des Kennworts). Als Eigentumsnachweis werden nur Bestandsnachrichten ausgegeben, mit denen niemand Mißbrauch treiben kann. Über jedem Blatt stehen Namen und Adresse des Werteeigners oder Deckname und Deckadresse. Dann folgen fünf Spalten: Die erste enthält den Tag der Scheckausstellung, der als Übereignungstag gilt (wollte man den zufälligen Eintragungstag gelten lassen, so wären Verkäufer und Käufer im unklaren über die Fälligkeit des Kaufpreises). Die zweite Spalte enthält den jeweiligen Bestand an Werten. Die dritte Spalte enthält die Nummer des Schecks, der den Bestand ändert. (Somit kann in der nach Nummern geordneten Schecksammlung Herkunft und Verbleib des Wertes jederzeit nachgesehen werden. Sind die Schecks nach Namen oder nach Daten geordnet, so wird in der dritten Spalte außerdem die Blattnummer der Gegenbuchung eingetragen.) Die vierte Spalte enthält Eigentumsbeschränkungen, Verpfändungen, Vermerke über die Ausstellung von Teilnehmerkarten zur Aktionärversammlung usw. Die fünfte Spalte enthält die Zinszahlen, die von Zeit zu Zeit addiert werden, um bei Fälligkeit der Zinsen oder der Dividenden sofort die Überweisung auf Postcheckkonto zu veranlassen. Der Wertausgeber überweist die Zinsen der Buchstelle, diese verteilt sie je nach Höhe der Zinszahlen. Zinsberechnungen beim Werteverkauf fallen fort. Die Finanzkasse läßt sich mit Eingang der Zinsen und der Dividenden die Kapitalertragsteuer der Buchstelle für jede Wertart insgesamt überweisen; außerdem kann ihr ein gesetzliches Abbuchungsrecht für jedes Postcheckkonto in Höhe der veranlagten Einkommensteuer gegeben werden.

Die Buchstelle hat mit den Kursen und mit dem Wertehandel nichts zu tun. Buchungen und Rechnungen sind einfach. Die Anteilnummern fallen fort. Ausgelost werden nicht Nummern, es wird irgendein anderes Auslosungsverfahren eingeführt. (Beispielsweise wird ein einziges Blatt gezogen, von dem aus je nach der Größe der Auslosungssumme jedes in der Blattsammlung folgende zehnte oder hundertste Anteiltausend für ausgelost gilt.)

Wollen Verkäufer und Käufer nicht einander bekannt werden und soll der Vermittler (Banken) nicht Zwischeneigentümer werden, so gibt der Verkäufer auf seinem Scheck nur an, welche Bank den Namen des Käufers oder nur den Namen der Bank des Käufers mitteilen werde, die erst den Namen des Käufers nennt. Dies kommt also einer Scheckübertragung gleich.

Wertpapiere mit ihrer umständlichen Aufbewahrung, Verwaltung und Verschickung erübrigen sich. Zinsscheine werden nicht mehr abgeschnitten und nicht mehr erneuert. Die Zinsen oder Dividenden werden jedem Blattinhaber nach Größe und Zeitdauer seines Werteeigentums bei Fälligkeit,

also Ende des Geschäftsjahres, überwiesen. Die Buchstelle wird wegen Zerstörungsgefahr doppelt geführt an zwei voneinander entfernten Orten. Auch ausländische Werteausgeber können ihre Werte ganz oder teilweise in der Buchstelle eintragen lassen, um den Verkehr mit ausländischen Buchstellen oder die Aufbewahrung ausländischer Wertpapiere zu ersparen, während die Buchstellen verschiedener Länder untereinander einen Abrechnungsverkehr für internationale Werte einleiten sollten. Werteausgeber in unsicheren Staaten werden ausländische Buchstellen bevorzugen. Börsenerlaubnis, Aktienrecht usw. nur noch für Buchwerte! Die Buchstelle verwaltet nur, hat kein Risiko, ist weder Gläubiger noch Schuldner. Der Träger dieses Wertpapiergiros unterscheidet sich also wesentlich vom Träger eines Geldgiros; er ist nur Buchhalter und ist Treuhänder bei der Zinsenverteilung. Das große Archiv der Buchstelle und ihre vielen Beamten ersparen eine Unsumme kleiner Archive und eine Menge Arbeit der Banken und der Privatbank. Briefwechsel ist nur auf Vordrucken.

Die Buchstelle ist die folgerichtige entwicklungsgeschichtliche Fortsetzung der Übertragung der Wertpapierverwaltung auf die Banken. Sie ist das selbstverständliche Gegenstück zum Geldbuchverkehr. Außer den verkehrstechnischen Vorteilen bieten sich Steuermöglichkeiten: Die Verwaltungskosten der Buchstelle werden aufgebracht durch einen *Checkstempel*. Ein Überspringen von einem oder mehreren Tagen zwischen Belastung und Gutschrift bietet eine bequeme, sichere, völlig unkostenfreie Form der *Umsatzsteuer*, die sich abstuft nach der Ergiebigkeit des Wertes. Ein Abzug mehrerer Tage bei der Zinsen- und Dividendenüberweisung, ein verhältnismäßiger Abzug der Zinszahlensumme bietet eine ebenso einfache Form einer *Kapitalertragsteuer* bei unumgänglich sicherer und rascher Steuereinzahlung. Die Übertragung der Kapitalerträge auf das Postcheckkonto erlaubt eine Abstufung der Kapitalertragsteuer nach der Höhe der den einzelnen Eigentümern zufließenden Kapitalerträge. Die Auflösung der Einkommensteuer in Lohnsteuer, Gewerbesteuer (Betriebssteuer auf alle Unternehmungen, auch auf die freien Berufe), Grund- und Hypothekensteuer, Kapitalertragsteuer usw. würde hierdurch beschleunigt. Ein zentrales Blattinhaberverzeichnis kann den Steuerhinterziehungsverdacht bei jedem Einkommensteuerverpflichtigen sofort aufklären. Die Überweisung der Erträge auf Postcheckkonto und die sofortige Erhebung auch der Einkommensteuer beim Postcheckkonto sichert die Einziehung der Einkommensteuer, soweit sie durch Kapitalerträge gedeckt wird. Nach dem Ausland kann niemand mehr seine Wertpapiere verschleppen. Wer auswandern will oder wer seine Werte Ausländern überweist, kann angehalten werden. Das Buchungsverfahren holt die schon ins Ausland verschleppten Papiere nicht nur zurück, sondern hält sie auch fest, was einer Stempelung nicht gelingt; dies Verfahren wirkt wie eine stets sich wiederholende Stempelung. Verschleppungen von Werten, die unrechtmäßig erworben wurden oder die in nichtsteuerpflichtigen Besitz übergehen, kann nachgegangen werden, ebenso werden Vermögensvermehrungen (Erbchaften, Geschenke usw.) und wird die Umwandlung gehamferten Papiergeldes in Werte leichter erkennbar.

Unsere innersozialen und unsere internationalen Verpflichtungen zwingen zu einer neuen klaren, offenen, einfachen Werteverwaltungstechnik. Wir müssen hier endlich durchgreifen.

Die Bedeutung der Heimvolkshochschule für den Sozialismus

Von Dr. Viktor Engelhardt (Berlin-Friedenau)

In der Geschichte bewährt sich sehr oft die alte historische Erfahrung, daß eine Hemmung des rein materiellen Entwicklungsprozesses die Völker zur inneren Besinnung führt. In der Zeit des preußischen Niederganges trat ein Fichte auf und vermochte das Sehnen der Epoche in starke Worte zu kleiden; das Unglücksjahr 1864 wurde für Dänemark zur vorwärtstreibenden Kraft, der es eigentlich seine Volkshochschule verdankt — und der verlorene europäische Krieg hat endlich auch das deutsche Volk geistig aufgerüttelt.

Der Weg, welchen diese innere Besinnung nimmt, ist mit historischer Notwendigkeit vorgezeichnet — und darum für alle Zeiten ähnlich. Die materielle Kultur versagt, der Mensch wird auf seine geistigen Kräfte verwiesen — und ist erstaunt über die Schätze, welche hier verborgen liegen. Nur ein Weg führt zu ihnen: Erziehung! Selbsterziehung und pädagogische Leistung. Die geistige Besinnung, welche aus dem Zusammenbruch der materiellen Kultur ihre Kraft empfängt, führt demnach stets zur pädagogischen Forderung. Fichtes-Grundtvigs Wirkung und unsere Tage sind Beweis.

Die geistig-pädagogische Forderung muß aber notwendig revolutionäre Gestalt annehmen. Gilt es doch Neues an die Stelle des morsch gewordenen Alten zu setzen. Eine gewisse Übereinstimmung in der — bürgerlich eingestellten — Gesellschaftsgrundlage der drei genannten Epochen bedingt eine weitgehende Gemeinsamkeit der Form, unter welcher die revolutionäre Forderung erscheint. Der bürgerliche Geist ist individualistisch gerichtet. In den Zeiten der Blüte wird darum der Kultus der Persönlichkeit auf die Spitze getrieben. Philosophische, religiöse, geistige Zerrissenheit ist die Folge. Der durch den Niedergang geweckte oppositionelle Geist muß sich darum gegen diese Zerrissenheit wenden. Die Sehnsucht nach der Einheitskultur wird zu der den drei Epochen gemeinsamen Forderung. Die großen Unterschiede, welche trotz aller Verwandtschaft bestehen, bringen aber selbstverständlich in der weitergehenden Auswirkung dieser Forderung verschiedene und eigentümliche Gestaltungen hervor. Damit wird es unmöglich, die Erfahrungen der Vergangenheit glatt auf die Gegenwart zu übertragen. Trotzdem können wir an der Vergangenheit lernen, wir müssen uns nur aller Gemeinsamkeiten und Unterschiede scharf bewußt werden.

Bei einer pragmatischen Untersuchung der genannten Epochen steht uns die dänische Volkshochschulbewegung näher als der Fichtesche Geist. In Dänemark wurde die pädagogische Forderung wirklich zur Tat — im alten Preußen blieb sie frommer Wunsch. Wollen wir der Gegenwart nützen, so muß unsere Aufmerksamkeit daher der dänischen Volkshochschule gelten.

Ihre geistige Vorbereitung ist mit dem Namen Grundtvigs verknüpft.¹ In Grundtvig lebte die Sehnsucht nach einer einheitslichen Volkskultur. Diese war nicht zu gewinnen, wenn man humanistische Bildungselemente in die breiten Massen trug. Hierdurch konnte es höchstens gelingen, einige Begabte in die bestehende Kulturschicht wie in einen fremden Boden zu verpflanzen, nicht aber den Riß zu schließen, der die »Gebildeten« von den »Ungebildeten«

¹ Vergl. Hoffmann, Die Volkshochschule und die geistigen Grundlagen der Demokratie, 2. Auflage, Berlin 1919.

trennte. Einheitskultur mußte auf dem Volkshoden selbst erwachsen. Grundtvigs Opposition gegen den Humanismus wurde zum Ausdruck des revolutionären Kampfes um das Neue.

Der tatsächliche Aufbau der dänischen Volkshochschule ist von Grundtvigs Geist zwar befruchtet, von den realen Lebensbedingungen aber gestaltet. 1844 wurde in Rødding die erste Anstalt gegründet. Der Kampf des nationalen Dänentums gegen deutsche Einflüsse in Nordschleswig gab ihr Kraft. Die Schwierigkeiten, welche dem jungen Unternehmen entgegenstanden, verhinderten aber seinen raschen Aufstieg. Neues Leben brachte erst Kriksen Kold, ein Mann, der heute unter Dänemarks Bauern als nationaler Held gilt. Anfang November 1851 eröffnete er seine Schule zu Røslinge mit 15 Hörern. Der Samen, welcher damit gestreut wurde, trug reiche Frucht. Das nationale Unglück des Jahres 1864 wirkte auf ihn wie lebenspendender Regen. Die Zahl der Schulen — bisher 11 — nahm so rasch zu, daß man 1874 bereits 54 zählte, welche sich bis 1914 auf 75 vermehrt hatten. 7000 Männer und Frauen besuchen jährlich die Volkshochschule, das heißt 31 Prozent der Landbevölkerung sind durch sie hindurchgegangen. Die Volkshochschule ist in Dänemark zu einem der wichtigsten Kulturfaktoren geworden.

Grundtvigs Gedanken sind heute noch die treibende Kraft, wenn auch schon durch Kolds Tätigkeit eine starke Verbürgerlichung² der ursprünglichen Ideen eintrat. Durch Kold wurde die dänische Volkshochschule zu einer Anstalt, welche Massenunterricht in Form von Vorträgen gibt — mit christlichem Geiste erfüllt ist und nach einem patriarchalischen Zusammenleben strebt. Diese Gestalt, welche sich übrigens trefflich mit der Grundtvigschen Hinneigung zu den Werten der Vergangenheit verträgt, ist in den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen begründet. Dänemark ist Agrarstaat. Der im Boden verwurzelte Bauer ist das Material des Volkshochschullehrers. Unter solchen Bedingungen mußte das revolutionäre Streben nach einer volkstümlichen Einheitskultur seine Ideale unbedingt in der erdgebundenen Vergangenheit suchen. Die geistige Revolution war — schon bei Grundtvig, auf den ja dieselben Verhältnisse wirkten — nach rückwärts gerichtet, nicht nach vorwärts. Eine nordische Renaissance sollte die Wiedergeburt der Antike verdrängen und die ersehnte Nationalkultur schaffen. Das »nationale« wurde in der Praxis unter der Einwirkung politischer Bedrängnis zum Teil wohl enger gefaßt, als es der Begriff der nordischen Renaissance erlaubt. Die Gefahr des Nationalismus bedrohte die dänische Volkshochschule in jedem Augenblick.

Trotz der eben geschilderten Abweichungen von dem, was wir erstreben und erstreben müssen, können die Erfahrungen der dänischen Volkshochschule für uns nützlich sein, da ja, wie wir betonten, in den Grundlagen der Bewegung auch vieles gemeinsam Gültige lebendig ist. Was die dänische Einrichtung grundsätzlich von den deutschen großstädtischen Volkshochschulen unterscheidet, ist der Internatscharakter. Die dänische Volkshochschule ist Heimvolkshochschule, das heißt die Schüler werden in ihr zu einem gemeinsamen, ganz der geistigen Erziehung gewidmeten Leben vereinigt. Diese Volkshochschuljahre — oder besser Volkshochschulhalbjahre — sind nicht hoch genug zu bewerten. Die Bauern Dänemarks verleben hier ein »Fest der Jugend« — frei von den Sorgen des Alltags —, ganz dem Schönen und

² Auch in seinem Vortrag in der Liga für Völkerbund 2. Mai 1921.

Guten zugewandt. Dieses Fest wirft seinen Glanz auf alle späteren Tage, formt Charakter und Geist und wird zum unverlierbaren Besitz. Ja, wir treffen hier auf Grundtvigs eigentliche pädagogische Entdeckung. Er sprach es zum ersten Male in aller Schärfe aus, daß der Mensch nach dem Kindesalter, in der Jünglingszeit, noch eine zweite Epoche größter Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit durchlebt.

Da diese Einheitskultur in den Werten der nationalen Vergangenheit gesucht wird, so steht die Geschichte, namentlich die Geschichte des eigenen Volkes, im Vordergrund der Betrachtung. Ja, die Geschichte wird hier zur eigentlichen Methode. Es wird von dem Grundsatz ausgegangen, daß der ungebildete Mensch seine eigene Gegenwart und seine Stellung zu ihr als Zufall empfindet, während der Gebildete durch die Schule der Vergangenheit ging und damit seine Zeit als notwendig erlebt. Mit dieser scharfen Formulierung der dänischen Methode kommen allerdings die eigenen deutschen Wünsche bereits zum Ausdruck. In ihrer subjektiven Färbung zeigt die Formulierung aber gerade auf das deutlichste, daß wir uns, trotz der Verschiedenheit des Zieles, in der Methode finden können und finden werden.

Die äußere Form des Unterrichts unterscheidet sich von dem, was wir erstreben. Der große Vortrag vor allen Schülern steht im Vordergrund, ein Vortrag, welcher unmerkbar zur Predigt hinüberleitet und die Gefahr des rein Rhetorischen wohl nicht immer ganz vermeidet. Noch charakterisierte diese Form der Mitteilung ganz trefflich als *Kirchenausdehnungsbestrebung*, welche dem konservativen Staat ebenso entspricht wie die Universitätsausdehnungsbestrebung Englands dem bürgerlichen Geist und die deutsche Arbeitsgemeinschaft dem demokratischen Ideal. Das gemeinsame Lieb, dessen verbindende Kraft auch von uns nicht unterschätzt werden sollte, nähert den Vortrag einer kirchlichen Feier schließlich noch stärker an.²

Fremdartig und zugleich verwandt erscheint uns das Leben Dänemarks. Fremdartig, weil eine rein bäurische Kultur uns unverständlich bleiben muß, verwandt, weil im deutschen Erlebnis vieles an dänisches Schicksal und an dänische Sehnsucht erinnert. Auch uns führte das materielle Elend zur geistigen Besinnung, welche als letztes Ziel eine starke Einheitskultur vor Augen stellt. Das Streben nach der Einheitskultur ist revolutionär, denn es schließt die bewußte Opposition gegen den Individualismus des bürgerlichen Zeitalters in sich. Soweit diese Sehnsucht in bürgerlichen Kreisen auftritt, bedeutet sie einen Abfall vom eigenen Wesen. Sie wird zum Ausdruck einer Müdigkeitsstimmung und wendet daher ihre Augen rückwärts in die katholisch-mittelalterliche Vergangenheit — oder gar nach dem fernen Osten. Für solche romantische Revolutionen ist die Zeit zu reif. Sie sind Utopismen, Rückschläge, nichts mehr. Die wahre lebenskräftige Sehnsucht nach der Einheitskultur hat heute ihre Blicke in die Zukunft gerichtet. Sie wird vom sozialistischen Gedanken getragen und weist damit einen anderen Weg als den, welchen Dänemark ging.

Und doch werden wir nach dieser, durch Zeit und Wirtschaftslage bedingten Trennung wieder mit Dänemark zusammengeführt. Die geistige Revolution reißt auch bei uns zur pädagogischen Forderung heran — und die Erfüllung dieser Forderung erblicken auch wir in der Volkshochschule.

² Über die Einzelheiten der dänischen Einrichtungen vergleiche das erwähnte Buch von Hollmann.

Mit dem Worte Volkshochschule ist aber bereits wieder der Unterschied da. Wir denken vorerst an die großstädtische Form derselben, mit Abendkursen, zwischen welchen eine harte Arbeitswoche liegt. Vieles von dem, was Dänemark besitzt, geht damit verloren. Von einer Lebensgemeinschaft kann keine Rede sein. Das Fest der Jugend bleibt ungefeiert. Die tiefste gestaltende Einwirkung auf die Seele wird unmöglich gemacht. Alles, was trotz vieler Kriegsrufe geboten werden kann, ist eine mehr oder minder oberflächliche Belehrung — im besten Fall eine kräftige Anregung zur eigenen Tätigkeit. Menschen können wir in unseren Abendkursen nicht formen. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir die Geister reicher machen. Die Gefahr der Verpflanzung in eine dem einfachen Manne wesensfremde Bildungsschicht liegt damit aber nahe — ja sehr oft trifft dieses Unglück ein, und wir treffen Menschen, aus deren Worten und Ansichten populäre Handbücher mit schrecklicher Deutlichkeit sprechen. Der Weg zur wahren Einheitskultur kann über die großstädtische Volkshochschule, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, nicht führen.

Solche Erkenntnis läßt uns auch in Deutschland Heimvolkshochschulen fordern. Sie werden mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie einst die dänischen. Dort war der Blick nach rückwärts gewendet — zu einer Einheit, welche fertig und geformt vor Augen lag. Wir müssen nach vorwärts schauen — und die Einheit, welche wir erstreben, erst schaffen und bauen. Ohne Fehlschläge und Mißerfolge wird es nicht abgehen. Aber das Ziel ist groß und des Schweißes der Edlen wert. Die größte Gefahr, welche unserer deutschen Heimvolkshochschule droht, ist die politische, denn die Politik ist eng mit den Zukunftsaufgaben verbunden. Die Volkshochschule soll aber nicht politisch sein. Das heißt, sie soll wohl sozialistisch sein — das fordert unser Weg ebenso wie Dänemarks Lage den konservativen Geist —, aber sie soll auch nur sozialistisch sein. Alles Parteigezänk und aller Hader bleibe draußen.

Daß diese Forderung nicht leicht zu erfüllen ist, zeigt Tinz, eine der ersten sozialistischen Gründungen nach dänischem Muster. Ich habe dort bereits zweimal als Gastlehrer gewirkt und den festen Willen der Schulleitung zur politischen Neutralität anerkennen müssen. Diesen Willen durchzusetzen aber kostet Kämpfe. Das Schülermaterial kommt aus den verschiedensten sozialistischen Lagern und trägt den Streit der Brüder auch in diese stille Park-einsamkeit. Doch erste Schwierigkeiten hindern nicht den endgültigen Sieg, den Sieg, der kommen muß und der kommen wird. Er wird um so schneller erkämpft sein, je mehr es der Schule gelingt, alle diejenigen an sich heranzuziehen, denen es um den sozialistischen Gedanken und um die sozialistische Einheitskultur der Zukunft mehr zu tun ist als um den Streit der Parteien.⁴

Die Kinderkrankheiten werden bald überwunden sein. Sie sind vor allem darauf zurückzuführen, daß in anfänglicher Begeisterung dem Schülerrat allzu viele Rechte eingeräumt wurden. In einer Schule, deren Angehörige halbjährlich wechseln, muß selbstverständlich eine feststehende Hausordnung

⁴ Zu näherer Auskunft über Tinz ist der Leiter der Schule, Genosse G. Hennig, Schloß Tinz bei Gera, jedenfalls gern bereit. Dauer des Kurses 4 Monate. Kosten einschließlich Verpflegung, Wohnung und Schulgeld zurzeit 480 Mark für den Kursus. Männerkursus im Frühjahr, Frauenkursus im Sommer und Herbst. Alter der Schüler 18 bis 30 Jahre.

für alle bindend sein. Wird die Selbstverwaltung zu weit getrieben, so läuft die Schule Gefahr, halbjährlich ihr Anstöß und ihre Einrichtungen zu ändern und wird nie zu ersprießlicher Arbeit kommen. Diese Erkenntnis dürfte schon den nächsten Kursus vor den Schwierigkeiten der ersten Halbjahre bewahren. Dann aber finden die nach ernster Lebensarbeit Strebenden in Tinz den rechten Rahmen für ein Fest der Jugend.

Ein kleines altes Schloß, in einem großen schattigen Park gelegen, bietet die für eifrige Studien notwendige Ruhe und Weltabgeschiedenheit. Die Innenräume sind in vortrefflicher Weise zu Hörsaal, Arbeits- und Bibliothekszimmern umgestaltet. In den tiefen Fensterbänken, mit dem Blick auf grüne Wälder und Berge, läßt sich herrlich lesen — an den Pulten, im Angesicht reisender Kornfelder, wunderbar schaffen und vier Monate lang Alltag und Werkstatt vergessen. Ist der Geist dann müde von ungewohnter Anstrengung und Plage, so ruft der Spielplatz zu fröhlichem Kampf oder der thüringische Wald zu heiterer Wanderschaft. Bei solchem Leben, in solcher Umgebung muß allen, die nicht ganz verloren sind, das Herz weit werden und der Blick aufgehen für Höhen und Tiefen, die sie vordem nie geahnt. Dem Lehrer ist ein Boden zur Geistesfaat geboten, wie er ihn so ausnahmesfähig und offen in keiner städtischen Volkshochschule finden kann, die nach kurzen Abendstunden ihre Schüler immer wieder in die Sorgen des Alltags entlassen muß.

Noch nicht nur die äußere Form können wir von Dänemark übernehmen, auch aus dänischen Methoden müssen wir unter Anpassung an unsere Verhältnisse und Ziele praktischen Nutzen ziehen. Zwar der große Vortrag, die Predigt, ist nicht das, was wir suchen. Unser Ziel ist demokratisch und heißt Arbeitsgemeinschaft.⁵ Aber die in Dänemark erprobte historische Unterrichtsmethode ist für uns ebenso wertvoll wie für die konservative Bauernschule. Ich hatte zum Beispiel einmal über die Entwicklung des Weltbildes zu sprechen. Trotz des dem Arbeiter sehr fern liegenden Themas war bereits in der ersten Stunde die Verbindung mit den Schülern hergestellt. Fragen und Gegenfragen blühten lebhaft hin und wider, dann, als ich zeigte, wie selbst die höchsten und reinsten Gedanken der Menschen nur zu verstehen sind in ihrem Zusammenhang mit allen Lebensäußerungen eines Volkes, befanden wir uns auf gemeinsamem Boden. Das, was der Seele des Arbeiters immer und ewig fremd geblieben wäre, wie etwa die griechische Wissenschaft, wurde in seinem Grundgehalt klar erfasst — als es nicht nach »inneren« Gesetzen entwickelt wurde, sondern als Teil der »Kulturgegeschichte« erschien.

Der Nutzen einer hieraus entspringenden Erkenntnis allseitigen Zusammenhanges deckt sich mit dem letzten Endziel jeder Volkshochschulpädagogik überhaupt. Nicht Wissen wird gesucht, sondern Verstehen, ein Weltbild, das heißt ein Gefühl für die Kräfte, welche unser Sein und Werden bestimmen. Die Geschichte scheint der einzige gangbare Weg nach diesem Ziel zu sein. Beschreiten wir ihn, so übermitteln wir dem Schüler die wertvolle Erkenntnis, daß alle Bestrebungen und Ideale zeitlich bedingt sind, daß also auch die Wünsche unserer Zeit aus unserem gegenwärtigen Sein heraus wachsen und in eine Zukunft weisen, die ihrerseits neue Ideale in sich trägt. Mit dieser Erkenntnis werden Tat und Wollen in die rechten Bahnen gelenkt. Es gilt nicht, um nebelferne Ziele zu kämpfen.

⁵ Ich möchte lieber von Wechselrede sprechen und jenes vielgebrauchte Wort nur auf Übungen einer höheren Fortschrittsstufe anwenden.

sondern fest auf dieser Erde zu stehen — und das zu wollen, was die Gegenwart als Ideal verlangt. Das letzte Endziel aller Menschheit müssen wir denen überlassen, die vor dem Ende sind. Wir sind es nicht. Dieser Gedanke gibt Mut und Begeisterung. Hoch im Wollen und klar im Tun — das scheint mir der Nutzen zu sein, den eine Volkshochschule mit ihrem geschichtlichen Unterricht zu erreichen hat. Und kann sie sich vorläufig auch erst an wenige wenden — es macht nichts. Sie gehen hinaus ins Land, kehren zurück in die Werkstatt und werden zum Mittelpunkt klarer kritischer und doch tatkräftiger Gedanken. Wenn uns die Volkshochschule auf diese Weise hilft, von der Phrase freizukommen, hat sie viel getan. Sie hat den ersten Grundstein zu unserem letzten Ziel gelegt: der Einheit des Volkes — nicht an Wissen, sondern an Erkenntnis und Kultur.

Sonderveranstaltungen des Kölner bevölkerungspolitischen Kongresses.

Von Henni Lehmann

Die Fachtagungen, die den Kölner Kongreß¹ begleiteten, standen durchweg sachlich weit höher als die Haupttagung. Bei dieser redete man ins Land hinaus. Man stellte »Schaufenstergruppen« auf; bei den Sonderveranstaltungen arbeitete man. Es ist leider ihrer größeren Zahl und der Gleichzeitigkeit ihrer Verhandlungen wegen nicht möglich, ein erschöpfendes Bild dieser Tagungen zu geben. Den Verhandlungen der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde, des Kölner Zweckverbandes für Leibesübungen, des Bundes der Kinderreichen, der Volksgemeinschaft zur Wahrung von Anstand und guter Sitte, der Deutschen Gesellschaft für soziales Recht, dem Lehrgang für Krüppelfürsorge und der Sitzung des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke habe ich nicht beigewohnt. Ich nenne sie nur, um zu zeigen, welche verschiedenartige Bestrebungen sich um die Frage der Bevölkerungspolitik kristallisierten. Zu dieser kann eigentlich jede soziale und erzieherische Bestrebung in Beziehung gesetzt werden, wenn man den Begriff »Bevölkerungspolitik« so weit faßt, daß alles, was für körperliches und seelisches Gedeihen des Volkes von Wert ist, mit inbegriffen wird. Von größerer Wirksamkeit für das Gedeihen und Gesunden unseres Volkes scheinen mir aber doch die Verhandlungen, die sich mit der Zukunft unseres Nachwuchses, insbesondere der Gefährdeten, befaßten, die Tagung über Psychopathenfürsorge, der Allgemeine Färsorgeerziehungstag, die Tagung des Deutschen Ausschusses für Gefährdetenfürsorge. Auch hier kann ich freilich nur einzelnes herausgreifen.

Die Tagung über Psychopathenfürsorge hatte das Thema aufgestellt: »Heilbehandlung und Erziehung psychopathischer Kinder und Jugendlicher.« Die Färsorgeerziehung sollte besonders berücksichtigt werden. Es sprachen eine größere Zahl von Referenten, darunter Pastor Bachhausen (Hannover), Dr. Mönkemöller (Hildesheim). Mir ging ganz besonders ein Bericht ans Herz — jener der warmherzigen Leiterin der Wohlfahrtsstelle im Berliner Polizeipräsidium, Margarete Dittmer, die über die Färsorge für wandernde Jugendliche sprach. Ihr ganzes Empfinden ist so eingestellt auf die gefährdeten jungen Menschen, sie fühlt so mit ihnen, sie hat so gar nichts pharisaïsch Selbstgerechtes in ihrem Urteil, daß es wohlthuend war, ihr zuzuhören. Wie sie darlegte, hat das Wandern der Jugend ungeheuer zugenommen in dieser Zeit, eine Folge der allgemeinen Unruhe und der Arbeitslosigkeit. Im letzten September meldeten sich bei der Berliner Stelle 2195 Jugendliche als obdachlos. Viele stammten aus Süddeutschland und den

¹ Vergleiche den Artikel »Der bevölkerungspolitische Kongreß der Stadt Köln« in Nr. 13 dieses Bandes der Neuen Zeit.

besetzten Gebieten. Während in Berlin die Zahl der männlichen überwog, kamen in Stuttgart auf 369 männliche 1467 weibliche Wandernde. Entfernungen spielen für diese Jugend keine Rolle. Sie ziehen quer durch ganz Deutschland. Viele suchen Arbeit, und finden sie solche, dann werden sie sesshaft. Andere werden erfaßt von jugendlichen Verbrecherbanden, die sich besonders in Großstädten gebildet haben und immer neue Jugendliche heranzuziehen suchen. Manche möchten sich herausarbeiten, und Fräulein Dittmer meint, daß ein zu gründender »Bund der Weiterstrebenden« gute Erfolge bringen könnte. Nach ihrem Urteil ist nicht selten übergroße Strenge und Unverständnis der Eltern schuld daran, daß die jungen Menschen entgleisen. Die Fürsorge für wandernde Jugendliche könnte meines Erachtens besonders durch gewerkschaftliche Organisationen gestützt und gefördert werden. Die Ergebnisse der Verhandlungen wurden in Leitfäden zusammengefaßt, deren Hauptforderung ein planmäßiges Zusammenwirken von Arzt, Jugend und Wohlfahrtsstellen bei jugendlichen Psychopathen von der Kindheit an ist, ferner Ausbildung von Helfern für die Fürsorge. Diese Ausbildung soll möglichst von behördlicher Seite in die Wege geleitet werden.

Der allgemeine Fürsorgeerziehungstag, den Pastor Bachhausen leitete, hat sich besonders mit Veränderungen der Fürsorgeerziehung befaßt, wie sie sich durch neue Gesetze, Jugendwohlfahrts- und Jugendgerichtsgesetz ergeben werden. Leider war es nur sehr unvollkommen möglich, hierüber ins klare zu kommen, da das Justizministerium über den gegenwärtig in Vorbereitung befindlichen Entwurf zum Jugendgerichtsgesetz den Schleier des Geheimnisses breitet und nur über verschwindende Einzelheiten streng vertraulich Mitteilung gemacht werden konnte. Es ist das bedauerlich, denn gerade bei derartigen Gesetzen, für die soziales Empfinden so stark mißspricht, ist es wünschenswert, daß sowohl die öffentliche Meinung wie die beteiligten Fachkreise möglichst rechtzeitig dazu Stellung nehmen können. In bezug auf praktische Arbeit scheint mir bedeutsam die Anregung, die Anstalten, in denen gefährdete Jugendliche zur Erziehung kommen, mehr zu gliedern, als es bisher der Fall war. Besondere Anstalten für schwer Erziehbare wurden gefordert. Die Meinung darüber, ob die Strafmündigkeit mit dem 14. Jahre eintreten soll, wie es der neue Strafgesetzentwurf vorseht, oder bis zum 16. Jahre hinauszuschieben ist, gingen auseinander. Die letztere Ansicht, die ich für unbedingt richtig halte, überwog. Allgemein hielt man es auch für besser, daß Erziehungsmaßregeln nicht durch das Strafgericht, sondern durch Vormundschaftsrichter oder Jugendamt angeordnet werden. Nur ein einzelner, nie ein Kollegium soll sie festsetzen. Auch bei dieser Fürsorge wurde besonders das Interesse der Arbeiterkreise gewünscht, denen ja der überwiegende Teil der Jugendlichen angehört, die zur Fürsorgeerziehung kommen.

Die Tagung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge hat sich zwar hauptsächlich mit Organisationsfragen beschäftigt, doch hatten diese eine allgemeine Bedeutung. Die Zentrale hat seit einer Reihe von Jahren musterhaft und vorbildlich auf dem Gebiet der Jugendfürsorge gearbeitet und eine Fülle von wertvollen Anregungen gegeben. Sie leidet aber jetzt in ihrer Arbeit unter Störungen, wie sie sich aus den Umwälzungen verschiedener Art gerade auch für das Gebiet der Wohlfahrtspflege ergeben. Insbesondere hat sie vielfach nicht — ihr Sitz ist Berlin — die notwendige Fühlung mit der Arbeit im Lande. Man schlug vor, diese zu schaffen, indem man an einzelnen Orten die Fürsorgevereine verschiedener Art zu Verbänden zusammenfaßt, die dann die private Fürsorge neben dem Jugendamt repräsentieren sollen. Und hierin lag der Schwerpunkt der ganzen Frage. Man wollte die private, die Vereinsfähigkeit möglichst stark machen gegenüber der Arbeit der Behörde. Es war charakteristisch, daß sich für solche Organisation der Vereine besonders die katholische Vertreterin, Frau Neuhaus, einsetzte, die zwar Wertvolles geleistet hat auf dem Gebiet praktischer Liebestätigkeit, aber in ihrer Weltanschauung ganz eng kirchlich eingestellt ist. Sie wies immer wieder auf die »Bureaukratie« hin, die dem behördlichen Be-

trieb innewohnen müsse. Es ist ganz sicher, daß die behördliche Bürokratie der verflochtenen Epoche eine schlechte Tradition hinterlassen hat, nach deren Beseitigung wir streben müssen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege wie auf anderen Gebieten auch; aber es gibt fraglos auch eine Vereinsbürokratie, die gefährlicher ist als die behördliche, weil sie weit weniger durch die öffentliche Meinung kontrolliert wird als diese. Die Vertreter der Jugendämter wandten sich denn auch übereinstimmend gegen die vorgeschlagene Vereinsorganisation, und es wurden auch keine dahingehenden Beschlüsse gefaßt.

Wenn ich auch den Verhandlungen des Bundes der Kinderreichen nicht selbst beiwohnte, so konnte ich mich doch darüber informieren. Insbesondere ist dort die Bedeutung der Wohnungsfrage betont worden sowohl von ärztlicher Seite wie von der Leiterin des Hallenser Wohnungsamts, Dr. Auguste Lange. Von der Wohnung hängt die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder, die in ihr erwachsen, zum großen Teil ab, und somit die Zukunft des Staates. Fräulein Lange schlug vor, die mangelnde Kaufkraft kinderreicher Familien in bezug auf Wohnungen zu beseitigen auf dem Wege der Versicherung, der Prämien und der Zuschüsse. Diesem Gedanken sollte man von städtischen und Landesverwaltungen nachgehen.

Es ist viel auf dem Kongreß davon gesprochen, wie man bevölkerungspolitisch die Zukunft unseres Volkes günstig gestalten könne. Ich hatte immer die Empfindung, zu sagen: »Vor allem sorgt dafür, daß möglichst jedes es als ein Glück betrachten kann, wenn ihm ein Kind geboren wird« — doch im kapitalistischen und durch den Krieg zugrunde gewirtschafteten Staate wird sich das in absehbarer Zeit schwer erreichen lassen.

Als Sonderveranstaltung, die sich angeschlossen, sei noch eine Zusammenkunft der in Köln anwesenden weiblichen Stadtverordneten erwähnt. Man hatte sie, etwas zu anspruchsvoll, als »Lehrgang« bezeichnet. Tatsächlich handelte es sich nur um eine Aussprache im Anschluß an einige Referate, doch ist der Gedanke, solche interfraktionelle Zusammenkünfte weiblicher Gemeindevertreter abzuhalten (es wurde angeregt, dies im Anschluß an jeden größeren Kongreß zu tun), als nützlich zu begrüßen. Die bürgerliche Frauenbewegung scheint in dieser Richtung organisatorisch vorgehen zu wollen, denn die vom Bund deutscher Frauenvereine geschaffene Zentralstelle für Gemeindeväter der Frau versendet Fragebogen an weibliche Gemeindevertreter, die sich auf Notwendigkeit und Nützlichkeit solcher Veranstaltungen beziehen.

Zum Schluß der Ausführungen zum Kölner Kongreß möchte ich noch einige allgemeine Beobachtungen erwähnen, die sich mir aufdrängten. Bei derartigen Veranstaltungen pflegen sich gewisse Grundgedanken herauszuheben, die in wechselnder Form in die Erscheinung treten. Das war in Köln unverkennbar der Fall mit dem Gedanken der Asylierung, des Unterbringens in Anstalten. Auf Ausgestaltung und auf Vermehrung der Anstalten drang man bei Behandlung gefährdeter und psychopathischer Jugendlichen; man verlangte sie für bestimmte Arten von Kriminellen, jugendlichen Straffälligen und anderen; man bezeichnete sie als wünschenswert für Kategorien solcher Persönlichkeiten, bei denen die Hervorbringung einer gefunden Nachkommenschaft ausgeschlossen erscheint. So zweckmäßig dies für den Einzelfall sein kann, in der allgemeinen Tendenz scheint mir doch eine gewisse Gefahr zu liegen. Es wird zunächst sehr schwer sein, bei der Durchführung des Anstaltsprinzips die Grenze zu ziehen zwischen solchen, die zu asylieren und die nicht zu asylieren sind. Man mag mich nicht für allzu skeptisch halten, wenn ich sage, daß an irgendeiner Stelle beinahe jeder gemeingefährlich ist oder doch nicht ganz normal erscheint. »Jeder hat seinen Sparren«, sagt der Volksmund. Schließlich würde also gar die Welt zu einem Gefängnis, in dem die eine Hälfte der Menschheit die andere bewacht. Weiter aber muß man sich klarmachen, daß man immer mehr Menschen ausschaltet aus den natürlichen Entwicklungen und Bedingtheiten des Einzellebens und so leicht das Abnorme noch steigert. Aus diesem Grunde halte ich auch die Gefängnisstrafe unseres Strafrechts für eine nicht unbedenkliche Strafform, die in

vielen Fällen schadet. Auch in der Fürsorge sollte man danach streben, Formen zu finden, die das Verbleiben im natürlichen Lebenskreis ermöglichen — soweit irgend tunlich.

Eine zweite Beobachtung, die sich mir aufdrängte, hängt wohl zusammen mit einer allgemeinen Krankheitserscheinung unserer Zeit: mit der Zerrissenheit und Zerküftung des Volkslebens, die bewirkt, daß immer eine Hand sich gegen die andere erhebt. Immer wieder drängten sich allerlei Sonderinteressen hervor, immer wieder kämpfte eine Berufs- oder Interessengruppe gegen die andere, gegen öffentliche Einrichtungen und gegen anders gerichtete Weltanschauungen an. Hierzu zählt das Bestreben der Ärzte, den Einfluß der Jugendämter einzuschränken und sich selbständige Instanzen zu schaffen, hierzu die Sonderorganisationsbestrebungen verschiedener Richtungen der freien Liebestätigkeit gegenüber den behördlichen Organisationen und ähnliche Erscheinungen. Hoffentlich tritt auf kommenden Wohlfahrtskongressen das Eigeninteresse und die Selbstbehauptung nicht in gleichem Maße hervor.

Literarische Rundschau

Dr. h. c. Wilhelm Engler, *Wohnungsgenossenschaften gegen Wohnungsnot*. Berlin SW 68, Verlag Vorwärts.

Die Schrift enthält das Referat des Genossen Engler auf dem Parteitag in Rassel. Engler tritt für eine Sozialisierung des Wohnungswesens mittels der Übernahme der Wohnungen durch Wohnungsgenossenschaften ein. Mit Recht wendet er sich dagegen, daß das gesamte Wohnungswesen verstaatlicht oder kommunalisiert werde. Mit tödlicher Sicherheit, so sagt er, müßte eine Verstaatlichung auf diesem Gebiet zu einer Bureaukratisierung führen.

Engler stimmt in dieser Hinsicht mit allen Wohnungspolitikern überein, die sich mit der Frage der Wohnungssozialisierung befaßt haben. Wenn heute etwa in unseren Großstädten sämtliche Wohnungen in den Besitz oder die Verwaltung der Gemeinde kämen, so würden die Debatten über allerhand Einzelheiten der Hausverwaltung in den Stadtvortretungen und ihren Ausschüssen nicht abreißen, und die Sitzungen unserer Stadtverordnetenversammlungen würden wahrscheinlich dadurch unerträglich ausgedehnt werden.

Wenn überhaupt das Wohnungswesen sozialisiert werden soll, dann müssen, wie Engler richtig ausführt, die Wohnungsbenußer die Verwaltung der Wohnungen selbst in die Hand nehmen. Die Genossenschaften, die Engler im Auge hat, sollen öffentlich-rechtliche Körperschaften sein, denen jeder angehören muß, der nicht über eine eigene Wohnung verfügt und über zwanzig Jahre alt ist. Die Wohnungsgenossenschaften sollen auch dazu dienen, die Mittel für die Baukostenzuschüsse aufzubringen, die für neue Wohnungen erforderlich sind, und zwar durch Zuschläge zur Miete. Engler berechnet, daß im ersten Jahre ein Zuschlag zur Miete von 10,4 Prozent notwendig wäre, um einen jährlichen Ertrag von 500 Millionen Mark zu ergeben. Diese Summe würde genügen, um ein Kapital von 10 Milliarden Mark zu verzinsen und zu tilgen, mit dessen Hilfe 200 000 Wohnungen gebaut werden könnten. Jedes weitere Jahr soll ein weiterer Zuschlag von etwa 10 Prozent zu den Mieten erhoben werden. Wenn man dann einen weiteren Zuschlag von 25 Prozent zur Friedensmiete zur Bestreitung der gestiegenen Unkosten für den Hausunterhalt in Rechnung setzte, so würde sich erst nach sieben Jahren eine 100prozentige Mieteigerung gegenüber der Friedensmiete ergeben.

Leider hat die Rechnung Englers insofern ein Loch, als heute wenigstens in größeren Orten mit einem Zuschlag von 25 Prozent zur Friedensmiete für die gestiegenen Kosten nicht entfernt auszukommen sein dürfte. Sollen die Käufer durch Instandsetzungsarbeiten vor dem Verfall geschützt werden, so dürften heute schon Zuschläge von 50 bis 60 Prozent, ja vielfach von beinahe 100 Prozent allein zur Deckung der gestiegenen Unkosten nötig sein. Danach würde sich bei der Einführung

ron Zuschlägen für Baukostenzuschüsse, wie sie Engler vorschlägt, nach sieben Jahren eine Erhöhung der Mieten von 150 bis 170 Prozent ergeben. Damit soll nichts gegen die Erhebung von Mietezuschlägen zur Deckung von Baukostenzuschüssen gesagt werden, im Gegenteil, man kann Engler nur zustimmen, wenn er ausführt, daß die Frage der Ausbringung der Baukostenzuschüsse nicht anders gelöst werden kann, als indem man die alten Wohnungen zur Tragung der Kosten heranzieht, ein Grundsatz, den sich auch der Parteitag zu eigen gemacht hat.

Für die Mietesteuer, wie sie jetzt vom Reichsarbeitsministerium vorgeschlagen wurde, hat Engler nichts übrig. Die Mietesteuer sei, meint er, eine rohe Ertragsteuer ohne jeden sozialen Charakter, aber die Zuschläge, die Engler empfiehlt, belasten den Mieter ebenso wie die Mietesteuer. Engler ist zwar auf diesen Einwand gefaßt und macht geltend, daß, wenn die Häuser im Privatbesitz bleiben, noch viel höhere Mieten eintreten und in wenigen Jahren die Mieteelgerungen nur noch dem Hausbesitzer zugute kommen würden.

Selbstverständlich wird jeder Sozialist wünschen, daß die Sozialisierung des Wohnungswesens so bald als möglich erfolgt, aber man darf die Belastung nicht unterschätzen, die zweifellos die Mieter bei einer allgemeinen Sozialisierung des Wohnungswesens durch die entstehenden Verwaltungskosten zu tragen hätten. Engler geht über diesen Punkt ziemlich schnell hinweg. Er bestreitet, daß die Verwaltungskosten nach der Sozialisierung höher sein würden als bei der Privatwirtschaft. Stadtbaurat Wagner, der sehr energisch für die völlige Sozialisierung des Wohnungswesens eintritt, gibt in einem Artikel der »Kommunalen Praxis«, Nr. 32, 20. Jahrgang, der Meinung Ausdruck, daß für tausend Wohnungen fünf vollbeschäftigte Arbeitskräfte für die Verwaltung notwendig sein würden. Diese Zahl ist sicherlich nicht zu hoch gegriffen, wie jeder bestätigen wird, der in einer größeren Baugenossenschaft mitgearbeitet hat. Das bedeutet aber, wenn man die Kosten für Bureauräume und Bureaubedarf hinzunimmt, einen Verwaltungsaufwand von mindestens 100 Mark pro Wohnung. So viel verdienen heute sicherlich die Hausbesitzer nicht. Ob auf der anderen Seite, wie Engler glaubt, dadurch entsprechende Ersparnisse gemacht würden, daß Architekten, Techniker, Agenten, Bauunternehmer und Bauämter wegfallen, müßte erst genau festgestellt werden — was nur auf Grund von praktischen Erfahrungen geschehen könnte. Die ganze Frage muß heute sehr vorsichtig angefaßt werden. Denn eine Sozialisierung, die den Mietern eine Mehrbelastung brächte, würde voraussichtlich von der Bevölkerung nicht gerade mit Freude begrüßt werden. Vorläufig wird es daher zweckmäßiger sein, die Entwicklung weiterzutreiben, die im Wohnungswesen mit der Mieterfußgeßgebung eingesetzt hat und die immer mehr zu einer Aushöhlung des Eigentumsrechts des Hausbesitzers führt. Eine Gelegenheit zu einer weiteren Beschränkung der Rechte der Hausbesitzer bietet jetzt das Reichsmietegesetz, das dem Reichstag vorgelegt werden soll. Wird dieses Gesetz in der notwendigen Weise durchgearbeitet, vor allem das Mitwirkungs- und Kontrollrecht der Mietervertretungen genügend sichergestellt, so wird es wahrscheinlich auch ohne vollkommene Beseitigung des privaten Hausbesitzes möglich sein, den von Engler verkündeten Grundsatz zu verwirklichen, daß das, was die Mieter mehr leisten, als was der Hausbesitzer berechtigterweise fordern kann, auch wieder den Mietern zugute kommt. Dabei muß selbstverständlich dafür gesorgt werden, daß die mit Baukostenzuschüssen gebauten Häuser in gemeinwirtschaftlichem Besitz bleiben oder doch das Eigentumsrecht bei ihnen so beschränkt wird, daß jede gewinnbringende Verwertung des Eigentums an den neuen Wohnungen unmöglich wird.

Engler sieht selbstverständlich ein, daß eine Sozialisierung der Wohnungen nicht so schnell durchgeführt werden kann, daß dadurch schon die Mittel für den Wohnungsbau im Jahre 1921 beschafft werden können. Als Übergangsmaßnahme schlägt er daher vor, die Wohnungsämter sollten das Recht haben, für die erforderlichen Summen Pfandbriefe auszugeben und zu deren Verzinsung und Tilgung Zuschläge zu den Mieten zu erheben. Hier ist praktisch kaum mehr ein Unterschied zwischen

den Vorschlägen von Engler und dem, was der Entwurf des Reichsarbeitsministeriums über die Wohnungsabgabe fordert. Soll doch auch nach den Plänen des Reichsarbeitsministeriums der Ertrag der Wohnungsabgabe zur Verzinsung und Tilgung von Anleihen dienen, die zur Aufbringung von Baukostenzuschüssen aufgenommen werden.

Max Sachs

Viktor Gollancz, *Industrial Ideals*. London 1920, Oxford University Press, Druckerei (Humphrey Milford). 64 Seiten. Preis 2 Schilling 6 Pence.

Eine gedrängte Darlegung der wirtschaftlichen Wiederaufbaupläne, die in Großbritannien die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gefunden haben. Boden- und Kreditreform, Staatssozialismus, Syndikalismus,ildensozialismus, Räteystem, der englische Sozialismus und die russische Revolution, das gewerbliche Schlichtungswesen, Gewinnbeteiligung und Arbeitsgemeinschaften werden kritisch betrachtet. Der Sozialismus ist es, der gegenwärtig in Großbritannien im Mittelpunkt des Interesses steht, sagt Gollancz; ihm messen Anhänger wie Gegner die weitaus größte Bedeutung bei. Ohne die Aufrichtung einer sozialistischen Wirtschaftsordnung unbedingt zu verwerfen, äußert der Autor Befürchtungen in bezug auf deren praktische Konsequenzen, wie Beschränkung der persönlichen Freiheit, Niedergang der Wirtschaft infolge Erschlaffung der Latkraft, Beamtenallmacht usw. Zwischen Staatssozialismus einerseits und Genossenschafts- oder Gewerkschaftssozialismus (ildensozialismus) andererseits bestehe in dieser Hinsicht kein wesentlicher Unterschied, denn es sei gleich, ob die Leitung in Händen einer staatlichen oder einer anderen Bureaukratie liege; sie sei in beiden Fällen an der Sache nicht interessiert und werde die Erzeugung hinreichender Gütermengen nicht zustande bringen können. Das Bewußtsein, für das öffentliche Wohl tätig zu sein, werde keinen hinreichend wirksamen Antrieb bilden. Auf die Möglichkeit, die wirtschaftliche Leistung auch in der Gemeinwirtschaft durch entsprechende Gestaltung der Gegenleistungen und durch Verantwortlichkeit anzuspornen und zu sichern, wird nicht Bedacht genommen.

H. Fehlinger

Hermann Wendel, *Von Marburg bis Monastir*. Eine südslawische Reise. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei. 126 Seiten.

Dieses reich mit Bildern ausgestattete neue Buch Wendels erzählt in anspruchsloser Weise von Erfahrungen und Eindrücken auf einer Reise durch den neuen Südslawenstaat. Was gesagt wird, berechtigt zu den besten Hoffnungen; es mangelt den Slowenen, Kroaten und Serben nicht an fähigen Köpfen und auch nicht an Arbeitswillen, um ihrem Land eine gedeihliche Entwicklung zu sichern. Den Deutschen fand Wendel die Südslawen durchaus wohlgesinnt. Zu bedauern ist, daß die Gegenwartsverhältnisse danach geartet sind, diese Völker von deutscher Kultur möglichst abzuschließen. So ist zum Beispiel auf S. 112 zu lesen, daß ein Artillerieoberst, der Deutschland kennt und schätzt, seinen Sohn gern auf eine deutsche Hochschule schicken möchte. »Aber er klagt: keine Einreiseerlaubnis zu erhalten; Besuche monatelang ohne Antwort; so wird der junge Mann wohl nach Paris gehen. Verständnissvoll und erbittert nickte ich; zwischen Marburg und Monastir das gleiche Lied schon zum duzendsten Male.« Auf S. 31 bis 32 wird gezeigt, daß die verschiedenen »Auslandsauf- und Drauf- und Zuschläge« des deutschen Buchhandels das deutsche Buch fast unerschwinglich machen. Englische und französische Buchhändler werfen dagegen ihre Bücher so billig wie möglich nach Südslawien. Dort stellt sich trotz des Tiefstandes der deutschen Valuta »ein deutsches Buch doppelt so teuer wie eines über den gleichen Gegenstand aus Pariser Verlagen. Bald werden die nach dem europäischen Südoften bestimmten Bücherpakete in Leipzig liegenbleiben, weil kein Mensch mehr die Wahnsinnspreise zahlen kann und will.« Man bedenke noch, daß die gebildeten Kreise Südslawiens heute noch so gut wie allgemein die deutsche Sprache beherrschen; viele Arbeiter ebenfalls. Wäre es nicht gut, das zu nutzen, anstatt uns geistig abzuschließen?

Wendels Buch verdient, viel gelesen zu werden.

H. Fehlinger

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Krise der Arbeiterbewegung in Frankreich. Von J. Steiner-Jullien.

Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität. Von Wilhelm Schöttler (Köln).

Das neue deutsche Wirtschaftsrecht. Von W. Gusle.

Der Sinn des Jungsozialismus. Zur jungsozialistischen Konferenz in Bielefeld. Von Kurt Wegner.

Zum Studium des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Von R. Ballerstaedt.

Eine neue Marx-Biographie. Von M. Beer.

Literarische Rundschau: Waldemar Mitscherlich, Der Nationalismus Westeuropas. + O. Wiener, Physik und Kulturentwicklung. + Ab. Grabowsky und Walter Koch, Die freideutsche Jugendbewegung. Ursprung und Zukunft. + A. Walther, Das Kulturproblem der Gegenwart.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolportage zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Verbandsbefreiung.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Kaiverau, S., Soziologische Pädagogik. Leipzig, Quelle & Meyer. 277 S.
- Künstler, O., Die Vorräte und ihre Lager in Fabrikbetrieben. Berlin, Verlag Gewerkschaftliche Betriebsrätezentrale. 16 S.
- Larin, J. und L. Krikmann, Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjet-Rußland 1917 bis 1920. Berlin, A. Seehof & Co. 177 S. Geh. 15 M.
- Lenin, N., Die Agrarfrage in Rußland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, A. Seehof & Co. 87 S. Geh. 7 M.
- Mackes, A., Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung. Für Schule und Haus. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 96 S. Geh. M. 4.50.
- Miljutin, W. P., Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjet-Rußland. Mit einer Einleitung von Spectator. Berlin, A. Seehof & Co. 50 S. Geh. M. 3.50.
- Nathusius, A. v., Es leuchtet meine Liebe. Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 202 S.
- Neurath, O., Anti-Spengler. München, Georg D. W. Callwey. 95 S. Geh. 15 M.
- Newski, W. J., Die Sowjetmacht. Ihre Entstehung und ihre Leistungen. Wien, Arbeiter-Buchhandlung. 88 S. 16 Kr.
- Nieder, L., Der „wissenschaftliche“ Sozialismus, die Grundlage der Sozialdemokratie. Nach dem Vorkriegsstande gemeinverständlich erörtert. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 40 S. Geh. M. 1.80.
- Ripperden, S. C., Kontrahierungszwang und diktiertter Vertrag. Jena, Gustav Fischer. 168 S. Geh. 22 M.
- Roack, W., Wohnungsmangel in Stadt und Land. Ergebnis einer Studienreise im Auftrag der Sozialisierungskommission in den Provinzen Brandenburg und Sachsen. Berlin, J. R. Engelmann. 21 S.
- Rotaf, R. Fr., Der Sturz der Mittelmächte. München, G. D. W. Callwey. 435 S. Geh. 48 M.
- Riedel, J., Der Wille zur Arbeit. (Veröffentlichung der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft.) Dresden, v. Zahn & Jaensch. 56 S. Kart. 5 M.
- Rosner, Karl, Der König. Roman. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 299 S. Geh. 10 M.
- Rufeler, G., Das Haus im See. Roman. Wilhelmshaven, Friesenverlag. 306 S.
- Schumacher, W., Tarifverträge und Schlichtungswesen. Berlin, Zentralverlag. 32 S. Geh. M. 2.50.
- Sieber, E., Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur. Dresden, „Globus“, wissenschaftliche Verlagsanstalt. 129 S. Geh. 2 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 17

Ausgegeben am 22. Juli 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Krise der Arbeiterbewegung in Frankreich

Von J. Steiner-Jüllien

Der Krieg hat nicht allein die bürgerliche Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttert, auch die sozialistische Bewegung aller Länder ist von dieser Erschütterung ergriffen worden. Doch nicht überall hat die sozialistische Krise dieselbe Entwicklung durchlaufen, wenn auch überall die innere, nationale, mit einer äußeren, internationalen einhergeht.

Diese zwei Merkmale, der inneren und der äußeren Krise, weist auch die französische Arbeiterbewegung auf. In Frankreich ist die innere Krise jedoch eine zwiefache: eine Gewerkschafts- und eine Parteikrise. Es ist bekannt, daß schon vor dem Kriege eine geistige Trennung zwischen Partei und Gewerkschaften in Frankreich bestand, die zu gewissen Zeiten bis zur offenen Gegnerschaft ging. Schuld an dieser geistigen Trennung hat fast allein die sozialistische Partei, die ursprünglich, wie heute die Kommunisten, die Gewerkschaften nur als untergeordnetes Anhängsel betrachtete. Als dann die Partei sich, kaum gegründet, wieder spaltete, blieb den Gewerkschaften nur übrig, sich gleichfalls zu spalten — oder sich von der Partei zu trennen. Es war ein langer und schmerzlicher Prozeß, den die französischen Gewerkschaften in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durchmachten, bis um die Jahrhundertwende mit dem »Mille-randismus« die Scheidung eintrat, weil der rechte Flügel der sozialistischen Bewegung auch die Gewerkschaften vor den Regierungswagen spannen wollte. Mit Hilfe des schwächeren linken Flügels setzten sich nun die Anarchisten in den Sattel. Von damals datiert der sogenannte Syndikalismus.

Der Syndikalismus ist Theorie und Praxis zugleich. Er behauptete, nicht allein die richtig anwendbare proletarische Methode innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft zu sein, sondern darüber hinaus auch mit dieser Methode die Befreiung der Arbeiterklasse und die Ersetzung des Kapitalismus durch eine gewerkschaftlich-föderative Produktion herbeiführen zu können. Und zwar ist für den Syndikalismus die Hauptwaffe im Gegenwartskampfe dieselbe, die den Sturz des Kapitalismus herbeiführen soll: der Generalstreik. Für den Syndikalismus ist die Organisation nur ungefähr das, was für die Kommunisten die »Zelle« ist: die Formation, die in ständiger »revolutionärer Gymnastik« die Massen trainiert, bis zu jenem wunder-tätigen revolutionären Generalstreik. Ein bekanntes Wort varilierend, könnte man von ihr sagen: Die Organisation ist ihr nichts, der Kampf alles.

Und der Kampf allein soll alles entscheiden, in Gegenwart und Zukunft, ohne politische Partei, ohne Proletariat, ohne Demokratie: Le syndicalisme se suffit à lui-même (der Syndikalismus genügt sich selbst), das heißt genügt für alles, hatte Pouget 1904 gesagt und damit zugleich sagen

wollen, daß die sozialistische Partei oder vielmehr die sozialistischen Parteien, denn erst 1905 kam die Einigung zustande, ein überflüssiges Anhängsel seien.

Dieses System, so wenig es einer kritischen Analyse auch standhalten mochte, mußte sich in den Gewerkschaften siegreich durchsetzen, weil es den Franzosen sozusagen auf den Leib geschrieben ist. Der Franzose — und dies hat er wohl mit allen romanischen Völkern gemein — ist Realpolitiker. Es genügt ihm nicht, für den Alltag eine Wassersuppe zu haben und für sonntägliche Betrachtungen die Zusammenstellung einer Speisekarte künftiger Genüsse. Diese Genüsse haben für ihn nur dann Sinn und Wert, wenn sie alltäglich unmittelbar zu seiner Verfügung stehen oder wenn er mindestens überzeugt ist, daß er nur zu wollen braucht, um sie zu seiner Verfügung zu haben. Ein System, das ihm eine lange, mühsame Politik der Organisation und Schulung vorseht, ehe er zu jenen Genüssen kommen kann, wird deshalb schnell in Mißkredit geraten. Und deshalb werden die gemäßigten Sozialisten Frankreichs manchmal höchst revolutionär erscheinen.

Wir deutschen Sozialdemokraten, die wir in dem Rufe stehen, höchst praktisch veranlagte Realpolitiker zu sein, pflegten über die französischen Illusionisten mitteilidig oder ärgerlich die Achsel zu zucken. Dasselbe taten auch immer die Franzosen uns gegenüber. So verlockend es wäre, will ich jedoch hier keine geschichtsphilosophischen Vergleiche ziehen. Ich begnüge mich, zu unterstreichen, daß für den Franzosen Theorie und Praxis ineinander verschmolzen, ein Ganzes sein müssen, wenn sie ihnen verständlich sein sollen. Eine politische Metaphysik wird der Franzose immer ablehnen.

Der Syndikalismus fiel dem Kriege zum Opfer. Er hatte 1908 auf dem Kongreß von Marseille proklamiert, daß die Arbeiter kein Vaterland hätten, daß sie demnach jeden Krieg verhindern würden, und zwar durch den revolutionären Generalstreik. Als der Krieg aber kam, versagten Führer und Massen. Wir haben den Glauben der Syndikalisten, daß das revolutionäre Proletariat stark genug wäre, um einen Krieg zu verhindern, nie geteilt und können und dürfen ihnen um so weniger einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich nicht nutzlos einer hoffnungslosen Idee geopfert haben. Aber die Tatsache, daß der Syndikalismus im entscheidenden Augenblick nicht vermocht hat, zu tun, was er seit einem Jahrzehnt alltäglich angekündigt hatte, hat ihm den Todesstoß gegeben.

Das Verdienst — die Schuld, wie die Opposition sagt — der Führer der Syndikalisten ist es, sehr schnell aus diesem Zusammenbruch die praktischen Konsequenzen gezogen zu haben. Und so sah man Jouhaux im Nationalen Hilfskomitee zwischen dem Kardinal von Paris und dem Landesrabbiner sitzen, und so konnte man den Kassierer des Gewerkschaftsbundes sehen, wie er Unterstützungsgelder an katholische Priester und andere bürgerliche Leiter von Wohltätigkeitseinrichtungen auszahlte. Viele von den Syndikalisten — nicht alle — versielen sogar in das gegenteilige Extrem und glaubten nun, daß der Burgfrieden auch nach dem Kriege fort dauern und eine schöne Ara großer sozialer Reformen beginnen würde. Von dieser Illusion hat sie jedoch Clémenceau noch während des Krieges geheilt.

Clémenceau kam bekanntlich an die Regierung, als durch die russische Revolution und durch den Frieden, den die zur Herrschaft gelangten Bolschewisten mit Deutschland abzuschließen sich anschickten, der Krieg verloren

schien. Für Clémenceau war selbst Poincaré der Laubheit und Schwachmütigkeit schuldig, und Malon hatte nach Clémenceau »die Interessen Frankreichs verraten«. Einmal an der Regierung, zog der alte Kampfbahn ganz andere Saiten gegenüber den Gewerkschaften und gegenüber der Partei auf. Er zwang beide in eine Kampfstellung hinein. Aber der Syndikalismus war tot. Das System der revolutionären Gymnastik bis zum Generalstreik, der den Sturz des Kapitalismus herbeiführen und die Umbildung der Gesellschaft einleiten sollte, war zertrümmert. Es war die Aufgabe der sozialistischen Partei, ihre Theorie an die Stelle des Syndikalismus zu setzen.

* * *

Diesen historischen Moment hat die sozialistische Partei verpaßt, denn sie selbst befand sich in einer schweren Krise. Zunächst mitgerissen von der nationalen Sturmflut, hatte sich innerhalb der Partei bald eine sich immer stärker werdende Opposition geltend gemacht, die die Aufrechterhaltung beziehungsweise Wiedereinsetzung der grundsätzlichen Opposition forderte. Diese Opposition, die im Winter 1914/15 einsetzte, schien zunächst ganz hoffnungslos; die russische Revolution verhalf ihr jedoch zum Siege. Es ist bekannt, wie Cachin, Moutet und Lafont im Sommer 1917 nach Rußland geschickt wurden, um der jungen russischen Revolution den Krieg bis zum äußersten zu predigen, und als bekehrte Friedensapostel heimkamen. Damit hatte die Opposition in der Partei eigentlich schon über die Politik Renaudels gesiegt. Es begann in der Partei jene mystisch anmutende Politik, die alles Heil von der russischen Revolution erwartete und schließlich zur Spaltung der Partei führte.

Auf den ersten Blick mag es unverständlich erscheinen, wie es möglich sein konnte, daß die primitiven Ideen des russischen Bolschewismus in einem so alten demokratischen Lande wie Frankreich so tiefe Wurzel schlagen konnte. Und doch ist nichts natürlicher. Zunächst darf nicht vergessen werden, daß der Sozialismus in Frankreich es weder verstanden hat, den Krieg zu verhindern, noch ihn abzukürzen. In der Politik ist das Unvermögen aber eine Sünde. Und deshalb mußte der Sozialismus in den sogenannten siegreichen Ländern als Besiegter erscheinen. In Rußland aber hat der Bolschewismus den Krieg abgekürzt, das alte Regime gestürzt und angeblich zugleich den Sozialismus eingeführt. Dieselbe revolutionäre Taktik stellte er auch den anderen Ländern. Nun haben wir schon am syndikalistischen Beispiel gezeigt, wie sehr die Verschmelzung von Theorie und Praxis, von Gedanken und Ausdruck dem Genie Frankreichs entspricht. Der Bolschewismus stellt aber eine solche Verschmelzung dar. Für ihn ist alle Taktik, jede Alternative nur ein Teil der bevorstehenden Revolution. Und deshalb konnte er in Frankreich sich schnell durchsetzen, das heißt die Arbeiterbewegung zersetzen.

Aber nicht deshalb allein. Wir haben gesehen, wie der Syndikalismus Schiffbruch gelitten hatte und wie die Syndikalisten daraus ihre Konsequenzen zogen, indem sie zu einer reformistischen Taktik griffen. Aber eine tiefe Lücke klaffte; denn da beim Syndikalismus Theorie und Praxis eins waren, so fiel mit der Praxis auch die Theorie. Der Sozialismus hatte aber infolge seiner eigenen Krise diese Lücke nicht auszufüllen vermocht. Als nun in der Partei der Bolschewismus Oberwasser gewann, begann ein zunächst versteckter Kampf gegen die »reformistische« Gewerkschaftsmehrheit, die sich

darauf von der Partei zurückzog und versuchte, die theoretische Lücke selbst auszufüllen.

Der Gewerkschaftsbund setzte eine Studienkommission, den »Conseil Economique«, ein, dessen Aufgabe es war, Projekte für die Umwandlung der kapitalistischen Produktion auszuarbeiten. Aber in diesem Ringen nach einer neuen Theorie, die bei einer gegenseitigen Durchdringung für die Gewerkschaften wie für die sozialistische Partei gleich fruchtbringend hätte sein können, wurden die Gewerkschaften gestört durch den Ansturm der Kommunisten.

Sie haben heute alle Hände voll zu tun, um sich nur ihrer Haut zu wehren. Schon haben die Kommunisten sich mehrerer Verbände bemächtigt. Sie haben die Leitung im Pariser Gewerkschaftskartell in Händen; sie schicken sich an, auf dem allgemeinen Gewerkschaftskongreß, der demnächst (Ende Juli) in Lille stattfindet, die alte Leitung zu stürzen und sich an deren Stelle zu setzen. Wie aber der Kongreß in Lille auch ausgehen mag, sicher ist heute schon, daß die Kommunisten die Gewerkschaften zerrieben und zur Ohnmacht verdammt haben. Leider ist es wahrscheinlich, daß es ebenso wie in der Partei zur *S p a l t u n g* kommen wird. Das wäre das größte Verhängnis, das über die französische Arbeiterbewegung hereinbrechen könnte.

Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität.¹

Von Wilhelm Schöffler, Dipl. u. K. (Köln)

Bei einer Betrachtung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vor dem Weltkrieg² sehen wir, daß die deutsche Volkswirtschaft ihre Aufgabe, auf verhältnismäßig schmaler territorialer Grundlage eine immer stärker zunehmende Bevölkerung zu ernähren, in der Weise gelöst hat, daß sie ihre gesamte Entwicklung auf weltwirtschaftliche Beziehungen einstellte und namentlich den Außenhandel förderte. Deutschland führte in steigendem Maße und in der Hauptsache Rohstoffe und Nahrungsmittel ein und gab dafür vor allem fertige und halbfertige Fabrikate hin. Die Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln brachte die Vermehrung eines sehr wichtigen Produktionsfaktors mit sich, nämlich der Arbeitskraft. Diese wurde dem Interesse der Ausweitung des Nahrungsspielraums nutzbar gemacht, indem die in der Heimat und aus dem Ausland bezogenen Rohmaterialien in Fabrikate, in gebrauchsfertige Produkte umgewandelt wurden. Durch diese Veredlung, die das Rohmaterial in der Werkstätte Deutschland erhielt, bekam es seinen höheren Wert, der beim Wiederverkauf an das Ausland in Erscheinung trat. Der Kreislauf dieses Austauschprozesses vergrößerte sich ständig. Einem Zuwachs der Bevölkerung konnte genügende Arbeit, gleichbedeutend mit Nahrung, verschafft werden, ein mehr oder weniger großer

¹ Unter Bevölkerungskapazität oder Nahrungsspielraum verstehe ich das Verhältnis der heimischen Volkszahl zum Ertrag der nationalen Gütererzeugung.

² Wir sind mit einzelnen Ausführungen des Verfassers nicht einverstanden, bringen aber, nachdem wir in Nr. 10 und 12 den abweichenden Ansichten Heichens und Molkenbuhrs über die Möglichkeit einer weiteren Intensivierung und Rationalisierung der deutschen Industrie Raum gegeben haben, auch diesen Artikel zum Abdruck.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Unternehmergewinn wurde erzielt, und die Möglichkeit der Kapitalneubildung war gegeben. In diesen Tatsachen lag die bevölkerungspolitische Bedeutung unseres Außenhandels — des Austauschs von Fabrikaten gegen Rohstoffe und Nahrungsmittel —, wie er sich in der deutschen Volkswirtschaft vor dem Kriege vollzog. Ohne diese Verflechtung mit dem Weltmarkt — der Gesamtaußenhandel Deutschlands betrug 1913 fast 21,5 Milliarden — wäre die Ernährung und der Unterhalt der stets wachsenden deutschen Bevölkerung wohl unmöglich gewesen. Soweit es gelang, dem Volkszuwachs genügende und lohnende Arbeit zu verschaffen, konnte von einer Übervölkerung keine Rede sein, denn Arbeitsgelegenheit war gleichbedeutend mit Nahrungsspielraum. Der Umfang des Nahrungsspielraums unseres Volkes wuchs in dem Maße, in welchem seine eigene Ausfuhr an Fabrikaten wuchs. Die deutsche Ausfuhr steigerte sich von Jahr zu Jahr. 1872 betrug sie noch 2,49 Milliarden, 1913 fast 10,9 Milliarden Mark. Mit dieser Steigerung der Bevölkerungskapazität hielt auch die Bevölkerungszunahme gleichen Schritt. Der Boden, auf dem 1880 nur rund 45 Millionen Menschen lebten, unterhielt vor dem Kriege bei wesentlich gesteigerter Lebenshaltung fast 68 Millionen. Diese günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse vor dem Kriege dankte Deutschland seiner Verflechtung mit dem Weltmarkt, insbesondere dem Wachstum seines Außenhandels.

Wie liegen die Verhältnisse nun heute? Die Ein- und Nachwirkungen des Weltkriegs haben die wirtschaftliche Basis des früheren Deutschlands vernichtet. Der Friedensvertrag bezweckt nach einem Worte Keynes die »systematische Zerstörung« des deutschen Wirtschaftssystems: 1. den Überseehandel, verkörpert durch die Handelsflotte, Kolonien, ausländische Kapitalanlagen, Export und die überseeischen Verbindungen der Kaufleute; 2. die Ausbeutung von Kohle und Eisen, worauf im wesentlichen die deutsche Industrie beruht; 3. Deutschlands Verkehrs- und Zollsystem. Die heutige wirtschaftliche Lage unseres Vaterlandes, wie sie sich nach dem Friedensschluß gestaltete, wird durch eine Reihe von Faktoren bestimmt, die für die Größe und Entwicklung des Nahrungsspielraums unseres Landes, für seine Bevölkerungskapazität, eine überaus wichtige Rolle spielen. Der wichtigste Faktor bietet sich uns in der Betrachtung des deutschen Außenhandels. Der Außenhandel, der während des Krieges und auch nach dem Waffenstillstand durch die Blockade unterbunden war, wurde Deutschland durch den Versailler Vertrag mit allen Mächten wieder gestattet. Deutschland ist jedoch von seiten der am Vertrag beteiligten gegnerischen Staaten nicht das Recht der offenen Tür zugestanden, während es sich diesen gegenüber zur Gewährung vollkommener Handelsfreiheit und des Rechts der Meistbegünstigung hat verpflichten müssen, außerdem auch noch einzelne besondere zollpolitische Zugeständnisse zum Beispiel wegen der Nichtüberschreitung der bisherigen Zollsätze und der Zollfreiheit der Waren hat machen müssen, die aus Elsaß-Lothringen und den an Polen abgetretenen Gebieten stammen.

Prüfen wir nun, welche Folgen sich im einzelnen aus den Bestimmungen des Friedensvertrags für die zukünftige weltwirtschaftliche Tätigkeit, insbesondere den Außenhandel Deutschlands, ergeben.

Es ist klar, daß schon mit dem Verlust des größten Teiles der Handelsflotte dem Außenhandel eine wesentliche Grundlage entzogen wurde. Nach Erfüllung der Vertragsbestimmungen blieben Deutschland von seiner Han-

deßflotte nur noch der achte bis neunte Teil der Tonnage, die es vor dem Kriege besaß, nämlich etwa 580 000 Bruttotonnen. Außerdem hat Deutschland die durch den Vertrag auferlegte Neubauverpflichtung bis zu 200 000 Bruttotonnen jährlich für fünf Jahre übernommen, so daß in diesem Zeitraum auch die Möglichkeit einer Ergänzung des Schiffsbestandes auf äußerste beschränkt ist.

Die auswärtigen Guthaben und die deutschen Unternehmungen in feindlichen Ländern wurden beschlagnahmt und liquidiert, wodurch der Außenhandel ein gutes Teil seiner Kapitalkraft verlor. Der so erlittene Schaden wird von den deutschen Interessenten auf mehr als 20 Milliarden Goldmark veranschlagt. Diese Anlagen bildeten zweifellos eine der wichtigsten Stützen des deutschen Außenhandels. Durch die Heimsendung der Auslandsdeutschen wurde ferner die Gelegenheit zu Einkäufen für deutsche Rechnung und zum Absatz deutscher Waren erheblich erschwert. Dazu kommt der Haß gegen alles Deutsche, der als Folge der Kriegsverluste in der Bevölkerung der feindlichen Staaten Platz gegriffen hat und der durch eine systematische Preßhefte noch weiter geschürt wurde. Die feindlichen Länder machen jedenfalls von ihrem Rechte, sich unserem Handel zu versperren, soweit Gebrauch, als es ihre wirtschaftlichen Interessen irgendwie zweckmäßig erscheinen lassen. Für unsere industrielle Ausfuhr werden also weite Gebiete, die vor dem Kriege von ihr versorgt wurden, darunter wichtige Welt handelsgebiete, auch weiterhin verschlossen sein.

Auch der Bezug von Rohstoffen stößt auf mancherlei Hindernisse. In den fremden Ländern, auch in den neutralen, besteht die erklärliche Neigung, diejenigen Absatzmärkte, die Deutschland während des Krieges verloren hat, für die eigene Industrie zu erobern. Da nun die Vorräte an Rohstoffen in den meisten Industrieländern knapp sind, haben die fremden Volkswirtschaften das Bestreben, die Ausfuhr aus den Erzeugungsgebieten sich selbst zu sichern, und die Neigung des fremden Handels, uns Rohstoffe zuzuführen, ist um so geringer.

Nicht weniger ungünstig ist Deutschland leider künftig auch mit den im eigenen Lande erzeugten Rohstoffen daran. Wenn unsere Wirtschaft sich vor dem Kriege so mächtig entwickelt hat, so lag ein Hauptgrund darin, daß wir über gewaltige Kohlen- und Eisenlager verfügten. Deutschland verlor aber nach dem Versailler Diktat von seinen Kohlengebieten einen ganz wesentlichen Teil, namentlich das Saargebiet, dessen Kohlenflöze lastenfreies Eigentum Frankreichs wurden. Ferner sind noch immer Teile Oberschlesiens gefährdet. Die Förderung wird weiter dadurch herabgesetzt, daß zunächst die Leistungen der Bergarbeiter infolge der Nachkriegsverhältnisse geringer waren als im Frieden. Es ist auch nur teilweise möglich, den Verlust an Förderung durch Vergrößerung der Belegschaften auszugleichen. Dies würde schon daran scheitern, daß die erforderlichen Wohnungsbauten jetzt unausführbar sind. Dazu muß Deutschland nach dem Friedensvertrag gewaltige Kohlenmengen an die Entente liefern. Der Fehlbetrag des Inlandsbedarfs stellt sich etwa auf die Hälfte. Deutschland braucht aber die Kohle nicht nur für seine Industrie, sondern die Kohlen waren auch ein wichtiger Ausführartikel. Heute wären sie sogar der hauptsächlichste Ausfuhrgegenstand, mit dessen Hilfe Deutschlands Außenhandel wieder in Gang gebracht werden könnte.

Nicht besser als mit der Kohle steht es auch mit dem Eisen. Deutschland verliert mit den abgetretenen Gebieten mehr als die Hälfte der Roheisenerzeugung. Besonders schwer wiegt der Übergang der lothringischen Minettegebiete an Frankreich. Betroffen wird auch hier am meisten wieder der Exporthandel, in dem die Maschinen sowie Eisen- und Stahlwaren einen überragenden Platz einnahmen.

Durch die Zahlungsverpflichtungen, die uns der Friedensvertrag auferlegt, wird die Ausfuhrindustrie auch insofern noch unmittelbar geschädigt, als sie den Zufluß des von ihr benötigten Betriebskapitals schmälern und unterbinden. Durch den Verlust der Kabel gerät überdies der deutsche Handel hinsichtlich des überseeischen telegraphischen Nachrichtendienstes in völlige Abhängigkeit vom Ausland; und zuletzt sei auch noch auf die ganze Unsicherheit des deutschen Wirtschaftslebens hingewiesen, die sich aus den ständigen neuen Forderungen der Entente ergibt. So hatten die »Pariser Beschlüsse« einen zwölfprozentigen Zollaufschlag auf die deutschen Exportwaren vorgeesehen. In derselben Richtung wirken die »Sanktionen« der Londoner Konferenz. Durch die Errichtung einer Zollschranke werden in weitestem Maße Industrie- und Erzeugungsstätten auseinandergerissen, und darüber hinaus wird der Warenverkehr, Ein- und Ausfuhr, aufs allerschwerste getroffen. Der weitere Plan, von den Preisen der deutschen Ausfuhr Güter einen erheblichen Teil, nämlich 50 Prozent, zu beschlagnahmen, ist einer der schwersten und verhängnisvollsten Fehler, die man zur Verhinderung des Aufbaus nicht nur des deutschen Exporthandels, sondern der europäischen Wirtschaft überhaupt begehen konnte.

Wir sehen: eine fast endlose Kette von Schwierigkeiten. Deutschlands frühere Stellung als Ausfuhrland ist dadurch gewaltig erschüttert. Um eine nur einigermaßen aktive Handelsbilanz zu erreichen, müßte die deutsche Industrie bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit arbeiten können. Aber wie enge Grenzen sind ihr gezogen — allein schon durch die Entziehung von Kohle und anderen elementaren Rohstoffen. Bei der Betrachtung der wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Verhältnisse vor dem Kriege konnten wir feststellen, daß die steigende wirtschaftliche Lage Deutschlands eine Bevölkerungskapazität größten Umfangs bewirkt hatte. Daß heute die wirtschaftlichen Voraussetzungen für einen derartigen bevölkerungspolitischen Optimismus nicht mehr gegeben sind, liegt klar auf der Hand. Sinkt die Leistungsfähigkeit der Industrie und verkleinert sich der Umfang des Ausfuhrhandels, so entfallen damit eine Reihe Erwerbsmöglichkeiten, verringert sich der Nahrungsspielraum, die Bevölkerungskapazität. Der Bevölkerungsstand innerhalb der alten Reichsgrenzen beläuft sich zurzeit auf etwa 65 Millionen Menschen; hiervon wohnen in den abgetretenen Gebieten etwa 9 Millionen. Aber die abgetretenen Gebiete haben verhältnismäßig mehr Volksmassen ernährt, als auf ihnen wohnten. Außerdem wurden aus jenen Gebieten viele Deutsche in das nunmehr enger begrenzte Reich abgeschoben, namentlich Beamte, Militärs usw. Dazu kommen noch die vielen Auslandsdeutschen, die aus den Ententeländern ausgewiesen wurden, die Kolonialdeutschen, die nach der Heimat geschafft wurden, weiter Flüchtlinge und Zuwanderer aus dem Osten und dergleichen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Geburtenzahl seit Kriegsende wieder rasch im Steigen begriffen ist, so daß das verkleinerte Deutschland bald dichter bevölkert

sein wird als vor dem Kriege. Wo alle diese Menschenmassen, die es bergen soll, künftig Beschäftigung finden, ist nicht abzusehen.

Mit der Verschiebung der wirtschaftlichen Grundlagen, die die frühere deutsche Bevölkerungskapazität ausgeweitet hatten, ist die Gefahr einer Überbevölkerung für Deutschland in der Tat eine sehr ernste geworden. Vor allem hat Mombart wiederholt darauf hingewiesen. Der Lebensstandard weiter Kreise wird immer mehr herabgedrückt. Die Zahlen der Arbeitslosen, immer das wesentlichste Merkmal einer Überbevölkerung, sagen genug. Trotzdem gibt es noch weite Kreise, die die Augen vor den Tatsachen verschließen. Die neuere Siedlungspolitik und auch Auswanderungen sind nur kleine Mittel der Abhilfe. Die wirksamste Beeinflussung liegt in der Einsicht der Bevölkerung selbst, die die Bevölkerungszahl dem Nahrungs Spielraum anpassen, das heißt die Kinderzahl einschränken muß. Für unsere Bevölkerungspolitik steht heute nicht mehr das quantitative, sondern das qualitative Bevölkerungsproblem im Vordergrund. »Nicht Überfluß an Menschen ist die Hauptsache, sondern daß wir die, welche wir haben, so wenig wie möglich unglücklich machen« (Voltaire).

Das neue deutsche Wirtschaftsrecht

Von W. Gnske

Die tiefgehende Veränderung unseres Gesellschaftslebens seit der November-Revolution des Jahres 1918 tritt vor allem in Erscheinung bei der Betrachtung der neuesten Entwicklung des deutschen Wirtschaftsrechts. Die frühere stark ausgeprägte Individualisierung der geltenden Rechtsbegriffe tritt völlig zurück. Das Prinzip einer Förderung der Gemeinschaftsinteressen bildet heute fast auf allen Rechtsgebieten die Grundlage der Maßnahmen zur Regelung der Rechtsbeziehungen. Die Entwicklung ist jedoch noch lange nicht abgeschlossen. Politische und wirtschaftliche Ursachen drängen unaufhaltsam zu immer neuen Rechtsformen. Vorläufig tritt diese Erscheinung besonders in Mittel- und Osteuropa hervor. Aber auch die siegreichen Länder werden von dieser Rechtsumwälzung erfaßt; denn neben der Sozialisierung wird auch recht bald eine starke Internationalisierung des Rechtsstoffes nötig werden. Wenn auch vorläufig die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge noch gestört sind, so hat doch gerade die Abstellung der Kriegsschäden bewiesen, daß nur die Weltwirtschaft wirksam Hilfe leisten kann.

Die Grenzen des öffentlichen und des Privatrechts sind heute vollkommen verwischt. Das öffentliche Recht (die Regelung der Rechtsbeziehungen durch öffentliche Verbände) hat viele Gebiete des Privatrechts (die Regelung der Rechtsbeziehungen der einzelnen Personen in ihrem Verkehr zueinander) übernommen. Die Vertrags- und Formfreiheit im Rechtsverkehr ist auf vielen Gebieten fast ganz aufgehoben. Seit der Revolution sind im Arbeitsrecht und im Liegenschaftsrecht Rechtsnormen geschaffen worden, die den bisherigen Rechtszustand vollständig verändert haben.

Das Arbeitsrecht ist der Teil des neuen Rechts, der besonders tiefgehende Umgestaltung erfahren hat. Der alte, so heftig umstrittene Grundsatz »des Rechtes des Arbeiters auf Arbeit« ist verwirklicht worden. Das alte Recht kannte kein Recht auf Arbeit, sondern nur eine Pflicht zur Arbeit. Die Be-

freilung des einzelnen von staatlicher Bevormundung und Beschränkung durch den Liberalismus hatte zwar auch die öffentliche Pflicht des Arbeiters zur Arbeit beseitigt; aber die zügellose Individualwirtschaft des Manchesterturns hatte die rechtliche Unfreiheit der Arbeitnehmer durch die wirtschaftliche Abhängigkeit ersetzt. Nach § 1 des Sozialisierungsgesetzes vom 23. März 1919 und Artikel 157 und 163 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 soll jedem Deutschen die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Wenn auch die neuen Rechtsnormen infolge der Ungunst der heutigen sachlichen Voraussetzungen vorläufig noch mehr Programm als Rechtssetzung bedeuten, so ist doch eine erhebliche Umgestaltung der Rechtsgeltung nicht zu verkennen. Der Schwerpunkt dieser neuen Rechtsentwicklung ist meines Erachtens weniger in den Gesetzen und Verordnungen zu suchen als in den einzelnen Arbeitsverträgen. Das bisherige einzelpersonliche freie Vertragsrecht im Arbeitsverhältnis ist ersetzt worden durch eine auf genossenschaftlicher Grundlage geregelte Beeinflussung (Arbeitsordnung, Tarifverträge).

Rein äußerlich tritt die neue Rechtsentwicklung schon dadurch in Erscheinung, daß die Bezeichnung »Dienstvertrag« des Bürgerlichen Gesetzbuchs ersetzt ist durch die Bezeichnung »Arbeitsvertrag«. Hierdurch ist die im Begriff des Dienstes liegende Unterordnung des Arbeitnehmers beseitigt und das Hauptgewicht auf die sachliche (Arbeits-) Leistung gelegt. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind gleichberechtigt. Der einzelpersonliche Arbeitsvertrag ist aber ein völlig ungeeignetes Mittel zur Herbeiführung dieser Gleichberechtigung. Das neue Arbeitsrecht gibt deshalb dem Betrieb, der den Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, also die Gesamtheit der geistigen Kräfte des Unternehmens in sich schließt, eine öffentlich-rechtliche Bedeutung. Die für den Betrieb maßgebende Willensbildung erfolgt nicht mehr allein durch den Arbeitgeber nach dem absolutistischen Leitsatz: »Der Besitzer ist Herr im Hause«, sondern nach dem Grundsatz der »konstitutionellen Fabrik« unter Mitwirkung der Vertretung der Arbeitnehmerschaft. Die durch das römische Recht bewirkte rein vermögensrechtliche Auffassung des Arbeitsverhältnisses ist ersetzt worden durch eine Beurteilung, die sich auf eine menschlich edlere und sittlich höhere Auffassung des Arbeitsverhältnisses stützt. Eine befriedigende Ausbildung des Arbeitsrechts ist mit dem gegenwärtigen Stande der Entwicklung indes noch lange nicht erreicht. Die Mängel des geltenden Rechts in Verbindung mit den sachlichen Schwierigkeiten der Übergangszeit drängen die grundsätzliche Bedeutung des erzielten Fortschritts noch in den Hintergrund.

Auf dem Gebiet der Arbeitsverfassung (das Recht der Arbeitnehmer- und der Arbeitgeberorganisationen) sind die aus dem § 153 der Reichsgewerbeordnung abgeleiteten ungünstigen Bestimmungen beseitigt und die bedingungslose Vereinigungsfreiheit allen Berufsvereinen gewährt. Ferner sind alle Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufgehoben, die den Erwerb der Rechtsfähigkeit den Berufsvereinen erschwerten oder unmöglich machten. Die Tarifverträge sind im neuen Deutschland Rechtsquellen geworden. In der Verbindung der Arbeitnehmer- und der Unternehmerschaft entsteht eine der Gesetzgebungsgewalt ähnliche Befugnis zur Setzung objektiven Rechts. Die völlige Änderung der bisherigen privatrechtlichen Bestimmungen kann man besonders erkennen aus der Rechtslage, die sich aus der

Unabdingbarkeit der Tarifvertragsbestimmungen ergibt. Bisher trat bei der Unwirksamkeit einer Abrede gewöhnlich gesetztes Recht in Geltung. Im neuen Tarifvertragsrecht wird den Parteien aber an Stelle ihrer unwirksamen Abrede der Inhalt der Vereinbarung anderer Parteien aufgezwungen. Der für allgemeinverbindlich erklärte Tarifvertrag hat für seinen Verursacher die Wirkung eines Gesetzes. Diese Neuregelung des Tarifrechts bewirkt eine allseitige Heranziehung der in den Wirtschaftsgruppen enthaltenen lebendigen Kräfte zu rechtsschöpferischer Wirksamkeit. Die parlamentarische Gesetzgebung findet jetzt also eine Ergänzung durch die Rechtsetzung des Zusammenwirkens der freien Berufsverbände. Bisher kannte man nur auf verwaltungsrechtlichem Gebiet eine außerparlamentarische Schaffung objektiven Rechts (Polizeirecht).

Auf dem Gebiet der Rechtsverwirklichung zeigt das neue Arbeitsrecht jedoch noch große Unklarheit und Unvollständigkeit. Die vom sozialen Geiste stark beeinflussten neuen Rechtsbestimmungen stoßen auf große Widerstände in ihrer Durchführung. Die Regelung des materiellen Rechts und auch die Regelung des Verfahrens ist so unvollkommen, daß oft Fragen von grundlegender Bedeutung Meinungsverschiedenheiten auslösen, die eine befriedigende Erledigung von Arbeitsstreitigkeiten sehr erschweren. Sehr bestritten ist zum Beispiel die auf die Verordnung vom 12. Februar 1920 sich stützende Befugnis des Demobilmachungskommissars zur Verbindlichkeitserklärung von Gesamtsstreitigkeiten. Obwohl die Mehrheit der Theoretiker und Praktiker des neuen Arbeitsrechts und auch das Reichsarbeitsministerium diese Befugnis den Demobilmachungskommissaren zusprechen, wird sie von den durch die Arbeitgeberverbände angerufenen Landgerichten fast durchgängig verneint. Diese auffallende Stellungnahme der ordentlichen Gerichte darf vielleicht teilweise der etwas undeutlichen Fassung des § 28 der entscheidenden Verordnung vom 12. Februar 1920 zugeschrieben werden. Festgestellt aber kann werden, daß auch die ordentlichen Gerichte sich nur sehr schwer mit dem neuen Arbeitsrecht befreunden können und daher sehr oft Zweifel an der Rechtsgültigkeit der neuen Bestimmungen erheben. Dadurch entstehen die größten Unsicherheiten im Wirtschaftsleben. Bei einem für verbindlich erklärten Schiedsspruch erhebt in der Regel der unterlegene Arbeitgeberverband beim ordentlichen Gericht die Klage auf Feststellung der Unwirksamkeit der Verbindlichkeitserklärung; die Arbeitnehmer klagen hingegen beim Berufsgericht (Gewerbe- oder Kaufmannsgericht) auf Zahlung der erhöhten Vergütung. Feststellungs- und Leistungsklage laufen gleichzeitig und haben sehr oft einander entgegengesetzte Ergebnisse.

Diese Folgen sind dem Arbeitsrecht schädlich und könnten durchaus vermieden werden, wenn eine neue Schlichtungsordnung Anordnungen trifft, durch welche die Mängel beim Schlichtungsverfahren beseitigt werden. Dabei wird meines Erachtens angestrebt werden müssen, die bürokratisch-absolutistische Rechtsbildung, die durch die Befugnisse des Demobilmachungskommissars entsteht, wieder durch eine von dem freischaffenden Willen der beteiligten Organisationen bewirkte Rechtsbildung zu ersetzen. In welcher Form dies zweckmäßig erfolgt, wird zunächst der Entwicklung überlassen werden müssen. In einem Volksstaat wird die Gemeinwirtschaft immer mehr die Grundlage der gesamten Volkswirtschaft bilden. Hiermit steht im engsten Zusammenhang die bisher ungewöhnliche Erscheinung, daß das Wirtschafts-

recht der Staatsgewalt die Befugnis gibt, privatrechtliche Schuldverhältnisse durch Staatsakt zu begründen und zu verändern, also die Wirkung des Willens der Beteiligten ganz auszuschalten. Die Grundlage des Tarifvertragsrechts bildet aber die Rechtsbildung durch den freischaffenden Willen der Berufsorganisationen. Als vorübergehende Maßnahme zur Erhaltung des Wirtschaftsfriedens kann aber immerhin auch ein System bürokratisch-absolutistischer Rechtsbildung Gutes bewirken.

Einen großen Einfluß auf die Verwirklichung des neuen Arbeitsrechts hat die Art der Ausübung des Mitbestimmungsrechts der Arbeitnehmer. Die alte Forderung der Sozialdemokratie: die Umwandlung des Arbeitsverhältnisses aus einem Machtverhältnis in ein Rechtsverhältnis ist durch das Betriebsrätegesetz erfüllt worden. Es wird Aufgabe der Arbeiterbewegung sein, die zum Teil noch recht unvollkommene Lösung dieser wichtigen Frage durch das Gesetz zu verbessern. Die frühere einseitige Bestimmung durch die Arbeitgeber ist zwar durch die gemeinschaftliche Bestimmung beider Teile ersetzt; aber die Wirkung der Mitbestimmung ist durch das Betriebsrätegesetz auf die Fragen des Arbeitsverhältnisses rechtlicher Natur begrenzt, während in den Fragen des eigentlichen Produktionsprozesses den Arbeitnehmern nur ein bloßes Mitberatungsrecht eingeräumt worden ist. Artikel 165 der Reichsverfassung vom 11. August 1919 und auch das Betriebsrätegesetz fassen diese beiden aus verschiedener Grundlage abzuleitenden Rechtsprobleme zusammen und führen dadurch zu einer Unklarheit.

Sehr erhebliche Änderungen hat die Kriegs- und Nachkriegszeit auch bei verschiedenen dinglichen Rechten bewirkt. Das Recht des Eigentums an körperlichen Sachen ist dem Berechtigten im Grundstücksverkehr sehr stark eingeschränkt worden. Ohne Genehmigung der Verwaltungsbehörde sind alle Rechtsgeschäfte unwirksam, die sich beziehen a) auf Auflassung eines Grundstücks von über 5 Hektar Größe, b) auf Bestellung eines dinglichen oder anderen Rechts auf Genuß der Grundstückserzeugnisse (Nießbrauch, Pachtrecht).

Die Verwaltungsbehörde kann dem Eigentümer oder Besitzer von lebendem oder totem Inventar eines landwirtschaftlichen Grundstücks die Veräußerung oder Entfernung des Inventars von dem Grundstück versagen, wenn zu befürchten ist, daß die ordnungsmäßige Bewirtschaftung gestört wird. Eine dem Verbot zuwiderlaufende Veräußerung ist nichtig und strafbar.

Eine Einschränkung des Privatrechts bedeutet auch die Anordnung des Grunderwerbsteuergesetzes, daß die grundbuchamtliche Eintragung eines Grundstückserwerbers erst nach Sicherstellung der Grunderwerbsteuer erfolgen kann. Das Reichsiedlungsgesetz vom 11. August 1919 schafft zugunsten der Siedlungsunternehmen ein noch weiter gehendes Enteignungsrecht. Die fideikommissarische Bindung der großen Güter ist gesetzlich aufgehoben. Durch die Verordnung vom 15. Januar 1919 ist das Erbbaurecht vollständig neu geregelt und eine gesteigerte hypothekarische Beleihungsfähigkeit erreicht. Während früher bei Nichterfüllung der mit der Erbbauberechtigung verbundenen Bedingungen das Erbbaurecht erlosch, kann jetzt nach dem neuen Recht der »Helmsfall« des Erbbaurechts ausbedungen werden. Das Erbbaurecht bleibt dabei bestehen und fällt an den Eigentümer zurück. Es entsteht dadurch ein Erbbaurecht am eigenen Grundstück (eine neue Anwendung des »Rechts an eigener Sache«). Die hypothekarische Be-

lastung des Grundstücks bleibt bestehen, obwohl der Erbbauberechtigte sein Recht aufgegeben hat. Durch die neue Verordnung wird auch unter gewissen Voraussetzungen die hypothekarische Belastung des Erbbaurechts für mündelsicher erklärt. Die durch das Reichsheimstättengesetz vom 10. Mai 1920 geschaffene neue Rechtsform des Bodeneigentums bewirkt die Aufhebung der Wareneigenschaft des Bodens, bedarf aber noch weitgehender Verbesserungen, um allgemeine Wirkung zu haben.

Die durch den Krieg bewirkte große Wohnungsnot hat auch für das Mietrecht völlig neue Grundlagen geschaffen. Durch das Reichsgesetz vom 11. Mai 1920 wurde das neue Miet- und Wohnungsrecht auf feste gesetzliche Grundlagen gestellt. In seiner Gesamtheit bewirkt es die Zwangswirtschaft im Wohnungswesen. Träger dieser Zwangswirtschaft sind aber nicht Staat und Kommunalverbände oder öffentliche Zwangsverbände der Grundstückseigentümer, sondern grundsätzlich die Hauseigentümer selbst. Diesen oder den sonstigen Verfügungsberechtigten wird die Verlängerung, Begründung oder Aufhebung von Mietverträgen mit dritten Personen aufgewungen. Das erfolgt entweder mittelbar dadurch, daß man den Abschluß und die Kündigung von Mietverträgen an die behördliche Genehmigung bindet, oder unmittelbar, indem das berufene Organ der staatlichen Gewalt (Mieteinigungsamt) den Abschluß des begründenden, abändernden oder auflösenden Vertrags an Stelle des Hauseigentümers mit Wirkung für und gegen ihn selbst vornimmt. Durch Abrede der Parteien kann die Anwendung der Wohnungsrechtsbestimmungen nicht ausgeschlossen werden.

Von dem durch die Pachtshufordnung vom 9. Juni 1920 neu geregelten Pachtrecht ist besonders hervorzuheben, daß in ihm der Grundsatz, daß die Geltung vertraglicher Verpflichtungen von der Fortdauer der bei Vertragsschluß bestehenden Verhältnisse abhängig sei (*clausula rebus sic stantibus*), kraft positiven Rechts zur uneingeschränkten Anerkennung gekommen ist. Das Pachteinigungsamt kann auf Antrag einer Partei Leistungen, zum Beispiel Pachtzinsen, die den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr entsprechen, anderweitig festsetzen. Bei Kleingrundstücken (unter 2,50 Hektar) gehen die Befugnisse des Pachteinigungsamts noch weiter. Wenn zum Beispiel unter Berücksichtigung der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse das Verhalten einer Partei eine schwere Unbilligkeit darstellt oder zur Folge hätte, daß der andere Teil in eine wirtschaftliche Notlage gerät, so kann das Einigungsamt sofort zur Aufhebung des Pachtvertrags schreiten.

Eine erhebliche Verstärkung hat das neue Wirtschaftsrecht allen Bestrebungen gebracht, die auf Durchführung der Gemeinwirtschaft hinielen. Fast in allen Wirtschaftszweigen hat die Sozialisierung (das heißt die Übernahme der Aufgaben privatwirtschaftlicher Unternehmungen auf Organe der öffentlichen Gewalt) in irgendeiner Form Eingang gefunden. Obwohl die von Wiffell-Möllendorf zuerst geforderte, auf der Grundlage sachlich gegliederter gemeinwirtschaftlicher Selbstverwaltungskörper aufgebaute Gemeinwirtschaft anfänglich sehr wenig Zustimmung fand, kann man heute doch feststellen, daß die Organisation gemeinwirtschaftlicher Selbstverwaltungskörper gegenwärtig wohl als die Hauptform der Sozialisierung anzusehen ist. Vorläufig ist jedoch alles noch in der Entwicklung. Der privatrechtliche Unterbau der Gemeinwirtschaft ist vielfach noch aufrechterhalten geblieben. Die Unternehmungen und Verbände sind aber kraft öffentlichen Rechts zu einer ge-

meinwirtschaftlichen Organisation zusammengefaßt, die geleitet wird durch einen Berufsausschuß (Reichskohlenrat, Reichskalirat, Vollversammlung des Eisenwirtschaftsbundes), der sich aus Arbeitgebern, Arbeitnehmern und Verbrauchern zusammensetzt. Wenn die Aufgaben zunächst auch nur verwaltender Natur sind, erkennen wir doch auch hier wieder die Anfänge einer neuen, auf das Fachgebiet beschränkten Form der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt.

Nicht nur (um mit Marx zu sprechen) der politische, sondern vielleicht noch wirksamer der juristische Überbau der ökonomischen Basis ist durch die Folgen des Weltkriegs stark verändert worden. Wie weit die Umwälzung dieses Überbaus gehen wird, ist zurzeit noch nicht abzusehen. Die Formen der wirtschaftlichen Organisationen in Deutschland werden ja durch den Friedensvertrag fortgesetzt verändert. Das deutsche Volk ist in seiner Gesamtheit Schuldner, und das gesamte Sachgut nebst der Arbeitskraft sind die einzigen Mittel der Schuldabbürdung. Damit sind auch die Grundlagen der Wirtschaftsrechtsgestaltung festgelegt. Die Sozialisierung des Rechtsstoffes wird sich in einem stärkeren Grade durchsetzen. Die vom römischen Recht überkommenen starken Züge der Individualisierung müssen mehr und mehr verblasen.

Der Sinn des Jungsozialismus

Zur jungsozialistischen Konferenz in Bielefeld

Von Kurt Wegner

In Bielefeld werden in wenigen Tagen die Jungsozialisten, die achtzehn- bis fünfundzwanzigjährigen Parteimitglieder, ihre erste Konferenz abhalten. Die Keime der jungsozialistischen Bewegung reichen in die Vorkriegszeit zurück. Sie finden zuerst 1912 auf dem Parteitag in Chemnitz Erwähnung. Ein Antrag, der eine Ausdehnung der Zugehörigkeit zur Arbeiterjugend bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr forderte, war der erste Anstoß zur Gründung einer jungsozialistischen Vereinigung. Der Krieg erstickte jedoch die zarten Keime; viele begeisterte Anhänger der neuen Idee verbluteten an den Fronten. Die ungeheuren Eindrücke des Weltkriegs, die Opfer an Leib und Seele ließen aber die jugendlichen Kämpfer vor der Zeit reifen. Sie sahen den alten Untertanen- und Bürokratenstaat zusammenstürzen, und die Not zwang sie, tatkräftig mit einzugreifen, um Neues, Großes zu schaffen. Auch die Jugend wurde sich ihrer Aufgabe bewußt, und in unserer Partei machte sich eine neue starke geistige Regsamkeit der jüngeren Parteimitglieder bemerkbar, so daß der Parteitag in Kassel 1920 eine Entschließung faßte, in der das Fühlen und Wollen der Jüngeren zum Ausdruck kam:

Der Parteitag begrüßt mit lebhafter Freude die geistige Regsamkeit der Jungsozialisten und ihr Streben nach Erringung innerer Selbstständigkeit.

Der Parteitag verpflichtet daher die Parteiorganisationen, die Bestrebungen der Jungsozialisten tatkräftig zu unterstützen; insbesondere sind dort, wo sich genügend jüngere Parteimitglieder finden, im Rahmen der Parteiorganisation, deren Beschaffen sie unterstehen, jungsozialistische Gruppen zu errichten.

Sie haben vornehmlich folgende Aufgaben zu erfüllen:

1. Den jungen Genossen und Genossinnen durch geeignete Veranstaltungen (Kurse, Vorträge, Diskutierabende) Gelegenheit zu geben, sich zu Sozialisten zu erziehen und sich durch Arbeit im eigenen Kreise (erzieherische Arbeitsgemeinschaf-

ten) Gelegenheit zur Vertiefung der sozialistischen Weltanschauung sowie zur inneren Einstellung auf die hohen Aufgaben, die der Sozialismus ihnen stellt, zu geben.

2. Sich politisch zu schulen.

3. Sich für eine rege aktive Anteilnahme am Parteileben zu interessieren. Der Mittelpunkt zur Förderung der jungsozialistischen Bestrebungen ist als Organ des Parteivorstandes der Zentralbildungsausschuß; in den Orten und Bezirken kommen dafür die Bildungsausschüsse unter Beteiligung der örtlichen Parteinstanzen in Betracht. Die Leitung und Verwaltung der Gruppe liegt selbständig in den Händen der jungen Genossen mit der Maßgabe, daß hierzu ein Vertreter der Parteiorganisation und des Bildungsausschusses hinzugezogen wird. Die Bildungsausschüsse müssen besonders bei der Auswahl der Wissensgebiete und bei der Vermittlung von Referenten maßgebend mitwirken.

Das Organ für die Jungsozialisten ist die »Arbeiter-Bildung«, für die den jungsozialistischen Gruppen eine rege Mitarbeit und Agitation zur Pflicht gemacht wird.

Die Sucht, Reichtümer zu erwerben, erreichte während des Krieges ihren Höhepunkt. Viele Ideale wurden vernichtet, Unkultur und Unwahrheit machten sich breit. Gewaltig wirkten diese Tatsachen auf die jungen Menschen ein, und so war es kein Wunder, daß gerade von ihnen ein starker Drang nach Reinem, Edlem, Schönem ausging und am Ende des Krieges die Revolution jene jugendlichen Stürmer mit höchster Begeisterung erfüllte. Eine neue Welt voll von Idealen lag vor ihnen. Nachdem die Arbeiterjugend und ihre Fortsetzung, die Jungsozialisten, sich neue Ziele steckten, setzte naturgemäß ein Kampf darum ein: Was ist Jugendpflege und was ist Jugendbewegung? Die Arbeiterjugend behauptet, da sie parteilos ist, von sich, sie sei die eigentliche Jugendbewegung. Dasselbe nehmen auch die Jungsozialisten für sich in Anspruch, trotzdem sie das politische Wahlrecht haben und in und mit der sozialdemokratischen Partei einen Teil ihrer Ziele zu verwirklichen suchen. Es ist ein Streit um den Begriff. Allein darauf kommt es nicht an. Jugendbewegung ist eine nach neuen Zielen und Idealen suchende Jugend, ganz gleich, ob sie dieselben inner- oder außerhalb einer Partei zu erreichen glaubt.

Welches sind nun die Ziele der Jungsozialisten?

Zunächst auch die gleichen wie die der Partei. Doch ist das nur bedingt richtig. Den Weg zur Erreichung derselben sehen die Jungsozialisten mit anderen Augen als weite Kreise der Partei. Ihre Einstellung zu den Aufgaben der Zeit ist eine andere. Sie kämpfen in erster Linie um eine neue Ethik des Sozialismus. Mit der Eroberung der wirtschaftlichen Macht allein wird der sozialistische Staat nicht geschaffen. Die bürgerliche Gesellschaftsordnung kann nur durch eine Reihe von Kulturschöpfungen verbunden mit einer Höherentwicklung der gesamten Arbeiterschaft und durch die Erziehung zur sozialistischen Gemeinschaft abgelöst werden. Beides, Wirtschaft und Kultur, hängen allerdings so eng miteinander zusammen, daß eine scharfe Trennung schwer zu ziehen ist. Die Wissenschaft befruchtet die Wirtschaft, weist ihr neue Bahnen und Wege, und durch den Ertrag der Wirtschaft werden Mittel zu neuen Kulturschöpfungen frei. So greift ein Rad in das andere. Als Urkraft der Wirtschaft finden wir immer wieder das Streben nach einer höheren Kultur. Je größer und allgemeiner dieses Streben ist, desto höher schwingen sich auch die wirtschaftlichen und polit-

ischen Leistungen der Menschheit. An Stelle der Eigensinnigkeit und Oligarchie treten Verantwortung und Gemeinnützigkeit. An Stelle der Persönlichkeit tritt die Gemeinschaft. Diese Gemeinschaftsidee aber darf nicht in bloße Problematik ausarten, sondern sie muß sich auswirken können in Staat und Gesellschaft, um nicht von anderen Kräften wieder unterdrückt oder gar zerstört zu werden. Daher sind Menschen notwendig, die die dumpf Dahinlebenden aufrufen. Mit einem Wort: wir brauchen Charaktere, die in das Gegebene eingreifen und es zu verbessern suchen. Hierbei kommt es nicht auf Augenblicksleistungen an, man kann die Aufgaben unserer Zeit nicht meistern, indem man heute eine Forderung erfüllt, in deren Folge sich morgen zwei neue öffnen. Diese werden nur mit der planmäßigen gemeinsamen Leistung, durch die freiwillige Hingabe erreicht. Kein Krieg hat den Geist so erstickt und getötet, wie der letzte. Hier hilft kein Bejammern und Beklagen, hier gibt es nur ein Mittel: den Weg zur geistigen Tat. Jede Gewalt, jede Unkultur bricht zusammen, wenn sie ein Zug echten Geistes trifft.

Unsere Forderungen bleiben Hoffnungen, sind Utopien, solange nicht das eine in Erfüllung geht, das den ganzen Bau krönen soll: die Gestaltung des neuen Menschen. Die Parlamentskämpfe, die wirtschaftlichen Forderungen sind nur Mittel zum Zwecke. Das Ideal ist der sozialistische Mensch in der sozialistischen Volksgemeinschaft.

Von diesem Gedanken ausgehend, werden auf der Bielefelder Konferenz die Jungsozialisten sich ihrer Mission bewußt werden müssen. Nicht Romantik oder Gefühlsduselei darf sich breitmachen; denn Romantik ist immer ein Zeichen von Schwäche; sondern der ernste Wille und das große Ziel müssen die heilige Flamme sein, die unsere Herzen stählt. Jahre unsäglichster Not und Entbehrungen liegen hinter uns, zu schmerzvoll, um an sie zu denken, zu entwürdigend und zu geistlos für die Zukunft. Machen wir Schluß mit der Vergangenheit, leben wir für die Zukunft — für unsere Jugend!

Zum Studium des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus

Von R. Ballerstaedt

Von der bekannten, in Universitätsseminaren vielfach gebrauchten Sammlung der »Leseftücke zum Studium der politischen Ökonomie«, deren zehn erste Bände sich mit der Theorie des Geldes, des Arbeitslohns und der Grundrente, mit dem Zusammenhang zwischen Wert und Preis, der Bevölkerungslehre, den Wirtschaftskrisen, dem Kapitalzins und Unternehmergewinn und dem Problem des Freihandels beschäftigen, liegen Band 11 und 12¹ als Neuerscheinungen vor. Die beiden Bände, die dem Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus gewidmet sind, stellen eine gerade gegenwärtig willkommene Ergänzung und Bereicherung der wertvollen Sammlung dar, da sie an der Hand von Quellschriften einen Führer durch die verwirrende und sich besonders neuerdings überstürzende Fülle der Programme und programmatischen Kundgebungen dieser Parteirichtungen bieten. Beiden Bänden ist als Einleitung ein gedrängter geschichtlicher Überblick vorangestellt und am Schluß ein Literaturnachweis beigegeben.

¹ Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus. 11 und 12. Band der ausgewählten Leseftücke zum Studium der politischen Ökonomie. Herausgegeben von R. Dietrich und P. Mombert. Karlsruhe, Braunscher Verlag. Preis pro Einzelband 18 Mark, zusammen 34 Mark.

Die Einleitung zum 11. Bande bringt aus der Feder des bekannten National-ökonomen Diehl terminologische Erklärungen zum Wesen des Sozialismus, des Kommunismus und des Anarchismus. Diese Begriffserklärungen entsprechen der Terminologie des vom gleichen Verfasser stammenden, bereits in drei Auflagen erschienenen bekannten Werkes »Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus«. Diehl folgt im großen und ganzen der Begriffsanalyse von Lorenz Stein, der bekanntlich um 1842 weiteren Kreisen das Unterscheidende dieser Lehrmeinungen erst näherbrachte.

Am Quellenstücke enthält Band 11 zunächst die Erklärung der Lehre Babeuſs aus dem Werke von Buonarroti, sodann einen Abschnitt über die Saint-Simonistische Religion aus dem 1855 von Stein veröffentlichten Buche über den utopischen Sozialismus Saint-Simons und eine kleine Arbeit von Jules Le Chevalier über Saint-Simons Religion, ferner das in Form eines Glaubensbekenntnisses gehaltene, für den Standpunkt des neuesten Kommunismus im allgemeinen wie für seine Entwicklung charakteristische kommunistische Glaubensbekenntnis von Cabet, dem Verfasser der bekannten Utopie »Die Reise nach Ikarien«, sowie einen Auszug aus dem Volksbuch des bedeutendsten Vertreters des religiösen Sozialismus Félicité de Lamennais. Dieser Abschnitt ist für des Verfassers Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung kennzeichnend und zeigt seine eigenartige Verbindung religiöser und sozialistischer Ideen. Der Typus der gewaltrevolutionären Richtung im älteren französischen Sozialismus ist durch den Abschnitt »Der Kommunismus, die Zukunft der Gesellschaft« aus dem ersten Bande der »Kritik der Gesellschaft« von Blanqui vertreten. Dieser Abschnitt ist charakteristisch für Blanquis Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Er läßt erkennen, wie innige Berührungspunkte zwischen den Anschauungen Blanquis und denen des heutigen Bolschewismus bestehen.

In die Ideenwelt des neueren französischen Sozialismus führt uns eine Abhandlung »Aus Theorie und Praxis« von dem bei Kriegsausbruch ermordeten Jean Jaurès, dessen Abhandlung einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der Grundverschiedenheiten des deutschen und französischen Sozialismus bietet. Zur Charakteristik der in Frankreich wie überhaupt in den romanischen Ländern besonders neuerdings stark hervortretenden syndikalistischen Bestrebungen ist das 14. Kapitel aus der »Geschichte der syndikalistischen Bewegung in Frankreich 1789 bis 1906« von Paul Louis aufgenommen worden.

Von den älteren englischen Sozialisten ist zunächst der erste und bedeutendste Vertreter des älteren englischen Sozialismus, William Thompson, der wegen seiner Mehrwerttheorie vielfach als Vorläufer von Marx bezeichnet wird, berücksichtigt worden durch einen Abschnitt aus seiner »Untersuchung über die Grundsätze der Verteilung des Reichtums zu besonderer Beförderung menschlichen Glückes«, ferner der Chartistenführer O'Brien durch das 20. Kapitel seiner Schrift »Über Entstehung, Entwicklung und die einzelnen Stufen menschlicher Sklaverei: wie sie in die Welt kam und wie sie wieder daraus vertrieben werden soll«.

Die Quellenstücke zum deutschen Sozialismus beginnen mit dem zweiten Abschnitt aus der bekannten Schrift »Garantien der Harmonie und Freiheit« des bekannten Schneidergesellen Wilhelm Weitling, bei dem eine starke Abhängigkeit vom Ausland unverkennbar ist. Marx, mit dessen Lebensarbeit der Umschwung »von der Utopie zur Wissenschaft« nach einem bekannten Buchtitel Engels' begann, ist vertreten durch seine aus Artikeln der »Neuen Rheinischen Zeitung« hervorgegangene kleine Broschüre »Lohnarbeit und Kapital«, die wohl die leichteste der Marxschen theoretischen Darlegungen ist und in gedrängtester Kürze bereits die Grundgedanken der sozialistischen Theorie aufzeigt, die Marx später in seinem Hauptwerk, dem »Kapital«, niedergelegt hat. Von einem der bedeutendsten Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus in Deutschland neben Marx, dem Ouisbesitzer und Nationalökonom Robertus (Jagebow), der sich wie Fichte zum Staatssozialismus bekannte, ist ein Abschnitt aus seiner Abhandlung »Der Normal-

arbeitstag« aufgenommen worden. Von dem bekanntesten deutschen Sozialisten, von Ferdinand Lassalle, bringt die Quellenauslese die unter der Bezeichnung »Zur Arbeiterfrage« bekannt gewordene Rede, die er am 16. April 1843 in der vom Komitee zur Gründung eines deutschen Arbeitervereins einberufenen Leipziger Arbeiterversammlung hielt. Sie führt in seine sozialistischen Grundgedanken ein und läßt zugleich seine von Marx abweichende Auffassung der sozialen Probleme erkennen. Die als Revisionismus bezeichnete sozialistische Strömung führt uns der Band vor durch einen Auszug aus dem Stenogramm des Stuttgarter Parteitags 1898, durch eine von Bebel zur Verlesung gelangte Erklärung Bernsteins und durch die anschließende kritische Beleuchtung derselben von Kautsky. Dieser Auszug vermittelt ein treffendes Bild der Gegensätze zwischen der alten und der neuen Richtung und läßt trotz seiner Kürze ersehen, wie hoch das Niveau der Ausstrahlung der damaligen Gegensätze zwischen den taktischen Strömungen, an denen es im Sozialismus eigentlich nie gefehlt hat, über dem heutigen Parteihader stand.

Die Bekanntschaft mit den Lehren des Bolschewismus soll ein Auszug aus der »Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Tat« von Karl Radek und der Abschnitt »Zum Kommunismus durch die Diktatur des Proletariats« aus dem »Programm der Kommunisten« von Bucharin vermitteln.

Zur Einführung in die Gedankenwelt des Anarchismus dient die Schrift »Die Volksbank«, in welcher der Hauptvertreter des individualistischen Anarchismus, der bekannte Anarchist Proudhon seine praktischen Vorschläge zur sozialen Reform darlegt, und weiter ein Abschnitt aus dem Buche »Der Anarchismus, seine Philosophie und sein Ideal«, von dem hervorragenden russischen Führer des kommunistischen Anarchismus, Kropotkin.

Den Schluß der Quellensammlung des 11. Bandes bildet die den Agrarsozialismus kennzeichnende Broschüre »Land und Leute« des Amerikaners Henry George, des Führers der Bodenreformbewegung. Sie läßt manche Übereinstimmung mit dem zum Abdruck gelangten Kapitel aus der Schrift O'Briens erkennen.

Diese gedrängte Übersicht zeigt, daß die bedeutendsten Theoretiker Deutschlands, Englands, Frankreichs und Rußlands durch Auszüge aus ihren wichtigsten Schriften oder durch vollständige Wiedergabe solcher berücksichtigt worden sind.

Während im 11. Bande der Sammlung die Hauptvertreter des Sozialismus, Kommunismus und des Anarchismus zu Worte kommen, bringt der 12. Band die Programme der bedeutendsten politischen Parteien, die in Deutschland, Frankreich, England und Rußland zur Verwirklichung der sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Theorien entstanden sind.

Die Programmsammlung beginnt mit den bekannten 12 Artikeln der Bauern von 1525, deren Einteilung der St. Gallener Prediger Dr. Christoph Schappeler verfaßte, während als Redakteur der oberschwäbischen Artikel der Memminger Kürschner Sebastian Lohrer von Horb neuerdings nachgewiesen wurde. Diese Artikel spiegeln Ziel und Tendenz der ältesten sozialistischen Bewegung Deutschlands treffend wieder.

Ihnen schließt sich an Nr. 7 aus dem »Entwurf eines ökonomischen Dekrets«, das uns die Bekanntschaft mit den Richtlinien vermittelt, nach denen Babeuf zur Zeit der großen Französischen Revolution die von ihm geplante kommunistische Gesellschaft verwirklichen wollte. Als Probe der sozialistischen Strömungen zur Zeit der französischen Februarrevolution dient das kurz vor ihrem Ausbruch entstandene »Programm der Sozialdemokratie Frankreichs am Vorabend der Revolution von 1848«. Von den Programmen der wichtigsten französischen Parteien neuerer Zeit sind wiedergegeben das auf dem Pariser Kongreß unter Mitwirkung von Marx entstandene »Programm der Arbeiterpartei«, der von Quessé geführten, auf marxistischem Boden stehenden »Parti ouvrier«, ferner das zur Ergänzung desselben auf dem Marsseller Kongreß 1872 beschlossene, von Paul Lafargue erläuterte »Agrarprogramm« derselben Partei, weiter das Programm der sozialistischen, revolutionären Arbeiterpartei, der nach ihrem Begründer Alle-

maniste auch als »Allemanisten« bezeichneten »Parti ouvrier socialiste révolutionnaire«, die sich von der »Parti ouvrier« abgezweigt hatte und im Gegensatz zu ihr, der sie ein zu weitgehendes Paktieren mit den bürgerlichen Parteien vorwarf, ein mehr opportunistisches realpolitisches Verhalten forderte, sowie endlich das auf dem vierten Kongreß zu Tours entstandene Programm der sozialistischen Partei Frankreichs, der föderativen Vereinigung der »Parti socialiste français«, die hervorging aus dem Zusammenschluß der Allemanisten mit den Broussisten, den Unabhängigen und einigen autonomen Föderationen, die unter der Führung von Jaurès und Briand, dem jetzigen französischen Ministerpräsidenten, standen.

Die ältere sozialistische Parteibewegung Englands tritt uns entgegen in der als erstes sozialdemokratisches Programm des neunzehnten Jahrhunderts zu bezeichnenden »Erklärung der Menschenrechte«, einer programmatischen Kundgebung des 1831 begründeten »Nationalen Bundes der arbeitenden Klassen« und der »Zwecke und Ziele« des Nationalen Bundes, der eine Vororganisation des Chartismus, der ältesten modernen Arbeiterbewegung, darstellte. Die englischen sozialistischen Parteien aus der neuesten Zeit sind durch drei Programme vertreten: zunächst durch das »Programm der Fabier«, der 1884 gegründeten »Fabian Society«, die zwar sozialistische Tendenzen verfolgte, aber doch mehr als eine wissenschaftliche Studiengesellschaft denn als eine politische Partei im Sinne der deutschen Sozialdemokratie anzusprechen ist, ferner das Programm der 1893 gegründeten »Independent Labour Party«, der unabhängigen Arbeiterpartei, die ihr Schwergewicht mehr auf eine sozialreformerische Tätigkeit als auf das sozialistische Endziel legte, da sie durch ihre enge Beziehung zu den Gewerkschaften zu dieser opportunistischen Haltung genötigt war, endlich das streng marxistische Programm der aus der 1881 gegründeten »Democratic Federation« hervorgegangenen, von Hyndman mit der Absicht, die Arbeiterbewegung für den Marxismus zu gewinnen, geführten »Social Democratic Party«, die für eine entschiedene politische und soziale Betätigung eintritt und die gewerkschaftliche Tätigkeit für verfehlt betrachtet.

Die Programme der sozialistischen Bewegung Deutschlands eröffnet das berühmte, für die deutsche Sozialdemokratie bahnbildend gewordene »Kommunistische Manifest« von Marx und Engels, das von seinen Verfassern 1848 ausgearbeitet wurde und als Richtschnur für die sozialistische Bewegung aller Länder bestimmt war. Weiter finden wir in diesem Bande den Abdruck aller drei, wichtige Marksteine in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie darstellenden Programme: das 1869 entstandene »Eisenacher Programm« der von Liebknecht und Bebel im marxistischen Sinne begründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das auf dem Gothaer Einigungstag 1875 angenommene »Gothaer Programm«, auf das sich die Lassalleaner und Eisenacher vereinigten, sowie das auf dem Erfurter Parteitag 1891 nach Liebknechts Begründung beschlossene »Erfurter Programm«, das den Sieg der marxistischen Auffassung ankündigt und sich zurzeit noch in Geltung befindet, nach dem Beschluß des letzten Parteitags aber durch ein neues Programm ersetzt werden soll.

Die während des Weltkriegs einsetzende und nach Ausbruch der Revolution sich fortsetzende, für die Arbeiterbewegung und die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands so überaus verhängnisvoll gewordene Spaltung der einst einheitlichen und stolzen Partei tritt uns entgegen in dem im März 1919 verfaßten »Aktionsprogramm der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands«, in den im Oktober 1919 angenommenen »Leitsätzen der Kommunistischen Partei Deutschlands«, des ehemaligen Spartakusbundes, dem »Agrarprogramm« der gleichen Partei und in der »Prinzipienerklärung« sowie der »Streikresolution der freien Arbeiterunion Deutschlands«, der syndikalistischen Richtung.

Die Weiterbildung von Gruppen und Gruppchen der K. P. D., der V. K. P. D. und der U. K. P. D. usw. haben noch keine Berücksichtigung gefunden.

Das vom 22. März 1919 datierte neue »Programm der Bolschewisten« und das »Grundgesetz über die Sozialisierung des Bodens«, das Agrarprogramm der Sowjet-

republik, bilden den Abschluß der Zusammenstellung von Programmen der sozialistischen und kommunistischen Parteien.

Um dem Leser das Verständnis des Werdeganges der Internationale zu erschließen, ist auch die bekannte »Inauguraladresse« von Marx in die Sammlung aufgenommen worden, ferner die vom Genfer Kongreß 1866 sanktionierten »Statuten der Assoziation«, die Marx zur Gründung der ersten Internationale, der »Internationalen Arbeiterassoziation« 1864 entworfen hatte, sowie ein Auszug aus den Verhandlungen der Internationale, nämlich der Bericht der Sektion Brüssel »Über das Erbrecht« an den 1869 zu Basel tagenden Internationalen Arbeiterkongreß. Die zweite Internationale ist durch kein Dokument vertreten, wohl aber sind die »Richtlinien« der auf dem Moskauer Kongreß vom 2. bis 6. März 1919 auf Grund des bolschewistischen Programms begründeten dritten Internationale wiedergegeben, deren Abspaltung sich unter den Nachwirkungen des Weltkriegs und der Revolution vollzog und den Anlaß zur Spaltung der U. S. P. auf ihrem Haller Parteitag und zur Vereinigung des linken Flügels derselben mit den Kommunisten bildete.

Den Schluß der Sammlung von Parteiprogrammen bilden ein anarchistisches Programm aus neuerer Zeit: die auf den Ideen von Gustav Landauer (der seinerseits wiederum nachhaltig von Proudhon beeinflusst wurde) fußenden »Zwölf Artikel des sozialistischen Bundes« vom 14. Juni 1908 und das agrarsozialistische Programm der englischen »Land Nationalisation Society«, die sich zu den Ideen des bekannten Bodenreformers Alfred Russel Wallace bekennt.

Beide Bände reihen sich den übrigen Bänden der Sammlung gleichwertig an. Sie bringen manches schwer erhaltbare, weil zerstreute Material und ermöglichen auch dem Laien, der sich nicht alle diese Schriften anschaffen kann, sich durch eigenes Studium mit ihnen vertraut zu machen. Selbst der Fachmann wird sicher zu Nachschlagezwecken gern zu der handlichen Materialsammlung greifen. Jeder Kundige kennt die Schwierigkeiten, solch authentisches Material zu sammeln. Ihre Auswahl und Zusammenstellung zeugt von der Sachkenntnis und Belesenheit der Herausgeber, die für ihre mühsame Materialbeschaffung volle Anerkennung verdienen, wenn auch der Literaturkundige diese oder jene unberücksichtigt gebliebene Schrift, zum Beispiel einige Teile aus dem Marxschen »Kapital« oder aus seiner »Kritik der politischen Ökonomie« oder aus seinem »Anti-Proudhon« vermisst. Ich möchte beiden Bänden weiteste Verbreitung und eifrige, kritisch eingestellte Leser wünschen.

Eine neue Marx-Biographie

Von M. Beer

Ferdinand Tönnies, *Marx' Leben und Lehre*. (Sozialistische Bücherei, Band 5, herausgegeben von Dr. Karl Nöbel.) Jena 1921, Verlag Erich Lichtenstein. Preis 21 Mark.

Ein kultivierter Geist spricht aus diesem neuesten Buche über Margens Leben und Lehre. Herzengüte und Denkkraft, Sympathie und Wissen vereinigen sich in bemerkenswerter Weise, um das Buch zu einer angenehmen, unterhaltenden und belehrenden Lektüre zu gestalten. Kaum irgendein bisher veröffentlichtes bibliographisches Dokument über das Wirken von Marx ist dem Verfasser entgangen; nur einer ist ihm hierin überlegen: Professor Dr. Karl Grünberg (Wien), der im letzten Hefte des »Archivs für die Geschichte des Sozialismus« ein noch reicheres Material über die Vorgeschichte des »Kommunistischen Manifests« benutzte.

Tönnies' Schrift zerfällt in drei Teile. Der erste behandelt das Leben von Marx (S. 3 bis 74), der zweite Teil die Lehre (S. 77 bis 126), der dritte Teil ist Kritik (S. 126 bis 145). Allen Teilen widmete der Verfasser die gleiche Sorgfalt, aber am gelungensten ist doch der erste Teil. So kurz, knapp und inhaltreich kann

nur ein diszipliniertes, gründlich gelehrter Mann schreiben. Den zweiten Teil bilden eine verständnisvolle Wiedergabe des ersten und dritten Bandes des »Kapital« sowie eine Besprechung der Dialektik und der materialistischen Geschichtsauffassung. Im letzten Kapitel, das ich oben als dritten Teil bezeichnete, gibt der Verfasser eine kurze Kritik der ökonomischen und soziologischen Ansichten von Marx.

Professor Lönnies ist nichts weniger als Marxist. Unter Marxist versteht er einen Sozialisten, der zwar Marx in manchen Einzelheiten kritisch gegenübersteht, aber deren Schwächen nicht für erheblich genug hält, um den ganzen Gedankenbau für unwohnlich zu erachten. Ja, mancher Marxist dürfte geneigt sein, noch weiter zu gehen und zu behaupten, daß auch diejenigen Gedanken und Schlußfolgerungen von Marx, die uns als wenig stichhaltig erscheinen, auf Gültigkeit Anspruch machen können, da Marx tiefer, weiter und umfassender sah als wir und sich nicht durch zeitweilige störende Faktoren beirren läßt, die uns in unseren Urteilen so leicht beeinflussen. Ich persönlich neige zur Ansicht, daß soziologische Lehren, die auf die politische Praxis einen dauernden Einfluß ausüben und zum Gegenstand heftiger theoretischer Kontroversen werden, Anspruch auf Wahrheit und wissenschaftliche Geltung haben, solange sie den Interessen und Idealen einer bestimmten aufsteigenden Klasse entsprechen, trotzdem diese Lehren teilweise durch logische Gründe oder einzelne empirische Tatsachen widerlegt werden können.

Lönnies gehört zu keiner dieser Kategorien von Marxisten. Er ist mit dem Geiste von Marx nicht durch Kampfgemeinschaft verbunden, und nur diese knüpft unzerreißbare Fäden zwischen Genossen und Führer. Lönnies ist in der ökonomischen Kritik des Marxismus vielfach von Sombart beeinflusst, sozialethisch steht er mit Standinger auf neukantianischem Boden. Von diesen Gesichtspunkten aus beurteilt er die Lehren von Marx. Über all die Kritik verschwindet vor dem Eingeständnis, mit dem Lönnies seine Schrift schließt, daß »ungeachtet der Mängel, die seinem Werke und seinem Wirken anhaften, wird Marx seinen Rang als eines epochemachenden Mannes und Denkers durch die Jahrhunderte behaupten, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend«.

Es ist meines Erachtens die Lebenskraft eines Gedankensystems, die über dessen Wissenschaftlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit entscheidet. Sie ist das sicherste Kriterium. Das sensationelle Werk eines Scharlatans wird auch im besten Falle keine längere Lebensdauer als sein Autor haben. Was aber über das Grab des Autors hinaus bleibt und Wirkung ausübt, ist das Werk eines genialen Menschen, der also das Wesen der Dinge, die Seele einer geschichtlichen Periode erfasst hat, wobei ihm allerdings leicht passieren kann, daß er eine Reihe von Störungen, Brechungen und Details überseht. Das sind eben die Mängel der Fernsicht, des Erfassens weiter Distanzen, Räume und Zeitabschnitte sowie deren hauptsächlichster Triebkräfte. Hieraus entspringen die verfrühten Propheetien, über die Lönnies die Weltgeschichte spotten läßt, ferner das Vernachlässigen von Details und zeitweilig wichtiger Faktoren, die wohl für den Tagespolitiker und Tageschriftsteller wichtig sind, aber den Historiker kaum berühren. So manches Ereignis, das dem Tagespolitiker als ein Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung erscheint, erweist sich dem Historiker, der durch die Distanz die richtige Perspektive gewinnt, als eine vorübergehende Episode. Wohlan, ein sozialwissenschaftliches Genie ist ein Historiker, der, obwohl in der Gegenwart lebend und wirkend, schon die richtige Distanz und Perspektive gewonnen hat.

Wichtiger mithin als die Aufdeckung der Mängel des Marx'schen Gedankenbaues scheint mir jetzt die Aufgabe zu sein: Was ist das Epochemachende an Marx, das ihn, trotz aller Widerlegungen und kritischen Vernichtungen, immer wieder aufleben und seine Gegner überleben läßt? Das ist ein Problem, das der Untersuchung wert sein dürfte. Professor Lönnies will in einem zweiten Bande Marx' Werk in seiner Auswirkung bis auf die Gegenwart behandeln. Vielleicht zieht er auch dieses Problem in den Kreis seiner Forschungen.

Literarische Rundschau

Waldemar Meißnerlich, *Der Nationalismus Westeuropas*. Leipzig 1920,
Verlag von C. L. Hirschfeld.

In einer Zeit wie der heutigen, in der die nationalistischen Strömungen die heftigsten nationalen Kämpfe entfachen, kommt dieses Buch wie gerufen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Entstehen und Wachsen des Nationalismus in Westeuropa zu schildern und eine Erklärung dafür zu geben, daß trotz der Entwicklung zum Internationalismus, die wir in der Gegenwart stark ausgeprägt sehen, die nationalen Bestrebungen innerhalb der verschiedenen Völker an Stärke gewonnen haben. Wenn es auch eine Tatsache ist, daß kein moderner Staat ein Einzelleben führen kann, sondern daß er in seinem wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Leben auf die anderen Staaten angewiesen ist, so trifft doch in jedem Staat der Drang zum Fürstlichsein, der Wille zur Selbständigkeit und zur Unabhängigkeit deutlich zutage. Dieser Wille beruht offenbar auf einer Illusion, einer Selbsttäuschung, aber er ist nun einmal vorhanden, und wir müssen mit ihm rechnen. Man könnte sagen, daß der Internationalismus eine schöne Theorie ist, daß aber der Nationalismus in der Praxis unser Tun und Lassen bestimmt. Nationale und internationale Strömungen laufen parallel nebeneinander her und durchkreuzen sich fortwährend, infolge des unglücklichen Weltkriegs ist heute der Nationalismus Trumpf und beherrscht die Menschen, so daß alle Bemühungen, den Internationalismus wieder lebendig zu machen, bis auf weiteres wenig Erfolg versprechen. Das Gefühl für die Volksgemeinschaft, für die Interessengemeinschaft der Angehörigen ein und desselben Volkes ist heutzutage trotz der sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze viel zu stark ausgeprägt, als daß von einer wirklichen Völkergemeinschaft gesprochen werden könnte. Dazu sind die Reibungsflächen zwischen den einzelnen Nationen viel zu groß.

Wenn wir in die Geschichte der letzten zwei Jahrtausende zurückblicken, so unterscheiden wir deutlich im menschlichen Zusammenleben eine universalistische und eine individualistische Strömung. Während die erstere die Gemeinschaft der Menschen und Gruppen betont, weshalb sie als Kosmopolitismus und Internationalismus erscheint, legt die zweite Wert auf die Eigenart, die Besonderheit der Menschen und der Gruppen. Wie der Gedanke des Personalindividualismus den Einzelmenschen veranlaßt, seine Persönlichkeit und sein persönliches Interesse in den Vordergrund zu drängen, so veranlaßt der Sozialindividualismus die einzelnen Völker, ihre völkische Eigenart zu betonen und ihr Recht als Nation in den Vordergrund zu rücken. Der Nationalismus ist also der Ausdruck, die Erscheinungsform des Sozialindividualismus. Der nationale Gedanke machte sich schon im späten Mittelalter bemerkbar, als der universalistische Gedanke im Christentum allmählich verblaßte und an Einfluß verlor. Solange der Papst als Weltmonarch das Abendland beherrschte, solange die Völker sich als Glieder eines christlichen Gottesreichs betrachteten, solange die Geistlichkeit aller Länder, durch Glauben, Kultur und Sprache untereinander verbunden, ihre Blicke nach Rom richteten, fand der Nationalismus keinen Boden. Als aber die einzelnen Staaten sich bildeten und sich voneinander absonderten, setzte eine Entwicklung ein vom Kosmopolitismus zum Nationalismus. Diese Bewegung wurde unterstützt durch den Übergang von der Haus- und Stadtwirtschaft zur Staats- und Volkswirtschaft; sie fand ihren Ausdruck in der Schaffung einer eigenen Sprache und Literatur und in dem Stolz auf die Vergangenheit, die Geschichte des Volkes und Landes. Erziehung und Unterricht wurden auf den Nationalismus zugeschnitten, Schule und Kirche stellten sich in den Dienst des nationalen Gedankens, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen schlossen die Angehörigen einer Nation auch geistig und seelisch zusammen. Der Staatsgedanke gewann eine nie gekannte Stärke, die Vaterlandsliebe wurde zu einem wichtigen Faktor im Volksleben. Sicher hat der Nationalismus seine innere Berechtigung, ohne ihn würden

die modernen Staaten nicht das geworden sein, was sie sind, aber er birgt die Gefahr der Überspannung in sich und zeitigt Auswüchse, die nicht nur widerlich, sondern auch schädlich sind. Deshalb ist eine Vermählung zwischen Nationalismus und Internationalismus unbedingt nötig, wenn die Entwicklung der Menschheit in ruhige Bahn gelenkt werden soll. Wie der Einzelmensch berechtigt ist, sein persönliches Interesse zu vertreten, wobei er aber auf das Wohl und Wehe anderer Menschen Rücksicht zu nehmen hat, so soll auch die einzelne Nation ihr Recht fordern, aber sie soll Rücksicht nehmen auf die Rechte anderer Nationen. Es muß ein Ausgleich geschaffen werden zwischen berechtigten nationalen Interessen und den berechtigten internationalen Forderungen. Auf diesem Gebiet erwächst der modernen Arbeiterbewegung eine ungemein dankenswerte Aufgabe, die aber nicht gelöst werden kann durch Ubereifer und Gewalt, sondern nur durch ruhige Arbeit und gegenseitige Verständigung.

Wer an dieser Aufgabe der Völkerverständigung mitarbeiten will, der findet in dem umfangreichen Werke Mitscherlichs ein reichhaltiges Material. Es gibt auf diesem Gebiet wohl kaum ein Buch, dessen Durcharbeitung so lohnend ist wie das vorliegende. Volks- und Arbeiterbüchereien seien darauf aufmerksam gemacht, auch Jugendvereine sollten an der Hand dieses Buches einen Einblick tun in das Wesen des Nationalismus, damit sie den Internationalismus verstehen lernen.

Franz Laufkötter

D. Wiener, *Physik und Kulturentwicklung*. 2. Auflage. Leipzig und Berlin 1921. B. G. Teubner. X und 118 Seiten. 72 Abbildungen im Text. Preis gebunden 6 Mark, gebunden M. 8.80 und 120 Prozent Steuerzuschlag.

Die zahlreichen Abbildungen des Buches sind lehrreich und sind trefflich angeführt. Der zugehörige Text gibt eine gedrängte Aufzählung der »Höchstleistungen« physikalischen und technischen Könnens. Die im Worte »Kulturentwicklung« versprochene allgemeine Betrachtungsweise liegt in der Art der Aufzählung von vielerlei zu zahlreichen Einzelheiten. Alle Erfindungen und Entdeckungen werden in bekannter Weise als Erweiterungen der menschlichen Sinne und Gliedmaßen gedeutet — ohne daß dieser philosophische Standpunkt viel mehr liefert als eine gute Disposition. Ein Aufsteigen in kulturphilosophische Höhe scheint dem Verfasser versagt zu sein. Er ordnet den geistigen und kulturellen Wert der Technik, wie die meisten philosophisierenden Techniker, dem Begriff der Freiheit unter — der etwas einseitig als Befreiung von der Natur aufgefaßt wird und dort, wo er ins Politische übergreift, sehr dunkel erscheint. Die Schlußabschnitte, in welchen der Leser die kulturphilosophische Zusammenfassung der aufgezählten Einzelheiten erwartet, zeigen die Schwäche des Verfassers auf das allerdeutlichste. Sie klingen wie eine Festsrede, teilweise aber auch wie Abschnitte aus einem Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen. Bismarck schafft aus »edler Gesinnung« heraus die ganze soziale Gesetzgebung, und das Kapital ist der Hochbehälter für befruchtende Energie. Augenblicklich aber befinden sich die Deutschen im Wellental der Kultur — hinabgestoßen durch Völker, von denen keines an die Deutschen heranreicht — und hinabgestoßen vor allem durch die Verbrecher, welche die Front erdolchten.

Da die Aufzählung der einzelnen Höchstleistungen menschlichen Verstandes aber nicht schlecht ist und — wie gesagt — vor allem gut illustriert erscheint, kann die Schrift, trotz ihrer Schwächen, jedem, der sich für die rein technischen Dinge interessiert, empfohlen werden.

Engelhardt

Adolf Grabowsky und Walter Koch, *Die freideutsche Jugendbewegung. Ursprung und Zukunft*. Gotha, Verlag Perthes. Preis gebunden 3 Mark.

Es ist kein Geheimnis, daß unsere heutige proletarische Jugend manche Berührung mit der seit der Zusammenkunft auf dem Hohen Meißner der Öffentlichkeit mehr bekannt gewordenen freideutschen Jugendbewegung zeigt. Wer mit der prole-

tarischen Jugendbewegung in Fühlung stand, konnte diese Beobachtung bereits während des Krieges machen. Diese Tatsache hat manchen erwachsenen Genossen überrascht; aber denjenigen, der mit beiden Bewegungen hinreichend vertraut war, konnte dies nicht befremden; kommt doch in beiden der Emanzipationsdrang der Jugend, ihr Streben nach einer neuen Lebensgestaltung, ihr Suchen nach neuer Jugendkultur zum Ausdruck. Zur Kennzeichnung dieses leidenschaftlichen Wollens prägte die auf dem Meißnerfest vereinigte freideutsche Jugend die bekannte Meißner-Formel: Die freideutsche Jugendbewegung will aus eigener Bestimmung, aus eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Jedoch über das innere Wesen dieser Bewegung waren die meisten unserer Genossen wie überhaupt die weitere Öffentlichkeit wenig unterrichtet. Wurde doch der Meinungsaustausch über Wesen, Zweck und Zukunft der freideutschen Jugendbewegung vorwiegend in den Spalten ihrer Verbandsorgane ausgefragt.

Anerkennung verdient daher der Versuch Dr. Grabowskys, des Herausgebers der Halbmonatsschrift »Das neue Deutschland«, die dem Hoffen und Sehnen, Streben und Ringen der freideutschen Jugend recht nahe steht, der Öffentlichkeit ein Gesamtbild dieser Bewegung, eine Gesamtdarstellung des Ursprungs, Wesens und der Zukunft dieser Gefühls- und Denkrichtung einer ideal gerichteten Jugend zugänglich zu machen. In Gemeinschaft mit Walter Koch hat er als drittes Ergänzungsheft seiner Halbmonatsschrift eine Sammelchrift erscheinen lassen, in der eine Reihe von Verfassern, die entweder aus der freideutschen Jugendbewegung selber hervorgegangen sind oder doch in inniger Fühlung mit ihr stehen, in kurzen Abhandlungen die verschiedenen Hauptprobleme behandeln, denen sich das Interesse der freideutschen Jugend vorwiegend zuwendet. Gleich der erste Aufsatz von August Messer, der die Entwicklung der freideutschen Jugendbewegung zeichnet, bezeugt, daß während des Krieges bei dieser Jugend sich »mehrfach das Bestreben« zeigte, »mit der sozialistisch-proletarischen Jugendbewegung Fühlung zu gewinnen«. Traugott Stedtelberg zeigte in seinen Ausführungen die Wurzeln dieses Strebens. Kruses Abhandlung »Jugendbewegung und Zeiterlebnis« versucht auf Grund der Kriegserfahrungen, der Hohlheit und der Vorpiegelung falscher Tatsachen des militärischen Systems und der »methodischen Lüge« des von der Heeresverwaltung eingeführten sogenannten »vaterländischen Unterrichts« die Notwendigkeit dieser Entwicklung nachzuweisen. Mennicke will in seinem Aufsatz »Jugend und Sozialismus« begreiflich machen, »daß gerade die sogenannte freideutsche Jugendbewegung sich mit dem Sozialismus finden« und »an der sozialen Bewegung nach Ausbruch der Revolution« eine »weltgehende Anteilnahme bekunden mußte«. Wiederholt bemühen sich andere Mitarbeiter der Schrift, zu erhärten, daß die freideutsche Jugend der Sozialismus weniger als wirtschaftliche oder historisch-philosophische Theorie, sondern mehr als rein geistige Bewegung interessiere, daß ihre Bewegung — wie Grabowsky in seinem Schlußwort ausführt, so weit sozialistisch sei, »soweit der Sozialismus kurzweg als Freiheitsbewegung betrachtet werden darf«.

Der Kenner unserer proletarischen Jugendbewegung wird den Unterschied in der Mentalität der proletarischen und der freideutschen Jugend aus den sieben selbständigen Abhandlungen der Sammelchrift deutlich erkennen können.

R. Wallerstaedt

A. Walther, Das Kulturproblem der Gegenwart. Drei Vorträge. Gotha 1921, J. A. Perthes A.-G. 48 Seiten.

Der erste Vortrag — »Zerfegung« überschrieben — versucht das Wesen der heutigen Epoche zu erfassen: Unsere Zeit ist krank. Wir haben die Symptome des Bleichwunders im Lärm der Arbeit lange überhört, bis wir plötzlich mit Schrecken erkannten, daß die »innere Mächtigkeit« des Menschen mit der stürmischen Entwicklung äußerer Kulturgüter nicht Schritt halten konnte. Der einzelne Mensch verlor den Zusammenhang mit dem Ganzen, und die Kultur zerfiel in »anarchisch gegeneinander wirkende Glieder«. Aus diesem »Zerfall« erwächst die Sehnsucht

nach der einheitlichen Kultur des Orients und des Mittelalters, die sich heute in einer wachsenden Hinneigung zu buddhistischer oder katholisierender Religiosität auswirkt. Die Stimmungsbildung des ersten Vortrags ist nicht schlecht — doch dürfte mit ihr nicht »unsere Zeit«, sondern höchstens die Stimmung gewisser Bevölkerungskreise unserer Zeit abgebildet sein. Der Verfasser scheint selbst der Sphäre, in der diese Stimmung lebendig ist, anzugehören, denn die wenigen historischen Andeutungen, welche er gibt, zeigen eine Geschichtsauffassung, die ganz unter dem Zeichen einer romantischen Sehnsucht nach dem Mittelalter steht: Das Mittelalter vermochte, wie Walthers ausführte, die wirtschaftlichen Kräfte unter die Herrschaft einer Idee zu zwingen (wir würden als Marxisten umgekehrt schließen) und so eine Einheitskultur zu erzeugen, die mit jener bösen Individualisierung der Renaissance verschwand. Von da ab ging es in absteigender Linie bis zur Gegenwart hin — mit Ausnahme eines Wellenberges, der in die Aufklärungszeit fiel und noch einmal die geistige Menschheit zu einer Einheitskultur vereinte. Deutschland zerstörte im Kritizismus diese letzte Einheit — und rannte in einen schrankenlosen Relativismus hinein, der eine Zerlegung aller Werturteile zur Folge hatte — und schließlich im »engbrästigen« ökonomischen Dogma mündete.

Sobald der Verfasser nach diesem arg mißglückten Zuge durch die Vergangenheit wieder in der Gegenwart angekommen ist, zeigt sich aufs neue der feine Spürsinn für die heutigen Strömungen. Er fühlt — und wohl nicht mit Unrecht —, daß sich im Sozialismus eine Wandlung vollzieht, daß wir einen neuen Aufschwung des begeisterten Ideals erleben. Von der Kraft dieser Wandlung soll das künftige Schicksal der sozialen Gedanken abhängen. Ja — noch mehr! Nur von einer allgemeinen Hinwendung zur »Ursprünglichkeit« wird im zweiten Vortrag die Rettung erwartet. Die Hinwendung zur »Ursprünglichkeit« stellt sich nach der Schilderung des Verfassers im wesentlichen als Überwindung des Intellektualismus und als Stärkung religiös-mythischer Strömungen dar, deren gegenwärtiges Anwachsen sicher nicht geleugnet werden kann. Der neuen — religiös-mythischen Geistigkeit ist es nach Walthers vergönnt, sich des soziologischen Zusammenhanges mit der »Gemeinschaft« wieder bewußt zu werden und damit den Pfad, der zur Höhe führt, zu finden.

Zweifache Auswirkung zeigt nach dem letzten Vortrag der Drang zur Gemeinschaft — einmal als angelsächsischer Weltreichsgedanke, das andere Mal als sozialistischer Welttheilsgedanke. Zwei Gegensätze gilt es zu versöhnen: die angelsächsische demokratische Massenkultur, welche ihr Ideal in einer gleichmäßigen Kulturböhe möglichst vieler sieht — und die deutsche aristokratische Individualkultur, welche nach der Ausbildung hervorragender »Spitzen« strebt. Die Versöhnung soll derart geschehen, daß nicht alle Ideen, wohl aber gewisse Leitideen, die allen gemeinsam sein müssen, sozialisiert werden. Nun — der Streit darüber, welche Ideen zur Sozialisierung »reif« sind, dürfte ebensoviel gegensätzliche Meinungen herausbeschwören wie der Kampf um die »reifen« Betriebe. Klarheit kann aus diesem geistigen Kompromiß jedenfalls kaum gewonnen werden.

Die praktische Auswirkung der Gemeinschaftsidee denkt sich der Verfasser etwas utopistisch als die Rückkehr zur »örtlichen« Gemeinschaft (das jetzt beliebte Schlagwort »Arbeitsgemeinschaft« wird gebraucht), welche es nicht erlauben soll, dem Kampf aus dem Wege zu gehen, wie die weitverzweigten bloßen Geistesgemeinschaften, die wir in Partei, wissenschaftlichen Schulen, Presse, Kunstströmungen usw. vor uns haben.

Die Vorschläge zur Rettung aus der geistigen Not stammen allzusehr vom grünen Tische des Theoretikers — die historischen Untersuchungen allzusehr aus dem Reiche der Gefühle. Trotzdem kann das Büchlein warm empfohlen werden, denn es ist anregend geschrieben und vermittelt mit kurzen Worten ganz trefflich eine Stimmung, die heute viele Kreise — wenn auch nicht gerade die Arbeiterkreise — beherrscht.

V. Engelhardt

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Arbeitsgemeinschaften oder Sozialisierung?

Von A. Ellinger.

Die Rüstungen der Mächte vor dem Kriege. Von Graf
Max Montgelas.

Ursprung und Wesen des Gildensozialismus. Von
M. Beer.

Das Dogma von der neunjährigen höheren Schule.
Von Dr. Artur Buchenau, Stadtschulrat (Berlin).

Strafgesetzbuch und Bevölkerungspolitik. Von H. Jäger.
Ein Tiroler Romantiker. Von J. Kliche.

Literarische Rundschau: Dr. D. Th. Schulz, Der Sinn
der Antike und Spenglers neue Lehre. ♦ Landwirt-
schaftliche Übergangswirtschaft. Ein Produktions-
programm.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandkosten.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Stein, August, Frenau.** Aufsätze. Mit einem Bilde und einem Vorwort, herausgegeben von einem seiner Freunde. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozialitäts-Verlag. 195 S. Geh. M. 30.80.
- Stoß, Penny.** Vielleicht ist alles anders. Dramatische Szenenfolge. 31 S. Jena, Landhaus-Verlag.
- Thienst, F.** Wege und Ziele sozialdemokratischer Gemeindepolitik. Lehe, Selbstverlag. 31 S.
- Thummerer, Joh.,** Krämer und Seelen. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow. 284 S. Geh. 18 M.
- Vorländer, R.,** Volkstümliche Geschichte der Philosophie. Stuttgart, J. F. B. Diez Nachf. Internationale Bibliothek Band 62. 316 S. Geh. 20 M., geb. 24 M.
- Zeit, A. S.,** Die roten Tage. Roman. Berlin, Erich Reiß. 202 S. Geh. 15 M.
- *** **Der Weg des Dr. Levi. Der Weg der B. R. P. D.** Herausgegeben von der B. R. P. D. 32 S. Geh. 2 M.
- *** **Die Sowjetaktion gegen die Gewerkschaften.** Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 47 S.
- *** **Elternabende.** Vorträge. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 208 S. Geh. 12 M.
- *** **Hofgeismar.** Ein politischer Versuch in der Jugendbewegung 1920. Herausgegeben von W. Ehmer. Jena, Eugen Diederichs. 75 S. Geh. 10 M.
- *** **Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine.** 19. Jahrgang. Hamburg, Selbstverlag des Zentralverbandes. 719 S.
- *** **Jahresbericht des Badischen Gewerbeaufsichtsamtes für das Jahr 1920.** Erstattet an das Arbeitsministerium. Karlsruhe, Hofbuchdruckerei Fr. Gutsch. 104 S.
- *** **La Liberté Syndicale en Hongrie.** Documents rapportés par la mission d'information du Bureau International du Travail. Genf, Selbstverlag des Bureau du Travail. 193 S. Geh. 3 Fr.
- *** **Protestversammlung gegen die Vergewaltigung Oberschlesiens am Sonntag, den 22. Mai 1921 in Berlin.** Berlin, Zentralverlag. 30 S. Geh. 2 M.
- *** **Protokoll der Verhandlungen des Ersten Reichskongresses der Betriebsräte Deutschlands (5. bis 7. Oktober 1920 zu Berlin).** Berlin, Verlag Gewerkschaftliche Betriebsrätezentrale. 282 S.
- *** **Report of the 29. Annual Conference of the Independent Labour Party.** London, Selbstverlag der Labour Party. 160 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 18

Ausgegeben am 29. Juli 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Arbeitsgemeinschaften oder Sozialisierung?

Von A. Ellinger

Während des Krieges, als die Not des Vaterlandes hart an die Herzen und Köpfe pochte und das Volk in der Abwehr dessen einte, was jetzt doch gekommen ist — nämlich die Zerstückelung des deutschen Landes und die Verklavung unseres Volkes —, schien auch das deutsche Unternehmertum zur Vernunft gekommen zu sein. Man erinnert sich, wie bei Kriegsausbruch die »Deutsche Arbeitgeberzeitung«, die seit ihrem Bestehen nur Scharfmacherpolitik getrieben und die Gewerkschaften und den Sozialismus mit den klobigsten Mitteln bekämpft hatte, plötzlich einigermaßen vernünftig wurde; wie sich die Leitungen der Arbeitgeberverbände — trotz gewaltigster Arbeitslosigkeit und trotzdem die Gewerkschaften die Einstellung der Lohnkämpfe ausgesprochen hatten — um die Einhaltung der tariflichen Lohn- und Arbeitsbedingungen bemühten; wie viele Unternehmer ihren zum Kriegsdienst eingezogenen Arbeitern und Angestellten beziehungsweise deren Familien Lohn und Gehalt fortzahlten oder ihnen doch eine laufende Unterstützung gewährten. Es hatte den Anschein, als ob die gewaltige Gefahr, in der damals das ganze deutsche Volk schwebte, dem Unternehmertum die Augen geöffniet und es für eine Politik des Zusammenarbeitens zwischen Arbeit und Kapital reifer gemacht hätte. Unter diesem Eindruck sind die ersten Arbeitsgemeinschaften entstanden.

Diese Arbeitsgemeinschaften waren noch höchst einfache Gebilde. Sie hatten nicht den Zweck, durch das Zusammenwirken von Arbeitern und Unternehmern die Voraussetzung für eine spätere Sozialisierung zu schaffen; ihre Aufgabe sollte vielmehr nur die Regelung von Industrie- beziehungsweise gewerbepolitischen Fragen sein, die einen reinen Gegenwartscharakter trugen und an denen sowohl Arbeiter wie Unternehmer gleichermaßen interessiert waren. Als Beispiel sei hier nur an ihre Bemühungen um die Beschaffung von Arbeit erinnert, die angesichts der gewaltigen Arbeitslosigkeit zur Vermeidung weiterer Arbeiterentlassungen beziehungsweise zur Wiedereinstellung bereits entlassener Arbeiter und zur Wiedereingangssetzung stillgelegter Betriebe führen sollten und tatsächlich auch geführt haben.

Als die Arbeitslosigkeit nachließ, weil immer mehr Arbeiter zum Kriegsdienst einberufen wurden und auch die Kriegsindustrie immer mehr Arbeiter brauchte, ging die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaften stark zurück. Zum Teil hörte ihre Tätigkeit vollständig auf. Erst zu Ende des Krieges, nach dem Zusammenbruch der Heere, wurden im Gewirr der Revolution die Arbeitsgemeinschaften wieder zu neuem Leben erweckt; und zwar versuchte man sie nun zu etwas Neuem, Höherem zu machen, zu etwas, was den Verhältnissen der damaligen Zeit entsprechen sollte. Man stand vor der Um-

stellung der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft unter den denkbar schwierigsten Umständen, unter Umständen, die leicht zu einer Katastrophe, zur völligen Auflösung der Wirtschaft, zum wirtschaftlichen Chaos führen konnten. Die so lange auf die Bajonette der Soldaten gestützte alte politische Staatsmacht war zusammengebrochen. Auf sie konnten sich die Unternehmer beim Um- und Aufbau der zerrütteten deutschen Wirtschaft nicht mehr stützen, die Arbeiterklasse aber, die die politische Staatsmacht übernommen hatte, war zur Übernahme und Führung der deutschen Wirtschaft unter Ausschaltung der Unternehmer nicht vorbereitet. Unter diesen Umständen kamen führende Männer in der Arbeiter- wie in der Unternehmerbewegung zu der Auffassung, daß die deutsche Wirtschaft nur durch ein Zusammenwirken der Arbeiter- und der Arbeitgeberverbände vor den schwersten Erschütterungen bewahrt und wieder auf den Friedensstand umgestellt werden könne.

Aus dieser Auffassung heraus wurden im November 1918 die Arbeitsgemeinschaften aufs neue begründet und gleichzeitig von der Reichsregierung — der Regierung der Volksbeauftragten — mit wichtigen Funktionen betraut. Für die einzelnen Gewerbe- und Industriegruppen wurden aus den Arbeitsgemeinschaften heraus Fachauschüsse gebildet. Diese Fachauschüsse, die später von der Reichsregierung als Richtlinien für die Bildung von Arbeitsauschüssen aufgestellt wurden, sollten nach einer Rede des Staatssekretärs Roeth (20. November 1918) als Helfer der Demobilisierungskommission in allen Teilen des Reiches gelten. Jeder Fachauschuß sollte sofort ein arbeitsfähiges Bureau bilden, an das sich sowohl die Industrie mit ihren Wünschen und Anträgen wie auch der Staatssekretär wenden konnten. Aufgabe der Fachauschüsse sollte unter anderem sein: Beschaffung von Arbeitsgelegenheit, Prüfung, wie weit Aufträge von staatlicher und privater Seite vorliegen, Ausgleich zwischen notleidenden und bessergestellten Industrien, Einwirkung auf Unternehmer, die gut verdient haben, ein größeres Risiko zu übernehmen, zahlenmäßige Regelung, wieviel Arbeiter und Arbeiterinnen untergebracht werden könnten, Prüfung der Arbeiterverhältnisse in den einzelnen Bezirken und nötigenfalls Ausgleich durch Verschiebung, Unterbringung der Kriegsbeschädigten nach Maßgabe ihrer Verwendbarkeit usw. Aus den Fachauschüssen sollte je ein Vertreter der Arbeiter und Arbeitgeber als Mittelsperson und ständiger Mitarbeiter des Staatssekretärs bestimmt werden.

Als die Gewerkschaften der Neugründung und dem Ausbau der Arbeitsgemeinschaften zustimmten, waren sie wohl zum guten Teil der Auffassung, daß aus diesen Körperschaften unter dem Drucke der proletarischen Revolution mehr zu machen sei, als in den Richtlinien des Staatssekretärs Roeth angedeutet war: daß die Arbeitsgemeinschaften bis zu einem gewissen Grade ein Instrument zur Fortentwicklung und zum schrittweisen Umbau unserer Wirtschaft in der Richtung zum Sozialismus werden könnten.

Im Reichswirtschaftsministerium scheint auch eine Zeitlang diese Auffassung geherrscht zu haben; denn in einer Sitzung der Reichsarbeitsgemeinschaft für das Baugewerbe wurde berichtet: Das Reichswirtschaftsministerium beabsichtige, im Einvernehmen mit dem Reichsverband der deutschen Industrie eine großzügige Organisation von Industrie und Gewerbe in der Weise durchzuführen, daß Zweckverbände oder Wirtschaftskammern dem

Ministerium als Selbstverwaltungskörper beigeordnet werden. Jeder Zweckverband sollte eine Industrie oder ein Gewerbe vollständig umfassen und aus einem Produktions-, Finanz-, Inlands-, Auslands- und sozialpolitischen Ausschuß bestehen. Den Ausschüssen würden außer Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern auch noch je ein Reichskommissar angehören. Die Zweckverbände würden voraussichtlich Zwangsorganisationen werden und öffentlich-rechtlichen Charakter haben. Die Errichtung von Arbeitskammern als Organisation des Reichsarbeitsministeriums werde hierdurch nicht berührt.

Die Arbeitsgemeinschaften waren demnach bei ihrer Gründung als zukünftige Selbstverwaltungskörper der Industrie und der Gewerbe gedacht. Sie sollten durch gemeinschaftliche Arbeit zwischen den Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber das wirtschaftliche Leben der einzelnen Industrie- und Gewerbegruppen regeln und den Wiederaufbau und die friedliche Umgestaltung des deutschen Wirtschaftslebens sicherstellen. Auf diesem Gedanken der Zusammenarbeit zwischen Arbeit und Kapital beruht bekanntlich auch die Wissell-Möllendorffsche Planwirtschaft. Wissell hält die zwischen den gewerblichen und industriellen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Deutschland bestehenden Arbeitsgemeinschaften nicht nur für ein Provisorium, sondern für »eine Vorstufe der kommenden sozialistischen Wirtschaftsverfassung« (»Das Programm der Sozialdemokratie, Vorschläge für seine Erneuerung«, S. 56). Da wir einerseits dem Kapitalismus die Wirtschaft nicht überlassen könnten, weil das geschehen würde auf Kosten der Arbeiterklasse, aber andererseits die Möglichkeit zur unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Machtergreifung durch das Proletariat nicht bestehe, so bleibe uns als Mittelweg nur die Planwirtschaft. »Das deutsche Proletariat war und ist nicht in der Lage,« sagt Wissell, »allein die Wirtschaft auszubauen. Ebenso war und ist die Bourgeoisie nicht mehr in der Lage, ohne die freiwillige Mitarbeit des Proletariats die neue Wirtschaftsordnung herzustellen.... So ist das Zusammenarbeiten zwischen Bourgeoisie und Proletariat ... nur das Symbol des Zustandes, den die politisch-ökonomische Entwicklung im Augenblick erreicht hat.« Wissell selbst ist sich allerdings im Zweifel, ob die historische Periode dieser Arbeitsgemeinschaft zwischen Bourgeoisie und Proletariat von längerer Dauer sein wird. »Nach den Erfahrungen der Vergangenheit,« sagt er, »muß damit gerechnet werden, daß die Bourgeoisie bei Wiederkehr einer gewissen Stufe der Akkumulation von Produktionsmitteln den Versuch machen wird, das Verhältnis der Parität wieder durch ein einseitiges Machtverhältnis zu ersetzen.« Er hält es für die Aufgabe des Proletariats, die Periode der Arbeitsgemeinschaft im Zeitpunkt des Waffenstillstandes dazu zu benutzen, »sich so viele politische und soziale Sicherungen zu schaffen, daß der Zeitpunkt nicht wiederkehrt, wo zwei Arbeiter einem Unternehmer nachlaufen, ohne daß die politische Macht der Arbeiterklasse im Staate dieses ökonomische Mißverhältnis ausgleichen kann.«

Inwieweit haben sich nun die auf die Arbeitsgemeinschaften gesetzten Hoffnungen bis jetzt erfüllt? Besteht Aussicht, daß sie jemals zu einem Instrument der Sozialisierung werden? Oder fragen sie, wie viele meinen, zur Verhinderung einer energischen Wahrnehmung der Klasseninteressen des Proletariats und damit zur Erschwerung der Sozialisierung bei?

Wer die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften in den letzten Jahren mit kritischem Blick verfolgt hat, der weiß, daß sie die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt haben. Sie haben nicht einmal die ihnen in den Richtlinien des Staatssekretärs Roeth zugewiesenen Aufgaben erfüllt, geschweige darüber hinaus zu einer Umbildung unserer Wirtschaft in der Richtung zum Sozialismus beigetragen. Sie haben vielmehr in allen Fällen, wo es sich um die Lösung von Interessenkonflikten zwischen Arbeit und Kapital, um die Beschneidung des kapitalistischen Profits oder gar um die Förderung gemeinwirtschaftlicher Bestrebungen gehandelt hat, vollständig versagt. Ich will hier nur zwei Beispiele anführen, die mir als Vertreter der deutschen Bauarbeiter besonders nahe liegen und die mich zu der Überzeugung gebracht haben, daß die Arbeitsgemeinschaften scheitern müssen an dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital.

Am 5. November 1919 regte der seinerzeitige Wiederaufbauminister Dr. Gehler bei der Zentralarbeitsgemeinschaft die Einsetzung einer Kommission aus Arbeiter- und Arbeitgebervertretern an, die ihm bis zum 20. November Vorschläge über bestimmte Fragen zum Wiederaufbau Nordfrankreichs machen sollte, die der Minister als Grundlage zu seinen Verhandlungen mit der französischen Regierung brauchte. Die Kommission wurde gebildet. Gleich in der ersten Sitzung legten die Arbeitervertreter Vorschläge vor, die die Übernahme eines Teiles der Wiederaufbauarbeiten in Nordfrankreich durch das Deutsche Reich und die Ausführung der Arbeiten durch das Deutsche Reich selbst beziehungsweise durch soziale Treuhänderbetriebe vorsahen. Soweit das Reich zur Ausführung der Arbeiten kapitalistische Privatbetriebe nicht entbehren könnte, sollten diese der Kontrolle des Reiches unterstellt und ihre Gewinne beschränkt werden. Schon in dieser Sitzung kamen die Gegensätze zwischen Arbeitern und Unternehmern zum Ausdruck. In der zweiten Sitzung stellte sich heraus, daß der Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern unüberbrückbar und daß die Einreichung gemeinschaftlicher Vorschläge durch Arbeiter und Unternehmer nicht möglich sei, weil die Vertreter der Arbeiter von ihrem Vorschlag, den Wiederaufbau Nordfrankreichs auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage zu betreiben, nicht abgingen, während die Unternehmer einen stark kapitalistischen Standpunkt vertraten. Auf Ersuchen des Ministers kam man trotzdem noch zu einer dritten Sitzung zusammen. Das Ergebnis war nur, daß sich Arbeiter und Arbeitgeber zur Einreichung gesonderter Vorschläge entschlossen. Bevor die Gewerkschaften zur Einreichung ihrer Vorschläge kamen, ging vom Minister abermals ein Ersuchen zur Fortführung der Verhandlungen ein, da es ihm nicht um getrennte Vorschläge der Arbeiter und Arbeitgeber, sondern um einen Vorschlag des von der Regierung anerkannten »Selbstverwaltungskörpers«, der Arbeitsgemeinschaft, zu tun war. Aber auch bei der vierten Verhandlung war keine Einigung zu erreichen, so daß schließlich die Gewerkschaften ihre Vorschläge doch gesondert einreichten.

Der zweite Fall spielte sich im vorigen Jahre bei der Zentralarbeitsgemeinschaft für den Kohlenbergbau ab. Der Deutsche Bauarbeiterverband hatte bei der Reichsregierung angeregt, zur Verbilligung der Bauausführung bei Errichtung der Vergarbeiterheimstätten im rheinisch-westfälischen Industriegebiet einen großen sozialen Bau-

betrieb aus den Mitteln des Kohlenfonds zu errichten. Dem stand eine Verordnung der Reichsregierung entgegen, nach der die aus der Kohlenabgabe aufgebrauchten Mittel nur zur Erbauung von Bergarbeiterheimstätten bestimmt waren, nicht aber auch zur Errichtung von Baubetrieben, die eine Verbilligung des Bauens zum Ziel haben, also auf eine sparsame Verwendung der Mittel aus dem Kohlenfonds hinauslaufen. Durch Kabinettsbeschuß — wir hatten damals noch ein in seiner Mehrheit sozialistisches Kabinett — wurde eine Änderung der betreffenden Verordnung erreicht. Die Treuhandstelle zur Erbauung von Bergarbeiterheimstätten im rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk, die im Auftrag der Zentralarbeitsgemeinschaft für den Kohlenbergbau beziehungsweise im Auftrag des Reiches die Mittel aus dem Kohlenfonds verwaltet, lehnte jedoch die Hergabe der Mittel zur Einrichtung eines sozialen Treuhandbetriebs ab. Während die christlichen und die sozialistischen Vertreter der Bergarbeiter in der Treuhandstelle einmütig für die Hergabe der Mittel stimmten, weil es ihnen um eine Verbilligung des Bauens und um eine Ersparnis an Geldern der Allgemeinheit zu tun war, wiesen die Vertreter der Bergherren, die aufs stärkste von den Verbänden der Bauunternehmer beeinflusst waren, die Geldhergabe für diesen Zweck ebenso einstimmig ab. In der Zentralarbeitsgemeinschaft für den Kohlenbergbau, die darauf als übergeordnete Instanz zu entscheiden hatte, wiederholte sich genau das gleiche Spiel, so daß schließlich der Reichsarbeitsminister eingreifen und durch seine Entscheidung die Interessen der Allgemeinheit wahrnehmen mußte, zu deren Wahrnehmung sich die paritätisch zusammengesetzte Arbeitsgemeinschaft und ihre Organe unfähig gezeigt hatten.

Diese beiden Beispiele zeigen mit aller Deutlichkeit, daß die Arbeitsgemeinschaften zu einem wenn auch nur schrittweisen Umbau der kapitalistischen Privatwirtschaft in der Richtung zum Sozialismus, ja auch nur zur Zügelung der kapitalistischen Profitsucht und zum Schutze der Allgemeinheit vor kapitalistischer Ausbeutung nicht geeignet sind. Das wird übrigens auch durch die gesamte kapitalistische Entwicklung in den letzten Jahren bewiesen. Noch nie ist die deutsche Arbeiterklasse und das ganze schaffende Volk von den Kapitalisten so schamlos ausgebeutet worden, noch nie waren die Gewinne der Unternehmer, die Dividenden der Aktionäre so hoch, noch nie aber auch die Lage der Arbeiter — abgesehen von der Kriegszeit — so schlecht wie in den letzten beiden Jahren.

Die Tätigkeit der Arbeitervertreter in den Arbeitsgemeinschaften, den Außenhandelsstellen, im Kohlenrat usw. hat diese Entwicklung nicht zu hindern vermocht. Man darf auch füglich bezweifeln, ob die Arbeitervertreter in allen diesen Körperschaften übermäßig viel gelernt haben. Denn hätten sie es, wären sie den Unternehmern in diesen Körperschaften auch nur im entferntesten gewachsen, dann hätten sie jedenfalls die Interessen des schaffenden Volkes mit mehr Erfolg, als dies tatsächlich geschehen ist, vertreten. Ich bin deshalb der Meinung, daß die Zeit der Arbeitsgemeinschaften vorbei sein sollte. Die Unternehmer haben in den zweieinhalb Jahren seit Bestehen der Arbeitsgemeinschaften bewiesen, daß es ihnen mit der Überbrückung des Gegensatzes zwischen Arbeit und Kapital, mit einer ehrlichen Zusammenarbeit zwischen Arbeitern und Unter-

nehmern nicht Ernst ist. Sie wollen zwar eine Zusammenarbeit, aber nur auf Kosten der Arbeiter. Allenfalls sind sie für eine Politik, die den Arbeitern einer Industrie auf Kosten der Allgemeinheit gewisse Vorteile bringt, vorausgesetzt, daß sie dabei selbst den größten Reiback machen. (Die Vorkommnisse in gewissen Körperschaften, wo die Arbeitervertreter geringe Lohnerhöhungen dadurch einhandelten, daß sie einer erheblichen Verteuerung der Produkte zustimmten, also mit zur Abwälzung der Lohnerhöhungen auf die Verbraucher beitrugen, ist dafür ein guter Beweis.) Sobald die Arbeiter sich anschicken, eine Politik der Gemeinwirtschaft, des Sozialismus zu vertreten, haben die Unternehmer das Interesse an den Arbeitsgemeinschaften verloren.

Wenn die deutsche Arbeiterschaft in Zukunft gegenüber dem mächtig erstarkten Unternehmertum ihre Interessen und die Interessen der Allgemeinheit vertreten will, muß sie sich neuer, sozialistischer Mittel bedienen, muß sie selbst zur praktischen Verwirklichung des Sozialismus schreiten. Bis jetzt haben nur die Kopf- und Handarbeiter des Baugewerbes nach solchen Mitteln gesucht.

Das deutsche Unternehmertum holt zurzeit zu gewaltigen Schlägen gegen die organisierten Arbeiter aus. Immer unverhüllter kehrt es wieder den alten Scharfmacherstandpunkt der Vorkriegszeit heraus. Seht sich diese Entwicklung weiter fort, so ist zu erwarten, daß die Arbeitsgemeinschaften an den immer stärker werdenden Gegensätzen zwischen Arbeit und Kapital in nicht allzu ferner Zeit selbst zugrunde gehen. Wir haben dann zwar immer noch die gesetzlichen Arbeitsgemeinschaften, die organisiert sind im »Vorläufigen Reichswirtschaftsrat«. Diese Arbeitsgemeinschaften sind in der Reichsverfassung festgelegt und werden voraussichtlich in absehbarer Zeit nicht zu beseitigen sein. Die Hoffnungen, die viele auf sie setzen, werden aber auch sie nicht erfüllen; denn dem beugt schon die Zusammensetzung dieser Körperschaft vor. Nicht mit Unrecht nannte kürzlich ein hervorragender Führer einer großen deutschen Gewerkschaft den Vorläufigen Reichswirtschaftsrat »das reaktionärste Parlament der Welt«. In der Tat: während die politischen Parlamente heute in allen modernen Staaten der Welt auf Grund des allgemeinen Stimmrechts gewählt werden, so daß wenigstens die Möglichkeit besteht, daß die arbeitenden Klassen als die ungeheure Mehrheit der Völker auch in den Parlamenten in absehbarer Zeit eine Mehrheit bekommen und die Geschicke der Völker im Sinne des Sozialismus beeinflussen können, ist von den zu gleichen Teilen aus Arbeitern und Unternehmern zusammengesetzten Wirtschaftsparlamenten ein Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiet kaum zu erwarten. Der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital wird ihre Arbeit unfruchtbar machen, zumal die Vertreter der Arbeiter in diesen Parlamenten keine geschlossene Masse darstellen und die Sozialisten darin infolge der Zersplitterung der Arbeiterschaft niemals eine Mehrheit erhalten werden. Nicht umsonst setzen sich die reaktionären Parteien selbst in Gliedstaaten wie Hamburg für die Schaffung solcher Wirtschaftsparlamente ein. Sie wissen, daß hier die Interessen der Besitzenden immer noch besser aufgehoben sind als im politischen Parlament. Gerade das sollte aber für die Arbeiterklasse ein Beweis dafür sein, daß sie im Zeichen der Arbeitsgemeinschaften den Sieg des Sozialismus nicht zu erkämpfen vermag.

Die Rüstungen der Mächte vor dem Kriege

Von Graf Mar Montgelas

Von allen Schlagworten, die während des Krieges gegen Deutschland geprägt worden sind, ist wohl keines so weit verbreitet, hat wohl keines so viel Glauben gefunden wie die Behauptung der ungeheuren Rüstungen Deutschlands. Immer und immer wieder haben die Staatsmänner der Entente ihren Völkern die Lehre eingehämmert, der deutsche Kriegswille sei klar erwiesen, denn kein Land habe so zum Kriege gerüstet wie Deutschland. Doch amtliche Zeugnisse von gegnerischer Seite haben diese Legende widerlegt, sowohl vor dem Kriege als nach dem Kriege.

Am 4. Juni 1913 hat der englische Kriegsminister Oberst Seely auf Anfrage im Unterhaus folgende schriftlichen Angaben über die Friedensstärken der Heere gemacht, wobei für Deutschland und Frankreich die künftigen Stärken (ab 1914), für Österreich-Ungarn und Rußland die von 1913 zugrunde gelegt sind:

Deutschland	822 000	Frankreich	742 000
Österreich	474 000	Rußland	1 284 000
Zusammen	1 296 000	Zusammen	2 026 000

Dabei hat Seely für Deutschland die Stärke angegeben, die erst bei voller Durchführung der Wehrevorlage nach Einstellung der Rekruten im Oktober 1914 erreicht worden wäre, bei Kriegsausbruch aber noch nicht erreicht war. Er hat ferner bei Frankreich etwa 40 000 Mann des »Hilfsdienstes«, der seit dem Jahre 1905 eine gewisse militärische Ausbildung erhielt, und die eingeborenen Truppen von Nordafrika in der Stärke von über 60 000 Mann nicht eingerechnet und bei Rußland anscheinend einen Teil der in Asien stehenden Korps nicht in Ansaß gebracht. Doch darüber soll nicht kleinlich gerechnet werden. Die Zahlen des englischen Kriegsministers beweisen, auch so wie sie gegeben wurden, daß die Friedensheere Frankreichs und Rußlands mit mehr als 2 Millionen denen der Mittelmächte mit nur 1,4 Millionen um nahezu 50 Prozent überlegen waren.

Noch bemerkenswerter sind die Feststellungen des französischen Generals Buat und seiner nach dem Kriege veröffentlichten Schrift »L'armée allemande pendant la guerre 1914—1918«. Buat, der während des Krieges zeitweise Chef des Nachrichtenbureaus des Generalstabs war und daher über die deutsche Armee vorzüglich unterrichtet ist, gibt für 1914 folgende Friedensstärken an (S. 1): Deutschland 870 000, Frankreich 910 000 (einschließlich 63 000 Afrikaner).

Beide Zahlen sind höher als jene nach deutscher Annahme. Doch so wenig wie mit dem englischen soll hier mit dem französischen Zeugen gestritten werden. Es genügt, daß nach Buat das französische Heer — vermöge der 1913 wieder eingeführten dreijährigen Dienstpflicht — im Frieden sogar stärker war als das deutsche. Gleichzeitig mit Wiedereinführung der dreijährigen Dienstpflicht hatte man aber auch für den Mobilisationsfall volle vier Jahresklassen mehr gewonnen. Die Rekruten wurden, statt wie früher mit 21, nunmehr schon mit 20 Jahren eingestellt, die Dauer der Wehrpflicht aber vom 45. bis zum 48. Lebensjahr verlängert.

Auch wurde in Frankreich schon seit 1889 jeder irgendwie Taugliche zum Waffendienst herangezogen, während in Deutschland »eine große Anzahl vollkommen dienstbrauchbarer Mannschaften nicht zum aktiven Militärdienst eingestellt wurde« (Buat, S. 4).

So kam es denn, daß nach Buats Berechnung (S. 8 und 9) die Kriegsstärken an Feld- und Reservedivisionen in Deutschland und Frankreich, je 79 Divisionen, vollkommen gleich waren, wozu in Deutschland allerdings noch eine Anzahl mobiler Ersatzdivisionen kam (zunächst nur $6\frac{1}{2}$). Mit großem Stolz stellt der französische General fest (S. 9), daß zu Kriegsbeginn im Westen Frankreich an Zahl der großen Einheiten (Divisionen) auch ohne die englische und belgische Hilfe »für sich allein wenn nicht stärker, so doch mindestens gleich stark war wie sein furchtbarer Gegner«. Am Schlusse seiner Schrift (S. 66) führt er aus, daß bei Ausnutzung der »bedeutenden Überlegenheit der jährlichen Kontingente von Wehrpflichtigen«, also bei strenger Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht wie in Frankreich, es für Deutschland möglich gewesen wäre, »600 000 Mann mehr als in Wirklichkeit in Divisionen zu formieren«. Mit diesem Zuwachs an Kraft aber hätte der deutsche Generalstab bei Feldzugsbeginn »die Umfassung des linken französisch-englischen Flügels bis zu den Küsten der Nordsee und des Kanals ausdehnen können. Auf diese Weise wären die England zunächst liegenden Flottenstützpunkte besetzt und Großbritannien unmittelbar bedroht worden. Obendrein wäre eine Schlacht an der Marne niemals möglich gewesen.«

Nach diesen Feststellungen von amtlicher englischer und französischer Seite kann die Fabel des »deutschen Riesenheeres« nicht mehr aufrecht erhalten werden. Neuerdings aber hat der Umstand, daß uns in sinnloser, einen Milliarden Schaden verursachender Weise die Zerstörung von Waffen, Munition, Flugzeugen und Motoren aufgezwungen worden ist, ein anderes Märchen hervorgerufen, des Inhalts: »zwar nicht an Zahl der Streiter, aber durch Bereitstellung ungeheurer Mengen von Waffen und Munition habe Deutschland alle anderen Mächte weit überflügelt«. Nun weiß jeder Laie, daß diese Rüstung erst während des Krieges allmählich hergestellt worden ist. Kein Staat, Deutschland noch weniger als Frankreich, hatte mit einem solchen Verbrauch von Gewehren, Geschützen und Schießbedarf gerechnet, wie er während des furchtbaren Völkerringens schon sofort aufgetreten ist. Überall mußte die Rüstungsindustrie ganz außerordentlich gesteigert werden. In den Ententeländern, die über die Rohstoffe der ganzen Welt verfügten und von Amerika reichlich unterstützt wurden, war die Steigerung noch viel gewaltiger als bei uns. So berichtet der amerikanische Historiker Hayes, daß in England während der Sommeschlacht 1916 die Herstellung von Munition 45 000 mal so groß war wie 1914.

Schließlich weiß jeder, der das erste Kriegsjahr nicht träumend durchlebt hat, daß schon sehr bald bei allen Heeren, ganz besonders aber bei den vom offenen Meere so gut wie abgeschnittenen deutschen und österreichischen Truppen, ein fühlbarer Mangel an Munition eingetreten ist. Schon Mitte September 1914 ergingen von der Heeresleitung dringende Aufforderungen an das Kriegsministerium, die Anfertigung von Munition für die Feld- und die schwere Artillerie zu erhöhen und zu beschleunigen.

Gleichzeitig wurden sämtliche Armeen darauf hingewiesen, daß sie mit dem Schießvorrat auskommen müßten, den sie bei der Truppe und Etappe mit sich führten und daß die »Ergänzung künftighin auf Neufertigung angewiesen sei«, mit anderen Worten, daß die im Frieden bereitgelegte Munition so gut wie aufgebraucht sei. Das war knapp vier Wochen nach dem ersten größeren Gefecht!

Die Fabel der großen deutschen Waffen- und Munitionsbestände ist ebenso unhaltbar wie die des deutschen Riesenheeres. Vielleicht findet sich einmal ein Gegner, der auch diese Legende so gründlich zerstört, wie es Seely und Buat hinsichtlich der Heeresstärken getan haben.

Ursprung und Wesen des Gildensozialismus

Von M. Beer

Der Gildensozialismus entstand in England in den Jahren 1910 bis 1914, als das Vereinigte Königreich (England und Wales, Schottland und Irland) von einer allgemeinen Unruhe, von großen Streiks und politischen Kämpfen ergriffen wurde. Er stellt sich dar als eine Gegenwirkung gegen Staatssozialismus und Syndikalismus, die beiden bis dahin bekannten Formen des Sozialismus, die um die Oberherrschaft miteinander rangen. Der Gildensozialismus ist ein Versuch, die wesentlichen Gedanken beider zu vereinigen; er ist ein Kompromiß, also ein echt englisches Erzeugnis.

Unter Staatssozialismus versteht man in Westeuropa vielfach den sozialdemokratischen Staat oder die kollektivistisch geleitete Wirtschaftsordnung; denn die Sozialdemokratie bejaht prinzipiell den Staat. Sie wendet sich nur gegen den Obrigkeitsstaat, also nicht gegen den Staat an sich. Ihr erscheint der demokratische Staat, der Volksstaat, als das Werkzeug der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Sie stellte sich in der Regel vor, daß im Fall eines sozialistischen Sieges eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel vorgenommen werde, worauf die demokratisch gewählten staatlichen und kommunalen Behörden durch ihre Beamten die Leitung und Verwaltung der wichtigen gesellschaftlichen Funktionen übernehmen würden, ebenso wie früher der Obrigkeitsstaat die Eisenbahnen, die Post und die Telegraphen, die Dreiklassengemeinden die verstaatlichten Wasser- und Gaswerke verwaltet haben. Die Rechte und den Schutz der Arbeiter und der Verbraucher, dachte man, werden die demokratisch gewählten Parlaments- und Gemeinderatsmitglieder wahrnehmen; sie werden darauf sehen, daß die Arbeiter nicht unterdrückt und die Verbraucher nicht ausgebeutet werden.

Gegen diese Auffassung des Sozialismus wandten sich in erster Linie die Syndikalisten, die die Klassenkampflehre und die Geschichtsauffassung von Marx mit den antistaatlichen, libertären Auffassungen des Anarchismus verbanden. Der Syndikalismus entstand in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts gleichzeitig in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Frankreich und fand in Paris seine bedeutendsten Theoretiker, die den Marxismus modifizierten und im revolutionären antistaatlichen und antidemokratischen Sinne auslegten (und — nebenbei gesagt — auch einen starken Einfluß auf Lenin ausübten). Hand in Hand mit der syndikalistischen Propaganda ging ein von der äußersten Linken und der äußersten Rechten

in Frankreich geführter Kampf gegen die bürgerliche Demokratie. Man kann überhaupt die neuesten Phasen der Geschichte des Sozialismus nicht richtig würdigen, wenn man das Wirken Sorels und seiner Mitkämpfer in Paris sowie Daniel de Leons und seiner Mitkämpfer in New York nicht studiert hat. Das war vor dem Kriege, als in Deutschland der Revisionismus immer größere Kreise der Arbeiter und Sozialisten erfaßte. Ich kann hier auf diesen merkwürdigen syndikalistischen Geschichtsabschnitt nicht eingehen, es dürfte für meinen Zweck genügen, wenn ich bemerke, daß der syndikalistische Gedanke das Hauptgewicht legt auf die Verwaltung der Wirtschaft durch die Proletarier selber, auf die proletarische Kontrolle der Produktion, auf die Selbstverwaltung der Produzenten, um ihnen nicht nur die materielle Existenz, sondern die volle persönliche Freiheit zu sichern, die sie, wie die Syndikalisten behaupten, nie erlangen werden, solange Staatsbeamte oder sonstige autoritäre Personen als Produktionsleiter fungieren. Und solange die Produzenten nicht in voller Freiheit ihre Pflichten erfüllen, werden sie auch nicht ihr Bestes tun, die Gesellschaft wird trotz des Sozialismus unfrei bleiben. Also der Staat in jeglicher Form muß abgeschafft, die Selbstverwaltung der Produzenten in Feld, Werkstatt und Kohlenzeche hergestellt werden.

Schon aus den Wirren der ersten Internationale kann man diesen Gegensatz zwischen Sozialdemokratie und Syndikalismus heraushören, und es war dieser etwa seit 1868 sich bemerkbar machende Gegensatz, der zu dem Saße vom Absterben des Staates (Engels) führte. Damals lautete die Parole: Anarchismus gegen Marxschen Autoritarismus, in den letzten Jahren dagegen handelte es sich im Kampf nicht um die Stellungnahme gegen oder für Marx, sondern um die revolutionäre oder evolutionäre Auslegung des Marxismus. Auf jeden Fall hatte die syndikalistische Agitation in England (1910 bis 1914) zur Wirkung, daß die Schriften von Marx wieder hervorgeholt und mit großem Eifer studiert und daß der Staat, sein Wesen und seine Funktionen einer Untersuchung unterzogen wurden.

Das Ergebnis dieser Gegensätze und Studien ist der Gilddensozialismus. Seine Schöpfer sind G. G. Hobson und G. D. H. Cole. Als ich 1894 nach London kam, traf ich Hobson als Privatsekretär Keir Hardies in der Redaktion des »Labour Leader«; dann wurde er Mitglied der Fabiergesellschaft, also einer sehr gemäßigt-sozialistischen Organisation; 1907 trat er aus ihr aus und arbeitete an der Wochenschrift »New Age« (Neue Zeit) mit, die ursprünglich den Fabiern nahestand, dann aber marxistisch wurde und ins syndikalistische Fahrwasser geriet. Seit 1912 begann Hobson in jener Wochenschrift den Gilddensozialismus zu verbreiten. Cole ist viel jünger als Hobson. Er studierte in Oxford, war ebenfalls Mitglied der Fabiergesellschaft und trat schon als Student (1913) mit seinem Werke »World of Labour« (über die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiter verschiedener Länder) hervor, das von syndikalistischen Ideen beeinflusst ist. Auch Cole arbeitete an der »New Age« mit im Sinne des Gilddensozialismus und ließ später (1917) seine Artikel in Buchform erscheinen unter dem Titel »Self-Government

¹ Wer sich dafür interessiert, kann weitere Angaben in meinem Supplementbändchen »Der britische Sozialismus der Gegenwart« (Stuttgart 1920, Verlag J. F. W. Dieß Nachf.) finden.

in Industry« (Selbstverwaltung in der Wirtschaft). Diese Schrift sowie Hobsons »National Guilds« sind grundlegend für den Gildensozialismus, dessen Wesen folgendermaßen umrissen werden kann:

Mit der Sozialdemokratie bejaht der Gildensozialismus den Staat; mit dem Syndikalismus fordert er für die Produzenten die Selbstverwaltung der Industrie. Diese Verbindung beider Bewegungen geschieht der Annahme der Gildensozialisten nach auf folgende Weise: Nach dem Siege der sozialistischen Bewegung hört die Spaltung der Gesellschaft in Kapitalisten und Arbeiter auf und teilt sich in Produzenten und Konsumenten; der Staat erhält die Produktionsmittel als gesellschaftliches Eigentum und vermietet sie sodann den als Gilden organisierten Arbeitern (Produzenten) unter Bedingungen, die die Interessen der Gesamtheit schützen. Die Produzentengilden, im nationalen Rahmen zusammengefaßt, wählen ihre Meister und Werkführer, kaufmännische Leiter und Gehilfen und stellen nach den vom Staat angegebenen Quantitäten und Qualitäten die nötigen Güter her. Sämtliche Arbeitsbedingungen, technische Fragen, naturwissenschaftliche Bildung gehören zu der Kompetenz der Gilden. Zum Schutze der Produzenten wird ihnen auch das Streikrecht gewährleistet.

Der Staat als Vertreter der Konsumenten hat sein Parlament, das in allen Konsumtions- und außenpolitischen Fragen souverän ist. Die nationalen Gilden als Vertreter der Produzenten haben ihre Kammer, die in allen Produktionsfragen souverän ist. Im Streitfalle zwischen beiden Kammern entscheidet ein gemeinsamer Ausschuß.

Eine nationale Gilde umfaßt sämtliche in jedem Beruf tätigen Hand- und Kopfarbeiter. Die nationale Metallarbeitergilde zum Beispiel umfaßt sämtliche Schlosser, Schmiede, Werkzeugmacher, Maschinenbauer, Techniker, Ingenieure, kaufmännische Arbeiter (Buchhalter, Korrespondenten) usw. Ihr Kern ist der heutige Metallarbeiterverband, dem aber die Techniker, Ingenieure und Verwaltungskräfte anzuschließen sind. Während aber eine Gewerkschaft vornehmlich zur Aufgabe hat, die Mehrwertgier der Kapitalisten zu zügeln und den Arbeitern einen größeren Anteil am Produkt zu sichern, hat die Gilde zur Hauptaufgabe, die nötigen Güter in genügender Quantität und in bester Qualität herzustellen sowie für das körperliche und geistige Wohlergehen der Produzenten zu sorgen. Die alten Ideale der mittelalterlichen Zunft sollen gewissermaßen auf modernster Grundlage verwirklicht werden.

Ein Gesamtblick auf eine gildensozialistische Gesellschaft würde uns ein Netz von landwirtschaftlichen und industriellen Gilden zeigen, die unter selbstgewählten Meistern diejenigen Güter für die Gesellschaft erzeugen, die nach der vom Staate hergestellten Statistik und Auftragsliste für den Gebrauch der Gesamtheit nötig sind. Die Gildenmeister und die mit ihnen wirkenden Ausschüsse bestimmen die Entlohnung und die Leistung der Produzenten. Wie die Distribution geschehen soll, ist noch nicht erklärt. Es scheint jedoch, daß der Staat die angefertigten Waren zur Distribution übernimmt und mit der Gildenorganisation abrechnet, da der Staat die Organisation der Konsumenten darstellt. Es kann aber auch sein, daß Handelsgilden oder die Konsumgenossenschaften den Vertrieb übernehmen. Die Hauptsache ist jedoch die Produktion. Wenn diese freiheitlich organisiert und technisch leistungsfähig ist, so sind alle anderen sozialen Fragen leicht lösbar.

Der Gildensozialismus bietet in dem Wirtschaftsleben nichts Neues. Sämtliche ökonomischen Kategorien, mit denen er sich beschäftigt: Wert, Lohn, Kapital, Arbeit, Mehrwert, Profit, sind dem Marxismus entnommen. Ebenso ist seine Kritik des Kapitalismus vollständig marxistisch. Anders ist es in der Staatslehre. Hier unterscheidet sich der Gildensozialismus nicht unbeträchtlich vom Marxismus. Nach Cole ist der Staat nicht die Exekutive der herrschenden Klassen, sondern die Organisation der Bürger als Konsumenten. Die einer bestimmten Gesellschaft angehörenden Personen gruppieren sich in Organisationen je nach ihren Interessen. Die Unternehmer bilden einen Verband, die Arbeiter eine Gewerkschaft, die Kaufleute eine Handelskammer, die Gelehrten eine wissenschaftliche Gesellschaft, die Protestanten eine Kirche, die Juden eine Synagoge, die Gesamtheit der Konsumenten bildet einen Staat, da sämtliche Bürger das gleiche Interesse haben, ihre materiellen und geistigen Güter ungestört zu genießen. Souverän ist nur die Gesellschaft, die ihre Souveränität auf alle gesellschaftlichen Organisationen gleichmäßig verteilt, da jede Organisation zur Existenz der Gesellschaft gleichmäßig nötig ist. Der Staat hat zwar geographisch einen größeren Umfang als alle übrigen Organisationen, da die Gesamtheit der Bürger als Konsumenten das ganze nationale Gebiet umfaßt, aber der größere Umfang bedeutet noch nicht größere Würde. Die nationale Organisation der Produzenten (die Gilden) ist ihm gleichgeordnet. Staatsparlament und Gildenkammer sind also gleichberechtigt. Beide sind souverän und geben selbständig Gesetze in ihren respektiven Interessenskreisen. Sind nun die Gilden souverän, so ist jeder Produzent von Staatseingriffen und Staatsregulierungen, von autoritären Eingriffen frei und nur der Selbstverwaltung unterworfen.²

Die Gedanken des Gildensozialismus werden von der im Jahre 1915 entstandenen Nationalgildenliga verbreitet, die aus Gelehrten und Schriftstellern besteht, aber in den letzten Jahren durch die bolschewistischen Ideen in eine Rechte, Mitte und Linke gespalten worden ist. Der Gedanke der Selbstverwaltung in der Wirtschaft oder Kontrolle der Produktion macht jedoch erhebliche Fortschritte unter den Trade Unions³ und hat bereits in der Baugildenbewegung zu praktischen Versuchen geführt. Unter Leitung S. G. Hobsons organisierten sich Bauarbeitergewerkschaften von Manchester und London als Baugilden, schlossen Verträge mit mehreren Gemeinden ab, um Häuser zu bauen und der Wohnungsnot abzuhelpfen. Mit Hilfe der genossenschaftlichen Großeinkaufsgesellschaft (Cooperative Wholesale Society) und der genossenschaftlichen Bank kaufen die Gilden die nötigen Baumaterialien und führen die abgeschlossenen Verträge zur großen Zufriedenheit der Gemeinden aus. Der Erfolg des gildensozialistischen Experiments muß erheblich sein, denn die kapitalistischen Bauunternehmer bestürmen jetzt die Regierung (das Gesundheitsministerium), die Verträge der Baugilden nicht zu genehmigen. Die Wohnungsnot in Großbritannien ist jedoch so groß, und die Leistungen der Baugilden sind so fabellos, daß die Regierung gezwungen ist, den Gemeinden bei der Vergabung ihrer Auf-

² Über Staat, mittelalterliche Stadt und Junst siehe das sehr anregende Werk von Dr. E. Rubinstein »Romantischer Sozialismus« (München 1921, Dreimaskenverlag).

³ Vergl. meine obengenannte Schrift, S. 31 bis 32.

träge keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die Baugilden wissen jedoch gegen die geheimen Machinationen des ganzen Bauunternehmertums zu kämpfen.⁴

Das Dogma von der neunjährigen höheren Schule

Von Dr. Artur Buchenau, Stadtschulrat (Berlin)

»Nicht der Adel der Bildung, des Geistes soll aufgehoben werden, o nein; nur nicht bloß einige sollen Adel, alle anderen sollen Plebs sein, sondern alle — sollen wenigstens gebildet werden.« Ludwig Feuerbach.

Man könnte glauben, die Frage der Dauer der höheren Schule sei nicht von so eminenter Wichtigkeit, daß sie die weitere Öffentlichkeit zu beschäftigen brauche. Acht oder neun Jahre »höhere« Schule, das ist in der Tat nicht das Entscheidende, sondern alles kommt an auf einen Ausbau, ja Neubau der vier- bis sechsjährigen Grundschule — und darauf, diese mit sozialem Geiste zu erfüllen und in ihr an die Stelle der überlebten Lernmethoden die Prinzipien des Arbeitsunterrichts und der Lebenserziehung zu setzen. Und doch ist diese scheinbar mehr schultechnische Frage der Gruppierung und Verteilung des gesamten Stoffes auf zwölf bzw. dreizehn Jahre von der gewaltigsten Bedeutung — gerade für diejenigen Volksklassen, die im alten Staate seelisch und geistig emporsteigen wollten, aber dazu bei der Starrheit der Schuleinrichtungen nicht die Möglichkeit fanden.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, die zunächst seltsam anmutet, daß, während das neunzehnte Jahrhundert sonst, besonders auf den beiden Gebieten der Wirtschaft und der Technik, eine Periode der stürmischen Neugestaltung und Auflockerung historischer Bestände gewesen ist, Kirche und Schule in vieler Hinsicht den freien Geist des Zeitalters unserer Klassiker und des Neuhumanismus vermissen lassen. Nicht Kant und Goethe, nicht Pestalozzi und W. v. Humboldt — obwohl man sie alle reichlich gepriesen hat! — haben den Gang der Entwicklung auf dem Gebiet des höheren Schulwesens wesentlich beeinflusst, sondern Hegel und sein beschränkter, reaktionärer Schüler Johannes Schulze.

So hat sich im letzten halben Jahrhundert eine starre Gymnasialpädagogik herausgebildet, die solange als möglich für das humanistische Monopolgymnasium, dann aber — als durch die wirtschaftliche und politische Neueinstellung seit 1871 und besonders seit 1888 diese Position unhaltbar wurde — wenigstens mit aller Energie für die neunjährige »höhere Schule« eintrat. Das altsprachliche Gymnasium, das stofflich überlastete Realgymnasium, die Oberrealschule, sie alle können von ihrem neunjährigen Kursus kein Jahr entbehren, ohne daß das Niveau der Bildung sinkt. So lautet die These, die gerade zurzeit wieder mit besonderer Energie von den Philologen vertreten wird, während es im November-Dezember 1918 so schien, als ob infolge des großen Einflusses der schulpolitisch damals gezeigten »Linken« auch die Philologen sich mit den acht Jahren abgefunden hätten. Mir sagte damals ein völlig rechtsstehender Studienrat wörtlich: »Wir sind ja sehr froh, wenn man uns nach der vierjährigen Grundschule die acht Jahre höhere Schule läßt.«

Nun — seitdem ist man auf philologischer Seite wieder anspruchsvoller geworden und erklärt heute, daß, wenn schon die allgemeine vierjährige Grundschule nicht zu vermeiden sei, ihr neun Jahre folgen müßten, da in den vier Grundschuljahren ja stofflich nicht mehr erreicht würde als früher in der bloß dreijährigen Vorschule. Wenn dieser Standpunkt den Sieg davon trägt, dann ist der Streit und die soziale

⁴ Schriften von Cole in deutscher Sprache: *Gildensozialismus* (Vortrag von G. D. H. Cole, übersetzt von Dr. Eva Schumann, Dresden, Verlag von Kaden & Co., Preis 3 Mark); *Selbstregierung in der Industrie* (Berlin, Verlag Engelmann).

Kluft zwischen den »beiden Nationen«, wie Disraeli die Besitzenden und die Nichtbesitzenden bezeichnete, verewigt, dann wird in Zukunft auch in die Arbeiterhäuser die Misere des Sprachunterrichts und Mathematikunterrichts für solche Kinder eingeziehen, die für diese Art von Lernstoff nicht oder nur schwach begabt sind.

Die »Erhaltung der neunjährigen Schule« — das ist aber geradezu zu einem Dogma geworden, dem der kritisch Denkende genau so energisch zu Leibe gehen muß wie den Dogmen auf den anderen Kulturgebieten, die ja auch gleichsam erstarrte Formen sind von einmal lebendig gewesenen Gedanken. So hatte die neunjährige Schule so lange eine Existenzberechtigung, als es nur wenige Gymnasien im ganzen Deutschland gab, auf die sich dann die nach der a b s t r a k t philologischen oder mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung Begabten verteilten. Nun schwoh aber die Zahl der als »vornehm« geltenden Gymnasien, und seit etwa einem Menschenalter haben sich mehrere hundert Realgymnasien und Oberrealschulen hinzugesellt, und so sind wir nun in der eigentümlichen Lage in Deutschland, daß wir weit mehr höhere Schulen haben, als wirklich für diese Art Schulen Begabte vorhanden sind und — aller Wahrscheinlichkeit nach — in der nächsten Zeit vorhanden sein werden.

Mit anderen Worten: Seit einem halben Jahrhundert hat die Quantität auf diesem Gebiet gewaltig zugenommen, die Qualität aber abgenommen. Geschulte Köpfe unter den Philologen haben diese Notlage ganz deutlich erkannt, so der 1913 verstorbene, politisch ganz rechtsstehende Allg, und daraus mit Recht die Folgerung gezogen, daß a b g e b a u t werden mußte. Natürlich ist das im alten, von Philologen und Juristen beherrschten Staate nie geschehen, und nur die e i n e Konzeßion hat man dem Liberalismus der Städte gemacht, daß sie neben die Gymnasien (meist ganz aus städtischen Mitteln) Schulen realistischen Charakters setzen durften. Das hat quantitativ gewirkt, aber die Qualität noch mehr verschlechtert, denn viele wurden nun von den Gymnasien als »unbegabt« auf die Realanstalten geschickt, die früher überhaupt nie für eine höhere Schule in Betracht gekommen wären.

Damit nun die »Leistungsfähigkeit unseres gesamten Unterrichtswesens«¹ auf ihrer Höhe erhalten bleibt, darf das neunte Schuljahr, die »Oberprima«, auf keinen Fall gestrichen werden, also heißt die Parole in Zukunft allgemein 4+9. Beträgt doch auch schon jetzt, wie Behrend richtig bemerkt, die n o r m a l e Schulzeit dreizehn Jahre. Hier liegt nun aber ein leicht einzusehender Fehlschluß vor. Nicht, weil wir Qualitätskultur brauchen (eine richtige Voraussetzung), brauchen wir 4+9 Schuljahre, so wie bisher, ja in Zukunft allgemein, sondern man mußte so schließen: weil wir Qualitätskultur brauchen, sind in Zukunft nur solche Schulformen zuzulassen und einzurichten, die eine derartige qualitative Ausbildung garantieren. Nun hat die Erfahrung einwandfrei erwiesen (was die Philologen ja zugeben!), daß unsere höheren Schulen je nach Art und besonderer sozialer Schichtung etwa ein Drittel bis günstigstenfalls zwei Fünftel solcher Schüler enthalten, die für abstrakte Sprache und mathematisches Denken geeignet sind, also — sind sie in der jetzigen Form aufzuheben.

Es gilt demnach erstens dafür zu sorgen, daß bei der Neuordnung des deutschen Schulwesens weniger höhere Schulen übrigbleiben, zweitens dafür, daß in diese nur diejenigen aufgenommen werden, die den »Stoff« in sechs bis acht Jahren bewältigen. Also eine vier- bis sechsjährige Grundschule, in freiester Form, den örtlichen und sozialen Verhältnissen angepaßt und auf ihr sich aufbauend eine Oberschule mit sechs bis acht Klassen, unter Umständen auch mit nur fünf Klassen, wenn die Schüler eine achtklassige Volksschule vorher ganz durchgemacht haben und sich hier erst später herausstellt, daß man es mit jugendlichen Menschen zu tun hat, die nach Neigung und Begabung auf eine höhere Schule gehört hätten.

¹ Siehe die Artikel von Schwarz und Behrend in den Nummern 17 und 19 des »Deutschen Philologenblattes« 1921.

Grundsätzlich lassen sich bei dieser Frage drei Standpunkte unterscheiden: der konservativ-aristokratische, der liberal-individualistische und der ethisch-sozialpädagogische. Eine »Masse« von bloß Geführten, eine kleine Gruppe gesellschaftlich und geistig Führender, das ist das Ideal der Konservativen, ein Standpunkt freilich, der heute als überwunden gelten muß, wo es im politischen Leben ja nur noch »Volksparteien« gibt. Der zweite prägt das Schlagwort von der »freien Bahn für den Tüchtigen«, für alle, geistig wie sittlich, nach der Seite des Willens und des Gefühlslebens Begabten. Dieser Standpunkt ist heute wohl am weitesten verbreitet. Die Volksschullehrerschaft kämpft in ihrer großen Mehrheit offen und energisch für dieses Ideal des Fortschritts, aber auch hier bleibt doch die soziale Trennung bestehen, und so ist denn wirklich haltbar und einwandfrei nur der dritte, der sozialistische und sozialpädagogische Standpunkt, bei dem weder von der Heranbildung einer bestimmten Klasse noch von der Schulung begabter Individuen ausgegangen wird, sondern allein von dem Gedanken der Gemeinschaftskultur. Nur das ist eine sittlich haltbare und dauernd wertvolle Form der Schule, die gemeinschaftsbildend und gemeinschaftsfördernd wirkt. Ist die bisherige höhere Schule das nach ihren Einrichtungen und ihrem Geiste gewesen? So Treffliches in unterrichtlicher Beziehung in ihr vielfach geleistet worden ist, gerade in diesem entscheidenden Punkte hat sie indes bisher versagt. Sie hat dieses Ziel nicht erreicht, weil sie es sich gar nicht gesteckt hat.

Paul Natorp sagt einmal (in einem Aufsatz über Plato): Der Sozialismus der Bildung sollte über alle Klüfte hinweg uns vereinen. Zu ihm darf man ja in der Tat ohne Schwanken sich bekennen, auch wenn die ökonomische Frage noch nicht so glatt entschieden ist wie den Radikalen in beiden Lagern. Dieser These Natorps können wir beipflichten, und so tritt auch an die höhere Schule der Zukunft als eine Schule der Freiheit und Einheit diese Forderung des »Sozialismus der Bildung« heran. Sie werde Gemeinschaft und wirke im Geiste solcher Gemeinschaft!

Strafgesetzbuch und Bevölkerungspolitik

Von H. Jäger

Die Geburtenzahl hatte vor dem Kriege in Deutschland eine stark sinkende Tendenz. Von 40,7 auf 1000 Einwohner in dem Jahrzehnt 1871 bis 1880 sank die Ziffer auf 33,9 in dem Jahrzehnt von 1901 bis 1910 und auf 27,3 im Jahre 1914. Trotzdem war ein Rückgang der Bevölkerungszunahme nicht zu verzeichnen, weil die Abnahme der Mortalität dem Geburtenrückgang die Wage hielt. Nach wie vor vermehrte sich die deutsche Bevölkerung um etwa 800 000 Köpfe im Jahre. Immerhin beschäftigte das Problem des Geburtenrückgangs die Öffentlichkeit in steigendem Maße, denn man sagte sich, daß die Entwicklung allmählich dem Punkte zusteure, wo, wie in Frankreich, ein Stillstand oder gar ein Rückgang der Bevölkerungszahl eintreten werde.

Zum Teil hatten wir in Deutschland schon französische Verhältnisse, besonders in manchen Großstädten. So betrug die Zahl der Geburten auf 1000 Einwohner 1912 in Frankreich 19,8, in Paris 17,8, in Lyon 17,0, in München 21,8, in Dresden 20,2, in Hannover 20,5, in Schöneberg 13,8.

In Deutschland ist die Geburtenzahl auf dem Lande erheblich höher als in den Großstädten — im Gegensatz zu Frankreich, wo dieser Unterschied nicht hervortritt. Die höhere Durchschnittszahl in diesem Lande gegenüber Paris und Lyon ist zurückzuführen auf die größeren Geburtenzahlen im französischen Norden.

Bei den angeführten Zahlen aus deutschen Großstädten ist zu beachten, daß sie eine stark sinkende Tendenz haben, so daß wir Frankreich bald eingeholt und überholt haben werden.

Der Weltkrieg mit seinem Massensterben und dem katastrophalen Geburtenrückgang hat das Bevölkerungsproblem erneut in den Vordergrund des Interesses gestellt. 1915 entstand die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik. Der Regierungspräsident Dr. Kruse in Düsseldorf gründete die bevölkerungspolitische Vereinigung für Familienwohl, die in einer Reihe von Spezialausschüssen eine rührige Tätigkeit entfaltete. Von den Industriellen wurden ihr erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt. Die Bedingungen für eine Zunahme der Bevölkerung sind naturgemäß heute viel ungünstiger als vor dem Kriege. Wir haben ungefähr 2 Millionen Männer im Alter von 18 bis 40 Jahren verloren. Das weibliche Geschlecht überwiegt sehr stark, und zwar in einzelnen Provinzen bis zu 16 Prozent. Das bedeutet für den überschießenden Teil Ehelosigkeit. Die Lebens- und Existenzbedingungen sind in ihrer Gesamtheit wesentlich ungünstiger geworden, und das wird auf die Dauer die Anzahl der Eheschließungen ungünstig beeinflussen, wenn auch zunächst noch eine recht erhebliche Zahl von Ehen geschlossen wird.

Dass die Geburtenzahl weiter stark sinken wird, lassen die bekanntgewordenen Zahlen der Nachkriegszeit deutlich erkennen. In Preußen wurden auf 1000 Einwohner Kinder geboren: 1913 29,03; 1919 1. Quartal 15,24, 2. Quartal 14,97, 3. Quartal 22,69, 4. Quartal 30,69; 1920 1. Quartal 29,07, 2. Quartal 26,74, 3. Quartal 25,82. Die natürliche Steigerung nach Beendigung des Krieges hat bald wieder einer sinkenden Tendenz Platz gemacht. Im Regierungsbezirk Düsseldorf liegen für das Jahr 1920 folgende Geburtenzahlen vor: 1. Quartal 25 173, 2. Quartal 23 376, 3. Quartal 22 551, 4. Quartal 20 734. Der Rückgang ist also außerordentlich stark; und daß er sich fortsetzen wird, steht außer jedem Zweifel.

Wir haben deshalb die Frage zu prüfen, ob dieser Rückgang wünschenswert ist oder nicht. Genosse Quessel hat in einem Aufsatz der »Sozialistischen Monatshefte« (1920, S. 855) diese Frage behaft. Er begründet das mit den schlechteren Existenzbedingungen, unter denen wir in Zukunft leben müssen, und vor allen Dingen mit dem Mangel an Milch, der es uns unmöglich mache, die Kinder ausreichend zu ernähren. Man muß natürlich die Ernährung des Volkes in seiner Gesamtheit und die Versorgung der Kinder mit Milch auseinanderhalten. Der Milchmangel wird eine vorübergehende Erscheinung sein, und es wäre verfehlt, unter Umständen sogar verhängnisvoll, daraufhin eine Geburtenregulierung vorzunehmen. Die Erfahrung lehrt, daß sich die Geburtenziffer wohl herabdrücken, aber nicht wieder hinausschrauben läßt. Gewiß haben die Kinder unter dem Milchmangel entsehrlich gelitten. Aber wir können hoffen, diese Zustände bald zu überwinden. Eine Besserung macht sich bereits bemerkbar. Die Säuglingssterblichkeit ist übrigens wider Erwarten verhältnismäßig gering. Die Möglichkeit der Ernährung des Volkes in seiner heutigen Gesamtzahl von immer noch etwa 60 Millionen Köpfen ist eine wesentlich schwierigere Frage. Unsere Zukunft liegt dunkel vor uns, und der berücksichtigte Ausspruch Clemenceaus, daß es 20 Millionen Deutsche zu viel gibt, klingt uns bitter in den Ohren. Es wäre aber verhängnisvoll nicht nur für die Zukunft unseres Volkes, sondern auch für die europäische Kultur, wenn wir das Spiel verloren geben müßten. Schwere Zeiten liegen hinter uns; schwerere werden wir noch zu überwinden haben; aber es handelt sich, und zwar in erster Linie, um das Schicksal der deutschen Arbeiterklasse und um die Mission, die sie zu erfüllen hat.

Es ist das Schicksal der kultivierten Völker, daß ihre Geburtenzahl sinkt. In Rußland werden auf 1000 Einwohner über 40 Kinder geboren, in Frankreich weniger als 20. England und Deutschland nähern sich dem französischen Niveau. Wenn die Entwicklung in dieser Richtung weitergeht, kann man die Verdrängung der westlichen Kultur durch das Slawentum vorausberechnen. Ob mittelfristig durch den Sozialismus andere Verhältnisse geschaffen werden, kann man dahingestellt sein lassen.

Man hat versucht, das Zurückgehen der Geburtenziffern auf den schwierigeren Existenzkampf zurückzuführen. Diese Ansicht ist nicht richtig. Die ärmsten Leute

haben die meisten Kinder. Mary zitiert im »Kapital« Laing, der sich äußert: »Besände sich alle Welt in bequemen Umständen, so wäre die Welt bald entvölkert.« Der Prozentsatz der gebildeten Frauen, besonders der beruflich tätigen, die ehelos bleiben, steigt, und die Ehen solcher Frauen sind meistens kinderarm. Die Männer der gebildeten Schichten heiraten in der Regel spät. Die steigende Kultur steigert auch die Ansprüche an das Leben. Sie bewirkt eine größere Verantwortlichkeit den Nachkommen gegenüber. Die Eltern sind bestrebt, ihren Kindern eine gesicherte Existenz zu verschaffen, was natürlich bei geringer Kinderzahl am leichtesten zu erreichen ist. Die Frauen wollen sich den Beschwernissen der Schwangerschaft, des Wochenbetts und der Stillung nicht zu oft aussetzen. Dazu kommt eine sich verbreitende Kenntnis präventiver Mittel.

Auch im untergehenden Rom waren diese Erscheinungen zu beobachten, und die Cäsaren suchten mit Belohnungen und Strafen dagegen anzukämpfen.

Die französische Regierung tut heute dasselbe. Sie war dazu gezwungen, als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung direkt zurückging. Natürlich ist das Problem in Frankreich nach dem Kriege noch brennender geworden. Vor kurzem wurde in der Presse berichtet, daß der Generalkrat des Seinedepartements beschlossen habe, eine Prämie zu zahlen, die beim dritten Kinde mit 300 Franken beginnt und bei weiteren Kindern bis 650 Franken steigt.

Eine sinkende Bevölkerungsziffer ist meist gleichbedeutend mit sinkender Wirtschaft und sinkender Kultur. Die Arbeiterklasse als Kulturpionier hat also alle Ursache, eine gesunde Vorwärtsentwicklung zu wünschen. Das »Korrespondenzblatt der Gewerkschaften«, das sich in Nr. 24 vom Jahre 1917 mit dieser Frage beschäftigte, schrieb damals: »Wenn der Geburtenrückgang auch ein internationaler ist, so darf uns das doch nicht gleichgültig stimmen. Das Volk, das die Dinge gehen läßt, wie sie gehen wollen, ist früher oder später dem Untergang geweiht.«

In besonders scharfer und wirkungsvoller Weise hat sich Bebel in seinem Buche »Die Frau und der Sozialismus« gegen die Alt- und Neu-Malthusianer gewandt. Er meinte, wenn die bürgerlichen Ökonomen Malthusianer seien, so seien sie das, was sie aus bürgerlichem Interesse sein müßten, nur sollten sie ihre bürgerlichen Schrullen nicht auf die sozialistische Gesellschaft übertragen wollen.

Die Beschränkung der Kinderzahl wird zumeist durch die Anwendung präventiver, die Empfängnis verhütender Mittel erreicht und ferner durch Beseitigung der Leibesfrucht. Letztere Maßnahme ist nicht nur strafbar, sie wird sogar als schweres Verbrechen verfolgt und nach den Paragraphen 218 bis 220 des Strafgesetzbuchs mit langen Zuchthausstrafen bedroht. Die Strafandrohungen richten sich sowohl gegen die Mutter wie gegen jene Personen, welche die Operation vornehmen. Wenn die Mutter bei der Operation stirbt, kann die Strafe in lebenslänglichem Zuchthaus bestehen. Bei der Aufstellung dieser Strafbestimmungen ist man davon ausgegangen, daß die Leibesfrucht einen werdenden Menschen darstellt und ihre Beseitigung, welche mit Tötung verbunden ist, daher als ein Verbrechen gegen das Leben zu bewerten sei.

Die Anschauungen hierüber sind nicht bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieselben gewesen. Die Straflosigkeit bildet allerdings eine Ausnahme. Schon in Rom und Sparta wurde die Abtreibung als Verbrechen bestraft. Die katholische Kirche hat ebenfalls die Abtreibung immer als Verbrechen betrachtet. Wenn das kanonische Recht für die ersten 40 bzw. 80 Tage der Schwangerschaft eine Ausnahme zuließ, so geschah das nicht, wie Quessel meint, aus einer gewissen Humanität heraus, sondern weil man annahm, daß erst nach Ablauf dieser Zeit die Frucht lebe, während sie bis dahin sich noch in einem toten Zustand befinde. Diese Annahme beruhte auf den damaligen mangelhaften medizinischen und biologischen Kenntnissen des Mittelalters. Schon im achtzehnten Jahrhundert erkannte man das Irrige dieser Auffassung, und heute weiß man, daß die Entwicklung der Leibesfrucht von der ersten bis zur letzten Stunde einen ununterbrochenen organischen Entwicklungs-

prozeß darstellt. Wenn die katholische Kirche heute die Abtreibung ohne Einschränkung als Verbrechen ansieht, dann nicht deshalb, weil sie im Mittelalter humaner war (übrigens eine eigenartige Auffassung), sondern weil sie sich der neuzeitlichen wissenschaftlichen Erkenntnis angepaßt hat.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß sich gegen die Bestrafung der Abtreibung und zumal gegen die außerordentlich schwere Bestrafung starke Bedenken erheben lassen. Nur ein sehr geringer Teil von Abtreibungen kommt zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft, und soweit dies geschieht, liegen oft gehässige Denunziationen zugrunde. Die angezeigten und verurteilten Frauen sind meistens solche aus den arbeitenden Kreisen, während die »bessere Dame« sehr selten davon getroffen wird.

In den Jahren 1905 bis 1912 stieg die Zahl der dieserhalb angeklagten Personen in Deutschland von 744 auf 1589. In etwa 25 Prozent der Fälle erfolgte Freisprechung. Dagegen wird die Anzahl der künstlichen Fehlgeburten auf jährlich 300 000 bis 500 000 geschätzt. Die Abtreibung wird von gar vielen Frauen nicht als ein Verbrechen empfunden, sondern als ein Recht, welches sie aus sozialen, gesundheitlichen und aus allgemeinen menschlichen Gründen nach Gutdünken ausüben dürfen. Dazu kommen Gründe frauenrechtlicher Art, die von manchen Vorkämpferinnen, so von Dr. Helene Stöcker, leidenschaftlich verfolgt werden. Doch gibt es im ganzen recht wenige, die das Recht der Abtreibung schrankenlos vertreten, wie dies ein unabhängiger Antrag an den Reichstag vom 2. Juli 1920 tut. Dieser Antrag verlangt kurzerhand die Aufhebung der Paragraphen 218 bis 220. Das würde bedeuten, daß die Abtreibung bis in die letzten Stadien der Schwangerschaft gestattet ist. Der Antrag ist undurchführbar und unverständlich. Mit demselben Rechte könnte man die Aufhebung des ganzen Strafgesetzbuchs verlangen. Von der 28. Woche an kann das Kind außerhalb des Mutterleibes leben. Soll auch in diesem Stadium die Abtreibung noch gestattet sein?

Eher diskutabel ist der Antrag Frau Schuch, Radbruch und Genossen vom 31. Juli 1920, welcher die Straffreiheit für die ersten drei Monate der Schwangerschaft verlangt, wenn der Abortus von der Mutter selbst oder von einem Arzt ausgeführt wird. Die Antragsteller gehen davon aus, daß man von zwei Übeln das kleinste wählen müsse. Die vertrauensvolle Inanspruchnahme des Arztes sei besser wie der jetzige Zustand, weil heute allerlei zweifelhafte Elemente sich mit ihrem »Rat« an die Frauen herandrängten. Zudem müsse einer Frau zugestanden werden, selbst zu bestimmen, ob sie gebären wolle oder nicht; zumal wenn sie bereits eine Anzahl Kinder geboren habe und die sozialen Voraussetzungen für die Erziehung einer größeren Kinderzahl nicht gegeben seien. Der jetzige Zustand, bei welchem Zehntausende von Frauen in ständiger Angst leben müßten, dem Zuchthaus überantwortet zu werden, sei unhaltbar. In den ersten drei Monaten der Schwangerschaft handle es sich auch noch nicht um einen menschlichen Embryo, sondern, wie sich Quessel ausdrückt, um die vorläufig leblose, befruchtete Eizelle, die zunächst kaum stecknadelkopfgroß sei.

Diese Gründe sind sicher zum großen Teil beachtenswert. Bei näherer Prüfung stellt sich aber meines Erachtens doch heraus, daß die Gegengründe stärker ins Gewicht fallen. In den allerersten Stadien läßt sich die Frucht meist schon deshalb nicht beseitigen, weil die Mutter noch keine Kenntnis von ihrer Schwangerschaft hat. Diese erhält sie meistens erst nach vier bis sechs Wochen, bei unregelmäßiger Menstruation noch später. Die nach Ablauf der ersten drei Monate gezogene Grenze ist gar nicht erkennbar. Juristisch würden sich sehr große Schwierigkeiten ergeben. Die Ärzte stehen in ihrer übergroßen Mehrheit der Fruchtabtreibung ablehnend gegenüber, wie das der Deutsche Ärztevereinsbund in einer Petition an den Reichstag zum Ausdruck gebracht hat. Der Arzt ist dafür da, Krankheiten zu heilen. Die Schwangerschaft ist keine Krankheit. Im Gegenteil kann jeder künstlich herbeigeführte Abortus eine Krankheit oder Schlimmeres zur Folge haben. Aber auch

wenn diese Folgen nicht eintreten, weil der einzelne vom Arzt ausgeführte künstliche Abortus verhältnismäßig ungefährlich ist, so steht doch fest, daß wiederholt und oft ausgeführte künstliche Fehlgeburten eine Schädigung des ganzen weiblichen Organismus zur Folge haben. Unterleibskrankheiten und Störungen des Nervensystems sind die gewöhnlichen Folgen. Allerdings werden sich bei der starken Überfüllung des ärztlichen Berufs auch solche Ärzte finden, die für entsprechende Bezahlung jeden Wunsch erfüllen und sich als Abortiopezialisten ausbilden. Ob aber solche Herren einen besonders wünschenswerten Fortschritt darstellen, kann man bezweifeln. Immerhin dürfen diese Bedenken, wenn es sich nur um sie handelte, schließlich nebensächlich sein.

Welche Wirkungen wird aber die Freigabe der künstlichen Fehlgeburt auf die Zukunftsentwicklung des Volkes haben? Was man nicht verhindern kann und wogegen sich auch keine großen Einwendungen erheben lassen, das ist der präventive Geschlechtsverkehr. Auch dieser ist, besonders für den weiblichen Organismus, dauernd angewandt, nicht ganz unschädlich. Das hat aber jeder selbst zu verantworten. Der Rückgang der Geburten ist schon heute zum großen Teil auf die Anwendung vorbeugender Mittel zurückzuführen, und der Gebrauch solcher Mittel ist in steter Zunahme begriffen.

Wenn man aber in den Fällen, wo trotz des Gebrauchs solcher Mittel eine Schwangerschaft eintritt, gestatten wollte, diese nach Belieben auf legalem Wege zu beseitigen, dann würde der Geburtenrückgang katastrophal werden und den Fortbestand des Volkes bedrohen. Man hat auch die These aufgestellt, daß unerwünschte Kinder keinen Segen, sondern eine Last darstellen, und daß es ferner grausam sei, eine Frau zu verurteilen, gegen ihren Willen ein Kind zu gebären. Diese These hält im praktischen Leben nicht stand. Manches zunächst unerwünschte Kind wird von den Eltern nach der Geburt geliebt und verhätschelt. Wenn das Kind da ist, mag es die Mutter nicht mehr missen. Im übrigen helfen alle Einwände über die Tatsache nicht hinweg, daß die Schwangerschaft eine natürliche Folge des Geschlechtsverkehrs ist und daß die künstliche Fehlgeburt einen wider natürlichen Akt darstellt. Daß die Frau alle beschwerlichen und unangenehmen Folgen des Zeugungsaktes allein tragen muß und der Mann davon verschont bleibt, ist zwar an sich ungerecht, aber die Natur läßt sich nun mal keine Vorschriften machen. In diesem Zusammenhang von einer Gleichstellung oder Gleichberechtigung der Geschlechter zu sprechen, ist absurd.

Die in Frage kommenden Paragraphen des Strafgesetzbuchs können allerdings in ihrer bisherigen Form nicht bestehen bleiben. Insbesondere sind die Strafen ganz erheblich zu mildern. Die Fruchtabtreibung muß ihres Charakters als Verbrechen entkleidet werden. Die völlige Beseitigung der Strafe muß jedoch aus den dargelegten Gründen, auch mit der Einschränkung, die im Antrag Schuch, Rabbbruch und Genossen zum Ausdruck kommt, verworfen werden. Das individualistische Prinzip hat im Interesse der Gesellschaft zurückzutreten.

Man könnte einwenden, daß der Untergang der westlichen und mitteleuropäischen Kulturvölker durch derartige Strafmaßnahmen doch nicht aufgehalten werden kann. Darauf ist zu erwidern, daß der Versuch unter allen Umständen gemacht werden muß. Wenn ein einzelner Mensch unheilbar krank ist, versucht er, sein Leben nach Möglichkeit zu verlängern, und die Ärzte wenden ihren ganzen Scharfsinn und ihre ganze Kunst an, den Tod nach Möglichkeit hinauszuschieben. Sollen ganze Kulturvölker andere Gesichtspunkte anwenden und mit Fatalismus ihrem Untergang entgegengehen?

Freilich muß auch in steigendem Maße der Grundsatz zur Anwendung kommen, daß die Unterhaltung und Erziehung der Kinder nicht lediglich Aufgabe der Eltern, sondern der Gesellschaft ist und daß für kinderreiche Familien jene sozialen Maßnahmen getroffen werden müssen, die geeignet sind, die wirtschaftlichen Bedenken gegen das Gebären zurückzudrängen.

Ein Tiroler Romantiker

Von J. Kische

Er war keiner von den ganz Großen, keiner von denen, die in ihren Romanen ernste Theorien verfechten und tiefe Probleme behandeln: Hans v. Hoffensthal war ein stiller, feiner Erzähler, der seine Heimat liebte und zu ihrem und der Frauen Preis acht stimmungsvolle Bücher schuf.

In dem idyllischen Maria Himmelfahrt unweit Bozen ist er geboren, und »Maria Himmelfahrt« hieß auch der erste Roman, den der damals Achtundzwanzigjährige vor sechzehn Jahren durch einen Berliner Verlag der Öffentlichkeit übergab. Seitdem erschienen nach und nach sieben weitere Bücher. Sechs Romane und eine Novellensammlung. Alle durchtränkt von Heimatgefühl, von Dolomitenschönheit und Menschensehnsucht. Vor drei Jahren ist er gestorben, jung und unbefriedigt. Vielleicht darf man auf diesen liebevollen Erzähler das Wort anwenden, das ein anderer einem politischen Sänger auf den frühen Grabstein schrieb: »Der Verse schönsten nahm er mit ins Grab« — denn gerade sein letztes Buch, der ein herbes Mädchenschicksal erzählende Roman »Moj«, ließ Hoffnungen reifen, auf deren Erfüllung seine Gemeinde wartete.

Wie sein bürgerlicher Weg war? Welche Straße er gegangen? Hans v. Sapperger-Hoffensthal kam aus einem alten Tiroler Patrizierhaus, ging durch das Gymnasium der Meraner Benediktiner und trieb dann an österreichischen, deutschen und schweizerischen Hochschulen medizinische Studien. Weiße Reisen nach der Süden, Ägypten, dem Orient kamen hinzu. Dann wurde er Arzt. Aber es lag in seiner Natur, daß er kein vollbefriedigter Jünger dieses Berufs wurde; dem Geist der Medizin, der nach dem schalkhaften Worte Mephistos angeblich so leicht zu fassen ist, blieb er im Innersten wesensfremd. Gemüt, Gefühl, Seele — das waren die Grundpfeiler seiner Praxis, die er im Bozener Bezirk ausübte, bis er diese Tätigkeit eines Tages ganz aufgab, um fortan sich selbst, seiner inneren Welt und seiner Phantasie zu leben.

War er doch keiner von den Starken, Gesunden, Lebenskräftigen. Sein Körper war schwach, indes seine Seele weite Gebiete durchmaß. Sie ernstete aus stiller Tiroler Gemütlichkeit wie aus importiertem Weltmannstum, aus den Bergwäldern seiner Rosengartenheimat wie aus den Seelen harmloser Dorfbewohner. Es war ein großer Reichtum, den er besaß und aus dem er beim Formen seiner Romane gestaltete schöpfte. Daneben liebte er seine Heimat, der er in fast allen seinen Büchern huldigte, teils in liebevoller Rede, teils in mild und fein abgetönten Milieustimmungen. Lyrische zartklingende Prosa von eigenem Reiz. »Von der Heimat dichten ist nichts anderes als beten«, heißt es in seinem letzten Buche. Und so hat er's gehalten von Anfang an. Die Berge um Bozen, die das deutsche Tirol von Italien trennen, die Menschen, die im Gebiet der schäumenden Talsperre ihre Behausungen haben — allen hat er in seinen Büchern eine freundliche, gemütvolle Stätte bereitet.

Wenn aber in den Romanen Hans v. Hoffensthals die sinnige Beschaulichkeit einen breiten Platz einnimmt, so wäre es doch entschieden verkehrt, wollte man in dem Erzähler lediglich einen süßlich girrenden Seladen vermuten. Das ist er keineswegs. In fast allen seinen Büchern werden Herzenskonflikte und Seelenkämpfe ausgefochten und vor dem Leser ausgebreitet. In »Maria Himmelfahrt« fordert der Mann von der Frau die gleiche Liebe zur Bergwelt, die ihn erfüllt. Sie aber kann diese nicht aufbringen, und so schafft sie ungewollt und unbewußt selbst die Voraussetzung für die folgende schwere Eheirrung des Mannes. Schon hier offenbart sich uns der Heimatfreund Hoffensthal. Was in ähnlicher Motivation in Gerhart Hauptmanns »Einsamen Menschen« der wissenschaftliche Gleichklang zweier Seelen veranlaßt, was in Zolas »L'oeuvre« (Das Kunstwerk) die künstlerische Tätigkeit des Mannes herbeführt, das quillt hier aus gemeinsamer Liebe

zur Bergwelt, zur Natur. Und so weist auch bereits dieses Erstlingsbuch starke Natur- und Seelenstimmungen auf. Es steht aller verlogenen Sentimentalität feindlich gegenüber und gibt Empfindungen und Leidenschaften in schlichter Unbefangenheit.

Liebes- und Ehekonflikte sind es auch, die in den Romanen »Helene Laasen«, »Lori Graff« und »Marion Flora« den Mittelpunkt des Ganzen bilden, den Gang der Handlung bestimmen. Schon eingangs wurde bemerkt, daß Hoffensthal ein Dichter der Frauen ist, daß die Seelennöte des Weibes in ihm einen Deuter und Fürsprecher gefunden haben, nicht zuletzt in den genannten drei Büchern. Das Sichhingezogensäßen zu dem einen und das Heiraten des anderen! Erst immer ein bißchen Lebensfreude, ein wenig Glück und Illusion, dann Kummer und Kämpfe und schließlich am Schlusse des Lebens zuweilen noch etwas Heiterkeit. Leichtsinns nennen's die einen, Sünde die anderen. Bei Hoffensthal aber ist alles zum Verstehen, zum Entschuldbaren gedeutet, und die Gewährung der Absolution wird ihm, dem Verständnisvollen, leicht. Dabei bleibt zu beachten, daß Hoffensthal nicht das physische Problem des Sexuellen, nicht die körperliche Leidenschaft in den Mittelpunkt des Geschehens rückt, sondern das Seelische. Dieses Jartseelische harmonisiert mit seiner Heimatliebe, mit seinem geruhsamen, feinen, sinnigen Erzählerstil. Etwa so, wie wir es aus des Dänen Jacobsens »Niels Lyhne« kennen.

Die ärztliche Kunst war nicht Hoffensthals Lebenselement. Wenn er sie ausübte, so in der Hauptsache deshalb, weil sie ihm Brot und also eine Unterlage für sein schriftstellerisches Schaffen gab. Dennoch hat er in seinen Büchern von ihr Gebrauch gemacht. Ganz besonders in »Lori Graff«, wo den pathologisch-sexuellen Fragen ein recht breiter Raum eingeräumt wird. Hier ist die junge Frau von ihrem Manne geschlechtlich infiziert worden, ohne daß sich dieser, durchaus kein Wüstling, seiner schon früher gehalten Krankheit bewußt war. Der Verfasser nimmt diesen eigens für solchen Zweck konstruierten Fall zum Anlaß eingehender Mitteilungen und Auseinandersetzungen über den weiblichen Organismus; und in sehr geschickter und ernsthafter Weise werden den Lesern des Buches die schweren Folgen solcher Krankheiten innerhalb der Ehe gezeigt: das zerstörte Eheglück, der zu Unfruchtbarkeit und Siechtum verurteilte weibliche Körper und schließlich der Verzweiflungstod der jungen Frau. Eine Mahnung an die Eltern heranwachsender Söhne und Töchter wie an diese selbst. Wenn schon der Roman nicht in die Hände aller jungen Leute gehört, so wäre doch zu wünschen, daß unsere Tageszeitungen samt und sonders ihn unterm Feuilletonstrich zum Abdruck brächten. Zumal er der Spannungsreize keinesfalls entbehrt und auch vom rein unterhaltenden Gesichtspunkt des größten Beifalls sicher ist.

Vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt gesehen, hat der Autor in diesem Buche zweifellos recht Wertvolles gegeben. Es ist ihm gelungen, den im allgemeinen für schöngelstige Arbeiten schwierigen Stoff in eine Form zu kleiden, die in sachlicher Hinsicht überzeugend wirkt und doch nicht den künstlerischen Wert des Romans beeinträchtigt. Lange nicht so gewaltsam und aufdringlich konstruiert wie Brieux' »Schiffbrüchige«, auch, weil von einem Arzte geschrieben, überzeugender behandelt als der gleiche Fall in Klara Viebig's »Eisen im Feuer«.

Der Arzt spricht auch in einem anderen Buche Hoffensthals, dem drei Jahre vor seinem Tode herausgekommenen Roman »Noj«. Hier erlebt ein frisches Bergkind infolge verschmähter Liebe einen Zusammenbruch, der in eine schwere, langandauernde Krankheit ausmündet. Eine Gelegenheit, die der Dichter nützt, um Erinnerungen aus seiner Assistentenzeit an der Innsbrucker Nervenklinik zu geben. Alles, was er dort, was er überhaupt im ärztlichen Beruf gesehen, hat ihn menschlich stark gepackt. Am meisten aber ergriff es ihn, daß er all das tausendfältige Leid sehen mußte und doch nicht helfen konnte. »Und so überließ ich denn schließlich den Plaz, den ich nicht ausfüllen konnte, anderen aus härterem Holze, die ihn vielleicht besser ausfüllen werden: Männer mit starken Händen, ruhigem Herzen, gesunde, kräftige Leute, die sich nicht zu viele Gedanken über Dinge machen, von denen es am besten ist, wenn man sie übersieht.« So der Dichter.

Das Schicksal führt die Bozener Kellnerin Moj nach ihrer Gesundung aus der Tiroler Heimat heraus. Sie wird Mitglied einer jener Damenkapellen, die noch vor wenig Jahren die Groß- und Mittelstädte des Kontinents bereisten und deren Mitglieder die Fiedel strichen oder Jobler trillerten. Hier, in fremdem Land, drängt die Not die bis dahin Reingebliedene auf einen Weg, den sie sonst nicht beschritten hätte. Aber eines Tages wird es ihr möglich, mit Hilfe sauer ersparter Kronen das körperliche und moralische Elend von sich zu schütteln und der Heimat zuzustreben. Im Angesicht der Kindheitserinnerungen gelingt ihr das Vergessen; sie blüht und lebt wieder auf. Doch da führt das Unglück eine ihrer einstigen Kolleginnen in die Stadt. Die wird polizeilich verfolgt. Moj gewährt ihr Unterkunft. Amtliche Recherchen folgen mit dem Resultat, daß man allseitig erfährt, was für eine Vergangenheit Moj im Ausland zurückließ. Jetzt kommt das Unheil: Entlassung aus der beruflichen Tätigkeit, stillische Entrüstung der Kleinstädter, schließlich in der Vergeißelung der einzig möglich scheinende Ausweg, der Tod.

Das alles ist so mitfühlend mild, fast möchte ich sagen, mit legendenhaftem Einschlag erzählt und gestaltet, daß uns das Buch zu einem Erlebnis wird.

Die Darstellungskunst Hoffenssthal's ist im Grunde romantisch, so realistisch er sich auch hier und dort in Einzelheiten gibt. Das bedingten schon die Stoffe, die sein Meißel behandelte. Am ehesten liegen noch die beiden Romane »Das Buch vom Jäger Mart.« und »Das dritte Licht.« außerhalb dieser Kunstform. Im letzteren Buche ist ein Don-Juan-Problem gestaltet. Einer, den der Hunger nach Frauen von Begierde zu Genuß und vom Genuß wieder zur Begierde treibt, greift sehr realistisch nach jeder, der er habhaft werden kann, um schließlich am Ende aller Fahrten bitter und trostlos zu sterben. »Das dritte Licht.« ist ein interessantes Buch keineswegs jedoch ein besonderes Kunstwerk, wie überhaupt der Dichter in künstlerischer Beziehung dort weniger stark ist, wo seine Figuren sich zu einem erheblichen Teile außerhalb der Tiroler Heimat bewegen.

Von ganz anderer Art ist die Geschichte vom Jäger Mart. Der liegt mit seinem Jugendgespiel, einem Grafen, wegen eines Mädchens in Argwohn und Mißmut, und als beide dann beim Militär zusammentreffen, rächt sich der gräßliche Leutnant in gemeiner Weise an dem ihm unterstellten Jäger Martin Insam. Dieser schlägt ihm die Faust ins Gesicht, was er in langer Gefängnishaft büßen muß. Dazu kommt, daß der Vater des geschlagenen Grafen in der Heimat die Angehörigen des Jägers quält und schurigelt. Schließlich erhebt sich die ganze Bauernschaft gegen den Grafen, der aus dem Bergbezirk gesagt wird. Der Roman liegt nicht nur etwas abseits der sonst gehandhabten Hoffenssthal'schen Kunstform, auch das Problem ruft uns bei einem Überschauen seines Gesamtchaffens fremd an, doch sind die handelnden Charaktere des Buches recht glücklich gezeichnet.

Die Bücher, die Hans v. Hoffenssthal uns hinterließ, atmen fast alle mehr oder weniger stark das Milieu und den Geist des Rosengartenbezirks. Es liegt in ihnen etwas vom Duft der Weinreben, die den Wanderer auf seiner Fahrt zwischen Brigen und Bozen begleiten. Dazwischen leuchten die alten fraulichen Winkel der Bozener Häuserreihen. Der billige Tirolerwein von einstmal und auch die naturwüchsigen Verginder grüßen von den Buchseiten. Darum sind es auch in erster Linie beschauliche Bücher für unsere Frauen und Mädchen. Denn so eingehend auch ihr Verfasser Weibelos und Weibestragik in ihnen gestaltete — mit ganz großen Problemen hat Hans v. Hoffenssthal nicht gerungen. Zumindest diese nicht so vertieft gestaltet, wie das manch anderer vor und nach ihm getan. Dafür gab er aber neben dem Gefühl für seine Heimat, die uns in diesen Tagen der Ungewißheit gar ernst an ihre geographische Exponiertheit gemahnt, recht viel und recht häufig aus dem reichen Schatze seines Innenlebens. Und nicht selten sind sowohl die äußeren als auch die seelischen Vorgänge der einzelnen Bücher Erlebnisse, die der Dichter selbst durchwandelte.

Außer dem Roman »Moj«, den Ulstein herausbrachte, sind alle Bücher Hoffenssthal's bei E. Fleischer & Co. in Berlin erschienen.

Literarische Rundschau

Dr. O. T. h. S c h u l z, *Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre*. Gotha 1921, Verlag von Fr. Andreas Perthes A.-G.

In dieser Abhandlung, die seine Antrittsvorlesung an der Universität wiedergibt, weist der Verfasser, ein bekannter Althistoriker, eine Fülle von Unkenntnis der historischen Tatsachen, vor allem auf dem Gebiet der Geschichte des Altertums, in Oswald Spenglers vielberedetem Buch »Der Untergang des Abendlandes« nach. Er zeigt, wie außerordentlich leichtfertig und voreilig Spengler in den meisten Fällen urteilt, wie wenig er das Gebiet wirklich beherrscht, über das er so souveräne Urteile fällt. Das ist eine sehr verdienstliche Arbeit, weil Spenglers Buch, das dem Sensationsbedürfnis unseres Publikums außerordentlich entgegenkommt, bereits eine schreckliche Verwirrung in manchen Köpfen angerichtet hat und immer weiter anrichtet. Nun wird Spengler freilich dieser Einzelkritik entgegenhalten, eine solche könne ihm gar nichts anhaben, da sie den Kern seiner Lehre gar nicht treffe; wolle er doch gerade eine neue Art Geschichte begründen, die keine Wissenschaft, überhaupt keine Erkenntnis ist, sondern eine Kunst, Dichtung, nämlich eine Deutung der äußeren Tatsachen, eine Verlebendigung ihres symbolischen Gehalts, ein Nacherleben der Seele, die in und hinter diesen Tatsachen lebt und wirkt. Er wolle, wenn man so sagen darf, eine ganz neue Art der Erkenntnis schaffen, und seine Lehre sei die Theorie dieser neuen Erkenntnis, welche mit Wissenschaft nichts zu tun habe, sondern eine Art seherischer Schau sei. Man dürfe ihm daher mit Einwänden, die aus der bisherigen Erkenntnislehre, der Logik der bestehenden Wissenschaft entnommen sind, gar nicht kommen.

Das ist an sich gewiß richtig. Aber Spengler würde, wenn er so spräche, doch eines vergessen, und zwar etwas Ausschlaggebendes, nämlich die Tatsache, daß auch aus den Prämissen seiner neuen Erkenntnislehre heraus die Kritik, die ihm Unkenntnis der Tatsachen vorwirft, sein ganzes System über den Haufen werfen muß. In meiner Kritik von Spenglers Buch in dieser Zeitschrift (vergl. Neue Zeit, 39. Jahrgang, 1. Band, 7. Heft, S. 168) habe ich schon hervorgehoben, als ich dort ebenfalls von mir aus bereits Spenglers mangelnde Kenntnis der Tatsachen, ja ihre Vergewaltigung durch ihn feststellte, daß auch für seine Art der Geschichte, für diese neue dichterische Art, auf Grund ihrer eigenen Voraussetzungen die Kenntnis der Tatsachen keineswegs unwesentlich sei. Denn er will mit dieser Art Symboldeutung doch durch eine Art Nachdichtung der Tatsachen erst zu dieser Seele vordringen, die nach seinem eigenen Zugeständnis unmittelbar in keiner Weise »erkannt« oder »erlebt« werden kann. So subjektiv diese Ausdeutung auch ist, so ist eine solche doch immerhin abhängig von der Gestalt der Tatsachen. Andere Tatsachen zögen andere Deutungen nach sich. Denn die Art Dichtung, die Spengler in seiner neuen Lehre als Geschichte fordert, ist ja kein vollkommen freies Produkt der schöpferischen Phantasie, sondern eine dichterische Verarbeitung bestehender Tatsachen.

Nun ist es freilich richtig, daß einzelne Richtigstellungen von Tatsachen an dem gesamten Geschichtsbild, das Spengler entwirft, nichts Wesentliches zu ändern brauchen, daß er im ganzen trotz einzelner Schiefeiten doch die Tatsachen im ganzen richtig gesehen haben kann. Hier wird aber einmal für ein einzelnes Gebiet von einem außerordentlich gut unterrichteten Fachmann durch eine Fülle von Einzelbelegen auf engstem Raume schlagend nachgewiesen, daß Spengler nicht nur einzelne Tatsachen nicht kennt oder schief darstellt, sondern daß er so wenig Bewußtsein hat, daß es geradezu erschreckend ist. In dieser Häufung gewinnen nun diese Korrekturen auch für Spenglers Lehre Bedeutung, um so mehr, als in der letzten Zeit sich die Untersuchungen mehren, die die umfassende Kenntnislosigkeit Spenglers auf fast allen Gebieten, die er berührt, nachweisen (man vergleiche hierzu unter anderem auch das Spengler-Sonderheft der internationalen Zeitschrift für

Philosophie »Logos«). So ist die vorliegende Schrift, die auf wenigen Seiten eine Fülle von Wissen ausbreitet, trotzdem sie sich im allgemeinen auf die Einzelforschung beschränkt, auch für das allgemeine Gesichtsbild Spenglers von großer Bedeutung. Sie ist geeignet, die ganze Scharlatanerie dieses Mannes, die ganze Hohlheit dieses Modebuchs einmal den Lesern recht deutlich vor Augen zu führen. Und das ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst. Albert Kranold

Landwirtschaftliche Übergangswirtschaft. Ein Produktionsprogramm. Herausgegeben von der Arbeitsstätte für sachliche Politik, e. V. in Frankfurt a. M.

Aus verschiedenen Gründen ist dieses Büchlein von großem Werte. Es beweist nämlich aufs neue, wie wenig bisher das Gemeinheitsgefühl gerade in den Kreisen der Landwirte Eingang gefunden und wie ein eigensüchtiges Profitinteresse in der schweren Kriegszeit die Produktion gerade der wichtigsten Nahrungsmittel beeinträchtigt hat. Wir stimmen den Verfassern darin bei, daß die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung mit allen Mitteln angestrebt werden muß, vermögen aber ihnen nicht darin beizupflichten, daß zu diesem Zweck alles unterbleiben muß, was in der Zeit des Überganges von der Kriegsernährung zu gefunden und einigermaßen erträglichen Verhältnissen freier Nahrungswirtschaft für die einzelne Familie förderlich sein könnte. Deshalb verlangen wir im Gegensatz zu den Verfassern, daß in Anbetracht des großen Landhungers auf dem Gebiet der Siedlung wenigstens das geschieht, was auf Grund der nachrevolutionären Gesetze in dieser Beziehung möglich ist; denn dadurch wird die Ernährung des gesamten Volkes in keine Weise ungünstig beeinflusst. Auf der anderen Seite kann man durchaus damit einverstanden sein, daß das Umlageverfahren für Getreide etwa in der Weise zur Ausführung gelangt, wie es die Verfasser vorschlagen. Aber nur bei Zugrundelegung wirklich einwandfreier Erntezahlen aus der Vorkriegszeit ist das möglich, und die Verfasser bestätigen ausdrücklich, daß alle Zahlen der letzten Jahre falsch gewesen sind. Bei dem angeregten Vorgehen kommt man natürlich zu ganz anderen Ergebnissen, als sie sonst von agrarischer Seite befürwortet werden. So entfallen zum Beispiel bei den in Aussicht genommenen 40 Prozent für Brotgetreide auf den Hektar 8,25 Doppelzentner Weizen und 6,88 Doppelzentner Roggen, während das offiziell in Vorschlag gebrachte Umlageverfahren zum Beispiel nur 4 Doppelzentner Roggen pro Hektar erfasst haben würde.

Ferner sehen die Verfasser hohe Geldstrafen für diejenigen Landwirte vor, die ihrer Ablieferungspflicht nicht voll und nicht zu dem vorgeschriebenen Zeitpunkt genügen. Auch das ist ohne Zweifel ein Fortschritt, und doch haben wir dagegen Bedenken, weil der über das Ablieferungssoll hinaus erzielte Getreideertrag ganz frei bleiben soll und etwa zu dem Weltmarktpreis den Landwirten zur Verfügung stehen wird. Daraus aber werden voraussichtlich den Landwirten so gute Einnahmen zufließen, daß sie gern jede Geldstrafe mit in den Kauf nehmen werden. Hier muß als stärkeres Drohmittel eine harte Gefängnisstrafe stehen. Abgesehen davon, kann man den vorgeschlagenen Maßnahmen zur Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung und zur schnellsten Inangriffnahme der Vorarbeiten für das Umlageverfahren nur beipflichten, denn es erscheint unter den obwaltenden schwierigen Ernährungsverhältnissen in der hier gebotenen Fassung als das einzige Mittel, um die Ernährung wenigstens für die nächsten Jahre einigermaßen sicherzustellen.

Damit ist, und das ist wiederum höchst bedenklich in diesem Büchlein, auch aus Erzeugerkreisen anerkannt, daß es ohne einen gewissen Zwang unter den heutigen Verhältnissen nicht geht und daß lediglich die nachlässige und absichtlich viel zu nachsichtige Handhabung der Zwangsmaßnahmen während des Krieges an den traurigen Ernährungszuständen die Schuld gehabt hat. A. Lipfisch

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Zur Kritik des Programmentwurfs. Von Heinr. Cunow.

Staat und Marxismus. Von Dr. Siegfried Marc.

Der transzendente Zusammenhang im Einzelwesen.
Von Professor Dr. Franz Staudinger.

Parasiten des heutigen Wirtschaftslebens. Von Theod.
Müller (Breslau).

Welthilfssprache und Sozialdemokratie. Von G. Kolb
(Worms).

Literarische Rundschau: Karl Vorländer, Volkstümliche
Geschichte der Philosophie. • Unter Gnomen und
Trollen im nordischen Märchenwald.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rubrik besprochen.

- Aus Natur und Gesellschaft.** Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.80.
- Gran, A. J.,** Grundriss der Logik. Zweite Auflage. 188 S.
- Lehmann, C.,** Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Zweite Auflage. 124 S.
- Unger, A. W.,** Wie ein Buch entsteht. Fünfte Auflage. 188 S.
- Wolff, M. J.,** Goethe. 127 S.
- Axelrod, Paul,** Observations sur la tactique des socialistes dans la lutte contre le bolchevisme. Paris, Edité par la „République Russe“. 88 S.
- Barthel, Max,** Revolutionäre Gedichte. Berlin-Schöneberg, Internationaler Jugendverlag. 28 S.
- Bäumler, Gert.,** Studien über Frauen. Berlin, J. A. Herbig. 176 S. Geh. 15 M.
- **Sichte und sein Werk.** Berlin, J. A. Herbig. 142 S. Geh. M. 12.50, geb. 16 M.
- Bernstein, Ed.,** Die deutsche Revolution. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik. Berlin-Fichtenau, Verlag für Gesellschaft und Erziehung. 198 S. Geh. 15 M., geb. 20 M.
- Beyer, A.,** Gesundheit und gewerbliche Arbeit. Ein Beitrag zur Erweiterung und Organisation des Gesundheitsschutzes der Arbeitnehmer. XIII. Band, 5. Heft der Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung. Berlin, Richard Schoch. 174 S.
- Bibliothek der Kommunistischen Internationale.** Auslieferung für Deutschland: Soym Nachf., Hamburg.
1. Manifest, Richtlinien, Beschlüsse des ersten Kongresses. Aufrufe und offene Schreiben des Exekutivkomitees bis zum zweiten Kongress. 379 S. Geh. 10 M.
 2. Die kapitalistische Welt und die Kommunistische Internationale. 82 S. Geh. 1 M.
 3. Leitsätze und Statuten der Kommunistischen Internationale. 79 S. Geh. M. 2.50.
 4. Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky. Von L. Trotski. 161 S. Geh. M. 4.50.
 5. Theorie und Praxis der 2^{1/2}-Internationalen. Von Karl Radek. 56 S. Geh. M. 1.50.
 6. Arbeiter- und Bauernuniversitäten in Sowjetrußland. 89 S. Geh. 1 M.
 7. Der erste Kongress der Kommunistischen Internationale. Protokoll der Verhandlungen in Moskau vom 2. bis zum 19. März 1919. 202 S. Geh. 6 M.
 8. Die wirtschaftlichen Probleme der proletarischen Diktatur. 158 S. Geh. M. 3.50.
 10. Der Internationale Rat der Fach- und Industrieverbände. (Moskau gegen Amsterdam.) 64 S. Geh. 2 M.
 11. Die auswärtige Politik Sowjetrußlands. Von Karl Radek. 88 S. Geh. M. 2.50.
 12. Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland. Von W. P. Miljutin. 84 S. Geh. M. 1.50.
 14. Die Lehren des Bürgerkrieges. Von S. J. Gussen. 98 S. Geh. M. 2.50.
 15. Die Revolution in Finnland. Von O. W. Kuusinen. 41 S. Geh. 2 M.
 16. Wirtschaftsleben und wirtschaftlicher Aufbau in Sowjetrußland 1917 bis 1920. Von J. Larin und L. Krißmann. 198 S. Geh. M. 2.50.
- Catlung, Jos.,** Meine Gefangenschaft. Vor der Weltgeschichte dargelegt. Basel, Rheinverlag. 341 S. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- Cario, Efriede,** Alte und neue Volkstänze. Klaviersatz von Lotte Schulz. Bildschmuck nach Scherenschnitten von F. Giesede. Leipzig, B. G. Teubner. 60 S. Kart. M. 3.50.
- Conperus, L.,** Das schwebende Schachbrett. Berlin, Ernst Rowohlt. Übersetzt von Elfe Otten. 885 S. Geh. 24 M., geb. 84 M.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 19

Ausgegeben am 5. August 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Kritik des Programmentwurfs

Von Heinrich Cunow

Der am 17. Juli vom Parteivorstand veröffentlichte Entwurf eines neuen Parteiprogramms ist bereits in der letzten Woche vielfach in unserer Parteipresse kritisiert worden — ungünstig und günstig, im ganzen aber nach fast allgemeinem Eindruck mehr ablehnend als zustimmend. Obwohl mit der Zusendung des Entwurfs unseren Parteiblättern zugleich die Mitteilung zugegangen ist, daß in aller Kürze ein von den Hauptmitarbeitern am Entwurf geschriebener Kommentar erscheinen werde, der Näheres über die Form des Entwurfs, seine Motive und Formulierungen enthalte, haben nur wenige Zeitungen unserer Partei das Erscheinen dieses Kommentars abgewartet.¹ Das ist vom Standpunkt der sofort mit ihrer Kritik einsetzenden Blätter durchaus zu verstehen. Nachdem einmal der Entwurf der Öffentlichkeit übergeben worden war, mußten sie befürchten, daß sie nicht nur in der »Fügigkeit« der Kritik von anderen Parteiblättern übertroffen werden und ihrem Leserkreis als journalistische Langschläfer erscheinen würden, sondern daß ihnen auch die bürgerliche, vor allem aber die unabhängig-sozialistische und die kommunistische Presse mit ihren Kritiken zuvorkommen konnte.

Die Schuld liegt beim Parteivorstand und besteht darin, daß er den Kommentar nicht zugleich mit dem Programmentwurf der Öffentlichkeit übergeben hat. Freilich befand auch er sich in einer gewissen Zwangslage. Nachdem sich die Fertigstellung der einzelnen Kommissionsarbeiten infolge der in manchen dieser Kommissionen hervorgetretenen Auffassungs- beziehungsweise Meinungsverschiedenheiten, der langen Debatten — nicht nur in den Parlamenten, auch in den parteigenössischen Versammlungen und Sitzungen fließt oft endlos der Redestrom —, der Verhinderungen und Krankheiten einzelner Mitarbeiter allzu lange hinausgezögert hatte, wollte der Parteivorstand nun endlich den Entwurf der Parteigenossenschaft unterbreiten, vielleicht um sich — obgleich man ihm im allgemeinen über große Furchtsamkeit nicht nachsagen kann — vor dem Vorwurf einiger kritiksuchtiger Gralshüter der reinen Demokratie zu sichern, er habe dadurch, daß er den Entwurf zu spät vor dem Parteitag der Kritik der Parteigenossen im Lande übergeben habe, seine demokratische Pflicht verlegt.

¹ Wir hatten zunächst die Absicht, mit der Erörterung des Programmentwurfs zu warten, bis auch der Kommentar erschienen sein würde. Nachdem aber bereits in einer Reihe von Parteiblättern die Kritik eingesetzt hat, würde die Neue Zeit ihre Pflicht als wissenschaftliche Wochenschrift der Sozialdemokratie veräumen, wenn sie nicht ebenfalls zur Kritik und Antikritik überginge. Zudem sind uns bereits aus dem Mitarbeiterkreis zwei längere Artikel über den Entwurf eines neuen Programms zugegangen, und ein weiterer ist uns angekündigt. Wir werden mit dem Abdruck des ersten in der nächsten Nummer beginnen. Red. der Neuen Zeit.

Aber mögen die Motive der plötzlichen Veröffentlichung des Programm-entwurfs auch die besten gewesen sein, nach meiner Ansicht war es ein Fehler, den Kommentar nicht gleich mitzuveröffentlichen; und ein noch größerer Fehler war es, den Entwurf in dieser Fassung hinausgehen zu lassen. Wie Genosse Quark bereits im »Vorwärts« bekanntgegeben hat, sind einzelne Spezialunterausschüsse gar nicht mehr zu einer eigentlichen Abschlußredaktion ihres Programmtells gekommen, noch hat eine letzte Sitzung der Gesamtkommission, eine sorgfältige Vergleichung und Ausgleicheung der einzelnen Teile und eine allgemeine Überarbeitung stattgefunden. Eine solche Gesamtsitzung und gegenseitige Aussprache ist erst für Anfang September (ob inzwischen der Parteivorstand andere Verfügungen getroffen hat, ist mir nicht bekannt) geplant.

Der Programmentwurf ist also nicht fertig. Er hat noch gar nicht die Form und Fassung, in der er dem Görlitzer Parteitag vorgelegt werden soll. Ich halte, ganz offen gestanden, diese vorzeitige Veröffentlichung für verkehrt. Der Parteivorstand hätte ruhig noch drei, vier, fünf Wochen mit der Versendung an die Parteipresse warten und dann ohne Beschönigung erklären sollen: »Infolge mißlicher Umstände kommt der Entwurf zu spät heraus für eine gründliche Diskussion in unserer Presse; aber da der Görlitzer Parteitag doch voraussichtlich eine Kommission zur Durchberatung wählen wird, bleibt nach dem Parteitag noch genügend Zeit zu einer eingehenden Kritik.« Sicherlich würden einzelne Parteiblätter und Parteitagsdelegierte über zu langames Arbeiten des Parteivorstandes und der Kommissionen geschrien, vielleicht einzelne auch allerlei taktische Manöver hinter der späten Veröffentlichung gesucht haben; aber man hätte sie schreien lassen sollen. Es gibt nun mal in jeder Partei einige Schreilustige, die es gewissermaßen als ihre Spezialität ansehen, zu schreiben, sei es auch nur, um dadurch ihre scharfe Beobachtung der Parteivorgänge und ihr demokratisches Mißtrauen zu bekunden.

Doch, mag diese nicht genügende redaktionelle Überarbeitung des Entwurfs ein wesentlicher Grund dafür sein, daß er in manchen Mitgliedschaften der Partei auf Kritik und Ablehnung gestoßen ist, der Hauptgrund liegt darin nicht — in dieser Beziehung bin ich anderer Meinung als Quark. Der Hauptgrund ist, darüber sollten wir uns nicht täuschen, die innere theoretische Unsicherheit und Verwirrung, die in den Reihen unserer Partei herrscht: die verschiedene Beurteilung der Gegenwart und noch mehr der Richtung, welche die wirtschaftliche und politische Entwicklung in nächster Zeit einschlagen wird; das Gefühl, daß mit dem Weltkrieg und der Novemberrevolution des Jahres 1918 eine soziale Umwälzung von größter weltgeschichtlicher Bedeutung eingesetzt hat, ohne daß doch die meisten sich über die Tendenzen dieser Bewegung auch nur in allgemeinen Umrissen klar geworden sind; die Empfindung, daß wir in eine unbekannte, von Nebeln bedeckte See hinaussteuern und daher neue Richtpunkte, neue Seezeichen und Orientierungsapparate notwendig sind, und andererseits doch wieder, da man nicht weiß, wohin der neue Kurs führt, ein Immerwiedereinkleiten in den alten Kurs, ein Zurückgreifen auf alte Gedankengänge und Formeln. Es mag vielleicht paradox klingen und ist doch wahr: niemals seit Lassalles Tagen hat in der deutschen Sozialdemokratie eine solche theoretische Verwirrung geherrscht wie heute. Tatsächlich

sind die Spaltungen und Wiederspaltungen, die seit Ausbruch des Krieges in der damals einigen Sozialdemokratie eingetreten und noch keineswegs beendet sind, weit mehr das Ergebnis einer andauernden Krise der Parteitheoretik als der Parteipraxis. Und doch haben die Absplittierungen in unserer Partei, der Mehrheitssozialdemokratie, keine klare theoretische Bewegungsbahn geschaffen, denn die Absplittierungen vollzogen sich nicht nach theoretischen Gesichtspunkten, sondern nach Stimmungen, politischen Situationsauffassungen, politischen und persönlichen Gegensätzen. Und wo im einzelnen eine Klärung erfolgt ist, da wird sie mehr als ausgeglichen durch den Zustrom neuer Parteimitglieder, die aus anderen Kreisen stammen und noch zum großen Teil in der Ideologie dieser Kreise befangen sind.

Schon allein dadurch ist bedingt, daß jedes neue theoretische Parteiprogramm, das nicht seine Auffassung vom Sozialismus sowie von den ihm zugrunde liegenden Triebkräften und ihren Entwicklungsmöglichkeiten in einen ähnlichen Wust von schönen inhaltsleeren Stimmungssphrasen und Verheißungen einpackt, in unserer Partei auf sehr gemischte Gefühle und kritische Beurteilungen stoßen wird.

Wer dieses heute in unseren Reihen herrschende theoretische Durcheinander nicht für wahr haben will, der sehe sich doch nur mal die widerspruchsvollen Auffassungen an, die bereits in den relativ wenigen jüngst veröffentlichten Kritiken des neuen theoretischen Programmteils zutage treten. In der einen Kritik wird der Sozialismus als eine wirtschaftliche Entwicklungserscheinung aufgefaßt, in der anderen als ein allgemein-ethisches Problem. Nach der einen Auffassung ist er eine dem Interesse der ganzen Menschheit entsprechende »Menschheitsfrage«, nach der anderen kann er, da die Interessen der verschiedenen Klassen sich aufs schärfste widersprechen und nur die Arbeiterklasse an seiner Realisierung ein wirkliches Interesse hat, nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. Von dem einen Kritiker wird gefordert, daß Kleinbauern, Intellektuelle, Beamte, Handwerker usw. in die Sozialdemokratie eingegliedert und daher ihren Interessen möglichst Rechnung getragen werde, denn ohne diese Schichten könne die Partei niemals die politische Macht erringen; der andere fordert, im Programm müsse stehen, die Sozialdemokratie sei die Partei der Arbeiterklasse und führe als deren Sachwalterin den Klassenkampf usw. ad libitum. Lassen sich derartige verschiedene Auffassungen in einem theoretischen Programmteil vereinigen? Wer sie alle auf einen Generalnenner bringt, muß der größte Meister auf dem Gebiet der theoretischen Jongleurekunst sein.

Die theoretische Einleitung des neuen Programmentwurfs

Wer sich mit theoretisch-sozialistischen Fragen beschäftigt, erkennt ganz naturgemäß die Diskongruenz der parteitheoretischen Auffassungen leichter als der, der im wesentlichen nur praktische Parteipolitik treibt oder in der Agitationsarbeit aufgeht. Als der im Oktober 1917 in Würzburg abgehaltene Parteitag auf Antrag der Stuttgarter Parteigenossen den Parteivorstand mit der Vorlegung eines Aktionsprogramms beauftragte und mehrere Delegierte — nicht in der Debatte, aber in Privatbesprechungen — einen sogenannten vollen Erfas für das Erfurter Programm verlangten, habe ich mich sofort dagegen gewandt mit der Begründung, daß wohl infolge der Kriegsercheinungen und des Wechsels mancher überlieferten Illusionen die

Partei zum Teil ihr altes theoretisches Fundament verloren, aber einen neuen festen theoretischen Boden noch nicht wieder gewonnen habe, und mit eine solche Periode der inneren geistigen Gärung nicht der geeignete Zeitpunkt für die Umarbeitung der theoretischen Einleitung des Erfurter Programms zu sein scheine. In der Debatte erklärte ich:

Das Erfurter Programm war zum Teil schon, als es angenommen wurde, durch die wirtschaftliche Entwicklung überholt. Sie drängte schon in andere Bahnen, während noch die Theorie in dem alten Schema beharrte. In einem neuen Programm, das nicht wieder eine ellenlange Auseinandersetzung, keine ökonomische Abhandlung sein darf, müssen die Forderungen entwicklungsgeschichtlich besser substantiiert sein. Ob allerdings jetzt schon die geeignete Zeit zu einer Programmrevision gekommen ist, das ist eine andere Frage. Wir befinden uns in einer Umwälzungsperiode, in einer Periode der theoretischen Neufundierung. Der Krieg hat eine Reihe früherer Auffassungen und Illusionen vernichtet, einen sicheren, festen theoretischen Boden haben wir aber noch nicht wieder gefunden. Es muß erst eine gewisse Klärung erfolgen, ehe wir an eine Revision des Programms gehen können.

Der vom Parteivorstand einberufene Programmausschuß beschränkte sich denn auch auf die vom Stuttgarter Antrag geforderte Ausarbeitung eines kurzen Aktionsprogramms, fand aber, als er seinen Entwurf Ende Mai 1918 veröffentlichte, in der Parteipresse wenig Zustimmung. Besonders wurde gerügt, daß der Ausschuß sich zu streng an seinen Auftrag gehalten und sich auf die Aufstellung eines knappen Gesamtprogramms für die Übergangszeit nach dem Kriege beschränkt habe. Notwendig sei ein Programm mit Spezialforderungen für die einzelnen politischen Arbeitsgebiete, besonders ein Agrar- und Schulprogramm. Einige Parteiblätter vermifften auch eine genügende Berücksichtigung der politischen Lage nach dem Kriege und forderten die Aufnahme von Forderungen wie zum Beispiel die Abschließung internationaler Abrüstungsverträge, Einführung von Kriegsschiedsgerichten, Einschränkung des Flottenbaus, Beseitigung der Geheimdiplomatie usw. in das neue Programm. Von einer Seite wurde sogar der Kommission vorgeworfen, sie wäre vor der Aufstellung eines Zukunftsprogramms zurückgeschreckt, da es ihr an dem »unbedingt notwendigen Mut zur scheinbaren Utopie« fehle.

Diese verschiedenartigen Anregungen sind nicht mehr zur Verwertung gelangt. Die folgenden Kriegsergebnisse verhinderten die Ausarbeitung eines neuen Entwurfs — glücklicherweise, denn wären diese Wünsche berücksichtigt worden, der revidierte Entwurf hätte ein unbequemes Zeugnis dafür abgelegt, welche Illusionen noch im Juni 1918, vier Monate vor dem Kriegszusammenbruch, in einem großen Teil unserer Partei gehegt worden sind. Die traurige, verzweifelte Lage, in die das Deutsche Reich geriet, boten der neuen Regierung nicht die geringste Möglichkeit, bei den fremden Staaten Forderungen wie alsbaldige Abrüstung, Einschränkung der Flottenbauten, Errichtung von Schiedsgerichtshöfen usw. zu erheben.

Selbst wer nur bescheidene Anforderungen stellt, wird, wenn er verschiedene der theoretischen Ausführungen jener Zeit in unseren Parteiblättern nachliest, zugeben müssen, daß in ihnen zum Teil die selbstsamsten Anschauungen über den Verlauf und die Tendenzen unserer wirtschaftlichen Entwicklung hervortraten. Von einer Klärung der Parteitheoretik konnte

sicherlich keine Rede sein. Als im vorigen Jahre vor dem Kasseler Parteitag sich erneut das Verlangen nach einem vollen Ersatz für das Erfurter Programm geltend machte, habe ich deshalb wiederum in einem »Zur Kritik des Erfurter Parteiprogramms« überschriebenen Artikel (Neue Zeit, 38. Jahrgang, 2. Band, S. 361 ff.) Bedenken dagegen erhoben, dem neuen Programmentwurf auch eine sogenannte theoretische Einleitung mit auf den Weg zu geben, denn die heutige Zeit sei eine Periode überhafter Umbildung, und eine derartige Zeit der Gärung sei wenig zur Aufstellung allgemeiner Richtlinien der sozialen Entwicklung geeignet. Besser sei deshalb, unsere Partei beschränke sich zunächst auf »ein knappe, die neuen politischen und wirtschaftlichen Probleme berücksichtigendes Aktionsprogramm«.

Daß der Kasseler Parteitag diese Bedenken gelten lassen werde, habe ich selbst nicht für wahrscheinlich gehalten. Ein großer Teil unserer Parteimitglieder empfand zu deutlich, daß verschiedene Sätze des Erfurter Programms nicht mehr mit den neuen Entwicklungsvorgängen im Einklang stehen, und verlangte daher energisch eine »volle Revision«. Die bloße Revision des zweiten Teiles des Erfurter Programms erschien vielen — und nicht mit Unrecht — als eine Halbheit, als ein Verlegenheitszugeständnis. Der Kasseler Parteitag entschied sich denn auch für die Ausarbeitung eines Vollprogramms, eines — wie einige Schriftsteller unserer Partei es genannt haben — »Epochenprogramm«.

Ich möchte hier nur von dem zur Entwerfung eines neuen theoretischen Programmteils eingesetzten Ausschuß sprechen und mich auf einzelne allgemeine Angaben seiner Tätigkeit beschränken, da ich mich zur Mitteilung der eigentlichen Beratungen nicht für berechtigt halte. Schon in der ersten Sitzung zeigten sich, als die einzelnen Mitglieder ihre dem Parteivorstand eingereichten vorläufigen Entwürfe vorlegten, verschiedene Grundauffassungen. In der Hauptsache ließen sich drei Richtungen unterscheiden. Erstens eine Richtung, die von wirtschaftsgeschichtlichen beziehungsweise entwicklungsgeschichtlichen Auffassungen ausging und von diesem Standpunkt aus eine ähnliche Kennzeichnung der in der kapitalistischen Gesellschaft sich durchziehenden Bewegungstendenzen wünschte, wie sie im Erfurter Programm enthalten ist — jedoch ohne Bezugnahme auf die sogenannte Verelendungstheorie und ohne Zukunftsprognose. Die zweite Richtung ging im wesentlichen von ethischen Grundsätzen aus. Sie wünschte gewissermaßen unter Berufung auf Kant eine ethische Fundierung unserer Forderung der Einführung einer sozialistischen Wirtschaftsordnung. Die dritte Richtung ging von machtpolitischen Erwägungen aus. Sie erklärte, daß ohne Gewinnung der Bauernschaft, der unteren und mittleren Beamtenschaft sowie eines größeren Teiles der Intellektuellen die Durchführung des Sozialismus unmöglich sei, da die Entwicklung nicht jene Richtung eingeschlagen habe, die Marx prognostiziert habe. Die Entwicklung laufe keineswegs darauf hinaus, zwei große Gesellschaftsklassen zu schaffen, eine Unternehmerekasse und eine immer mehr answellende, die große Mehrheit des Volkes umfassende Arbeiterklasse. In der Landwirtschaft wenigstens seien jene Konzentrationsercheinungen, die Marx vorausgesagt habe, nicht eingetreten. Es seien große Zwischenschichten, wie zum Beispiel die Kleinbauernschaft, die selbständigen Kleinhandwerker vorhanden, die wir nicht entbehren könnten. Wollten wir aber diese heran-

ziehen, müßten wir auch ihre Interessen berücksichtigen und dürften uns nicht als bloße Vertreter der Arbeiterinteressen (oder gar nur der Industriearbeiterschaft) einführen und den allgemeinen Klassenkampf verkünden.

Nach gründlicher Besprechung der Einzelentwürfe wurde schließlich eine Subkommission von drei Personen gewählt, um unter möglichster Berücksichtigung der Erörterungsergebnisse sich auf bestimmte Vorschläge zu einigen und diese der größeren Kommission als Grundlage für ihre weitere Beratung vorzulegen. Es sollte also die Subkommission versuchen, einen den verschiedenen Auffassungen Rechnung tragenden neutralen und doch in sich geschlossenen theoretischen Boden zu finden, auf dem sich weiter beraten ließ. Der Subkommission lagen zwei Entwürfe vor. Sie einigte sich schließlich, meinen Entwurf, nachdem einige Amputationen und Sachänderungen vorgenommen waren, dem größeren Ausschuß als geeignete Grundlage für seine Beratungen zu empfehlen.

In dieser größeren Kommission ist dann erneut mein Entwurf durchberaten worden. Ich bin nicht so eitel, behaupten zu wollen, daß er verschlechtert worden ist. Ich gebe rückhaltlos zu, daß ich in Anlehnung an Marx mehrmals technische Ausdrücke und Wendungen gebraucht hatte, die dem Ganzen das Gepräge einer gewissen theoretischen Schwerfälligkeit verliehen, und daß Genosse Molkenbuhr, besonders aber Genosse Braun verschiedentlich andere Fassungen vorgeschlagen haben, die von der großen Masse unserer Leser leichter verstanden werden. Andere Änderungen erscheinen mir nicht gerade als Verbesserungen, da sie mir, wenn vielleicht auch allgemeinverständlicher, doch weniger präzise dünken, vor allem aber, weil durch Hineintragung abweichender Gedanken der einheitliche Gedankenaufbau gestört wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß eine theoretische Programmeinleitung einheitlicher wird, wenn sie von einem einzelnen aus einem bestimmten Gedankengang heraus niedergeschrieben wird, als wenn daran Umstellungen, Sachänderungen, Einschleibungen vorgenommen werden. Doch ein Programm kann in unserer Partei, zumal wenn verschiedene Grundauffassungen vorhanden sind, immer nur ein Ergebnis der Zusammenarbeit — ein Kompromißprodukt sein. Dennoch behaupte ich, daß, wenn ich auch einige kleine Änderungen für ratsam halte, die neue theoretische Programmeinleitung weit besser ist und den wissenschaftlichen Erfahrungsfaktoren weit besser entspricht als die des Erfurter Programms.

Daß trotzdem gerade dieser Teil auf Widerspruch in den Reihen unserer Partei stoßen werde, daran habe ich nie gezweifelt. Ganz selbstverständlich — denn wenn manche Parteigenossen auch an der äußeren Form dieses oder jenes Satzes des Erfurter Programms etwas auszufehen haben, so stecken sie doch mit ihrer ganzen Auffassung der sozialen Entwicklung und des Sozialismus noch im Erfurter Programm und haben dessen gradlinige Tendenzentwicklung und mechanistische Zuspitzungstheorie noch nicht überwunden. Besonders gilt das von Personen, die der U. S. P. D. angehören, denn der größte Fehler dieser Partei ist, daß sie aus dem alten Vorstellungskreis der Vorkriegszeit absolut nicht herauszukommen vermag, und das gleiche gilt von jenen Anhängern unserer Partei, die bezüglich ihrer Gedankengänge den Theoretikern der U. S. P. nahestehen.

Vornehmlich müssen sie eines im theoretischen Teil des neuen Programmentwurfs vermissen: den Nachweis, daß die kapitalistische Entwicklung mit größter Sicherheit dem Sozialismus entgegentreibt, daß »naturnotwendig« das Elend der Arbeiterklasse immer größer, der Reichtum der Unternehmerschaft immer gewaltiger wird, die Mittelschichten ausfallen und die Wirtschaftskrisen immer größeren Umfang annehmen, so daß schließlich als Rettung aus dem gesellschaftlichen Ubel nichts anderes übrigbleibt als der Sozialismus. Der neue Programmentwurf weist zwar ebenfalls auf die sich in der heutigen Entwicklung durchsetzenden kapitalistischen Tendenzen hin; aber diese schöne Beweisführung fehlt und ebenso die Versicherung, daß nur die nach der Behauptung des Erfurter Programms immer tiefer in Elend, Druck, Knechtung, Erniedrigung und Ausbeutung versinkende Arbeiterklasse allein die Fähigkeit und Kraft besitzt, den Sozialismus durchzuführen.

Tatsächlich nimmt die Kritik des neuen Programmentwurfs denn auch an dem Fehlen solcher Entwicklungsprognostik den größten Anstoß. Es war doch so vorteilhaft, aus dem Programm das tröstliche Bewußtsein zu gewinnen: Der Sozialismus kommt mit Naturnotwendigkeit, unsere Entwicklung führt in jedem Fall dahin, mögen wir machen, was wir wollen, mögen die anderen machen, was sie wollen — der Sozialismus kommt!

Natürlich entbehren die Kritiker der U. S. P. am meisten diese Beweisführung. Bisher haben freilich nur wenige Blätter dieser Partei Kritiken gebracht. In Betracht kommen vorerst nur »Freiheit« und »Leipziger Volkszeitung« — vielleicht folgen noch einige andere nach.

Zunächst die »Freiheit«. Sie rügt, daß im neuen Programmentwurf »der theoretische Teil des Erfurter Programms — die Leistung Kautskys« fehlt. Diese Leistung aber sei »eine meisterhafte Zusammenfassung der marginalistischen Auffassung der Entwicklung nach dem damals erreichten Stande unserer Einsicht« gewesen. Sie »zeichnet die großen sozialökonomischen Richtlinien, in denen sich nach unentrinnbaren ehernen Gesetzen die kapitalistische Gesellschaft zur sozialistischen Umwälzung hinbewegen muß«. Ferner heißt es:

Die Grundlage des Marxismus selbst ist verlassen. Das Erfurter Programm hatte sich bemüht, gleichsam die Geschichte selbst, »die beste Marxistin«, sprechen zu lassen; der Sozialismus wird als notwendiges Resultat einer gesetzmäßigen Entwicklung begriffen, diese Gesetze selbst in ihrem notwendigen Ablauf dargelegt, die Arbeiterklasse zur bewußten Trägerin und Vollstreckerin des historisch Notwendigen erhoben.

Im Grunde heißt das nichts anderes als: es fehlt die Entwicklungskonstruktion auf Grund der sogenannten Verelendungstheorie, die im Erfurter Programm enthalten ist (daß dort auch die Theorie von den auf Grund der Überproduktion sich einstellenden Weltabsatzkrisen mit zur Konstruktion herangezogen wird, verschweigt vorsichtigerweise die »Freiheit«).

Alles übrige in dem »Freiheits«-artikel ist leeres Gerede; denn der neue Entwurf geht ebenfalls, wenn er auch nicht direkt von »gesetzmäßiger Entwicklung« spricht (auch das Erfurter Programm gebraucht übrigens diesen Ausdruck nicht), von der Gesetzmäßigkeit aller gesellschaftlichen Entwicklung aus und sieht in der Arbeiterklasse die Vollstreckerin des »historisch Not-

wendigen« oder, wie es richtiger heißen muß, des »notwendigen Überganges zum Sozialismus«. Zwar ist die Arbeiterklasse nicht die alleinige Vollstreckerin, denn auch andere Volksteile wirken mit, aber immerhin ist sie ein sehr wichtiger Faktor der Entwicklung zum Sozialismus.

Zeigt schon der Referent der »Freiheit«, daß es bei ihm mit dem Marxschen Begriff der sozialen Gesetzmäßigkeit und der historischen Notwendigkeit schlecht bestellt ist, so läßt sich die »Leipziger Volkszeitung« auf solche theoretische Erörterungen erst gar nicht ein. Sie behauptet frischweg, daß im neuen Programmentwurf überhaupt kein Marxismus steckt oder doch nur in sehr mäßiger homöopathischer Dosis. Sie meint von oben herab:

Es spricht aus ihm (dem Programm) der Geist einer gemäßigten Arbeiterpartei, die vom Marxismus gerade so viel läuten gehört hat, daß sie den Kapitalismus nicht für den idealen Endzustand der menschlichen Gesellschaft hält, aber ohne daß ihr die Erkenntnis der Zwangsläufigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, der Formen, in denen sie sich abspielt — Klassenkampf und Revolution in den Umschlagspunkten von einer Gesellschaftsordnung zur anderen —, und dem Wesen der nächsten Entwicklungsstufe innewohnt.

Ähnlich urteilt Heinrich Ströbel in einem von verschiedenen Parteiblättern gebrachten Artikel. Er bemängelt ebenfalls, daß im Entwurf des neuen Programms die schöne Entwicklungskonstruktion des Erfurter Parteiprogramms fehlt.

»Sie begann«, sagt er, »mit der Kennzeichnung der Entwicklungstendenzen der bürgerlichen Gesellschaft. Die ökonomische Entwicklung führe unentrinnbar zum Untergang des Kleinbetriebs, sie trenne den Arbeiter von den Produktionsmitteln, die zum Monopol der Kapitalisten und Großgrundbesitzer würden. Immer größer werde die Zahl der Proletarier, immer schroffer gestalte sich der Gegensatz zwischen Ausgebeuteten und Ausbeutern, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat.«

Er schildert dann nach dem Vorbild des Erfurter Programms diesen Entwicklungsgang etwas näher (wobei auch er die dort entwickelte Krisentheorie beiseite schiebt) und meint, daß im neuen Entwurf eine »Scheu vor dem unzweideutigen Bekenntnis zum alten Sozialismus marxistischer Prägung« stecke, und bedauert, daß nicht im neuen Entwurf vom Klassenkampf gesprochen wird.

Auch die »Frankfurter Volksstimme« vermißt jene gedrungene Sätze der Einleitung des Erfurter Programms, »deren konzentrische Kraft ihre werbende Wirkung heute noch ebenso bewährt wie vor einem Menschenalter«, und findet ferner, daß das neue Programm seinen Beruf verfehlt habe, wenn darin nicht vom »Klassenkampf des Proletariats als Mittel zur Befreiung der Menschheit« (soll heißen: zur Befreiung der Arbeiterklasse oder des Proletariats, denn die Hottentotten, Amazulu oder Pescherähs, die auch zur Menschheit gehören, sollen doch dadurch nicht befreit werden) gesprochen werde.

Es sind also hauptsächlich zwei Vorwürfe, die der theoretischen Einleitung des neuen Entwurfs gemacht werden. Der Entwurf beginnt erstens nicht mit einem konstruktiven Entwicklungsschema und spricht zweitens nicht vom Klassenkampf.

Einige Parteiblätter haben darauf entgegnet, wenn auch das Wort »Klassenkampf« nicht im neuen Entwurf gebraucht werde, so sei doch der

Begriff des Klassenkampfes gewissermaßen in den Ausführungen über den Kampf gegen den Kapitalismus mitenthalten. Das ist im allgemeinen richtig, doch soll gar nicht geleugnet werden, daß im neuen Entwurf eine veränderte Auffassung der Bedeutung des Klassenkampfes für die Durchführung des Sozialismus steckt. Ferner möchte ich ganz entschieden bestreiten, daß in der Entwicklungskonstruktion des Erfurter Programms eine »meisterhafte Zusammenfassung der marxistischen Auffassung der Entwicklung« steckt, vor allem aber, daß tatsächlich die Entwicklung jene Richtung genommen hat, die im Erfurter Programm als einzig mögliche hingestellt wird. Doch mit der Unzweifelung der Richtigkeit solcher Behauptungen ist es nicht getan. Dazu ist eine eingehende Analyse jener Entwicklungskonstruktion, ihrer Grundlagen und ihrer Schematik, nötig. Der nächste Artikel soll sich mit diesen Fragen beschäftigen.

(Fortsetzung folgt)

Staat und Marxismus¹

Von Dr. Siegfried March

Der Marxismus hat in bezug auf die Staatsauffassung von jeher in der Doppelfront gegen »Anarchismus« und »Statismus« (Staatsabsolutismus) gestanden, die ihn beide teils bekämpften, teils in ihrem Sinne zu deuten und umzubilden suchten. Die Weltkrise hat die Auseinandersetzung mit beiden Richtungen verschärft: mit dezentralistischer Staatsfeindschaft drängt der Syndikalismus gegen den Marxismus an, auf der anderen Seite erlebt der autoritäre Kathedersozialismus seine Neuaufgaben, während innerhalb des Marxismus selbst sich eine organische Weiterbildung der Staatsauffassung vollzieht.

Der Angriff gegen den Marxismus durch Friedrich Lenz erfolgt in seiner Schrift von der staatsabsolutistischen Seite her. Lenz ist Imperialist auf der Grundlage Rannes, zu dessen Staats- und Geschichtsauffassung er sich schon in seinem Kriegsbuch »Macht und Wirtschaft« (München 1915) bekennt. Es ist die spezifische Staatsauffassung der politischen Geschichtsschreibung, die charakteristische Staatsverklärung der deutschen Geschichtsprofessoren, die uns aus jeder Zeile bei ihm entgegenblickt. Die »gewaltigen beseelten Körper der politischen Welt, wie sie sich anziehen und abstoßen«,² Rannes »große Mächte« als handelnde bewußte Persönlichkeiten sind für ihn der Drehpunkt aller geschichtlichen, auch der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Der politische Historiker, für den der Staat gleichsam der Held seiner Darstellungen wird, neigt als Staatsphilosoph zur Behauptung des Primats der äußeren Politik über alles innerpolitische und soziale Leben, so hat denn auch Friedrich Lenz sich bemüht, die Abhängigkeit des Wirtschaftslebens von der Staatsmacht darzutun. Deshalb bekämpft er in seinem Kriegsbuch mit besonderer Heftigkeit den wirtschaftlich fundierten Pazifismus eines Normann Angell, deshalb unternimmt er jetzt seinen Angriff gegen die materialistische Geschichtsauffassung.

¹ Friedrich Lenz, Staat und Marxismus. Grundlegung und Kritik der marxistischen Gesellschaftslehre. Stuttgart und Berlin 1921, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis gebunden 16 Mark, in Halbleinen gebunden 26 Mark.

² Macht und Wirtschaft, S. 32.

Denn die Abwendung vom Hegelschen Staatsgedanken ist ihm der eigentliche Sündenfall des Marxismus, für dessen verhängnisvolle Folgen er einen historischen und einen sozialwissenschaftlichen Beweis zu geben sucht. Die heutige Weltlage hat zur Auseinandersetzung des Marxismus und des Staatsgedankens geführt. Daher gibt Lenz zunächst einen Überblick über die gegenwärtige außenpolitische Situation, über bürgerliche Gesellschaft und Staatensystem des Kriegsendes. Das Verhältnis von Wirtschaft und Staat stellt sich ihm dabei als »Allgegenwart der Imperien« dar. Aller Antrieb für wirtschaftliches Geschehen erfolgte von den Zentren der staatlichen Willensbildung. Immer mehr sei die imperialistische Periode durch den Kampf der nationalen Wirtschaften gegenüber einer kosmopolitischen Weltwirtschaft gekennzeichnet. In einer etwas unsystematischen Weise bemüht sich Lenz, die Abhängigkeit der Wirtschaft von der Außenpolitik an der Urproduktion, der Ausfuhr, den Edelmetallmärkten, dem Weltverkehr, dem Nachrichtenwesen, den Devisenkursen nachzuweisen. Die Konstellation der bürgerlichen Gesellschaft von 1918 erscheint ihm durch die völlige Einheit von Weltpolitik und Weltwirtschaft gekennzeichnet, da im Gegensatz zu 1914 die politischen Führungsmächte England, Amerika, Frankreich auch die ökonomisch führenden sind, während das ökonomisch führende Deutschland von 1914 auch damals weltpolitisch zurückgedrängt war.

Der bürgerlichen Gesellschaft wird die marxistische Bewegung in der Lage von 1918 gegenübergestellt. Lenz erscheint das Ende des Weltkriegs als Schicksalsstunde des Marxismus, da es die marxistischen Parteien Deutschlands und Rußlands zu Staatslenkern machte. Der deutsche Marxismus sei hierbei durch die Annahme des Versailler Diktats auch innerlich von den westeuropäischen Führungsmächten bezwungen worden! In der Wahl zwischen Unterwerfung und Widerstand, zwischen bürgerlicher Demokratie und Herrschaft des Proletariats habe er mit der Kapitulation vor Westeuropa auch seine Staatsauffassung an die kapitalistische Demokratie des Westens angeglichen. Die ökonomische Überlegenheit der westlichen Führerstaaten müsse sich gerade nach der materialistischen Geschichtsauffassung auch immer mehr als ideelle Überlegenheit über den deutschen Marxismus geltend machen. Dagegen habe der russische Marxismus den Widerstand gegen Westeuropa gewählt und sich damit in seiner inneren wie äußeren Politik mit dem russischen Staatsgedanken und dessen Traditionen verschmolzen. Absolutistische Herrschaft im Innern, weltrevolutionärer Imperialismus, Kampf gegen England in Asien sollen diese Kontinuität des russischen Staates auch in seiner Sowjetform bezeugen.

Nach diesen aktuellen Ausführungen geht dann Lenz zum Angriff gegen die Zitablelle des theoretischen Marxismus vor. Er sei in seinem Kern sozialistisch, nicht politisch-historisch gedacht, er arbeite bei all seiner sonstigen Abkehr von Hegel doch stets mit der falschen Hegelschen Trennung von Gesellschaft und Staat. Der lebendige Strom der Geschichte flute über diese künstlichen Schleusen, die die Gesellschaft und das Wirtschaftsleben von Staat und Politik trennen sollen, hinweg. Dem Marxismus wird sein individualistischer Grundzug vorgeworfen, Rousseauanismus läge der Marxschen Überwindung des Klassenstaats sowie Engels' dialektischem Schema: Urgesellschaft — Klassengesellschaft und Klassenstaat — klassenlose Gesellschaft zugrunde. Auch für Marx selbst seien ja nur in der

bürgerlichen Epoche die Produktionsverhältnisse von der staatlichen Regelung getrennt. Es habe aber niemals eine solche staatslose bürgerliche Gesellschaft, eine solche entstaatlichte Ökonomie im Sinne Margens gegeben, auch im Kapitalismus sei stets die Ökonomie nur knechtbarer Stoff in der Hand der Großstaaten gewesen. Damit ent falle aber auch die Trennung von Überbau und Unterbau, gegen die Lenz, seinen Standpunkt gegen Stammers sozialrechtlichen abgrenzend, durch den Hinweis auf die »ganze Fülle eben jener außenpolitischen staatlichen Momente« in den Produktionsverhältnissen polemisiert.

Das Fazit des historischen und theoretischen Gedankenganges wird von Lenz in dem Satze gezogen: »Der Marxismus, der mit soziologischen Annahmen auf individualistischer Grundlage das Walten des Weltgeistes zu deuten und zu lenken unternahm, zerbricht als Lehre wie als gestaltende Kraft am Staatsgedanken.«

Eine Kritik der Lenzschen Gedankengänge wird gemäß der Einteilung seines Stoffes in einen zeitpolitischen und einen rein theoretischen Teil sich zu gliedern haben. In der Beurteilung der gegenwärtigen geschichtlichen Situation springt die Neigung des Verfassers, eben erlebte Vorgänge in einen geschichtsphilosophischen Zusammenhang einzubeziehen, in die Augen. Eine gefährliche Neigung, der sich allzu vertrauend hinzugeben ihn das Schicksal der meisten Kriegsliteratur mit ihrer durch den Gang der Entwicklung widerlegten Tatsachenkonstruktion, einschließlich seines eigenen Kriegsbuchs, hätte warnen müssen. Es ist nicht möglich, vom Ereignis des Tages einen endgültigen Sinn auszusagen, die Deutung der Haltung des deutschen und des russischen Marxismus am Ende des Weltkriegs ergibt denn auch ein reichlich schiefes Bild. Es ist überhaupt von vornherein eine konstruktive Verfälschung der Tatsachen, das Verhalten bestimmter politischer sozialistischer Parteien unter dem Generalnamen des Marxismus als geistiger Bewegung zusammenzufassen. Wenn diese Parteien auch auf Grundlagen der marxistischen Gedankenwelt fußen, so stehen sie doch unter bestimmten Gesetzen der politischen Taktik in ihrem politischen Handeln, die mit dem Marxismus als geistigem Prinzip nur indirekt zusammenhängen. Mag für die prinzipiellen und programmatischen Gesichtspunkte, die sich in verschiedener Richtung aus dem Marxismus heraus entwickeln, dieser einen gemeinsamen Boden für ihre Auseinandersetzung darstellen, so bleibt doch ein verschiedenes taktisches Verhalten von Parteien in einer bestimmten geschichtlichen Lage etwas dem Grundprinzip gar nicht mehr Aufzubindendes, und der Versuch, diese Taktik unter allen Umständen aus ihm herauszudeuten, erzwungen und willkürlich. Es handelt sich doch in der Mitwirkung deutscher Marxisten bei der Unterzeichnung des Friedensdiktats wahrhaftig nicht um eine prinzipielle Stellungnahme »des« Marxismus zum westeuropäischen Kapitalismus, sondern lediglich um eine Frage der politischen Taktik, bei der durchaus nicht jene Wahlfreiheit zwischen Unterwerfung und Widerstand vorhanden war, von der Lenz spricht. Denn für jeden verantwortungsvollen Politiker mußten in bezug auf Deutschland jene national-bolschewistischen Gedankengänge — Lenz liebäugelt mit ihnen und verrät damit seine ökonomiefremde Einstellung — schon in Würdigung der Eigenart der deutschen Wirtschaft ausschalten. Vollends aber die Behauptung von der Anerkennung der ideellen Überlegenheit der Ententemächte

durch den deutschen Marxismus ist durchaus abwegig. Merkwürdigerweise will Lenz diese Behauptung durch die materialistische Geschichtsauffassung stützen. Ganz abgesehen davon, daß eine Berufung auf die ideelle Überlegenheit als Konsequenz der ökonomischen bei einem Denker, der die materialistische Geschichtsauffassung im übrigen völlig ablehnt, unstatthaft ist, ist in der rein kausalen Beziehung zwischen den wirtschaftlichen Verhältnissen und der ihnen entsprechenden herrschenden Ideologie einer Epoche noch kein Werturteil über eben diese Ideologie ausgesagt. Andernfalls müßte der Marxismus auch die wirtschaftliche Überlegenheit der Ideologie des Kapitalismus über die des ihn bekämpfenden Proletariats behaupten, während er lediglich die Ursachen für die Vorherrschaft einer Ideologie zu einer bestimmten Zeit in den wirtschaftlichen Verhältnissen finden will.

Zur Kritik des theoretischen Teils bei Lenz sei zunächst einmal mit wenigen Worten die verschiedenartige Behandlung des »Staaes« und der »Gesellschaft« bei Hegel und Marx klargestellt. Nicht die historische, realistisch betrachtete Gesellschaft erhält bei Marx den Primat über den idealistisch angesehenen Hegelschen Staat, sondern die, wenn auch wider Willen idealistisch verklärte, klassenlose Gesellschaft der Zukunft gegenüber dem historischen Klassenstaat. Diese Gesellschaft hat also im Marxismus dieselbe Funktion, die der Staat bei Hegel als »Wirklichkeit der sittlichen Idee« besitzt. Hegel betrachtet lediglich die Gesellschaft realistisch als Inbegriff der widerstreitenden ökonomischen Interessen, er kann den Staat dagegen nur idealistisch ansehen und besitzt daher keinen Blick für den historisch vorliegenden Klassenstaat, den er vielmehr verklärt. Margens Vorzug vor Hegel ist ganz sicher in der realistischen Ansicht von Staat und Gesellschaft auf ihrer historisch vorliegenden Stufe zu sehen. In bezug auf das Endziel allerdings kennt er im Gegensatz zu Hegel nur eine idealisierte Gesellschaft, keine Möglichkeit der Idealisierung des Staates mit ihr. Hegel kennt keine historisch-realistische Betrachtung des Staates, Marx keinen Idealstaat gegenüber dem empirischen. Darin mag eine Schwäche in seiner Formulierung des sozialistischen Endziels zugegeben werden, und sie wird von neu-marxistischen Richtungen bereitwillig zugegeben. Dennoch muß jene berechtigte Korrektur der Hegelschen Verklärung des historischen Staates die These vom Sündenfall des Marxismus vom Staate in die Gesellschaft wesentlich einschränken.

Aber Lenz will ja darüber hinaus auch die Hegelsche Trennung von Staat und Gesellschaft nicht gelten lassen. In ihrer Beibehaltung soll sich ja der individualistische Charakter des Marxismus offenbaren. In diesen seinen Aufstellungen geht Richtiges und Falsches durcheinander. Gewiß ist die Wechselbeziehung des politischen und wirtschaftlichen Lebens enger, als dies der ursprüngliche Marxismus erkennen läßt. Gewiß findet eine ständige Rückwirkung der von der Wirtschaft beeinflussten Politik zurück auf jene, also des Staates auf die Gesellschaft statt. Die Rolle des Staates für das Wirtschaftsleben ist denn auch von den Neumaxisten (Renner und Cunow) mit Entschiedenheit hervorgehoben worden. Wohl aber hütet sich diese Richtung, nach Art von Lenz die e i n s e i t i g e Abhängigkeit der Ökonomie insbesondere von der Außenpolitik zu behaupten. Mit dieser seiner Grundrichtung muß Lenz vielmehr in eine ö k o n o m i e f r e m d e Staatsromantik verfallen und so das angebliche marxistische Extrem der Staats-

feindschaft und dessen Abhängigkeit der Politik von der Ökonomie durch eine polare Einseitigkeit ersetzen. Einen wirklichen Nachweis für die Gesamtheit ökonomischer Verhältnisse durch den Kampf der Mächte bleibt er schuldig. Dort, wo er (S. 104) diesen Nachweis für die zentrale Grundkategorie des Kapitals ankündigt, geht seine Darstellung unvermittelt in psychologisch-biographische Betrachtungen über den Ursprung des Marxismus über. Auch seine Behauptung, daß die staatlichen Rechtsnormen in der Basis der Produktionsverhältnisse bereits stecken, kann durch die Unterscheidung eines gesellschaftlichen »konventionalen« Rechts vom staatlichen Zwangsrecht abgewiesen werden.

Die Schrift von Lenz berührt sich also in manchen Punkten mit der stärkeren Betonung des Staatsgedankens durch den Neumarkismus. Gerade aber durch die Abweisung dieser übersteigerten Tendenzen kann sie dessen Abgrenzung und Selbstbesinnung fördern. Der Staatsgedanke sprengt weder die Politik noch die Theorie des Marxismus, sondern ist vielmehr organisch in ihn einbeziehbar.

Der transzendente Zusammenhang im Einzelzweck

Von Professor Dr. Franz Staudinger

Kant und Marx haben, wie in Nr. 19 (4. Februar) der Neuen Zeit gezeigt wurde, wenn auch auf verschiedenen Gebieten die transzendente Methode verwendet, d. h. den lebendigen Zusammenhang zwischen Ich und Gegenständen als Gegenstand behandelt und die in ihm vorhandenen reinen Bedingtheiten aufgesucht. Sie haben damit einer ganz neuen Betrachtungsweise den Weg bereitet, freilich erst den Grund dazu gelegt; die weitere Ausföhrung ist nunmehr Aufgabe derer, die das Wesen und die Fruchtbarkeit dieser Methodik erkennen und sie demgemäß immer allgemeiner und folgerechter auf die ihr unterstehenden Lebensbeziehungen anwenden.

Als fruchtbar freilich muß sich diese Methode erweisen, sonst ist sie wertlos. Bei bloßen Ergebnissen einer Methode fragt man, ob sie richtig oder falsch sind, bei der Methode selbst kann nur die Frage gelten, ob sie zweckmäßig ist, das heißt ob sie neue Einsichten ermöglicht, die man nach anderen Methoden nicht oder nicht ebenso klar erreichen konnte. So sei denn diese Methode zunächst einmal auf die Frage nach dem Bedingungs Zusammenhang gerichtet, in dem die verschiedenen, in ihrer Völlentwicklung so verschiedenen Erkenntniszweige der Geföhle, der Erkenntnisse, der Wirtschaft, der Technik, des Rechts und der Politik, der Kunst und der Religion zueinander stehen.

Den Zusammenhang von Wirtschaft, Recht und Moral haben wir schon am Beispiel des Austausches von Karl Marx etwas beleuchtet. Wir haben hier erkannt, daß Recht und Moral sich bereits als unerläßliche Innenbestandteile, als Einbauten im wirtschaftlichen Unterbau befinden, bevor sie zum Überbau der Wirtschaft erwachsen können. Aber der Austausch ist bereits eine ziemlich verwickelte soziale Beziehung, in der das Verhältnis des wirtschaftenden Menschen zu den wirtschaftlichen Sachen und mittels ihrer zueinander in Frage kommt. Wir werden aber, um von Grund aus klar zu sehen, auf die einfachste wirtschaftliche Zellform zurückgehen müssen, also

zunächst einmal von den freilich empirisch unerläßlich sozialen Verbindungen abstrahieren. Aber wir dürfen auch nicht einmal den Einzelmenschen als solche Zellform betrachten. Denn schon in ihm verwickeln sich eine Fülle von Gefühlen, Strebungen und Zielen sowie Tätigkeiten miteinander. Wir werden den wirtschaftlich elementarsten Vorgang, den auf ein einzelnes Ziel gerichteten Zweck in völliger Einfachheit vor Augen stellen müssen. Es ist die Zelle, in der sich alles das beisammenfindet, was nachher in den mannigfaltigen Zellverflechtungen bald so, bald so scheinbar gesondert hervortritt.

Haben wir so weit abstrahiert, so können wir die weitere Untersuchung ganz wohl an einem beliebigen Einzelbeispiel vornehmen. Es ist gleichviel, ob man sich nun das Annähen eines Knopfes, das Zusammennageln von zwei Brettern, das Kochen einer Suppe oder sonst etwas vorstellen will. Es handelt sich nur darum, daß wir an einem solchen konkret-sinnlichen Falle nur diejenigen Bestimmungen auffuchen und herauslösen, ohne welche sich der ganze Vorgang als Zweck gar nicht denken läßt. Gelingt das, so haben wir die notwendigen oder reinen Bedingungen der Zweckbildung überhaupt gefunden. Ob wir auch von einem ganz bestimmt gewählten konkreten Zweck ausgegangen sind, die gefundenen Bedingungen gelten für alle beliebigen Vorgänge, die wir überhaupt Zweck zu nennen berechtigt sind. Es geht da genau ebenso wie bei der reinen naturwissenschaftlichen Behandlung. Wenn wir da an einem einzigen Falle festgestellt haben, daß zum Beispiel Sauerstoff und Wasserstoff gemischt sich durch Hinzutritt eines Funkens mit einem Knalle verbinden, so gilt das für alle Fälle. Und wenn das Experiment einmal nicht gelänge, so würden wir dadurch nicht im mindesten an der Gültigkeit obigen Satzes irre werden, sondern sicher sein, daß ein uns unbekannter anderer Einfluß eingetreten sein müsse, oder daß die Stoffe nicht Sauerstoff oder Wasserstoff seien.

Betrachten wir danach einen beliebigen Einzelzweck, so tritt uns als erste Voraussetzung ein Gefühlsdrang vor Augen, der unsere Tätigkeit in Bewegung zu setzen strebt. Bleibt dieser Drang blind und führt er auch blind zu einem Ziele, so reden wir von *Trieb* und *Instinkt*. Sobald aber das Ziel erkannt und die Tätigkeit bewußt darauf hingelenkt wird, reden wir von *Willen*. Wenigstens wir gewöhnlichen einmal in Schopenhauers »Welt als Wille« lebenden Menschen halten es für unzulässig, ein einmal einem vorhandenen Begriff zugeeignetes Wort für einen ganz anderen Begriff herüberzustehlen und damit die Verständigung durch Worte zu erschweren, ja unmöglich zu machen.

Ohne den Willen als bewußten Tätigkeitserreger gibt es keinen Zweck. Im Willen selbst aber läßt sich unterscheiden erstlich das Bedürfnisgefühl als solches, zweitens die mit ihm erwachende Triebkraft, die, ob sie nun bloßer Naturtrieb oder schon Kulturtrieb sei, den ganzen Verlauf einer vom Willen ausgelösten Handlung bis zur Erreichung des Zieles begleitet und beherrschen muß, wenn das Ziel soll erreicht werden. Daß daneben während des Verlaufs der Handlung und nach deren Abschluß auch anders gefärbte Hemmungs- oder Förderungsgefühle und nach Erreichung des Zieles Befriedigungs- und Unbefriedigungsgefühle hinzutreten, sei nur beiläufig bemerkt. Drittens aber ist zu unterscheiden die *Erkenntnis* sowohl des

Ziele selbst, welches befriedigen soll, als auch der Wege dazu, die wir in ihrer Gesamtheit als *Mittel* bezeichnen. Diese drei Seiten in ihrer Vereinigung bilden erst den Willen.¹ Ohne sie kann er nicht bestehen, mag auch einmal mehr das Gefühl als solches, ein andermal mehr die Triebkraft, ein drittes Mal mehr die Erkenntnis in den Blickpunkt des Bewußtseins treten. Ohne sie in ihrer Vereinigung kann der Zweck nicht entstehen und nicht bestehen bleiben. Nur sie miteinander lösen die bis zur Zielerreichung erforderliche wirtschaftliche Tätigkeit oder *Arbeit* aus.

Aber um zum Ziele zu kommen, bedarf es noch anderer Erfordernisse. Vor allem müssen natürlich die äußeren Mittel zur Erreichung des Zieles und die eigenen körperlichen und geistigen Kräfte vorhanden und tauglich sein. Das sind aber rein ökonomische Bedingungen, über deren Voraussetzungen hier nicht weiter zu reden ist. Wir nehmen sie als gegeben an. Dagegen ist zu beachten, daß nicht ihr bloßes Vorhandensein genügt, um das Ziel zu erreichen. Sie müssen auch vor Beginn der Arbeit den gesamten Zusammenhang der Tätigkeit so *geordnet* sehen, daß die Erreichung möglich ist, falls nicht unvorherzusehende Hindernisse eintreten.

Hierzu bedarf es einer nicht bloß die Sachen erkennenden, sondern auch planschaffenden und die vorhandenen Mittel gemäß solchem Plane bereitstellenden Tätigkeit. Sie fällt unter den Begriff der *Technik*, so einfach diese Technik auch bei einem der angegebenen Einzelzwecke sein mag. Und ebenso fällt natürlich auch die Ausführung des Planes unter den technischen Gesichtspunkt.

Aber nicht bloß unter ihn. Schon der Plan, einmal geschaffen, gleichviel ob selbst gemacht oder von anderen gelernt, ist auch der Frage unterworfen, ob er nicht bloß richtig im erkennenden Wahrheitsinn, sondern *»zweckmäßig«*, das heißt geeignet ist, um das Ziel zu erreichen. Was da das Geeignetheit ist und mit möglichst wenig Aufwand das Höchste erreicht, das muß *politisch* erwogen werden. Und wenn der prüfende Geist dessen gewiß ist, so ist der Plan nun für ihn das *Recht*, nach dem sich die Ausführung zu richten hat, wenn das Ziel erreicht werden soll. Daß der Plan oft noch während der Ausführung verändert werden kann, ja muß, ändert an der Beziehung vom Plan zur Ausführung nichts.

Aber was hilft es, wenn der Mensch sich auch zehnmal sagt, der Plan sei das Rechte für sein Tun, und auf dem Wege zur Ausführung kommt eine Hinderung, eine kleine Ablenkung, eine Larheit, eine Unaufmerksamkeit, und das Ziel, welches der Mensch erreichen wollte, wird hierdurch verfehlt oder unvollkommen erreicht. Dann tritt ein Gefühl der Mißstimmung unweigerlich in die Seele, wenn es sich auch nur um das Unnähem eines Knopfes handelt. Aber diese Mißstimmung ist von ganz anderer Färbung dann, wenn der Knopf etwa entzweibricht, weil er einen vorher unbemerkbaren Bruch hatte, und dann, wenn wir ihn durch eigene Unachtsamkeit zerbrechen. In diesem Falle kehrt sich die Mißstimmung gegen uns selbst, wird zur Selbstverurteilung unseres eigenen Willens. Wir tadeln uns, weil wir nicht aufmerksam genug gewesen sind. Wir bemerken also nunmehr jenes *Gebot des Willens an sich selber, das Unterwerfung unter*

¹ Hier ist die populäre Auffassung der Worte freilich auch nicht folgerichtig. Sie stellt Gefühl, Verstand und Wille als gleichwertig nebeneinander, obwohl sonst nur die bewußte, also schon erkenntnisbestimmte Triebkraft *»Wille«* genannt wird.

das von uns selbst sanktionierte Rechtsgesetz gebietet. Wir haben hier schon den Keim der Moral. Und es gibt keine Moral, die diesen Namen verdiente, die nicht im letzten Grunde Unterwerfung des eigenen Willens unter ein von uns selbst gebilligtes Rechtsgesetz wäre.

Schon hier im einfachsten Zwecke liegt also die »Autonomie«, die Selbstgesetzgebung, die Kant als Bedingung der Moral setzt. Er sah sie nur nicht schon hier im Einzelzweck, weil er erstlich bereits von vornherein mit sozialer Moral beginnt, und weil er zweitens im einzelnen Zwecke den Blick auf das durch das wechselnde Bedürfnis bedingte Ziel, aber nicht auf den Zusammenhang zwischen dem Plangeßetz und dem Willen, ihn auszuführen, richtete. Er verfehlt also den richtigen Blickpunkt und führt infolgedessen den transszendentalen Gedankengang nicht durch. Der Wille zum Ziele als solchem ist allerdings durch den besonderen Bedürfnisantrieb bedingt, also in der Tat, wie Kant sagt, »heteronom«, das heißt nicht durch ein Selbstgesetz der Vernunft bedingt. Der Wille aber, der sich dem als recht erkannten Plane unterordnet, hat mit dieser »Heteronomie« der Zielsehung nichts zu tun. Er gilt völlig allgemein und notwendig für alle Zwecke, ob ihre Ziele ihrerseits autonom oder heteronom bedingt sind, ja ob sie als solche von höherer Stufe aus zu billigen oder als Einhelligkeit störend zu verurteilen sind. Die bis ins einzelne durchgeführte transszendentale Analyse zeigt hier deutlich die Verschiedenheit der Blickpunkte, die man ins Auge zu fassen hat.

So haben wir also, wie wir zuvor Gefühl, Triebkraft und Erkenntnis als Bedingungen des Zweckwillens erkannten, nunmehr für dessen Ausführung Technik, Recht und Moral als unzertrennlich zusammengehörende Faktoren gefunden. Auf ihre Einhelligkeit kommt alles an. Und von hier aus läßt sich schon, zugleich auf das soziale Leben vorblickend, feststellen, daß nur dann, wenn sich richtige Technik, richtiges Recht und moralisches Wollen im Zusammenhang miteinander befinden, die wirtschaftliche Tätigkeit selbst ihre Ziele erreichen kann, und daß die Störung des einen Faktors auch die Störung oder Verkümmern des anderen zur Folge haben muß. Wenn die Technik nicht genügt, so gibt es kein richtiges Recht, dem sich der einzelne Wille als dem eigenen Gebot unterwürfe, und wenn das nicht geschieht, wird rückwirkend auch die Bildung rechter Technik vereitelt.

Aber es gibt außer diesen beiden Dreieinheiten noch zwei andere Beziehungen, die beide scheinbar wenig mit der Erreichung des einzelnen Zwecks zu tun haben: Kunst und Religion.

Derjenige, der auch nur einen Knopf annäht oder ein Brett hobelt, wird ganz instinktiv zugleich darauf bedacht sein, daß es sauber und anmutend aussehe, auch wenn das zum roh betrachteten Ziele nicht gerade erforderlich ist. Das ästhetische Gefühl kommt da zum reinen Triebgefühl hinzu und wird selbst zum Triebe der Forderung der Schönheit, und wenn sie noch so gering wäre, zusätzliche Arbeit zu widmen. Auf welch tieferem Grunde dieses Fühlen ruhen mag: es ist da, es ist eine wenigstens begleitende Bedingung unserer Zweckfähigkeit, die gänzlich wohl niemals fehlen kann, zumal die Grenze, wo die Rücksichtnahme auf technische Vollkommenheit und auf Schönheit sich scheiden, kaum festzustellen ist.

Aber mit all diesen Bedingungen verbindet sich noch eine andere, die scheinbar noch entlegener ist, in Wahrheit aber den ganzen Zweck von An-

sang zu Ende durchdringt und zusammenhält. Das Gefühlsbedürfnis will befriedigt werden durch Erreichung des Zieles. Wieviel etwa? Viertels? Halb? Dreiviertels? Doch wohl kaum; es will vollkommen befriedigt werden und sich vollkommen befriedigt auch fühlen. Unvollkommene Befriedigung am Schlusse oder Hemmung während der Zwecktätigkeit machen die Zielerreichung wie das Gefühl unvollkommen. Und so auch, um das gleich hier zu sagen, wenn den Bedingungen der Schönheit nicht in erwünschtem Maße entsprochen ist. Ebenso ist es erforderlich, daß die Erkenntnis des Zieles und der Mittel vollkommen sei, daß sodann der Plan vollkommen zweckmäßig sei und daß der Wille sich vollkommen füge. Alles das soll vollkommen sein, soweit eben der Mensch auf seiner Kulturstufe das Vollkommene versteht. Vielleicht ist er schon mit einer mäßigen Vollkommenheit zufrieden. Vielleicht regt sich bereits in ihm jener ins Unendliche wachsende Ideentrieb zum immer Vollkommeneren auch in der Kleinigkeit des Einzelzwecks. Jedenfalls, nach allen den genannten Richtungen hin fordert der Mensch schon auf niederer Stufe Vollkommenheit, ob er sich auch nicht im mindesten dessen selbstbewußt ist, daß er Vollkommenheit erstrebt. Er hat dies Streben unmittelbar in jeder Zweckhandlung, wenn es auch gar nicht in den Blickpunkt seines Bewußtseins tritt.

In solch allseitiger Vollkommenheitsforderung zeigt sich aber, auch wenn sie noch bloß gefühlsmäßig erhoben wird, schon im kleinsten Einzelzweck ein den Zweck umfassender Gesamttrieb, ein Einheitsgeheimnis, der sich mit dem Grundtrieb hier noch in eines schmilzt, unabtrennbar, nur unterscheidbar durch Abstraktion. Vollkommenheit aber ist bekanntlich ein Erfordernis, welches für das, was man gemeinhin Religion nennt, von allerwesentlichster Bedeutung ist. In der gewöhnlichen Auffassung der Religion stehen freilich jenseitige Mächte bildhaft oder traumhaft im Vordergrund des Bewußtseins. Aber tue man allen und jeden Willen, durch den man sich jene Mächte geneigt machen oder vor ihrem schädigenden Zorn entfliehen, also Vollkommenes erzielen will, hinweg, und die Beziehung zu den Jenseitsmächten ist tot, die Religion ist nicht mehr. Das Vollkommenheitsstreben macht erst die Religion zur Religion. Es steckt in jedem Streben auch des niedersten Wilden, der durch Zaubermittel seinen Fetisch zur Hilfe zu bewegen sucht. In ihm, nicht in den Vorstellungen als solchen gründet das eigentlich Geheimnisvolle, das Scheuerweckende, das Bindende, das Heilige auch der Religionsvorstellungen. Und sobald der Trieb, seine Ziele gewohnheitsmäßig vollkommen oder gar vollkommener zu erreichen, im Menschen vorhanden ist, so ist, auch wenn ihm das nicht zum Selbstbewußtsein kommt, auch wenn gar keine Jenseitsvorstellung vorhanden ist, das Wesentliche der Religion wirksam. Auch im kleinsten einzelnen Zwecke zeigt uns obige Betrachtung dies Vollkommenheitsstreben. Wie die Religion dann geschichtlich zum Bewußtsein kommt, das ist eine andere Frage. Der Mensch sucht eben herbeizurufen, was ihm dienen, abzuwenden, was ihm schaden kann in den ihn umflutenden Nebeln. Der Kern der Religion ist in der Tatsache, daß der Mensch seinen Zweck vollkommen erreichen will, schon gegeben, wenn man das auch nicht als Religion zu betrachten pflegt. Die Einsicht hierein ist von aller tiefster Bedeutung für die künftige Entwicklung.

So sehen wir, daß durch folgerechte Anwendung der transszendentalen Methodik sich schon in der einfachsten Zwecktätigkeit Bedingtheiten ergeben,

an deren Zusammenhang man zuvor nicht im entferntesten gedacht hat. Sie scheinen sich gleichsam von selber zusammen, so daß man darüber anfangs selber skeptisch verblüfft ist. Und doch wird auch die strengste Prüfung, wenn sie nur sachlich ist und das Wesen der Methodik zu beachten vermag, nicht sagen dürfen, hierbei sei etwas Willkürliches oder gar eine bloße Zusammen-dichtung im Spiele. Die Frage: Kannst du dir die Zweckbildung oder Zweck-erreichung ohne die gesamten genannten Bedingungen in ihrem einhelligen Zusammenhang denken? schlägt jeden Zweifel zu Boden.

Von welcher Bedeutung aber die Tatsache ist, daß sich hier sämtliche sonst für so verschieden und getrennt erachtete Bewußtseinsbeziehungen als notwendige Bedingungen im praktischen Zweck zusammenfinden, und zwar in solcher Systematik zusammenfinden, darüber braucht man nicht lange zu reden. Was streift man doch seit langem über die gegenseitige Stellung und den Zusammenhang von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften beziehungsweise Geisteswissenschaften und blickt von ihrem hehren Himmels-thron mitleidig auf die niedere Magd Wirtschaft, ohne zu ahnen, daß sie sie allesamt, mit Ausnahme vielleicht des auf dem Spieltrieb gründenden Kunst-triebs, im Schoße trug und noch weiterträgt bis ans Menschheitsende. Sie sind eben notwendiger Einbau im wirtschaftlichen Unterbau des Lebens. Wie sie sich aber daraus zum Überbau erheben und sondern, das ist in der abstrak-tiven Betrachtung des Einzelzwecks noch nicht erkennbar.

Parasiten des heutigen Wirtschaftslebens

Von Theodor Müller (Breslau)

Die Kriegsgewinnler, Wucherer und Schieber sind sicherlich unerfreuliche Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens. Doch hat es in allen Wirtschaftsepochen Arten des Geschäftsbetriebs gegeben, die als Auswüchse des normalen Handels und der normalen Erwerbstätigkeit den allgemeinen Un-willen erregt haben. Erinnerung sei nur an die Projektenmacher und Monopo-listen des sebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die überall dort zu fin-den waren, wo man durch Gelegenheitsgeschäfte großen Stils, Gründung privilegierter Gesellschaften, spekulativer Kolonialunternehmungen usw. viel Geld zu verdienen hoffte. Jene Epoche des Frühkapitalismus und des Ko-lonialsystems reizte geradezu zu Unternehmungen waghalsigster Art. Er-wähnt seien auch die sogenannten »Kornwucherer«, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts über ganze Landstriche Unheil brachten, jene Händler, die alle Getreidevorräte aufkauften, besonders wenn schlechte Ernten in Aussicht standen, und dann die Preise künstlich in die Höhe trieben. Ganze Länder verfielen sie in Hungersnot und Verzweiflung. Erst die Eisenbahnen und die Dampfschiffe haben diesen Wucherern das saubere Handwerk ge-legt. Allein wenn auch diese Form des Wuchers infolge der veränderten Verhältnisse ziemlich ausgestorben ist, in anderen Formen lebt der Wucher lustig weiter. Der Weltkrieg hat ein allgemeines Rennen nach persönlicher Bereicherung hervorgerufen, das alle Schichten der Bevölkerung ergriffen hat, besonders die Großgrundbesitzer. Das deutsche Volk wurde in der scham-losesten Weise ausgebeutet. Ein Mitglied des Landwirtschaftsrats wurde zum Beispiel in öffentlicher Reichstags-sitzung an den Pranger gestellt, weil

er 150 000 Mark dadurch verdient hatte, daß er unreife, verdorbene Spätkartoffeln dem hungernden Volke als Frühkartoffeln verkauft hatte.

Verwerflich ist der Wucher deshalb, weil der Wucherer, wie dies ja auch das deutsche Gesetz sagt, »sich besondere Vermögensvorteile verschafft durch Ausbeutung des Leichtsinns oder der Notlage eines anderen Menschen«. Die moderne Zeit hat durch mannigfache Gesetze und durch ihre im Vergleich zur Merkantilzeit wesentlich gesündere Finanzwirtschaft zu verhindern gesucht, daß Gewinnmöglichkeiten solcher Art in der normalen Wirtschaft noch fortbestehen. Auch das rein ökonomische Gesetz der »Ausgleichung der Gewinne« arbeitet in der heutigen ungebundenen Wirtschaft in der Richtung, große Ertragsgewinne (zum Beispiel durch neue Erfindungen) allmählich auf das Maß des allgemein üblichen Ertrags zu reduzieren; doch sehen wir noch immer, wie eine Anzahl Großindustrieller durch eine gewissenlose Preis- und Dividendenpolitik die Zahl der Arbeitslosen ungeheuer vergrößert und die Lage des Arbeitsmarktes verschlechtert. Es sei nur an jene ehemals vom alten Regiment so begünstigte Millionenfirma erinnert, die der Regierung Anfang 1917 mitteilte, sie könne wegen Rohstoffmangels nicht mehr ausreichend Munition liefern. Eine Mitteilung, die zur Beschlagnahme der Glocken führte. Kurz darauf verkaufte dieselbe Firma 80 000 Tonnen beste Gußstahlplatten nach der Schweiz — an das feindliche Ausland.

Man nennt solche Geschäftemacher heute vielfach »Schieber«. Aber was heißt denn eigentlich »schieben«? Vor dem Kriege verstand man darunter einen Handel mit einer Ware, die der Verkäufer gar nicht besaß, für deren Ankauf und Verkauf ihm auch kein Geld kreditiert worden war, die er vielmehr für einen Bruchteil des Preises an »der Hand« hatte, um sie mit einem Aufschlag weiter zu verkaufen (weiter »zu schieben«) und durch den Ertrag den ursprünglichen Besitzer zu bezahlen. So ging die Ware durch verschiedene Hände, die sie alle nicht besaßen, sondern lediglich durch Weiter-schieben den Wert der Ware zu erhöhen trachteten. Früher wohnte jedoch das Schiebertum meist in Spelunken; heute findet man es in Palästen. Ein Recht auf Ehre und Leben sollte nur der haben, der nützliche Arbeit leistet. Wer aber wird heute geehrt? Es wirft ein eigentümliches Licht auf die heutigen Moralverhältnisse, daß der Schieber sich in der sogenannten guten Gesellschaft zu halten vermag, daß sich nicht die Menschen aller Stände mit Verachtung von ihm wenden. Wohl ballt man hier und da die Faust in der Tasche, man schimpft hinter dem Rücken des Schiebers auf ihn, aber wenn er nur Geld hat, beugt sich alles.

Schon in Friedenszeiten kannte man die Grundstückschieber. Meist waren es Leute, die Häuser gegen eine minimale Anzahlung übernahmen, häufig auch nur in Form eines Auflassungsrechts an Dritte »kauften«, um die Grundstücke dann weiterzuveräußern und die Differenz des Preises einzustecken. In den Hypothekenschiebungen fanden sie ein weiteres Bereicherungsgebiet. Ihnen gleichen die Monopolisten, die bestimmte Waren »einsperren« und ihre dadurch erlangte Herrschaft auf dem Markte dazu missbrauchen, die Preise zu treiben und die Konsumenten in steigendem Maße auszunutzen. Auch die Ersparnis, die durch eine vereinheitlichte und verbesserte Betriebstechnik erzielt wird, kommt nur zu häufig nicht der Gesamtheit zugute, sondern dient lediglich der Vergrößerung des Profits.

Der Boden, auf dem solche Geschäftspraktiken am besten gedeihen, sind sogenannte anormale Verhältnisse. Solche Verhältnisse können ebensowohl durch eine Auflösung der alten Wirtschaftsordnung, durch eine Desorganisation der Produktion, wie durch eine schnell gesteigerte Produktivität und überhitzte Gründungsstätigkeit entstehen. Der Krieg hat nun aber einerseits die frühere Ordnung des Wirtschaftsgebietes aufgelöst und andererseits eine noch nie dagewesene Anspannung neuer Kräfte hervorgebracht. So hat er nach zwei Richtungen hin die Bedingungen für die Praktiken des Schiebertums geschaffen und es zu einer traurigen Erscheinung unseres heutigen wirtschaftlichen Lebens gemacht.

Zu Beginn des Weltkriegs trat eine Knappheit bestimmter Waren ein oder, was für den Schieber dasselbe war: die Befürchtung einer solchen Knappheit, teils durch die Absperrung vom Ausland, teils als eine Folgeerscheinung der Beschlagnahmen. Ware heranzuschaffen, wurde das Gebot der Stunde, ob es nun Fabrikate oder Rohstoffe waren. Den Armeeleitungen standen Milliarden zur Verfügung, die sie ohne jede kaufmännische Berechnung mit dem einzigen Ziel, möglichst schnell die nötigen Waren geliefert zu erhalten, verausgabten. Die Liefermöglichkeiten aber waren relativ gering und die Risikoprämie groß. So wurden die Preise enorm in die Höhe getrieben. Man erregte sich über die Aufkäufe, zum Beispiel über die Getreidekommissionäre der Reichsgetreidestelle auf dem Lande, und gab ihnen doch hohe Kommissionen, weil es galt, das Getreide dem Landwirt vollzählig und möglichst früh zu entlocken.

Als der Krieg aufhörte, hätte ein Preisabbau einsetzen müssen. Allein dem standen im Wege: die Einschränkung des Weltverkehrs, die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, die Gewaltpolitik des Versailler Vertrags und die zielbewusste Preispolitik der großen Weltkonzerne, die die Preise hochhielten, um ihre aus dem Krieg übernommenen Verpflichtungen vorteilhaft zu liquidieren. Die Preise blieben hoch, meist so, wie sie, auch in den neutralen Ländern, durch den Krieg emporgetrieben worden waren. Die Folge waren Arbeitslosigkeit und allgemeine Teuerung. Staat und Gemeinden müssen große Mittel aufbringen, um der schlimmsten Not einigermaßen zu steuern. Dagegen steht man in den großstädtischen Kaffeehäusern Leute sitzen, in halben Lackschuhen, seidenen Strümpfen und Gürtelpaletots, oft monopolbehäftet, bei denen man nicht weiß, ob sie Spieler, Schieber, Kriegsgewinnler oder Zuhälter reicher Dirnen sind.

Auch nach dem Friedensschluß bestand der ungeheure Warenhunger, die ganze Unklarheit und Unübersichtlichkeit der Märkte fort und erleichterte den Schiebern ihre Parasitentätigkeit. Von einem regulären »Markte« wie einst war nicht die Rede. Einfuhr und Ausfuhr unterlagen Erschwerungen, die sich der Schieber zunutze machte, boten sich doch immer wieder Ausflüchte auf hohe spekulative Gewinne.

Diese schönen Folgen der Kriegszeit können nur durch eine allgemeine Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse beseitigt werden. Vorläufig blüht noch immer das Schiebertum, und Personen, die es früher unter ihrer Würde gefunden hätten, Wuchergeschäfte zu machen, finden es jetzt nützlich, mitzuschachern und mitzuschieben. Ein Parasitentum, das die ehrliche Arbeit vergiftet!

Welthilfssprache und Sozialdemokratie

Von G. Kolb (Worms)

Die durch den Weltkrieg unterbrochenen internationalen Verbindungen der Arbeiterschaft sind teilweise wieder angeknüpft worden. Viele Hemmungen und Schwierigkeiten wurden beseitigt; doch reichen diese Verbindungen keineswegs aus, die organisierte Arbeiterschaft aller Länder in einen derartigen Kontakt zueinander zu bringen, wie es im Interesse des internationalen Proletariats notwendig wäre.

Nicht das einzige, wohl aber ein sehr wesentliches und ausschlaggebendes Hindernis gegenseitiger Verständigung bilden die Sprachschranken. Nicht mit Unrecht stellte sich der vor einigen Jahren verstorbene Soziologe Müller-Lyer auf den Standpunkt, daß zu einer Weltwirtschaft und zum Weltverkehr auch eine Welthilfssprache gehört. Den Weltsprachengedanken vertraten und vertreten außer Müller-Lyer noch eine ganze Anzahl anderer führender Geister unserer Zeit, unter anderen Tolstol, Henri Barbusse, Ostwald usw. Das ist ohne weiteres verständlich, weil Köpfe, die Probleme behandeln, welche die Gesamtmenschheit angehen, am meisten die hindernden Sprachschwierigkeiten empfinden, da sie bei der Verbreitung ihrer Werke außerhalb ihres Landes in den weitaus häufigsten Fällen auf Übersetzungen angewiesen sind, deren Korrektheit sie nicht oder doch nicht genau nachprüfen können.

Am augenfälligsten tritt die Unmöglichkeit einer genauen Verständigung auf internationalen Kongressen zutage. Die Vertreter des Parteitags eines Landes können sich durch die gemeinsame Sprache direkt verständigen; die Delegierten auf internationalen Kongressen dagegen sind auf die Arbeit der Übersetzer und Dolmetscher angewiesen, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sie meist nicht feststellen können. Die Unmöglichkeit einer gegenseitigen reiflosen Verständigung tritt sogar bei solchen internationalen Tagungen in die Erscheinung, deren Teilnehmer eine höhere Schulbildung genossen und einige moderne Sprachen gelernt haben. Um wieviel mehr ist aber die Möglichkeit des Verstehens auf Kongressen der Arbeiterschaft ausgeschlossen. Vier Männer waren es, auf deren Vereinbarungen hin der Versailler Vertrag zustande kam: Clémenceau, Wilson, Lloyd George und Orlando. Von diesen war nur Clémenceau imstande, mit jedem direkt zu verkehren, die übrigen waren auf Übersetzungen angewiesen.

Angeichts solcher Tatsachen ist es sicher nicht unangebracht, auch in der Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie einmal die Frage der Welthilfssprache zu behandeln. In anderen Zeitschriften von der gleichen Bedeutung, so in den »Dokumenten des Fortschritts«, geschah dies bereits in der Vorkriegszeit. Die Behandlung des Weltsprachenproblems erscheint um so notwendiger, als es sich eigentlich gar nicht mehr um ein Problem handelt, sondern um eine längst vollzogene Tatsache.

Wir haben schon mehrere Weltsprachen, darunter zwei, die ungefähr bezüglich ihrer Brauchbarkeit gleichwertig sein dürften: Esperanto und Ido. Letzteres wurde vor Jahren besonders von dem Genossen Peus stark empfohlen und ist nur ein verändertes Esperanto. Den Vorzug genießt jedoch unzweifelhaft Esperanto, da es neben der Gleichwertigkeit noch über die weitaus größere Anhängererschaft in den meisten Kulturstaaen verfügt.

Die ganze Esperantobewegung ist lange aus den ersten Anfängen heraus. Seit zwölf Jahren besteht schon eine Universala Esperanto Asocio (Internationale Esperantogesellschaft) mit dem Sitz in Genf. Diese Organisation wurde durch den Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen, aber der Verband ist doch wieder soweit in Ordnung gebracht, daß er in 54 Ländern aller Erdteile die Mitglieder neu gesammelt hat. In 640 Städten der Welt hat er seine offiziellen Delegierten, darunter 15 in London, 12 in New York. Von den früheren zahlreichen Esperantogestaltungen erscheinen seit dem Kriege bereits regelmäßig wieder 13 internationale und 30 nationale. Dabei sind die Zeitungen kleineren Umfanges nicht mitgezählt. Neun internationale Verbände bedienen sich des Esperanto, daneben 28 Kultur- und Fach-

verbände der Arbeiter, Ärzte, Apotheker, Artisten, Bankbeamten, Eisenbahner, Freidenker, Freimaurer, Stenographen, Juristen, Katholiken, Pazifisten, Theosophen, Vegetarianer usw. Von den neuesten Esperantounternehmungen mögen einige genannt sein. In Japan schlossen sich einheimische Kaufleute zu einer Japana Esperanto-Komerca Korporacio zusammen, die ihre Beziehungen mit Amerika und Europa nur durch Esperanto regeln. Der Allgemeine Kongreß der Weltvereinigung der internationalen Gesellschaften (112 internationale Gesellschaften und Vereine) hat sich für Esperanto entschieden und an der Internationalen Universität in Brüssel einen Lehrstuhl für Esperanto errichtet. Während der Tagung jener Weltvereinigung in Brüssel sprachen Dr. Corret aus Versailles über drahtlose Telegraphie und Universitätsprofessor Dr. Welvorts aus Lille über Anwendung des Radiums bei Heilung des Krebses in Esperanto. Damit ist auch der Beweis geliefert, daß Esperanto nicht nur für den allgemeinen täglichen Gebrauch, sondern selbst für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden kann.

Heute ist es bereits möglich, durch die ganze Welt zu reisen und überall Esperantisten zu finden, die einem raten und weiterhelfen. Zahlreiche Städte haben Städteführer in Esperanto herausgegeben. Die großen Messen in Leipzig, Frankfurt, Basel, Reichenberg, Wien, Prag, Padua, Paris, Lyon, Helsingfors gebrauchen für ihre Reklame Esperanto. Auch eine Blindenliteratur existiert bereits in dieser Hilfsprache.

Das Beste an dieser Welthilfssprache ist, daß durch ihre Anwendung auch dem einfachen Manne die Welt und die Kultur anderer Länder erschlossen wird. Volksschüler waren schon nach kurzem Unterricht in der Lage, sich mit Kindern von fünf oder sechs anderen Nationen, die sie sich selbst auswählen konnten, zu verständigen, und manche einfache Arbeiter unterhalten eine Korrespondenz bis in die fernsten Länder.

Welche Aussicht eröffnet sich aber vor allen Dingen für das Pressewesen, wenn man sich Esperanto noch weiter ausgebaut vorstellt und vor Augen führt, was es bedeuten würde, wenn internationale Esperantozeitungen mit Originalstimmungsberichten aus allen Ländern erscheinen würden, die ohne die oft sehr zweifelhafte Vermittlerfähigkeit der Übersetzer von allen jenen gelesen werden könnten, die einige Zeit und Mühe auf die Erlernung dieser Sprache verwendet haben. Eine ungeheure Kostenersparnis würde dadurch eintreten. Das Bulletin der Internationalen Vereinigung der Holzarbeiter wird zum Beispiel in vier Sprachen herausgegeben und umfaßt pro Nummer ungefähr 40 Quartseiten. Bei allgemeiner Kenntnis des Esperanto würde dieser Bericht auf 10 Seiten untergebracht werden können.

Im Vergleich mit der Arbeiterschaft anderer Länder ist die deutsche Arbeiterschaft in bezug auf den Gebrauch des Esperanto leider noch zurück. Rußland, Rumänien, Amerika, Portugal, Frankreich benutzen Esperanto für Partei und Gewerkschaft. Immerhin besitzt Deutschland bereits eine nationale sozialistische Arbeiterzeitschrift, den »Arbeiter-Esperantist«, das Organ des deutschen Arbeiter-Esperantistenbundes, dessen Mitglieder den drei deutschen sozialistischen Parteien angehören. In Frankreich erscheint eine internationale Esperantistenzeitung der Sozialisten, »La esperantista Laboristo«, die auch von einem Teil der deutschen Arbeiter-Esperantisten gelesen wird.

Trotz des Erfolges, den Esperanto bereits auf den verschiedensten Gebieten errungen hat, darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß es noch eine überaus große Zahl von Gegnern gibt, die in Wort und Schrift die Unmöglichkeit einer Welthilfssprache darzulegen suchen und die Tauglichkeit des Esperanto bestreiten. Zwei davon seien genannt: Professor Dr. Hirt (Gießen) und Professor Dr. Griesbach (Gießen), die sich jedoch in ihrer Bekämpfung des Esperanto widersprechen. Die Angriffe jener Universitätslehrer waren gleichzeitig auch gegen den Esperanto-Erlaß des Präsidenten des hessischen Bildungsamts Dr. Streckert gerichtet. Wie wenig einheitlich die beiden aber im Kampfe gegen Esperanto vorgingen, möge kurz angedeutet werden. Während Dr. Hirt behauptete, daß er nichts wisse von

einem Interesse der Engländer für Esperanto beziehungsweise dessen Einführung in den Schulen, nennt Dr. Griesbach die Engländer geradezu Schirmherren des Esperanto und behauptet, daß sie verzweifelte Anstrengungen machen, um durch Esperanto den Einfluß des deutschen Kaufmanns zu verdrängen.

Viele sind auch noch der Auffassung, daß die künstliche Welthilfssprache ebenso schwer zu erlernen sei wie eine natürliche nationale Sprache. Das Gegenteil beweist folgende kurze Darstellung der Grammatik: Die ganze Grammatik nebst Wortbildungsregeln besteht aus 16 kurzen Paragraphen. Ausnahmen von den Regeln gibt es nicht. Es besteht nur ein Artikel »la«, eine Pluralendung, eine in Ein- und Mehrzahl einheitliche Deklination, eine Konjugation, eine einheitliche Endung für die Substantive: »o«, für die Adjektive: »a«, für die Adverbien: »e«. Das ist fast die ganze Grammatik, die sich jeder in einer Stunde einprägen kann. Ebenso einfach steht es mit dem Wörterbuch. Es ist lange nicht so umfangreich wie das Wörterbuch jeder anderen lebenden Sprache, da es nur einen kleinen Teil von Wortstämmen umfaßt, aus denen man mit Hilfe von Affixen, Vor- und Nachsilben, sich selbst eine große Anzahl Wörter ohne weiteres schaffen kann, die man in den anderen Sprachen nur durch das Wörterbuch erfährt. Die Zahl dieser Anfügungen ist nicht groß, ungefähr 30, die sich bei der Lektüre leicht einprägen. Diese Silben ermöglichen es, aus dem betreffenden Stammwort eine Menge anderer Wörter zu bilden. So kann man zum Beispiel aus der Silbe »san« bilden: gesund — sana, krank — malsana, Gesundheit — saneco, Krankheit — malsaneco, heilen — sanigi, Heilmittel — sanigilo, heilbar — sanigebla usw. Dieses eine Beispiel, das sich ins Endlose vermehren ließe, zeigt, wie geistvoll der Erfinder, Dr. Zamenhof, die ganze Wörterbuchfrage gelöst hat.

Es ist deshalb nicht zu viel verlangt, wenn man die führenden Genossen darauf aufmerksam macht und sie ersucht, falls sie aus irgendwelchen Gründen nicht selbst an die Erlernung des Esperanto herangehen, diesem doch ihre Sympathie zuzuwenden und überall dort, wo sie Einfluß haben, die Einführung in den Schulen zu befürworten. Erfüllt unsere Partei diese Verpflichtung, die ihr keine besonderen Opfer verursacht, dann trägt sie wesentlich mit dazu bei, daß auch in unserem Lande, wie es bereits in anderen Ländern geschah, Esperanto in seinem Werte erkannt wird. Durch die größtmögliche Verbreitung des Esperanto, das heute schon in allen Erdteilen Millionen Anhänger besitzt, wird der gesamten Kulturmenscheit ein Geschenk von größter Bedeutung dargebracht.

Literarische Rundschau

Karl Vorländer, *Volksstümliche Geschichte der Philosophie*. Stuttgart 1921, Verlag J. F. W. Dieß Nachf. G. m. b. H. 316 Seiten. Preis broschiert 20 Mark, gebunden 24 Mark.

Eine volkstümliche Geschichte der Philosophie? Ist so etwas überhaupt möglich, fragt man sich unwillkürlich, wenn man Vorländers stattlichen Band in die Hand nimmt. Der Verfasser selbst ist sich dieser Schwierigkeit wohl bewußt gewesen. Wenn er sich dennoch an die Arbeit herangewagt hat, so hat ihn dabei wohl der außerordentliche Erfolg seiner zweibändigen »Geschichte der Philosophie« (Leipzig, Felix Meiner) ermutigt, die sich besonders in den Kreisen der Studierenden eingebürgert hat. Vorländer schreibt diesmal hauptsächlich »für den freidenkenden Mann aus dem Volke, der für die großen Weltanschauungsfragen interessiert ist«. Mit voller Absicht hat er alle fremdsprachlichen Zitate vermieden, nach Möglichkeit auch die Fremdwörter, desgleichen fast alle Literaturangaben.

Nach einer kurzen Einleitung über Name und Begriff der Philosophie und die Philosophie im Morgenland folgt als erster Teil die Philosophie des Altertums und des Mittelalters, als zweiter die Philosophie der Neuzeit (S. 107 bis

303). Für Vorländers leichtfaßliche, aber doch nicht an der Oberfläche haften bleibende Schreibart ist charakteristisch die Bestimmung des Begriffs der Philosophie. Philosophie, so führt er aus, bedeutet Liebe zur Weisheit, also Drang nach Erkenntnis. Auf diesem im Vernunftmenschen stets wachen Erkenntnistrieb, im rastlosen Forchten nach der Wahrheit, ruht alle echte Wissenschaft, nicht aber auf dem vermeintlichen »Besitz« derselben. Dieser würde, nach einem bekannten Lessing-Worte, den Menschen nur ruhig, träge und stolz machen. Das Ergebnis faßt der Verfasser in dem glücklich geprägten Satz zusammen: »Unser Feld ist die auf dem Boden der Wissenschaft sich erhebende vernunftgemäße Weltbetrachtung.«

Bemerkenswert ist, daß in der ganzen Darstellung die sittlich-sozialen Probleme der Philosophie stark hervortreten. Die meisten Geschichten der Philosophie sind entweder einseitig naturwissenschaftlich oder (meistens!) einseitig metaphysisch orientiert. Die Metaphysik aber ist die Lehre vom »Absoluten«, von der »Seele« als Substanz, von der Welt und von Gott als ewigen Wesenheiten. Natürlich wird dann viel leeres Stroh gedroschen, wofür der von der philologisch-theologischen Tradition unbelastete gar kein Verständnis und Interesse hat. Da kommt es Vorländer zunuße, daß er in der reinen Luft der »Marburger Schule« bei Hermann Cohen kantischen Geist eingesogen hat, und so ist diese »volkstümliche« Geschichte der Philosophie vielleicht »kritischer« als manches dickleibige ältere Werk. Als ein besonderer Vorzug erscheint auch die Behandlung der neuesten Zeit, die sonst meist recht stiefmütterlich davonkommt. So handelt das zwölfte Kapitel vom Wiedererwachen des kritischen Idealismus (Neukantianismus), das dreizehnte in besonders liebevoller und ausführlicher Weise von der Philosophie des Sozialismus, wobei Vorländer gegen die Mängel auch der großen Theoretiker sich keineswegs blind zeigt. Im ganzen läßt sich sagen, daß hier ein schwieriges Unterfangen mit großem Geschick gelöst ist, so daß man das Buch dem selber denken wollenden Arbeiter und dem Praktiker, der zur Lektüre der großen Werke doch nicht die Zeit findet, aufs wärmste empfehlen kann.

Dr. A. Buchenau

Unser Onomen und Trolen im nordischen Märchenwald. Aus dem Schwedischen überseht von Lotte Hædike. Buchschmuck von Hans Joachim Lau. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Zwei Bände. Preis des gebundenen, farbig illustrierten Bandes 15 Mark.

Bücher haben heute ihre Preise; auch Kinderbücher. Immerhin erscheint uns der oben angegebene Preis bei der künstlerischen Höhe und Vornehmheit der Buchausstattung keineswegs allzu hoch gegriffen. Denn alles, was man von einem wirklich guten Kinderbuch verlangen kann, ist in diesen Bänden vorhanden: gutes Papier, scharfer, deutlicher Druck, fester Deckel und ganz wunderfeine Illustrationen. Inhaltlich sind die einzelnen nordischen Märchen der Phantasie des deutschen Kindes trefflich angepaßt. Dem Fabulieren der kindlichen Puppe ist ein weiter Spielraum gelassen. Nur ein wenig zu lang ausgesponnen wollen uns einzelne der Geschichten erscheinen. Doch das Kind kommt trotzdem vollauf zu seinem Rechte, was man beim Vorlesen am besten selbst beobachten kann.

Wenn wir an dieser Stelle von diesen Kinderbüchern besonders Notiz nehmen, so geschieht dies darum, weil an wirklich guter geistiger Kost für unsere Kleinen ein ziemlicher Mangel herrscht. Will man nicht immer wieder zum Alten — Grimm, Andersen, Ewald usw. — zurückgreifen, so ist das wenige Neue, das sich auch im sozialistischen Sinn als brauchbar erweist, nur freudig zu begrüßen. Die beiden vorliegenden Bände — es ist noch ein dritter erschienen, den wir aber nicht kennen — gehören zu dieser empfehlenswerten Märchenkost. Schon der Bildschmuck allein wird gleich auf den ersten Blick das Herz der Kleinen gewinnen; die Auffassung des Sittlichen und die Wahl der Farbe arbeiten hier ganz im Sinne und in der Auffassung des Kindes.

L. L.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Zur Kritik des Programmentwurfs. Von S. Cunow. II.

Gegen die Programmrevision. Von Hans Marchwald.

Eine Entscheidungsschlacht. Von J. Steiner-Sullien.

Der Irrtum des bevölkerungspolitischen Kongresses der
Stadt Köln. Von Wilhelm Schöttler.

Neue Literatur über Arbeits- und Wirtschaftsrecht. Von
Dr. Georg Flatow.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Deutsch, J.**, Aus Oesterreichs Revolution. Militärpolitische Erinnerungen. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 148 S. Geh. 160 Kr.
- Diederichs, Eugen**, Wille und Gestalt. Almanach auf das Jahr 1921. Jena, Eugen Diederichs. 212 S. Geh. 5 M.
- Drahn, E.**, Deutsche Schritten zur Sozialisierungsfrage. Heft 1 der Schriftenverzeichnisse der Kommunistischen Jugendinternationale. Berlin-Schöneberg, Internationaler Jugendverlag. 14 S.
- Gehrig, E.**, Physik und Erkenntnistheorie. Leipzig, B. G. Teubner. 118 S. Geh. 8 M., geb. 10 M.
- Georgi, Walter**, Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien. Jena, Eugen Diederichs. 162 S. Geh. 16 M.
- Goldmann, Karl**, Ruma. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co. 202 S. Geh. 20 M.
- Göhe, C. und L. Pallat**, Die produktive Schulgemeinschaft. Heft 5 der Schriften fürs Volk: Das Kind. Seine Erziehung und seine Pflege. Hamburg, Muer & Co. 15 S. Geh. M. 1.85.
- Gumbel, E. J.**, Zwei Jahre Mord. Mit einem Vorwort von Prof. G. J. Nicolai. Berlin, Verlag Neues Vaterland. 64 S. Geh. 6 M.
- Heinig, R.**, Stinnes und seine 600000 Arbeiter. Stuttgart-Berlin, J. F. W. Dietz Nachf. und Vorwärtsverlag. 48 S.
- Hiersemann, R. W.**, Inkunabeln. Katalog Nr. 492. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Hiersemann. 80 S.
- Jong, A. N. de**, Untergang. Ein Lebensfragment. Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Georg Gärtner. Berlin, Vorwärtsverlag. 188 S. Geh. 12 M.
- Rahn, Otto P.**, Pressing Problems and some Suggestions. Vortrag, gehalten vor dem Traffic Club of Pittsburg. New York, 52 William Street. Selbstverlag des Verfassers.
- Kraus, E.**, Die Bedeutung des Staatserbrechtsystems für das gegenwärtige Deutschland. Unter besonderer Berücksichtigung der Wiedergutmachungsfrage. Heidelberg, Unterbadische Verlagsanstalt. 48 S.
- Kange, Helene**, Lebenserinnerungen. Berlin, J. A. Herbig. 278 S. Geh. 19 M., geb. 25 M.
- Lenin, N.**, Die Vorbedingungen und die Bedeutung der neuen Politik Sowjetrußlands. (Über die Naturalsteuer.) Leipzig, Kommissionsverlag Franke.
- Aufgaben des Proletariats in unserer Revolution. Heft 6 der Materialien zur Geschichte der proletarischen Revolution in Rußland. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 67 S.
- Zur Agrarpolitik der Bolschewiki. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 55 S.
- Zur Frage der Diktatur. Eine historische Skizze. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 24 S.
- Lorenz, E.**, Taylorsystem und Arbeiterschaft. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 24 S.
- Marg, Heinrich**, Handbuch der Revolution in Deutschland. Erster Band. Berlin, M. Gröbel. 284 S.
- Mattes, W.**, Die bayerischen Bauernräte. Eine soziologische und historische Untersuchung über bäuerliche Politik. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung. 210 S. Geh. 24 M.
- Meyer-Seydewitz, Gertrud**, Mutter und Kind im kapitalistischen Deutschland. Mit einem Anhang: Die proletarische Mutter und das Kind in Sowjetrußland. Von Elise Baum. Berlin, Franke Verlag. 45 S.
- Reichle, E.**, Die Gewerkschaftsbewegung. 3. Band. Stuttgart, E. F. Moritz. VIII u. 422 S. Geh. 80 M., geb. 88 M.
- Ollenhauer, E.**, Von Weimar bis Weimar. Ein Jahr Arbeiterjugendbewegung. Zum Reichsjugendtag in Weimar Ende Juli 1921, herausgegeben vom Hauptverband der Arbeiterjugendvereine. Berlin SW.
- Pothhoff, P.**, Sonderheft für Rätefragen (Betriebsräte, Arbeiterräte, Gilden, Wirtschaftsräte) der Zeitschrift „Arbeitsrecht“. Stuttgart, J. Neff.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 20

Ausgegeben am 12. August 1921

30. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Kritik des Programmentwurfs

Von Heinrich Cunow

(Fortsetzung)

II

Die Entwicklungsprognose des Erfurter Programms

Der Kritiker der »Freiheit« (einigen Spezialauffassungen und Redewendungen nach zu urteilen: Rudolf Hilferding) und Heinrich Ströbel, der in allem Wesentlichen lediglich den Spuren Hilferdings folgt, sehen also in der Entwicklungsprognose des Erfurter Programms dessen Glanzstück, da es die Entwicklungsauffassung des Marxismus »meisterhaft« darstelle und zeige, wie sich die kapitalistische Gesellschaft nach »unentrinnbaren ehernen Gesetzen« »zur sozialistischen Umwälzung hinbewege«.

Inwiefern der Entwicklungskonstruktion des Erfurter Programms dieses Lob gebührt, wird nicht nachgewiesen. Es ist daher zunächst nachzuprüfen, was sie enthält, ob sie tatsächlich den Auffassungen von Karl Marx entspricht und inwieweit die prognostizierte Entwicklungsrichtung mit den Erfahrungstatsachen der letzten Jahrzehnte übereinstimmt.

Sobald wir die ersten vier Absätze des Erfurter Programms etwas näher betrachten, sehen wir sofort, die »meisterhafte Zusammenfassung« besteht darin, daß dort gewisse Sätze der sogenannten Verelendungstheorie aus dem ersten Band des »Kapital« (Kapitel 24, besonders aus dem letzten Abschnitt dieses Kapitels über die »Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation«) und aus Friedrich Engels' »Anti-Dühring« (3. Abschnitt, Kapitel »Theoretisches«) in stark verkürzter, zugespitzter Fassung miteinander verbunden werden.

Diese Entlehnung besagt aber durchaus nicht, daß die Darstellung im Erfurter Programm nun auch insofern echt marxistisch ist, als sie genau den Marxschen Gedankengang wiedergibt, das heißt in verkürzter Formulierung ein genaues Abbild der Marxschen Entwicklungsauffassung liefert. Zunächst erweitert das Erfurter Programm die Marxsche Verelendungstheorie insofern, als es nicht nur das Proletariat, sondern auch die mittleren Gesellschaftsschichten immer tiefer in eine »wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung« versinken läßt. Marx spricht an den verschiedenen Stellen seiner Schriften, wo er die Verelendungstendenz des Kapitalismus erwähnt, nur von einem weiteren Herabsinken der Arbeiterklassen in Elend, Knechtschaft, Entartung, Ausbeutung usw. Das Erfurter Programm läßt auch die Mittelschichten, also auch die selbständigen Bauern, Handwerker, Krämer, Kleinkaufleute, Angestellten usw. immer tiefer in Elend, Knechtung, Ausbeutung versinken. Oben bleibt nach seiner Behauptung nur eine relativ kleine Schicht von Großkapitalisten — alles andere verelendend.

Doch nicht nur darin liegt ein Fehler der Entwicklungsdarstellung des Erfurter Programms, weit schlimmer ist, daß es die von Marx konstatierte Verelendungstendenz des Kapitalismus als eine sich im Entwicklungsgang der kapitalistischen Gesellschaft unbedingte, ohne Hemmung durchsetzende, durch die bisherige Erfahrung glatt bestätigte Tendenz hinstellt, ohne zu berücksichtigen, daß ihr in der sozialen Entwicklung nach Marxscher Auffassung Gegenteilentendenzen gegenüberstehen, die sie in ihrer Wirkung einzuengen und aufzuheben vermögen. Doch, um das klarzumachen, muß ich leider etwas näher auf die Marxsche Entwicklungsauffassung eingehen.

Marx selbst hat von einer Verelendungstheorie (ich habe oben dieses Wort nur gebraucht, weil es allgemein üblich geworden ist) nie gesprochen, noch hat er jemals behauptet, mit dem Fortgang der kapitalistischen Entwicklung werde die kämpfende Arbeiterschaft mehr und mehr verelenden und demnach schließlich nur eine völlig verelendete, entartete Arbeiterschaft übrigbleiben. Er hat lediglich die Verelendung als eine im Wesen der kapitalistischen Wirtschaft begründete Tendenz bezeichnet — als eine aus dem kapitalistischen Produktionsmechanismus sich ergebende Zielrichtung oder richtiger Zielbewegung. Damit, daß in der kapitalistischen Produktionsweise eine solche Tendenz liegt, ist aber nach Marxscher Auffassung noch nicht gesagt, daß sie sich tatsächlich im wirtschaftlichen Leben auszuwirken vermag. Im gesellschaftlichen Leben wirken viele Kräfte zusammen und gegeneinander. Mit anderen Worten, den sogenannten Tendenzen stehen mancherlei Gegen Tendenzen gegenüber. Die wirkliche Entwicklung ist demnach auch die Resultante einer ganzen Reihe verschiedener sich gegenseitig ergänzender, beschränkender oder aufhebender Tendenzen. Mit dem Nachweis, daß bestimmte Entwicklungstendenzen vorhanden sind, ist noch durchaus nicht gesagt, daß sie im Entwicklungsprozeß voll zur Geltung kommen und nicht zeitweilig oder dauernd durch Gegen Tendenzen paralytisiert oder eingeschränkt werden. Wenn Marx sagt, in der kapitalistischen Wirtschaftsweise stecke diese oder jene Tendenz, zum Beispiel eine Konzentrations- oder Akkumulations tendenz, so heißt das noch lange nicht, daß diese Tendenz im gesellschaftlichen Leben zu jeder Zeit und mit voller Wirkung in Erscheinung treten muß; sie kann teilweise oder ganz aufgehoben werden. Marx geht in seiner Untersuchungsmethode von Hegel aus. Er fordert, daß der Forscher auf soziologischem oder ökonomischem Gebiet gewissermaßen in derselben Weise an die Erforschung soziologischer Gesetze beziehungsweise Tendenzen herantritt wie ein Physiker an die Feststellung physikalischer Gesetze. Wie dieser »reine« Gesetze zu gewinnen sucht und zu diesem Zwecke von den jeweiligen besonderen Nebenumständen und störenden Einflüssen abstieht, die in Wirklichkeit oft oder immer vorhanden sind, so sucht auch Marx die ökonomischen Gesetze, soweit das möglich ist, »rein« aus ihren Grundbedingungen analytisch herauszuschälen, unter Beiseiteschiebung der Störungen, die sich häufig, meist aber immer einstellen. Er sagt selbst, indem er seine Methode mit der des Physikers vergleicht: »Der Physiker beobachtet Naturprozesse entweder dort, wo sie in der prägnantesten Form und von störenden Einflüssen mindestens getrübt erscheinen, oder womöglich macht er Experimente unter Bedingungen, welche den reinen Vorgang des Prozesses sichern.«

So will auch Marx die der kapitalistischen Wirtschaftsweise und ihrer Entwicklung zugrunde liegenden Tendenzen und Gesetze, die er selbst als »Naturgesetze« der Wirtschaft bezeichnet, nachweisen, und zwar möglichst in »reiner Wirkung«, nicht in ihrem durch mannigfache Gegeninflüsse veränderten Effekt.

Solche gewonnenen Tendenzen oder Bewegungsgesetze nennt Marx »reine« oder »absolute« Gesetze — »absolut« im Sinne des Philosophen Hegel. Das heißt, unter dem Ausdruck »absolutes Gesetz« ist nicht, dem heutigen Sprachgebrauch entsprechend, ein »unbeschränktes« oder stets gültiges Gesetz zu verstehen, sondern ein den mannigfach wechselnden Erscheinungen einer bestimmten Art zugrunde liegendes letztes Bewegungsprinzip. Daher ist es denn auch, wie jene Theoretiker behaupten, die Marx niemals verstanden haben, durchaus kein Widerspruch, wenn Marx, nachdem er im ersten Bande seines »Kapital« das kapitalistische Akkumulationsgesetz dargelegt und dieses als »absolutes und allgemeines Gesetz« bezeichnet hat, gleich hinterher sagt: »Es wird gleich allen anderen Gesetzen in seiner Verwirklichung durch mannigfache Umstände modifiziert.«

Das haben die Verfasser des Erfurter Programms nicht verstanden. Sie begriffen nicht, daß Marx zwar die Verelendung der Arbeiterschaft als eine Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise betrachtet, zugleich aber dieser Tendenz eine andere entgegensetzt, die sie im Entwicklungsverlauf teilweise oder ganz aufzuheben vermag, nämlich das Bestreben der Arbeiter, sich dem Elend zu entziehen, sich zu organisieren, Widerstands- und Kampfvereinigungen zu bilden, um eine bessere Lebenshaltung zu erzwingen.

Schon im »Elend der Philosophie« führt Marx aus, daß der zunehmende Druck die Arbeiterschaft immer wieder trotz aller Abtrufungen und Mahnungen zur Koalition, zum Streik und zum Kampfe treibt. »Das ist«, schreibt er 1847, »heute so sehr der Fall, daß der Entwicklungsgrad der Koalitionen in einem Lande genau den Rang bezeichnet, den dasselbe in der Hierarchie des Weltmarktes einnimmt. England, wo die Industrie am höchsten entwickelt ist, besitzt die umfangreichsten und bestorganisierten Koalitionen.«

Noch deutlicher wird diese Gegentendenz im »kommunistischen Manifest« nachgewiesen. Nachdem die Wirkung des Kapitalismus auf Arbeiterschaft und kleinen Mittelstand dargelegt worden ist, wird geschildert, wie zur Abwehr dieser Wirkung die Arbeiterschaft sich organisiert, immer größere, festere Kampfvereine bildet und wie dieser Organisation zugleich ihre Kraft wächst.

Auch in der bekannten Stelle des »Kapital«, die gewöhnlich als Beweis für die sogenannte Marxsche Verelendungstheorie angeführt wird (4. Auflage, 1. Band, S. 728), heißt es, daß zwar die »Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung« wächst, aber damit auch »die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst gesülten vereinten und organisierten Arbeiterklasse«.

Was hier geschildert wird, ist demnach der Kampf zweier Tendenzen gegeneinander. Zunächst ist die Arbeiterschaft nach Marx der schwächere Teil; aber sie erstarkt im Kampf, erringt nach und nach Erfolge und wächst, nachdem sie sich als politische Partei konstituiert hat, auch

die Gesetzgebung der einzelnen Staaten zu ihren Gunsten zu beeinflussen, bis sie sich schließlich der Staatsgewalt selbst bemächtigt.

Freilich, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren zunächst noch Marx und Engels auf Grund der von Engels in seiner Schrift »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« so anschaulich geschilderten englischen Arbeiterverhältnisse der Ansicht, die Verelendungstendenz sei die stärkere Kraft, und nur unter größter Anstrengung werde es allmählich der englischen Arbeiterklasse gelingen, ihre Kampflage gegenüber dem Kapitalismus zu verbessern. Doch schon zu Anfang der sechziger Jahre kommt Marx zu der Ansicht, die englische Arbeiterschaft werde nun, nachdem sie eine wesentliche Verkürzung der Arbeitszeit durchgesetzt hatte, bald weitere Erfolge zu erlangen wissen. So nennt er denn in der Inauguraladresse der Internationale die englische Zehnstundenbill nicht nur einen großen praktischen Erfolg, sondern erklärt auch im ersten Bande des »Kapital«, 8. Kapitel, daß mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise in den Jahren 1853 bis 1860 zugleich eine physische und moralische Wiedergeburt des englischen Fabrikarbeiters eingetreten sei, die selbst »das blödeste Auge« schlage.

Der letzte Satz gilt nicht von den Verfassern des Erfurter Programms. Ihre Augen sahen noch 1891 nichts von einer Wiedergeburt oder einem wirtschaftlichen, kulturellen und moralischen Aufstieg der Arbeiterschaft, wenigstens läßt das Erfurter Programm die erwähnte Gegentendenz ganz unbeachtet und verwertet die Verelendungstendenz, als wäre sie nur allein da, ungehemmt durch (wie Marx sagt) »mannigfache Umstände«, die sie bezüglich ihrer Wirkung »modifizieren«.

Das ist um so sonderbarer, als 1891 Friedrich Engels Rautsky noch besonders ermahnt hat, doch die Gegentendenz nicht im Programm zu vergessen. Engels selbst hat, wie aus verschiedenen Äußerungen hervorgeht, auch in späteren Jahren noch die Verelendungstendenz für wirksamer gehalten als Marx. Das ist aus gewissen Gründen begreiflich. Erstens, weil der große Aufschwung der deutschen Gewerkschaften und ihre Erfolge auf sozialpolitischem Gebiet erst in den letzten Jahrzehnten, in der Zeit nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes eingetreten haben, Engels also diese Erfolge nicht mehr gesehen hat; zweitens, weil in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts mehrfach schwere Wirtschaftskrisen hervortraten, die arge Lohnrückgänge, Arbeitslosigkeit und Rückgang der Lebenshaltung großer Arbeitergruppen nach sich zogen. Dennoch schrieb Engels am 29. Juni 1891 von der Insel Wight aus an Rautsky in bezug auf die Aufnahme der sogenannten Verelendungstheorie in den Entwurf des Erfurter Programms:

»Immer größer wird die Zahl und das Elend der Proletarier.« Dies ist nicht richtig, so absolut gesagt. Die Organisation der Arbeiter, ihr stets wachsender Widerstand wird dem Wachstum des Elends möglicherweise einen gewissen Damm entgegensetzen. Was aber sicher wächst, ist die Unsicherheit der Existenz. Das würde ich hineinsetzen.

Die Mahnung hat wenig genutzt. Im dritten Absatz des Erfurter Programms wurden zwar die Worte »Zunahme des Elends« beseitigt, im zweiten Absatz aber blieb folgender Satz stehen: »Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — bedeutet die wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des

Druckes, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.« Glücklich hat also Engels die Aufnahme der drei Wörter »Unsicherheit ihrer Existenz« erreicht. Doch noch eine sonderbare Verbesserung weist das Erfurter Programm auf. In der betreffenden Stelle des »Kapital« (1. Band, 4. Auflage, S. 728) wird von einem Wachsen »des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung« gesprochen; im Erfurter Programm ist das Wort »Entartung« durch »Erniedrigung« ersetzt. Allem Anschein nach hat man sich doch geschaut, der Arbeiterschaft angesichts ihres Aufstiegs, besonders aber ihrer wesentlich gestiegenen Bildung, zu verkünden, sie entarte immer mehr.

Ich habe in Anbetracht dieser Tatsachen 1917 in Würzburg gesagt, das Erfurter Programm wäre schon 1891, als es angenommen worden sei, überholt gewesen. Daß dieser Ausdruck bei jenen Parteitheoretikern, die noch teilweise in den Lehren von Wilhelm Weitling befangen oder höchstens bis zu den ersten Absätzen des »Kommunistischen Manifests« vorgebrungen sind, wenig Anklang findet, finde ich durchaus begreiflich; aber daß man heute gerade in den schwächsten Partien des Erfurter Programms, in seiner Entwicklungsprognose, den wertvollsten Bestandteil dieses Programms entdeckt und darin, wie zum Beispiel Ströbel, eine »marxistische Prägung« erblickt, die unbedingt in das neueste Programm übernommen werden muß, habe ich mir trotz meiner pessimistischen Hochschätzung des Allermittelwulgarmarxismus nicht träumen lassen.

Die Verehrung dieser sogenannten Marxisten für alte überlebte Überlieferungen geht sogar so weit, daß sie gar nicht bemerken, wie ihre Anschauung über den sich vollziehenden Entwicklungsgang sie zu den schönsten Widersprüchen verleitet. Wenn Marx annimmt, daß zwar eine Verelendungstendenz des Kapitalismus besteht, diese aber durch die Organisation, die politische Schulung und das Bestreben der Arbeiter mehr und mehr paralysiert wird, so daß schließlich das Proletariat aus sich selbst die Kraft, das Können und Wissen hervorzubringen vermag, die zur Durchführung des Sozialismus gegen den Widerstand der Bourgeoisie erforderlich sind, so ist das durchaus logisch gedacht. Ist es aber nicht ein offenkundiger Widerspruch, anzunehmen, daß das Proletariat immer mehr verelendet, entartet und verkommt und doch in steigendem Maße jene geistigen Fähigkeiten entwickelt, die zur Überführung der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaft nötig sind?

Ich möchte hier gleich noch kurz auf das Gerede von der historischen Notwendigkeit des Sozialismus antworten, die sich nach Hilferdings Versicherung in der »Freiheit« aus der Entwicklungsprognose des Erfurter Programms ergibt. Einige Parteiblätter haben auch diese Kritik übernommen. Liegt solche Notwendigkeit etwa darin begründet, daß die Arbeiterklasse mehr und mehr verelendet, der Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen sich vertieft und zugleich das Großkapital auf Kosten der Kleinkapitalisten wächst? Nach Hilferdings Ansicht scheint es fast so und ebenso nach dem Erfurter Programm; denn nirgends finde ich dort einen Satz, in dem es heißt, die wirtschaftliche Entwicklung schaffe wohl die Vorbedingungen für die Verwirklichung des Sozialismus, nötig sei aber, daß sich das Proletariat seiner historischen Stellung im Gesamtgetriebe und seiner geschichtlichen Aufgabe bewußt werde, sich selbst diszipliniere und die

geistigen Kräfte gebäre, die die Durchführung des Sozialismus verlange. Inwiefern folgt dann aus der Zersetzung der kapitalistischen Wirtschaft ohne weiteres, daß ihr ein sozialistisches Wirtschaftssystem folgen muß? Kann nicht auch wirtschaftlicher Verfall die Folge sein?

Die Hilferdingsche Folgerung, der im Erfurter Programm geschilderte Entwicklungsgang der kapitalistischen Gesellschaft führe von selbst zum Sozialismus, beweist nur, daß auch er den Marxschen Begriff der historischen Notwendigkeit nicht erfaßt hat. Das ist verständlich, denn die Hegelsche Philosophie ist ihm, wie seine Artikel in der »Freiheit« immer wieder beweisen, ein im ganzen unbekanntes Gebiet — und Marx hat unglücklicherweise nun mal seine Auffassung der historischen Notwendigkeit Hegel entlehnt.

Geschichtlich notwendig ist nach Marxscher Auffassung ein Entwicklungsvorgang erst dann, wenn seiner inneren Bedingtheit nach ein anderer Verlauf ausgeschlossen und unmöglich ist, wenn also, um mit Hegel zu reden, der Kreis der Bedingungen derart erfüllt ist, daß die Gegenmöglichkeit eines anderen Verlaufs ausgeschlossen erscheint und der betreffende Vorgang deshalb zwangsläufig aus dem kausalen Zusammenhang der Dinge als einzige Möglichkeit hervorgeht. Auch für Marx und Engels ist demnach wie für Hegel die geschichtliche Notwendigkeit die Einheit der realen Möglichkeit mit der Wirklichkeit. Alles, was ist, auch das Zufällige, ist zwar insofern notwendig, als es irgendeinen Grund, eine Ursache hat, aber geschichtlich notwendig ist es nur, wenn es als Glied in der Kette der Entwicklungsreihe zwangsläufig aus dem inneren kausalen Zusammenhang der geschichtlich gegebenen Gesellschaftsverhältnisse hervorgeht. Daher sind auch jene geschichtlichen Vorgänge, die wir später von irgendeinem ethischen oder sogenannten vernünftigen Standpunkt als Irrungen, Fehler, Unmöglichkeiten ansehen, insoweit sie in dieser Weise geschichtlich bedingt waren, geschichtliche Notwendigkeiten.

In Konsequenz dieses ihres Begriffs der geschichtlichen Notwendigkeit begründen dann auch Marx und Engels die Notwendigkeit des Sozialismus nicht damit, daß dieser im Plan oder der Absicht der Natur enthalten sei, daß er auf dem Wege zum Zweckziel aller menschlichen Entwicklung, zum Beispiel zur allgemeinen Freiheit, zur Gemeinschaft freiwillender Menschen und dergleichen liege, oder daß er den Grundsätzen der Ethik entspreche. Marx erkennt vielmehr die Notwendigkeit des Sozialismus darin, daß dieser sich zwangsläufig aus den Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaftsweise als deren einzig möglicher Nachfolgerin ergibt, das heißt, daß die im weiteren Entwicklungslauf durch die kapitalistischen Tendenzen ausgemerkten Gesellschaftszustände und Parteiverhältnisse nur noch die Möglichkeit des Übergangs zum Sozialismus offen lassen. Solche Zwangsläufigkeit, die alle Möglichkeit eines Andersseins oder Anderswerdenkönnens ausschließt, ist aber nur dann vorhanden, wenn der Sozialismus nicht mehr bloß im Bereich der sogenannten realen Möglichkeit liegt, sondern auch alle Gegenmöglichkeiten ausschließt und demnach alle Bedingungen für die Durchführung des Sozialismus reiflos gegeben sind. Zu diesen Bedingungen gehört aber in erster Reihe die nötige politische, kulturelle und moralische Reife des Proletariats. Die Zersetzung respektive Erschütterung der kapitalistischen Wirtschaft ist nur eine der nötigen Vorbedingungen der Verwirklichung des

Sozialismus, eine andere besteht darin, daß das Proletariat seine Lage erkennt, sich organisiert und seinen sozialen Interessen entsprechend handelt; denn der Übergang zum Sozialismus vollzieht sich wie alle Geschichte nicht »mechanistisch« über die Köpfe der Menschen hinweg als Wirkung einer geheimnisvollen Macht, sondern die Menschen machen selbst ihre Geschichte. Deshalb ist, was die Durchsetzung des Sozialismus anbetrifft, nötig, daß nicht nur die Wirtschaftsentwicklung einen bestimmten Weg einschlägt, es muß diese Entwicklung auch im Kopfe des Proletariats ein bestimmtes Wollen, Streben und Handeln auslösen.

Seltam berührt es, daß alle Kritiker der theoretischen Einleitung des neuen Entwurfs, die so schmerzlich die im Erfurter Programm enthaltene Konstruktion des kapitalistischen Entwicklungsverlaufs vermissen, nicht auch neben der Verelendungstheorie die Beibehaltung der Sätze über die »kapitalistischen Wirtschaftskrisen« verlangen. Auch Hilferding und Ströbel fordern die Beibehaltung nicht. Das ist inkonsequent, denn die kapitalistische Entwicklung hat nach dem Erfurter Programm doch nicht nur die Verelendung des Proletariats zur Folge, sondern auch eine zunehmende Erschütterung des Wirtschaftslebens durch immer verheerender wirkende, die Notwendigkeit der Eigentumsänderung beweisende Krisen. Wörtlich heißt es im Erfurter Programm:

Der Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen wird noch erweitert durch die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründeten Krisen, die immer umfangreicher und verheerender werden, die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung.

Die Wiederaufnahme dieser Krisentheorie in das neue Programm scheint selbst den größten Bewunderern der Erfurter Entwicklungsprognostik recht bedenklich vorgekommen zu sein. Und tatsächlich hat schon in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg eine gewisse Umorganisation des Wirtschaftsgetriebes bewirkt, daß im Vergleich zu früher die Wirtschaftskrisen nicht immer umfangreicher und verheerender geworden sind, sondern vielmehr in manchen Industriestaaten der verheerende Einfluß der Krisen auf das Wirtschaftsleben abgenommen hat. Zum Teil wurde diese Änderung dadurch bewirkt, daß die Eisen- und Stahlindustrie eine stetig wachsende Bedeutung erlangte und an die früher von der Baumwoll- und Wollindustrie eingenommene erste Stelle im Gesamtproduktionsprozeß trat (die früheren Krisen waren ja in erster Reihe Baumwollkrisen); die Eisen- und im weiteren die Metallindustrie produziert aber unter wesentlich anderen Erzeugungs- und Absatzbedingungen als die Baumwollindustrie. Ferner bildeten sich gerade in der Eisen- und Stahlindustrie große, festorganisierte Trusts, Syndikate, Kartelle heraus, die, wenn sie auch neue Krisen in ihrem Industriezweig nicht zu verhindern, doch die Wirkung dieser Krisen durch eine gewisse Produktionsregulierung abzuschwächen vermochten. Und drittens weitete sich die Weltwirtschaft und damit auch der Weltabsatzmarkt und der Verkehrsapparat mehr und mehr aus, so daß es dem Großhandel wesentlich erleichtert

wurde, Warenüberschüsse eines von der Krise heimgesuchten Landes in anderen, entfernten Ländern unterzubringen.

Infolge dieser Wirtschaftsänderungen konnten die oben zitierten Sätze des Erfurter Programms schon vor dem Kriege nicht mehr als zutreffend gelten. Heute, nach dem furchtbaren Weltkrieg, aber noch viel weniger; denn er hat nicht nur Warenwerte, sondern auch enorme Produktivkräfte und Produktionsmittel zerstört. Vor allem kann in Deutschland heute sicherlich nicht mehr von einer zunehmenden Überproduktion, einem Überertrag der gesellschaftlichen Arbeit, einer Überfüllung der Märkte die Rede sein. Wollte man heute noch dergleichen Behauptungen in ein Parteiprogramm aufnehmen, so würde man bei allen Wirtschaftskennern auf Spott und Hohn stoßen.

Also die Aufnahme der Erfurter Krisensätze in das neue Programm ist unmöglich. Was aber dann? Was soll an deren Stelle treten? Sollen sie einfach weggelassen? Das ist unmöglich; denn man kann doch nicht die Notwendigkeit des Übergangs zur sozialistischen Wirtschaftsordnung allein mit der unrichtigen Behauptung begründen, die Arbeiterklasse verelende immer mehr. Was soll also an die Stelle der Krisentheorie treten? Bisher habe ich noch in keiner Kritik des neuen Programmentwurfs irgendeinen darauf bezüglichen Vorschlag gefunden. Wahrscheinlich wissen es die betreffenden Kritiker selbst nicht.

Wir sehen also, die so vielbewunderte Entwicklungsprognose des Erfurter Programms kann trotz ihrer »marxistischen Prägung« und ihrer »meisterhaften Zusammenfassung der marxistischen Auffassung der Entwicklung« nicht in das neue Programm herübergenommen werden. Was soll denn aber statt ihrer im neuen Programm stehen? Wieder eine neue Entwicklungsprognose, nach heutigen Erfahrungen etwas rektifiziert und modifiziert? Diese Frage soll in einem weiteren Artikel behandelt werden. (Fortsetzung folgt)

Gegen die Programmrevision

Von Hans Marchwald

Parteiprogramme bringen abstrakte Regeln, die aus den Erfahrungen der Vergangenheit und den auf diese begründeten Erwartungen geschöpft sind. Der Fluß der Ereignisse stellt die Parteien täglich vor neue konkrete Aufgaben, so daß kein Parteiprogramm ihr selbst und ihren Gegnern oder den Indifferenten, die sich erst ein Urteil bilden wollen, eine ausreichende Auskunft über das Wesen und Wirken einer Partei geben kann. Nicht das abstrakte Programm, sondern das konkrete Wirken einer Partei ist für ihre Erfolge und Mißerfolge maßgebend. Es wird sicher in der ganzen Partei und wohl auch bei den Unabhängigen Einigkeit darüber bestehen, daß ein dreißig Jahre altes Parteiprogramm, dessen Revision August Bebel schon vor zwanzig Jahren auf dem Lübecker Parteitag in Aussicht stellte, veraltet sein muß. Wer aber daraus die Schlußfolgerung zieht, daß es schleunigst durch ein anderes ersetzt werden muß, sollte sich zunächst fragen, welche Vorteile aus einer solchen Revision im günstigsten Falle erwachsen können. Haben wir auch nur einen nennenswerten Bruchteil unseiner Anhänger ihrer Begeisterung für das Erfurter Programm zu ver-

danken? Fehlt es uns deshalb an der Mehrheit, weil die Sätze des Parteiprogramms bei den Wählern keinen Anklang finden? Nur wer jeder agitatorischen und organisatorischen Erfahrung ermangelt, kann darüber im Zweifel sein, wie diese Frage zu beantworten ist.

Selbst wenn die Arbeit unserer Programmrevisionskommission ebenso einwandfrei wäre, wie sie anfechtbar ist, müßte die Frage aufgeworfen werden, ob jetzt der rechte Zeitpunkt zur Annahme ihres Entwurfs ist. Die Margiften von 1875 erwarben sich ein Verdienst um das Proletariat, indem sie trotz Marx die lassalleanischen Fäulnisse des Gothaer Programms schluckten, um zur Einigung zu gelangen. Wir brauchen die Einigung mit den Unabhängigen im Interesse des Proletariats, der Rettung des deutschen Volkes. Es ist mir dabei ganz gleichgültig, ob die recht haben, die meinen, die Unabhängigen seien im Grunde genommen »prächtige Kerle«, oder die, welche in ihnen sehr unangenehme Weggenossen erblicken. Die U. S. P. hat noch immer nicht ganz winzige Teile des klassenbewußten Proletariats auf ihrer Seite, und Aufgabe der Margiften bleibt es, alle klassenbewußten Proletarier zum gemeinsamen Kampfe zu sammeln. Solange getrennte Parteioorganisationen bestehen, kann der Bruderkampf nicht aufhören, und so lange haben beide sozialdemokratische Parteien nicht die Anziehungskraft, die eine sozialdemokratische Partei haben würde.

Es gibt nicht zwei Menschen, die immer darin übereinstimmen, was in der Politik getan werden muß. Deshalb gibt die Übereinstimmung der Interessen, nicht der Ansichten den Ausschlag darüber, ob eine gemeinsame Partei möglich ist. Kein Mensch mit Charakter und Intelligenz wird sich in eine Parteioorganisation einspannen lassen, wenn diese ihm die Äußerung seiner Überzeugung untersagt; keine Partei ist möglich, in der Disziplinlosigkeit die Einheit der Aktion durchkreuzt. Die Einigung mit der U. S. P. ist also nur unter der Devise möglich: Freiheit im Denken und Einheit im Handeln. In den Parlamenten muß der Fraktionszwang gelten, und in allen politischen Aktionen muß der Wille der Mehrheit entscheiden; dabei muß es jedem freistehen, die Mehrheitsbeschlüsse zu kritisieren und die Genossen anzurufen, um die Mehrheit für die von ihm empfohlene Taktik zu gewinnen.

Solche Erwägungen brauchen für uns nicht maßgebend zu sein, wenn offenbar eine Einigung auf der Grundlage obiger Devise nicht erreichbar wäre und an dem Widerspruch der Unabhängigen scheitern müßte. Nachdem sich aber soeben der Parteitag der U. S. P. Sachsens, wenn auch mit allerlei Wenn und Aber, dahin erklärt hat, es müsse alles getan werden, um die Einheitsfront des Proletariats herbeizuführen, nachdem die zentrale Parteileitung der U. S. P. betont hat, daß es niemals notwendiger und zeitgemäßer gewesen sei, von der Einigung des zersplitterten Proletariats zu sprechen, als gerade jetzt, kann der Versuch, zur Einigung zu gelangen, nicht von vornherein als aussichtslos gelten. Wenn wir aber auf die Einigung in kurzer Zeit rechnen, dürfen wir uns dieses Einigungswerk nicht dadurch erschweren, daß wir just in diesem Augenblick ein neues Programm beschließen und damit die U. S. P., die zurzeit gleich uns das Erfurter Programm formell noch anerkennt, vor eine vollendete Tatsache stellen. Entweder scheitert daran die Einigung, oder wir müssen unmittelbar nach der Einigung erneut eine Programmrevision vornehmen, denn daß die Unabhän-

gigen nicht ohne weiteres das ohne ihre Mitwirkung zustande gekommene Programm akzeptieren werden, bedarf keiner weiteren Begründung.

Wenn somit faktische Gründe dafür sprechen, die Programmrevision bis zu dem Zeitpunkt zu vertagen, in dem die Einigung entweder perfekt geworden ist oder sich als unerreichbar herausgestellt hat, so spricht ebenso die Unzulänglichkeit des von der Revisionskommission ausgearbeiteten Entwurfs gegen die übereilte Beschlussfassung. Ich habe nichts dagegen, daß der unumstrittene Teil der Gegenwartsforderungen des Entwurfs als besondere »Aktionsprogramm« vom Öörliger Parteitag akzeptiert wird. Im »Vorwärts« hat uns Genosse David, von ganz anderen Beweggründen als ich ausgehend, belehrt, daß seines Erachtens im Passus über die Agrarfragen das Unzulängliche Ereignis werde und daß die Beschlussfassung hierüber erhoben werden müsse. Es wird sich weder empfehlen, den Genossen David und die, welche er zu überzeugen vermag, kurzerhand zu majorisieren, noch gar ein Parteiprogramm anzunehmen, das von der Agrarfrage, einer der wichtigsten der Politik, schweigt.

Wenn der praktische Teil des Entwurfs im großen ganzen auch eine brauchbare Zusammenstellung unserer Forderungen bringt, so enthält er doch einige wesentliche Mängel, die abgestellt werden müssen. So fehlt in dem Abschnitt über *V e r f a s s u n g u n d V e r w a l t u n g* jeder Passus über die Länge der Legislaturperioden. Nach dem Erfurter Programm haben wir uns für zweijährige Legislaturperioden zu begeistern. Kurze Legislaturperioden, also häufige Wahlen, verschlingen ungeheure Parteigelder. Lange Legislaturperioden lassen ein Parlament am Ruder, das längst das Vertrauen des Volkes verloren hat, widersprechen also jedem demokratischen Prinzip. Wir könnten uns mit dreijähriger, ja selbst mit der uns von der bürgerlichen Mehrheit bei der Beratung der Reichsverfassung aufgezwungenen vierjährigen Legislaturperiode befrenden, wenn wir zu allen gesetzgebenden Körperschaften das in der preussischen Verfassung vorgesehene Recht des Volkes bekämen, die Volksvertretung durch Volksabstimmung aufzulösen. In der Reichsverfassung fehlt leider die Vorschrift, daß außer dem Reichspräsidenten (der hierzu übrigens die Zustimmung des Reichskanzlers braucht) das Volk den Reichstag auflösen kann. Dem Volke muß das Recht gewährt werden, Neuwahlen anzuordnen, wenn seine Mehrheit mit dem Parlament nicht mehr zufrieden ist. Unser Parteiprogramm muß daher die Forderung enthalten, daß alle Gemeinde-, Bezirks-, Provinzial- und Volksvertretungen durch Volksentscheid aufgelöst werden können.

Wenn es ferner in dem Entwurf heißt: »Vollständige verfassungsmäßige und tatsächliche Gleichstellung aller mündigen Staatsbürger«, so ist hier der Zusatz notwendig: »einschließlich der Soldaten«. In der Nationalversammlung stimmten alle Sozialisten für das Soldatenwahlrecht; in der Preussischen Landesversammlung stimmten unsere Genossen für das Soldatenwahlrecht, während Unabhängige und Kommunisten mit den Bürgerlichen den Soldaten das Wahlrecht raubten und sogar im Gegensatz zu uns und den Bürgerlichen den Militär- und Marinebeamten das Wahlrecht entziehen wollten. Bei der Beratung des Wehrgesetzes stimmten dann wieder im Reichstag unsere Genossen mit den Bürgerlichen dafür, den Soldaten das Wahlrecht zu den Landtagen, zu denen sie es noch hatten, sowie zu den Gemeinden und das Recht zur Beteiligung an den Volksabstimmungen zu ent-

ziehen, während Unabhängige und Kommunisten für diese politischen Rechte der Soldaten eintraten.

Wir müssen für die Zukunft programmatisch festlegen, daß für uns keine Abweichung von der Demokratie annehmbar ist. Wir haben mit guten Gründen die Idee bekämpft, den Kapitalisten und Großgrundbesitzern das Wahlrecht vorzuenthalten. Das haben die Massen verstanden; sie halten aus praktischen und ideologischen Gründen am allgemeinen Wahlrecht fest. Wenn aber irgend jemand, der geistig gesund und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, aus irgendwelchen Gründen das Wahlrecht entzogen werden darf, warum dann nicht zum Beispiel den »Kriegslieferanten, Lebensmittelspekulanten und Geldwucherern«, von denen es im Entwurf heißt, daß sie »sozial wertlose, ja gesellschaftsschädigende Elemente« seien?

Der »Grund«, den Genosse Schöpflin im Reichstag anerkannte, die Reichswehr müsse »unpolitisch« sein, ist nicht ernst zu nehmen. Obschon die Reichswehr keine politischen Rechte hat, ist sie doch zurzeit höchst politisch. Sie ist ein zuverlässiges Machtmittel aller Monarchisten und Feinde der Volksrechte. Das spricht nun aber wirklich nicht dafür, den Soldaten das Wahlrecht zu nehmen. Die Bürgerlichen entzogen den Soldaten das Wahlrecht, weil diese Proletarier sind. Sollen wir es ihnen nehmen, weil sie nicht sozialistische Proletarier sind? In den Reichstag würden ungünstigstenfalls zwei reaktionäre Abgeordnete mehr gewählt werden, wenn die Soldaten nicht rechtslos wären. Verlohnt es sich darum, das demokratische Prinzip preiszugeben? In Zukunft würde uns überdies das Soldatenwahlrecht zugute kommen, denn unsere Reichswehrsoldaten sind aufklärbar wie alle Proletarier.

Der Programmentwurf will unsere Partei auf das **k o m m u n a l e E i n k a m m e r s y s t e m** festlegen. In Nr. 4 des 1. Bandes des 38. Jahrgangs der Neuen Zeit vom 24. Oktober 1919 habe ich die Gründe dargelegt, die dagegen sprechen, ohne daß mir in der Neuen Zeit oder anderwärts öffentlich widersprochen worden wäre.

Während das Erfurter Programm klar vom Staate die Erklärung der Religion zur Privatsache fordert, bringt der Programmentwurf die unglückliche Fassung, die uns bisher Gegner andichteten: »Religion ist Privatsache.« Sie sollte es sein, ist es aber bisher noch nicht. Solange der Staat für religiöse Zwecke Geld hergibt, solange an den Schulen Religionsunterricht erteilt wird, solange ein Strafparagraf die freie Meinungsäußerung über Kirche und Religion derart mit Gefängnisstrafen bedroht, daß ein katholischer Lehrling ins Gefängnis kam, weil er ein evangelisches Lehrbuch mit der Randbemerkung versah: »Das sind protestantische Lügen«, und ein evangelischer Geistlicher dieses Schicksal teilte, weil er »den heiligen Rock in Trier« als »Humbug« bezeichnete, so lange ist die Religion noch nicht Privatsache. Will man zum Ausdruck bringen, daß unsere Partei niemand wegen seiner religiösen Überzeugung ausschließt, so mag man den Worten »Erklärung der Religion zur Privatsache« ähnlich wie im Entwurf hinzufügen: »Die Religion muß Sache innerer Überzeugung, sie darf nicht Parteiache, nicht Staatsache sein.«

Das Kapitel über »Volksbeziehungen und Internationale« bringt das berühmte »Selbstbestimmungsrecht der Völker« in der Form: »Nationale Selbstbestimmung der Völker im Rahmen des für alle gleichmäßig

geltenden internationalen Rechts.« Der Satz ist so unbestimmt, daß man damit wenig anfangen kann. Daß die Völker im Staat maßgebend sein müssen, daß jeder Staat, wenn sein Volk es will, berechtigt sein muß, sich einem anderen Staat anzuschließen, dessen Volk ihn aufzunehmen bereit ist, gehört zu den selbstverständlichen Forderungen der Demokratie. Unter »Selbstbestimmungsrecht der Völker« pflegt man aber meist das Recht der Bewohner eines bestimmten Gebiets zu verstehen, mit Stimmenmehrheit darüber zu entscheiden, welchem Staate sie angehören wollen. Dieses Recht stammt aus der Ideologie des demokratischen Liberalismus und ist in der Praxis nichts als ein großer Schwindel, eine Handhabe für imperialistische Machthaber und politische Intriganten, die für gewöhnlich die Nationen mit Rührflüsterleien zertreten lassen, ihre Pläne gelegentlich demokratisch zu verbrämen.

Es kommt bei der Inszenierung dieses »Selbstbestimmungsrechts« immer nur darauf an, wie man das Gebiet begrenzt, in dem die Volksabstimmung stattfindet. Wenn man 1914 die Bewohner des lothringischen Kreises Château-Salins hätte abstimmen lassen, ob sie deutsch bleiben oder französisch werden wollen, hätte schon damals die deutsche Minderheit dieses Kreises ohne weiteres »auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker« französisch werden müssen. Hätte man ganz Elsaß-Lothringen 1914 abstimmen lassen, so hätte die französische Bevölkerung von Château-Salins auf Grund eben jenes »Selbstbestimmungsrechts der Völker« deutsch bleiben müssen. Im Jahre 1918 scheint die Mehrheit der Elsaß-Lothringer für den Anschluß an Frankreich gewesen zu sein; hätte man aber die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reiches darüber abstimmen lassen, ob sie nicht zur »République française« gehören will, dann hätten die Elsaß-Lothringer auf Grund des »Selbstbestimmungsrechts der Völker« deutsch bleiben müssen. Unsere materialistische Geschichtsauffassung sollte uns davor bewahren, daß sich irgendeine ideologische Fäulnis in unser Parteiprogramm hinein einschleicht.

Wenn meine Kritik so an den Gegenwartsforderungen des Entwurfs nur leicht zu ändernde Einzelheiten auszuweisen hat, so wende ich mich mit Entschiedenheit gegen den ersten Teil. Was über die Konzentration der Betriebe, über die Zentralisation der Vermögen, über das Elend der Massen zu sagen ist, das ist natürlich viel einwandfreier als im alten Programm. Kein Wunder, nach Verlauf eines der ereignisreichsten Menschenalter der Weltgeschichte! Nach diesem bescheidenen Lobe kommt man aber nicht darum herum, den Verfassern einen schweren Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Klassenkampf nicht einmal erwähnen. Daß es gelungen ist, ein sozialdemokratisches Programm zu verfassen, in dem der leitende Gedanke unserer Bewegung fehlt, ist ein Kunststück, auf das niemand stolz zu sein Ursache hat. Sehr richtig sagt der Entwurf: »Schroffer denn je stehen sich Kapital und Arbeit gegenüber.« Es genügt aber nicht, diese Tatsache zu konstatieren, sondern den sich aus diesem Gegensatz ergebenden Kampf mit aller Wucht im Rahmen der Demokratie zu führen.

Für mich ist jedes Parteiprogramm unannehmbar, in das aus dem Erfurter Programm nicht der Satz übernommen wird, daß es Aufgabe der Sozialdemokratischen Partei sei, den Klassenkampf des Proletariats zu einem bewußten und einheitlichen zu gestalten. Das ist die Grund-

idee unserer Partei, und wenn sie im Programm fehlt, dann fehlt das Wichtigste. Der Klassenkampf des Proletariats ist eine Tatsache, die es vor den Marxisten gab und die bis zur Sozialisierung der Gesellschaft bestehen wird, ob unser Parteiprogramm es sagt oder nicht. Den Klassenkampf brauchen wir nicht herbeizuführen und könnten ihn, auch wenn wir wollten, vor dem Untergang der kapitalistischen Produktionsweise nicht verhindern. Die einheitliche Gestaltung dieses Klassenkampfes ist unsere Aufgabe, unsere einzige Aufgabe, denn sie begreift alle praktische Verwaltungsarbeit, alle schöpferische Tätigkeit in sozialistischen und in halbbürgerlichen Koalitionsministerien, alle Arbeit in Konsumvereinen und Gewerkschaften, alle Mühsal in der Sozialpolitik, alle unsere Kulturarbeit auf dem Bildungsgebiet ein. Weil die einheitliche Gestaltung des Klassenkampfes unsere Aufgabe ist, haben wir auch keine Partei klassenbewußter Arbeiter abzuweisen, wenn sie sich uns trotz Meinungsverschiedenheiten anschließen und diszipliniert mit uns handeln will. Noch immer gelten für uns die Worte des kommunistischen Manifests: »Die Kommunisten (das heißt Sozialdemokraten) sind keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien. Sie haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennte Interessen. Sie stellen keine besonderen Prinzipien auf, wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen. Die Kommunisten unterscheiden sich von den übrigen proletarischen Parteien nur dadurch, daß sie einerseits in den verschiedenen nationalen Kämpfen der Proletarier die gemeinsamen, von der Nationalität unabhängigen Interessen des gesamten Proletariats hervorheben und zur Geltung bringen, andererseits dadurch, daß sie in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung vertreten.«

In einem Augenblick, in dem es leider mehrere Arbeiterparteien gibt, ist es noch notwendiger als sonst, diese Aufgabe unserer Partei hervorzubeben. Wenn der Satz im Parteiprogramm formell fehlt, werden wir uns damit mißgestimmt abfinden können, weil gedruckte Programme immer nur sehr unzulängliche Spiegel des tausendfältigen Wirkens einer Partei sind. Sollte unsere Partei es aber wirklich nicht mehr als ihre Aufgabe anerkennen, den Daseinskampf des Proletariats zu einem einheitlichen zu gestalten, dann wird es uns, die wir sie erneut von der Notwendigkeit, diese ihre Aufgabe zu lösen, überzeugen müssen, erschwert, mit alter Begeisterung für die Partei zu kämpfen.

Statt den besten Satz des Erfurter Programms aufrechtzuerhalten, beglückt uns der neue Entwurf mit folgender Phrase: »Die Sozialdemokratie geht von dem leitenden Grundsatz aus, daß das Interesse der Allgemeinheit dem des einzelnen oder der einzelnen Erwerbsgruppen voranzustellen ist.« Diese bürgerlich-liberale Redensart soll der »leitende Grundsatz« der Sozialdemokratie sein? Bis her beteuerten die Fortschrittler, die jetzigen »Demokraten«, daß sie die Interessen der »Allgemeinheit« wahren, während die Sozialdemokratie schände genug sei, nur die Klasseninteressen des Proletariats zu vertreten. In einer Klassengesellschaft hat keine Partei die Möglichkeit, sich aller Menschen gleichmäßig anzunehmen, sondern hier ist die Wahrung von Klasseninteressen unvermeidlich. Daß für uns nicht das Interesse »des einzelnen« maßgebend ist, teilen wir mit jeder anderen Partei. Keine Partei vertritt Privatinteressen einzelner, sondern Klasseninteressen.

Da in dem Programm nirgends klar gesagt ist, daß die Sozialdemokratie die Interessenvertretung des Proletariats im weitesten Sinne des Wortes, also der Hand- und Kopfarbeiter, ist, könnte man annehmen, daß der Programmentwurf im ganzen Proletariat nur eine »einzelne Erwerbsgruppe« sieht, die es einer unbestimmten »Allgemeinheit« opfert. Allerdings heißt es im Anfang: »Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist die Partei des arbeitenden Volkes«, aber da zu diesem auch das Kleinbürgertum gehört, liegt hier eine ganz unzulängliche Ausdrucksweise, wenn nicht geradezu unehrlicher Bauernfang vor. Wir wahren die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Interessen immer noch eher als die bürgerlichen Parteien, aber nur soweit es ohne Schädigung des Proletariats im weitesten Sinne des Wortes, der Arbeiter, der großen Masse der Angestellten und Beamten geschehen kann. Wenn unter »Allgemeinheit« nicht der Inbegriff aller zurzeit lebenden Menschen, sondern das Zukunftsinteresse der menschlichen Gesellschaft, die Hebung der ganzen Menschheit auf eine höhere Kulturstufe gemeint sein soll, ist der Satz nicht falsch. Es muß dann aber gesagt sein, daß es eben die Wahrung der proletarischen Klasseninteressen ist, die im Interesse der »Allgemeinheit«, wenn man dieses unausweichliche Wort nicht vermeiden will, notwendig ist. Daß wir nicht nur im Interesse des Proletariats wirken, bringt das Erfurter Programm viel besser als der neue Entwurf mit den Worten zum Ausdruck, daß die von uns erstrebte gesellschaftliche Umwandlung »die Befreiung nicht bloß des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts« bedeutet, »das unter den heutigen Umständen leidet«. Wenn es überhaupt noch ein Mittel geben sollte, den links von uns stehenden Parteien als von uns getrennten selbständigen Organisationen politische Erfolge zu verschaffen, so wäre es die unveränderte Annahme des von der Revisionskommission vorgeschlagenen Entwurfs.

Eine Entscheidungsschlacht

Von J. Steiner-Jüllien

Es war kein Kongreß, es war eine Schlacht, der außerordentliche Kongreß der französischen Gewerkschaften, der vom 25. bis 30. Juli in Lille tagte — eine Schlacht zwischen Amsterdam und Moskau. Und Moskau hat die Schlacht verloren.

Arbeiterkongresse zeichnen sich vor anderen Kongressen besonders dadurch aus, daß sie die Probleme der Arbeiterbewegung klarstellen, den Weg zur Lösung vorzeichnen, und zwar durch die Gegenüberstellung der Überzeugungen und deren Ausgleich in einem gemeinsam gefaßten Beschluß. In Lille war davon so gut wie nichts zu sehen. Es standen nur zwei Punkte auf der Tagesordnung: der Rechenschaftsbericht des Vorstandes der Konföderation und die gewerkschaftliche Orientierung.

Aber den ersten Punkt der Tagesordnung gab es so gut wie keine Diskussion. Die Moskauer, die den französischen Gewerkschaften diese Schlacht aufgezungen hatten, drängten zur Abstimmung, die, wie sie hofften, die Entscheidung zu ihren Gunsten bringen werde. Die Situation der französischen Gewerkschaften ist heute keine günstige. Die industrielle Krise hat den Unternehmern wieder den Nacken steif gemacht. Sie laufen Sturm gegen den

Achtstundentag. Lohnherabsetzungen sind an der Tagesordnung. Die Gewerkschaften sind in die Verteidigung gedrängt. Durch die inneren Kämpfe sind ihre Reihen gelichtet; ihre Aktionsfähigkeit ist geschwächt. In einer derartigen Situation hat es jede Opposition leicht. Die Unzufriedenheit der Mitglieder sucht nach einem Sündenbock. Nichts ist leichter, als die Leitung der Gewerkschaften verantwortlich zu machen. Die Moskauer, die die Vorschriften Lenins über die Kampfesführung in den Gewerkschaften beherzigt hatten, drängten also zur Abstimmung über den Rechenschaftsbericht. Dieser wurde jedoch mit 1556 gegen 1348 Stimmen gebilligt.

Ich muß hier einige technische Bemerkungen einschalten. Die französischen Gewerkschaften sind fast durchweg noch Verbände von Fachvereinen (Syndikaten) und nicht, wie in Deutschland, von Mitgliedern. Dementsprechend hat auf den Kongressen jedes Syndikat eine Stimme, gleichgültig, welches seine Mitgliederzahl ist. Außerdem sind noch stimmberechtigt die Gewerkschaftskartelle, deren es aber nur eines für jedes Departement gibt, im ganzen 91. Da nur die großen Syndikate sich den Luxus eines eigenen Delegierten leisten können, wird das Mandat in vielen Fällen dem Delegierten eines zahlungsfähigen Syndikats übertragen, der damit den Auftrag erhält, bei den bekannten und wichtigen Fragen der Tagesordnung in einem bestimmten Sinne zu stimmen. Gleichgültig, welcher Art auch die persönlichen Ansichten des Delegierten sein mögen, gleichgültig, wie auch die neuen Gesichtspunkte sein mögen, die sich aus der Debatte ergeben. Der Delegierte hat so abzustimmen, wie ihn das Syndikat abzustimmen beauftragt hat. So ist es denn eine alltägliche Erscheinung, daß ein Delegierter, der mehrere Syndikate vertritt, etwa zwei Stimmen für einen Antrag abgibt, eine gegen und mit einer Stimme sich enthält. Diese Stimmenthaltung ist dann gewöhnlich darauf zurückzuführen, daß das betreffende Syndikat dem Delegierten keinen Auftrag gegeben hat, in einem bestimmten Sinne zu stimmen, und der Delegierte sich nicht befugt hält, dem Syndikat seine persönliche Ansicht »aufzuzwingen«. Natürlich ist es durchaus möglich, daß die persönliche Ansicht des Delegierten sich von diesen drei Abstimmungsformen unterscheidet, daß der Delegierte es vorgezogen hätte, eine besondere Meinung zu formulieren. Aber er hatte keinen Auftrag. . .

Dem synthetischen Genie von Jaurès gelang es manchmal — bei weitem nicht immer —, die verschiedenen »Aufträge« unter einen Hut, in einen Beschluß zu vereinigen. Allerdings hatte er noch nicht mit den Trabanten von Moskau zu tun, die, im Kriege zum Sozialismus bekehrt, gewohnt sind, zu gehorchen. Nur wenige Syndikate beauftragen ihren Delegierten, so zu stimmen, wie er es im Interesse der Bewegung für richtig hält. Der ganze Aufwand an Rhetorik und Scharfslinn, der gewöhnlich in einem französischen Arbeiterkongreß entfaltet wird, dreht sich in der Hauptsache daher nur um die Gewinnung dieser kleinen Zahl von Mandaten, die nicht gebunden sind.

* * *

Die Leitung der Konföderation blieb zwar Sieger, aber nur mit einer knappen Mehrheit von 208 Stimmen, während der Kongreß von Orleans im Vorjahr den Bericht mit 1482 gegen 691 Stimmen gebilligt hat. Moskau war also ganz nahe an den Sieg herangerückt. Und nun begann eine große Redeschlacht um die wenigen freien Mandate. Sie endete mit einer unbe-

strittenen Niederlage der Moskowiter: mit 1572 gegen 1325 Stimmen wurde beschlossen, in der Amsterdamer Internationale zu bleiben. Die Mehrheit war aber auf 247 Stimmen gestiegen. Und doch hatten die Moskowiter den Anschluß an Moskau nur unter dem Vorbehalt der Autonomie der französischen Gewerkschaften vorgeschlagen.

Über die Schlacht war, das konnte man zu Beginn des Kongresses sagen, von vornherein verloren für Moskau. Ohne die oben geschilderte Tradition und Technik der Abstimmungen auf französischen Kongressen wäre die Niederlage der Moskowiter noch viel schwerer gewesen. Noch vierzehn Tage vor dem Kongreß von Lille schien es, als müßten die Moskowiter unfehlbar siegen. Und sie hätten vielleicht gesiegt — ohne Moskau. Über der Internationale Gewerkschaftskongreß der Bolschewisten hatte inzwischen beschlossen, daß die Gewerkschaften national und international mit der kommunistischen Partei organisch verbunden sein müßten. Damit hat er die Gewerkschaften zu einem Anhängsel der kommunistischen Partei gemacht. Damit hat er aber auch gezeigt, daß an den Bolschewisten die Entwicklung der letzten vierzig Jahre spurlos vorübergegangen ist.

Vor vierzig Jahren war es in der Sozialdemokratie noch üblich, die Gewerkschaften als die »Vorschulen« der Partei zu betrachten, die nur die Aufgabe hätten, die Arbeiter zu sammeln, für den kommenden Sturz des Kapitalismus bereitzuhalten. Diese Auffassung, die nie von Marx geteilt worden ist, haben am hartnäckigsten die Guesdisten in Frankreich vertreten. Seit die französischen Gewerkschaften sich von der guesdistischen Vormundschaft befreit haben, seit 1894, haben sie eiferrüchtig über ihre Autonomie gegenüber allen Parteien gewacht. Nun ist die Sozialdemokratie in Frankreich wieder gespalten in Sozialisten und Kommunisten. Daneben beginnen die Anarchisten wieder an Bedeutung zu gewinnen, obwohl ihre Bedeutung an sich sehr gering ist; vorläufig wenigstens.

Die Anarchisten gehen wohl gegen Amsterdam mit Moskau, sie wollen aber kein Anhängsel der kommunistischen Partei sein. Ebenso geht es jenen Syndikalisten der alten Schule, die die neue, reformistische Methode der Konföderation mißbilligen.

Es half den Moskowitern nichts, daß sie Tommasi, der dem Moskauer Kongreß beigewohnt und dem angeführten Beschluß zugestimmt hat, ausschiffen und zwingen, sein Amt als Sekretär des Seinekartells niederzulegen. Es half ihnen nichts, daß sie nicht mehr den Anschluß an Moskau ohne weiteres vorschlugen, sondern diesen an die Voraussetzung der Autonomie gegenüber der kommunistischen Partei knüpften. Sie konnten nach der ganzen Tradition der französischen Gewerkschaften die Schlacht nicht mehr gewinnen.

* * *

Man kann es getrost voraussagen: Lille war — nach Tours — der Höhepunkt des Bolschewismus in Frankreich. Jetzt kann es nur mehr abwärts gehen. Auch eine Oppositionspartei kann sich nur halten, wenn sie praktische Erfolge aufweisen kann, indem sie die regierenden Parteien zu Konzessionen zwingt. Dieses Erfordernis der praktischen Erfolge ist in den Gewerkschaften noch viel größer, weil man nur unter dem Zwange materieller Bedürfnisse Mitglied einer Gewerkschaft wird.

Den Bolschewisten sind solche Erfolge verwehrt. Ihre ganze Taktik kennt nur ein Ziel: die Eroberung der politischen Macht. Und auch dies zeigt, wie rücksichtslos die Bolschewisten sind. Das ist eine Auffassung von der gesellschaftlichen Entwicklung, die vor fünfzig Jahren in der Sozialdemokratie herumsprangte, die aber inzwischen der Erkenntnis Platz gemacht hat, daß Wirtschaftssysteme einander organisch ablösen.

Viele schließen also bereits den Zerfall des Bolschewismus in Frankreich in sich. Insofern war der Kongreß eine Entscheidungsschlacht, über deren Ausgang wir uns ehrlich freuen können.

Der Irrtum des bevölkerungspolitischen Kongresses der Stadt Köln

Von Wilhelm Schöttler

Mit großer Eile wurde vom 17. bis 21. Mai dieses Jahres ein bevölkerungspolitischer Kongreß durch die Stadt Köln einberufen. Beteiligt waren daran elf führende Organisationen, die sich auf den Gebieten der Volks- und Jugendwohlfahrt betätigen.¹

Bei der wichtigsten Frage der Gestaltung der künftigen deutschen Bevölkerungspolitik war es selbstverständlich, daß alle Interessierten Kreise mit Spannung auf die Ergebnisse des Kongresses warteten. Leider war die Enttäuschung über das Resultat sehr groß, denn der Kongreß hatte in seinem Programm, das allerlei Spezialgebiete der Sozialpolitik vorsah, die mit dem qualitativen Bevölkerungsproblem natürlich im Zusammenhang stehen, leider die Hauptaufgabe vergessen, die ein bevölkerungspolitischer Kongreß der heutigen Zeit hätte zu lösen versuchen müssen, nämlich die Frage, ob Deutschlands wirtschaftliche Lage, wie sie sich nach den Einwirkungen des Krieges und des Friedensvertrags ergab, künftig eine quantitative oder qualitative Einwirkung auf den Stand der Bevölkerung nötig mache, ob also die deutsche Bevölkerungspolitik künftig die Geburtenzahl fördern soll, wie dies bis zum Weltkrieg der Fall war, oder ob sie den anderen Weg gehen muß, die Bevölkerungszunahme zu beschränken, um mit dem vorhandenen Nahrungsspielraum nicht in Konflikt zu kommen. Eine klare Antwort hätte auf diese Frage zunächst gegeben werden müssen, und durch sie wäre der weitere Verlauf des Kongresses ganz erheblich beeinflusst worden.

Es ist längst gar keine strittige Frage mehr, daß man bei der Behandlung bevölkerungspolitischer Fragen zunächst auf die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Bevölkerung eingehen muß. Dies ist unbedingte Voraussetzung, und kein Nationalökonom, der je ein Problem der Bevölkerungspolitik behandelt hat, konnte an dieser Betrachtung vorbeigehen.² Wir scheiden in jeder Volkswirtschaft einerseits die Subjekte der Wirtschaft, die Bevölkerung, andererseits ihre Objekte, die wirtschaftlichen Güter — also hier Mensch, dort Natur. Zwischen Bevölkerung, wirtschaftlicher Güterwelt und der Art und Weise, auf welche jene ihren Bedarf an Saatgütern deckt, bestehen die engsten Wechselwirkungen. Einmal übt die Bevölkerung durch ihre Größe, die Art und Weise ihres Wachstums und ihre ganze Zusammenfassung einen tiefgehenden Einfluß auf die Wirtschaft aus.

¹ Näheres über den Verlauf des Kongresses siehe im Bericht von H. Lehmann im Heft Nr. 13 der Neuen Zeit vom 24. Juni 1921.

² Zum Beispiel Mathus, Bevölkerungsgeſetz; M o m b e r t, Grundriß der Sozialökonomik, II, 33, und S c h m o l l e r, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 1. Band, Die Bevölkerung, ihre natürliche Ueberlegung und Bewegung.

Die in der Bevölkerungsgliederung und Bevölkerungsgröße vor sich gehenden Veränderungen werden als Verschiebung einer der Entwicklungsbedingungen der Volkswirtschaft immer die größte Aufmerksamkeit verdienen, denn von der Zahl und den oben erwähnten Eigenschaften der Bevölkerung hängt vor allen Dingen die Arbeits- und Handlungsfähigkeit eines Volkes ab. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen eines Landes, der Stand der wirtschaftlichen Entwicklung stehen auf der anderen Seite in nicht minder enger Wechselwirkung zur Größe, Zusammenfassung und Bewegung der Bevölkerung. Der wirtschaftlichen Tätigkeit der Individuen sind durch die Natur, durch den vorhandenen Vorrat an materiellen Gütern bestimmte Grenzen gesetzt, die Richtung und Umfang bestimmen.

Mombert spricht bei diesen Wechselwirkungen zwischen Bevölkerung und Wirtschaft von einer ausgesprochenen Parallelität beider, das heißt die Entwicklung der einen nach einer bestimmten Richtung hin sei unmöglich, ohne daß die andere eine ganz bestimmte Form annähme. So ist beispielsweise eine bestimmte Dichte der Bevölkerung notwendig an eine bestimmte Stufe wirtschaftlichen Fortschritts gebunden, wie umgekehrt das Vorhandensein der letzteren davon abhängig ist, daß jene Bevölkerungsdichte erreicht ist. Die Frage, die man allgemein als Bevölkerungsproblem bezeichnet, bildet diese notwendige Parallelentwicklung zwischen wirtschaftlicher Güterwelt und Volkszahl, und die Schlagworte »Unter-« und »Überbevölkerung« bedeuten nichts anderes, als daß in dem Verhältnis von Wirtschaft und Bevölkerung diese Parallelität der Entwicklung fehlt.

Die vorstehenden Ausführungen sind unbestritten! Sie bilden den Grundstein jeder bevölkerungspolitischen Betrachtung. In der ganzen Geschichte sehen wir die ständigen Wechselwirkungen, den ständigen Widerstreit zwischen Volkszahl und wirtschaftlicher Güterwelt aufs deutlichste. Der menschliche Geist kann durch seine Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge je nach den Verhältnissen hier fördernd und dort hemmend eingreifen, denn jede wirtschaftliche Stufe, jede Zeit ist gezwungen, das Bevölkerungsproblem neu zu lösen.

Für unsere Zeit hätte man von dem bevölkerungspolitischen Kongreß der Stadt Köln eine Untersuchung im oben angeführten Sinne, also eine Untersuchung der heutigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands in ihrer Beziehung zur Volkszahl und so eine Klärung dieser wichtigsten Fragen erwarten sollen. Verglichen mit der wirtschaftlichen Lage Deutschlands der Vorkriegszeit haben wir heute zweifellos grundverschiedene Verhältnisse. Ich habe bereits in dem Artikel »Der deutsche Außenhandel und Deutschlands Bevölkerungskapazität« in dieser Zeitschrift hierauf hingewiesen (Nr. 17, S. 388). Durch die Einflüsse des Krieges und des Friedensvertrags wurde die deutsche Wirtschaft grundlegend verändert. Die ausländischen Kolonien, Unternehmen und Guthaben wurden uns weggenommen, die Handelsflotte mußte abgegeben werden, an landwirtschaftlicher Produktion und Rohstofferzeugung reichste Länderstrecken mußten abgetreten werden, große Leistungen an Geld, Materialien und Rohstoffen sind aufzubringen, der Markt für unsere früheren Exportprodukte wurde größtenteils durch andere Volkswirtschaften erobert — alles Dinge, die das frühere Exportland Deutschland schwer bedrohen.

Noch vieles wäre hier zu nennen, würde jedoch in diesem Rahmen zu weit führen. Es gibt auch bereits so viele Literatur, die auf das heutige Mißverhältnis zwischen Wirtschaft und Bevölkerung hinweist, daß sich nähere Angaben erübrigen.³ Leider hat es der Kölner bevölkerungspolitische Kongreß veräußert, sich mit dieser wichtigen Frage, der Voraussetzung jeder bevölkerungspolitischen Betrachtung, eingehend zu beschäftigen. Nur Professor Lindemann hat in seinem Referat über die sozialen Einflüsse auf die Familienbildung diese Frage behandelt. Schon seit

³ Zum Beispiel Mombert, Die Gefahr einer Überbevölkerung für Deutschland, 1919.

dem Jahre 1907 gleichlaufend mit der zunehmenden Verteuerung der Lebensunterhaltungsmittel, die mit der Verringerung der landwirtschaftlichen Produktion der Welt zusammenhängt, wurde von der Statistik ein Absturz sowohl der Eheschließungen wie der Geburten festgestellt. Ubrigens ist dies nicht nur in Deutschland der Fall, sondern auch in anderen europäischen Exportländern. Dann betont Lindemann in dem obigen Sinne die Veränderungen der Grundlagen der deutschen Wirtschaft durch den Krieg und seine Einwirkungen und fordert eine Beschränkung der Geburtenzahl.

Außer dieser kurzen Betrachtung Lindemanns im engen Rahmen seines Themas wurde nicht mehr auf dies wichtige Problem eingegangen, das in erster Linie zu klären die Aufgabe eines bevölkerungspolitischen Kongresses von heute gewesen wäre. Die weiteren Vorträge behandelten, wie gesagt, Fragen, die mehr allgemein-sozialpolitisch und wohlfahrtspflegerischer Natur waren und nur in weiterem Sinne mit der Bevölkerungspolitik in Beziehung stehen. Erst in zweiter Linie wären sie am Plage gewesen, oder man hätte sie sich auch ganz schenken können, da sie wenig Neues und Eigenes brachten und daher von einer sachlichen Förderung der behandelten Fragen nicht geredet werden kann.

Fassen wir als Ergebnis zusammen: Der Kölner bevölkerungspolitische Kongress hat die wichtige Frage, ob künftig eine quantitative oder qualitative Bevölkerungspolitik für unser Vaterland am Plage ist, in keiner Weise geklärt. Vielleicht hat man auch das Problem der Bevölkerungsquantität, das ja im Sinne der ultramontanen Konfession unabhängig von menschlicher Einwirkung bleiben soll, gern ungelöst gelassen, wie überhaupt Köln mit seiner katholischen Orthodoxie, die auch dem Kongress ihren Stempel aufdrückte, für die Behandlung dieser Fragen höchst ungeeignet war. Es war der große Irrtum des Kölner Kongresses, an der grundlegenden Frage jeder bevölkerungspolitischen Betrachtung, an der Frage der wirtschaftlichen Lage des heutigen Deutschlands in ihrer Beziehung zur Bevölkerungszahl vorübergegangen zu sein und die notwendige Konsequenz einer quantitativen Bevölkerungsbeschränkung nicht gezogen zu haben.

Ein weiteres wichtiges Problem, wert der Behandlung auf einem bevölkerungspolitischen Kongress, wäre die Frage gewesen, was wir mit den in Deutschland heute überflüssigen Menschenmassen anfangen. Hieran anschließend wären dann die Aussichten und Möglichkeiten einer Auswanderung näher zu untersuchen gewesen.

Neue Literatur über Arbeits- und Wirtschaftsrecht

Vesprochen von Dr. Georg Flafow

Dr. Artur Nufbaum, *Das neue deutsche Wirtschaftsrecht*. Berlin 1920, Verlag Julius Springer. Preis geheftet 16 Mark.

Das Eiltempo unserer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung seit 1914 hat es mit sich gebracht, daß über die Rechtsformen, in denen sich diese Entwicklung vollzogen hat, selbst unter den mit ihrer Anwendung befaßten Juristen ein hohes Maß von Unkenntnis besteht und nur der jeweilige Spezialist des Miet-, Arbeits-, Steuerrechts usw. die rechtlichen Vorschriften seines Gebiets einigermaßen kennt. Noch mehr fehlt es an einer systematischen Durchdringung der in den dicken Bänden des »Reichsgesetzblatts« angesammelten Materie, obwohl eine solche planmäßige Zergliederung — verbunden mit einer sorgfältigen Sichtung und Scheidung der Normvorschriften von denjenigen Bestimmungen, die den Keim neuer Rechtseinrichtungen in sich bergen — gerade vom sozialistischen Standpunkt aus dringend geboten wäre. Eine Hauptlücke in der sozialistischen Literatur aller Richtungen ist ja der Mangel an Arbeiten, die sich an Stelle der bloßen Kritik mit der positiven

Neuschöpfung von Rechtsinstitutionen befaßen und dadurch der sozialistischen Umformung zu dienen vermögen.

Das Kennzeichen der Rechtsentwicklung der letzten sieben Jahre ist einmal die Erfüllung des bisherigen sogenannten Privatrechts mit öffentlich-rechtlichen Vorschriften, sodann die Entstehung der verschiedenartigsten genossenschaftlichen Rechtsformen, deren Träger der Staat mit mannigfaltigen Befugnissen ausstattet. Der Staat bringt in steigendem Maße in das wirtschaftliche und soziale Leben ein und faßt sozial, beruflich, wirtschaftlich zusammengehörige Gruppen zu Einheiten zusammen. Zwangsbewirtschaftung, Kriegsgesellschaften, Mieterschutz, Siedlungsgesetzgebung, Verbindlicherklärung von Schiedssprüchen, Allgemeinverbindlicherklärung von Tarifverträgen kennzeichnen das Eindringen der Staatsgewalt in das bisherige Gebiet der Vertragsfreiheit und des Privateigentums. Mieterrat, Betriebsrat, Arbeitsgemeinschaft, Zwangssyndikat, industrielle Selbstverwaltungskörper, Konsumentenkommissionen sind die neuen kollektiven Gebilde.

Das vorstehende Buch gibt eine erste zusammenhängende Darstellung der Veränderungen des Wirtschaftsrechts (in weitestem Sinne) seit 1914, als deren hervorstechendsten Zug der Verfasser »die energisch einsetzende Sozialisierung des Rechts« bezeichnet. Ob man die Kriegsmassnahmen, soweit sie nur aus den Notwendigkeiten einer rings belagerten Festung geboren sind, wirklich als »sozialistisch« ansprechen kann, hängt davon ab, ob man als Wesensmerkmal des Sozialismus schon die bloße Planmäßigkeit der Wirtschaft und der Einengung der Vertragsfreiheit und des Privateigentums, wenn auch in noch so bürokratischer, von oben her reglementierender Form, betrachtet oder erst in der hinzutretenden wirtschaftlichen Selbstverwaltung aller der Arbeitenden (»Gildensozialismus«) eine echte sozialistische Wirtschaftsform erblickt.

In sechs Abschnitten des Buches ist der Schuldnerschutz, der Geld- und Kapitalverkehr, der sonstige Güterumsatz, insbesondere Warenhandel, die Ausdehnung der öffentlichen Wirtschaft, das Grundstücksrecht (einschließlich des Mietrechts) und das Arbeitsrecht behandelt. Ein erheblicher Teil der dargestellten Gesetze und Verordnungen ist inzwischen durch die Rückkehr zur freien Wirtschaft außer Kraft gesetzt. Wirksam sind noch und werden sicherlich eine weitere Ausdehnung erfahren die Bindungen im Grundstücks- und Arbeitsrecht sowie die gemeinwirtschaftlichen Organisationen der wichtigsten Rohstoffe (Kohle, Kali, Eisen, Schwefelsäure, Leer). Hier liegen die Wurzeln einer sozialistischen Gestaltung in jenem obengenannten engeren Sinne der Selbstverwaltung, die sich heute auf dem Boden der Parität von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Vermietern und Mietern vollzieht, nach einer etwaigen Enteignung der Privateigentümer aber zu einer reinen Selbstverwaltung aller Berufstätigen sich entwickeln kann.

Auf diesen ebengenannten Gebieten des neuen Wirtschaftsrechts finden sich die modernen Rechtsformen des Betriebsrats und Mieterrats (den letzteren erwähnt Rußbaum nicht, obwohl er eine — in der Literatur allerdings bisher meines Wissens nicht gewürdigte — Parallele zu dem Betriebsrat darstellt — vergleiche Mieterschaft — Belegschaft, Mieterrat — Betriebsrat — und der Regierungsentwurf eines Gesetzes über Regelung der Mietzinsebildung in § 16 die Entwicklungsfähigkeit dieses neuen Kollektivorgans beweist); hier tritt besonders deutlich der sogenannte Kontrahierungszwang hervor, das ist die Vertragsschaffung durch öffentlich-rechtliche Organe statt durch freie Vereinbarung (im Mieterschutz, Einstellungsverbindlicherklärung von Tarifverträgen). Hier machen sich die Probleme des Organisationszwangs und des Überganges von freien zu gesetzlichen Interessensvertretungen (vergleiche dazu meinen Aufsatz in Nr. 24 und 25 vom 11. und 18. März 1921) am stärksten bemerkbar.

Rußbaum verzichtet im allgemeinen auf allzu theoretische Betrachtungen; er zeigt in großen Umrissen die Grundgedanken einer im Werden begriffenen neuen

Rechtsordnung und führt den Leser mit sicherer Hand durch das Geftrüpp der Gesetzes- und Verordnungsfälle, von den wirtschaftlichen Gesetzen des 4. August 1914 an bis zu den Ausführungsgesetzen des Versailler Vertrags. Seine Schrift wird für denjenigen, der die Veränderungen unseres Wirtschaftslebens im Spiegel des Rechts verfolgen will und nicht Zeit und Gelegenheit zu Spezialstudien hat, ein willkommener Wegweiser sein.

Das Buch schließt Mitte Juni 1920; es soll nach einer Bemerkung im Vorwort durch Nachträge auf dem laufenden gehalten werden.

Dr. Alfred Hueck, *Das Recht des Tarifvertrags*. Berlin 1921, Verlag von Franz Vahlen. Preis gebestet 16 Mark.

Der Tarifvertrag, der bis zur Revolution eine dem Gesetzgeber fremde Erscheinung des sozialen Lebens war und sich nur mühsam unter den Juristen seine Anerkennung als rechtswirksamer Vertrag errungen hatte, erfuhr in der bedeutsamen Verordnung der Volksbeauftragten vom 23. Dezember 1918 seine erste vorläufige Regelung. An ihre Stelle wird in absehbarer Zeit ein Tarifvertragsgesetz treten, für das soeben im »Reichsarbeitsblatt« Nr. 13 vom 15. April 1921 ein durch die Arbeiten des Genossen Einzelheimer beeinflusster Entwurf des »Arbeitsausschusses für ein einheitliches Arbeitsrecht« veröffentlicht worden ist. Das vorliegende Buch ist die zurzeit einzige systematische Darstellung des Tarifvertragsrechts auf Grund der Verordnung vom 23. Dezember 1918. Die Verordnung hat bekanntlich nur zwei Punkte des Tarifvertragsrechts geregelt; sie hat die lange umstrittene Frage der Unabhängbarkeit der im Tarifvertrag enthaltenen Normen des Einzelarbeitsvertrags im Sinne der Unabhängbarkeit gesetzlich entschieden und ferner durch das Mittel der Allgemeinverbindlicherklärung die Möglichkeit gegeben, Tarifverträge, die von überwiegender Bedeutung für den jeweiligen Berufskreis sind, zwangsweise zur Grundlage aller Einzelarbeitsverträge in diesem Berufskreis zu machen. Nicht geregelt hat dagegen die Verordnung das Problem der Haftung aus Tarifverträgen, die, wie gegenüber einer rechtsirrtümlichen Bemerkung der »Freiheit« über den jüngst veröffentlichten Entwurf besonders bemerkt sei, gerade nach dem geltenden Recht unbeschränkt besteht und nur durch besondere gesetzliche Regelung, wie der Entwurf vorschlägt, beschränkt werden kann.

Der Verfasser gibt eine klare, übersichtliche Darstellung des geltenden Rechts, wobei vor allem die sogenannte normative und obligatorische Funktion des Tarifvertrags (das heißt, daß er einmal die Normen der in seinem Bereich abgeschlossenen Einzelarbeitsverträge, zugleich aber gegenseitige Verpflichtungen der Vertragsschließenden, also heute regelmäßig der Verbände, enthält) scharf geschieden sind. Hueck behandelt neben dem von ihm als »gesetzmäßig« bezeichneten Tarifvertrag im engeren Sinne des § 1 der Verordnung vom 23. Dezember 1918, der Schriftform und — auf Arbeitnehmerseite — Abschluß durch einen Verband voraussetzt, auch den Tarifvertrag im weiteren Sinne, der jene beiden Erfordernisse nicht aufweist. Mit Rücksicht auf den letzteren, nicht gesetzmäßigen Tarifvertrag, der heute nur noch sehr selten vorkommen dürfte, behandelt er ferner das für den gesetzmäßigen Tarifvertrag nicht mehr aktuelle, weil gesetzlich entschiedene Problem der Unabhängbarkeit, die er — in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Literaturverständigen, darunter zum Beispiel auch Einzelheimer — verneint.

In der Streitfrage, wer Vertragspartei des Tarifvertrags ist, ob der Verband oder seine Mitglieder oder beide, stellt Hueck sich grundsätzlich auf den Boden der meines Erachtens allein richtigen Verbandstheorie, die auch der Verordnung vom 23. Dezember 1918 zugrunde liegt. Sehr zweifelhaft scheint mir, ob die vom Verfasser vertretene weite Ausdehnung des Begriffs »Arbeitsvertrag« im Sinne des Tarifvertragsrechts (§ 21) zutrifft, wonach ein Vertrag zwischen Stadtgemeinde und Straßenbahn über einen Straßenbahn(beförderungs)tarif ein Tarifvertrag im Sinne der Verordnung ist (§ 59). Damit ist meines Erachtens der Boden des

Tarifvertrags als der kollektiven Regelung des Arbeitsverhältnisses von Arbeitnehmern im sozialen Sinne vollständig verlassen; die Straßenbahn ist nie und nimmer in diesem Sinne Arbeitnehmer, weil sie die Arbeit der Personenbeförderung leistet.

Eine Anzahl Probleme, die besonders in der Zeit nach Entstehung des Buches, das anscheinend 1919 verfaßt ist, aufgetaucht sind, sind leider unberücksichtigt geblieben. Hierzu gehört zum Beispiel die sehr wichtige Streitfrage, die sich an den Begriff der »Arbeitnehmervereinigung« (§ 1 der Verordnung vom 23. Dezember 1918) anknüpft und vor allem in der Landwirtschaft zu heftigen Kämpfen zwischen freier und christlicher Landarbeitergewerkschaft einerseits und der Arbeitnehmergruppe des Landbundes andererseits geführt hat. Hier zeigen sich die Folgen des Umstandes, daß die Verordnung vom 23. Dezember 1918 wohl die Gewerkschaften als Träger der Tarifverträge voraussetzt, aber keinen Versuch macht, näher zu bestimmen, was eine »Arbeitnehmervereinigung« ist. Nicht berührt sind ferner alle Fragen, die vornehmlich durch das Inkrafttreten des Betriebsrätegesetzes entstanden sind, das der Verfasser nur erst als Entwurf an einer Stelle erwähnt. Das Verhältnis von Betriebsvertretung und Gewerkschaft, von Betriebsvereinbarung und Tarifvertrag bedarf noch gründlicher rechtlicher, vielleicht sogar gesetzlicher Klärung; im Zusammenhang damit steht die Neuregelung des Zustandekommens der Arbeitsordnung durch das Betriebsrätegesetz, deren bisher einseitiger Erlaß vom Verfasser mehrfach zur Stütze seiner theoretischen Darlegungen herangezogen ist (S. 18, 33); Arbeitsordnung und Tarifvertrag sind jetzt einander sehr ähnlich geworden, was sich praktisch zum Beispiel darin zeigt, daß sehr viele Arbeitsordnungen jetzt von Verband zu Verband, also als Inhalt eines Tarifvertrags vereinbart werden, wobei die gleichen Bestimmungen, die im Tarifvertrag als Norm des Einzelarbeitsvertrags stehen könnten, in dem verabredeten Muster der Arbeitsordnung enthalten sind.

Diese Bemerkungen beeinträchtigen den Wert des Buches nicht, dessen Studium all denen empfohlen werden kann, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, die ältere zum Teil jetzt durch die Verordnung vom 23. Dezember 1918 überholte tarifrechtliche Literatur zu studieren.

Theodor Brauer, Das Betriebsrätegesetz und die Gewerkschaften. Jena 1921. Verlag Gustav Fischer. Preis broschiert M. 4.50.

Das vorliegende Buch stellt die Doktorarbeit des bekannten Theoretikers der christlichen Arbeiterbewegung dar, der darin eine Anzahl Probleme behandelt, die für die gesamte Gewerkschaftsbewegung von größter Bedeutung sind. Sicherlich enthält das Betriebsrätegesetz erhebliche syndikalistische Tendenzen, indem es den Schwerpunkt des Organisationsstrebens des Arbeiters, der bisher nur in der Berufsorganisation lag, in der Richtung zur gesetzlichen Betriebsvertretung verschiebt. Daraus erklären sich zum Teil die ursprünglichen Bedenken mancher gewerkschaftlicher Kreise gegen die Schaffung oder den weiteren Ausbau von Betriebsvertretungen und das Streben, soweit möglich, Betriebsrat und Gewerkschaft in enge Verbindung miteinander, ja ersteren in Abhängigkeit von letzterer zu bringen und den gewerkschaftlichen Abmachungen, den Tarifverträgen, den Vorrang vor aller Tätigkeit der Betriebsvertretungen zu sichern. Die an den Betrieb anknüpfende Tendenz entspricht andererseits der namentlich in freigewerkschaftlichen Kreisen beachtlichen Tendenz zur Bildung von Industrieverbänden, deren Organisationsprinzip nicht der Beruf, sondern das Gewerbe und der Betrieb ist, eine Strömung, deren Berechtigung aus dem von Brauer angeführten Beispiel des Bergbaus verständlich ist, wo nach dem Bericht eines Delegierten auf dem Nürnberger Gewerkschaftskongress in manchen Gruben 12, 15, 18, 20 und mehr Organisationen vertreten sind. Welche Vorteile da der als Einheit gegenüberstehende Unternehmer hat, ist klar. Mit dem Problem des Industrieverbandes beschäftigen sich die Ge-

werkschaften zurzeit eingehend, und das Betriebsrätegesetz verstärkt die industrieverbandsfreundliche Richtung, indem der Betriebsrat die einheitliche Vertretung aller Arbeitnehmer ist, die nur regelmäßig — und auch das nicht notwendig — aus getrennten Wahlen der Arbeiter und Angestellten hervorgeht.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, behandelt Brauer in sehr anschaulicher Weise in drei Abschnitten die Wirkung des Betriebsrätegesetzes auf das Problem einer Änderung der gewerkschaftlichen Organisationsform, auf das Verhältnis von Arbeitern und Angestellten und auf die Möglichkeit, daß die Betriebsräte in werkvereinsähnlicher Art in die Hand der Arbeitgeber geraten. Als Schlußfolgerung bezüglich des Problems der Organisationsform fordert er die erhöhte volkswirtschaftliche Einstellung der Gewerkschaften — über die bloße Vertretung von Lohnfragen hinaus; dadurch sollen die Gewerkschaften sich mit den geschäftlich den Betriebsräten zugewiesenen wirtschaftlichen Aufgaben vertraut machen; er verlangt ferner auf dem Gebiet der gewerkschaftlichen Lohnpolitik Maßnahmen, die der Erhaltung des Berufsverbandes dienen und schließlich den Ausbau der Einrichtung der Betriebsräte, indem diesen weitere betriebliche Aufgaben übertragen werden, zum Beispiel auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung der Arbeitnehmer des Betriebs, der Verwaltung von Wohlfahrts Einrichtungen, der Lehrlingsausbildung usw.

Unerwähnt läßt Brauer den — ihm wohl seinerzeit noch nicht bekannten, von den freien Gewerkschaften inzwischen eingeschlagenen — Weg zur Verhinderung antigewerkschaftlicher Tendenzen der Betriebsräte durch deren gewerkschaftliche Zusammenfassung. Dieser inzwischen auch von den anderen Gewerkschaftsrichtungen in gewissem Umfang beschrittene Weg dürfte das genannte Ziel sicherlich erreichen. Er bereitet zugleich die allmähliche Umgestaltung der Berufsverbände zu Industrieverbänden vor. Allerdings sieht diese Art, die Betriebsräte zu organisieren, eine Auffassung voraus, die im »Betrieb« bloß die Zelle des Gewerbes erblickt und dessen gemeinwirtschaftliche Regelung in weitestem Umfang zum Ziele hat, eine Anschauung, die Brauer wohl grundsätzlich nicht teilt.

Eine irrtümliche Gesetzesauslegung findet sich S. 28: § 33, Absatz 2 des Betriebsrätegesetzes bezieht sich nicht auf die Minderheitsrichtungen der Organisationen, sondern auf die Minderheitsgruppen der Arbeitnehmer (Arbeiter und Angestellte).

Notizen

Berichtigung. Der Verfasser des in Nr. 15 erschienenen Aufsatzes »Der Selbstmord Alteuropas«, Hermann Lutz (München), ersucht uns um Abdruck folgender ihm vom früheren deutschen Gesandten in Rumänien, Freiherrn von dem Bussche, zugegangenen Richtigstellung:

Der englische Brigadegeneral Ch. B. Thomson, der in den Jahren 1914 bis 1918 in Bukarest englischer Militärattaché war, hat in einem Buche, genannt »Der Selbstmord Alteuropas«, das in der Neuen Zeit vom 8. Juli 1921 von Herrn Hermann Lutz besprochen worden ist, behauptet, der Eintritt Rumäniens in den Krieg wäre für mich zu schnell erfolgt; ich hätte verräterische Beweise für die Niedrigkeit, zu der meine Regierung, um den Krieg zu gewinnen, herabsteigen konnte, hinterlassen; wäre meine Abreise nicht so überhastet vor sich gegangen, so hätte ich entweder die Mittel zur Vergiftung des Wassers der Stadt mit mir genommen oder sie zur fürchterlichen Anwendung gebracht. — Der edle General, der gegen den Willen der Rumänen die Quellen des Landes zerstören ließ, damit sie nicht in deutsche Hände fielen, und der dadurch dem Lande unendlichen Schaden zufügte, ohne unserer Kriegsführung ernstlich zu schaden, stellt da eine sehr leichtfertige Be-

hauptung auf, die selbst die rumänische Regierung nicht aufgestellt hat. Hätte Herr Thomson die Veröffentlichung der rumänischen Regierung wieder durchgelesen, die in der ganzen Welt von Northcliffe & Co. verbreitet worden ist, so würde er gesehen haben, daß es sich etwas anders verhielt.

Der deutsche Generalstab hat ebenso wie die feindlichen versucht, in den feindlichen Ländern hinter der Front der feindlichen Kriegsführung Schwierigkeiten zu bereiten. Das ist allbekannt, und die Feinde haben in Deutschland leider mit Erfolg gearbeitet. Wir haben das auch in Rußland getan, und ein Teil dieser Versuche ging über Rumänien. Wer diese Arbeiten machte, war der Gesandtschaft unbekannt. Die Sendungen an diese Leute gingen, wie ich später erfahren habe, meist auf Schleichwegen über die Berge. Schon längere Zeit vor dem Eintritt Rumäniens in den Krieg wurden Leute in Galaß verhaftet, die Sprengstoffe nach Rußland hineinbringen wollten. Der rumänische Minister des Innern machte mir davon Mitteilung und verhinderte das Bekanntwerden.

Von dem Falle, auf den Herr Thomson Bezug nimmt, erfuhr ich lange nach meinem Eintreffen in Berlin. Was sich zugetragen hatte, ist folgendes: Einer der deutschen Agenten oder der deutsche Agent — ich habe keinerlei Ahnung, ob es einer oder mehrere waren, denn ich kannte die Leute nicht und wollte nichts mit ihnen zu tun haben —, der mit solchen Anschlägen für Rußland betraut war, hielt die Lage in Rumänien kurz vor der rumänischen Kriegserklärung für seine Person nicht mehr für sicher. Er verschwand daher aus Rumänien und stellte, ohne daß ich etwas erfuhr, in den Kellerräumen der Gesandtschaft, wo bei der großen Anzahl von arbeitenden Beamten eine genaue Kontrolle durch mich persönlich nicht möglich war, einige kleine Kisten unter, die der Kanzleidiener in Verwahrung nahm. Hätte ich davon Kenntnis gehabt und hätte ich in diesen Kisten etwas Verdächtigtes vermutet, so hätte ich, da wir nach der Kriegserklärung Rumäniens noch mehrere Tage in der Gesandtschaft blieben, reichlich Gelegenheit gehabt, die Kisten zu beseitigen. Ich wußte aber nichts von ihrer Existenz. Nach unserer Abreise wollte die rumänische Regierung die Gesandtschaften der feindlichen Länder zu Lazarettzwecken benutzen. Der amerikanische Gesandte, der die deutschen Interessen vertrat, teilte dies dem zurückgelassenen deutschen Kanzlisten mit und sagte ihm, er möchte im Hinblick auf diese Möglichkeit dafür sorgen, daß den Rumänen nicht Sachen in die Hände fielen, die sie nicht sehen sollten. Der Kanzleidiener erinnerte sich nun der kleinen Kisten und öffnete eine, wobei er zu seinem Schrecken bemerkte, daß sie Sprengstoffe enthielt. Er teilte seine Wahrnehmung dem Kanzlisten mit, und die beiden beschloßen, die Kisten im Garten der Gesandtschaft zu vergraben. Bei dieser Tätigkeit wurden sie von dem österreichischen Untertanen Andreas Maffeo, der als Hilfskanzleidiener gleichfalls in Bukarest verblieben war, beobachtet. Dieser teilte bald darauf seine Beobachtung der rumänischen Polizei mit. Man grub mit der Genehmigung des amerikanischen Gesandten — nach Völkerrecht hätte der Gesandte dies ablehnen müssen — an den von dem Verräter angegebenen Stellen und fand 50 Kavalleriesprengpatronen mit Zündern sowie Bazillenkulturen, um Pferde und Rindvieh zu verseuchen. Von einer Absicht, diese Dinge in Rumänien selbst zu verwenden, kann keine Rede sein. Die Patronen sollten zu Brückensprengungen dienen, und durch die Kulturen sollten Pferde- und Viehtransporte in Rußland geschädigt werden. Daß das Wasser von Bukarest vergiftet werden sollte, ist eine Unterstellung, die Herrn Thomson keine Ehre macht. Zur Vergiftung der Bukarester Trinkwasserleitung waren die Kulturen wegen der geringen Mengen und dann auch an und für sich, wie jeder Arzt bekunden kann, ungeeignet.

Der Verräter Andreas Maffeo wurde später vom österreichischen Feldgericht zum Tode verurteilt, aber auf Grund meiner Fürsprache nicht hingerichtet. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Zur Kritik des Programmentwurfs. Von S. Cunow. III.
(Schluß.)

Amerikanischer Syndikalismus. Von Max Schippel.

Die Diktatur in Theorie und Praxis. Von Franz Lauf-
kötter. I.

Zwei Kämpfer des Vormärz. Ein Gedenkblatt.
Von J. Kliche.

Literarische Rundschau: Wilhelm Mautner, Der Bolsche-
wismus. + Leo Feistenberg, Musikerziehung und Musik-
pflege. + Dr. Wilh. R. Ehardt, Meeresvögel.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Verzeichnis der in der Redaktion eingelaufenen Druckschriften

Die wichtigsten Schriften werden in der Literarischen Rundschau besprochen.

- Bye, Philipp**, Freiwirtschaft. Ein Ausweg gegenüber der vermeintlichen Zwangswahl zwischen Kapitalismus und Sozialisierung. (Aus dem Englischen.) Erfurt, Freiland-Freigeldverlag. 16 S. Geh. 2 M.
- Nadel, Karl**, Der zehnte Kongreß der Kommunistischen Partei Rußlands. Leipzig, Kommissionsverlag Franke. 28 S. Geh. 50 Pf.
- Soll die Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands eine Massenpartei der revolutionären Aktion oder eine zentristische Partei des Wartens sein? Zweite Auflage. Hamburg, Karl Hoym Nachf. 119 S. Geh. M. 1.50.
- Rifat, Mansur**, Das Geheimnis der Ermordung Talaat Paschas. Ein Schlüssel für das englische Propagandasystem. Berlin, Morgen- und Abendlandverlag. 98 S.
- Roland-Holst, Henriette**, Partei und Revolution. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 64 S.
- Rubinstein, S.**, Romantischer Sozialismus. Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution. München, Dreimaßenverlag. 417 S.
- Schult, Joh.**, Das Jugendproblem in der Gegenwart. Berlin, Hauptvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands. 30 S. Geh. 2 M.
- Schuster, W.**, Der Dant des Vaterlandes. Berlin, Franke Verlag. 15 S.
- Schwiebland, C.**, Grundzüge der Weltgestaltung. Betrachtung unserer wirtschaftlichen und seelischen Krise. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 34 S. Geh. M. 4.50.
- Sinowjew, G.**, Zwölf Tage in Deutschland. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Hoym Nachf., Hamburg. 91 S. Geh. 2 M.
- Sonnenschein, S.**, Aufruhr und Macht zur Freiheit. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 82 S.
- Spartakus**, Der Jud' ist Schuld! Ein ernstes Wort an alle Kleinbauern, Häusler und Landarbeiter. Herausgegeben von der Abteilung Land der V. R. P. D. Berlin, Franke Verlag.
- Thurnwald, H.**, Die Gemeinde der Banaro. Ehe, Verwandtschaft und Gesellschaftsbau eines Stammes im Innern von Neuguinea. Aus den Ergebnissen einer Forschungsreise 1913 bis 1915. Stuttgart, Ferd. Enke. 274 S. Geh. 52 M.
- Troßki, L.**, Der Charakter der russischen Revolution. Wien, Arbeiterbuchhandlung. 54 S.
- Unfried, C.**, Die Agrarfrage. Leidsfaden zum Kursus für Landagitatoren. (Dispositionen und Zahlenmaterial.) Berlin, Franke Verlag. 29 S. Geh. M. 1.50.
- Varga, C.**, Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft. Verlag der Kommunistischen Internationale. Auslieferung für Deutschland Hoym Nachf., Hamburg. 64 S. Geh. M. 1.50.
- Weigel, Adolf**, Mitteilungen für Bücherfreunde. Vierte Folge Nr. 2: Neueste Literatur seit Nießche usw. Leipzig, Selbstverlag der Buchhandlung Weigel. 40 S.
- *** Der Hochverratsprozeß gegen Heinrich Brandler vor dem außerordentlichen Gericht am 6. Juni 1921 in Berlin. Berlin, Franke Verlag. 46 S.
- *** Die deutsche Reparationsschuld. (Auf Grund des Londoner Beschlusses vom 5. Mai 1921.) Ihr Umfang und die Art ihrer Abtragung. Berlin, Zentralverlag. 34 S. Geh. M. 2.50.
- *** Die Not der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland. Herausgegeben vom Mesamt für die Frankfurter internationalen Messen. 47 S.
- *** Die Sowjetaktion gegen die Gewerkschaften. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 47 S.
- *** Gegen die Zerkümmern der deutschen Volksschule. Ein Mahnruf an das deutsche Volk vom Deutschen Lehrerverein. Berlin, Selbstverlag des Deutschen Lehrervereins. 16 S.
- *** Städtische Milchversorgung und landwirtschaftliche Brennereien. Bad Nauheim, Reformbund der Gutshöfe. 20 S.
- *** Streiflichter auf den oberschlesischen Aufstand. Ohne Verlagsangabe. 15 S.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21

Ausgegeben am 19. August 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Kritik des Programmentwurfs¹

Von Heinrich Cunow

(Schluß statt Fortsetzung)

III

Was soll im neuen Programm an die Stelle der Erfurter Entwicklungsprognose treten?

Von einer Aufnahme der Erfurter Entwicklungsschematik in den Entwurf eines neuen Parteiprogramms kann demnach keine Rede sein. Aber könnte man denn nicht eine den Erfahrungstatsachen besser entsprechende Entwicklungsprognose an die Spitze des neuen Programms stellen? Zwar fehlt sie in den meisten Programmen der sozialistischen Parteien des Auslands, und auch das Eisenacher wie das Gothaer Einigungsprogramm enthielten solche Prognose nicht; aber unsere noch in den Anschauungen des Erfurter Programms befangenen Anhänger werden sie vermissen, und zudem hat es einen gewissen agitatorischen Wert, wenn den Massen erklärt wird, die gesellschaftliche Entwicklung gebäre aus sich selbst mit innerer Notwendigkeit die sozialistische Wirtschaftsordnung. Dieser Ansicht scheint auch Friedrich Stampfer zu sein. In einem Artikel des »Vorwärts« (Nr. 339 vom 21. Juli) meint er:

Der Grundgedanke des Erfurter Programms, daß die Partei bewußtes Werkzeug einer wissenschaftlich erkannten Entwicklung sein müsse, war richtig; er verlangt jetzt aber eine andere Ausführung. Das Erfurter Programm rechnete mit einem Katastrophenpunkt dieser Entwicklung, an dem die Partei erst zur vollen Entfaltung ihrer Aktivität gelangen sollte; da aber dieser Punkt ziemlich weit im Zukunftsnebel lag, mußte es darauf verzichten, für den Augenblick seines Eintritts Verhaltensmaßregeln zu geben; es mußte sich auf zunächstliegende, auch innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung durchführbare Forderungen beschränken.

Gewiß, die Versicherung, unsere gesellschaftliche Entwicklung treibe mit Sicherheit dem Sozialismus entgegen, und die Sozialdemokratische Partei sei lediglich ein ausführendes, »bewußtes Werkzeug« dieser Entwicklung, hat eine gewisse agitatorische Wirkung, wenn auch durch solche Darstellung nach meiner Meinung andererseits jene Parteigenossen in ihrem indolenten Fatalismus bestärkt werden, die da erklären: »Warum soll man sich denn so anstrengen, es kommt ja doch alles, wie es soll!« Doch wie soll die von Stampfer erhobene Forderung erfüllt werden? Er selbst macht keinen konkreten Vorschlag im »Vorwärts«, und ebenso wenig habe ich in irgendeinem anderen Parteiblatt irgendwelche Vorschläge gefunden. Auf die Ausführung

¹ Ich hatte beabsichtigt, diesem dritten Artikel einen vierten folgen zu lassen, der sich mit den einzelnen Spezialforderungen des neuen Programmentwurfs beschäftigt. Da mir aber einige Mitarbeiter bereits Artikel über derartige Forderungen zugesandt oder angekündigt haben, möchte ich zunächst meine Mitarbeiter zu Worte kommen lassen.

Heinrich Cunow

kommt aber alles an. Soll der gewünschte Passus im neuen Programm etwa folgendermaßen heißen: »Alle gesellschaftliche Entwicklung ist eine gesetzmäßige, und auch der Fortschritt zur sozialistischen Gesellschaftsordnung vollzieht sich mit geschichtlicher Notwendigkeit nach bestimmten die Entwicklung beherrschenden Bewegungsgesetzen vermittelt der immer mehr an wirtschaftlicher, politischer und geistiger Bedeutung im gesellschaftlichen Lebensprozeß zunehmenden Arbeiterklasse.«

Ich glaube, eine solche oder eine ähnliche abstrakte Formulierung des marxistischen Entwicklungsgebankens würde durchaus nicht die agitatorische Wirkung haben, die nach dem Wunsche vieler das neue Programm haben soll. Von den meisten würde sie überhaupt kaum richtig verstanden werden, und zwar nicht nur von den sogenannten »politisch Ungebildeten«, denn wie ich schon im vorigen Artikel erwähnte, wird in unserer Partei der Marxistische Begriff der sozialen Gesetzmäßigkeit und der geschichtlichen Notwendigkeit sehr verschieden interpretiert.

Soll die Entwicklungsprognose den gewünschten Zweck haben, muß sie von bestimmten heutigen Erfahrungstatsachen und Sozialerscheinungen oder auch von bestimmten unterstellten Bewegungsgesetzen (beziehungsweise Tendenzen) ausgehen und zeigen, wie auf solcher Grundlage sich die Entwicklung künftig in ganz bestimmter Richtung vollziehen muß, das heißt die Verfasser der theoretischen Einleitung des neuen Programms müssen zu einem ähnlichen Entwicklungsschema greifen, wie es das Erfurter Programm aufweist, und heutige Erfahrungstatsachen in die Zukunft hineinprojizieren. Alle derartigen Konstruktionen haben aber meines Erachtens nur einen höchst zweifelhaften hypothetischen Wert. Gerade als marxistischer Soziologe, der der Ansicht ist, daß die soziale Entwicklung sich nicht gradlinig in einmal eingeschlagener Richtung, sondern gewissermaßen in einer Zickzack- und Kurvenlinie vollzieht und die verschiedenen gesellschaftlichen Entwicklungsperioden nicht immer von gleichen Bewegungsgesetzen oder -tendenzen beherrscht werden (oder doch wenigstens, wo einzelne gleiche Tendenzen vorhanden sind, diese infolge der Gegenwirkung anderer Tendenzen nicht immer gleiche soziale Erscheinungen zur Folge haben müssen), halte ich alle derartigen Zukunftsentwicklungskonstruktionen für höchst unsicher und irreführend. Wenn so viele Entwicklungsvoraussetzungen und -verheißungen, die wir bei früheren Volkswirtschaftlern, Historikern und Sozialphilosophen, auch bei Marx und Engels, finden, sich entweder gar nicht oder doch nur zum Teil erfüllt haben — worin liegt der Grund? Nicht darin, daß die Konstrukteure, wie gewöhnlich behauptet wird, ihrer Phantasie zu freiem Lauf ließen, sondern darin, daß sie die von ihnen wahrgenommenen sozialen Erscheinungen und Entwicklungstendenzen in die Zukunft hineinverlängerten, sich die Zukunft also als bloße Verlängerung der Gegenwart vorstellten, nur daß sie meist die Wirkung der von ihnen wahrgenommenen Tendenzen noch vergrößerten. Ist aber, wenn wir heute in irgendeinem auf einer bestimmten Entwicklungsstufe stehenden kapitalistischen Wirtschaftsgebiet eine bestimmte Tendenz der Betriebskonzentration, der Kapitalanhäufung, der Mehrwertsteigerung, der Lohnsenkung, der Verelendung usw. wahrnehmen, damit schon ohne weiteres gesagt, in Zukunft müßten diese Tendenzen in gleicher Weise oder gar

noch weit schärfer hervortreten; können sie nicht — um einen Marxschen Ausdruck zu gebrauchen — »umschlagen«?

Vielleicht wird mancher Leser sagen: »Das mag alles richtig sein, aber bei einem Parteiprogramm kommt es nicht in erster Linie auf die Wissenschaft, sondern auf die Verwertbarkeit seiner Sätze in der Agitation an.« Ich halte das für verkehrt: ein Parteiprogramm soll sicherlich keine bloße wissenschaftliche Abhandlung sein, aber direkt verstoßen gegen wissenschaftliche Erkenntnis soll es ebensowenig.

Gerade in der Jetztzeit wäre es meines Erachtens völlig verfehlt, von heutigen Wirtschaftsercheinungen in Deutschland auf die Wirtschaftsgestaltung der Zukunft zu schließen; denn man kann die heutigen Wirtschaftszustände sicherlich nicht als normale, an sich durch den Charakter der kapitalistischen Produktionsweise bedingte Erscheinungen betrachten. Was die nächste Zeit auf wirtschaftlichem Gebiet bringen wird, war vielleicht niemals so unsicher, so in undurchsichtigen Nebel gehüllt wie heute. Tatsächlich finden wir denn auch in unseren Reihen die widerspruchsvollsten Entwicklungs- und Zukunftsvorstellungen! Manche, die einst zu Beginn des Krieges von dem demnächstigen Zusammenbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems träumten und sich bereits aus dem Kriegschaos den Sozialismus gleich dem Wundervogel Phönix erheben sahen, sind auch heute noch nicht von ihrer Hoffnungslosigkeit kurier und glauben, daß wir uns im besten sozialistischen Fahrwasser befinden und mit vollen Segeln in eine sozialistische Wirtschaftsära hineinsteuern. Andere sind durch die letzten beiden Jahre eines Besseren belehrt worden; sie glauben zwar, daß das kapitalistische System völlig »abgewirtschaftet« hat und nur der Sozialismus als Rettungsmittel übrigbleibt, aber der Weg, der zu ihm führt, sei, so meinen sie, recht lang und holperig. Dritte sind gegenüber dem ganzen Wirtschaftstreiben skeptisch geworden; sie meinen, es müsse ein noch weit größerer wirtschaftlicher Zusammenbruch kommen, bevor die Wirtschaftsentwicklung wieder aufwärts steigen könne. Und ich selbst finde in den heutigen Wirtschaftsercheinungen — um es offen herauszusagen — nicht den geringsten Anlaß, irgend etwas von meiner bald nach Kriegsausbruch in der Broschüre »Parteizusammenbruch?« ausgesprochenen Ansicht zurückzunehmen, daß die Folgen des Krieges die beteiligten Staaten wohl zu einzelnen sozialistischen und fiskalisch-monopolistischen Maßnahmen zwingen könnten, von dem Beginn einer sozialistischen Wirtschaftsära nach dem Kriege aber keine Rede sein könne, sondern nur von einer neuen finanzkapitalistisch-imperialistischen Weltwirtschaftsepöche. Wer recht hat, wird die Zukunft lehren; jedenfalls aber ist eine Zeit, die so verschiedene Entwicklungsvorstellungen in unseren Reihen hervorgerufen hat, nicht zur Fabrikation von Zukunftsprognosen geeignet.

Wenn aber auch in den bisherigen Programmkritiken jede Angabe darüber fehlt, wie die Kritiker des Programmentwurfs sich das Entwicklungsschema denken, das sie an die Stelle der Erfurter Entwicklungsprognostik gesetzt sehen möchten, so wissen doch einige Kritiker ganz genau, daß unzweifelhaft große Sozialisierungen bevorstehen und deshalb das Programm einen großen Sozialisierungsplan mit den »klarsten, trefflichsten und propagandistisch wirkungsvollsten Formulierungen« enthalten muß.

So sagt zum Beispiel Ströbel im dritten seiner Artikel über den Programmwurf:

Die Sozialisierung ist nicht mehr wie vor dem Kriege, und vollends im Jahre 1891, dem Entstehungsjahr des Erfurter Programms, ein Fernziel, dessen Verwirklichung für die nächste Zeitspanne nicht in Frage kommt, sondern eine unmittelbare Gegenwartsaufgabe, deren Verwirklichung im Mittelpunkt der sozialdemokratischen Parteilarbeit steht, auf deren möglichst rasche und reibungslose Lösung sich alle geistigen und organisatorischen Kräfte der Partei zu konzentrieren haben. Gerade deshalb brauchen wir ein neues, modernisiertes Programm, um die Sozialisierungsaufgaben in das Zentrum des Parteilwirkens zu rücken, um für das Prinzip und die Praxis der Sozialisierung die klarsten, trefflichsten und propagandistisch wirkungsvollsten Formulierungen zu finden.

Ebenso, nur in vorsichtigerer Fassung, sagt Hilferding:

Dies (das heißt der jegliche Kampf für die Verwirklichung des Sozialismus. H. C.) macht es notwendig, über die Art der Verwirklichung sozialistischer Wirtschaft deutlich und ausführlicher zu sprechen; die Entwicklung der Kapitalorganisationen — der Kartelle, Trusts, Großbanken — einerseits, die revolutionären Erfahrungen andererseits machen solche Aussagen möglich. Die Probleme des Überganges von kapitalistischer zu sozialistischer Wirtschaft, die Fragen sozialistischer Organisationsformen der einzelnen Wirtschaftszweige heißen jetzt Antwort.

Ganz richtig — unter der Bedingung, daß wir tatsächlich auf dem besten Wege sind, demnächst in den Sozialismus hineinzuspazieren und daher wirklich vor der »unmittelbaren Gegenwartsaufgabe« stehen, die allgemeine systematische Sozialisierung der kapitalistischen Wirtschaftsbetriebe durchzuführen oder, wie Hilferding annimmt, schnell »die Fragen sozialistischer Organisationsformen der einzelnen Wirtschaftszweige« zu lösen. Ist aber tatsächlich die Entwicklung der Kapitalorganisationen so weit vorge-schritten, daß ihre allgemeine Sozialisierung als unsere dringendste Gegenwartsaufgabe vor der Tür steht? Wäre das der Fall, dann möchte vielleicht nötig sein, schnell schöne Pläne und Rezepte für die Sozialisierung anzuarbeiten. Wenn nun aber die nächste Wirtschaftsentwicklung sich in wesentlich anderen Bahnen vollzieht, als die Kritiker à la Ströbel und Hilferding annehmen, wenn die weltwirtschaftliche Entwicklung statt zu der verkündeten sozialistischen Übergangsära zunächst zu der oben erwähnten finanzkapitalistisch-imperialistischen Wirtschaftsära führt — was dann? Hat es einen Sinn, Sozialisierungsrezepte für die Küche der Zukunft zu fabrizieren, obgleich heute noch kein Mensch zu sagen vermag, wie diese Küche aussehen, welche Vorräte und Kochapparate sie zur Verfügung haben wird und ob überhaupt die schön ausgedachten Rezepte dann noch anwendbar sein werden.

Bisher sind sich die meisten Sozialisierungstheoretiker nicht nur nicht über die einfachsten Vorfragen und Vorbedingungen einer allgemeinen systematischen Sozialisierung einig geworden, sie streiten sogar noch darüber, was denn überhaupt unter Sozialisierung zu verstehen ist und welcher Zweck durch sie erreicht werden soll. Verstehen die einen darunter die Übernahme bestimmter Produktions- und Betriebszweige durch freie Unternehmer- oder Arbeiterverbände beziehungsweise durch Arbeitsgenossenschaften, so die an-

deren die Bewirtschaftung der Industriezweige durch große Selbstverwaltungskörperschaften unter Kontrolle des Staates, während dritte die Sozialisierung einfach mit der Verstaatlichung identifizieren. Stampfer versteht zum Beispiel unter »Sozialisierung« in seinem »Vorwärts«-Artikel eine bloße »Verstaatlichung« und spottet über jene, die behaupten, unter Sozialisierung, die »auf diese Weise erst recht schleierhaft« würde, »sei um alles in der Welt keine Verstaatlichung gemeint«.

Zugleich fordert Stampfer vom theoretischen Teil des neuen Programms, daß es auf »die wachsende Befehlsgewalt des Staates über die Wirtschaft« hinweisen müsse — auf das, was Renner »Durchstaatlichung« nenne. Ich stimme Stampfer bezüglich dieser Forderungen grundsätzlich zu. In meinem Buch über die »Marx'sche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie« habe ich die Entwicklung des Obrigkeitsstaats zum Wirtschaftsstaat ausführlich dargelegt und daraus geschlossen, daß unsere Partei ihre frühere Stellungnahme zum Staat ändern muß. Ebenso habe ich mich auch in meinem kleinen Beitrag zu der im vorigen Jahr erschienenen Schrift »Das Programm der Sozialdemokratie, Vorschläge für seine Erneuerung« gegen ein Verharren in der alten Staatsnegation gewandt und auf die Bedeutung des Staates als Hebel für die wirtschaftlichen Befreiungs- und Kulturzwecke der Arbeiterschaft hingewiesen. Schwierig ist es jedoch, diese veränderte Bedeutung, die der Staat als wirtschaftsbeherrschende Institution für die Arbeiterschaft gewonnen hat, im theoretischen Teil des neuen Programms allgemeinverständlich hervortreten zu lassen; denn mit ein oder zwei Sätzen, die kurzweg diese neue Bedeutung konstatieren, ist es nicht getan. Es müßte vielmehr auf die neue Entwicklungsform des Staates als Grundlage unserer veränderten Staatsauffassung hingewiesen werden. Geschieht das, werden wir aber sofort mit der Ideologie jener zahlreichen Parteigenossen in Konflikt kommen, die noch in der alten Staatsfeindschaft stecken und im Staat lediglich eine Herrschaftsorganisation der bestehenden Klassen zur Niederhaltung der Arbeiterklasse sehen. Soll trotzdem Stampfers Wunsch erfüllt werden, so würde das meiner Ansicht nach am besten nicht im theoretischen Teil, sondern in dem unsere Forderungen an den Staat und die Staatsregler zusammenfassenden Teil geschehen, der die Überschrift »Verfassung und Verwaltung« trägt.

Es bleibt demnach, will man nicht in die ferne Zukunft schweifen, nur übrig, jene Entwicklungsercheinungen zu kennzeichnen, die sich vor unseren Augen vollziehen und durch die Nachwirkungen des Krieges noch verstärkt worden sind: die zunehmende Betriebskonzentration, Kapitalanhäufung, die Vernichtung selbständiger wirtschaftlicher Existenzen, die fortschreitenden Fusionen und Vertrustungen, die Herausbildung immer mächtiger werdender Privatmonopole, das Heranwachsen einer neuen aus Kriegslieferanten, Lebensmittelspekulanten und Geldwucherern bestehenden Bourgeoisie, der auf der anderen Seite eine Hinunterdrückung zahlreicher bisher bemittelter geistiger Arbeiter (Gelehrte, Beamte, Schriftsteller, Künstler usw.) in proletarische Lebensverhältnisse gegenübersteht. Kurz, es bleibt nur übrig, auf die Zuspitzung der wirtschaftlichen und damit auch der sozialen Gegensätze in der heutigen Gesellschaft hinzuweisen und das Mittel zu nennen, das allein diese Gegensätze zu überwinden und die Gesellschaft auf eine höhere wirt-

schaffliche und kulturelle Stufe zu heben vermag: die Einführung der sozialistischen Gemeinwirtschaft.

Das ist im neuen Programmentwurf geschehen. Freilich ist, wie ich gern zugebe, in Rücksicht auf den Wunsch, die theoretische Einleitung so knapp wie möglich zu halten, dabei etwas zu summarisch und, wenn man so sagen darf, zu aphoristisch verfahren worden. Es würde dem theoretischen Verständnis eines großen Teiles der Parteigenossen mehr entsprochen haben, wenn einzelne Kürzungen nicht vorgenommen und bestimmte Ausführungen schärfer präzisiert worden wären. So könnte es meines Erachtens nicht schaden, wenn die durch den Krieg erfolgte Klassenverschiebung und der Abrutsch verschiedener bisher in gut bürgerlichen Verhältnissen lebender Kreise in das sogenannte Stehkragenproletariat schärfer hervorgehoben würde.

Was ist's mit dem Klassenkampf?

Am meisten ist wohl an dem Entwurf eines neuen Programms gerügt worden, daß er nicht das Wort »Klassenkampf« enthält. Besonders hat Genosse Markwald in der Frankfurter »Volksstimme« das Fehlen dieses Wortes als eine schwere Unterlassungssünde bezeichnet und angekündigt, daß für ihn jedes Programm, wie es auch beschaffen sein möge, unannehmbar wäre, das nicht dieses Wort enthalte. Darauf haben einige andere Blätter erwidert, daß, wenn auch das Wort »Klassenkampf« im Entwurf fehle, doch der Klassenkampfgedanke darin enthalten sei; denn sowohl aus der Gegenüberstellung der Kapitalistenklasse und der proletarisierten werktätigen Volksschichten wie aus der Forderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Einführung einer sozialistischen Wirtschaftsordnung spreche deutlich eine Klassenkampfauffassung. Ueberdies würde am Schlusse der theoretischen Einleitung die Vereinigung der sozialistischen Parteien zur »internationalen Aktion« gegen die kapitalistische Herrschaft verlangt.

Damit könnte ich den Vorwurf, der Programmentwurf verleugne den Klassenkampf, für erledigt erklären. Aber aus verschiedenen Blättern, besonders der Frankfurter »Volksstimme«, spricht eine solche Enge der Klassenkampfauffassung, eine solche Befangenheit in durch die gesellschaftliche Entwicklung überholten Klassenvorstellungen, daß ich nicht unerörtert lassen möchte, wie gleich vielen anderen Problemen auch das Klassenkampfsproblem für unsere Partei eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, als es einst vor fünfzig, vierzig oder selbst noch vor dreißig Jahren hatte.

Als Marx in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, besonders im »Elend der Philosophie« und im »Kommunistischen Manifest«, seine Theorie vom Klassenkampf als Triebkraft in der Geschichte der Völker entwickelte, war die Arbeiterklasse noch eine sehr uneinheitliche, unorganisierte Masse. Marx nahm daher an, zunächst werde sich der Klassenkampf der Arbeiter vereinzelt in kleinen örtlichen Kreisen abspielen und das Kampfsobjekt nicht in allgemeinen gemeinsamen Klassenforderungen, sondern in einzelnen örtlichen Lohnforderungen, Arbeitszeitverkürzungen und dergleichen bestehen. Mit der Entwicklung der Industrie aber vergrößere sich auch die Industriearbeiterchaft, und nun würden sich zunächst kleinere lokale, dann größere, mehrere Kreise und Provinzen umfassende Berufsvereinigungen der Arbeiter herausbilden, die dann wieder miteinander Verträge und Bindungen eingehen würden, bis schließlich die Arbeiterchaft, durch die Erfab-

rung belehrt, zu der Ansicht kommen werde, durch berufsgenossenschaftliche (gewerkschaftliche) Kämpfe sei ihre Lage nicht gründlich zu ändern; sie müßte daher einen Druck auf die Regierung ausüben, das heißt neben dem beruflichen einen politischen Kampf führen. Zuerst versuche die Arbeiterklasse, diejenigen bürgerlichen Parteien zu unterstützen, die für gewisse von ihr erhobene Forderungen einträfen, dann aber formiere sie sich selbst zu einer großen politischen, aktionsfähigen Arbeiterpartei, die nun mit der Ausweitung der Industrie und der zunehmenden politischen Reife der Industriearbeiterschaft immer größere Teile der Arbeiterklasse in sich aufnehme. So entwickle sich eine große, sich stetig ausdehnende politische Klassenpartei, die nun, da die Mittelschichten ihre frühere wirtschaftliche Stellung im Gesamtwirtschaftsprozess und damit ihr politisches Gewicht mehr und mehr verlören, nur noch allein als große Kampfgemeinschaft der Bourgeoisie gegenüberstehe.

Die Folge würde sein, wie Marx im »Kommunistischen Manifest« ankündigte, daß sich die Klassengegensätze immer mehr vereinfachen und schließlich nur noch zwei Klassen miteinander kämpfen: Arbeiterklasse und Bourgeoisie. So heißt es beispielsweise im »Kommunistischen Manifest«:

Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.

Hat tatsächlich die Parteibildung diese von Marx prognostizierte Richtung genommen — in Deutschland oder anderswo? Hat die Arbeiterklasse sich wirklich zu einer einzigen großen Arbeiterpartei zusammengeballt? Bildet die deutsche Sozialdemokratie eine fast ausschließlich aus Arbeitern bestehende große Klassenpartei mit einheitlicher Kampffront, so daß die Begriffe Arbeiterklasse und Sozialdemokratische Partei sich decken? Hat ferner die Entwicklung die Parteien der sogenannten Mittelschichten derartig in der politischen Kampfarena ausgeschaltet, daß nur noch eine große geschlossene Arbeiterpartei der Bourgeoisie gegenübersteht? Niemand, der unser politisches Leben unvoreingenommen betrachtet, wird das behaupten wollen! Die Arbeiterklasse Deutschlands ist, ganz abgesehen davon, daß noch immer beträchtliche Teile der Arbeiterschaft den bürgerlichen Parteien, besonders der Zentrumspartei angehören, in mehrere sich befehdende Parteien gespalten, und jede dieser Parteien besteht keineswegs nur aus Angehörigen der Arbeiterklasse, sondern hat Teile anderer Klassen: selbständige Handwerker, Kleinbauern, Beamte, Gelehrte, Lehrer, Künstler usw., in sich aufgenommen. Vornehmlich gilt das von unserer Partei, der Mehrheitssozialdemokratie. Ein beträchtlicher Teil ihrer früheren zur Arbeiterklasse gehörenden Anhänger ist zur Partei der Unabhängigen und zu den kommunistischen Parteien abgeschwenkt, und dafür sind Angehörige anderer Klassen in unsere Reihen eingeschwenkt. Und immer mehr gewinnt innerhalb der Partei die Ansicht Boden, daß es nötig sei, noch weit größere Teile der Kleinbauern-, Handwerker-, Beamten- und Lehrerschaft heranzuziehen, wenn wir zur politischen Herrschaft gelangen wollten. Ist unsere Partei aber keine bloße Klassenpartei mehr, sondern ein Gemisch verschiedener Klassen, so kann sie auch nicht mehr im früheren Sinne Klassenkampfpolitik, keine einseitige Inter-

essenpolitik im Dienste der Arbeiterklasse treiben; sie muß notwendig einen Ausgleich zwischen den Interessen der verschiedenen in ihr vertretenen Klassenteile suchen.

Zugrunde liegt vielfach der Forderung, daß das Wort »Klassenkampf« wieder in das neue Programm hinein muß, eine Verwechslung von Klasse und Partei. Jedenfalls zeugt es von einer gar seltsamen theoretischen Verwirrung, wenn in einigen Blättern die Aufnahme des Wortes »Klassenkampf« in das neue Programm verlangt und hinterher gefordert wird, die Partei müsse die Kleinbauern zu gewinnen trachten und daher deren bäuerliche Produzenteninteressen berücksichtigen. Ist denn etwa dieses Berücksichtigen der Interessen einer anderen Klasse nicht ein Aufgeben des sogenannten reinen »Klassenkampfstandpunktes«? Solange unsere Partei eine starke Arbeiteranhängerschaft besitzt, die durch die Art ihrer Betätigung und Stellung im Wirtschaftsleben einen höchst wichtigen sozialen Faktor darstellt und an politischer Schulung und Organisationsfähigkeit manche sogenannten »gebildeten« Kreise überragt, wird sicherlich für unsere Partei auch die Arbeiterpolitik von ausschlaggebender Bedeutung sein, aber in keinem Falle kann sich die Sozialdemokratie darauf beschränken, nur Arbeiterpolitik zu treiben, wenn sie nicht den Zugzug aus kleinbäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen fernhalten will.

Vielleicht wird der Görlitzer Parteitag — denn was das Festhalten an alten Parteianschauungen und Parteitraditionen betrifft, hat ja unsere Partei schon öfter selbst die Ultrakonservativen an Konservatismus übertroffen — beschließen, daß unbedingt wieder das Wort »Klassenkampf« in das neue Programm hinein muß. Andern wird das an unserer Parteipolitik gar nichts; wir werden dann eben noch eine Zeitlang unter alter Flagge segeln. Und schließlich wird es mit dem Worte »Klassenkampf« gehen wie mit dem Satz im Gothaer Einigungsprogramm: »Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.« Marx hat sich 1875 energisch gegen diesen letzten Satz gewehrt — mit durchschlagenden Gründen; aber das Wort von der einen reaktionären Masse gehörte nun einmal zum »ehernen« Bestand der lassalleanischen Parteiphraseologie, und so kam es trotz aller Einwände auch in das Gothaer Programm hinein. Die Lassalleaner behaupteten, die ganze Partei werde zusammenbrechen, wenn im neuen Programm nichts von der »einen reaktionären Masse« stände. Nachdem aber dann der Satz aufgenommen war, wurde er infolge der neuen politischen Kampfstellung bald vergessen und 1891 dem neuen Erfurter Programm nicht wieder einverleibt. Und heute? Heute dürfte es kaum noch jemand in unseren Reihen geben, der ernsthaft wünscht, daß der Satz ins neue Programm hineinkäme. Besser wäre freilich, die betreffenden Sätze des neuen Programmentwurfs behielten ihre Fassung — doch schließlich, wenn das Wort »Klassenkampf« durchaus wieder in das neue Programm hinein soll, mag es vorläufig drin bleiben. Vielleicht ist die Zeit für seine Ausmerzung noch nicht gekommen. Es gilt eben von überlebten Parteitraditionen, -illusionen und -schlagworten *cum grano salis* dasselbe, was Goethe vom überlebten Recht sagt:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Amerikanischer Syndikalismus

Von Max Schippel

I

Wenn man vor (reichlich) zehn Jahren im »wilden Westen« reiste und nach den Erkundungsfahrten des Tages sich dem abendlichen und nächtlichen Treiben zuwandte, dann gab es — von den damals schon bis in die entlegensten Siedelungen und Ortschaften hinein überwuchernden Lichtstrahlenden Kinos selbstverständlich abgesehen — gewöhnlich zwei Hauptanziehungskräfte, die einen immer wieder fesseln konnten: die Werbe- und Rettungsversammlungen der Heilsarmee und die Straßenkundgebungen der Industrial Workers of the World — der I. W. W., wie man schon damals abkürzend schrieb und sprach, der »Wobblies«, wie man heute mit Vorliebe, halb spöttisch geringschäßig, halb zornig entrüstet sich ausdrückt.

Die Heilsarmee brauchte man in der Regel nicht lange zu suchen. Man erkannte sie an den weithin dröhnenden dumpfen Böllern der großen Trommel, wenn sie feierlich gemessen, das Heilsbanner voran, von ihrem Heim her aufmarschierte, oder an dem gellenden Trompetengeschmetter und dem erstaunlichen Sing- und Sprechstimmenlärm, wenn sie schon bei der Erbauungsarbeit war. Meist fand man dann den radikalen »Seifenkisten«-agitor mit seinen paar Hilfskräften in unmittelbarster Nachbarschaft, weil er die ungewöhnliche Menschenansammlung seinerseits mit strategischem Weitblick zu benutzen suchte. Mitunter schlen sich ein förmliches Wettzingen um die Geister der ringsum lauschenden oder nur gedankenlos herumlungernenden Menge zu entfalten. Die Heilsarmeeler überlöteten mit einem kräftig verzückten Halleluja oder wildbachantischen Lufch jedesmal die einleuchtendsten, bestechendsten Beweisführungen des Wobblies, und andererseits tat der Wobbly sich offenbar etwas darauf zugute, den zunächst natürlich ganz indifferenten Zuhörerschwarm durch allerlei Künste und Tricks volkstümlicher Beredsamkeit auf seine Seite herüberzulocken. Auch mit grotesken Zeichnungen hantierte der Wobbly hier und da nicht ungern. Im Durchschnitt jedoch erkannten die Rivalen mit mehr oder weniger guter Laune gegenseitig ihre Daseinsberechtigung an und wirkten friedlich-schiedlich nebeneinander, der überlegenen Güte ihrer Sache oder dem eigenen größeren Geschick zur Massengewinnung vertrauend.

Der amerikanische Westen ist offensichtlich für beide Teile ein günstiger Nährboden. Nirgend sieht man, besonders wo »lumber camps« (Holzfällerlager), Gruben, große Eisenbahnbaue und sonstige Zentren der fluktuierenden Arbeit in der Nähe sind, so viele zusammengebrochene, verstörte, verlorene und verlotterte Existenzen, denen die religiöse Verfröstung, der nebelhafte Glaube an irgendwelche Erlösung und der Anlauf zur moralischen Befreiung von den Lasten des Trunkes und des Spieles in gleichem Maße gefühlsmäßig wohl tun. Gar mancher, den der »goldene Westen« anzog wie das Licht die Motte, klammert sich wie ein Ertrinkender an diesen volkstümlichen Strohhalbm. Manch anderer hält sich an die Heilsarmee, weil sie ihm für den Abend einen warmen, halbwegs reinlichen Raum, vielleicht mit ein paar Tassen Tee und Schnitten Brot, zugänglich macht oder weil sie ihm in ihren zahlreichen Äpfeln und Werkstätten und in ihrem ausgedehnten Verwaltungsapparat Unterkunft zu versprechen scheint.

Das mannhaftere und entschlossener Element aber, durch die eigenartigen Wirtschaftsverhältnisse des jungen frischererschlossenen Westens, durch das unruhige Fluktuieren der Arbeitermassen, durch die rasche Vergänglichkeit der waldgefräßigen Sägemühlen, der Bahnanlegungen und ununterbrochenen Bahnumbauten fast ganz der stetigen Organisationsentwicklung entzogen, wird in seiner Weise sozialrevolutionär. Seine Gedankenwelt gestaltet sich naturgemäß radikal antikapitalistisch, weil der bunt zusammengewürfelten, zu einem guten Teil fremdbürtigen Arbeiterchaft meist ein wenig bodenständiges und deshalb weniger als sonst durch altruistischen-menschliche Rücksichten beeinflusstes Großkapital gegenübersteht — seine Praxis wildwestlich derb, unter Umständen gewalttätig, wie dies die kapitalistischen und bäuerlichen »Pioniere« des Westens ja gleichfalls stets waren.

Die Industrial Workers of the World, obwohl sie lange Zeit überwiegend auf dem Westen fußten, sind jedoch keineswegs auf diesen Teil Amerikas beschränkt geblieben. Alle von den amerikanischen politischen Arbeiterparteien, also auch von den beiden sozialistischen Flügeln Unbefriedigten, und noch mehr alle mit dem großen Gewerkschaftsbund, der American Federation of Labor, Unzufriedenen suchten »Locals« (Ortsvereine) der I. W. W. zu bilden. Das fremdbürtige Element, von den stark zünftlerischen alten Unionen Amerikas niemals gut behandelt und oft sogar feindselig ferngehalten, sowie alle Ungelernten — für die meist Ähnliches zutrifft — strebten nach dem gleichen Anschluß. Das radikale Intellektuellentum, das auf Compers und die Federation erklärlicherweise mit unendlicher Überlegenheit herabsieht, konnte sich in den aufsehenerregenden, zuweilen geradezu sensationellen Kämpfen der Syndikalisten gleichfalls am besten ausleben, sei es auch nur in radikaler prinzipieller Kritik, wie sie De Leon am hervorstechendsten verkörperte. Während des Krieges sammelte sich vollends die schärfste kriegsgegenerische Opposition um diese wort- und tatbereiten Stoßtruppen der Demonstrationsstreiks und Protestpolitik. Die Kriegspsychose hauchte alle diese Vorgänge zu einer ungeheuren sozialen Gefahr auf. Unverständlich harte Gerichtsurteile ergingen. Die Wobblies standen mit einem Male wieder im Mittelpunkt der erregtesten Auseinandersetzungen, auch im Osten, der durch seine Presse die gesamte öffentliche Meinung Nordamerikas beherrscht. Eine ganze Literatur, allerdings sehr flüchtiger Art, wandte sich der unheimlich werdenden Bewegung zu.

Durch ein größeres Werk von Paul Frederick Brissenden ist nunmehr alles wesentliche Material zur Geschichte der I. W. W., bis zum Jahre 1917/18, zusammengetragen.¹ Der Verfasser, der dem Bundesarbeitsamt (United States Department of Labor) in Washington angehört, war dabei unbestreitbar bemüht, unbefangen zu beobachten und abzumägen. Flugschriften und Protokolle, Zeitschriften und Zeitungen hat er fleißig gesichtet und durchforscht. Welches Bild ergibt sich nun von dem Werdegang und den Aussichten dieses — wie Brissenden selber im Titel sagt — amerikanischen Syndikalismus?

¹ Paul Frederick Brissenden, *The I. W. W. A Study of American Syndicalism*. 2. Auflage. New York 1920. (Studies in history, economics and public law, Columbia University, Band 53, Nr. 193 der ganzen Serie.)

II

An revolutionären Außerlichkeiten, an ungebändigem Auftreten läßt er zunächst nichts zu wünschen übrig. Die »Blitzstreiks«, wie im Anfang 1907 in den Schneidemühlen Portlands, überrumpelten zuweilen die mißtrauisch wachsamste Unternehmerschaft. »Wo die Industrial Workers of the World organisiert sind, können sie mit einem Drucke des Fingers die Produktion zum Stillstand bringen«, schrieb ein Flugblatt damals freudestrahlend dem »Oregon Sunday Journal« nach. Der stets von neuem auslebende Kampf um die Straßenredesfreiheit, bei dem systematisch-massenhaft die behördlichen Anordnungen übertreten wurden, um durch Überfüllung der Gefängnisse und sonstige peinliche Folgen die Aufhebung der willkürlichen Einschränkungen zu erzwingen, füllte geraume Zeit die Tages- und Wochenpresse mit eindrucksvollen Berichten und Bildern. Umzüge und sogar Fernwanderungen der Arbeitslosen waren ein beliebtes Mittel der Demonstration und Propaganda. In allen Lebenslagen hielt der Wobblly auf revolutionären Zuschnitt und Komment wie der Cowboy auf seine Sporen und seine Leine — sogar recht pedantisch und zunftgerecht, wie mancher meinen wird. Weil man ihn vielfach als Rowdy und Knoten über die Achsel ansah, sang er mit Vorliebe das schöne Trug- und Renommierlied (auch hier mit Anklängen an die Heilsarmee):

Halleluja, ich bin ein Bumm!
Halleluja und nochmals bumm!

Er marschierte bei Auf- und Umzügen oder wenn ein Trupp über Land einer Konvention entgegensteuerte — unterwegs jede Gelegenheit zu einer Ansprache am Schopfe fassend — niemals anders als mit der roten Fahne an der Spitze. Rote Abzeichen, Bänder und Schlipse trug er auch sonst stets mit Vorliebe und Stolz. Den Gewerkschaftslabels (Schutzmarken auf den Erzeugnissen) setzte er das rote, selbstverständlich für alle Berufe einheitliche, nicht berufs-gewerkschaftlich zersplitterte Label der I. W. W. entgegen. Aber — man bewundere die zielbewußte Intransigenz — um der Aufrechterhaltung des »reinen« Klassenkampfes willen durfte das Label niemals Kapitalisten zur Anbringung an die Waren anvertraut werden; andererseits scheint man jedoch nichts dagegen zu haben, daß der verrufene kapitalistische Staat das gleiche verfängliche Label — wie in den Vereinigten Staaten üblich — gegen Mißbrauch, also immerhin auch den kapitalistischen Absatz schützt, denn in allen Staaten der Union, bis auf drei, ist nach Brifsenden die I. W. W.-Marke registered. Führer, hieß es einmal auf einem Kongreß zur Begründung einer der unzähligen Resolutionen, seien stets korrupt, deshalb müßten alle wichtigeren Entscheidungen auf Urabstimmungen beruhen. Daß man zur Leitung einen »Präsidenten« habe, schmeckte vielen allzusehr nach unerträglichem Absolutismus; mit dem Gehalt eines Vorstehenden ließen sich zudem die Kosten für vier organizers (Organisatoren) bestreiten — worauf O'Neill, der Wortführer der Western Federation of Miners, allerdings etwas klosig erwiderte: es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen class-conscious (klassenbewußt) und class-crazy (klassenverrückt). Die Konvention von 1906, auf der überhaupt das seiner Aufgeklärtheit nichts vergebende revolutionäre Zeremonienmeistertum eine große Rolle spielte, verurteilte sogar Anreden der alten »orthodoxen« Richtungen, wie »Bruder« (brother, die gewöhnliche gewerkschaftliche Be-

grüßung nach alter Ordens- und Freimaurerart) oder »Kamerad«. Nur allein Ausdrücke wie Mitarbeiter, Arbeitsgenosse (fellow-worker) brächten die proletarische Solidarität und den Gegensatz zum Kapitalisten zum Ausdruck.

Feste treibende Anschauungen, die hinter diesem Gang zu radikal scheinenden Außerlichkeiten stecken, sind dagegen nicht so leicht und allseitig aufzutreiben. Soweit sie maßgebend wurden, laufen sie außerdem mehr auf gemeinsame Gegnerschaft gegen das Bestehende und Überlieferte in der amerikanischen Arbeiterbewegung und Allgemeinpolitik hinaus wie auf neue grundsätzliche und realpolitische Ziele. Was die I. W. W. nicht wollen und nicht gutheißen, ist deshalb leichter zu bestimmen wie ihr positives Programm.

Auf politischem Gebiet ist, wie bei jedem Syndikalismus, kennzeichnend die Abneigung gegen alles eigentliche Parteitreiben, gegen den Parlamentarismus und gegen den ganzen staatlichen Apparat, nur daß die krassen Auswüchse der amerikanischen Geschäfts- und Beutepolitik sowie die Hoffnungslosigkeit aller neuen Parteien, neben dem vererbten Demokratismus und Republikanismus zur Geltung zu kommen, diesen Grundzug noch vertiefen. Joseph J. Ettor, durch den Streik in Lawrence und dessen richterliches Nachspiel auch in Europa weithin bekannt, schrieb deshalb 1914:

Die Sozialisten riefen uns, die Armele aufzustreifen und aktive Politiker innerhalb des Kapitalismus zu werden: »Wir müssen die Regierung, für die Arbeiter, erobern.« Das haben wir versucht, aber je mehr wir uns mit dem Bieft (the beast) einließen, desto mehr packte es uns. Unsere besten Männer machten sich daran, die kapitalistischen Parlamente und Gemeindevertretungen von innen auszuböhlen, aber sie wurden nur enttäuscht, wieder hinausbefördert, oder sie fielen selber dem Spiel und der Umgebung zum Opfer.

Parlamente, hieß es ein andermal, seien nur Clearinghäuser zum gegenseitigen Austausch von vagen und sterilen Plathheiten. Die Deleoniten (Anhänger De Leons) — der eine, sehr bald der kleinere Detroitser Flügel der I. W. W. — hielten noch an der politischen Betätigung einigermaßen fest. Der Chicagoer Flügel aber strich absichtlich den letzten Hinweis auf jedwede Politik aus seiner allgemeinen Programmeinleitung (preamble).

Wie gegen die alten Parteien — die Sozialdemokratie dazugerechnet — und deren Wahlkämpfe und Taktik, so kehrt man sich auch gegen die bisherige Gewerkschaftsentwicklung und gegen die »Bonzen«, die durch diese Entwicklung emporgehoben wurden und teils aus schöndesten Selbstsucht, teils aus konservativer Beschränktheit an ihr festhalten. Besonders wurde die Compersche Federation zum Mittelpunkt heftigster Feindseligkeiten. Weil sie die eine kämpfende Arbeiterklasse in Berufsverbände zersplittert, solle sie sich lieber Separation of Labor (Arbeitertrennung) schimpfen. Einsarg- und Bestattungsellschaften (coffin societies) nennt man die Unionen gern wegen ihrer Unterstützungseinrichtungen. Weil Compers oft die reine und ausschließliche (pure and simple) Gewerkschaftstaktik ohne Nebenabsichten empfahl, sind seine Anhänger pure Simpel, unbefleckte Einfaltspinsel. Die Spaltung nach Berufen erköte die Solidarität, und nur, weil dies den Kapitalisten zum Vorteil gereiche, werde sie weiter aufrechterhalten. Streikten in den Chicagoer Schlachthäusern beispielsweise die eigentlichen Fleischer, so hätten die Maschinisten und Heizer dennoch weitergearbeitet, weil sie dies

nichts anginge und weil sie ihrerseits durch Tarifvertrag (auch die Tarifverträge stehen mit im Zentrum aller Angriffe) gebunden seien, mit der Wirkung, daß die Fleischer sträflich um ihr Recht gebracht wurden. Mark Hanna, der Drahtzieher der Republikaner, habe darum mit gutem Grund dereinst die Gewerkschaftsangeestellten als die Arbeiterleutnants der kapitalistischen Industriekapitäne gerühmt. Eine Konvention der De Leonischen Socialist Labor Party beschloß 1900 ausdrücklich, jedes Mitglied auszuschießen, das einen Gewerkschaftsposten annehme, und keinen Gewerkschaftsangeestellten zuzulassen. Statt an den Beruf gelte es, an den Betrieb und den Produktionszweig anzuknüpfen, und schließlich seien alle Arbeiter zu einer großen wirtschaftlichen Einheitsorganisation zusammenzufassen; der Industrial Unionism müsse den Craft Unionism verdrängen.

Sei diese neue Organisation noch zu schwach für positive Erfolge, so habe sie um so mehr die negativen Kampfmittel der Schwachen: die passive Resistenz und die Sabotage, anzuwenden, vor allem aber die alles umfassende Arbeitsverweigerung, den Generalstreik. 1912 empfahl der Vorstand (General Executive Board) als »einzig wirksame Waffe, über welche die Arbeiter verfügen: den Produktionsapparat, mit dem sie arbeiten und der offen vor ihnen liegt, unproduktiv zu machen. Aggressive (militant) direkte Aktion in den Weltindustrien ist die Waffe, auf die sie sich verlassen und die zu gebrauchen sie lernen müssen.« Arbeitslosendemonstrationszüge sollten nicht die Rathäuser und Regierungssitze aufsuchen, wo nichts zu holen sei wie stickige Luft, sondern die Viertel, wo reichlich Nahrung und Kleidung lagerten und wo man »sich selber bedienen« könne.

III

Schon der Raum verwehrt es, im einzelnen zu schildern, wieweit solche Desperadokampfmittel tatsächlich zur Anwendung kamen: in Amerika und darüber hinaus in Südafrika und Australien, wo die I. W. W. gleichfalls zu einem gewissen Einfluß gelangt sind. Die Ergebnisse des ganzen syndikalistischen Vorgehens — natürlich die dauernden, nicht die zuweilen bestehenden, aber rasch wieder verfliegenden Ergebnisse — bilden, wie sich kaum bestreiten lassen wird, die bitterste Kritik des ganzen gekünstelten und verschrobenen theoretischen Unterbaues dieser mehr gewerkschaftlichen wie politischen Richtung.

Mit Tagesessenationen und zuweilen mit verblüffenden Aberrumpelungs- und Eintagserfolgen begann es; mit mehr oder weniger schweren Rückschlägen und mit Wiederauflösung des zeitweilig engeren Zusammenhanges, mit inneren Konflikten und Krisen, mit gegenseitigen Vorwürfen und zu guter Letzt mit allgemeinsten Apathie endete es in der Regel, sobald die Gegenkräfte sich von der ersten Verblüffung erholt hatten und ihrerseits zur Organisation und zum Gegenangriff übergingen. Jede festgewurzelte und eingelebte Hochorganisation hat zweifellos ihre Schattenseiten in einer gewissen Verselbständigung und unter Umständen persönlichen und geistigen Erstarrung der leitenden Schicht — die amerikanische Federation unter Compers ist davon sicher nicht auszunehmen. Aber ohne Organisation gibt es überhaupt keine Dauererfolge: diese alte Grunderfahrung läßt sich gerade aus der Geschichte der I. W. W. mit besonderer Deutlichkeit und Eindringlich-

keit ablesen. Leonard Abboft schrieb nach dem Niedergang von 1914/15 nicht mit Unrecht:

In dem jetzigen Rückschlag bei den I. W. W. liegt beinahe etwas Pathologisches. Man verlegte sich zu einseitig auf die destruktive Seite: Sabotage, Gewaltanwendung. Akte der Gewalt haben jedoch stets eine heftige Rückprallwirkung, nach der Art des Bumerangs. Bloßer Gewaltgebrauch ist noch lange keine Taktik.... Die I. W. W. haben sich zu sehr darauf verlassen.

Bei einem stofffeuerartig emporschleichenden Kampfe strömten allerdings häufig die Nächstbetroffenen: die Landarbeiter, die Holzfäller und Sägemüller, die Berg- und Hüttenarbeiter eines Bezirks in hellen Haufen zu den Fahnen der I. W. W. Doch selbst wenn im ersten Ansturm ein wirtschaftlicher Gewinn auf diesem Wege zu erringen war, so glitt durch das natürliche Schwergewicht der im großen und ganzen unverändert bleibenden Umstände sehr bald alles wieder auf das alte Niveau und in das alte soziale Mißverhältnis zurück. Selbst der außerordentlich glückliche Streik der Textilarbeiter in Lawrence (1912), der die sonst schwer vereinbaren (und von der Federation vernachlässigten), meist fremdbürtigen Arbeiterelemente mit leidenschaftlicher Wucht erfaßte und ihre Kraft zu ungewöhnlicher Stärke anschwellen ließ, endete für die I. W. W. bald darauf mit einer niederdrückenden Enttäuschung. Vor dem Streik hatten die I. W. W. kaum tausend, nach manchen Angaben sogar nur ein Vierteltausend Mitglieder in dem Bezirk. Die Zahl stieg im Handumdrehen auf 14 000, nach den Mitteilungen der I. W. W. sogar auf 20 000 in Lawrence (Juni 1912) und dazu auf 28 000 in Lowell. Im Oktober 1913, kaum ein Jahr später, sollen noch 700 übriggeblieben sein, und die Lohnerhöhung hatte das Unternehmertum durch gesteigerte Intensität des Arbeitsprozesses auszugleichen verstanden.

Auf zwei größere festeren Organisationen konnten sich die I. W. W. zuweilen, während ihrer ganzen Vergangenheit, stützen: auf die Brauereiarbeiter und die Western Federation of Miners, beide in den Vereinigten Staaten fast die einzigen Repräsentanten des Betriebsverbandsstyps, des »industriellen Unionismus« — mit den Brauern sind im gleichen Verband die Mälzer, Böttcher, Stall- und Fuhrleute, das Heiz- und Kesselpersonal vereint, mit den Bergarbeitern des Westens die Heizer und Maschinisten, die Zimmerer, Transportarbeiter usw. Beide Verbände, obwohl in manchen Beziehungen Sonderbildungen abweichender Art, sind trotzdem und trotz den eifrigsten Umwerbungen durch die I. W. W. der Anziehung der Federation erlegen. Die Brauer, seit 1896 mit Unterbrechungen der Federation angegliedert, gaben seit 1908 das Liebäugeln mit den I. W. W. auf; die Western Federation ging im Mai 1911 zur amerikanischen Federation über. Seitdem war alle I. W. W.-Herrlichkeit nur auf Flugsand aufgerichtet, in erster Linie auf den unständigen und ungelerten fremden Arbeitern, wie sie in den Vereinigten Staaten vor allem in den jungereschlossenen und neu sich erschließenden Landstrichen zeitweilig in Massen sich zusammenballen und wieder auseinanderfließen. Die Textilarbeiter bilden davon scheinbar eine Ausnahme, aber auch sie sind in den Verbreitungsgebieten der I. W. W. eine lose vielsprachige Anhäufung von Fremdbürtigen, mit einem schmalen Rückgrat von geschulten Einheimischen und Altengländern.

Das Auf und Ab in der Zahl der Locals (Orts- und Zweigvereine) und der Mitglieder selber ist deshalb ein ganz erstaunliches: »Das Wieder-

erlöschen von Ortsvereinen und Mitgliedern war immens und vollkommen regellos.* Die Gruppe De Leon (Detroit) schied sich schon frühzeitig von der mehr Westerner-Gruppe Trautmann-Haywood-St. John — der mehr intellektuelle Flügel von dem proletarian rabble (Mob), den eigentlichen »Industrieverbändlern im Arbeitskittel«. Doch selbst in diesem engeren Rahmen verfrug man sich schlecht, und es fanden sich immer wieder aufbegehrende Sonderrichtungen: Dezentralisten — besonders im fernen Westen und unter besonderen Arbeits- und Lebensverhältnissen —, die sich gegen so gut wie alle einheitlichen Vorschriften aufbäumten:

Vorsichtige Schätzungen geben die Zahl der aktiven Mitglieder auf 15 000 an, die sich über 150 Lokalvereine verteilen. In der Periode 1905 bis 1916 sind aber nicht weniger wie 2000 Ortsvereine von der Leitung anerkannt (chartered) und annähernd 200 000 Mitgliedskarten ausgestellt worden. Das heißt: nur 7,5 Prozent der anerkannten Vereine und der eingeschriebenen Mitglieder sind in der Organisation geblieben...¹ Verglichen mit allen Angehörigen von Arbeiterorganisationen und vollends mit allen gegen Lohn Erwerbstätigen ist die Zahl erst recht verschwindend. 1910 betrug die Mitgliederzahl $\frac{1}{10}$ Prozent (!) aller gewerkschaftlich Organisierten und $\frac{1}{100}$ Prozent (!) von allen Erwerbstätigen. In der Textilindustrie, wo die I. W. W. (augenblicklich) noch am zahlreichsten vertreten sind, umfaßte der Detroitflügel 1910 1 Prozent und der Chicagoflügel 14 Prozent aller Trade Unionisten (Brissenden).

Eine kläglich schwache Organisation, zeitweise mit stärkerem Zulauf und Anhang, wenn in einem günstigen, älteren und festergefügteten Gewerkschaften bisher wenig zugänglichen Gebiet scharfe Konflikte zwischen Kapital und Arbeit sich vorbereiten und durchsetzen — dieses Bild, das man schon früher gewann, wird durch Brissendens fleißiges Werk nur bestätigt. Nicht als gewerkschaftliche und politische Organisations- und Schaffenskraft, sondern höchstens als Propagandaverband und als gärungbringender Sauerfeig kommt den Industrial Workers of the World eine ernstere Bedeutung für die amerikanische Arbeiterbewegung zu.

Gegen die Teilnahme Amerikas am Kriege haben, was am Schlusse nicht unerwähnt bleiben darf, die I. W. W. hartnäckig protestiert; Tendenzprozesse und schwere Strafen sind ihnen, mit Haywood voran, dafür nicht erspart geblieben. Näheres wissen wir hierüber nicht, weil jahrelang jeder geistige Verkehr mit Amerika unterbrochen war. Auch bei Brissenden endet die Darstellung vor den Prozessen und Urteilen. Vielleicht gebührt hier nachträglich den Wobblies mehr Anerkennung als sonst wegen ihres jahrelangen, mehr lärmenden als schöpferischen Wirkens auf gewerkschaftlichem und politischem Felde.

Die Diktatur in Theorie und Praxis

Von Franz Laufköpper

I

Als Marx in seiner Schrift »Die Klassenkämpfe in Frankreich« die Diktatur des Proletariats als eine »kühne revolutionäre Kampsparole« aufstellte, gebrauchte er einen Ausdruck, der nicht erst in der Gegenwart eine Rolle

¹ Aus diesem Fluktuieren erklären sich offenbar auch die krassen Widersprüche in den Angaben über die Zahl der Mitglieder: aufgenommene Mitglieder sind sehr bald nicht mehr vorhanden.

spielt. Schon die alten Römer kannten eine Diktatur. Auch im Mittelalter stoßen wir auf zahlreiche diktatorische Maßnahmen, und während der Französischen Revolution erklärte der Jakobiner Barère in der Nationalversammlung: »Man spricht unaufhörlich von der Diktatur.« Heutzutage ist das Wort »Diktatur« zu einem Schlagwort geworden, mit dem großer Unfug getrieben wird. Wie jedes andere Schlagwort, ist auch die Diktatur vieldeutig, so daß jeder Leser und Hörer sich seinen Teil dabei denken kann. Es mangelt hier durchaus an einem bestimmten, klaren Begriff: weder über das Wesen noch über den Zweck und die Anwendung der Diktatur besteht eine einheitliche Auffassung, wie es auch an Klarheit darüber mangelt, wer der Träger einer Diktatur sein soll und sein kann und welche Möglichkeit vorhanden ist, sie in der Praxis auszuüben. Die Vieldeutigkeit dieses Wortes zeigt sich darin, daß man von einer Diktatur des Militarismus, des Kapitalismus, des Klassenstaats spricht, daß man keinen Unterschied macht zwischen der Diktatur eines einzelnen Menschen, einer Gruppe, einer Klasse oder eines Volkes, daß man Cäsarismus, Despotismus und Diktatur miteinander verwechselt. Auch über die Dauer der Diktatur, über ihre Begründung und Rechtfertigung, über die Wirkung, die mit ihr erzielt werden soll, und über die von ihr anzuwendenden Mittel herrscht keinerlei Übereinstimmung. Diese Begriffsverwirrung hat dazu geführt, daß eine Diskussion über das Problem der Diktatur meistens in leere Redensarten ausläuft und deshalb unfruchtbar bleibt, ein Übelstand, den jeder politische Mensch empfindet, der Gelegenheit gehabt hat, an solchen Diskussionen teilzunehmen. Aus diesem Grunde ist es unbedingt notwendig, daß Klarheit geschaffen wird, damit wir nicht mehr aneinander vorbeireden und vorbeischießen.

Zweifelloß wird es zur Klärung beitragen, wenn wir uns unterrichten über die Wandlungen, die der Diktaturgedanke theoretisch und praktisch im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Der Privatdozent an der Universität Straßburg Dr. Karl Schmitt-Dorotic hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, in einem umfangreichen Buche diese Wandlungen zu verfolgen.¹ Die fleißige Arbeit bietet eine Fülle von Material und führt den Leser ein in die staatsrechtliche Theorie und die staatsrechtliche Praxis der Diktatur. Der Verfasser hat sich seit Jahren mit dieser Frage eingehend beschäftigt, und er erörtert sie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Schade nur, daß es ihm bislang nicht möglich gewesen ist, auch das so zeitgemäße Problem der proletarischen Diktatur in derselben gründlichen Weise zu behandeln.

Die erste Spur einer Diktatur finden wir im alten Rom. Der römische Geschichtsschreiber Livius erzählt, daß um das Jahr 500 vor Christus in Rom ein Diktator ernannt wurde, der die Aufgabe hatte, durch sein rücksichtsloses Zugreifen, da die normalen Mittel versagten, die Stadt vor dem drohenden Untergang zu retten. Der Diktator, der auf Ersuchen des Senats von den Konsuln ernannt wurde, war nicht an die Gesetze und Rechte gebunden, er hatte unumschränkte Gewalt über Leben und Tod. Ob mit seinem Amtsantritt die Befugnis der anderen Behörden erloschen war, geht

¹ Karl Schmitt-Dorotic, Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf. München und Leipzig 1921, Verlag von Duncker & Humblot.

aus den Quellen nicht hervor. Er wurde auf die Dauer von sechs Monaten ernannt, legte aber gewöhnlich sein Amt schon vorher nieder, wenn er seine Aufgabe erfüllt hatte. Die wichtigste Aufgabe des Diktators bestand darin, die Stadt gegen die äußeren Feinde zu schützen oder einen Bürgerkrieg im Innern der Stadt gewaltsam niederzuschlagen. Die Einrichtung der Diktatur, die ihre Quelle hatte in einem Auftrag (kommissarische Diktatur), wurde allmählich abgeschafft, doch kam um das Jahr 200 vor Christus eine neue Diktatur auf (souveräne Diktatur), indem Gewaltmenschen wie Sulla und später Cäsar sich selbst auf Lebenszeit zum Diktator ernannten und ohne jede Beschränkung schalteten und walteten. Diese Diktatur beruht augenscheinlich nicht auf einem Auftrag durch eine Gruppe oder Körperschaft, sondern auf der eigenen Machtvollkommenheit des Diktators. Der Unterschied zwischen kommissarischer und souveräner Diktatur, der hier bereits zutage tritt, kehrt in den Erörterungen über das Problem der Diktatur immer wieder. Praktisch ist er besonders in der Gegenwart von Bedeutung: es kommt darauf an, in wessen Händen die Diktatur liegt (wer seinen Willen diktiert) und woraus die Diktatur entspringt (wie der diktatorische Wille begründet wird). Diese zwei Punkte werden noch später zu erörtern sein, wobei sich zeigen wird, daß Diktatur und Demokratie keine Gegensätze sind, die sich ausschließen, sondern daß sie sich sehr wohl miteinander vereinnigen lassen.

Unter den Staatsrechtslehrern des Mittelalters hat sich besonders der Italiener Machiavelli mit der Frage der Diktatur beschäftigt. Er unterscheidet scharf zwischen einem absoluten Fürsten, der aus eigener Machtvollkommenheit unbeschränkt herrscht, und einem Diktator, der als Beauftragter eines Gemeinwesens sein Amt ausübt. Der Diktator ist ein Mann, der Anordnungen treffen kann, ohne an eine andere Instanz gebunden zu sein, und der sie sofort vollstrecken kann, ohne daß von irgendeiner Seite Einspruch erhoben werden darf. Er hat nicht das Recht, die Gesetze zu ändern, aber er darf sie zeitweilig zum Schweigen bringen, er darf weder die Verfassung ändern, noch die Behörden beseitigen, noch neue Gesetze erlassen, er ist also, nach der Auffassung Machiavellis, ein Mann mit außerordentlichen Befugnissen, aber er ist immer noch ein verfassungsmäßiges republikanisches Staatsorgan. Er darf alles tun, was er nach Lage der Sache für erforderlich hält, und er braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen als lediglich die Rücksicht auf das Gemeinwohl. Dem Volke, dem Staate, dem Gemeinwesen gegenüber ist er verantwortlich. Dagegen steht der absolute Fürst über dem Gesetz und der Verfassung, er ist nur seinem Gewissen verantwortlich, sein eigenes Interesse steht höher als das Allgemeininteresse. Erwähnenswert ist noch, wie Machiavelli die Diktatur einerseits und die Despotie andererseits begründet. In einer Republik leben in der Masse der Bürger gute Instinkte, weshalb nur eine kommissarische Diktatur am Plage ist, in einer Monarchie sind die Menschen Bestien, die mit Gewalt im Zaume gehalten werden müssen, übrigens eine Auffassung, die von sämtlichen Verfechtern der Autokratie in alter und neuer Zeit geteilt wird.

Während im Mittelalter der Fürst das Recht hatte, diktatorische Maßnahmen zu treffen, um das Volk zu bändigen, dabei aber immer das Volkswohl im Auge haben mußte, beruhte der neue Staat auf der Souveränität

des Fürsten, dem Volk und Land gehörten und der deshalb lediglich sein eigenes oder sein Familieninteresse im Auge hatte. Der mittelalterliche Fürst war an die Regeln des natürlichen und menschlichen Rechts gebunden, der spätmittelalterliche Fürst war Souverän und an nichts gebunden. Er bestimmte selbst, was dem Staate nützlich oder schädlich ist, und hatte das Recht, die abweichenden Ansichten seiner Untertanen zu unterdrücken, er war Herrscher nicht nur über das Vermögen und den Körper, sondern auch über den Geist und die Seele seiner Untertanen, er verkörperte, der Idee nach, das ganze Volk in seiner Person, er war der von Gott eingesetzte Vertreter des Volkes. Nur dem Herrgott, nicht dem Volke war er Rechenschaft schuldig. Er übte in der Theorie die kommissarische, in der Praxis aber die souveräne Diktatur aus. Zur Begründung dieser Souveränität wurde von Staatsrechtslehrern jener Zeit behauptet, Gott habe die Monarchen aus einem besonders wertvollen Stoffe geschaffen, sie trügen das Zeichen der Erhabenheit an der Stirn. Da ein Fürst natürlich seine Diktatur nicht persönlich auszuüben vermochte, übertrug er sie an Bevollmächtigte (Kommissare), die an seiner Statt, mit unbeschränkten Rechten ausgerüstet, seinen Willen zu vollstrecken hatten. Mit Recht wird eine solche Diktatur als Despotie bezeichnet, die das Volk mit Füßen trat und der frechsten Willkür Tür und Tor öffnete.

Allmählich setzte eine Umwandlung ein. Der Absolutismus verlor an Boden im Volke; man sprach von der Diktatur der Vernunft und wollte ein gewisses Mitbestimmungsrecht des Volkes im Staate. Der sogenannte aufgeklärte Absolutismus kam diesem Drang entgegen, aber es war bereits zu spät, denn der Gedanke der Volksouveränität verdrängte langsam, aber nachhaltig den Gedanken der Fürstensoveränität. Eine Diktatur sei unter Umständen nötig, so hieß es damals, aber das Volk in seiner Gesamtheit müsse durch seine Vertreter die Diktatur ausüben. Das Volk als Diktator sei unbeschränkt und allmächtig, es sei mächtiger als ein König, und nichts könne ihm widerstehen; wobei allerdings verschwiegen wurde, wie ein Volk in der Praxis diese Diktatur ausüben solle oder könne. Bezeichnend hierfür ist Rousseau, der in seinem »Gesellschaftsvertrag« ein eigenes Kapitel der Diktatur gewidmet hat. Nach ihm ist das Ziel des Staates die Freiheit des einzelnen, die aber nur zu gewährleisten ist, wenn jeder einzelne seine Person und sein Eigentum gemeinschaftlich unter die souveräne Leitung des Gesamtwillens stellt, wofür er als gleichberechtigtes Glied in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Dieser Gesamtwille, der auf die Förderung des Gemeinwohls als das einzige Ziel gerichtet ist, ist in seinen Entschlüssen und Maßnahmen unbeschränkt, er ist Diktator. Da das Volk in seiner Gesamtheit gut ist — die Verfechter des Absolutismus waren bekanntlich anderer Meinung —, so muß der Gesamtwille naturnotwendig auf das Gute, auf die »Tugend« gerichtet sein.

Daraus ergibt sich die Forderung, daß derjenige, der nicht »tugendhaft« ist, keinen Anteil hat am Gesamtwillen. Nur der gute, der freie, der tugendhafte Bürger hat das Recht, sich zum Volke zu rechnen und mitzubestimmen, der politische Gegner ist unfrei, ein Sklave seiner Laster, und darum nicht berechtigt, in politischen Angelegenheiten mitzuentscheiden, er ist ein Schädling, der ausgerottet werden muß. Nimmt die Schar dieser Schädlinge überhand, so hat die tugendhafte Minderheit das Recht, alle Gewaltmittel anzu-

wenden, um der Tugend zum Siege zu verhelfen. Der Terrorismus, den sie ausübt, ist ein moralischer Zwang, weil er dazu dient, die Unfreien zu Freien, die Lasterhaften zu Tugendhaften zu machen. Hier stoßen wir auf die Quellen der bolschewistischen Theorie von der gewaltsamen Beglückung der Mehrheit durch eine Minderheit. Rousseau nennt einen solchen Terrorismus nicht Diktatur, unter Diktatur versteht er die zeitweilige Aufhebung des gesamten gesetzmäßigen Zustandes mit dem Zwecke, eine drohende Gefahr zu beseitigen, ein Diktator ist ein Volkskommissar mit außergewöhnlichen Befugnissen, seine Allmacht beruht auf der Ermächtigung durch ein verfassungsmäßig bestehendes Organ. Es handelt sich also um einen kommissarischen Diktator.

In den ersten Jahren der Französischen Revolution wurde an der Auffassung festgehalten, daß die Volksvertretung das gesamte Volk in sich verkörpere und daß das Volk als die Urkraft alles staatlichen Lebens alle Machtvollkommenheit besitze, also gewissermaßen ein Kollektiv-Diktator sei. Diese Diktatur wurde in der Praxis durch Volkskommissare ausgeübt, die die weitestgehenden Vollmachten hatten und unverleßlich waren. Sie wurden besonders in die Provinzen geschickt, wenn es nötig schien, sie hatten das Recht, Behörden abzusetzen und Verordnungen aufzuheben, Amtshandlungen für ungültig zu erklären und alle Maßnahmen zu treffen, die sie für erforderlich hielten. Nur dem Parlament gegenüber waren sie verantwortlich. Eine besondere Form der Diktatur war der Belagerungszustand, der damals allerdings nur selten verhängt wurde, später aber zu einem beliebigen Mittel geworden ist, durch Aufhebung des normalen Rechtszustandes Angriffe auf die bestehende Rechtsordnung zu unterdrücken.

Der Begriff der Diktatur hat demnach einen ganz verschiedenen Inhalt. Zunächst ist sie Notwehrhandlung, das heißt sie richtet sich gegen alle jene Elemente, die den alten Zustand beseitigen wollen, sie will durch eine zeitweilige Suspendierung der Verfassung und der Gesetze eben diese Gesetze und diese Verfassung schützen, sie will die bestehende Ordnung erhalten, indem sie ihre Feinde rechtlos macht. Andererseits will sie aber auch — und da stoßen wir auf die revolutionäre Diktatur — einer neuen Rechts-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die Bahn freimachen und die Anhänger des Bestehenden mit Gewalt niederschlagen. Selbstverständlich wird auch die revolutionäre Diktatur in einem bestimmten Stadium genötigt sein, Abwehrmaßregeln anzuwenden, um ihre Errungenschaften zu schützen gegen die Konterrevolution. Beide Formen der Diktatur können angewandt werden von Einzelpersonen und Gruppen, beide sind immer nur gedacht als Übergangsmittel, die den Zweck verfolgen, sich selbst überflüssig zu machen und auszuschalten. Diktatur in Permanenz ist ebenso wie die Revolution in Permanenz ein Unding, sie ist kein Dauerzustand, sondern nur eine vorübergehende Erscheinung, sie will mit gewaltsamen Mitteln in die Entwicklung eingreifen, um sie zu beschleunigen und in neue Bahnen zu lenken. Eine Diktatur, die sich nicht selbst überflüssig macht,artet aus zu einer Despotie.

(Schluß folgt)

Zwei Kämpfer des Vormärz

Ein Gedenkblatt

Von J. Kliche

Unsere Zeit ist raschlebig. Kein Wunder: politische und soziale Fragen beschäftigen ununterbrochen die Gemüter und lassen kaum noch Muße zu gelegentlichem beschaulichem Rückblick in die Vergangenheit. Und doch lockt zuweilen die irgendwo auftauchende Jubiläumsziffer zu einem Ausflug in verschollene geschichtliche Fernen. Blihgartig rückt eine längst in Schutt gesunkene Zeit von unser Auge und lädt zu einem kurzen Verweilen ein bei dem Lebensgang und den Schicksalen dieses oder jenes Vorkämpfers freier politischer Ideale.

Ludwig Pfau und Moritz Hartmann! Fast erinnert man sich heute kaum noch der Namen jener beiden Kämpfer und Sänger des deutsch-österreichischen Vormärz. Und noch weniger sind es, denen das künstlerische Schaffen und politische Wirken der tapferen beiden Freiheitsherolde näher bekannt ist. Die epochalen Zeitereignisse der Gegenwart mit ihrer ellenden Hast haben die Tore jener geschichtlichen Kultur, an der wir generationenlang zehrten, beinahe geschlossen; doch soweit auch die achtundvierziger Romantik heute hinter uns liegt: sie war immerhin ein bedeutungsvolles Stück deutscher Geschichte, eine notwendige historische Etappe auf dem Wege des Fortschritts.

Ein volles Jahrhundert rundet sich in diesen Monaten, seit Ludwig Pfau am 25. August 1821 in Heilbronn und Moritz Hartmann am 15. Oktober des gleichen Jahres zu Duschnik in Böhmen geboren wurden. So verschieden der Lebensweg der beiden Männer auch war, in der Liebe zur politischen Demokratie wie im Hass gegen den Geist der Metternichschen Reaktion waren sie sich wesensgleich. Darüber hinaus verband beide das salzige Brot des Pariser Asyls, wo sie gemeinsam die von ihnen gesammelten bretonischen Volkslieder ins Deutsche übertrugen, und gemeinsam war ihnen auch bis zu ihrem Tode der alte, ehrliche, aufrechte Rebellentrost.

Als der junge Ludwig Pfau seine Pariser Literatur- und Tübinger Philosophiestudien abgeschlossen hatte, ließ in Deutschland die Revuefremmel der vierziger Jahre bereits sehr deutlich ihre Klänge vernehmen. Pfau hatte einen Band Gedichte in volksliedartiger Form und Empfindung veröffentlicht und stürzte sich nun ganz in den Strudel der Zeitereignisse. Er gab erst in Stuttgart das Witzblatt »Eulenspiegel« heraus und ward schließlich derart tief in die revolutionäre Bewegung verstrickt, daß er nach dem Siege der Reaktion, einen Hochverratsprozeß vor sich sehend, in die Schweiz flüchten mußte. Von dort aus ging er dann nach Paris, Brüssel und London, um erst nach vielen Jahren wieder in die Heimat zurückzukehren.

Während dieser Flüchtlings- und Wanderjahre hat Ludwig Pfau sich viel mit kunstgeschichtlichen Dingen befaßt. Eine Reihe von geistvollen Abhandlungen, vor allem über die damalige zeitgenössische belgische Kunst, zeugen davon. Auch in der Folgezeit hielt der Wackere sich häufig länger in Frankreich auf. Seine in deutschen Zeitungen veröffentlichten Aufsätze über das zweite Kaiserreich wie auch über die an den Kommune kämpfern verübten Greuel und Verleumdungen waren offene, mutige Worte eines Mannes, der sein ehrliches Republikanerherz nicht wie viele seiner abtrünnig ge-

wordenen einstigen Weggenossen mit einer Bourgeoismaske umhüllte. Just fünfzig Jahre sind es jetzt her, seit ein gewaltiger LügenSchwall durch den weitaus größten Teil der europäischen Presse ging. In Wort und Bild überbot man sich gegenseitig in niederträchtigsten Verleumdungen der Pariser Arbeiter, und fast war es nur Ludwig Pfau, der in seinen Pariser Artikeln in der »Frankfurter Zeitung« den Verleumdern entgegentrat und mit lauter Stimme die Wahrheit verbreitete.

Wie alle achtundvierziger Demokraten, besaß auch Pfau für das reaktionäre Preußen wenig Liebe. Er versprach sich von dessen Vorherrschaft für das deutsche Volk nichts Gutes und wurde deshalb nicht müde, von Zeit zu Zeit das restlose Aufgehen des preußischen Staates in Deutschland zu fordern. Andernfalls war ihm der Föderalismus lieber. Diese ehrlichen Wünsche hat freilich der Erfolg der Bismarckschen Politik zunichte gemacht — mit dem Ergebnis, daß wir noch heute an der Ungelöstheit dieses Problems kranken. Gegen Bismarcks Politik, des Blut- und Eisenmenschen, ist Pfau auch nach 1871 häufig in die Schranken getreten, und noch als Fünf- undfünfzigjähriger wurde er wegen Beleidigung des preußischen Staatsministers zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Wenn auch Ludwig Pfau in seinen letzten Lebensjahren politisch nicht mehr stärker hervorgetreten ist, so hat er doch seinen alten Kämpfermut sein ganzes Leben hindurch bewahrt, und als der »alte Pfau« 1894 in Stuttgart starb, bedauerte man dieses Ereignis in der sozialdemokratischen Presse als den Tod eines alten, aufrechten Demokraten.

Wie schon bemerkt, wußte Ludwig Pfau in seinen Liebes- und Lebensliedern in überaus glücklicher Form den Volksston zu treffen. Seine poetische Ader hatte engste Beziehungen zur Volksseele, und so verstand es der Dichter Pfau, eine große Anzahl lyrischer Gedichte zu schaffen, die dem Besten auf diesem Gebiet nicht nachstehen. Darüber hinaus verrät ein Teil seiner Dichtungen aber auch ein für die damalige Zeit überaus starkes soziales Fühlen. Seine Bettlerlieder und manch andere Strophen zeigen ein tiefes Verständnis für die Not der Armen und Elenden. Kraft wird der traurige Gegensatz zwischen dem prassenden Reichtum und der hungernden Armut in den Vordergrund gestellt, und ohne Übertreibung darf man behaupten, daß diese Gedichte an poetischem Gehalt und sprachlichem Rhythmus den gleichartigen Schöpfungen anderer Vormärzsänger, wie Herwegh, Heine, Freiligrath und Weerth, nicht nachstehen. Pfau hat auch im Gegensatz zu so manch anderem Schwarzrotgold-Politiker der damaligen Zeit sehr gut verstanden, daß es mit bloßen politischen Rechten allein nicht getan ist, sondern daß nun einmal das ökonomische Prinzip der treibende Faktor, die entscheidende Grundlage alles menschlichen Seins bedeutet. Sehr deutlich weist er auf dieses Problem hin in seinem den Pariser Arbeitern gewidmeten Weihnachtsgedicht, in dem es heißt:

Wenn wir den Erbfluch überwinden,
der Hand und Hirn der Not verdingt,
dann ist der Heiland auferstanden,
der in die Welt die Freiheit bringt.

Wie Ludwig Pfau war auch Moritz Hartmann Dichter und Journalist. Als Vierundzwanzigjähriger veröffentlichte dieser seine sensationell wirkende Gedichtsammlung »Reich und Schwert«, deren Inhalt ihm bald die

Verfolgung seiner österreichischen Heimatbehörden eintrug. Er wandte sich erst nach Brüssel, kehrte aber später nach Deutschland und schließlich auch nach Österreich zurück. Hier wurde er in Haft genommen, jedoch durch die Märzereignisse von 1848 befreit. Der böhmische Wahlbezirk Leitmeritz sandte ihn sogar ins Frankfurter Parlament, wo er auf den Bänken der entschiedenen Linken seinen Platz einnahm und als scharfer Beobachter seiner Kollegen auffiel. Er schrieb hier seine witzige, heute allerdings gänzlich vergessene »Reimchronik des Pfaffen Mauritiuß«: ein originelles Buch, das in ironisierender Heinescher Manier die Männer der Paulskirche und deren Verhandlungen in boshaft-lustiger Weise abkonterfeierte. Die »Reimchronik« erregte damals viel Aufsehen, und auch in späteren Jahren fand das Buch in Deutschland und Österreich noch lange Leser. Heute ist es verschollen, und nur der Geschichtsfreund ergötzt sich zuweilen an dem originellen stachligen Bänkelsang.

Verschollen sind auch die verschiedenen Prosaschriften Hartmanns. Seine nach dem Abschluß der politischen Epoche verfaßten zahlreichen Romane und Novellen besaßen ohnehin nicht die Originalität der Paulskirchenchronik. Am ehesten verdient noch sein Roman »Der Kampf um den Wald«, ein Bauernkampf ums Recht, Beachtung und vielleicht auch noch sein Buch »Erzählungen eines Unsteten«, in dem er seine eigenen Erlebnisse und Fahrten in anziehender novellistischer Form schilderte. Seinen Lebensunterhalt fristete Hartmann in den folgenden Jahren hauptsächlich durch Erteilung von Sprach- und Literaturunterricht und durch Reisebriefe für deutsche Zeitungen, besonders für die »Kölnische«. Auch aus Irland schrieb er vielbeachtete Artikel für das von Robert Prutz gegründete und geleitete »Deutsche Museum«.

Die Jahre der Reaktion boten Moritz Hartmann keine rechte Gelegenheit mehr zu politischem Wirken. Aber so zeitabgewandt seine belletristischen Arbeiten zuweilen auch waren, innerlich ist der »böhmische Freiheitskämpfer und Dichter«, wie Freiligrath ihn gelegentlich nannte, stets ein ehrlicher Demokrat geblieben. Auch nach 1870 noch; ein Zeitpunkt, wo bekanntlich so mancher in Verkennung der wirklichen Lage seine Märzbarrikaden- und Paulskirchenideale vergaß. Er starb im Mai 1872 zu Wien.

So mannhaft Pfau und Hartmann für ihre politischen Ideale sochten und, weder Not noch Verfolgung scheuend, für ihre Überzeugung eintraten, so perlstrich quoll aus ihnen zuweilen auch der Humor. Hartmanns Mauritiuß-Verse sind dafür ebenso ein Beweis wie Pfaus treffliche Übersetzung des Tillierschen lustig-satirischen »Onkel Benjamin«.

Es mag zutreffen, daß die revolutionäre Energie des deutschen Bürgertums vor gut zwei Menschenaltern sich in der Hauptsache in politischer Poesie verpuffte — vom Zeitstandpunkt gesehen, waren die Kampf- und Jornesverse der einzelnen, mit dem geistigen Leben des Vormärz engverbundenen Sänger doch laute Heroldsrufe. Als solche aber waren sie politische Tat.

Von den politischen inner- und außerdeutschen Fragen, die einen Ludwig Pfau und einen Moritz Hartmann bewegten, so das preussische, das deutsch-französische, das tschechische, das irische Problem, ist heute noch keine vollständig gelöst, und mit den Farben von achundvierzig treibt gegenwärtig das liberale Bürgertum im Bunde mit den Junkern ein Schindluderspiel. Es verleugnet sie ebenso, wie es seine eigenen einstigen Vorkämpfer verleugnet.

Literarische Rundschau

Wilhelm Mautner, Der Bolschewismus. Voraussetzungen, Geschichte und Theorie, zugleich eine Untersuchung seines Verhältnisses zum Marxismus. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1920, Verlag von W. Kohlhammer. Preis 32 Mark.

Seit Monaten habe ich das Buch in Händen, und mit wachsendem Interesse habe ich mich hineingearbeitet. Es ist eine wahre Fundgrube und enthält eine Fülle von Gedanken und Anregungen. Der Verfasser hat sich erfolgreich bemüht, die bolschewistische Theorie, das bolschewistische Geistesleben unparteiisch und umfassend zu schildern und zu werten, er hat aber darauf verzichtet, die bolschewistische Praxis zu behandeln. Zu dem Zwecke hat er die Literatur des Bolschewismus und über den Bolschewismus gründlich studiert. (Als Anhang des Buches gibt er eine genaue Übersicht dieser Literatur.) Es würde einer eigenen umfangreichen Abhandlung bedürfen, um den reichen Inhalt des Werkes wiedergzugeben, aber ich muß mich damit begnügen, einzelne Teile herauszugreifen.

Nachdem Mautner den russischen Geist und die russische Wirtschaft, den Nährboden des Bolschewismus, zergliedert und die vorrevolutionäre Arbeiterbewegung Rußlands dargelegt hat, behandelt er die bolschewistischen Probleme: Staat, Revolution und künftige Gesellschaft, die Rolle der Gewalt in der Durchsetzung des Bolschewismus, Diktatur und Demokratie, die Zerstörung der Staatsmaschinerie und die Methode des Aufbaus. Hierbei zieht er Vergleiche zwischen der Auffassung Lenins und Trozkis einerseits und der Auffassung von Marx-Engels und Rautsky andererseits. Er erörtert auch den Rätegedanken, die Enteignung der Produktionsmittel, die Nationalisierung der Landwirtschaft und der Industrie, die Regelung der Güterverteilung, wobei er den Bolschewismus als Zerstörer und Weltrevolutionär von dem Bolschewismus als Erneuerer und Weltheilend scharf unterscheidet. Besonders eingehend behandelt er das Verhältnis zwischen Bolschewismus und Marxismus und übt dabei zugleich eine scharfe Kritik an dem theoretischen Lehrgebäude des Bolschewismus. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Anhänger des Bolschewismus den Anspruch erheben, die Vertreter und Verfechter des wahren, reinen, wiederhergestellten Marxismus zu sein, worin sie von den Gegnern des Marxismus im bürgerlichen Lager unterstützt werden, und daß sie den bisherigen Marxisten einen Verrat an den Lehren des Meisters zum Vorwurf machen. In geistvoller Weise und gründlicher Beweisführung legt Mautner klar, daß diese Behauptung auf einem Irrtum und auf einer Verkennung der marxistischen Gedankenwelt beruht. Gerade dieser Abschnitt seines Werkes verdient Anerkennung und Beachtung. Das Buch kann aufs wärmste empfohlen werden, wer ein Interesse hat am Bolschewismus, wer sich Klarheit verschaffen will über seine theoretischen Grundlagen, die bekanntlich in der bolschewistischen Praxis verleugnet werden, der möge es lesen und gründlich studieren. Er wird dem Verfasser für seine fleißige Arbeit Dank wissen.

Franz Laufköter

Leo Kestenbergs, Musikerziehung und Musikkpflege. Leipzig, Quelle & Meyer. 143 Seiten. Preis geheftet 12 Mark.

Wir leben in der Zeit der Reformen. Und wie auf allen Gebieten, sei es auf politischem, wirtschaftlichem, pädagogischem oder künstlerischem, so gärt und brodel es auch in der Musikentwicklung. Es ist deshalb zu begrüßen, wenn ein im Zentrum der Beobachtung stehender Fachwart seine Stimme erhebt und uns ins Neuland der Musik führt. Das tut Kestenbergs in seinem Buche »Musikerziehung und Musikkpflege«. Der Praktiker und Ästhet, der Volksfreund und der Künstler kommen in ihm zu Wort. Das Musikgebiet wird in seinem ganzen Umfang und Inhalt erörtert. Kestenbergs stellt die Musik als gleichbedeutenden Faktor neben die Wissenschaft, ein Rang, den sie nach Bach bald verloren hatte. Davon ausgehend, muß der erste Unterricht — vom Elternhaus selbstverständlich vorbereitet — im Kinder-

garten, Hort, Fröbelschule usw. einsetzen, deren Lehrkräfte eine regelrechte Gesangsausbildung besitzen müssen, um musikalisch richtig zu wirken. Die Rhythmik wird in Taktbewegungen des Körpers und seiner Glieder mehr unbewußt erlebt als wissenschaftlich choreographisch gelehrt. Taktspiele führen die Einzelbewegungen zu größeren Einheiten und Ausdrucksformen. Die Volksschule baut auf diesen Anfängen weiter; sie erweckt (nicht etwa drillt) die Grundbegriffe der Musik: Ton, Tonhöhe und -stärke, Rhythmik, Dynamik, Agogik (rhythmische Ab- oder Ausweichungen der Zeit nach), Hermeneutik (Erklärung des Aufbaus und Gehaltsinhalts eines Liedes oder Musikstücks), Notenlehre in methodischem Aufbau und Blattsingem. Musikdikate in einfachsten Formen, rhythmische Gymnastik in Turnspielen geben weiteren Bildungstoff und leiten den Volksschüler an den Niederungen der Schundmusik vorbei zum Verstehen und Lieben guter, wenn auch noch einfacher Musik. Fach- und Fortbildungsschulen für beide Geschlechter bringen — im Gegensatz zum jetzigen Arbeitsplan dieser Schulen — keine Unterbrechung der musikalischen Betätigung, sondern führen diese innerhalb oder außerhalb des Arbeitsplans weiter zu Chören und kleinen Orchestern (Zupfer!). In den höheren Schulen tritt in der Zeit des Stimmwechsels die musikwissenschaftliche und musikgeschichtliche Seite in den Vordergrund musikalischer Betätigung. Befreiungen vom Unterricht finden in der Zeit des Stimmwechsels nicht mehr statt. Hier setzt auch das Orchester — wenn auch noch so klein — ein. Der Chor an Knabenschulen wird in Knaben-, Männer- und gemischten Chor geteilt. An Mädchenschulen bilden sich Frauenchöre. Szenische und rhythmische Spiele, Reigen usw. bereichern dort das musikalische Programm und binden Haus und Schule bei Vorführungen zusammen. An allen Universitäten werden Lehrstühle für Musikwissenschaft errichtet, wie sie in Berlin, Bonn, Wien bestehen. In Musikvereinigungen leben die Collegia musica der Bach-Zeit wieder auf und treiben Orchesterpiel und Chorgesang. Der Universitätsmusikdirektor ist das künstlerische Zentrum für alle diese Bestrebungen, während den Lektoren die theoretische Ausbildung der Musikstudierenden obliegt. Die Volkshochschulen ziehen in planvoll angelegten Musikübungen, Vorträgen mit Beispielen und Debatten ein kunstfähiges Publikum heran.

Alles in allem ein überreiches Programm, ausreichend auf lange Zeit hinaus. So köstlich aber Kestenberg's Vorschläge anmuten, ihre vollständige Durchführung scheitert an der jetzigen Mittellosgkeit des Staates. Erst wenn unsere wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse etwas mehr ausgeglichen sein werden, läßt sich ein Auf- und Ausbau unseres Musiklebens im Sinne Kestenberg's durchführen. Für diesen Fall wird das vorliegende, sehr anregend geschriebene Buch von großer Bedeutung sein.

Dr. Wilh. R. E c k a r d t, *Meeresvögel*. Leipzig (ohne Jahreszahl), Verlag Theod. Thomas. 72 Seiten. Preis geheftet 3 Mark, gebunden M. 8.50.

Die Namen und die Ausbreitung der Vögel, die auf dem Meere leben, spielen in dieser Schrift eine nebensächliche Rolle. Hauptsächlich erfahren wir die Lebensweise der geflügelten Meeresbewohner, wie sie sich zu erhalten trachten, Frost, Wind, Sturm und brausende Wellenschläge zu überwinden suchen. Auch hier bewahrheitet sich, daß sich jedes Lebewesen seiner Umgebung anpaßt. Eine ganze Reihe von Vogelarten lebt auf dem Meere, die nicht tauchen können und doch ihre Nahrung aus dem Wasser holen müssen. Die Mutter Natur hat sie zu guten Fliegern werden lassen, so daß sie sich in blitzartiger Geschwindigkeit meterhief ins Wasser zu stürzen vermögen, um einen Wissen zu erhaschen. Vögel, die dauernd auf dem Wasser leben, also ohne überhaupt das Festland zu betreten, scheint es nicht zu geben, der Tropikvogel freilich entfernt sich oft bis auf Hunderte von Kilometern von der Küste.

E. W. Neumann

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Helmholtz. Zum hundertjährigen Geburtstag des großen Naturforschers. Von Max Schoen.

Landwirtschaft und Parteiprogramm. Von W. Guske.

Planmäßige Berufsgliederung. Von S. F. Amberger, Regierungsrat (Berlin).

Die Diktatur in Theorie und Praxis. Von Franz Laufkötter. II. (Schluß.)

Der Kampf gegen die öffentliche Bewirtschaftung des Getreides. Von H. Wittich (Frankfurt a. M.), Mitglied des Preussischen Landtags.

Literarische Rundschau: R. Schloeffler, Der Konsument im Räteystem. + The League of Nations Starts.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von S. H. W. Diez Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbkleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwing. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willq Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Blos. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Großer Deutscher Bauernkrieg.

Von Dr. W. Zimmermann. Preis gebunden 40 Mark.

Preise freibleibend

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 22

Ausgegeben am 26. August 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Helmholz

Zum hundertjährigen Geburtstag des großen Naturforschers

Von Max Schoen

Nichts beweist die Einseitigkeit unserer heutigen landläufigen »Bildung« besonders in Deutschland besser als die verschiedene Bewertung hervorragender Leistungen auf geisteswissenschaftlichem und naturwissenschaftlichem Gebiet. Die große Masse der mehr oder weniger Gebildeten kennt meist nur Namen von Künstlern, Dichtern, allenfalls Philosophen und Historikern. Das zeitunglesende Publikum erfährt aus dem Feuilleton nur Neuigkeiten auf literarischem, künstlerischem Gebiet, es sei denn, daß einmal eine Sensation wie die »Relativitätstheorie«, von der die meisten Feuilletonredakteure, da sie fast durchgängig geisteswissenschaftlich gebildet sind, keine Ahnung haben, allgemeinere Beachtung findet.

Auch das Feuilleton unserer sozialistischen Presse ist durchweg zu schöngeistig eingestellt. Es wird zu sehr das »Wort« gepflegt, die Beurteilung des Tatsächlichen, Realen kommt meist noch zu kurz. »Wissenschaftliche Beilagen« unserer Zeitungen, in denen Artikel über Bildergalerien, den Tanz, Anekdotenhaftes aus dem Leben einzelner Künstler anzutreffen sind, in denen aber kaum eine populär-wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiet der exakten Naturwissenschaften, der Biologie, Technik, Soziologie oder Kulturgeschichte vorkommt, haben offenbar ihren Zweck verfehlt. Da gilt es noch viel zu reformieren.

Doch ich sollte von Helmholz reden. Wer ist das? Auch einer von denen, die im Volksbewußtsein nicht die Rolle spielen, wie es eigentlich der Fall sein müßte und auch der Fall sein würde, wenn Helmholz nicht zufällig Naturforscher, sondern Künstler oder ein über Gott und Welt schwärmender »Philosoph« wäre. Und dabei ist Helmholz noch besser daran als mancher andere seiner Leidensgenossen. Hat er sich doch auf den verschiedensten naturwissenschaftlichen Gebieten betätigt, so daß man von ihm gesagt hat, um ihn hätten sich sieben Wissenschaften gestritten, wie im Altertum sieben Städte um Homer. Und hat er sich doch durch Erfindungen um die gesamte Menschheit in einer Weise verdient gemacht, die von vornherein »Volkstümlichkeit« im höchsten Grade erwarten lassen müßte. Wenn er schließlich als »populärer« Redner und Schriftsteller auf exakt naturwissenschaftlichem Gebiet zu einer Zeit in Deutschland aufgetreten ist, als solche noch spärlich anzutreffen waren, so sollte man meinen, daß alle diese Gründe Veranlassung genug sein müßten, Helmholz zu einem der bekanntesten Männer in Deutschland zu machen.

Es ist zweifellos, daß Hermann Helmholz, geboren zu Potsdam den 31. August 1821 als Sohn des Gymnasiallehrers Ferdinand Helmholz, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und Völker ist. Seine Universalität

ist seit jeher bewundert worden, und wenn auch gelegentlich Zweifel geäußert worden sind, ob man ihn als ein Genie im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen und einem Kepler, Newton oder Faraday an die Seite stellen dürfe, so wird es darauf ankommen, zuerst zu definieren, was als genial zu werten ist. Jedenfalls hat Helmholtz im Kreise der Kenner stets als genial gegolten, und Angriffe auf seine Größe sind nur äußerst selten erfolgt, wie beispielsweise von selten Eugen Dührings, der vorsätzlich Helmholtz herabwürdigen wollte. Es dürfte von Interesse sein, zu hören, daß auch die modernsten Sachkenner, wie zum Beispiel Einstein, Helmholtz trotz mancher Vorbehalte alle Ehre widerfahren lassen.

Helmholtz ist, wie man wohl sagen darf, ein geborener Naturwissenschaftlicher gewesen, ein für die exakten Naturwissenschaften Prädestinierter. Schon früh zeigte sich bei ihm die Vorliebe für die Naturwissenschaften. Er besaß außerordentlich feine Sinnesorgane, die nicht zum mindesten ihn später befähigt haben, seine glänzenden Leistungen auf dem Gebiet der Optik und Akustik zu vollbringen. Und diese Naturgaben haben sich bei ihm auch ästhetisch ausgewirkt. Ist er doch ein verständnisvoller und begeisterter Verehrer der Malerei und Tonkunst gewesen. Mit Begeisterung berichtet er von seinen Eindrücken bei der Betrachtung italienischer Meister, beispielsweise Tizians. Frühzeitig wird er zum Verehrer Wagnerscher Musik, und es ist bezeichnend, daß ihm »Tristan und Isolde« weniger zusagen als die anderen Wagnerschen Musikdramen.

Er war durchaus empiristisch veranlagt, ganz im Gegensatz zu seinem spekulativ orientierten Vater, woraus sich im Laufe der Zeit manche Mißverständnisse und Gegensätzlichkeiten ergaben. Wie so viele berühmte Naturforscher, hatte auch Helmholtz eine Abneigung gegen die gedächtnismäßige Einpaukerlei mechanisch festzuhaltender, unzusammenhängender Dinge, wie zum Beispiel der Vokabeln. Cicero und Virgil langweilten ihn, wie wir wohl sagen dürfen, wegen des öden Wortgeklingsels, »wo nichts dahintersteckt«. Man darf aber nicht glauben, daß er eine Abneigung gegen die Fremdsprachen an sich gehabt hat. Im Gegenteil: er hat privat schon in jungen Jahren Italienisch und sogar Arabisch getrieben, und die englische Sprache beherrschte er in seinen späteren Jahren derart, daß er in dieser vor englischen Autoritäten wissenschaftliche Reden halten konnte.

Die Prädestinierung Helmholtzens zum speziell »exakten« Naturforscher aber äußert sich in seiner mathematischen Begabung, die ihn in der Folgezeit befähigt hat, die schwierigsten mathematischen Probleme zu behandeln und zu bewältigen, so daß Mathematiker von Fach ihn mit vollem Recht als einen der Ihren ansprechen konnten.

Helmholtz hat von vornherein Physik studieren wollen, wozu er durch die harmonische Verknüpfung seiner induktiven Geistesrichtung und seiner mathematischen Begabung ja auch im höchsten Grade ausersehen zu sein schien. Durch äußere Umstände wurde er veranlaßt, sich zuerst der Medizin und den organischen Naturwissenschaften zuzuwenden. Erst spät, im Jahre 1871, also mit 50 Jahren, erhielt Helmholtz bei seiner Berufung an die Universität Berlin die offizielle Abstempelung als Physiker. In Wirklichkeit ist er aber stets Physiker gewesen, mochte er sich nun mit Problemen aus der Physiologie, Meteorologie, Erkenntnistheorie usw. beschäftigen. Er hat in seiner Person den Satz bekräftigt, daß jede echte Naturwissenschaft ein

physikalisches Fundament hat, daß die Physik die Grundlage aller naturwissenschaftlichen Disziplinen ist.

Es kann nicht Aufgabe eines Gedenkartikels sein, alle Leistungen des Geseierten aufzuzählen. Es soll nur gezeigt werden, daß Helmholtz noch heute »lebt«, nicht nur eine historische Größe ist, der man die schuldige Achtung bezeugt. Probleme, mit denen er sich beschäftigt hat, stehen noch heute, ja gegenwärtig mehr als früher im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Eine gerade Linie führt von seinen Arbeiten auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre und Erkenntnistheorie zu den modernen Problemstellungen, die mit den Namen: Elektronenlehre, Quantentheorie, Relativitätstheorie, philosophischer Positivismus umschrieben werden können.

Es ist immer ein Zeichen bedeutender Geistesgröße, ein Interpret fremder neuartiger Gedanken zu sein. Und wie es nicht den geringsten Ruhmes titel eines Max Planck bildet, frühzeitig die Bedeutung Einsteins erkannt zu haben, so ist Helmholtz als einer der allerersten in Deutschland für die neuartige Vorstellungswelt von Faraday-Maxwell eingetreten. Er zeigte das Unzulängliche der bisherigen Vorstellungen über die elektrischen Vorgänge und erkannte diejenigen von Faraday und Maxwell als die einzigen an, die mit den beobachteten Tatsachen übereinstimmten. Es wurde der bis dahin bestehende Gegensatz zwischen den sogenannten geschlossenen und nicht geschlossenen Strömen aufgehoben. Es gab nicht nur elektrische Vorgänge im »Leiter«, sondern der »Nichtleiter« erwies sich in noch höherem Maße als der Leiter für die elektrischen Vorgänge bedeutungsvoll. Es ist kein Zufall, daß es ein Schüler von Helmholtz, nämlich Heinrich Herz gewesen ist, der auf diesem Gebiet durch die Entdeckung elektrischer Wellen eine Krönung des Lehrgebäudes bewirkte. Die moderne Physik wird gegenüber derjenigen älterer Perioden vor allem durch die Rolle charakterisiert, die heute der Begriff des Unfestigen, Atomistischen in ihr spielt. Zwar die Begriffe des materiellen Moleküls und Atoms sind älteren Datums, aber bis in die allerletzte Zeit hinein haften ihnen etwas Schemenhaftes, Willkürliches an. Erst durch die neueste Entwicklung der Physik und Chemie ist die »atomistische Struktur« der Materie als eine Realität erwiesen. Aber die moderne Physik geht noch weiter und spricht auch von atomistischen Strukturen bei der Elektrizität und sogar der Energie. Ein Wegbereiter für die Durchsetzung dieser neuen Anschauungen ist nun auch Helmholtz gewesen. Von ihm rührt der Begriff des Elementarquantums der Elektrizität her, der sich in der Folgezeit als äußerst fruchtbar erwiesen hat. Auch hier hat Helmholtz Faradaysche Forschungsergebnisse und Erkenntnisse weitergeführt, wie denn überhaupt Helmholtz stets im innigsten Kontakt mit der englischen naturwissenschaftlichen Welt gestanden hat. So kann die heutige Elektronentheorie unseren großen Forscher mit Recht als einen ihrer geistigen Väter ansehen.

Und noch ein weiterer Begriff der modernen Elektrizitätslehre, der einen ihrer Hauptpfeiler darstellt, ohne den die neuere Entwicklung der Elektrizitätslehre undenkbar wäre, nämlich der Begriff des Potentials, einer besonderen Form des Arbeitsbegriffs, verdankt Helmholtz zwar nicht seine Aufstellung, wohl aber die Hervorhebung seiner Wichtigkeit für die Klärung elektromagnetischer und elektrodynamischer Vorgänge.

Ebenso wirken auf anderen heute »aktuellen« Gebieten Helmholtzens Gedankengänge unmittelbar mit. Sind die Beziehungen zwischen Physik, Ma-

thematik und Erkenntnistheorie auch schon früher recht innig gewesen, so sind sie es heute, im Zeitalter der Relativitätstheorie, ganz besonders. Durch die letztere sind gewisse Forschungsergebnisse der großen deutschen Mathematiker Gauß und Riemann erst zum richtigen Leben erwacht, haben sie erst ihre große Bedeutung für die gesamte Welterkenntnis erlangt.

Es ist bemerkenswert, daß Helmholtz seinerzeit unabhängig von Riemann zu manchen ähnlichen Schlußfolgerungen wie dieser gelangte und sie dann in einer eigenen Weise weiterführte. Helmholtz zeigt sich in seinen mathematisch-erkenntnistheoretischen Arbeiten als ausgesprochener Vertreter des Empirismus! Er steht auf dem Standpunkt, daß die sogenannten geometrischen Grundsätze nicht von vornherein gegebene Formen unserer Anschauung sind, sondern durch Beobachtung geprüft und eventuell widerlegt werden können. So erweist sich Helmholtz als »Antikantianer«.

Diese kurzen Hinweise zeigen zur Genüge die überragende Bedeutung unseres großen Physikers, und dennoch sind sie nur ein kleiner Auschnitt aus seiner gewaltigen Lebensarbeit. Ja manche von ihm behandelten Probleme, wie das »Prinzip der kleinsten Wirkung«, dürften in späterer Zeit noch mehr gewürdigt werden als gegenwärtig.

In der breiteren Öffentlichkeit ist Helmholtz besonders bekannt geworden durch seine sinnesphysiologischen Arbeiten auf dem Gebiet des Schalles und des Lichtes, weiterhin durch einige in ihren Auswirkungen folgenschweren Erfindungen, wie beispielsweise des oftgenannten Augenspiegels, einer Vorrichtung zur Betrachtung der Netzhaut des menschlichen Auges, wodurch erst eine wissenschaftliche Augenheilkunde möglich geworden ist.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß Helmholtz auch einer der Hauptbeteiligten bei der Aufdeckung des Gesetzes von der »Erhaltung der Energie« gewesen ist. Dieses Gesetz, das heute als eine der Hauptsäulen, ja fast möchte man sagen, als die Hauptsäule der Physik anzusehen ist und, auf eine kurze Formel gebracht, ausagt, daß der Arbeitsvorrat in der Welt eine beständige Größe darstellt, der in verschiedenen Formen erscheinend seinen Gesamtwert nicht ändert, ist von Helmholtz mitentdeckt worden. Und wenn man ihm den Entdeckerruhm in diesem Falle zu schmälern gesucht hat und sich leidige Streitigkeiten entwickeln konnten, so sind seine Leistungen auf den anderen Gebieten, von denen hier nur ein Teil aufgeführt werden konnte, so überaus bedeutsame, daß seine große Bedeutung als Naturforscher für alle Zeiten feststeht.

Hermann Helmholtz war, wie bereits oben bemerkt, ein geborener Naturforscher. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß er in der Öffentlichkeit und privat des öfteren für die kulturelle Gleichwertung der Naturwissenschaften mit den übrigen Wissenszweigen eingetreten ist. Mehrfach hat er die große Klust, die zwischen den philosophisch-historischen und den naturwissenschaftlich-mathematischen Kreisen der Nation besteht, konstatiert und beklagt. Er war ein Gegner des bloßen Jonglierens mit Worten und der metaphysischen Spekulationen. Bloßes Wissen schätzte er gering ein, wenn es nicht mit dem Handeln verknüpft ist. Er trat warm für mathematische Schulung des Denkens ein. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Satz aus einem Briefe an einen seiner Freunde, wo es unter anderem heißt: »Ich fand, daß das viele Philosophieren zuletzt eine gewisse Demoralisation herbeiführt und die Gedanken lag und vage macht, ich

will sie erst wieder eine Weile durch das Experiment und durch Mathematik disziplinieren.« Er war der ausgesprochensten Meinung, daß Philosophie nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage getrieben werden dürfe. »Die Philosophie«, meint er einmal, »ist unverkennbar deshalb ins Stocken geraten, weil sie ausschließlich in der Hand philologisch und theologisch gebildeter Männer geblieben ist und von der kräftigen Entwicklung der Naturwissenschaften noch kein neues Leben in sich aufgenommen hat. Sie ist deshalb fast ganz beschränkt worden auf Geschichte der Philosophie. Ich glaube, daß die deutsche Universität, welche zuerst das Wagnis unternähme, einen der Philosophie zugewendeten Naturforscher zum Philosophen zu berufen, sich ein dauerndes Verdienst um die deutsche Wissenschaft erwerben könnte.«

Als im Jahre 1888 in Gelehrtenkreisen eine Erklärung zugunsten der Gymnasien zirkulierte, trat Helmholtz für diese nicht ein, sondern verfocht das Recht der Naturwissenschaften auf Gleichberechtigung mit den sogenannten »humanistischen« Fächern. Durch sein eigenes Wirken hat er außerdem viel zur Höherwertung der Naturwissenschaften in den Augen der »gebildeten Welt« beigetragen. Da aber heute wie damals »Männer von diesem (humanistischen) Bildungsgang es vorzugsweise sind, die unsere Staaten lenken, unsere Kinder erziehen, Ehrfurcht vor der sittlichen Ordnung aufrecht erhalten«, so ist bis heute die von Helmholtz ersehnte Vereinigung der bisherigen literarischen mit der naturwissenschaftlichen Richtung in der Bildung der Nation nicht eingetreten. Es erben sich eben Geseß und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.

In seinen ziemlich zahlreichen Reden, in denen er sich an ein weiteres Publikum gewandt hat, hat Helmholtz öfters allgemein interessierende Fragen behandelt und seine Ansicht über bestimmte Dinge zum Ausdruck gebracht, so daß wir uns daraus eine Meinung über seine Person bilden können.¹ Noch deutlicher tritt das Persönliche aus seinem umfangreichen Briefwechsel besonders mit seinen Freunden hervor. Aus diesem erkennen wir, daß Helmholtz in allgemein-menschlichen Dingen, in der Beurteilung von Personen und Institutionen zwar kein Stürmer und Dränger gewesen ist, sich aber auch von eigentlich Reaktionärem ferngehalten hat. Ja in seinen jungen Jahren ist er vorübergehend sogar recht freiheitslich angehaucht gewesen, und es wird berichtet, wie er im Jahre 1848, noch als Militärarzt, zu einer besfreundeten Familie in Berlin zu Besuch kam, dem erst vierzehn Tage alten Sohne der Familie eine schwarzrotgoldene Kokarde anheftete und der »Bürgerin Mutter zu ihrem in Freiheit Erstgeborenen« gratulierte. Dürfte

¹ Da es manchem Leser vielleicht erwünscht sein dürfte, über die Person und Leistungen des großen Naturforschers Näheres zu erfahren, so mag nachstehend einige Literatur angeführt werden. In der Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« befindet sich als 324. Band eine Arbeit von Professor Dr. F. A. Schulze über »Die großen Physiker und ihre Leistungen«, worin neben Galilei, Newton, Huggens und Faraday auch die Lebensarbeit von Helmholtz behandelt wird. Das Büchlein ist zur Einführung zu empfehlen. Für diejenigen, die eine eingehende Lebensbeschreibung von Helmholtz kennenlernen möchten, kommt die große Biographie von Leo Koenigsberger »Hermann von Helmholtz« in drei Bänden in Betracht. Auch in W. Ostwalds »Große Männer« ist ein Abschnitt über Helmholtz vorhanden. Letzteres Werk ist besonders wegen der Gekennzeichnetheit des Standpunkts zu empfehlen.

er später auch im ganzen anders gedacht haben — er wird von manchen als liberal, von anderen als gemäßigt-konservativ bezeichnet —, so ist er doch niemals Mucker gewesen. So hat er sich lobend über den berühmten englischen Zoologen und Darwinisten Huxley als einen Hauptkämpfer für die Aufklärung gegen die biblische Naturgeschichte ausgesprochen, und die Dinge »jenseits unserer Grenze« quälten ihn nach dem eigenen Ausdruck seiner zweiten Frau nie. Im übrigen ist er der Typus eines durchaus anständig denkenden höheren Beamten und Professors gewesen, der durch die Art seiner Pflichtauffassung charakterisiert wird: der Staat, der ihm Unterhalt, wissenschaftliche Hilfsmittel und ein gut Teil freier Zeit gewährte, hätte ein Recht, von ihm zu verlangen, daß er in geeigneter Form alles, was er mit seiner Unterstützung gefunden, frei und vollständig seinen Studierenden sowie seinen Mitbürgern überhaupt mitteile.

Landwirtschaft und Parteiprogramm

Von Wlth. Guske

I

Auf dem diesjährigen Parteitag wird die Programmfrage im Vordergrund stehen. Der schwierigste Teil dieser ist die Agrarfrage. Nicht nur für die Sozialdemokratie, für alle politischen Parteien ist die Stellungnahme zur Landwirtschaft wohl die schwierigste Aufgabe, und zwar deshalb, weil die Landwirtschaft für Deutschlands Volkswirtschaft durch den Krieg eine ganz ungewöhnliche Bedeutung gewonnen hat. Wirtschaftstechnisch hat der Krieg der Landwirtschaft eine allgemeine Rückbildung gebracht; während die Industrie im Kriege gewaltige technische Fortschritte machte. Auf der einen Seite verminderter Bedarf und gestiegene, überschüssige sachliche und persönliche Leistungsfähigkeit; auf der anderen vermehrter Bedarf und Mangel an sachlicher und persönlicher Leistungsfähigkeit. An diesem Widerspruch krankt die deutsche Volkswirtschaft.¹

Der Kampf um die Beseitigung der wirtschaftlichen Widersprüche teils sachlicher, teils persönlicher Natur in der Landwirtschaft wurde in Deutschland durch die sogenannte Bauernbefreiung im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hervorgerufen. Nicht menschliche oder freiheitliche Regungen der damaligen politischen Machthaber waren die Ursache, wie es so gern die bürgerliche Geschichtschreibung glauben machen möchte, sondern die Triebkräfte der veränderten sachlichen Bedürfnisse haben den damaligen Umsturz der altüberlieferten landwirtschaftlichen Rechtsverhältnisse bewirkt. Flurzwang und Dreifelderwirtschaft als Betriebsform, Hörigkeit und Frondienst als Arbeitsform wurden durch die beginnende kapitalistische Wirtschaftsweise verdrängt. Der Frühkapitalismus bewirkte auch in der Landwirtschaft eine völlige Umgestaltung der Betriebstechnik. Die alte Drei-

¹ Der Engländer Keynes schildert diesen Zustand in seiner Antwort auf die Frage: Was ist das Bild von Europa? folgendermaßen: »Eine Landbevölkerung, die ihr Leben mit den Früchten ihrer eigenen Tätigkeit fristen kann, aber den gewohnten Überschuß nicht liefert... Eine Industriearbeiterschaft, die aus Mangel an Lebensmitteln an Arbeitskraft zurückgeht und aus Mangel an Rohstoffen nicht arbeiten kann.« (Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags, 1920, S. 26.)

feldermwirtschaft wurde zunächst ersetzt durch die besonders die Viehhaltung fördernde »verbesserte« Dreifeldermwirtschaft. Später ging man dann zur intensiven Fruchtwechselwirtschaft über. In klimatisch ungünstiger gelegenen Gebieten wurde die Fruchtwechselwirtschaft ergänzt durch die Feldgraswirtschaft. Die verbesserte Betriebstechnik kam aber im wesentlichen nur dem Großgrundbesitz zugute. Durch die reaktionäre Deklaration vom 29. Mai 1816 zu dem Edikt vom 14. September 1811 wurden in Preußen die kleinen, nicht spannfähigen bäuerlichen Besitzungen von der Regulierung ausgeschlossen. Die »Befreiung« aus der Gutsherrschaft mußten sie durch Hergabe von Land und Zahlung von Ablösungsrenten an den Gutsherrn »abgeben«. Teilweise mußte der ganze Landbesitz an den Gutsherrn abgetreten werden. Als dann etwa im dritten Jahrzehnt auch in der Landwirtschaft durch die Preisbewegung ein allgemeiner Aufschwung eintrat, mußte viel Land von den rückständigen Bauernwirtschaften an die großen Güter freihändig verkauft werden. Von 1811 bis 1860 sind mehr als 1 000 000 Hektar Land vom Bauerntum an den Großgrundbesitz verloren gegangen.

Die Lage der Kleinbauern und Landarbeiter hatte sich trotz Aufhebung der Erbherrschaft in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschlechtert, der wirtschaftliche und gesellschaftliche Druck sich verstärkt. Freiherr v. d. Goltz sagt in seiner »Geschichte der deutschen Landwirtschaft«: »Man darf als sicher annehmen, daß die gleichen Leistungen der früheren dienstpflichtigen Bauern den Gutsherren mehr gekostet haben, als sie den nunmehr frei gewordenen Personen dafür, sei es in Naturalien, sei es in Geld, gewähren mußten.«

Der seit 1850 einsetzende Aufschwung der Industrie bewirkte eine stärkere Abwanderung der ländlichen Bevölkerung, und hierdurch wurden die Gutsherrn gezwungen, den Arbeitslohn zu verbessern. Die durch v. d. Goltz für die Zeit von 1850 bis 1875 geschätzte Erhöhung des Tagelohns von 50 Prozent steht aber in keinem Verhältnis zu den Mehrgewinnen, die den Gutsherrn während dieser Zeit zufließen. Die Reinerträge der Landwirtschaft sind während dieses Zeitraums riesig gewachsen. Die steigenden Pacht- und Verkaufspreise liefern den besten Beweis hierfür. Freiherr v. d. Goltz sagt denn auch: »Jene Periode (1850 bis 1880) war die glücklichste, welche die deutsche Landwirtschaft zu irgendeiner Zeit erlebt hat.« Die Landwirtschaft wurde auch in den kapitalistischen Taumel hineingezogen. Die Übertreibung und Überschuldung des Bodens führte aber zu starken wirtschaftlichen Schwierigkeiten, als seit Ende des siebenten Jahrzehnts infolge der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse auf dem Weltmarkt die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sanken. Dann setzte die Schutzzollbewegung ein. Zuerst richtete sie sich nur gegen das Ausland, griff dann aber auch auf die Gestaltung des inneren Marktes über. Es entstand ein Bund zwischen Kohle, Eisen und Korn, der die gesamte Gütererzeugung und den Güterverbrauch einer neuen Kapitalorganisation dienstbar machte, die wieder vollkommen von der Grundrente beherrscht wurde.

Der Schutzzoll war als wesentliche Grundlage einer stetigen, ruhigen wirtschaftlichen Entwicklung der Landwirtschaft gedacht. Daß er der Landwirtschaft jenes in dem Zolltaumel Anfang dieses Jahrhunderts so vielgepriesene Rüstzeug einer inneren wirtschaftlichen Stärke gebracht hat, kann auch heute noch nicht festgestellt werden. Die sogenannte »Notlage« der

Landwirtschaft ist heute noch ebensowenig gebannt wie vor dem Kriege. Sie wäre auch nicht gebannt worden, wenn der durch den Krieg bewirkte Rückfall nicht eingetreten wäre. Wäre der Krieg nicht gekommen, so wäre sicherlich aus den Kreisen der Landwirte 1917 bei dem Ablauf der Zollverträge derselbe laute Ruf nach Schutz gekommen wie 1902 bei der Beratung des Zolltarifs. Jeder Schutz Zoll der Landwirtschaft muß wirkungslos bleiben, solange das Bodenrecht das erzielte Mehreinkommen sofort durch Verkauf und Erbteilung in Rente verwandelt und der Preisbildungsprozeß der Bodenwerte durch spekulative Bestrebungen mit Hilfe des Grundbuchs ganz willkürlich beeinflusst werden kann.

Der Schutz Zoll ist aber nicht unter allen Umständen zu verwerfen. Es kann Wirtschaftsverhältnisse geben, wo ein zeitweiliger Zollschutz eine noch schwache Industrie gegen älteren, unter günstigeren Bedingungen arbeitenden Wettbewerb schützen muß. Desgleichen kann das Angebot billiger ausländischer Bodenerzeugnisse den zeitweiligen Zollschutz zur Notwendigkeit machen. Aber die Form des deutschen Schutz Zolls begünstigte nur die Ausbeutung der Wirtschaftsschwachen durch die Wirtschaftssarken und verhinderte eine entsprechende wirtschaftstechnische Einstellung zur Abwehr des Wettbewerbs. Der Schutz Zoll kann nur zu natürlichen Verhältnissen führen, wenn er zwangsläufig zur Verbesserung der Betriebsform drängt. Dabei ist notwendig eine Verhinderung der rentenkapitalistischen Ausbeutung des Mehrertrags. In der Landwirtschaft müßte also zunächst die willkürliche privatwirtschaftliche Wertbestimmung des Bodens beseitigt werden.

Kein Gebiet des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens ist im Schrifttum der Sozialdemokratie so dürftig behandelt worden, wie die Landwirtschaft. Die Sozialdemokratie hat sich freilich schon seit ihrer parteipolitischen Wirksamkeit mit der Frage der Landwirtschaft wiederholt beschäftigt. Die Agrarfrage war schon auf dem Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei 1870 in Stuttgart Gegenstand der Tagesordnung. Nach dem Vortrag von Bebel wurde eine Entschließung angenommen, welche die Forderung stellte, daß in der Landwirtschaft der Großbetrieb zu erstreben sei. Die bisherigen Erörterungen über die Landwirtschaft wurden jedoch bei allen Parteien vornehmlich von politischen Erwägungen getragen. Die Rechtsparteien sahen in der Landwirtschaft den besten Damm gegen die »rote« Flut. Die angeblichen Berufsorganisationen der Landwirte (Bund der Landwirte, Landwirtschaftsrat, Landwirtschaftskammern) stempelten durch ihren Kampf reine Wirtschaftsfragen zu politischen Machtfragen. Wenn nun auch einzelne Parteitheoretiker der Sozialdemokratie, besonders Kautsky und David, die Agrarfrage rein wissenschaftlich behandelten, so litt die Anerkennung ihrer Forschungsergebnisse durch die Parteigenossen doch erheblich unter dem durch die politischen Gegner erzwungenen starken Einfluß politischer Rücksichten. Der Parteitag in Breslau 1895 erklärte ausdrücklich nach dem Bericht der Agrarkommission, daß die Landwirtschaft ihre besonderen von jenen der Industrie abweichenden Gesetze habe und es daher notwendig sei, die Agrarfrage eingehend zu studieren. Seit dieser Zeit ist jedoch fast nichts zur Ausführung dieses Beschlusses unternommen worden. Die politischen Rechtsparteien stempelten denn bei den bald darauf einsetzenden Kämpfen um den Schutz Zoll alle Maßnahmen zur Einwirkung auf die Ent-

wicklung der Landwirtschaft zu reinen politischen Machtfragen und verhindern dadurch vollständig jede unvoreingenommene sachliche Erwägung der verwinkelten Verhältnisse.

Um zu einem sachlichen unbefangenen Urteil über die Landwirtschaft zu kommen, wird man diese nur als gleichwertiges, nicht als überwertiges Glied im Rahmen der Gesamtwirtschaft betrachten dürfen. Jeder staatliche Schutz irgendeines Wirtschaftszweigs darf nur von sachlichen Rücksichten auf das Gemeinwohl getragen sein. Die zukünftige Agrarpolitik des deutschen Volkes wird vornehmlich auf den unmittelbaren Schutz und die Förderung der Erzeugung eingestellt sein müssen; während im Mittelpunkt der früheren Agrarpolitik der nur mittelbar wirkende Schutz des landwirtschaftlichen Ertrags (Zollgesetzgebung) stand. Die Verfechter der Schutzollgesetzgebung behaupten, daß durch diese eine gesunde Preispolitik erreicht wäre mit der Wirkung, daß das privatwirtschaftliche Interesse des Landwirts mit den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen in Übereinstimmung gebracht würde. Man kann heute feststellen, daß dieses Ziel nicht erreicht worden ist. Die Annahme, daß durch die Maßnahmen der Schutzolleneinrichtung Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig gemacht werden konnte, ist durch den Krieg als unrichtig erwiesen worden. Heute wird allgemein anerkannt, daß der Mangel an ausreichender Ernährung die seelische und körperliche Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes gebrochen hat. Die Schutzollpolitik war in erster Linie Preispolitik und hat nur ganz geringen Einfluß auf die Wirtschaftstechnik der Landwirtschaft gehabt. Professor Dr. Brinkmann an der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppeldorf sagt in seiner Arbeit »Die Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung«, Handbuch der Politik (4. Band, S. 209, Berlin 1921): »Weite Kreise der bäuerlichen Bevölkerung aber sind trotz aller Fortschritte des wissenschaftlichen Landbaus in ihrer Betriebsweise noch auf einer empirisch-traditionellen Stufe stehen geblieben, und auch zahlreiche großbäuerliche und Gutsbezirke genügen noch längst nicht den Anforderungen, die heute an einen rationellen Landwirtschaftsbetrieb gestellt werden müssen. Es besteht noch ein weiter Abstand zwischen den nachweislich erzielbaren Höchsterträgen und den Erträgen, die der Durchschnittslandwirt erzielt. Die Aufgabe der deutschen Landwirtschaft, die Selbsternährung des Volkes in möglichst großem Umfang zu ermöglichen, ist heute aber eine dringendere volkswirtschaftliche Notwendigkeit als vor dem Kriege.«

Bei der Erörterung der parteiprogrammähigen Erledigung der Agrarfrage wird man also meines Erachtens zu unterscheiden haben: a) grundsätzliche Stellungnahme, b) eine durch die ungewöhnlichen Zeitverhältnisse bewirkte, in erster Linie die tatsächlichen volkswirtschaftlichen Bedürfnisse berücksichtigende Stellungnahme.

Die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie gegenüber der Landwirtschaft ergibt sich aus ihren allgemeinen politischen, sozialen und kulturellen Forderungen. Die Grundlage zu deren Verwirklichung bilden die wirtschaftlichen Voraussetzungen. Eine grundsätzliche Entscheidung in der Agrarfrage ist heute aber besonders schwierig, weil die Bewegungskräfte der wirtschaftlichen Entwicklung zurzeit ganz unübersichtlich sind. Dazu kommt, daß der Krieg die Verflechtung der weltwirtschaftlichen Beziehungen besonders stark gefördert hat. Um zu einem einwandfreien Urteil über die

wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten zu kommen, kann man nicht allein die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse als Ausgangspunkt der Erwägungen nehmen, sondern muß die Verhältnisse der ganzen Weltwirtschaft in Betracht ziehen. Infolge dieser Unübersichtlichkeit der wirtschaftlichen Gesamtverhältnisse müssen die grundsätzlichen wie auch die besonderen Forderungen eines Parteiprogramms, was die Landwirtschaft anbetrifft, sich im wesentlichen vorläufig auf die zeitgemäßen Bedürfnisse beschränken. Es muß beachtet werden, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung durch den Weltkrieg zwar erschüttert, aber in den Grundformen teilweise noch rücksichtsloser und widersinniger gestaltet worden ist. Heute werden ganze Völker kapitalistisch ausgebeutet. Die parteipolitische Stellungnahme zur Agrarfrage darf daher auch nicht übereilt werden.

In der Landwirtschaft müssen auch Arbeitsgegenstand und Arbeitsvorgang so geordnet werden, daß durch die größtmögliche Rußbarmachung der aufgewendeten Arbeit und der verwendeten Stoffe die Erhöhung der wirtschaftlichen Gesamtleistung gewährleistet erscheint unter grundsätzlicher Vermeidung einer kulturwidrigen Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft. Die persönliche Arbeitskraft hat in dem landwirtschaftlichen Arbeitsvorgang eine viel größere Bedeutung als in dem industriellen. In der Landwirtschaft wird die persönliche Arbeitskraft durch Zeit und Ort sehr stark gebunden. Dadurch müssen die Beziehungen des persönlichen und unpersönlichen Eigentums zum Eigentümer in der Landwirtschaft ganz anders gewertet werden als in der Industrie. In der Industrie bildet das unpersönliche Eigentum fast die Regel, in der Landwirtschaft die Ausnahme. Aus diesem Umstand kann man schon ersehen, daß die Vergesellschaftung des Eigentums in Industrie und Landwirtschaft sehr unterschiedliche Wirkungen haben muß. In der Landwirtschaft bildet der Boden den Hauptbestandteil des Eigentums. Das Eigentumsrecht am Boden wird sich daher auch, um den besonderen Verhältnissen seiner wirtschaftlichen Bedeutung (Boden ist unbeweglich und nicht beliebig vermehrbar) zu entsprechen, nach besonderen Gesetzen entwickeln müssen. Zwei Richtungen scheinen mir auf die Gestaltung des Bodenrechts bestimmenden Einfluß zu gewinnen:

1. Allgemeine volkswirtschaftliche Bedürfnisse verlangen die Beseitigung der Eigenschaft des Bodens als Handelsware.

2. Die Steigerung der Ertragsfähigkeit des Bodens hat zur Voraussetzung, daß er nicht nur in der überlieferten üblichen vernunftmäßigen Weise bewirtschaftet wird, sondern daß auch zwangsläufig durch Forschung oder Erfahrung gewonnene Verbesserungen der landwirtschaftlichen Wirtschaftsweise eingeordnet werden.

Die verschiedenen Arten des Privateigentums sind nur aus gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zufälligkeiten entstandene Zweckmäßigkeitsformen. Der Sozialismus ist die Summe von zweckgerichteten und zweckerfüllenden Maßnahmen zur Beseitigung wirtschaftlicher und persönlicher Willkür unter grundsätzlicher Voranstellung der Gemeinschaftsbedürfnisse. Die besonderen Verhältnisse der Landwirtschaft verbieten aber jede Überspannung der Vergesellschaftung des Eigentums. Unbedingte Notwendigkeit ist nur die Befreiung des landwirtschaftlichen Arbeitsvorgangs von den durch äußere Umstände bewirkten ungeordneten und undurchdachten, deshalb einen unwirtschaftlichen Aufwand erfordernden Zufälligkeiten.

In erster Linie ist die Frage der zweckmäßigsten Betriebsform (Betriebsgröße) in der Landwirtschaft Gegenstand wirtschaftspolitischer langjähriger Besprechung gewesen, ohne daß ein eindeutiges Urteil erreicht werden konnte. Die umfangreichen Erörterungen liefen zum größten Teil sehr stark unter dem Einfluß bestimmter wirtschaftlicher oder politischer Absichten und ließen vielfach die Bedingungen der volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge vermissen. Nicht vernunft-, sondern rein gefühlsmäßige Kräfte gewannen dabei ein Übermaß an Einwirkung. Auch die durch die Kriegsfolgen besonders stark ausgelöste Siedlungs- und Heimstättenbewegung wird sehr stark von Gefühlsregungen beeinflusst. Ob diesen Bestrebungen aussichtsreicher Erfolg beschieden sein wird, erscheint mir noch sehr zweifelhaft, wenn man die bisherigen Ergebnisse mit dem anzustrebenden Ziele (Höchstleistung der Gesamtwirtschaft) vergleicht. Die Betriebsgröße in der Landwirtschaft wird den natürlichen Voraussetzungen angepaßt sein müssen. Klima, Bodenform und Lage haben bestimmenden Einfluß. Durch sie gewinnen gerade in der Landwirtschaft die örtlichen und zeitlichen Wechselbeziehungen zwischen Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung besondere Bedeutung. Die Frage der zweckmäßigsten Betriebsgrößemischung kann daher auch nur nach rein wirtschaftlichen Erwägungen entschieden werden.

(Schluß folgt)

Planmäßige Berufsgliederung

Von J. F. Amberger, Regierungsrat (Berlin)

Als in der denkwürdigen Nachtsitzung des Reichstags der neue Reichskanzler Wirth ankündigte, daß die Regierung entschlossen sei, das gegnerische Ultimatum anzunehmen, und gleichzeitig kundgab, daß Deutschland durch die Tat seinen festen Willen zur Erfüllung der ungeheuren Forderung beweisen will, hat er einen Schlusstrich gezogen unter die jetzige Art unserer Wirtschaftsführung. Wenn wir uns nicht endlich entschließen, mit fester Hand die Zügel der Wirtschaft in die Hand zu nehmen und ohne Rücksicht auf das Geschrei verletzter Einzelinteressen und der Interessen einzelner Wirtschaftsgruppen nach zweckbewußtem Plan schöpferisch und gestaltend auf den Gang der Wirtschaft einzuwirken versuchen, bleiben die Worte des Kanzlers leerer Schall.

Auf den seitherigen Geleisen der freien, nur nach den Profitinteressen einzelner geordneten Wirtschaft vermag das deutsche Volk die ungeheure Zukunftslast nicht zu tragen. Soll das Gedankenspiel der Goldmilliarden in die harte Wirklichkeit realer Werte umgesetzt werden, so muß die ganze Wirtschaft zweckbewußt auf die bestmögliche Erfüllung dieser Aufgabe um- und eingestellt werden. Der Reichskanzler kommt aus dem Finanzministerium. Er wird dort Gelegenheit gehabt haben, zu erkennen, daß die Steuererschraube allein ein untaugliches Mittel ist, wenn eine finanzielle Aufgabe von so gigantischem Ausmaß zu lösen ist. Wird nämlich die Steuererschraube stark und stärker angezogen, so erhält sie in einem gewissen Punkte Leergang, und ihr Nulleffekt ist nicht mehr zu steigern. Die bei der Erörterung der Reparationsforderungen sich so oft zeigende Hilflosigkeit der bürgerlichen Wirtschaftspolitik (auch der sogenannten »Sachverständigen«) ist aus der vielleicht unbewußten Erkenntnis geboren, daß das jetzige System einer ganz

gründlichen Reform im Sinne gemeinwirtschaftlicher Gedanken unterzogen werden muß, wenn eine Leistung erzielt werden soll, die die Gegner zwar vielleicht nicht befriedigen, aber die doch die Behauptung von dem »schlechten Willen« Deutschlands Lügen strafen kann. Gelingt uns aber eine solche, so können wir im Bewußtsein, unsere Verpflichtung aus der Unterschrift des Ultimatums nach besten Kräften erfüllt zu haben, ruhig und gelassen abwarten, welche Stellung die Gegner dem deutschen Volke gegenüber einnehmen werden.

Im Verlauf der heftigen parlamentarischen Kämpfe ist der Sozialdemokratie ein erheblicher Teil der Verantwortung in der Regierung zugefallen. In schwerster Stunde hat sie wieder einmal ihre Kräfte der Regierung im Reiche zur Verfügung gestellt, und ihr ist die Verwaltung wichtiger Ressorts übertragen worden. Die gestellte Aufgabe ist ihrem Umfang nach ungeheuer schwer und doch in gewisser Hinsicht leichter als vor zwei Jahren. Damals war der Blick in die Zukunft vollkommen dunkel; niemand konnte sich auch nur annähernd eine Vorstellung machen von der Belastung, die auf Jahrzehnte hinaus als Folge des verlorenen Krieges der deutschen Wirtschaft zugemutet werden wird. Jetzt hat sich dieser Schleier gelöst, wenn es auch nur möglich ist, in ungefährem Ausmaß die Verpflichtungen zu überschauen. Wir haben jedoch eine hinreichend sichere Grundlage zur Aufstellung eines inneren Reparationsprogramms. Zeigt sich die Sozialdemokratische Partei dieser Aufgabe gewachsen und gelingt es ihr, die Lasten und Opfer auf die tragfähigen Schultern richtig zu verteilen, so schlägt der sozialistische Gedanke seine Wurzeln tief in fast alle Schichten des deutschen Volkes. Niederziehend und folgenschwer wäre es, wenn jetzt bei dieser Aufgabe ad hoc der theoretische Streit wiederaufleben sollte, der sich auf dem letzten Parteitag um den Namen der »Planwirtschaft« geschlungen hat. Gehen die Gegner dieser Wirtschaftsform an die Lösung der Reparationsaufgabe näher heran, so werden sie bald erkennen, daß viele der notwendig zu treffenden Maßnahmen aus dem Arsenal planwirtschaftlicher Gedanken herbeigeholt werden müssen. Das ergibt sich aus der Tatsache, daß diese Wirtschaftsform am frühesten sich aus der bestehenden freien Wirtschaft entwickeln und gestalten kann, ohne daß grundstürzende Änderungen unseres ganzen Wirtschaftsgetriebes vorgenommen werden müssen, die wenigstens für eine lange Übergangszeit uns fraglos zur Reparationsleistung unfähig machen würden.

Trotzdem muß sich auch der Anhänger planwirtschaftlicher Gestaltung der Wirtschaft darüber klar sein, daß tiefe Eingriffe in das Wirtschaftsleben unbedingt notwendig sind. Daß Deutschland der Nachkriegszeit, welches den »vierzigjährigen Gang durch die Wüste« antritt, muß beruflich ganz anders gegliedert werden als das Deutschland des Jahres 1914. Als nach Beendigung des Krieges der Erlaß des Volksbeauftragten vorschrieb, daß jeder Kriegsteilnehmer seine alte Arbeitsstätte wieder einnehmen dürfe, bedeutete diese aus dem Zwange der Tagesnot diktierte Maßnahme einen wesentlichen Hemmschuh zur notwendigen Neugestaltung der Wirtschaft. Denn damit wurde uns das gleiche Wirtschaftskleid wieder umgelegt, das wir 1914 getragen hatten, das aber für das geschlagene Deutschland absolut undrauschbar war. So haben wir jetzt fast die gleiche Anzahl von Kaufleuten, Gastwirtschaftsangeestellten, Tabakhändlern, Zigarettenarbeitern, Arbeitern zur Produktion und zum Absatz von Alkohol wie vor dem Kriege. Fast jede Maß-

nahme, die eine bitter notwendige Neugestaltung herbeiführen will, hat als erste Folgeerscheinung das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit für Tausende von Arbeitern.

Die kapitalistische, auf Warenverkauf statt auf Bedarf gerichtete Wirtschaft beschäftigt gerade in der Zeit der Not, die gleichzeitig eine günstige Schieberkonjunktur mit sich bringt, diejenigen Berufe stark, die die Luxusbedürfnisse unserer neuen »Oberschicht« befriedigen, während trotz hohem Bedarf die den Massen notwendigen Bedarfsartikel keinen genügenden Absatz finden, weil die hohe Papierwand der Preise den Weg von der Produktion zum Konsum versperrt. In unserem armen Deutschland wird dank dieses »freien« Wirtschaftssystems heute eine Menge Arbeit getan, die volkswirtschaftlich betrachtet absolut wertlos ist. Es gibt ganze Berufsgruppen, deren einziger Zweck es ist, neue Bedürfnisse zu wecken und aufzustacheln. Nach statistischen Feststellungen wurde die Arbeit, die 1913 zur Zuführung der Waren von der Produktionsstätte an die Verbraucher geleistet wurde, mit einem Drittel des Gesamtwerts der Produktion bezahlt. Im Jahre 1920 wird das prozentuale Verhältnis eher schlechter als besser gewesen sein. Gibt es denn aber eine größere Verschwendung unserer nationalen Arbeitskraft? In den hierbei tätigen Berufsgruppen können tüchtige Abstriche gemacht werden und die freiwerdenden Arbeitskräfte der Produktion zugeführt werden. Kann damit gewartet werden, bis der Selbstreinigungsprozess der Wirtschaft von selbst sich vollzieht? Wir sehen an dem fast unlösbar gewordenen Erwerbslosenproblem, in welcher brutaler Weise sich solche Prozesse vollziehen und wie qualvoll für den Betroffenen solche Strukturfehler des Wirtschaftsbaus werden. Das geradezu krampfhafte Drängen nach den sogenannten »höheren« und »leichteren« Berufen — Händler gibt es heute weit mehr als 1914! — beweist, daß man sich auf solche Selbstreinigungsprozesse absolut nicht verlassen kann. Die jetzt übliche freie Berufswahl wird damit zum Danaergeschenk für alle Werktätigen des Kopfes und der Hand. Der über diese Lebensfrage jetzt Entscheidende hat oft gar nicht die Möglichkeit richtiger wirtschaftlicher Orientierung und auch oft nicht das nötige Verantwortlichkeitsgefühl. Vielfach spielen zufällige Tatsachen und Vorgänge eine entscheidende Rolle.

Ist aber auf diese Weise das ganze arbeitende Heer in den Berufentaktisch falsch angelegt, so ist und bleibt die Arbeit zweckbewußter Wirtschaftsführung Sisyphusarbeit. Die Schlacht ist verloren, ehe der Kampf begonnen hat. Wie kann man beispielsweise dem Tabakgewerbe die Stelle anweisen, die es im Rahmen der Allgewinnwirtschaft einzunehmen hat, wenn der volkswirtschaftlich notwendige Bedarf mit der Arbeit von 50 000 Arbeitern erzeugt werden kann, aber im Zeichen freier Berufswahl 100 000 Arbeiter vorhanden sind? Eine zweckbewußte Wirtschaftsführung muß mit allen Mitteln danach streben, den Zugang zu solchem Beruf so lange zu hemmen, bis die Zahl der Arbeiter auf das ungefähr Notwendige herabgeschraubt ist. Dieser Eingriff ist jedoch der noch am wenigsten schmerzhafteste. Denn die Lage der Arbeiter, die in solchen Zweigen der Produktion beschäftigt sind, ist die denkbar schlechteste. Dem Gesetz von dem Überangebot der Hände kann hier selbst die beste Gewerkschaft nicht das notwendige Paroli bieten. Im Interesse der Werktätigen ist deshalb die zielklare berufliche Eingliederung des

einzelnen nach volkswirtschaftlich erkannten Gesetzen zu erstreben. Die Arbeiter sollten auf das liberale Geschenk der unregelmäßigen Berufsgruppenbildung pfeifen; denn eine solche Freiheit wie so manche andere macht den Starken nur stärker und den Schwachen noch schwächer.

Das hier angeschnittene Problem der gebundenen Berufsgruppierung der arbeitenden Bevölkerung ist in der neuen wirtschaftlichen Erkenntnisreihe nur ein weiteres Glied. Wir haben das volkswirtschaftliche Verhältnis des neunzehnten Jahrhunderts, das im liberalen Manchesterium gegen das wirtschaftsethische Grundgesetz von den gemeinschaftlichen Interessen aller Arbeitenden verstoßen hat, bereits in vielen Punkten über Bord geworfen; es kommt jetzt darauf an, dem liberal-kapitalistischen Bau einen noch aufragenden Eckpfeiler zu nehmen und damit die Bahn freizumachen zu neuer wirtschaftlicher Gestaltung.

Bei der Aufstellung des inneren Reparationsprogramms wird man an diesem Kernpunkt einer Wirtschaftsreform nicht vorübergehen können. Die Größe der Reparationsaufgabe, die auf Jahrzehnte hinaus ein ausschlaggebender Faktor unserer Gesamtwirtschaft bleiben wird, zwingt uns zu einer sparsamen Verwendung des größten und zugleich edelsten Gutes, das wir besitzen, der menschlichen Arbeitskraft. Ziel jeder Wirtschaftsführung muß es sein, jeden Deutschen an eine Arbeitsstelle zu bringen, wo er wirtschaftlich wertvolle Arbeit leisten kann. Ein beruflich gut eingegliedertes Heer der Werkstätten arbeitet mit viel höherem volkswirtschaftlichem Nug-effekt, als das nach dem freien Willkürspiel der herrschenden Unternehmerschicht gebildete; es vermag auch mit größerer innerer Festigkeit Zeiten der Krise zu überwinden. Deutschland, das sich zur Erfüllung der »Reparatur« rüstet, braucht ein neues, in möglichst einfachen Linien gehaltenes Arbeitsgewand, da das alte, reich verschnörkelte rissig geworden ist und stellenweise schon in Fetzen geht. Schaffen wir es, und schaffen wir es bald mit starker Hand nach festem Plane.

Die Diktatur in Theorie und Praxis

Von Franz Laufhütter

(Schluß)

II

Die Diktatur des Proletariats leitet ihr Recht ab aus den Entwicklungsgesetzen der Menschheit, aus der sozialen Notwendigkeit, daß das Bestehende verschwinden und dem Kommenden den Platz räumen muß. Sie ist der Ausdruck eines proletarischen Kollektivwillens, der darauf hinausläuft, das alte Unrecht durch ein neues Recht zu ersetzen. Die Berechtigung des Willens zum Sozialismus kann nicht bestritten werden, sofern man nicht annimmt, daß das Bestehende eine unabänderliche, göttliche Weltordnung ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, und heutzutage zweifelt auch kein ehrlich denkender Mensch daran, daß das Proletariat das Recht haben muß, das Joch der Knechtschaft abzuwerfen, und daß es alle die Mittel anwenden darf, die zur Erreichung dieses Zieles dienlich sind. Ob dies rechtliche oder gewaltsame, gesetzliche oder ungesetzliche Mittel im Sinne des bestehenden Rechts sind, ist keine Frage der Theorie, sondern der Praxis. Wenn die Bourgeoisie »eine durch die Geschichte dem Untergang ge-

weibte Klasse« ist, und wenn »das Proletariat die geschichtliche Aufgabe hat, die Bourgeoisie abzulösen«, so folgt daraus, daß das Proletariat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, diese Neugestaltung der Dinge zu beschleunigen, anstatt sie ruhig abzuwarten. Wenn hierzu die Räte-diktatur ein geeignetes Mittel ist, so ist sie berechtigt. Es kommt also auf die Zweckmäßigkeit der Mittel an, denn auch hier, wie überall, heiligt der Zweck die Mittel. Das ist kurz zusammengefaßt die theoretische Begründung der proletarischen Diktatur; wenden wir uns nun zu ihrer praktischen Anwendung. Dabei werden wir finden, daß diese Begründung sehr leicht und einfach, ihre Anwendung aber sehr schwer und kompliziert ist.

Da das Proletariat als Klasse der Träger der proletarischen Diktatur ist, so muß zunächst festgestellt werden, was denn eigentlich das Proletariat ist, aus welchen Schichten es zusammengesetzt ist. Diese Feststellung zu treffen ist nicht so einfach, wie es den Anschein hat. Friedrich Engels gibt in seiner nachgelassenen Schrift »Grundsätze des Kommunismus« folgende Erklärung: »Das Proletariat ist diejenige Klasse der Gesellschaft, die ihren Lebensunterhalt einzig und allein aus dem Verkauf ihrer Arbeit und nicht aus dem Profit irgendeines Kapitalisten zieht, deren Wohl und Wehe, deren Leben und Tod, deren ganze Existenz von der Nachfrage nach Arbeit, also von dem Wechsel der guten und schlechten Geschäftszeiten, von den Schwankungen einer zügellosen Konkurrenz abhängt. Das Proletariat oder die Klasse der Proletarier ist mit einem Wort die arbeitende Klasse des neunzehnten Jahrhunderts. ... Die Klasse der gänzlich Besitzlosen, die darauf angewiesen sind, den Bourgeois ihre Arbeit zu verkaufen, um die zu ihrem Lebensunterhalt nötigen Lebensmittel zu erhalten, heißt das Proletariat.«

Auch Marx in seinem »Kapital« nennt Proletarier alle jene Lohnarbeiter, die das Kapital produzieren und verwerten und die aufs Pflaster geworfen werden, wenn sie für das Verwertungsbedürfnis der Kapitalisten überflüssig geworden sind. Lenin spricht in seinem Buche »Staat und Revolution« seine Ansicht dahin aus, daß »das Proletariat als Führer der Werkstätten die Leitung der ungeheuren Masse der Bevölkerung übernehmen soll«.

Offenbar geht diese Definition des Begriffs Proletariat von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus: die Abhängigkeit vom Kapital, die Besitzlosigkeit, die Unsicherheit der Existenz sind die charakteristischen Merkmale eines Proletariats. Das Proletariat umfaßt also alle Lohn- und Gehaltsempfänger »vom eigentlichen Handarbeiter bis zum Direktor«, wie sich Marx ausdrückt. Daß diese Begriffsbestimmung einseitig ist und in der Praxis wenig Wert hat, leuchtet ohne weiteres ein. Das Proletariat ist ein soziales Gebilde, dessen Charakter nicht nur durch wirtschaftliche, sondern auch durch soziologische Momente: Lebensweise, Weltanschauung, Herkunft, Bildung, Tradition, Standesideologie usw. bestimmt wird. Es ist weder eine wirtschaftliche noch eine soziologische Einheit, dazu sind die Unterschiede wirtschaftlicher und soziologischer Art viel zu groß. Ein einziger Blick in die Struktur des modernen Proletariats beweist das deutlich. Wir wollen nur einzelne Typen herausgreifen, die diese schroffen Gegensätze illustrieren sollen: Fabrikdirektor und Fabrikarbeiter, Eisenbahndirektor, Stationsvorsteher und Bahnwärter,

Ingenieur und Straßenfeger, gelernte, angelernte und ungelernte Arbeiter, ostelbischer Landarbeiter und hamburgischer Werftarbeiter, oberbayerischer Holzfäller und Berliner Zeitungsredakteur, Oberkellner und Hotelhausdiener, Primadonna und Souffleuse, Heldendarsteller und Kulissenschieber. Dann die Gegensätze in religiöser, politischer, kultureller Beziehung: Zentrumsarbeiter und proletarischer Freidenker, katholischer Gewerkschafter und kommunistischer Sowjetsänger, Hirsch-Dunckerscher Harmonieapostel und radikaler Syndikalist, gelber Unternehmersöldling und revolutionärer Anarchist. Endlich die Unterschiede in bezug auf Alter, Geschlecht und Schulung: Jungsozialist, Jugendbündler und Parteiveteran, Tagelöhnerfrau, Maschinenschreiberin, Ladenmädchen und Warenhausdirektrice, Gewerkschaftsführer und gewerkschaftlicher Neuling, Novembersozialist und Parteijubililar, der schon unter dem Sozialistengesetz gekämpft hat. Nicht einmal in dem Willen zum Sozialismus besteht eine Einheitlichkeit. Es gibt unter den Sozialisten die verschiedensten Schattierungen vom blassesten zum krassesten Rot, es gibt Revolutionäre und Evolutionäre, Anhänger der Gewaltpolitik und Vertreter der friedlichen Taktik. Daneben finden wir noch zahlreiche Proletarier, die vom Sozialismus überhaupt nichts wissen wollen, die vollständig zufrieden sind, wenn sie ein paar Mark mehr verdienen. Es bleibt also dabei, daß das Proletariat keine Einheit ist und keinen einheitlichen Willen hat. Wie eine solche in sich selbst zerklüftete Klasse eine Diktatur ausüben könnte, das wird ewig ein Rätsel bleiben.

Die Verfechter der proletarischen Diktatur haben dies auch längst eingesehen, sie sprechen nur noch aus demagogischen Rücksichten von einer Diktatur des Proletariats, während sie in Wirklichkeit die Diktatur eines Teils des Proletariats meinen, und zwar desjenigen Teils, dem sie angehören. Deshalb spricht Lenin ausdrücklich von dem »kommunistischen Vortrupp des Proletariats«, der die Diktatur ausüben soll, um das ganze Volk zum Kommunismus zu führen. Da dieser Vortrupp einstweilen und bis auf weiteres die Minderheit ist, so besteht seine Aufgabe darin, nicht nur über die Bourgeois die Diktatur auszuüben, sondern auch über die nichtkommunistischen Proletarier. Die Diktatur des Proletariats im bolschewistischen Sinne ist also die Diktatur einer kleinen Minderheit über die ungeheure Mehrheit, sie ist keine Diktatur des Proletariats, sondern eine Diktatur über das Proletariat. Diese Theorie, die die Kommunisten noch schamhaft verhüllen, bringen sie in der Praxis schamlos zur Anwendung.

Daß eine solche Auffassung von der proletarischen Diktatur dem Marxismus und der sozialdemokratischen Tradition ins Gesicht schlägt, ist sonnenklar. Marx hat immer nur an eine Diktatur der überwiegenden Mehrheit gedacht, niemals an die einer Gruppe von Fanatikern. Selbst Karl Liebknecht hat noch im Jahre 1902 auf den Satz des kommunistischen Manifests hingewiesen: »Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl«, und er fügte hinzu, daß nur eine Majorität des Proletariats eine Diktatur ausüben könne. Solange also die Kommunisten in einem Volke die verschwindende Minderheit sind — und das sind sie in Deutschland —, sollte man nicht von einer Diktatur des Proletariats sprechen, ganz abgesehen davon, daß sich die Mehrheit diese Diktatur einfach nicht gefallen lassen wird. Durch einen Putsch könnte sie vielleicht überrumpelt und durch Terror in Schach gehalten

werden, aber auf die Dauer versagt diese Methode. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß wir auf dem Wege der Aufklärung, Bildung, Erziehung, Schulung und Organisierung die Proletariermassen für den Sozialismus gewinnen, bis wir die Mehrheit im Volke haben.

Wenn das Proletariat zur ausschlaggebenden Klasse im Volke geworden ist, so vermag es seine Diktatur doch nicht anders auszuüben als durch die Mittel der Demokratie. Marx und Engels haben sich die Diktatur des Proletariats in der Form der demokratischen Republik und des demokratischen Wahlrechts vorgestellt, ihnen ist erstere die spezifische Form und letzteres das spezifische Mittel der Diktatur. Wenn die übergroße Mehrheit des Volkes nicht nur aus Proletariern im wirtschaftlichen Sinne besteht, wie es schon heute der Fall ist, sondern aus klassenbewußten Proletariern im soziologischen Sinne, so wird das Proletariat imstande sein, die Staatsmaschinerie (Gesetzgebung und Verwaltung) in die Hand zu nehmen und das politische, soziale und wirtschaftliche Leben allmählich umzugestalten. Die Demokratie mit ihrem freien Wahlrecht ermöglicht eine Auslese der Tüchtigen, die die Fähigkeit und den Willen haben, die neue Gesellschaft in mühevoller Arbeit aufzubauen, die Diktatur, wie die Bolschewisten sie wollen, ermöglicht es vor allen Dingen den Strebern und Maulhelden, sich an die Spitze zu drängen.

Eine Klasse als eine Vielheit von Menschen ist keine Diktatur mit einem einheitlichen Willen, den sie anderen Menschen aufzwingen kann, es bleibt ihr nichts anderes übrig, als Einzelpersonen oder Gruppen (Kommission, Ausschuß, Exekutive) mit der Ausübung der Diktatur zu betrauen. Diese Beauftragten, die gewählt werden, sind die Vollstrecker des proletarischen Mehrheitswillens, sie führen das aus, was das Proletariat in Versammlungen, Organisationen usw. als Forderungen aufgestellt hat. Es muß natürlich eine ordnungsgemäße Wahl stattfinden, denn man kann es nicht dem Zufall überlassen, wie die Vertreter sich zusammenfinden. Nur so ist die Gewähr vorhanden, daß die richtigen Leute an die richtige Stelle gestellt werden. Allerdings sind auch bei einem demokratischen Wahlverfahren Fehlgänge nicht ausgeschlossen, denn die Wähler sind nicht unfehlbar, aber hier handelt es sich nur um Ausnahmen, und bei der nächsten Wahl ist eine Korrektur möglich. Wird die Zusammensetzung der Exekutive zu einem Vorrecht der »Aktivisten«, so darf man sich nicht wundern, wenn Leute mit starker Lungenkraft und rücksichtslosen Ellenbogen die Tüchtigen beiseite schieben und eine Despotie ausüben, wie sie vielleicht noch niemals dagewesen ist. Mögen diese Diktatoren auch vom besten Willen beseelt sein, unter allen Umständen sind sie Tyrannen, die die Massen ihrem Ehrgeiz oder Fanatismus opfern. Mögen sie auch fest überzeugt sein, daß sie die alleinseigmachende Wahrheit besitzen und daß ihr Volksbeglückungsrezept das einzig richtige ist, so ist es doch eine Tatsache, daß andere Leute anderer Meinung sind und daß diese Andersdenkenden keine Lust haben, sich mit Gewalt glücklich machen zu lassen. »Vestigia terrent — die Fußspuren schrecken ab«, und wir haben wahrlich Beispiele genug in der Weltgeschichte, die uns zeigen, wohin der Wahnsinn gewaltfamer Menschheitsbeglückung führt. Den Weg zum Glück will ein Mensch, ein Volk, eine Klasse selbst bestimmen, daher weg mit der terroristischen Diktatur einer Gruppe von fanatisierten Gewaltmenschen.

Es kann noch darüber gestritten werden, wie weit das demokratische Wahlrecht ausgedehnt werden und ob es sich auch auf die Nichtproletarier erstrecken soll. Die Bolschewisten wollen das Wahlrecht nur den eigentlichen Proletariern gewähren, aber in der Praxis läßt sich sehr schwer entscheiden, wer denn eigentlich Proletarier ist. Früher hat man sich über diese Frage nicht den Kopf zerbrochen, weil sie noch nicht aus dem Rahmen theoretischer Erörterungen herausgekommen war, neuerdings aber sind scharfsinnige Untersuchungen angestellt worden, um die charakteristischen Eigenschaften eines »eigentlichen« Proletariats aufzufinden. Doch hat diese spiritisierende Arbeit wenig Wert, denn in der Praxis des Wahlverfahrens spielen die uneigentlichen Proletarier zahlenmäßig eine sehr geringe Rolle. Wohl aber vermögen sie durch eine geschickte, zielbewußte Agitation im Wahlkampf einen wesentlichen Einfluß auf das Wahlergebnis auszuüben. Folgerichtig mußte man ihnen also nicht nur das aktive und passive Wahlrecht entziehen, sondern man mußte ihnen auch jede Möglichkeit nehmen, die Wahl im antiproletarischen Sinne zu beeinflussen. Ob sich dies machen lassen wird, erscheint sehr zweifelhaft, da zur Unterbindung oder Verhütung einer geistig-seelischen Beeinflussung Zwangsmittel nicht ausreichen, es wird also den fortgeschritteneren Schichten des Proletariats doch wohl nichts anderes übrigbleiben, als die bislang schon mit Erfolg betriebene Aufklärungs-, Erziehungs- und Schulungsarbeit unermüdlich fortzusetzen. Diese Methode ist langwieriger, aber sicherer als die bolschewistische Methode der gewaltsamen Volksbeglückungsmethode, die doch immer wieder darauf hinausläuft, die Macht über das Proletariat einer Handvoll Diktatoren und ihren Parteigängern in die Hände zu spielen. Und dazu ist eine Revolution doch nicht da, daß die Diktatur einer kapitalistischen Minderheit durch die Diktatur einer proletarischen Minderheit ersetzt wird. Darum lehnt die übergroße Mehrheit des Proletariats eine Diktatur ab. Sie will die Beseitigung jeglicher Diktatur, sei es die eines Einzelmenschen oder einer Gruppe, sie fordert die Gleichberechtigung in politischen, wirtschaftlichen und sozialgeistigen Dingen für alle mündigen Menschen. Sie erstrebt die innere und äußere Befreiung des Menschen von jedweden unnötigen Zwange.

* * *

Für heute und in absehbarer Zeit hat in Deutschland das Diktaturproblem eigentlich nur theoretisches Interesse, denn es erscheint bis auf weiteres völlig ausgeschlossen, daß hier eine kommunistische Minderheit imstande wäre, der übergroßen Volksmehrheit die Diktatur aufzuzwingen. Das deutsche Volk im allgemeinen und das deutsche Proletariat im besonderen hat ein viel zu stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein und ein viel zu stark entwickeltes Freiheitsgefühl, als daß es gewillt wäre, sich der Diktatur einer Gruppe von Menschen zu beugen, die keinerlei Gewähr bieten, daß sie die richtigen Wege zum Sozialismus einschlagen werden. Der innere Widerwille gegen eine Minderheitsdiktatur, der heute schon in allen Menschen steckt, die keine Sklavenseelen sind, würde durch die diktatorischen Maßnahmen immer stärker werden und sich in einen äußeren Widerstand umsetzen, der durch Gewaltanwendung nicht gebrochen werden kann. Der Kampf um die Diktatur bedeutet also in der Praxis lediglich eine Verjettung der Kräfte, eine Lähmung der proletarischen Stoßkraft, eine Schwächung

des Proletariats. Er ist auch aussichtslos und wird niemals sein Ziel erreichen. Das einzige, was er erreichen kann, ist die Zertrümmerung unseres wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lebens. Er wird ein Chaos schaffen, ein Trümmersfeld, aber positive Arbeit am Wiederaufbau vermag die Diktatur nicht zu leisten: Der Diktaturwahnsinn, wie er im Bolschewismus so erschreckend — und zugleich so anmaßend — zutage tritt, bildet die größte Gefahr für die Entkapitalisierung und Sozialisierung der Kulturmenscheit.

Endlich ließe sich auch noch die Frage aufwerfen, ob es denn richtig ist, fortwährend von Diktatur zu reden und mit Diktaturgelüsten zu renommieren in einer Zeit, in der nicht allein Kapitalismus, Militarismus und Reaktion drohend das Haupt erheben, sondern auch weiße Schichten der Bevölkerung dem Sozialismus ablehnend oder direkt feindlich gegenüberstehen. Zur Verwirklichung der sozialistischen Ziele sind wir auf die Sympathien und die Mitarbeit aller jener Schichten angewiesen, die nicht wirtschaftlich am Kapitalismus interessiert sind, die aber geistig und seelisch dem Kapitalismus zuneigen. Diese »Leute mit kapitalistischer Gesinnung, aber proletarischem Geldbeutel« müssen wir für uns gewinnen, unter ihnen müssen wir moralische Eroberungen machen. Das können wir aber nicht, wenn wir ihnen eine Diktatur in Aussicht stellen, die sie fürchten und verabscheuen, unter der sie sich ein Schreckgespenst vorstellen, gegen das sich ihr Inneres sträubt. Das »Diktaturgebrüll« der Kommunisten ist ein faktischer Fehler und schlimmer als das, es ist ein Verbrechen, weil es die indifferenten Volksschichten nicht revolutionärer, sondern reaktionärer macht, weil es sie nicht für den proletarischen Befreiungskampf wirbt, sondern der Konterrevolution in die Arme treibt, weil es, kurz gesagt, die Entwicklung zum Sozialismus nicht beschleunigt, sondern verlangsamt. Das bis zum Überdruß wiederholte Gerede von der Diktatur ist eine Kinderkrankheit, ein Rückfall in längst überwundene Gedankengänge. Glücklicherweise beobachten wir überall Zeichen einer allmählichen Gesundung, die Entwicklung des bolschewistischen Rußlands wird diesen Gesundungsprozeß fördern und zum Abschluß bringen.

Der Kampf gegen die öffentliche Bewirtschaftung des Getreides

Von H. Wittich (Frankfurt a. M.), Mitglied des Preussischen Landtags

Die öffentliche Bewirtschaftung der Lebensmittel, die durch die Blockade, den Rückgang der Bodenergiebigkeit und der mangelnden Ablieferung von seiten der landwirtschaftlichen Produzenten eine dringende Notwendigkeit geworden war, fand von vornherein bei dem Handel und den Landwirten schärfsten Widerstand. Sie sahen sich in der Ausnutzung der Konjunktur beeinträchtigt. Und die schwerfällige bürokratische Form der Organisation wie der Mangel an Energie und Initiative der behördlichen Organe führte dazu, daß auch die breite Masse der werktätigen Bevölkerung der sogenannten Zwangswirtschaft nicht das notwendige Vertrauen entgegenbrachte. Da der aus der mangelnden Erfassung entstandene Schleichhandel es ermöglichte, daß man für viel Geld alle möglichen Lebensmittel erhalten konnte, während die behördliche Ration kaum eingehalten werden konnte, griff

unter der ärmeren Bevölkerung eine große Erregung gegen diese Bewirtschaftungsart um sich.

Sobald der Krieg vorüber war, erscholl deshalb auch der Ruf nach Aufhebung der Zwangswirtschaft, obgleich zur damaligen Zeit noch ein größerer Mangel an Lebensmitteln vorhanden war als heute. Man behauptet, die Produktionsfreudigkeit leide unter der öffentlichen Bewirtschaftung. Im Landwirtschaftsausschuß des Preussischen Landtags erklärte man sogar Anfang Juli dieses Jahres, daß die sofortige Aufhebung der Zwangswirtschaft für Zucker noch eine Produktionsförderung in diesem Jahre nach sich ziehen würde.

Die Behauptung, daß die Zwangswirtschaft lediglich schuld an dem Zurückgang der Produktion sei, ist nur ein demagogisches Kampfmittel der agrarischen Kampforganisationen. Der Rückgang der Bodenergiebigkeit und des Viehbestandes soll nicht geleugnet werden. Der Grund hierfür liegt aber in der Hauptsache an dem durch die Blockade und die Versorgung der Armee entstandenen Mangel an künstlichem Dünger, Kraftfuttermitteln sowie an dem fehlenden Viehnachwuchs.

Dem Willen der Agrarier und Händler entsprechend wurde nun in letzter Zeit die Bewirtschaftung von Fleisch, Kartoffeln, Milch und Fett aufgehoben. Ganz selbstverständlich stieg der Preis für Fleisch und Kartoffeln. Wenn dies bei Milch und Butter im allgemeinen nicht in Erscheinung getreten ist, so liegt das an der guten Grünfütterernte und den so stark erhöhten Milchviehbeständen; bei der Butter an einer falschen Spekulation der Händler. Letzteres Produkt hat jedoch im Preise schon wieder angezogen. Der Preis der Milch wird wohl ebenfalls eine Erhöhung erfahren.

Die letzten Überbleibsel der staatlichen Zwangswirtschaft, die nur noch Zucker und Getreide betreffen, werden von seiten der Produzenten energisch angefochten. Man glaubt die Zuckerbewirtschaftung bis nächsten Herbst zu Fall zu bringen. Auch gegen die Organisation der Getreidebewirtschaftung, die von allen Zwangsbewirtschaftungen am besten funktioniert, wurde ein entschiedener Kampf geführt. Man verlangte völlige Freigabe des Getreides und beteuerte mit unschuldsvoller Miene, daß die landwirtschaftlichen Produzenten nicht in der Lage seien, das von der Reichsgetreidestelle in Aussicht genommene Liefersoll zu erfüllen.

Die für landwirtschaftliche Zwecke benutzte Fläche wird in Deutschland unter Berücksichtigung der neuen Grenzen mit 27 900 000 Hektar angegeben. Davon sollen zirka 13 000 000 Hektar für Getreidebau verwendet werden. Der Anteil der Länder an der Gesamternte von Brotgetreide, Gerste, Hafer (ohne Gemenge) ist im Durchschnitt der Jahre 1906 bis 1920 wie folgt festgestellt:

Länder	Ernte	Anteil am Gesamtertrag
Preußen	13 415 742 Tonnen	= 65,22 Prozent
Bayern	2 624 212	= 12,78
Sachsen	985 396	= 4,79
Württemberg	639 747	= 3,11
Baden	394 283	= 1,92
Hessen	399 230	= 1,94
Mecklenburg-Schwerin	689 842	= 3,35
Thüringen	567 074	= 2,76
Braunschweig	228 735	= 1,11
Sonstige Länder	622 981	= 3,04
20 567 242 Tonnen		= 100 Prozent

Hier wird nicht allein gezeigt, wo die Getreidekammern Deutschlands sind, sondern es wird auch der Nachweis erbracht, daß bei einem einigermaßen guten Willen der Getreideproduzenten trotz reichlichen Verbrauchs der Selbstversorger der Brotgetreidebedarf in Deutschland durch inländische Produktion gedeckt und die uns finanziell sehr schwer belastende Einfuhr von Brotgetreide vermieden werden könnte.

Die Verwendung des Getreides nach dem revidierten Wirtschaftsplan für das Jahr 1919/20 unter Zugrundelegung von 80 Prozent der gegenwärtigen Ration zeigt folgender Plan:

Für Konsumenten:		
48,5 Millionen Versorgungsberechtigte	4545800 Tonnen	
Pauschmenge für Schwerarbeiter	336800 .	
Heer und Marine	120000 .	
Betriebe	318712 .	
Bewegungsbestand	120000 .	
	<hr/>	
	5441312 Tonnen	
Für Produzenten:		
12 Millionen Selbstversorger	2472480 Tonnen	
Ausfaat	1974237 .	
Zug- und Zuchttiere	3023832 .	
	<hr/>	
	7470549 Tonnen	

In dieser Summe sind die Mengen für die in den Betrieben bis 2 Hektar vorhandenen Selbstversorger nicht miteingerechnet. Die Ration der Versorgungsberechtigten ist mit 208 Gramm Mehl täglich, die der Selbstversorger mit 408 Pfund jährlich vorgesehen, während pro Hektar für Arbeitsknechte 484 Pfund Getreide und als Saatbedarf 316 Pfund angesehen wurden. Da die bäuerlichen Wirtschaften mit 7 470 549 Tonnen und die Versorgungsberechtigten mit 5 441 312 Tonnen in Rechnung gestellt sind, so würden bei einer Gesamternte (60 Prozent der Friedensernte) von 15 593 977 Tonnen den Landwirten noch 2 679 116 Tonnen zur freien Verfügung stehen.

Der Plan der Reichsgetreidestelle sah vor, daß von den 4,5 Millionen Tonnen, die für die direkte Brotversorgung der versorgungsberechtigten Bevölkerung bestimmt sind, nur 3,5 Millionen Tonnen, also pro Hektar nur 3,5 Doppelzentner (ungefähr 15 Prozent der Ernte an Brotgetreide, Gerste und Hafer, ohne Gemenge) durch Umlage erfasst werden sollen. Da die Ernte des Jahres 1920 auf 14½ Millionen Tonnen Brotgetreide geschätzt ist, so würden diese 3,5 Millionen Tonnen ungefähr ein Viertel der Getreideernte bedeuten. Mit aller Bestimmtheit rechnet man aber damit, daß die Ernte 1921 infolge reichlicherer Verwendung von Kunstdünger, besserer Bodenbearbeitung und durch günstige klimatische Verhältnisse bedeutend besser ausfallen wird, so daß das Ablieferungsoll sehr leicht erfüllt werden könnte. Die dann noch notwendigen zirka 2 Millionen Tonnen an Brotgetreide sollen eingeführt werden.

Rechnet man für die nächsten Jahre mit einer Ernte von 60 Prozent der Friedensernte, so sind pro Hektar Getreidefläche 1,248 Tonnen Getreide zu erwarten. Die Umlage soll aber pro Hektar nur 0,435 Tonnen betragen. Als Bedarf der Selbstversorger wird pro Hektar 0,598 Tonnen gerechnet. Somit würde den Landwirten 0,215 Tonnen pro Hektar, das ist ungefähr

ein Sechstel der zu erwartenden Ernte, verbleiben. Bei der Ausbringung der Umlage sollen ferner die Betriebe bis 2 Hektar nicht allein von der Ablieferung befreit sein, sondern die Betriebe bis 0,5 Hektar sollen sogar noch einen Zuschuß, der ungefähr 48 000 Tonnen Brotgetreide ausmacht, erhalten.

Unter Zugrundelegung der Gesamtumlage von 3,5 Millionen Tonnen würde sich die Ablieferung der einzelnen Länder unter Berücksichtigung des Verbrauchs für Selbstversorger, Arbeitstiere und Saatgut wie folgt stellen:

Preußen	2 493 129 Tonnen	=	71,23 Prozent
Bayern	238 771	=	6,82
Sachsen	249 754	=	7,14
Württemberg	16 948	=	0,48
Baden	2 883	=	0,08
Hessen	75 751	=	2,16
Mecklenburg-Schwerin	170 105	=	4,86
Thüringen	102 558	=	2,93
Braunschweig	58 065	=	1,66
Sonstige Länder	92 036	=	2,64
<hr/>			
3 500 000 Tonnen = 100 Prozent			

In der Organisation der Getreidewirtschaft soll insofern eine Änderung eintreten, als die Ausbringung der Umlage Sache der Länder sein soll, doch haften sie dem Reiche für die Umlage. Gegebenenfalls will das Reich seine Ansprüche auf Grund der Vorschriften des Landessteuergesetzes vom 30. März 1920 aufrechnen. Der Erzeuger ist dem Kommunalverband mit seinem gesamten Vermögen für die rechtzeitige Erfüllung seines Lieferfalls haftbar. Der Kommunalverband hat das Recht, sich auf seine Kosten anderweitig das nicht gelieferte Getreide zu beschaffen. Da das Überschußgetreide der freien Verfügung des Erzeugers überlassen bleibt und nach den bisherigen Erfahrungen leicht zu einer künstlichen Preissteigerung und zu Absperungsmaßnahmen Anlaß geben könnte, so sind dahingehende Anordnungen von der ausdrücklichen Zulassung des Reichsernährungsministers abhängig. Die Preisbildung des Überschußgetreides ist hingegen der Entwicklung des freien Marktes überlassen.

Trotz dieses weiten Entgegenkommens gegen die Wünsche der Agrarier wurde diese Vorlage im Reichstag eifrig bekämpft. Die äußerste agrarische Rechte verlangte die sofortige Aufhebung der Zwangswirtschaft, während die bürgerlichen Parteien zur Herabsetzung der Ablieferungsmenge von 3,5 Millionen Tonnen auf 2,5 Millionen Tonnen bereit waren. Die sozialdemokratische Fraktion trat mit der größten Entschiedenheit für Beibehaltung der Zwangswirtschaft zum mindesten für dieses Jahr ein. Sie war sich bewußt, daß durch die Einführung des Umlageverfahrens auch mit einem Lieferfall von 3,5 Millionen Tonnen jedwede Kontrolle über die Verwendung des Brotgetreides verloren gehen würde. Die Herabsetzung auf 2,5 Millionen Tonnen steht aber der freien Bewirtschaftung nahezu gleich. Wenn man auch nachzuweisen versucht, daß nicht der gute Wille, sondern die Unmöglichkeit, die angesetzte Quote abzuliefern, der Grund des Widerstandes ist, so will man doch in Wirklichkeit nur den inländischen Preis dem Weltmarktpreis näherbringen, und der Beschluß des Reichswirtschaftsrats, den Preis der Tonne Brotgetreide um 700 Mark bis 800 Mark zu erhöhen, bestätigt diese Annahme. Die in einem früheren Beratungs-

stadium gemachten Vorschläge, den über das Lieferungsoll hinausgehenden Teil des Getreides an die Reichsgetreidestelle abzuliefern, wenn auch zu höherem Preise, fand bei den gewinnhungrigen Agrariern keinen Anklang.

Der Kampf gegen die verhasste Zwangswirtschaft, diktiert von krassem Egoismus, hat solche Erwägungen nicht zugelassen. Auch die hohen Verwaltungskosten der Reichsgetreidestelle wurden als Kampfmittel gebraucht. Man vergaß aber ganz und gar, daß das jetzt festgesetzte Umlageverfahren dem deutschen Volke zirka 5 Milliarden Mark kosten wird, während die bisherige Getreidebewirtschaftung pro Jahr 88 Millionen gekostet hat. Nach dem Beschluß des Reichstags vom 21. Juni wird die Verwaltung dezentralisiert, bleibt also bestehen. Das Volk hat also noch außerdem 5 Milliarden Mark an agrarischer Prämie zu zahlen. Diese Summe wird sich bei der freien Wirtschaft noch erhöhen.

Die Folge dieser volksfeindlichen Wirtschaftspolitik wird sein, daß 2 Millionen Tonnen Getreide nur für Brotbedarf außerhalb der Umlage beschafft werden müssen. Das wird bedeuten, daß dieses Quantum entweder aus dem Ausland eingeführt oder aber den inländischen Getreideproduzenten unter Bezahlung der Weltmarktpreise abgekauft werden muß. Und die erhöhten Getreidepreise müssen entweder durch eine Verteuerung des Brotes oder durch reichsseitige Zuschüsse gedeckt werden. In jedem Falle ist die breite Masse des Volkes der zahlende Teil.

Literarische Rundschau

Robert Schloesser, *Der Konsument im Käsesystem*. Schriftenreihe: Praktischer Sozialismus. Herausgegeben von Karl Korsch (Jena). Berlin-Fichtenau 1920, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H.

Die Schrift Schloessers befaßt sich mit der Vertretung der Verbraucherinteressen. Jeder Produzent, so führt Schloesser aus, sei zwar auch Verbraucher, aber nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeiter verfolgten oft nur einseitig ihre Produzenteninteressen, indem sie Preiserhöhungen auf die von ihnen erzeugten Produkte ohne weiteres hinnehmen, wenn sie eine Lohnerhöhung durchsetzen können. Auch in einer sozialistischen Gesellschaft würde es wahrscheinlich Verbraucherinteressen und eine Verbraucherbewegung geben, da auch dann wohl einzelne Gruppen, zum Beispiel die Arbeiter der Schwerindustrie oder Textilindustrie, versuchen würden, ihre Interessen auf Kosten der übrigen Gesellschaftsglieder durchzusetzen. Weil die Arbeiter in Wirtschaftsräten und Selbstverwaltungskörpern dazu neigten, einseitig ihre Produzenteninteressen zu vertreten, so sei das Konsumenteninteresse bei einer paritätischen Zusammensetzung dieser Körperschaften nicht genügend gewahrt. Ebenso könne von Händlern und Weiterverarbeitern, die von den Produzenten abhängig seien, eine genügende Wahrnehmung der Verbraucherinteressen nicht erwartet werden. Eine Verschärfung der Verbraucheridee in Verbraucherkammern mit hauptamtlichen Kammerbeauftragten sei daher notwendig. Nur so könne eine sachkundige Vertretung der Verbraucherinteressen erreicht werden. Die Verbraucherkammern sollten sich zunächst aus Vertretern der Konsum- und Baugenossenschaften, aber auch aus Vertretern wirtschaftspolitischer und wirtschaftsberatender Organisationen, wie Hausfrauen- und Mietervereinen und aus Vertretern der Berufsorganisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten zusammensetzen. In einem Nachtrag rügt dann Schloesser die völlig unzureichende Vertretung der Verbraucher im Reichswirtschaftsrat.

Man kann zwar annehmen, daß die Arbeiter mit der Zeit immer mehr einsehen werden, wie wenig ihnen durch eine einseitige Wahrnehmung ihrer Produzenteninteressen gebient ist. Hat sich doch schon wiederholt gezeigt, daß die Arbeitervertreter durchaus nicht mehr ohne weiteres in Preisfragen dem Unternehmertum Gefolgschaft leisten, wie das in der ersten Zeit nach dem Kriegsende häufig geschah. Trotzdem muß man die Forderung Schloessers nach besonderen Verbraucherkammern und nach einer ausreichenden Vertretung der Verbraucherinteressen in Wirtschaftsräten und Selbstverwaltungskörpern als berechtigt anerkennen. Es kann nur von Nutzen sein, wenn die Interessen der Gesamtheit der Verbraucher gegenüber den Bestrebungen der einzelnen Händler- und Produzentengruppen so wirksam und sachkundig wie möglich vertreten werden. Max Sachs

The League of Nations Starts. An Outline by its Organisers. London 1920, Macmillan. XI und 282 Seiten. Preis 10 Schilling 6 Pence.

Dieses Buch enthält 13 Aufsätze über den organisatorischen Aufbau des Völkerbundes, seinen Wirkungskreis und seine Wirkungsweise. Die Autoren sind sich bewußt, daß an dieser internationalen Einrichtung noch manches zu verbessern ist, daß sie ihre Freunde kaum mehr befriedigt als ihre Gegner, aber sie besaßen ihre Daseinsberechtigung und suchen sie durch konstruktive Kritik zu fördern, denn es kann nach ihrer Ansicht keinen Zweifel darüber geben, daß die wesentlichen Grundsätze, auf denen sie beruht, im Interesse der gesamten Menschheit in dieser oder einer anderen Form verwirklicht werden müssen. Diese Grundsätze haben gegenüber der bisherigen Art der Beilegung zwischenstaatlicher Differenzen vieles voraus, aber es gilt, sie auch wirklich zur Geltung zu bringen. Nach dem, was wir bisher erfahren mußten, sind die gegenwärtig führenden Männer der Ententestaaten weit davon entfernt, dies zu erstreben, sie scheinen sich von dem Geiste der hergebrachten zwischenstaatlichen Politik nicht befreien zu können und verschulden damit, daß der Völkerbund in der praktischen Politik eine recht nebensächliche Einrichtung bleibt. Das herrschende System kann allerdings nicht mit einem Schlage beseitigt werden; auch die furchtbare Erschütterung des wirtschaftlichen Lebens durch den Weltkrieg reicht dazu nicht aus. Es wäre jedoch an der Zeit, daß wenigstens die ersten Anzeichen einer Wandlung in den Methoden einer Regelung der Beziehungen der Staaten sichtbar würden. Bisher konnten wir davon nichts merken. Es werden weiterhin Sonderbündnisse von Staaten geschlossen, geheime Verträge nach wie vor abgemacht. Völkerbundsangehörige Staaten (wie Polen und Griechenland) führen nach wie vor Kriege, ohne sich um die Bestimmungen des Völkerbundsstatuts zu kümmern, die für solche Fälle gelten sollten. Ferner werden Rüstungen zur See vorbereitet, die schließlich wiederum unfehlbar zum Kriege führen müssen usw.

Gerade angesichts dieser Tatsachen ist es von Interesse, die Ansichten von Männern kennenzulernen, die für das Zustandekommen der Völkerbundsorganisation wirkten. Es enthält unter anderem eine Darstellung des Aufbaus des Bundes von seinem früheren Untersekretär R. W. Fosdick; eine von Léon Bourgeois und Professor André Weiss verfaßte Abhandlung über das Problem eines internationalen Schiedsgerichtshofs; eine Betrachtung des englischen Abgeordneten W. Ormsby Gore über die Mandatfrage und die Frage des Schutzes der Minderheiten; einen Aufsatz des spanischen Kriegsministers de Cea über die Rüstungsvermindierungen. Aber das internationale Arbeitsamt schreibt dessen stellvertretender Direktor H. W. Butler, über die internationale Regelung des Gesundheitswesens Richard B. Strong (ärztlicher Leiter des Bundes der Vereine vom Roten Kreuz), über Wirtschaft und Finanzen J. A. Salter (Generalsekretär der Reparationskommission), über den internationalen Verkehr der frühere französische Minister Clavelle usw. Im Anhang sind Dokumente abgedruckt. H. Fehling

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Hat der Kapitalismus abgewirtschaftet? Von Artur
Leichen.

Die große Gefahr. Eine geschichtliche Revolutionsstudie.
Von Dr. Max Quadt.

Die theoretische Einleitung des Programmentwurfs.
Von Dr. Siegfried Marx.

Landwirtschaft und Parteiprogramm. Von Wilhelm
Guste. (Schluß.)

Ein prophetischer Ausblick Engels' vom Jahre 1887.
Von Robert Horn.

Soziologische Pädagogik. Von Joh. Schult (Hamburg).

Literarische Rundschau: Landsknechtstanz. Schöne alte
Schweiz. Der Anti-Philister. Schweizerische Graphik
seit Hodler. ♦ Ure Waerland, Die Diktatur des Prole-
tariats. ♦ Einführung in das Studium der Prosti-
tutionsfrage.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandkosten.

Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 8.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Die Religion und der Sozialismus.

Von Edmund Scheuer. Preis 2,50 Mark. ♦ Inhalt: Die Stellung zum Kriege, zur Sklaverei, zur Kultur, zur Moral ♦ Der Antisemitismus ♦ Die Stellung zur Frau ♦ Das Wirtschaftsleben ♦ Die Stellung zum Staate.

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwilling. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willh. Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Bloss. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Großer Deutscher Bauernkrieg.

Von Dr. W. Zimmermann. Preis gebunden 40 Mark.

Preise freibleibend

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 23

Ausgegeben am 2. September 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Hat der Kapitalismus abgewirtschaftet?

Von Artur Heichen

Es war vor dem Kriege beinahe ein Axiom der sozialistischen Theorie, daß ein Weltkrieg den Zusammenbruch des Kapitalismus im Gefolge haben werde. Nicht wenige stellten den großen »Kladderadatsch« als die naturnotwendige Folge eines Weltkriegs in Aussicht. Als am 9. November die Arbeiter- und Soldatenräte die politische Macht an sich rissen, da glaubte fast die gesamte deutsche Arbeiterklasse — durchaus folgerichtig im Sinne der Kautskyschen Theoretik — das Reich des Sozialismus nahe herbeigekommen. Die Publizistik der sozialistischen Presse und die populäre Parteitagitation atmeten zumeist den Geist chiliastischen Wunderglaubens. »Nur der Sozialismus kann uns helfen«, das war Leitmotiv und Refrain unzähliger Reden, Aufrufe, Schriften und Zeitungsartikel. Eine Redensart — sie mag so abgegriffen und nichtsagend sein wie diese — ändert sich nicht in ihrem Kurswert, sofern sie in alten, überlieferten, wenn auch irrigen Ideologien fußt. Zu solchen irrigen Auffassungen im Lager des Sozialismus gehört die Auffassung vom Entwicklungsgrad der Wirtschaft und von der Ueberreife des Kapitalismus. Nur recht wenige, selbst auf dem rechten Flügel des Sozialismus, waren in dieser Richtung skeptisch gestimmt. Einer der wenigen, der schon frühzeitig der Fabel von der Selbstabwirtschaftung des Kapitalismus entgegentrat, ist Heinrich Cunow. In seiner 1915 erschienenen Broschüre »Parteizusammenbruch?« heißt es: »In welchem Lande ist denn schon die Selbstabwirtschaftung des Kapitalismus so weit vorgeschritten, daß er als reif für die sozialistische Wirtschaftsform gelten kann? In England nicht, in Deutschland und Frankreich noch weniger und am wenigsten sicherlich in Österreich und Italien.«

Leider ist die Schrift Cunows an der Entwicklung der offiziellen Parteideologie ziemlich spurlos vorübergegangen, und erst jetzt nach langen Jahren dürfte sich im Zusammenhang mit dem Streit um das neue Parteiprogramm und mit dem Aufkommen einer neuen Richtung des Marxismus stärkeres Interesse dafür regen. Bis vor kurzem lautete jedenfalls die Alternative für die herrschende Parteimeinung »Bankrott oder Sozialismus«. Ganz allmählich beginnt jedoch nach den Erfahrungen der Jahre nach der Revolution die Erkenntnis zu reifen, daß der Kapitalismus — entfernt vom »Abwirtschaften« — sich noch immer aufwärts entwickelt und daß der Gipfelpunkt der Kurve heute noch nicht abzusehen ist. Nicht einmal in den Ländern der Besiegten, wo das Proletariat nach dem militärischen Zusammenbruch sich durch eine siegreiche Revolution einen starken Einfluß auf die (politische) Staatsleitung erkämpft hat, ist vom baldigen Abwirtschaften des Kapitalismus etwas zu spüren. Im Gegenteil! Eher kann man eine Konsoli-

dierung, und zwar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen konstatieren. Der Kapitalismus hat eine Lebenskraft und Zähigkeit erwiesen, die durchaus nicht darauf schließen läßt, daß er bald von der Weltbühne abtreten und als historische Kategorie in Lehrbüchern enden wird. Dazu ist die Lehre der letzten Jahre denn doch zu deutlich gewesen.

Daß die Sozialdemokratie sich bis in die letzten Jahre hinein in einer sozusagen optischen Täuschung über den Entwicklungsstand der Wirtschaft befunden hat, daran ist letzten Endes wohl auch der Umstand schuld, daß ihr ihr eigener politischer Machtaufstieg den gleichzeitig und nicht ohne tiefere Gründe konform daneben einherlaufenden Machtaufstieg des Kapitalismus verdunkelt hat. Stand doch auch der politische Einfluß der Sozialdemokratie bis zum Ausbruch der Revolution in keinem rechten Verhältnis zur sozialen Bedeutung der Arbeiterklasse im Gesamtgefüge der Nation. Was Wunder, wenn man — so über Nacht zu Einfluß gelangt — seine eigene Macht über-, die des Kapitalismus unter schätze. Parteitheoretisch ist es nicht ganz uninteressant, festzustellen, wem denn die Geschichte als die beste Marginalien recht gegeben hat, den Orthodoxen um Kautsky oder den Skeptikern (die nicht mit den Revisionisten zu verwechseln sind). Nur ein Satz aus der, wie gesagt, bereits im Frühjahr 1915 geschriebenen Broschüre Cunows sei hervorgehoben, weil er von der Entwicklung der letzten Jahre bestätigt worden ist und weil er zeigt, wie sehr die Geschichte Kautsky und den von ihm erwarteten Kladderadatsch desavouiert hat. »Da zweifellos«, so schreibt Cunow, »das Finanzkapital aus dem Kriege mit seinen enormen Geldansprüchen, den folgenden Kapitalzu- und -rückflüssen, den neuen Gründungen usw. gestärkt hervorgehen wird, so werden wir vielleicht schon in den nächsten Jahren einige Beispiele dieser Art (das heißt der Entstehung neuer großer Handels-, Industrie- und Finanzmonopole) erleben.«

Wenn sich einstmals ein Schreiber für die Wirtschaftsgeschichte Deutschlands in den Jahren 1918 bis 1921 findet, dann wird er diese Wirtschaftsepoche am besten mit der Überschrift »Von der Revolution zum Trust« überschreiben können. Was sich in der kurzen Spanne Zeit dieser Jahre an kapitalistischer Konzentration, an Zusammenballungen des Industrie- und Finanzkapitals vollzogen hat, das hat das zeitgenössische Deutschland bisher in seiner Bedeutung kaum begriffen. Vielleicht wiegt ein Jahr der gestaltungsreichen Gegenwart ein Jahrzehnt einer regulären Wirtschaftsentwicklung auf. In der Montanindustrie ist die Konzentration am schnellsten und sichtbarsten vorgeschritten. Der Name Stinnes ist der personifizierte Ausdruck des modernen Industriefeudalismus. Es gibt sehr ernste Finanzkritiker in Deutschland (zum Beispiel Bruno Buchwald, den Herausgeber der »Berliner Börsenberichte«), die Stinnes' Reich keine Ewigkeitsdauer prophezeien, weil der Aufbau seiner Kapitals- und Industriemacht nicht organisch geworden, sondern (gleichsam von kapitalistischer Raffgier getrieben) in Überstürzung übereinandergefürmt worden ist. Den tiefsten Grund der Zusammenballung und Konzentrationsbewegung gerade in der Schwerindustrie erkennt Buchwald — und hierin ist ihm beizupflichten — in der Inflation, die den Monopolisten von Stahl und Eisen die künstlich geschaffene Kaufkraft in Gestalt ungeheurer Papiermarkgewinne zufließen ließ. Die Papiergeldmassen zu akkumulieren, wäre sinnlos ge-

wesen; sie mußten in Sachwerte umgesezt und verwandelt werden. Daraus erklärt sich — neben den anderen Gründen — in erster Linie der ungeheure Expansionsdrang gerade der Schwerindustrie und der unorganische Aufbau jener montanindustriellen Herzogtümer. Für die Zusammenschlüsse, Fusionen und Interessengemeinschaften waren eben neben den betriebswirtschaftlichen und produktionstechnischen Bedürfnissen vor allem das finanzwirtschaftliche Anlagebedürfnis der zugesessenen Papiergeldmassen maßgeblich. Hört der Zufluß der Papiergewinne einstmals auf und wird die Inflation ernstlich abgebaut, dann muß es sich zeigen, ob die jungen Montanriesen nur Kolosse auf tönernen Füßen sind, oder aber ob sie eine natürliche Lebenskraft besitzen. Für den Marxisten ist es interessant, zu beobachten, daß die Triebkraft der Konzentrationsbewegung weniger im Automatismus der Wirtschaftsentwicklung selber, sondern in den mehr akzidentellen Momenten der Zerrüttung des Währungs- und Geldwesens ruht.

In einem anderen Gewerbebezirk, der nach der Montanindustrie die stärkste Zusammenschlußbewegung erlebt hat, im Brauereiwesen, ist es ganz ähnlich. Die Produktionskapazität dieses Gewerbes im verarmten Deutschland der Nachkriegszeit ist eine viel zu große, der Rückgang des Bierkonsums viel zu stark, als daß all die Betriebe aus der Friedenszeit hätten aufrechterhalten werden können. Die kriegswirtschaftlichen Maßnahmen der Rohstoff- und Absatzkontingentierung schufen die Jagd um die Braurechte. Die Großbrauereien verschluckten die Kleinbrauereien, nicht weil sie an sich schon allenthalben leistungsfähiger, sondern in erster Linie, weil sie finanzwirtschaftlich die stärkeren waren. Hinter dem Braugewerbe marschieren die Banken. Die Großbanken, vor allem die großen Aktienbanken, haben kleinere Banken in großem Umfang aufgenommen. Sogar im Hypothekenbankwesen, das vor dem Kriege nicht die geringsten Spuren einer Konzentrationsbewegung aufzuweisen hatte, haben sich Zusammenschlüsse größten Maßstabs vollzogen.

In der Eisen- und Maschinenindustrie und in anderen Industriezweigen sowie im Schiffahrtsgewerbe gingen ebenfalls Transaktionen verschiedenster Art und Umfangs vor sich, ohne daß man schon heute sagen könnte, wohin die Entwicklung treibt. Die endgültigen Entwicklungstendenzen werden sich erst dann überschauen lassen, wenn das Reparationsprogramm zur Durchführung gelangt und die Abtragung der Reparationslast mit ihrem Druck auf das deutsche Wirtschaftsleben und dem Zwang zu Umstellungen, Anpassungen, Ersparungen sich geltend macht. Bisher machen sich die Rationalisierungstendenzen in der deutschen Wirtschaft erst in ihren Anfängen geltend, weil die deutsche Industrie durch den Wall einer als Exportprämie wirkenden schlechten Valuta vor fremder Konkurrenz geschützt ist. Kommt dieser Schutz in Fortfall, mit anderen Worten: erfolgt die Anpassung des inländischen Preisniveaus an das Weltmarktpreisniveau (wozu wir auf dem besten Wege sind), dann wird die deutsche Industrie unter dem Doppeldruck ausländischer Konkurrenz einerseits und fiskalischer Steuerbelastung als Folge der Durchführung des Reparationsprogramms andererseits stehen. Dann ergibt sich mehr als bisher der Zwang zum technischen Fortschritt, zu Betriebs- und Produktionsökonomie. Dieser Zwang aber wird der industriellen Konzentrationsbewegung, der Entwicklung zum Trust neue Kräfte

zuführen. Sofern sich die Reparationslast überhaupt als tragbar erweisen wird (was keinesfalls schon feststeht), wird der deutsche Kapitalismus — das ist die Ironie der Weltgeschichte — sogar aus der Durchführung des Diktats des Entente kapitalismus Kräfte zu neuer Entfaltung ziehen.

Die große Gefahr

Eine geschichtliche Revolutionsstudie

Von Dr. Max Dürck

Ein Kommunist, ein Mann in den besten Jahren, steht vor Gericht. Er ist des Hochverrats angeklagt und hat, trotzdem er weiß, daß es um seinen Kopf geht, nichts von seinen Gleichheits träumen abgeschwächt oder abgeleugnet. Zum Schlusse seiner Verteidigungsrede aber wird er, wie wenn ihn die große Gefahr junkerlicher und monarchischer Rückschlüsse mit ihrem ganzen Jammer packte, zum klugen Taktiker. Durch Briefe und Artikel weist er nach, daß er in letzter Zeit seine Freunde gewarnt habe, kommunistische Einzelaktionen zu unternehmen, solange die Reaktion von rechts drohe.

Und als seine Freunde und Gesinnungsgegnossen im Zuhörerraum erstaunt ausblicken, weil sie wissen, daß das richtig ist, aber noch nicht verstehen, was dieser Hinweis an dieser Stelle soll, da schließt der angeklagte Kommunist seine Verteidigungsrede wörtlich mit folgenden Sätzen:

Ich merkte, daß wir uns mit unserer Partei, ohne es zu wollen und ohne die Folgen zu übersehen, in eine Art von Labyrinth verließen, in einen gewundenen, dunklen Gang, der schließlich zu nichts weiter führte, als uns in verhängnisvoller Weise bloßzustellen. Ich sah, daß die revolutionäre Organisation ausgezeichnete Absichten hatte, aber ich sah auch, daß sie noch nicht die genügende Kraft und die genügenden Mittel besaß, und daß andererseits in unserer Bewegung versteckt unbekannte Kräfte, die auf falsche und häßliche Ziele schließen ließen, mitwirkten. Sie suchten Nutzen aus unserem revolutionären Schwung zu ziehen, sie stachelten ihn an, wollten ihn aber offenbar in den Dienst einer ganz anderen Partei als derjenigen des Volkes stellen. Ich konnte von dieser Seite eine gewisse Aufputscherei, Provokationen und Einflüsterungen feststellen, sogar tolle und unüberlegte Vorschläge, die von unseren gutgläubigen, aber eifrigen Revolutionären oft mit zu wenig Überlegung und Nachdenken befolgt wurden. Ich mußte wohl, daß unsere revolutionäre Bewegung einen guten und notwendigen Zweck hatte. Sie war das Gegengewicht gegen die Königsmacher. Sie wollte ihre Pläne ausfindig machen und Verteidigungsmaßregeln dagegen vorbereiten, daß die Monarchisten ihre Drohung wahr machten, die Republik zu stürzen. Die kommunistische Bewegung wollte, wenn es möglich wäre, die Gelegenheit dieses großen Zusammenstoßes benutzen, um dem Volke seine volle Freiheit für die Herbeiführung einer größeren Wohlfahrt zu geben. Ich will sagen: das war das ideale Ziel der revolutionären Führer. Aber nun sah ich auf der anderen Seite die perfide Absicht und die Wirkung jener Einflüsterungen der Unbekannten, die zu uns kamen. Sie hatten dahin geführt, die Kluft zwischen republikanischer Regierung und Volk noch mehr zu erweitern, die Gegensätze noch mehr zu verschärfen, den Haß der Revolutionäre nicht bloß gegen die monarchischen Reaktionäre zu steigern, sondern auch gegen die republikanische Regierung, was zur Folge haben mußte die Aufrechterhaltung der Regierung nicht bloß gegen Monarchisten, sondern auch gegen ehrliche und eifrige Revolutionäre. Ich konnte feststellen, daß es die Reaktion gewesen war, die alle diese Dinge eingeleitet und ihre Ausführung geleitet hatte. Ich unterschied jetzt sehr deutlich, welche Gründe und Berechnungen dabei mitspielten. Man rechnete von jener Seite fol-

gendermaßen: Wenn sich republikanische Regierung, ehrliche Revolutionäre und das Volk einigen, so bilden sie eine einzige Partei gegen uns Monarchisten und werden dann unbeflegbar sein; wenn wir aber den Zwiespalt in ihre Reihen tragen und sie trennen, so gibt es drei getrennte Parteien, diejenige der republikanischen Regierung, diejenige der entschiedenen Revolutionäre und diejenige der großen Volksmasse. Unsere Partei, so schloß die Reaktion, wie diejenige der demokratischen Volksmasse werden also, freilich jede für sich, gegen die republikanische Regierung stehen. Sie kann sich dann nicht halten. Aber was wird dann eintreten? So fragte ich vom revolutionären Standpunkt aus. Werden wir oder werden die Königsmacher siegen? Ich fürchtete, die Königsmacher. Und zwar aus folgenden Gründen: Das Volk ist entwaffnet, es besitzt keinerlei größere Geldmittel; wir werden diejenigen gegen das Volk hegen, sagt sich die Königspartei, die ihm die letzten Mittel noch abnehmen. Inzwischen wird die Regierung, die wir durch die Beschäftigung nach links über die Gefahr von rechts täuschen, uns Reaktionsären entweder selbst eine Masse anderer Kräfte zuführen oder wenigstens sie uns gewinnen lassen, mit deren Hilfe wir sie schließlich stürzen können. So rechnet meines Erachtens die monarchische Reaktion. Und so kam ich dazu, zu schließen, daß die politische Überlegung echter Demokraten sich auf diese Pläne einstellen und zum Nutzen der Volksmasse folgendermaßen kalkulieren mußte. Ich sagte mir: wenn wirklich zunächst die Königsmacher den Entscheidungskampf beginnen würden, was könnten wirkliche Demokraten tun, um ihnen erfolgreichen Widerstand zu leisten? Die Volksmassen sind unzufrieden mit der Regierung, sie werden diese nicht unterstützen. Die revolutionären Demokraten haben sich in den Kopf gesetzt, der Reaktion allein Widerstand zu leisten und in der Annahme, daß in dieser Lage eine großartige Volkerhebung zustande zu bringen wäre, ihrerseits der Regierung zu erklären, daß sie sich imstande fühlten, eine neuere und bessere Ordnung der Dinge aufzurichten. Aber wird dies, so überlegte ich mir, nicht eine sehr trügerische Hoffnung sein? ... Wo sind die Hilfsquellen des Volkes? Wo sind die notwendigen Waffen? Wir haben nur die Angaben über die Stellen, an denen sie sich aufbewahrt befinden. Man mußte damit beginnen, sie zu holen, und die Regierung oder die Königspartei würde sie wahrscheinlich früher als wir in Besitz nehmen. Wo sind nach so viel Enttäuschungen und revolutionären Niederlagen die Männer, die bereit sind, zu marschieren? In welcher Ausdehnung haben sie sich genügend verständigt, und in welchem Maße können sie auftreten? ... Nein, das Volk ist nicht imstande, einen wirksamen Vorstoß mit Waffengewalt gegen die gutgerüstete Reaktion durchzuführen und auszuhalten, wenn der Kampf, wie sehr zu fürchten ist, von jener Seite begonnen wird. Und wenn in diesem Falle andererseits die republikanische Regierung nicht vom Volke gestützt wird und allein bleibt gegenüber den monarchistischen Horden, so läuft die Republik die größte Gefahr. Man muß sich also zu einem anderen Plan entschließen: es gilt, um jeden Preis die Grundlagen der Republik zu retten.... Und so entschloß ich mich, allen echten Demokraten den Rat zu geben, auf den Plan zu verzichten, allein den Kampf gegen die reaktionsären Königsmacher aufzunehmen, und sogar lieber zunächst die Hoffnung aufzugeben, die Volksfreiheit nach einem revolutionären Sieg auf neuen Grundlagen zu errichten. Ich stellte ihnen vor, daß alles dies nur eine schöne Illusion sei, und betonte nachdrücklich die Unzuverlässigkeit solcher Rechnungen, indem ich mit kühler Überlegung das Gewicht der Mittel und Kräfte abwog, auf welche wir rechnen konnten. ... Ich erklärte, daß wir unter diesen Umständen auf die schönsten Träume verzichten müssen, daß wir die republikanische Regierung, so wie sie eben war, in Kauf nehmen und ertragen, sie jedenfalls der monarchischen Reaktion vorziehen mußten und uns gegen die Königsmacher mit ihr zu verbinden hätten, um wenigstens den Namen und die Form der Republik zu retten; ich fügte hinzu,

daß wir von diesem Bündnis mit der augenblicklichen republikanischen Regierung immer noch Verbesserungen für das Volk zu erwarten hätten und daß wir sie eben allmählich und Stückweise zu fordern und zu erkämpfen hätten....

* * *

Wer war der Kommunist, der so lebendig, mit solchem hervorragenden Wirklichkeitsinn, mit so ehrlicher Selbstkritik, so echter Liebe für das Volk und zugleich politisch so besonnen und so klug eine politische Situation beurteilt hat, wie wir sie heute in Deutschland jeden Tag mit neuen Sorgen am eigenen Leib erleben?

Man hat recht, anzunehmen, daß sich solch ein weitblickender Kommunist bis heute in Deutschland noch nicht gefunden hat. Und in der Tat ist der prachtvolle Schluß einer kommunistischen Verteidigungsrede vor einem Ausnahmegericht, den wir oben urkundlich und wörtlich getreu nach den Tatsachen wiedergegeben haben, auch nicht in Deutschland gesprochen worden. Aber noch überraschter wird der Leser darüber sein, zu erfahren, daß unser Dokument die getreue Übersetzung einer Gerichtsrede ist, die im Jahre 1797, also im achten Jahre der großen Französischen Revolution, gehalten wurde. Ihr Urheber ist Gracchus Babeuf, der erste politisch-revolutionäre Sozialist der Neuzeit, dessen besondere Rolle von der deutschen Geschichtschreibung bisher wie so vieles andere aus der großen Französischen Revolution geistlich im Dunkel gelassen worden ist. Oder vielleicht konnte die bürgerliche Kunst der Historiker einfach das Verständnis nicht aufbringen für das Widerspiel der mannigfaltigen Volksströmungen und ihrer Gegenbewegungen, das die revolutionären Kämpfe von 1789 bis zu Napoleon ausfüllt und ihnen eine so ungeheure und vorbildliche Bedeutung noch für unsere heutigen politischen Auseinandersetzungen gibt. Wiederum ist es auch hier die deutsche Sozialdemokratie gewesen, die, sobald sie nur einigermaßen die Kräfte dazu gewonnen hatte, den politischen Bildungsnotwendigkeiten Raum und Gelegenheit schaffte. Es war das verdienstvolle Werk von Wilhelm und Anna Bloß, uns die erste und einzige Einzeldarstellung des geistigen Werkes von Babeuf und der »Verschwörung der Gleichen« dadurch zu liefern, daß sie die Schrift eines Freundes und Mitverschworenen von Babeuf, des italienischen Musikers Buonarroti, die im Jahre 1828 in französischer Sprache erschien, ins Deutsche übersetzten (Internationale Bibliothek, Stuttgart 1909, J. H. W. Dieß, 336 Seiten). Aber das Buch von Buonarroti beschäftigt sich fast ausschließlich mit der sozialen Seite der Bewegung und ist so lange vor der Entstehung einer politischen Massenbewegung der Arbeiter gedacht und geschrieben, daß es uns eine hinreichende politische Aufklärung so gut wie gänzlich schuldig bleibt. Der Anteil Babeufs und seiner Bewegung an den weltgeschichtlichen französischen Vorgängen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist weit größer und tiefer, als es jene Darstellung erkennen läßt, und bedarf dringend der wissenschaftlichen Bearbeitung auf Grund unserer heute gewonnenen Erkenntnisse.

* * *

Babeuf vertrat bekanntlich einen durchaus utopischen Sozialismus mit rein naturrechtlicher Begründung. Nichts bezeichnender als seine erste volkswirtschaftliche Arbeit, die uns überkommen ist, nämlich die Denkschrift vom Jahre 1785, die der erst Fünfundzwanzigjährige auf die Preisfrage der

Akademie von Arras verfaßte: »Ist es vorteilhaft, die Zahl der Wege auf dem Gelände der Dörfer der Provinz Artois zu vermindern?« usw. Die ungeschichtliche und rein spekulative Methode, die er in dieser Arbeit anwendet, ist ihm sein Leben lang als Schüler Rousseaus, Diderots, Morellys und Mablys Denkgesetz geblieben. Zwischen zwei Dörfern ist die gerade Linie der beste und kürzeste Weg. Alle anderen Wege sind zu verwerfen, ohne zu untersuchen, aus welchen wirtschaftlichen oder anderen Notwendigkeiten sie geschichtlich entstanden sind oder sich durchgesetzt haben. So beantwortet Babeuf die Preisfrage, und genau so predigt er die Vergesellschaftung und den gesellschaftlichen Betrieb des Grund und Bodens in kleinen, möglichst gleichmäßigen Parzellen aus Gründen der »natürlichen« Gerechtigkeit als Allheilmittel. Geschichtliche Überlegungen über die ökonomische Möglichkeit dieses elementaren Agrarkommunismus in jener Wirtschaftsperiode liegen ihm vollständig fern. Desto kühner behauptet er die einzigartige »Vernunft« solcher rein doktrinären Vorschläge. Und das Besondere an Babeuf ist nun, daß er sie mit einer Lebhaftigkeit und Tapferkeit sondergleichen direkt in die politische Praxis überträgt, sie zum Gegenstand einer politischen Werbewebung bei den unbemittelten Volksklassen zu machen sucht. Er bleibt nicht sanfter sozialer Schwärmer, sondern wird politischer Agitator größten Stils.

Diese politische Aktivität zeichnet Babeuf vor allen Sozialisten bis zum Schneidergehilfen Weitling aus. Das beginnt sich in seinem Leben ganz früh zu äußern. Sobald er als noch nicht zwanzigjähriger junger Mann Geometergehilfe geworden ist, agitiert er bereits mündlich gegen die Jämmerlichkeit der bäuerlichen und Landarbeiterverhältnisse unter dem feudalen Großgrundbesitz. Als er vollends infolge seiner Gewecktheit und Anstelligkeit halbamtlicher Kommissar des ritterschaftlichen Großgrundbesitzes für einen Teil der Pikardie geworden ist, kommt er schon unter dem alten Regime fortgesetzt wegen seines politischen Eintretens gegen die »falsche« Landverteilung in Konflikte mit seinen Vorgesetzten und Brotherren. Im Jahre des Ausbruchs der großen Revolution 1789 veröffentlicht er unter dem Titel »Cadastre perpetuel« (das heißt etwa bessere Landverteilung auf Dauer) eine kleine Schrift, welche die Landbewohner für eine Umwälzung zu gewinnen strebt. In bürgerlichen Lokalblättern veröffentlicht er bereits Artikel gegen den Feudalismus. Als die Revolution in Paris losbricht, duldet ihn sein politisches Temperament nicht mehr in der Provinz. Er muß nach der Hauptstadt und schreibt vom Bastillesturm am 14. Juli 1789 einen politisch aufs höchste erregten Brief an seine junge Frau. Dann gründet er, zurückgekehrt in die Heimat, mit den allergeringsten Mitteln unter größten Schwierigkeiten ein eigenes Blättchen, den »Correspondent Picard«, den er bis Ende 1792 unter fortgesetzten Verfolgungen herausgibt und zum größten Teil selbst schreibt.

Bis 1793 ist er glühender Anhänger Robespierres. In seiner Schrift über das »System der Entvölkerung« vom Jahre 1795 wendet er sich aber gegen die Schreckenherrschaft, der man die Absicht zuschrieb, durch die massenhaften Hinrichtungen eine neue Verteilung des Besitzes herbeiführen zu wollen. Die »Entvölkerung« könne den Sturm, der von unten herauf kommen werde, nicht beschwören. Frankreich vermöge bei richtigen sozialen Maßnahmen eine viel größere Menge von Einwohnern zu ernähren als jetzt;

keiner der Naturphilosophen habe die Kühnheit gehabt, zu behaupten, daß kaltblütiger Massenmord eines Teiles der angeblichen Übervölkerung helfen könne. Da mußten soziale und politische Maßnahmen eingreifen. Das »Genie Robespierres« habe diesen Dingen »zu wenig Wichtigkeit beigelegt und sie zu wenig überlegt« und sei daran gescheitert. Man sieht, auch dieses originelle Urteil zeigt, wie eng für Babeuf die Verbindung war zwischen Sozialismus und Politik. 1793 hält er es deshalb nicht länger aus in der Provinz. Er nimmt eine ganz geringe Stellung in der Pariser Armenverwaltung an, nur um in den Mittelpunkt der politischen Bewegung zu kommen und dort intensiver politisch wirken zu können.

Weshalb ihn der Sturz Robespierres im Jahre 1794 mit neuen revolutionären Hoffnungen erfüllen mußte, geht aus seinem Raisonement hervor, das oben mitgeteilt wurde. Er wird nunmehr politischer Organisator und Agitator unter den Enterbten, namentlich aber unter den Kopparbeitern und radikalen Demokraten, die bereits an der Sache der Revolution hatten verzweifeln wollen. Er gründet mit ihnen politische Klubs und »Verschwörer-gesellschaften«, wie die später von der Regierung aufgelöste »Gesellschaft des Pantheons«. Er hat die Übung des politischen Pressekampfes aus der Provinz mitgebracht, gibt erst das »Journal de la Liberté«, dann den »Tribun du Peuple« ganz neu heraus, schreibt eine Zeitsang für beide Blätter, die sich in der Unterstützung der sozialen Demokratie gegenseitig ergänzen sollen, legt dann alle seine journalistische Wucht und Kraft auf den »Volks-tribun« und übertrifft die radikalste kleinbürgerliche Revolutionspresse von Paris durch seine sozialrevolutionäre Eindringlichkeit und Redlichkeit. (Vergleiche in seinen Artikeln die durchaus zutreffende Kritik an dem revolutionären Spießbürgertum eines Marat und Hébert, das von Heinrich Cunow zum ersten Male urkundlich ins Licht gestellt wird in seinem Buche »Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789 bis 1794«, Berlin 1908, 2., vermehrte Ausgabe 1912, Vorwärtsverlag.) Schließlich wird der politische Gegensatz zwischen der sozialrevolutionären Babeuf'schen Bewegung und der nach Robespierres Sturz zur Regierung gelangten gemäßigt-republikanischen Regierung großbürgerlichen Anstreichs so stark, daß Babeuf seine Zeitungen immer nur im Versteck schreiben, bei stetig wechselnden Druckern herausgeben und sie fast nur geheim verbreiten kann. Er führt vor seiner polizeilichen Aushebung im Jahr 1796, bei der übrigens — ein Witz der Weltgeschichte! — der junge Napoleon mit tätig war, das Leben eines politischen Flüchtling und Verfechten im eigenen Lande. Daß er während seiner kurzen politischen Tätigkeit mit dem Gefängnis beinahe verheiratet war, hat er in seiner Verteidigungsrede vor dem Ausnahmegericht in Vendome selbst launig angedeutet. Auch politische Verbindung mit dem Heer hat seine Bewegung zu pflegen gesucht. Und für seine Familienbeziehungen gelten die Worte, die Heinrich Heine dem einen Grenadier in den Mund legt: »Was schert mich Weib, was schert mich Kind.« Er hat sie seiner politischen Tätigkeit rücksichtslos geopfert...

Es fehlt also wirklich nichts am Bilde des kühnsten und opfermütigsten politischen Kämpfers.¹ Und dennoch ist es wahr, was er von seiner späteren

¹ Die in der deutschen Literatur noch kaum benutzte Quelle für alle diese Einzelheiten ist die zweibändige, mit rührender Liebe und Sorgfalt bearbeitete »Histoire de Gracchus Babeuf et du Babouvisme d'après de nombreux documents in-

Einsicht in die große Gefahr eines Sturzes der Republik am Schlusse seiner letzten Verteidigungsrede ausführte, den wir in wörtlicher Übersetzung an die Spitze dieser Schilderung gestellt haben. Der seine politische Instinkt Babeuf siegte eben schließlich über seine soziale Schwärmerei. Die Treiber der monarchistischen Pariser Jugend, die nach dem Sturz Robespierres besonders keck und unverhüllt einsetzten und zu dem monarchistischen Putsch vom Herbst 1795 führten, begannen, ihm in letzter Stunde die Augen zu öffnen.

Es war genau so wie heute auf unseren deutschen Universitäten. Auch an reaktionären Freikorps und orgeschähnlichen Gebilden scheint es nicht gefehlt zu haben. Wie denn überhaupt die Annahme vollständig irrig ist, daß die große Französische Revolution etwa wenigstens im eigenen Lande mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe als zum Beispiel die deutsche Revolution von 1918. Im Gegenteil! Und dennoch hat sich jene auf die Dauer mit allen ihren grundstürzenden kapitalistisch-revolutionären Prinzipien gegen den Feudalismus in der Welt und in Frankreich durchgesetzt. Im revolutionären Frankreich der Jahre 1796 und 1797 hatten sich auch noch die reaktionären Richter gefunden, die Militärverschwörer gegen die Republik kaltblütig freisprachen, während die Babeufsche Bewegung mit ihren sozialen Tendenzen ein Gericht voller Feindseligkeit und Klassenvorurteilen fand. Ein solches reaktionäres Urteil zugunsten antirepublikanischer Propaganda hatte kurz vor der Aburteilung Babeufs den milden Ausführungen des öffentlichen Anklägers zugestimmt, die zugunsten der Angeklagten geltend gemacht hatten, daß ein strafbares Verbrechen so lange nicht vorliege, als Verschwörungspläne »nicht tatsächlich zur Ausführung gekommen seien«. Darauf konnte sich Babeuf in der Tat mit vollem Recht berufen. Er hatte in der Niederschrift der letzten Artikel für seine Presse, eine Niederschrift, die bei seiner Verhaftung beschlagnahmt worden und bei den Akten war, eine dringende Warnung gegen monarchistische Provokateure und reaktionäre Spiegel stehen gehabt. Er hatte zu einer Art Einstellung und zum Stoppen der Bewegung aufgefordert mit den recht deutlichen Worten: »Bleibt ruhig in der gegenwärtigen Zeit; da ihr so viel gelitten habt, leidet einige Zeit länger, um eure Befreiung noch besser zu sichern. Die gebieterische Notwendigkeit und die Furchtbarkeit der drohenden politischen Gefahren zwingen uns, euch diese dringende öffentliche Mahnung zu geben. Verlaßt euch ganz auf uns, der Augenblick, das Vaterland zu retten, ist noch nicht gekommen.«

Und um diesem lauten Warnruf starken Nachdruck zu geben, hatte ihn Babeuf mit seinem vollen Namen und Titel unterzeichnet. Es ist also unbestritten richtig, daß er aus höheren politischen Einsichten heraus vielleicht sehr spät, aber jedenfalls mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft das blinde Wüten gegen die republikanische Regierung gebremst hat. In der schönen Stelle seiner Verteidigungsrede, die den Anfang dieses Aufsatzes bildet, setzt er die politische Psychologie dieser seiner klugen Wendung so fein und bis in die innersten Einzelheiten hinein auseinander, daß es den Eindruck

(Edits. von Viktor Ubielle, Paris 1884, Selbstverlag, 1. Band 543 Seiten, 2. Band 322 und 264 Seiten. Der zweite Band, erste Hälfte enthält auf 322 Seiten den vollen, vorher niedergeschriebenen Text der Verteidigung Babeufs; S. 283 bis 285 steht die oben übersehte Stelle.

abschwächen hieße, wenn man irgend etwas hinzusetzen wollte. Die frappante Gleichartigkeit der besonderen politischen Lage des Frankreichs von damals und des Deutschlands von heute fällt so sinnfällig in die Augen, daß sie ebenfalls nicht mehr unterstrichen zu werden braucht.

Nur dies ist wieder ein besonderer Witz der Weltgeschichte, daß das republikanische Frankreich von heute nichts gelernt hat aus seinem eigenen Schicksal vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts und durch seine militaristische und Sanktionspolitik höchst eigenhändig die große Gefahr der Reaktion und des Militarismus in Deutschland gegen sich heraufbeschwört. Es ist ein Glück und ein Hauptunterschied der Lage Deutschlands von heute und derjenigen Frankreichs von 1796 und 1797, daß wir in Deutschland eine starke sozialistische Arbeiterbewegung als Gegengewicht gegen die reaktionären Treibereien gegen die Republik haben, eine Kraft, die Babeuf und dem damaligen Frankreich fehlte. Deshalb konnte ein Napoleon Kaiser von Frankreich werden, und deshalb wird hoffentlich Friedrich Wilhelm von Hohenzollern oder Prinz Max von Baden niemals Herrscher von Deutschland werden. Nur muß die Mahnung lebendig bleiben, die aus den Worten Babeufs über mehr als ein Jahrhundert hinweg an alle ehrlichen Demokraten im Deutschland von heute ergeht: »Helft um keinen Preis, auch nicht unbewußt und fahrlässig, den Gegnern der deutschen Republik, diesen weltgeschichtlichen Fortschritt mit seinen großen Segnungen für das deutsche Volk vernichten! Haltet die Republik und baut sie aus!«

Die theoretische Einleitung des Programmentwurfs

Von Dr. Siegfried Marx

In der Kritik der Parteipresse über den Programmentwurf ist vielfach der großartige Schwung des geschichtsphilosophisch-soziologischen Weltbildes in der Einleitung zum Erfurter Programm der kühleren und vorsichtigeren neuen Formulierung gegenübergestellt worden. Die Konstatierung dieses Tatbestandes ist richtig, das damit verbundene Werturteil zugunsten des Erfurter Programms in seiner Allgemeinheit etwas voreilig. Sehr deutlich hat in dem Kommentar zum S.-P.-D.-Programm Cuno den Typus des neuen Programmentwurfs charakterisiert. Es hält zwischen aktueller »Plattform« und »Weltanschauungs- oder Epochenprogramm« die Mitte. Es will den zweiten Typus darstellen, aber nicht unter letzten säkularen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten, sondern in Orientierung an einer in ihren Tendenzen noch nicht restlos durchgeistigten, weil von katastrophalen Ereignissen überschatteten Gegenwart, die sich erst allmählich aus dem Chaos herausringt. Der Verzicht auf den Glanz der das Unbedingte wollenden und vorwegnehmenden Jugendlichkeit, den die Partei, unbeschadet der Möglichkeit ständiger Regeneration, wie jedes Lebewesen in ihrem Alterwerden zu leisten hat, erhält durch die unerhörte Schwere der Erlebnisse des letzten Jahrzehnts seine Verschärfung. Aber in der Enthaltung von einer Konstruktion der Zukunft mit der Kühnheit des Genius, von dem wir stammen, kann weniger Epigonenium gelegen sein als im Versuch seiner unvollkommenen Nachahmung, und eine Vorsicht des Bauens inmitten eines Trümmersfeldes liegt im Sinne unseres historisch-realistischen Geistes.

Trotz dieser prinzipiellen Zustimmung zur Methode der grundlegenden Einleitung erscheint an manchen Punkten eine kraftvollere Stellungnahme und eine Verwertung entscheidender Anregungen aus der reichen Diskussion seit 1891 erwünscht. Daß die Einleitung einer Entscheidung in dem nicht zum Austrag gebrachten Revisionismustreit, insbesondere in bezug auf *Verelendung*- und *Krisentheorie*, wie Cunow in seinem Kommentar klar ausspricht, ausweichen will, ist von den eingangs entwickelten Gesichtspunkten: Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen Situation nach dem Weltkrieg, die diese Probleme noch verwickelter macht als um 1900, berechtigt. Dennoch sind manche Anregungen des Revisionismus heute Gemeingut in der Parteilüberzeugung, und die ihrerseits umgebildeten Vorschläge, die Eduard Bernstein in dem ersten Sammelheft über das Programm 1920 veröffentlicht hat, könnten für die Einleitung fruchtbarer als bis jetzt geschehen gemacht werden. Aber auch die mit dem Erfurter Programm als wichtigste der Marx-Kautskyschen Theorien festgehaltene *Konzentrations*theorie sollte schärfer akzentuiert werden, sowie schließlich eine Verwertung der bedeutenden von Cunow, Renner und anderen geleisteten Gedankenarbeit zum Problem *Sozialismus und Staat* auch in der Einleitung des Programms zu sichtbarem Ausdruck gelangen.

An den einzelnen Absätzen der Einleitung kurz dargelegt: Im Absatz 2 und 3, die das Verhältnis von Kapital und Arbeit behandeln, ist

1. die Stellungnahme zum Untergang des Kleinbetriebs, die Kautsky bekanntlich in den Mittelpunkt seiner »Erläuterungen zum Erfurter Programm« gestellt hat, zu vermissen;

2. ist die Rolle der Kartelle und Syndikate innerhalb der kapitalistischen Entwicklung nur nach der Richtung der von ihnen gefesselten Spannung zwischen Eigentum an Produktionsmitteln und Arbeit skizziert, nicht ihre sonstige Funktion innerhalb der Gesellschaft charakterisiert. Diese ließe sich auch unter Vermeidung der endgültigen Stellungnahme zur Krisentheorie, zum Beispiel hinsichtlich ihres Einflusses auf die Preisbildung, umreißen. Hier wäre auch der von Bernstein hervorgehobene Gesichtspunkt der *Veräußerlichung* der Beziehungen der Eigentümer der Unternehmungen zum Betrieb selbst gerade für die Herausarbeitung des *kulturphilosophischen* Gehalts des Sozialismus sehr wünschenswert. Schließlich wird

3. in weiten Kreisen der Partei — ein Antrag Breslau an den Parteitag verdeutlicht dies — bei der Skizzierung der Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung die wichtige Herausarbeitung der Gegenbewegung der Arbeiterchaft, die Rolle der Arbeiterorganisationen, die Bedeutung der aufsteigenden Arbeiterklasse in der kapitalistischen Welt selbst vermißt. Gerade an diesem Punkt sind die Ergebnisse der letzten 30 Jahre ganz unabhängig von der Unübersehbarkeit der Verhältnisse der Gegenwart klar und greifbar.

In dem entscheidenden, die Programmforderung des Sozialismus fließenden Absatz 6 sollte eine Stellungnahme zur Frage Sozialismus und Staat entwickelt werden. Eine deutliche Abgrenzung gegen bürgerlichen sogenannten *Staatssozialismus* und gegen *Syndikalismus* wäre hier erwünscht. Der von Cunow geschilderte Übergang vom *Obrigkeits-* und *Rechtsstaat* zum sozialisierenden *Verwaltungsstaat*, diese wichtige Einsicht auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Sozialismus, gehört in die theoretische

Einleitung eines neuen Parteiprogramms. Gegenüber einem Mißverstehen dieser Gedanken im Sinne einer Verklärung des Gegenwartstaats und eines bürokratischen Zentralismus mußte zum Ausdruck kommen, daß trotz Anknüpfung an die überpolitischen Funktionen des Gegenwartstaats ein sozialistischer Staat der Zukunft durch die enge Verbindung mit den genossenschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft ein verändertes Gesicht trüge, ohne dadurch aufzuhören, ein Staat zu sein.

Zum Schlusse sei noch auf eine Art Schönheitsfehler der Einleitung hingewiesen. Er betrifft in den ersten Absätzen die Voranstellung der sozialistischen Forderungen vor die Darlegung der Tendenzen der kapitalistischen Entwicklung. Es ist zwar lächerlich, wenn daraufhin von links her der Übergang der S. P. D. vom realistischen zum utopischen Sozialismus verkündet wird. Aber es bleibt eine gewisse Stilwidrigkeit, wenn mit dem »Streben« der »allseitigen Wohlfahrt«, den nicht gelösten »Aufgaben der kapitalistischen Gesellschaft« im Parteiprogramm im Gegensatz zum Erfurter begonnen und erst nachträglich die Begründung dieser Zielsetzung aus den realen Tendenzen der Entwicklung gegeben wird. Insbesondere liegt es doch im Wesen der kapitalistischen Gesellschaft, sich nicht bewußt und planmäßig die Aufgaben im Sinne des Absatz 1 zu stellen. Gegen jede Verwechslung mit dem Utopismus wäre hier die Tradition der Anordnung des Erfurter Programms vorzuziehen, wobei zur Abgrenzung gegen den Fatalismus die energische Betonung der voluntaristischen Seite des Sozialismus nicht verwischt werden soll.

Landwirtschaft und Parteiprogramm

Von Wilh. Guske

(Schluß)

II

Der ländlichen Siedlung wird aus den im ersten Artikel dargelegten Gründen von unserer Partei in vollem Umfang Unterstützung gewidmet werden müssen, soweit dadurch dem Gesamtbedürfnis der Volkswirtschaft gedient wird. Ob aber durch das Reichsiedlungsgesetz die zweckmäßigste Ansiedlungsform, also das den größten Erfolg verbürgende, am leichtesten anwendbare Mittel getroffen worden ist, scheint mir recht zweifelhaft zu sein. Durch die Ansiedlung von Einzelbauern werden starke äußere Eingriffe in die ländlichen Besitzverhältnisse bewirkt, die für die nächste Zeit die landwirtschaftliche Gütererzeugung erheblich beeinträchtigen und dabei gleichzeitig einen im Vergleich zum kurzfristigen Ergebnis sehr großen Aufwand nötig machen. Die hierdurch verursachte Belastung der deutschen Volkswirtschaft muß im Hinblick auf den gegenwärtigen Zustand des deutschen Wirtschaftslebens als sehr bedenklich angesehen werden. Durch die vom Reichsiedlungsgesetz gewählten Maßnahmen scheinen mir die Voraussetzungen zur bestmöglichen Ausnutzung sachlicher und persönlicher Arbeitswerte teilweise recht ungünstig beeinflusst (Schwierigkeit der Hypothekenregulierung, kostspielige Folgeeinrichtungen in Wohnungs-, Betriebs- und Gemeindeangelegenheiten, mangelhafte Ausnutzung vorhandener Betriebseinrichtungen). Wichtiger als die Schaffung neuer Kleinbetriebe erscheint mir die Ausstaffung der bestehenden Kleinbetriebe mit genügendem Land-

bestß zur völlig selbständigen Ackernahrung und Spannsfähigkeit. Die Hoffnung auf Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung durch Vermehrung des Kleinbesitzes muß unter Berücksichtigung der rückständigen Arbeitsweisen der Kleinbetriebe als ganz unberechtigt angesehen werden.

Oft wird behauptet, daß durch Genossenschaftseinrichtungen in großem Umfang die Betriebstechnik der Klein- und Mittelbetriebe gefördert werden könnte. In vieler Hinsicht liegen auch recht gute Ergebnisse vor; daß aber durch landwirtschaftliche Genossenschaften die rückständigen betriebstechnischen Wirtschaftsformen der Klein- und Mittelbetriebe beseitigt und die höchste Steigerung der Bodenerträge erreicht werden kann, erscheint mir ganz unwahrscheinlich. Genossenschaftliche Bestrebungen auf betriebstechnischem Gebiet (Produktionsgenossenschaften) haben in der Landwirtschaft viel größere Schwierigkeiten zu überwinden als in der Industrie. Die landwirtschaftliche Erzeugung ist abhängig von den Jahreszeiten und dem Witterungswechsel. Dadurch ist stetiger, örtlich ausgedehnter Wechsel der Arbeit notwendig. Die bei einer genossenschaftlichen Organisation notwendige äußere Kontrolle ist dadurch sehr erschwert. Und eine im Erzeugungsvorgang selbst liegende Kontrolle wie in der Industrie (Prüfung des Arbeitsergebnisses durch den nachfolgenden Arbeiter) fehlt vollständig. Ackerbau und Viehhaltung lassen eine Arbeitsteilung nur in ganz großen Betrieben zu. Je kleiner die Betriebe, je mannigfaltiger und unübersichtlicher ist die Einzelarbeit. Eine Genossenschaftsform mit unmittelbarer Wirkung auf den inneren Arbeitsvorgang ist in der Landwirtschaft sehr schwierig. Die mit Hilfe von Genossenschaftsbildungen erreichte Verwendung von arbeitssparenden Maschinen hat auch nur sehr geringen Einfluß auf Gestaltung des inneren Betriebs der kleinen Besitzte, weil hier nur die Eigenbedarfsdeckung erreicht wird. Eine sehr große Bedeutung für die Landwirtschaft hat freilich die Produzentengenossenschaft. Ihre Mitgliedschaft hat aber nur besonderen Wert für solche Betriebsgrößen, die für den Marktverkehr arbeiten. Die Produzentengenossenschaften dienen sowohl der inneren Betriebsverbesserung (Arbeits-, Düngungs-, Züchtungs- und Anbauformen) als der Pflege der äußeren landwirtschaftlichen Organisation für Kreditbeschaffung, Vertrieb der Erzeugnisse, Bezug von Arbeitsmitteln und Rohstoffen usw. Die Förderung dieser Genossenschaftsformen wird Hauptgegenstand der besonderen Pflege der zukünftigen Volkswirtschaft sein müssen.

Wenn man die Voraussetzungen für die Steigerung der volkswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft überblickt, so scheint mir die größere Wahrscheinlichkeit des kleinsten Mittels zum größten Erfolg unter den gegenwärtig gegebenen Verhältnissen in der Förderung des Großbetriebs zu liegen. Das wird nur erreicht werden können, wenn es gelingt, den Arbeitermangel zu beseitigen. Dieser Arbeitermangel darf aber nur durch Verwendung der einheimischen Arbeitskräfte angestrebt werden. Mir ist wiederholt von deutschnationalen Großgrundbesitzern bestätigt worden, daß dieses Ziel erreicht werden kann und unter allen Umständen auch erreicht werden muß. Auch vor dem Kriege hat es schon große Hackfruchtwirtschaften gegeben, die ohne Wanderarbeiter ausgekommen sind. Erste Voraussetzung der Behebung des Arbeitermangels ist der beschleunigte Bau von ländlichen Arbeiterwohnungen. Auf diesem Gebiet erscheint mir bisher zu wenig getan worden zu sein. Die nächste Notwendigkeit

ist eine reiflose neuzeitliche Umgestaltung der ländlichen Arbeitsverhältnisse. Bis heute hat der Widerstand der ländlichen Arbeitgeber einen Ausgleich der Interessen und Gegensätze zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber verhindert. In den Kreisen der Arbeitgeber herrscht noch in großem Umfang der Geist des Herr-im-Hause-Standpunkts. Obwohl die seit der Revolution der Landarbeitern verliehene Verbindungsfreiheit keine wesentliche, früher ist oft von den Arbeitgebern befürchtete Störung der Ernte- und Bestellzeit gebracht hat, lehnen auch heute noch die meisten ländlichen Arbeitgeber ab, das Arbeitsverhältnis in der Landwirtschaft vorbehaltlos nach dem neuzeitlichen Arbeitsrecht zu regeln. Durch diese Abneigung der Arbeitgeber werden leider zum großen Schaden der Volkswirtschaft ganz unnötige Erschütterungen des Wirtschaftsfriedens hervorgerufen. Die Schaffung ausreichender Wohngelegenheit und die vorbehaltlose Anerkennung des neuzeitlichen Arbeitsrechts (tarifliche Regelung des Arbeitseinkommens, Schlichtungsverfahren, Mitwirkungsrecht beim Arbeitsvorgang) würde meines Erachtens den Mangel an ausreichenden Arbeitskräften vollständig beheben. Notwendig ist ferner, daß für die allgemeine Bildung und besonders für die Berufsbildung der ländlichen Bevölkerung erheblich größere Aufwendungen als bisher gemacht werden.

Die von Sozialliberalen und teilweise auch von Sozialdemokraten empfohlene Überführung des Großgrundbesitzes in eine genossenschaftliche Betriebsform (Produktivgenossenschaft) halte ich nicht für geeignet, die Landarbeiterfrage zu lösen oder die landwirtschaftliche Erzeugung zu fördern. Wenn man auch nicht die Erfahrungen des völligen Mißerfolges industrieller Produktivgenossenschaften ohne weiteres auf die ländlichen Verhältnisse übertragen darf, so scheinen mir doch die Voraussetzungen für eine unbedingt notwendige Genossenschaftsdisziplin in der Landwirtschaft noch ungünstiger zu liegen als in der Industrie. Die Gründe habe ich oben schon näher ausgeführt. Dem Großbetrieb die kapitalistischen Giftzähne auszubrechen, kann viel zweckmäßiger erreicht werden durch weitere Ausgestaltung des Arbeitsrechts als durch Schaffung künstlicher Wirtschaftsgebilde in Form der Produktivgenossenschaften. Dem Ziele des Sozialismus wird auch in der Landwirtschaft zunächst dadurch am besten gedient, daß die vorhandenen Betriebsformen rechtlich und sachlich so umgestaltet werden, daß nicht der einzelpersönlichen Willkür Tür und Tor geöffnet, sondern dem sozialen Bedürfnis Entfaltungsmöglichkeit gegeben wird. Jede neue Arbeitsverfassung und Betriebsform in der Landwirtschaft, die deren besonderen natürlichen Arbeitsbedingungen nicht angepaßt ist, wird gekünstelte Eigenschaft tragen. Bei Besprechung der allgemeinen Landwirtschaftsfragen wird es immer notwendig sein, die starken Unterschiede zwischen der Arbeitsform der Landwirtschaft und der Industrie sehr streng zu beachten.

Obwohl durch Zwang im Wirtschaftsleben und besonders in der Landwirtschaft nicht immer eine Förderung des beabsichtigten Erfolges bewirkt wird, halte ich es aber für unbedingt notwendig, daß durch unmittelbaren staatlichen Zwang die durch Erfahrung und Wissenschaft gewonnenen Verbesserungen der Arbeits-, Züchtungs-, Anbau- und Düngungsweise eingeführt werden. Das erscheint mir um so notwendiger, als die äußeren Anregungen durch Wettbewerb in der Landwirtschaft nicht so wirken wie in der Industrie. Es fehlt hier die unmittelbare Wirkung des Beispiels. Hinzu

kommt, daß das Versuchswesen nach Raum und Zeit einer viel größeren Ausdehnung bedarf als in der Industrie, und daß ferner in der Landwirtschaft infolge der großen Kosten nur relativ wenige private Versuchsstellen unterhalten werden. Der landwirtschaftlichen Kulturförderung kann meines Erachtens nur dann gedient werden, wenn es gelingt, die landwirtschaftliche Erzeugung in Einklang zu bringen mit den Forderungen der Volkswirtschaft. Dabei wird es notwendig sein, die »Freiheit« der Übung wirtschaftlich rückständiger Arbeitsmethoden durch staatlichen Zwang einzuschränken. So wie in der Industrie ein staatlicher Zwang zum Schutze der persönlichen Arbeitskraft durch die Sozialpolitik eingeführt worden ist, wird es auch notwendig sein, staatlichen Zwang nicht nur zum Schutze persönlicher, sondern auch sachlicher Arbeitswerte in der Landwirtschaft einzuführen; der staatliche Zwang hat in der Landwirtschaft schon seit langer Zeit gewirkt (Flurzwang, Grundstückszusammenlegung, Flurereinigung, Bewässerung, Entwässerung, Bodenverbesserung, Uferschutz, Wegeregulung usw.), durch diese Zwangsrechte soll in erster Linie die Störung des allgemeinen Fortschritts durch rückständige Wirtschaften verhindert werden. Auch in der Forstwirtschaft sind sehr weitgehende Zwangsvorschriften eingeführt worden. Am weitesten geht der staatliche Zwang in der Tierzucht (Seuchenbekämpfung und Kürzwang). Dieser Zwang muß notwendig auf weitere Gebiete ausgedehnt werden (Bodenverbesserung durch Anwendung erprobter Düngemittel, Steigerung der Bodenerzeugnisse durch Saatgutwahl, Schutz der Baum- und Pflanzenpflege durch verschärfte Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten usw.). Die jetzt schon staatlicherseits durch Belehrung und Anregung versuchte Förderung muß ergänzt werden durch zwingende Rechtsvorschriften.

Zur Überwachung der öffentlichen planmäßigen Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse wird es ferner notwendig sein, die inneren Bewegungskräfte in der Landwirtschaft durch eine landwirtschaftliche Statistik zu ermitteln. Auf diesem Gebiet hat die Landwirtschaft in der Schweiz Vorbildliches durch umfassende Buchführungseinrichtungen geschaffen. Es werden laufende statistische Berichte über Betriebsergebnisse und Betriebsverhältnisse herausgegeben, die ein vorzügliches Mittel zur wissenschaftlichen und praktischen Förderung landwirtschaftlicher Tätigkeit sind. Ein weiterer Zwang muß auf dem Gebiet der beruflichen Fortbildung ausgeübt werden (Landwirtschaftsschulen und Fortbildungsschulen). Die hierzu notwendige Ergänzung wird die Einrichtung landwirtschaftlicher Gewerbeinspektionen sein, deren Angestellte die Ausführung der staatlichen Zwangsanordnungen örtlich zu überwachen und durch Rat und Tat die Ausführung zu erleichtern haben. Sie würden als Wanderlehrer sehr segensreich wirken können. In Dänemark hat man in dieser Richtung sehr gute Erfahrungen gemacht. Die dänische Landwirtschaft hat ohne Schutz Zoll alle Wechselfälle des Weltmarkts erfolgreich zu überwinden vermocht.

Die Entscheidungen der Partei in der Agrarfrage müssen getragen sein von der Erkenntnis der besonderen Verhältnisse, unter denen die Landwirtschaft produziert, und zugleich müssen die durch den Krieg geschaffenen ungewöhnlichen Umstände berücksichtigt werden. Der jetzt vorliegende Entwurf des Parteiprogramms scheint mir noch sehr eingehender Durchbesprechungen zu bedürfen. Eine übereilte Entscheidung wäre bedenklich.

Ein prophetischer Ausblick Engels' vom Jahre 1887

Von Robert Horn

Als der letzte der in Deutschland regierenden Bundesfürsten, der König Wilhelm von Württemberg, am 30. November 1918 seine Krone niederlegte, war bis auf den allerletzten Buchstaben eine Prophezeiung in Erfüllung gegangen, die Friedrich Engels von London aus am 15. Dezember 1887 niedergeschrieben hat. Diese voll eingetrossene Voraussage findet sich in dem Werkchen, das sich mit dem vielgewandten parteigenössischen Schriftsteller Sigismund Borkheim und dessen Schrift »Zur Erinnerung für die deutschen Nordpatrioten 1806 bis 1807« befaßt. Jene »Erinnerung« ist einem Buche entnommen, das der Generalmajor und Direktor der königlichen Allgemeinen Kriegsschule Eduard v. Höpfner als »ein Beitrag zur Geschichte der preussischen Armee, nach den Quellen des Kriegsarchivs« bearbeitet hatte und das 1855 in zweiter Auflage erschien (die erste war 1850 herausgekommen). »Der Krieg von 1806 und 1807« lautete der Titel dieses mittlerweile vergessenen Buchwerkes eines Kenners und Kritikers preussischen Militärwesens.

Borkheim, den Friedrich Engels aus den Revolutionsjahren 1848/49 her kannte, wurde zur Abfassung der erwähnten »Erinnerung« durch das hochmütige Gebaren und den Siegerton veranlaßt, den nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 die Offizierskaste in Deutschland und mit ihr große Teile des Bürgertums anschlugen. Sie sollte diesen Herrschaften einen wohlangebrachten Dämpfer aufsetzen. Unter dem Sozialistengesetz sind dann die ursprünglich im »Volksstaat« gleich nach den siebziger Kriegsergebnissen abgedruckten Aufsätze noch einmal in einer Broschüre zusammengefaßt worden und als 24. Heftchen der Sozialdemokratischen Bibliothek in Hotttingen-Zürich 1888 zur Ausgabe gelangt. Dieses Heft, das sonst kaum noch zu haben sein wird, hat damals unser Vorkämpfer Friedrich Engels, der wie bekannt nebenbei eifrig militärische Studien trieb, eingeleitet. Aus dieser beachtenswerten Einleitung mögen zunächst einige Sätze hier folgen:

... Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie gebachten Ausdehnung und Heftigkeit. 8 bis 10 Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei Europa so kahl fressen wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnot, Seuchen, allgemeine, durch akute Not hervorgerufene Verwilderung der Heere wie der Volksmassen; rettungslose Verwirrung unseres künstlichen Betriebes in Handel, Industrie und Kredit; endlich im allgemeinen Bankrott, Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, daß die Kronen zu Duzenden über das Straßenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit, vorherzusehen, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird; nur ein Resultat absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schließlichen Sieges der Arbeiterklasse.

Über die Einleitung unseres Fr. Engels zu dem Borkheim-Höpfnerschen Werke enthält auch wertvolle Gedanken über die preussische Diplomatie und Regierungskunst. Engels knüpft an die Zeit nach den Schlachten von Jena und Querstädt im Oktober 1806 an, wo die »Treue« des preussischen Adels gegen das »angestammte Königshaus« der Hohenzollern sich besonders »bewährte«. Damals hatten die durchweg adligen Offiziere und Festungskom-

mandanten in dem Zeitraum von einigen wenigen Wochen die meisten der fast alle gut bewaffneten und mit Mundvorrat versehenen Festungen und befestigten Plätze den anrückenden Franzosen beinahe ohne Kanonenschuß oder Schwertstreich übergeben: Erfurt, Spandau (die Zitadelle von Berlin), Stettin (vor 800 feindlichen Reitern und zwei Geschützen!), Küstrin, Magdeburg, Hameln, Schweidnitz — um nur diese zu nennen.

Diese Sippschaft, ihre Denkweise, ihren Anhang schätzt Engels richtig ein. Er sagt wörtlich darüber:

Auch jetzt noch wird es nötig sein, immer wieder an jene Zeit der Überhebung und der Niederlagen, der königlichen Unfähigkeit, der diplomatischen, in ihrer eigenen Doppelzüngigkeit gefangenen preußischen Dummisclauheit, der sich in selbstem Verrat bewährenden Großmüdigkeit des Offizieradels, des allgemeinen Zusammenbruchs eines dem Volk entfremdeten, auf Lug und Trug begründeten Staatswesens zu erinnern. Der deutsche Spießbürger (wozu auch Adel und Fürsten gehören) ist womöglich noch aufgeblasener und chauvinistischer als damals; die diplomatische Aktion ist bedeutend frecher geworden, aber sie hat noch die alte Doppelzüngigkeit; der Offizieradel hat sich auf natürlichem wie künstlichem Wege hinreichend vermehrt, um so ziemlich wieder die alte Herrschaft in der Armee auszuüben, und der Staat entfremdet sich mehr und mehr den Interessen der großen Volksmassen, um sich in ein Konsortium von Agrariern, Börsenleuten und Großindustriellen zu verwandeln, zur Ausbeutung des Volkes. Allerdings, sollte es wieder zum Kriege kommen, so wird die preußisch-deutsche Armee, schon weil sie allen anderen Organisationsvorbild war, bedeutende Vorteile haben vor ihren Gegnern wie vor ihren Verbündeten. Aber nie wieder solche wie in den letzten zwei Kriegen.¹ Die Einheit des Oberbefehls zum Beispiel, wie sie damals, dank besonderen Glücksumständen, bestand, und der entsprechende unbedingte Gehorsam der Unterfeldherren werden schwerlich so wieder zu haben sein. Die geschäftliche Gevatterschaft, die jetzt zwischen dem agrarischen und militärischen Adel — bis in die kaiserliche Adjutantur hinein — und den Börsenjobbern herrscht, kann der Verpflegung der Armeen im Felde leicht verhängnisvoll werden. Deutschland wird Verbündete haben, aber Deutschland wird seine Verbündeten und diese werden Deutschland bei erster Gelegenheit im Stiche lassen.

Das Wettrüsten in Europa, das in Preußen-Deutschland nach den »glorreichen Siegesjahren« 1870/71 seinen Anfang nahm, die Diplomatie der Staatsmänner, von denen Engels im Dezember 1887 spricht — sie haben uns den Weltkrieg gebracht; und dieser entsetzliche Krieg hat zur völligen Niederlage des Deutschen Reiches geführt. Aber er hat zugleich auch das alte System in Stücke geschlagen. Hoffen wir, daß auch die folgenden Schlusssätze Friedrich Engels' zur Tassache werden und hierbei ebenfalls der klare, in die Zukunft gerichtete Blick unseres Meisters als richtig sich herausstellt:

Das ist die Aussicht, wenn das auf die Spitze getriebene System der gegenseitigen Überbietung in Kriegsrüstungen endlich seine unvermeidlichen Früchte trägt. Das ist es, meine Herren Fürsten und Staatsmänner, wohn Sie in Ihrer Weisheit das alte Europa gebracht haben. Und wenn Ihnen nichts anderes mehr übrigbleibt, als den letzten großen Kriegstanz zu beginnen — uns kann es recht sein. Der Krieg mag uns vielleicht momentan in den Hintergrund drängen, mag uns manche schon eroberte Position entreißen. Aber wenn Sie die Mächte entfesselt haben, die Sie dann nicht wieder werden bändigen können, so mag es gehen, wie es will: am Schluß der Tragödie sind Sie ruiniert und ist der Sieg des Proletariats entweder schon errungen oder doch unvermeidlich.

¹ 1866 und 1870/71.

Soziologische Pädagogik

Von Johannes Schult (Hamburg)

Die pädagogische Vorbildung unserer Lehrerschaft läßt vieles, um nicht zu sagen alles zu wünschen übrig. Die mehr als 150 000 Volksschullehrer und -lehrerinnen bezogen ihre Kenntnis der Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens aus Lehrbüchern, die wohl zur schlimmsten Schundliteratur gerechnet werden müssen. Selbstverständlich trafen diese Bücher, von geschäftstüchtigen Emporkömmlingen ohne wissenschaftlichen Geist geschrieben, von Byzantinismus und Chauvinismus und strohen von Geschichtslegenden. Ihre Absicht war die Heranbildung eines gesinnungstüchtigen Lehrstandes, der dem Unteroffizierkorps des Wehrstandes entsprach. Hartnäckig wurde dem Nachwuchs die Existenz pädagogischer Bücher verschwiegen, die nicht den preußisch-protestantischen oder den partikularistisch-katholischen Geist atmeten. Die Zahl solcher Bücher ist denn ja auch immer nur gering geblieben, und eine Geschichte der Pädagogik, die wissenschaftlichen Ansprüchen einigermaßen genügte, gibt es bis heute nicht.

Da ist denn ein neues Buch erfreulich, das Siegfried Kauerer unter dem Namen »Soziologische Pädagogik« hat erscheinen lassen (Leipzig 1921, bei Quelle & Meyer). Der Verfasser ist eines der rührigsten Mitglieder des Bundes entschiedener Schulreformer. Seine zahlreichen Aufsätze und Vorträge, die er seit der Revolution geschaffen hat, hat er inhaltlich in diesem Buche verarbeitet, ebenso die Veröffentlichungen des Bundes entschiedener Schulreformer.

Kauerer hat die Absicht, die Erziehung darzustellen, die der neuen, der werdenden Gesellschaft entspricht. Er untersucht darum zunächst die soziologischen Grundlagen der Erziehung, stellt dann die alte und die neue Ideologie einander gegenüber und versucht endlich, den Unterricht im Geiste der neuen Ideologie darzustellen. Der ganze Versuch ist höchst beachtenswert.

In der Einleitung »Gesellschaft und Erziehung« gibt der Verfasser einen fesselnden Überblick über die natürlichen, die wirtschaftlichen und geistigen Bestimmungskräfte des Gesellschaftslebens, wovon das Erziehungswesen nur ein Teil ist. Besonders eingehend ist die ererbte Ideologie und ihre Wirkung auf Schule und Erziehung behandelt. Diese wenigen hingeworfenen Gedanken sollten einmal zu einer tiefschürfenden Studie werden, damit den Ideologen recht deutlich zu Gemüt geführt werden kann, wie sehr sie als Verfechter von allerlei Ideen trotz behaupteter geistiger Unabhängigkeit nur Träger einer abgestandenen und überständigen Tradition sind, deren Wurzeln in Vorgängen und Zuständen vergangener Zeiten liegen, deren Lebensberechtigung aber längst erloschen ist. Man denke an die Herrschaft der toten Sprachen auf höheren Schulen, an den einseitigen Intellektualismus im Schulwesen überhaupt, an die eigenartige Schulzucht, die aus der Zeit des Pietismus stammt, an den Religionsunterricht usw.

Die deutsche Lehrerschaft müßte einmal eine große Aufräumarbeit leisten, zunächst in ihrem geistigen Inventar, dann in ihrer Schul- und Erziehungsarbeit. Das Schulgebäude, seine innere Einrichtung, die Lehr- und Lernmittel, die Schulordnung, die Schulzucht, die Schulaufsicht, der Lehrplan, der Stundenplan, die Lehrmethode, die Unterrichtsziele, die Stoffauswahl, die Lehrerausbildung und hundert andere Dinge würden da in eine ganz neuartige Beleuchtung gerückt werden. Kauerer hat damit in seiner Einleitung schon einen ganz beachtlichen Anfang gemacht.

Aber das Thema »Gesellschaft und Erziehung« ist damit nur angerührt, bei weitem nicht gelöst, was der Verfasser auf seinen 12 Seiten natürlich weder konnte noch beabsichtigte. Indem er sich zum historischen Materialismus bekennt, ist es ihm möglich geworden, mancherlei als selbstverständlich hingenommene Erscheinungen unseres Schul- und Erziehungswesens als Bruchstücke einer einstmals aus den gesellschaftlichen Notwendigkeiten erwachsenen Ideologie zu erkennen, für die heute

die gesellschaftliche und wirtschaftliche Grundlage fehlt. Eine unheimliche Menge von Fragen taucht dabei auf: Warum trennen wir in der Schule die Geschlechter? Warum legen wir auf Lesen und Schreiben solchen Wert? Warum hört die allgemeine Schulpflicht mit dem 14. Lebensjahr auf? Warum lassen wir die Kinder Prüfungen machen? Warum müssen die Kinder in der Schule stillstehen? Warum üben sie im Turnunterricht Wendungen und Marschieren nach Zählen? Warum wird Schönschreiben nach Zählen geübt? Wer diesen und hundert anderen Fragen auf den Grund geht, wird mit Erstaunen sehen, wie unser Schul- und Erziehungswesen eine zusammengewürfelte Masse von Erscheinungen ist, die aus den verschiedensten Jahrhunderten, aus den verschiedensten Stufen unseres wirtschaftlichen, politischen und geistigen Entwicklungsvorganges stammen, den gegenwärtigen Verhältnissen nicht entsprechen und am wenigsten einer werdenden Zukunft adäquat sind. Dies zu zeigen, hat sich Kawerau im ersten Teil seiner Schrift vorgenommen.

Hier heilt er den »Hintergrund der heute üblichen Erziehung« auf, indem er sie nicht — wie die besten bisherigen Lehr- und Geschichtsbücher der Pädagogik — mit der rationalistischen, sondern mit der soziologischen Methode behandelt. Alle bisherigen Pädagogen haben nach der absolut richtigen Erziehung gesucht. Auch die stürmischen Schulrevolutionäre der Gegenwart meinen, vielleicht mit der Parole »Vom Kinde aus!« die allzeit gültige Erziehung finden zu können. Von solchem Standpunkt hält sich Kawerau fern. Er sagt ganz richtig, zu jeder Gesellschaft gehört eine bestimmte Erziehung. Ist also die heutige Erziehung und Schule von der heutigen Gesellschaft bestimmt, so wird eine neue Gesellschaft auch eine neue Erziehung, ihr entsprechend, formen müssen. Erziehung, im ganzen Umfang des Begriffs, ist also nie etwas Absolutes, sondern von der Struktur der Gesellschaft bedingt. Man sollte nie vergessen, daß der Erziehungs- und Unterrichtsinhalt ein Stück Ideologie ist, ebenso von den materiellen Grundlagen des Lebens abhängig wie die Gesellschaft selbst und wie ihre Ideologie überhaupt.

Es ist äußerst anregend, Kawerau in der Kritik der gut bürgerlichen Familien- und Schulerziehung zu folgen. Er zeigt deutlich auf, wie die Zerrissenheit unseres gesellschaftlichen Lebens dort ihre Widerspiegelung hat. Leider fehlt eine Untersuchung über die Erziehung des größten Teiles der bäuerlichen Bevölkerung. Ebenso ist die heutige Erziehung der Arbeiterkinder durch Familie, Straße, Umgang und Beruf nur knapp angedeutet. Hier liegen noch weite Felder brach. Interessant aber ist der in immer neuen Abwandlungen erbrachte Hinweis auf Ideologismen — überständige, dem Wesen der gegenwärtigen Gesellschaft nicht mehr entsprechende Teile einer früher gültigen Ideologie. Ebenso interessant ist sodann die Anwendung der soziologischen Lehren Müller-Lyers, wodurch manche interessante neue Aufschlüsse gegeben werden. Ich bin zwar gegen Müller-Lyers Theorien ein wenig Skeptiker, da er mir dazu zu neigen scheint, das Eigenleben und die Kraft verschiedener Ideologie zu überschätzen, mir auch das bunte Gesamtleben der Gesellschaft ein wenig reichlich schematisch aus einem Punkte her — von der Form der Familie aus — zu erklären sucht. Schon Morgan und seine Vorgänger, nach ihm auch Engels, haben meines Erachtens darin zu viel gesehen. Da aber das Erziehungswesen unmittelbar von der Familie, erst mittelbar vom Wirtschaftsleben abhängt, kann die Benutzung der Soziologie Müller-Lyers in den Untersuchungen Kaweraus keinen eigentlichen Schaden anrichten. Der daraus entspringende Nutzen ist im Gegenteil außerordentlich.

Besonders die von Müller-Lyer und vor ihm schon von zahlreichen anderen — ich erinnere an Fourier — aufgestellte und mannigfach begründete Behauptung, die Höhe der gesellschaftlichen Entwicklung sei an der Stellung der Frau zu erkennen, wendet Kawerau sehr erfolgreich an. Indem er die heutige Mädchen-erziehung kritisch betrachtet, hält er eine volle Entfaltung der eigentlichen Weiblichkeit erst in einer sozialistischen Gesellschaft für möglich. Leider vermiße ich hier den Versuch, die heutige gesellschaftliche Stellung der Frau in ihrem Einfluß auf

die Erziehung ihrer Kinder zu schildern, eine Untersuchung, die angesichts des Anteils der Frau an der Erziehung des Nachwuchses sehr fruchtbringend werden könnte. Darin stimme ich Kawerau rückhaltlos zu, daß gegen die Tradition, die bisher die Erziehung beherrschte, die bedeutsamste Reaktion — oder Revolution, wie man will — die Jugendbewegung ist. Noch mehr kann ich ihm darin zustimmen, daß das Entscheidende an dieser Jugendbewegung die langsam — für den Beobachter schon bemerkbar — aufkeimende Mädchenbewegung sein wird, die ich als eine an eigenem Wesen und Wollen erwachsende Haltung der Mädchen innerhalb der Jugendbewegung ansehe.

Leider fehlt in dem Abschnitt über die Struktur der heutigen Jugend wieder die ländliche ebenso wie die Arbeiterjugend. Besonders für die letztere ist die Problemstellung durch das frühzeitige Erwerbsleben, durch das häufige Fehlen bei jeder häuslichen Erziehung und die — glückliche? — Traditionslosigkeit ganz anders als bei der bürgerlichen Jugend. Und wenn sich der Verfasser für seine Ableitungen auch mit Recht auf die bedeutendsten sozialistischen Autoren beruft, so darf man doch wohl leise Zweifel hegen, ob das biogenetische Gesetz tatsächlich solche Bedeutung hat, wie Kawerau annimmt. Ist es schon nur unter gewissen Vertiefungen auf die körperliche Entwicklung des Menschen anwendbar, so habe ich doch starke Bedenken, auch in der geistigen und sittlichen Entwicklung des Menschen eine Kette von Bestimmungen dieser genialen Vermutung zu sehen. Wenn nun gar die mystischen, etwas an Okkultismus erinnernden Vermutungen des Berliner Arztes Walter Fliess — wonach die weibliche Periode von 28 Tagen und eine mystische männliche von 23 Tagen im Leben der von einem Menschenpaar gezeugten Kinder vererblich oder sympathetisch eine Rolle spielen sollen — von Kawerau in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen werden, so muß ich erklären, daß mir damit die Grenzen der Wissenschaft überschritten zu sein scheinen. Meinerseits möchte ich die Jugend auch nicht künstlich unter das biogenetische Grundgesetz stellen, also sie im abgekürzten Verfahren die ganze Entwicklung der menschlichen Gesellschaft — welche ist das? — noch einmal durchmachen lassen. Ich stimme vielmehr Kaweraus Idee zu, daß Schule, einschließlich Hochschule, und Jugendbewegung einmal gleichbedeutend werden müssen.

Der Verfasser untersucht nun »die neue Erziehung aus der Struktur der werdenden Gesellschaft«. Da wir von der letzteren noch sehr wenig wissen, ist diese Schilderung natürlich nur mit aller Vorsicht vorgenommen. Er nimmt an, daß in dieser Erziehung die Arbeit — körperliche und geistige — im Mittelpunkt stehen werde. Die Schule als Arbeitsschule sei der Kulturmittelpunkt des ganzen Bezirks. Sie muß damit auch soziale Aufgaben übernehmen, ebenso wie sie die Hauptzweige der Volkswirtschaft betreiben muß. Entsprechend der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung muß auch sie eine Gemeinschaft sein, die das natürliche Wachstum des einzelnen sich entfalten läßt. Die Einzelheiten des Planes sind aus den Veröffentlichungen des Bundes entschiedener Schulreformer bekannt. Ob sie den rechten Weg zeigen, ist fraglich. All diese Dinge sind zu sehr im Fluß, und ich meine, daß der im wesentlichen auf Paul Westrich zurückgehende Plan, so sehr er Kawerau überall in der Luft zu liegen scheint, bald — wenn nicht schon heute — veraltet ist.

Will man eine Erziehung aus der neuen »soziologischen Struktur«, so muß man die letztere genauer kennen. Wo ist da die Arbeiterbewegung, wo das Genossenschaftswesen, wo das planvoll organisierte Wirtschaftsleben überhaupt? Wo die neue Wohnweise, wo die Berücksichtigung des Unterschieds zwischen gesellschaftlich notwendiger und freiwillig-persönlicher Betätigung, zwischen dem Dienst an der Gesellschaft und dem Dienst an den Nächsten? Oder wollte Kawerau nur die Erziehung der Übergangszeit zur werdenden Gesellschaft zeigen?

Im mittleren Teil seines Buches untersucht er die Ideologie der alten und der neuen Gesellschaft. Das bisher Gesagte gilt auch für diesen Teil. Religion, Kirche,

Staat, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft werden mit den Augen Müller-Lyers betrachtet, wobei hochinteressante Feststellungen erfolgen. Wer die bisherige Ideologie bekämpft, wie es die Sozialisten tun, sollte gerade diesen Abschnitt lesen. Besonders ist er den Intellektuellen zu empfehlen, die ihr Wesen hier im Spiegel sehen können. Solch eine Gesamtdarstellung hat uns bisher gefehlt. Mit dem Maßstab des historischen Materialismus ist bisher kein Forscher an dies Gebiet herangekreten, von Engels' »Anti-Dühring« abgesehen. Kawerau hat es verstanden, die feinen Zusammenhänge zwischen der Gesellschaft und den einzelnen Zweigen ihrer Ideologie aufzudecken, so daß man oft erstaunt ist über die Fruchtbarkeit dieser Betrachtungen. Dieser Teil des Buches verdiente, Ausgangspunkt für eine systematische Kritik des heutigen geistigen Bestandes der »Kulturoffizier« zu werden.

Im letzten Teile wendet sich der Verfasser der »Ausprägung der Ideologie im Unterricht« zu. Hier ist der Vorzug wie im zweiten Teile die scharfe Gegenüberstellung der alten und der neuen Ideologie, wobei besonders auf die bisherige scharfe Schlaglichter fallen, die eine oft überraschende Klarheit geben. Natürlich ist damit eine polemisierende, den Leser sehr fesselnde Darstellungsweise gegeben, die allerdings den Nachteil hat, daß sie das tiefere Eindringen in den Gegenstand nicht immer zuläßt. So hat das ganze Buch einen stark agitatorischen Charakter. Meine größten Bedenken sind aber darin begründet, daß ich von der neuen Ideologie — muß heißen: der sozialistischen Ideologie — eigentlich noch zu wenig weiß, als daß ich schon von ihrer Ausprägung im Unterricht reden möchte. Ist es nicht schon eine Vermessenheit — Kawerau möge es mir verzeihen —, noch mit dem Begriff des Unterrichts zu operieren, wo es sich um eine neue Ideologie handelt? Ist für eine sozialistische Erziehung der Begriff des Unterrichts noch zulässig? Ist er dort nur Kompromiß? Die Behandlung des Unterrichts in Religion, Geschichte, Moral und Lebenskunde, dazu der Entfaltung von Kunst und Wissenschaft fällt den dritten Teil. Das scheint mir ebensowenig das Thema zu erschöpfen, wie die gemachten Ausführungen die Unterthemen auch nur annähernd erschöpfend behandeln. Ich habe überall das Gefühl, als habe Kawerau nur die Absicht, der bestehenden Schule durch Aufspaltung einer sozialistischen Ideologie neues Leben zu verleihen. Das ist, scheint mir, denn doch reichlich bescheiden. Steht schon der Verfasser auf dem Standpunkt, daß die wirtschaftliche Struktur der Gesellschaft ihre Ideologie ergibt, so hätte von der werdenden neuen Wirtschaft mehr gesagt werden müssen, um ihre Kraft zur Bildung einer Ideologie zu untersuchen und der Art dieser Ideologie vorführend nachzuspüren. Kawerau scheint der Meinung zu sein, die neue Ideologie stehe schon fest und könne sich schon im Unterricht auswirken. Ich stehe dieser Auffassung scharf gegenüber, bin vielmehr überzeugt, daß wir zunächst die neue Wirtschaft und das neue gesellige Leben der Menschen kennen müßten, um daraus — für uns wäre das auch bei vollster Kenntnis der neuen Regelung des materiellen Lebens schwer — auf die neue Ideologie zu schließen. Hat Kawerau einmal daran gedacht, welche ungeheure Wirkung auf die Ideologie das Betriebsrätegesetz haben wird? Haben muß? In einigen Jahrzehnten? Wie möglicherweise Familie und Haushalt sich weiter umgestalten und die Ideologie mit ihnen?

Weil ich hier nicht mehr von Schulreform reden kann, vielmehr von einer Revolution des ganzen Erziehungswesens, ist mir dieser Teil des Buches — wesentlich eine Zusammenfassung der Arbeiten des Bundes entschiedener Schulreformer — zu schwach. Ebenso wenig befriedigt mich das Schlusswort, das mit seinen philosophischen Bemerkungen über Persönlichkeit, Geschlecht, Gemeinschaft, Idealismus und Materialismus schon wegen seiner wenigen Seiten nicht einmal die wichtigen Fragen auch nur aufrollen kann, ganz abgesehen wieder von der fehlenden Herausarbeitung dieser Erscheinungen aus der materiellen Grundlage.

Trotz alledem muß das Werk als ein prächtiger Beitrag zur Betrachtung der Pädagogik vom wissenschaftlichen Standpunkt aufs wärmste empfohlen werden. Meine Kritik will absichtlich einen ganz hohen Maßstab anlegen, weil mir das

Werk so wertvoll erscheint, daß es sich lohnt, schärfste mitarbeitende Kritik zu üben. Ebenso sehr hat mich dazu der Umstand bewogen, daß das von Kawerau behandelte Gebiet trotz seiner ungeheuren Bedeutung bis heute sträflich vernachlässigt worden ist. Wenn sich jetzt ein ganzes Geschlecht von Pädagogen der Aufhellung dieser Finsternis widmen wollte — es wäre dringend nötig —, dann sollten sich alle des Buches von Kawerau bedienen, das ihnen ein prächtiger Führer in die Problematik des Gebiets sein wird. Dem Verfasser wünsche ich, daß er in eifriger Weiterarbeit uns bald neue Auflagen schenkt, die von starkem und freudigem Emporwachsen Zeugnis ablegen mögen.

Literarische Rundschau

Landsknechtkunst. (Niklaus Manuel, Urs Graf, Hans Holbein, Tobias Stimmer und andere.) Herausgegeben von Dr. Albert Baur. Mit 36 Abbildungen.

Schöne alte Schweiz. Gestochen von Merian. Herausgegeben von Dr. Albert Baur. Mit 46 Abbildungen.

Der Anti-Philister. Maler Distels Kalender. Herausgegeben von Dr. Jules Conlin. Mit 60 Abbildungen.

Schweizerische Graphik seit Hodler. Herausgegeben von Dr. Albert Baur. Mit 35 Abbildungen.

Sämtlich im Rheinverlag, Leipzig und Basel, erschienen. Preis bunt kartoniert 12 Mark.

Schweizerische Zeichenkunst sind diese vier Bändchen gewidmet, von denen uns die drei erstgenannten einige alte Graphiker, das letztgenannte die modernen zeichnende Jugend »seit Hodler« vorführen. In die körperkraftstrogende Zeit des absoluten Faustrechts versetzt die Landsknechtkunst eines Niklaus Manuel oder Urs Graf und anderer. Sechszunddreißig ihrer Blätter mit Typen aus dem Troß der Söldner: dem verwegenen Kriegsmann, der sinnelustsprühenden Lagerdirne oder mit Darstellungen bürgerlicher Spießer spiegeln das Charakteristische dieser Kunst wider.

In die gleiche Zeit des Dreißigjährigen Krieges führen die Kupferstiche des Matthäus Merian ein, von denen eine übersichtliche Sammlung in dem Band »Schöne alte Schweiz« vorliegt. Sie behandeln die gleiche Zeitspanne, in der die Landsknechtkunst entstand, betrachten diese Zeit jedoch von einem friedlicheren Gesichtspunkt aus. Die Schweiz erschien ja inmitten des alle Kultur zertretenden Dreißigjährigen Krieges als friedliches Eiland. In ihre Landschaften und ihre von der Barockkunst noch nicht berührten Städtebilder führen uns die in köstlicher Feinheit durchgestellerten Kupferstiche Merians.

Als erfreulichste Ausgrabung alter Graphik erscheint mir der Kalender des Martin Distel, der in die bewegte Zeit des Vormärz zurückführt. Distel, der Freund Herweghs und des jungen Gottfried Keller, war nicht nur ein karikaturistisches Genie, vor dessen heißendem Spott weder Bürgerzopf, noch Mönchskutte, noch Junkerhochmut sicher waren, sondern auch ein echt volkstümlicher Künstler voll behaglichem Humor — ein Festhalter unfreiwilliger Situationskomik. Von tiefer Vaterlandstreue und glühender Freiheitsliebe erfüllt, ein echter Schweizer, ließ er auch seinen Stift dem deutschen Freiheitskampf der vierziger Jahre. Ein satirisches Büchlein vom deutschen Michel wurde durch ihn mit prachtvollen Spottzeichnungen versehen. Sein Lebenswerk aber war die Herausgabe des »Schweizerischen Bilderkalenders«, der in seiner Jahresauflage von etwa 30 000 Stück das volkstümlichste, bedeutendste Kalenderwerk demokratischer Tendenz aller Zeiten ist. »Es handelt sich um einen Ehrenpunkt, um die Frage: ob die Kunst nur an Fürstenthöfen begünstigt und nicht auch auf republikanischem Boden gepflegt werden könne«, heißt es aus der Feder des literarischen Leiters dieses Kalenders, Dr. Peter

Felber, in der ersten Anzeige vor seinem Erscheinen. Distelis Stiff gab dem Volk in scharf herausgearbeiteten, vielfach bis in die kleinste Nebensächlichkeit charakteristisch ausgeführten Zeichnungen geschichtliche Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart und veranschaulichte ihm damit die politischen Schliche religiöser und jankerlicher Dunkelmänner aller Art.

Dr. Jules Coulin hat das Verdienst, gerade jetzt zur rechten Zeit, da die junge deutsche Republik ihren Existenzkampf gegen allerhand politische Dunkelmänner führt, die Zeichnungen Distelis, die die Geschichte des schweizerischen Kampfes um die demokratische Freiheit illustrieren und manchen Hinweis auf die Gegenwart bieten, zu neuer Volksfrömmlichkeit erweckt zu haben. Geschickt hat er das »Werbende«, das nicht nur an die schweizerische Scholle Gebundene zusammengefaßt und mit erläuterndem Text unter dem Titel »Der Anti-Philister« allen Freunden satirischer Kunst als wertvolle Gabe dargebracht.

Eine knappe, gute Einführung in das Wesen der modernen graphischen Kunst unter besonderer Berücksichtigung der auf Schweizer Boden geborenen, aber in ihrer Kunst über den geographisch begrenzten Lebensraum hinausragenden Künstler bietet das Vorwort Albert Baur's sowie die biographischen Notizen zu den achtundzwanzig mit charakteristischen Proben ihrer Zeichenkunst vertretenen Graphikern in dem Buche »Schweizer Graphik seit Hodler«.

Alle vier Bändchen sind hoch- und reproduktionsstechnisch vom Rheinverlag vorzüglich ausgestattet, und der Preis von 12 Mark für das 60 bis 80 Seiten starke, steif kartonierte Buch mit seinen zahlreichen Illustrationen ist als niedrig zu bezeichnen.

Marla Schipmann

Ure Waerland, Die Diktatur des Proletariats. Aus dem Schwedischen übersezt von Frh Arnheim. Gotha 1921, Verlag von F. A. Perthes. Preis 12 Mark.

Der Titel des Buches deckt nicht dessen Inhalt. Das Buch ist eine Darstellung des russischen Bolschewismus wie des Russentums überhaupt, es sucht den Nachweis zu erbringen, daß der Bolschewismus ein rein russisches Gewächs ist, das dem russischen Volkscharakter und den sozialen und kulturellen Mißständen Rußlands seine Entstehung verdankt und deshalb in Westeuropa niemals bodenständig werden kann, weil hierzu alle psychologischen Vorbedingungen fehlen. Diese selbe Auffassung wird übrigens von allen Kennern des Bolschewismus vertreten.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, ein schwedischer Soziologe, der über eine gründliche Kenntnis des russischen Volkes, der russischen Geschichte und der russischen Literatur verfügt, schildert eingehend die verschiedenen Quellen, aus denen der Bolschewismus entsprungen ist: die Absperrung Rußlands von der westeuropäischen Gefühls- und Gedankenwelt, das Fehlen eines Bürgerstandes, den Einfluß der orthodoxen Kirche und der Geistlichkeit, das Verhalten der abligen Grundbesitzer gegen die Bauern, den Druck des Zarentums auf die Geister und Seelen, die russische Dorfgemeinde, den verlorenen Krieg usw.

Der proletarische Diktator Lenin ist nach Waerland der einzige Führer echt-russischer Herkunft, allerdings mit tatarischem Einschlag, während die Unterführer fast ausschließlich Halb- oder Ganzjuden sind. Er ist ein Theoretiker und Dogmatiker, der in seiner Person einen unerschütterlichen Glauben an sein System und eine vollständige Verachtung der menschlichen Individualität vereinigt. Er ist ein Mann der Schlagworte, die er in die Massen wirft, er ist auch ein Mann der Tat, der über Leichen geht, er bekämpft seine Gegner nicht nur mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit, er verachtet sie auch im tiefsten Herzen als Dummköpfe und Verräter. Mit eiserner Hand unterdrückt er alle Widerstände, beseitigt alle Rechte und Freiheiten, die seinem System im Wege stehen, und so hat er es verstanden, die alte russische Knete, die das Zarentum schwang, in neuer bolschewistischer Verbrämung wieder zum Prinzip der Volksbeherrschung zu machen. Sein Grundsatz ist die willenlose Unterordnung der Massen unter die Herrschaft der wenigen »Ak-

tiven«, also die Diktatur einer kleinen Elite, und die Disziplin im Wirtschaftsleben. Die Folge dieses Systems muß notwendigerweise der Zusammenbruch des russischen Volkes sein, das nicht zur Freiheit, Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit erzogen worden ist. Lenin scheint übrigens die Ohnmacht des Bolschewismus zu empfinden, denn er sieht sich genötigt, den Kapitalismus wieder ins Land hineinzurufen und ihm weitestgehende Zugeständnisse zu machen.

Das Buch Waerlands, dessen deutsche Übersetzung gut und lesbar ist, liefert einen wertvollen Beitrag zum Problem des Bolschewismus. Es ist allen jenen zu empfehlen, die sich mit diesem Problem beschäftigen. Franz Laufköter

Einführung in das Studium der Prostitutionsfrage. Herausgegeben von Anna Pappriß. Leipzig 1919, Verlag J. A. Barth. 295 Seiten. Preis gebettet 17 Mark.

Ein wichtiges Buch. Zwar ist das Prostitutionsproblem schon oft Gegenstand ausführlicher Abhandlungen gewesen, aber worauf es hauptsächlich ankommt, an einer das Ganze umfassenden Darstellung fehlte es. Insofern gebührt vorliegendem Buche höchste Anerkennung. Zudem haben sich die Verfasser bestrebt, alle mit der Prostitution zusammenhängenden Fragen anschaulich darzustellen.

Als erster tritt Dr. W. Hanauer mit einem Beitrag historischer Natur auf den Plan. Ihm folgen Dr. Ernst Dalbanco und Annie Blumenfeld mit einem Überblick über »Das moderne Prostitutionswesen«. Außer einer übersichtlich gut angeordneten Einteilung finden wir Angaben mehrerer Städte über ihr Bordellwesen. Über »Die gesetzlichen Bestimmungen« referiert unter Vortragung wichtiger Stoffes Dr. Alig Westerkamp und Dr. Marie Kaufmann-Wolf. Letztere spezialisiert über »Die Reglementierung der Prostitution« und in einem zweiten sehr beachtenswerten Abschnitt über »Die angeborene Syphilis«. Dr. Leo v. Jumbusch rollt die aus dem Prostitutionsverkehr entstehenden gesundheitlichen Gefahren auf, Katharina Scheren bespricht »Die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der Prostitution«. Von besonderem Interesse ist eine Mitteilung der Verfasserin bezüglich einer an 50 Polizeidirektoren und Polizeipflegerinnen gerichteten Umfrage. Sie verlangte Auskunft, ob das während des Krieges hochgesteigerte Angebot gutgelohnter Frauenarbeit auf die Kreise der Prostituierten eingewirkt habe. Die von 21 Städten eingelaufenen Antworten lauten fast durchweg auf »Abgänge infolge glänzender Lohnverhältnisse«. Die nächsten drei Abschnitte: 1. »Die Verwahrlosung der weiblichen Jugend« von Klara Thorbeck, 2. »Zur Frage der unehelichen Mütter und Kinder« von Adele Schreiber und 3. »Frauensfürsorge bei der Polizei« von Irmgard Jäger enthalten wertvolles Material. In kurzen Zügen gibt dann A. Pappriß eine vorbildliche Darstellung unter Beifügung von allerlei Sätzen und Eingaben an die gesetzgebenden Körperschaften über Wesen und Werden der abolitionistischen Bewegung. Daß sie sich vornehmer Objektivität befleißigt hat, werden auch die eifrigsten Befürworter der Reglementierung zugeben müssen. Es folgt A. Blaschko mit einem Beitrag: »Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten«. Über Entstehung, Entwicklung, Ausdehnung und Tätigkeit der Gesellschaft sowie über ihre Resultate wird anschaulich berichtet. Gegen den im letzten Abschnitt von Dr. J. Büsching in »Der deutsche Arztbund für Sexualethik« angekündigten »Generalstreik der deutschen Jugend und Männerwelt gegenüber der Prostitution« wird man hoffentlich höheren Ortes nichts einzuwenden haben. Man wird die Ausführungen Büschings mit Interesse lesen, doch kann man sich einer gewissen Ubelkeit nicht erwehren, wenn man immer wieder auf Ausdrücke wie »Se. Majestät der Kaiser« und »Se. Majestät der König« stößt. Mit einem Nachwort von Anna Pappriß und einer ausführlichen Literaturangabe schließt das überaus wichtige Buch.

E. W. Neumann

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Der revidierte Programmentwurf. Von H. Cunow.

Das Parteiprogramm der Neuorientierung. Von Richard Woldt.

Dante und Dantes Zeit. Zum Gedächtnis von Dantes 600. Todestag am 14. September 1921. Von Dr. Viktor Engelhardt (Berlin-Friedenau).

Ziele und Wege der Hochschulreform. Von Dr. Otto Bournot (Röslin).

Literargeschichtliche Schriften. Von J. Kliche.

Literarische Rundschau: Von Weimar bis Bielefeld.
Ein Jahr Arbeiterjugendbewegung. ♦ Johannes Schult,
Das Jugendproblem in der Gegenwart. ♦ Felix Weil,
Sozialisierung.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. S. W. Dies Nachf. G.m.b.H.

Bezugsbedingungen

Die Neue Zeit erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Verbandspreise. Einbanddecken für Halbjahresbände in Halbleinen M. 6.—

★

Alle für die Redaktion der Neuen Zeit bestimmten Zusendungen sind an die persönliche Adresse von Heinrich Cunow, Berlin-Friedenau, Albestraße 15, zu richten.

Alle Zusendungen an die Expedition sind an den Verlag der Neuen Zeit, Stuttgart, Furtbachstraße 12, zu richten.

Verlag von J. H. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

Soeben ist erschienen:

Die Religion und der Sozialismus.

Von Edmund Scheuer. Preis 2,50 Mark. ♦ Inhalt: Die Stellung zum Kriege, zur Sklaverei, zur Kultur, zur Moral ♦ Der Antisemitismus ♦ Die Stellung zur Frau ♦ Das Wirtschaftsleben ♦ Die Stellung zum Staate.

Wir empfehlen folgende Neuerscheinungen:

Wie eine Revolution zugrunde ging.

Eine Schilderung und eine Nutzenanwendung von Eduard Bernstein. Preis kartoniert 6 Mark.

Rasse und Judentum.

Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Preis 8 Mark.

Gewerkschaftliche Probleme.

Beiträge zu den neuen Aufgaben der Gewerkschaften von Karl Zwing. Preis 5 Mark.

Ein Lebensbild Ferdinand Lassalles.

Der Jugend erzählt von Dr. Willy Cohn, Breslau. Preis kartoniert 5 Mark.

Die Französische Revolution 1789 bis 1804.

Von W. Bos. 41. bis 42. Tausend. Preis gebunden 30 Mark.

Großer Deutscher Bauernkrieg.

Von Dr. W. Zimmermann. Preis gebunden 40 Mark.

Preise freibleibend

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 24

Ausgegeben am 9. September 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der revidierte Programmentwurf

Von Heinrich Cunow

Während ein Teil unserer Parteipresse noch gegen den am 17. Juli veröffentlichten Entwurf eines neuen Parteiprogramms polemisierte und in einzelnen Parteiversammlungen energische Ablehnungsresolutionen gefaßt wurden, hat am 23. August die Gesamtprogrammkommission diesen Entwurf einer umfassenden Revision unterzogen und am 25. August im »Vorwärts« einen neuen revidierten Programmentext veröffentlicht, dessen Fassung gegenüber dem ersten Entwurf bedeutsame Änderungen aufweist.

Wie ich schon in Nr. 19 der Neuen Zeit erklärt habe, hatte der am 17. Juli veröffentlichte Entwurf noch gar nicht die Fassung, in der er dem Öörlitzer Parteitag vorgelegt werden sollte. Er war nichts anderes als ein unfertiger Rohentwurf, der die in den einzelnen Unterausschüssen der Programmkommission ausgearbeiteten Programmsätze und -forderungen einfach aneinanderreihete, ohne daß zuvor eine sorgfältige Vergleichung und Ausgleicheung der einzelnen Programmteile sowie eine allgemeine Überarbeitung stattgefunden hatte. Eine solche Schlußrevidierung des Entwurfs sollte, so war geplant, zu Beginn des Septembermonats in einer Gesamtsitzung des Programmausschusses zu Berlin stattfinden. Man nahm bei der Festsetzung dieses Zeitpunktes als wahrscheinlich an, daß dann der Reichstag wieder versammelt, also ein großer Teil der Ausschußmitglieder ohnehin wieder in Berlin anwesend und deshalb die Vollsitzung des Ausschusses besser besucht sein werde als während der Augustferien. Nachdem sich aber herausgestellt hatte, daß der Reichstag voraussichtlich nicht mehr vor dem Öörlitzer Parteitag zusammentreten werde, wurde durch Rundschreiben vom 17. August die geplante Gesamtsitzung auf den 23. August einberufen.

Der neue revidierte Programmentwurf zeigt ein wesentlich anderes Gesicht als der am 17. Juli veröffentlichte. Nicht nur haben einige von der Parteipresse ausgesprochenen Wünsche Berücksichtigung gefunden, sondern es sind auch manche Sätze knapper gefaßt, einzelne Wiederholungen weggelassen und verschiedene Spezialforderungen, die den Entwurf übermäßig belasteten und den Eindruck der Schwerfälligkeit hervorriefen, eingeschränkt worden, so daß sich der neue Entwurf, wenn auch meines Erachtens die Spezialforderungen noch immer zuviel Raum einnehmen, doch im ganzen als straffer formuliert und besser gegliedert präsentiert. Besonders sind die wirtschaftlichen (auch agrarwirtschaftlichen) und die sozialpolitischen Forderungen knapper gefaßt worden, während der Abschnitt über Kulturpolitik verschiedene, meiner Ansicht nach berechnigte Erweiterungen erfahren hat.

Die Rücksicht, welche die Programmrevision auf einzelne in unserer Parteipresse hervorgetretene Wünsche genommen hat, zeigt sich gleich zu Anfang des einleitenden theoretischen Programnteils darin, daß das Wort

»Klassenkampf« wieder aufgenommen und sogar an die Spitze des Entwurfs gestellt worden ist. Im ersten Entwurf hieß es:

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist die Partei des arbeitenden Volkes; sie erstrebt die Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems usw.

Im neuen abgeänderten Entwurf heißt es dagegen:

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist die Partei des arbeitenden Volkes. Sie hat zur Grundlage ihres Wirkens den Klassenkampf der Arbeiterklasse und der sich mit ihr solidarisch fühlenden Gesellschaftsschichten für ihre wirtschaftliche Befreiung und kulturelle Hebung. Sie erstrebt die Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems usw.

Freilich bedeutet diese vom Gesamtauschuß gewählte Sachfassung einen Kompromiß. In den Worten »und der sich mit ihr solidarisch fühlenden Gesellschaftsschichten« liegt schon, halb versteckt, das Eingeständnis, daß die Sozialdemokratische Partei gar keine reine Klassenpartei mehr ist und sich ihr der Arbeiterklasse nicht angehörende »Gesellschaftsschichten«, das heißt Teile anderer Klassen, angeschlossen haben. Sie vermag demnach auch keine reine Klassenpolitik beziehungsweise keinen reinen Klassenkampf mehr zu treiben; denn die »Gesellschaftsschichten«, die sich ihr angeschlossen haben, werden durch den Anschluß keineswegs zu »Arbeitern« beziehungsweise zu Bestandteilen der »Arbeiterklasse« im Marxschen Sinne, sondern nur zu Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei. Sie verlieren durch den Anschluß nicht ihre frühere Klassenzugehörigkeit und auch nicht ihre Klasseninteressen. Meistens schließen sie sich denn auch unserer Partei nicht deshalb an, weil sie ihre eigenen Klasseninteressen aufgeben und künftig nur noch reine Arbeiterinteressen gelten lassen wollen, sondern weil sie zu der Ansicht gekommen sind, daß ihre eigenen Interessen, wenn vielleicht auch nicht in allen Teilen, so doch im großen und ganzen von der Sozialdemokratischen Partei besser vertreten werden als von irgendeiner anderen der bestehenden politischen Parteigruppen. Haben aber einmal solche nicht zur Arbeiterklasse gehörenden Gesellschaftsschichten sich unserer Partei angeschlossen, dann müssen wir, wollen wir sie nicht wieder verlieren, natürlich auch das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und ihre Interessen mit zu wahren suchen, und da ihre Interessen sich nicht völlig mit denen der Lohnarbeiterschaft decken, werden wir in Konfliktfällen eine Art von Interessenausgleich, soweit das möglich ist, herstellen müssen.

Mir scheint — ich sage »ich« —, denn leider konnte ich an der am 23. August abgehaltenen Gesamtsitzung nicht teilnehmen und kann deshalb auch nicht aus eigener Erfahrung sprechen —, als wenn in der Programmkommission nicht überall der Unterschied zwischen dem Marxschen Begriff der Klasse als einer aus der Wirtschaftsentwicklung sich ergebenden wirtschaftlich-sozialen Schicht, des Standes als einer politisch-sozialen Schicht und der Partei als einer auf freier Wahl beruhenden politischen Kampfgruppe klar erfaßt worden wäre. Klasse und Partei haben als ganz verschiedenartige Gebilde auch ihre verschiedenen Entwicklungs- und Wirkungsbedingungen. In der Entwicklung der Klasse liegt es, ihre spezifische Eigenschaft immer schärfer herauszuarbeiten; eine Partei ist dagegen darauf angewiesen, sich politisch zur Geltung zu bringen und zu diesem Zweck ihre Erfolgschance möglichst auszudehnen, also stets auf Werbung bedacht zu sein. Das führt dazu, daß sie alle ihr Zugänglichen an sich zu ziehen trachtet und

für diese, um sie sich dienstbar zu machen, einen geeigneten gemeinsamen Kampfboden zu finden sucht.

Jedenfalls ist die Marxsche Klassenkampfauffassung nicht mit jener, die in dem oben zitierten Satze des neuen revidierten Programms zum Ausdruck kommt, identisch. Marx geht, wie ich schon in meinem dritten Artikel »Zur Kritik des Programmentwurfs« (Neue Zeit, Nr. 21, S. 487) erwähnt habe, von der Annahme aus, daß die Arbeiterklasse, nachdem sie sich zunächst in beruflichen Kampfverbänden organisiert hat, auch den Kampf in der politischen Arena als Klassenpartei aufnimmt, das heißt sich als eine große, nach und nach die ganze Arbeiterklasse umfassende, in sich geschlossene Arbeiterpartei formiert, so daß Arbeiterklasse und Arbeiterpartei sich tatsächlich decken, die letzte also nur die politische Organisation der ersten darstellt. Zugleich vereinfachen sich durch Fortfall der Mittelschichten die Klassengegensätze mehr und mehr, bis schließlich nur noch zwei feindliche Parteien übrigbleiben: Arbeiterschaft und Bourgeoisie. Auch das Erfurter Programm zeigt noch völlig diese Auffassung; denn auch dort wird die Sozialdemokratie kurzweg als politische Organisation der Arbeiterklasse aufgefaßt, die sich durch Zutritt neuer Arbeitermassen immer mehr ausweitet, sich ihres Klassengegensatzes gegen die kapitalistischen Klassen immer stärker bewußt wird und demnach auch ihren Klassenkampf immer heftiger vom Arbeiterstandpunkt aus führt. Tatsächlich heißt es denn auch im dritten Absatz des Erfurter Programms:

Immer größer wird die Zahl der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt. . . .

Nimmt man die im Kommunistischen Manifest vertretene Klassenauffassung als richtig an, läßt sich gegen diese Formulierung nichts einwenden — nur ist bisher die Klassen- und Parteienentwicklung eine wesentlich andere gewesen, als sie im Kommunistischen Manifest vorgezeichnet worden ist. Die Arbeiterpartei ist mit ihrer Ausweitung nicht zugleich zu einer immer einheitlicheren, in sich geschlosseneren Kampfformation geworden, sondern hat sich, und zwar nicht nur in Deutschland, in mehrere, einander oft auf das rücksichtsloseste bekämpfende Parteien gespalten, die Mittelschichten sind nirgends aus dem politischen Getriebe ausgeschaltet worden, und die Klassengegensätze haben sich, anstatt sich zu vereinfachen, mehr und mehr kompliziert. Das erkennt auch die Programmkommission an, indem sie von der Arbeiterklasse und »den sich mit ihr solidarisch fühlenden Gesellschaftsschichten« spricht; denn was besagen diese Worte anderes als die Anerkennung, daß die angekündigte scharfe politische Trennung der Klassen nicht erfolgt ist, sich vielmehr immer mehr außerhalb der Arbeiterklasse stehende Schichten der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen haben.

Theoretisch richtiger wäre es deshalb meines Erachtens gewesen, das Wort »Klassenkampf« hätte auch in dem jetzigen erweiterten Sinn keine Aufnahme gefunden. Andererseits aber gebe ich gerne zu, daß, da nun mal, wie eine Reihe Anträge zum Görlitzer Parteitag beweist, die alte Klassenkampfauffassung des Kommunistischen Manifests noch weite Kreise unserer

Partei beherrscht, die Einfügung des Wortes einem gewissen Parteibedürfnis entspricht. Parteiprogramme aber werden nicht nur für einzelne Theoretiker gemacht, sondern für die Gesamtheit der Parteimitglieder; sie sollen auch nicht nur bloße Forderungen enthalten, sondern zugleich zeigen, von welchen Grundanschauungen die Partei bei ihren Forderungen ausgeht und wie sie ihren Kampf zu führen gedenkt. Unsere Programme stellen also zugleich ein Bekenntnis zu bestimmten Anschauungen dar. Es wäre deshalb verkehrt, der Partei in ihrem Programm Auffassungen aufzwingen zu wollen, das heißt sie zu einem Bekenntnis veranlassen zu wollen, das die große Masse ihrer Angehörigen nicht teilt. Zudem wird die Einfügung des Wortes »Klassenkampf« in das Programm wenig oder nichts an der Richtung unserer Parteipolitik ändern, denn schließlich wird diese nicht durch Schlagworte oder überlieferte Programmsätze, sondern durch die geschichtlich gegebenen Entwicklungsbestimmungen bestimmt. Wenn Marx und Engels sich damit zufrieden gaben, daß die lassalleanischen Schlagwörter vom »ehernen Lohngeß«, von der »einen reaktionären Masse«, von der Arbeit als »Quelle alles Reichtums« in das Götthaer Einigungsprogramm aufgenommen wurden, werden wir uns auch mit der Wiederaufnahme des Wortes »Klassenkampf« abfinden können.

Auch das vielbegehrte Wort »Sozialisierung« hat in den revidierten Programmentwurf Aufnahme gefunden, aber in einer Formulierung, gegen die sich nach meiner Ansicht nichts einwenden läßt. Im ersten Entwurf stand, die heutigen wirtschaftlichen Zustände könnten nur dadurch überwunden werden, daß die großen konzentrierten Wirtschaftsbetriebe — soweit sie bereits zu Privatmonopolen geworden seien oder eine das Wirtschaftsleben der Nationen beherrschende Machtstellung erlangt hätten — »in die sozialistische Gemeinwirtschaft durch Vergesellschaftung der kapitalistischen Produktionsmittel« überführt würden. Im neuen Entwurf heißt es dagegen:

Diese unerträglichen Zustände können nur dadurch überwunden werden, daß die großen konzentrierten Wirtschaftsbetriebe durch Sozialisierung der kapitalistischen Produktion in die sozialistische Gemeinwirtschaft überführt... werden.

Die Wörter »Vergesellschaftung der kapitalistischen Produktionsmittel« sind also durch »Sozialisierung der kapitalistischen Produktion« ersetzt. Das ist dem Sinne nach genau dasselbe; denn eine wirkliche Sozialisierung der Produktion ist natürlich nur möglich, wenn auch die zur Produktion erforderlichen Produktionsmittel sozialisiert oder vergesellschaftet werden, wie andererseits wiederum eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel unzweifelhaft auch eine Vergesellschaftung der Produktion nach sich zieht.

Als eine entschiedene Textverbesserung erscheint mir, daß im vorletzten Absatz des theoretischen Teils der frühere schwerfällige und unnötige Satz: »Wie im Interesse des deutschen Volkes, so ist im Interesse aller Kulturvölker eine Revision des Gewaltfriedens von Versailles usw.« fortgefallen ist und ferner im letzten Absatz der Hinweis auf die im August 1920 zu Genf reorganisierte Internationale fehlt.

Freilich sind bei der Revision auch einige Veränderungen in den neuen Entwurf hineingekommen, die wohl mancher als Verschlechterungen, zum mindesten als Schönheitsfehler empfinden wird. Sie einzeln aufzuzählen,

halbe ich für unnötig, da sie bei der erneuten Durchsicht in Öhrlich zweifellos korrigiert werden dürften. Dahin rechne ich vornehmlich den mir allzu journalistisch gekünstelten und überdies inhaltlich ziemlich nichtsagenden Satz: »Hierzu wirken geistig befruchtend, wirtschaftlich erziehend, die Kampfkraft gegen den Kapitalismus stärkend die wirtschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterklasse.«

Eine solche gespreizte Stilblüte mag in einem für eine Tageszeitung schnell niedergeschriebenen Artikel hingehen; in den Text eines Programms gehört sie nicht hinein.

Auch einige Schreib- oder Druckfehler bedürfen der Verbesserung. So muß es zum Beispiel im dritten Absatz statt »die in den Wegen der kapitalistischen Wirtschaft begründete fortschreitende Konzentration« heißen: »die im Wesen der kapitalistischen Wirtschaft begründete fortschreitende Konzentration«.

Eine wesentliche Kürzung haben, wie schon erwähnt, die im ersten Entwurf erhobenen wirtschaftlichen Forderungen erfahren, meiner Ansicht nach nicht zum Nachteil des neuen Entwurfs. So wurde zum Beispiel der von unserer Parteipresse vielfach beanstandete und als Gemeinplatz bezeichnete Satz: »Die Sozialdemokratie geht von dem leitenden Grundsatz aus, daß das Interesse der Allgemeinheit dem des einzelnen oder der einzelner Erwerbsgruppen voranzustellen ist« bei der Revision völlig gestrichen. Mit Recht; denn der Satz ist nicht nur eine gemeinplätzhche Reminiszenz aus alten liberaldemokratischen Regierungsprogrammen, er ist auch vom Standpunkt der Marxschen Gesellschaftslehre total unrichtig. Er unterstellt, es gäbe ein gleiches Interesse der »Allgemeinheit« (ein Ausdruck, unter welchem in der alten liberalen Staatslehre bald der Staat, bald die Gesellschaft, bald die ganze Kulturmenschheit begriffen wurde), und die inneren Kämpfe im Staat entstünden nur dadurch, daß immer wieder einzelne Personen ihre Sonderinteressen den sogenannten »allgemeinen Interessen« und damit dem »Allgemeinwillen« entgegensetzten. Nach Marx gibt es aber ein solches gleiches und einheitliches Interesse der »Gesamtheit« gar nicht, mag man unter dieser Bezeichnung nun den Staat oder die Gesellschaft verstehen. Beide sind in Klassen gespalten, die ihre besonderen Klasseninteressen haben und zwischen denen daher mannigfache Klassengegensätze bestehen. Das allgemeine gleiche Interesse aller Staats- oder Gesellschaftsmitglieder ist mithin nur eine Fiktion, und was gewöhnlich als allgemeines Staats- oder Gesellschaftsinteresse bezeichnet wird, ist nichts anderes als das Interesse der herrschenden Klassen.

Statt dessen steht im neuen Entwurf an der Spitze der wirtschaftlichen Forderungen der Satz: »Die Bodenschätze und Naturkräfte sind der privaten Ausbeutung zu entziehen und in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen.« Das ist entschieden klarer und präziser, nur würde meiner Ansicht nach auch hier aus den eben erwähnten Gründen das vage, vieldeutige Wort »Allgemeinheit« besser durch das Wort »Staat« oder »Volksgemeinschaft« ersetzt.

Die übrigen wirtschaftlichen Forderungen des ersten Entwurfs sind ebenfalls beträchtlich zusammengestrichen worden. Besonders hat der die Kartelle und Trusts betreffende Satz eine bessere Formulierung gefunden.

Sehr zusammengeschmolzen sind ferner bei der nochmaligen Überprüfung die agrarwirtschaftlichen Forderungen. Aus welchen Gründen manche der im ersten Entwurf enthaltenen Sätze nicht wieder aufgenommen worden

sind, vermag ich nicht zu sagen, da ich, wie schon erwähnt, an der Revisions-sitzung nicht teilnehmen konnte. Wie ich annehmen zu dürfen glaube, haben manche Mitglieder der Programmkommission nur deswegen der starken Kürzung dieses Programmteils zugestimmt, weil sie der Ansicht waren, daß es in Anbetracht der großen Verschiedenheit der Agrarfragen im Gebiet des Deutschen Reiches besser sei, in den neuen Programmentwurf nur einige allgemeingültige Forderungen aufzunehmen, die Aufstellung weiterer spezieller landwirtschaftlicher Forderungen aber einem besonderen Spezial-agrarprogramm zu überlassen.

Im einzelnen wird die in Görlich zu wählende Nachprüfungskommission auch hier gewisse redaktionelle Änderungen vorzunehmen haben. Zum Beispiel ist meiner Ansicht nach der Satz »Sozialisierung des Großgrundbesitzes und Anbahnung des Hypothekenwesens« unverständlich. Was soll denn bezüglich des Hypothekenwesens »angebahnt« werden? Ist eine staatliche Reform beziehungsweise Regelung des Hypothekenwesens, eine Sozialisierung oder Verstaatlichung des Hypothekenwesens, die Errichtung staatlicher Grundrentenbanken oder dergleichen gemeint?

Ebenso haben die auf die Ordnung der Reichsfinanzen bezüglichen Forderungen eine wesentlich veränderte Fassung erhalten. Zu erwähnen ist in dieser Hinsicht besonders, daß der bisher im dritten Absatz dieses Programmteils enthaltene Satz: »Progressive Gewinnbeteiligung der öffentlichen Gewalten an den für die Sozialisierung noch nicht reifen Erwerbsunternehmungen« als finanzielle Hauptforderung an die Spitze gestellt worden ist.

Dagegen sind die auf das Verfassungs- und Verwaltungswesen, die Kommunal- und Sozialpolitik sowie die Auslandspolitik und das Völkerrecht bezüglichen Parteien des ersten veröffentlichten Entwurfs größtenteils unverändert geblieben, nur die den weiteren Ausbau der Sozialpolitik und die das Wohnungswesen betreffenden Forderungen sind in wenigen Sätzen knapper zusammengefaßt worden, während andererseits in den Abschnitt über die Demokratisierung der Verwaltung folgende Forderungen eingeschoben wurden:

Auswahl der höheren Beamten auf Grund des Nachweises ihrer sozialwissenschaftlichen Kenntnisse und ihrer beruflichen Erfahrungen, Ersetzung aller Beamten, die ihre Stellung zur Schädigung der Republik mißbrauchen, durch zuverlässige Republikaner. Unterstellung aller Verwaltungsorgane unter die gewählte Volkvertretung.

Auch die auf die Reform der Rechtspflege bezüglichen Forderungen sind aus dem ersten Entwurf unverkürzt in den revidierten Entwurf übernommen worden. Warum, das ist mir nicht verständlich. Zwar läßt sich gegen die aufgestellten Einzelforderungen sachlich nichts einwenden; aber mehr als irgendein anderer Teil des Entwurfs hat sich dieser zu einem langen Spezialprogramm ausgewachsen. Er würde entschieden an Übersichtlichkeit und Eindringlichkeit gewinnen, wenn gewisse Hauptforderungen herausgehoben und in kurzen Sätzen nebeneinandergestellt würden. Für ein allgemeines Programm, das zugleich eine Art politisches Glaubensbekenntnis sein soll, ist diese enorme Anhäufung von Einzelforderungen zu groß.

Während die meisten Abschnitte verkürzt worden sind, haben die kulturpolitischen Forderungen eine Erweiterung erfahren. Das ist nach meiner

Ansicht durchaus berechtigt; denn der zur Beratung der sogenannten Kulturfragen eingesetzte Unterausschuß hatte sich — ausgehend von der Ansicht, daß ein besonderes Schul- und Erziehungsprogramm nötig sei — im ersten Entwurf mit der Aufstellung einiger allgemeinen Richtlinien und formalen Hinweise begnügt. Sicherlich ist ein solches Spezialprogramm erforderlich; aber in Anbetracht der Bedeutung der Schul- und Bildungsfragen für unsere Partei — eine Bedeutung, die leider früher meist unterschätzt worden ist — ist durchaus nötig, daß die wichtigsten Forderungen, die wir in dieser Hinsicht an das Reich, die Gliedstaaten und die Gemeinden zu stellen haben, auch in das allgemeine Programm Aufnahme finden. Am wichtigsten erscheinen mir unter den neu aufgenommenen Forderungen die folgenden:

Die öffentliche Schule ist zur weltlichen Einheitschule auszugestalten, Umwandlung der Schulen in Lebens- und Arbeitsstätten der Jugend mit weitgehender Selbstverwaltung. Gemeinsame Erziehung beider Geschlechter. Zuziehung des Latenelements, Elternräte.

Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen, Untentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lernmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeit zur weiteren Ausbildung ereignet geachtet werden.

Ermöglichung des Aufstiegs zur Führerschaft in der Wirtschaft durch Betriebsratenschulen, wirtschaftliche Volkshochschulen, Arbeiterakademien.

Jenen, die an der sogenannten Verelendungstheorie festhalten, an der Spitze des Programms eine Art Entwicklungsprognose à la Erfurt sehen möchten oder schöne Sozialisierungsrezepte fordern, wird selbstverständlich auch der revidierte Programmentwurf nicht genügen. Sie werden wahrscheinlich finden, daß die Aufnahme der Wörter »Klassenkampf« und »Sozialisierung« nur eine leere Scheinkonzession an den wahren und echten Marxismus bedeutet; vielleicht werden sogar einzelne besonders Findige entdecken, daß mit der Streichung einzelner wirtschaftlicher und sozialpolitischer Forderungen durch die Programmkommission diese vollends in den revisionistischen Sumpf hineinspaziert sei. Solche Kritiker aber, die nicht ganz einem gedankenlosen Wortradikalismus verfallen sind, sondern aus der Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung Europas, besonders während der letzten sieben Jahre, gelernt haben, werden der Programmkommission kaum die Anerkennung versagen können, daß der Entwurf durch die Überarbeitung wesentlich gewonnen hat. Wohl jeder möchte noch diesen oder jenen Satz geändert oder noch irgendeine Forderung aufgenommen haben; aber darauf kommt es gar nicht an, sondern auf den Gesamtcharakter des Entwurfs, vor allem, ob er in seiner Fassung eine geeignete Unterlage für eine sachliche, zweckentsprechende Beratung in Görlik bietet. Nach meiner Ansicht besitzt der Entwurf diese Eignung.

Das Parteiprogramm der Neuorientierung

Von Richard Woldt

Wenn man die Reden und Zeitungsartikel liest, die gegen den Entwurf des Parteiprogramms geliefert wurden, dann müßte man eigentlich Mitleid mit der Programmkommission haben, und ist man gar selbst an den Be-

rafungen beteiligt gewesen, dann müßte man sich ganz zerknirscht an seinem bescheidenen Teil mitschuldig fühlen. Denn in der Kritik, die überall eingeseht hat, werden die Mitglieder der Programmkommission entweder als unfähige Köpfe oder als unzuverlässige Sozialisten hingestellt. In allen Variationen wird ihnen die Epistel gelesen. Wie ein rasender Roland muß, wenn die Zeitungsberichte richtig sind, Hermann Wendel in Frankfurt gewettert haben. Schön und edel ist auch die Nachsicht und verzeihende Güte Heinrich Ströbels im »Vorwärts«, der herausgefunden hat: »Die Arbeit der Programmkommission war gut gemeint...«

Wir wollen in aller Bescheidenheit versuchen, den gestrengen Kritikern einiges zu antworten. Es mag mir nicht als Unhöflichkeit angekreidet werden, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß als Redner in den Versammlungen und als Zeitungsartikelf Verfasser neben sachlich durchaus ernst zu nehmenden Kritikern sich auch eine erhebliche Zahl von Parteigenossen ausgetobt haben, die mehr durch starke Worte und durch radikale Gesen zu wirken suchten als durch Kenntnisse der politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse, wie sie nun einmal sind.

Mir scheint, daß Genosse Heinrich Cunow recht hat, wenn er als Hauptgrund der Unzufriedenheit mit dem Programmwurf die innere theoretische Unsicherheit und Verwirrung bezeichnet, die in den Reihen unserer Partei herrscht: »Die verschiedene Beurteilung der Gegenwart und noch mehr der Richtung, welche die wirtschaftliche und politische Entwicklung in nächster Zeit einschlagen wird; das Gefühl, daß mit dem Weltkrieg und der Novemberrevolution des Jahres 1918 eine soziale Umwälzung von größter weltgeschichtlicher Bedeutung eingeseht hat, ohne daß doch die meisten sich über die Tendenzen dieser Bewegung auch nur in allgemeinen Umrissen klar geworden sind; die Empfindung, daß wir in eine unbekannte, von Nebeln bedeckte See hinaussteuern und daher neue Richtpunkte, neue Seeszeichen und Orientierungsapparate notwendig sind, und andererseits doch wieder, da man nicht weiß, wohin der Kurs führt, ein Immerwiedereinlenken in den alten Kurs, ein Zurückgreifen auf alte Gedankengänge und Formeln.«

Es kann nicht bestritten werden, daß eine Neuorientierung für uns notwendig ist. Denn theoretisch unvorbereitet stehen wir heute den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben dieser schweren Zeit gegenüber.

Der Sozialismus bei uns in Deutschland war bereits vor dem Kriege keine in sich geschlossene Bewegung. Soll man an die Parteitage erinnern, an die Gegensätze zwischen links und rechts, an die Auseinandersetzungen mit den Gewerkschaften, an die Richtungsunterschiede selbst innerhalb der Reichstagsfraktion? Die Gegensätze zwischen revolutionärem Hoffen und Wünschen auf der einen Seite und dem realpolitischen Müßen auf der anderen Seite waren immer vorhanden. Die zusammenfassenden Kräfte innerhalb der Partei waren nicht stark genug, um die Belastungsprobe der Ereignisse seit 1914 auszuhalten. Der Austritt der Unabhängigen aus der Partei war nur eine Folgeerscheinung jener Spannung zwischen links und rechts, weil beide Lager sich wohl auf Marx beriefen, in den Methoden ihrer politischen Arbeit aber auseinandergingen. Es hat heute keinen Zweck mehr, zu untersuchen, ob für unsere wissenschaftliche Forschungsarbeit und für unser Bildungsweisen die Möglichkeit bestanden hätte, diese Gegensätze auszugleichen, die Tatsache besteht, daß wir uns im Jahre 1914 wohl zu einer

großen politischen Partei entwickelt hatten, in deren Reihen aber recht wichtige Gegenwartsprobleme vollständig unentschieden geblieben waren.

Dazu kam noch die verhängnisvolle Stellung der Partei dem damaligen Staate gegenüber. Die Unterdrückungspolitik gegen die Sozialdemokratie mit all ihrem Unrecht, ihren Schikanen und Schändlichkeiten trieb uns mehr in die Agitation, als es unserer inneren geistigen Entwicklung förderlich war. Keiner unserer Führer kam in die Verlegenheit, mitverantwortlich-gestaltend die Regierungsmaschinerie von innen kennenzulernen. Wir standen abseits. Selbst unsere Parlamentarier konnten sich nur betätigen in der negativen Kritik. Gewiß war das oft ein fröhlicher Kampf, loszujäumen und loszuschlagen, dem Gegner Position für Position abzurufen. Aber es war nur der Weg zur Macht, eine Schule, die Macht eines Tages in unserem Sinne anzuwenden, konnte diese Zeit nicht sein.

Die alte Welt brach zusammen, und nun sollte plötzlich ein neuer Bau ohne Vorbilder und ohne Vorbereitung der Baupläne errichtet werden. Der Zusammenbruch war eine Katastrophe von wenigen Tagen, der Aufbau konnte nur in mühseliger, langer Arbeit erfolgen. Ein modernes Kulturvolk hat einen Staatsbetrieb, der mit tausendfältiger Verästelung die Gegenseitigkeitsbeziehungen zwischen Mensch und Mensch geknüpft hat. Die Fäden waren plötzlich zerrissen. Gewiß haben wir als Sozialisten den Zusammenbruch des alten Staates vorausgesehen. Aber wir hatten uns den Wiederaufbau immer als einen langen Entwicklungsprozeß vorgestellt, als ein Vordringen in Etappen, als einen Kampf, der die Bestandteile des alten Gesellschaftskörpers zum Absterben bringt, weil sich das Neue schon lebenskräftig durchgesetzt hat. Nun hatte Mars mit dem Schwert das Alte in Trümmer geschlagen, bevor das Fundament für den Bau der Zukunft gelegt war. Aus eigener Kraft mußten wir den Grundriß der zukünftigen Gesellschaftsordnung festlegen. Gewohnt, zu kämpfen, mußten wir bauen lernen, gewohnt an Agitationsarbeit und Kritik, mußten wir selbst mitgestaltend schaffen. Wir waren zur Macht gekommen und hatten nun die Verantwortung der Macht zu übernehmen. Hier setzt gefühlsmäßig der innere Widerstand in unserer Partei ein. Unsere eigenen Arbeiter haben zum Teil noch nicht begriffen, wie stark die Position der Arbeiterklasse im Staat und in der Wirtschaft heute ist. Walter Crane hat einmal ein Bild gezeichnet: Der schlafende Riese. »Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.« Das Bild ist heute nicht mehr zeitgemäß. Wohl hat der Arbeiter die Kraft, die Eisenbahnen zum Stillstand zu bringen und die Maschinen anzuhalten; aber das bringt ihm nicht die Befreiung. Eine stille Arbeitsstadt ist auch für ihn ein Friedhof. Des Arbeiters Macht ist größer. Weil seine Arbeit den Maschinen Form, Leben und Bewegung gibt, kann sein Wille den Eisenbahnen den Weg vorschreiben und das Zusammenspiel des Arbeitsgetriebes bestimmen. Nur dann kommt für ihn wirklich die Stunde der Befreiung, nicht wenn er seine Welt stilllegt, sondern wenn er sie geistig meistern lernt.

Das deutsche Volk ist ein Sklavenvolk geworden. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, würden die alten Mächte auf lange Zeit den Sozialismus niederschlagen. Aber wir haben den Krieg verloren. Deutschland muß eine leistungsfähige Arbeiternation werden. Um diese Tatsache kommt selbst der Ententeimperialismus nicht herum. Darin liegt der große Rechenfehler des Versailler Friedensdikts: weil der Wiederaufbau der Weltwirtschaft bei

dem Produktionsproblem der deutschen Arbeiterklasse beginnen muß, ist das eine deutsche Arbeiterfrage, ist der Weg für Deutschland zum Sozialismus vorgeschrieben.

Unsere Parteigenossen sehen nur die Tageskämpfe und Tagesereignisse. Gewiß, für heute und morgen sind Widerstände am Werk, die das wirkliche Machtbild verschleiern. Aber von rechts kann man sich gegen die Entwicklung nur noch auflehnen, weil wir Sozialisten uneinig, unentschlossen geworden sind. Der Rücksall in die Agitationsperiode, der Bruderkrieg um Ideen lähmte unsere Aktionskraft, ließ Situationen ungenutzt vorübergehen. Die Folge war Ratlosigkeit und immer größere Zerrissenheit in den eigenen Reihen.

Der Programmentwurf hat diesen Stimmungen keine Konzessionen gemacht, und deshalb ist erklärlich, daß man in Versammlungen und Zeitungsartikeln gegen ihn mobil macht. Es ist falsch, Vergleiche mit dem Erfurter Programm anzuziehen. Die Gründe dafür braucht man eigentlich hier nicht zu wiederholen: zwischen der Zeit damals und heute besteht ein gewaltiger Unterschied. Die Ideen, die dem Erfurter Programm zugrunde lagen, bildeten den Anfang unserer Bewegung. Die Partei war noch klein, ein Aufruf zur Sammlung der Kräfte mußte gegeben werden, eine scharf zugespitzte agitatorische Sprache war notwendig. Das Material lieferten die Gedanken von Marx und Engels. Scharf und schneidend wird Kritik geübt an der bestehenden Gesellschaftsordnung und dann in großen Umrissen das Gestalt der Zukunft am anderen Ufer gezeichnet. Freilich nur die Umrisse, die Ausführung der Einzelheiten blieb der weiteren Entwicklung überlassen. Auch Liebknecht und Bebel haben es in den bekannten späteren Zukunftsstaatsdebatten abgelehnt, die sozialistische Gesellschaftsordnung in ihrer praktischen Durchführung genau zu zergliedern.

Ganz anders heute. Sollen wir in unserem Parteiprogramm mit verklagenden Worten bei der Schilderung der bisherigen Gesellschaftsordnung verweilen? Das wäre zwecklos, denn alles das, was heute noch von den alten Zuständen sich erhalten hat, befindet sich im Stadium der Umformung, der Entwicklung, des Zerfalls. Der politischen Revolution folgt die soziale in Deutschland. Dafür wird schon die Entente sorgen. Dazu zwingt uns die Stellung, die wir den Siegerstaaten gegenüber einnehmen. Nein, unsere Aufgabe ist es, aus dem Labyrinth heraus, um mit Cunow zu reden, Orientierungszeichen aufzurichten, den Weg zu beschreiben, den wir gehen müssen, besonders die Stellung der schaffenden Menschen in Staat und Wirtschaft festzulegen. Aus dem Agitationsprogramm mußte deshalb ein Aktionsprogramm werden.

Ich weiß nicht, welchen Verlauf die Beratungen der einzelnen Spezialfragen in der Programmkommission genommen haben, ich hatte nur die Möglichkeit, an wenigen Besprechungen teilzunehmen. Aber niemand ist auf den Gedanken gekommen, die Grundanlage des Erfurter Programms bestehen zu lassen und sich nur mit einigen Änderungen zu begnügen. Selbstverständlich erschien es fast allen, von Grund auf die Beziehungen zum heutigen Leben der Gegenwart mit seinen Entwicklungsproblemen zu finden. Und das waren schließlich doch auch fast durchgängig Parteigenossen, die lange in der Bewegung stehen und die Dinge kennen. Ich weiß auch nicht, ob die rettende Tat dadurch erfolgt, wie es hier und da vorgeschlagen wurde,

daß man die alte Programmkommission abläßt und solche Genossen hineinwählt, die sich durch besonders radikale Kritik auszeichnen haben.

Der Programmentwurf ist ja freilich den meisten Kritikern nicht radikal genug. Dieser Vorwurf wird besonders häufig erhoben. So sei zum Beispiel die These vom Klassenkampf verschwunden. Ich persönlich bin der kehrischen Meinung, daß auch dieser Satz in seiner alten Form nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Können wir noch einen Klassenkampf im alten Sinne des Wortes führen? Wir waren früher Gegner des Staates, der Staatsform, wie sie bestand. Heute sind wir es nicht mehr, heute sind wir staaterhaltend. Heute sind wir die Partei, die am entschiedensten die republikanische Staatsform verteidigt und sie weiter auszubauen bestrebt ist.

Gerade gegenüber den Ausführungen des Genossen Hans Markwald in der Neuen Zeit (Wegen die Programmrevision, Nr. 20, S. 468 ff.) erlaube ich mir zu bemerken, daß meiner Ansicht nach die Sozialdemokratie nicht mehr nur die Partei einer bestimmten Klasse ist, denn der Sozialismus, den wir erstreben, ist ein Gesellschaftszustand. Wir wollen, daß alle wertvollen Bestandteile unseres Volkes, alle nützlich schaffenden Menschen eingeordnet werden in eine Gesellschaftsform, die Ausbeutung und Unterdrückung ausschließt. Aber ich fürchte, daß ich auch in dieser Frage den Genossen Markwald nicht überzeugen werde, denn er macht sich große Sorgen darüber, daß wir ein neues Programm beschließen wollen und die U. S. P. damit vor eine vollendete Tatsache stellen. Das Einigungswerk werde, meint er, dadurch erschwert.

Die Einigungsfrage mit der U. S. P. gehört ganz zweifellos mit zu den Dingen, mit denen man sich in der Partei jetzt sehr lebhaft beschäftigt. Auch in die Programmdebatte spielt diese Materie mit hinein. Unsere Genossen schauen immer noch gar zu gern nach links, was man dort zu unserem Tun sagt. Genosse Markwald kommt denn auch in seinem Neue-Zeit-Artikel zu dem Schlußsatz: »Wenn es überhaupt noch ein Mittel geben sollte, den links von uns stehenden Parteien als von uns getrennten selbständigen Organisationen politische Erfolge zu verschaffen, so wäre es die unveränderte Annahme des von der Revisionskommission vorgeschlagenen Entwurfs.«

Dem Genossen Markwald möchte ich die Antwort geben, daß man sehr wohl die Einigung mit der U. S. P. als wünschenswert und notwendig betrachten kann, ohne damit zugleich die Einigung um jeden Preis zu propagieren. Freilich ist es dankbar, in den Versammlungen die Einigungsfrage zu berühren. Es liegt darin ein psychologischer Zug, den wir wohl zu beachten haben: haben und drüben in der Masse hat man den Bruderstreit satt, das proletarische Gemeinsamkeitsbewußtsein macht sich geltend, und auf beiden Seiten kommen in der Masse die Führer in Verdacht, daß sie die Einigung hintertreiben. Wir müssen auch hier unseren eigenen Parteigenossen gegenüber den Mut haben, zu erklären, daß man die Einigungsfrage wie alle Dinge in der Politik nicht allein vom Gefühlsstandpunkt aus beurteilen kann. Der Austritt der Unabhängigen aus der Partei ist aus sachlichen Gründen erfolgt. Es war ein Gegensatz bestimmter Anschauungen, ein Auseinandergehen in der politischen Arbeit. Der Weg der Unabhängigen hat sich als falsch erwiesen. Gerade das Beispiel unserer Linksradikalen sollte man bei der Programmdebatte nicht unbeachtet lassen. Gerade die Unabhängigen haben eine unentwegte Agitationspolitik getrieben. Ihre Hochkonjunktur ist

vorüber, auf die Dauer kann in den heutigen Zeiten der drängenden Wirtschaftsprobleme gerade eine Arbeiterpartei nicht von der Deklamation leben. Sie muß selbst Hand anlegen zur Besserung; sie muß den Beweis erbringen, daß sie auch fähig ist zur praktischen Arbeit. Alle Zeichen sprechen dafür, daß der Zerlegungsprozeß im linksradiakalen Lager auch bei den Unabhängigen noch lange nicht abgeschlossen ist. Die Vorgänge in der Gewerkschaftsbewegung, bei den Bergarbeitern und jetzt sogar bei den Metallarbeitern lassen erkennen, daß eine Einigung über die Köpfe der Führer mit den Massen erfolgen muß. Aber dieser Vorgang muß seine Zeit haben, eine zu eilig betriebene Waffenbrüderschaft mit der U. S. P. unter Preisgabe wichtiger Zugeständnisse im Sinne der Welterführung einer sogenannten unentwegten Agitationspolitik würde nur den alten Zustand von früher mit all seinen Hemmungen und Widerständen herbeiführen und uns in einer realen Aktionspolitik nur hinderlich sein.

Deshalb wird der vorliegende Programmentwurf, selbst wenn er nicht eine erschöpfende und abschließende Behandlung des Parteifags in Öhrlich erfahren kann, nicht vergeblich gewesen sein. Mag man von einer der besten Federn stilistisch das Programm durcharbeiten lassen, mögen diese und jene Einzelheiten noch eine Verbesserung erfahren, in den Grundgedanken und in der Auseinandersetzung mit den entscheidenden Einzelfragen unserer politischen Arbeit wird die Partei keinen anderen Weg gehen können, als wie er in dem Entwurf vorgezeichnet worden ist.

Dante und Dantes Zeit

Zum Gedächtnis von Dantes 600. Todestag am 14. September 1921

Von Dr. Viktor Engelhardt (Berlin-Friedenau)

Jeder Mensch ist hineingeboren in eine Zeit und in ein historisches Schicksal. Während aber für die meisten die Geschichte nur einen fernen, dunklen Hintergrund darstellt, dem sie die Grundstimmung ihres Daseins verdanken, sind einige wenige auf das engste mit der Geschichte verknüpft. Sie sind historische Persönlichkeiten. Sie erschließen sich nur dem, der vom größten Kreis, der Weltgeschichte, in immer enger werdenden Spiralen zum Kernpunkt ihres Einzelwesens vorwärtsdringt. Dante ist solch eine historische Persönlichkeit. Man kann nur auf dem Wege von Europa über Italien, die nördlichen Stadtrepubliken und Florenz zu ihm gelangen. Von ihm aus werden wir aber sofort wieder zurückgeführt auf die Stadt, auf das Land und das Reich. Geschichte, Politik und Persönlichkeit sind eins geworden in einem Manne, der die Frage: »Wär' das Sein nicht Plage, sobald der Mensch sich nicht mehr Bürger nennt?« mit unbedingtem Ja entscheidet (Paradies, 8. Ges.).

Der größte Kreis, welcher Dantes Leben umschließt, ist die Geschichte des späten Mittelalters. Das Thema derselben wird durch den Kampf der römisch-klerikalen Macht mit der germanisch-feudalen gegeben. Kaiser und Papst sind die Pole, um welche sich das Geschehen dreht. Das Schwergewicht der Macht neigte sich schließlich auf die päpstliche Seite. Durch die Kreuzzüge hatte es die Kurie nicht nur verstanden, gefährlich werdende Kräfte abzulenken, sondern zum größten Teil in ihren Dienst zu stellen. Jene eigen-

hämliche Ironie der Geschichte, welche Hegel zum System erhob, wollte es aber, daß die Kirche im Höhepunkt ihrer Macht gleichzeitig diejenigen Gewalten stärkte, welche einstmal nicht nur sie, sondern auch den Feudalismus vernichten sollten. Die Städte blühten durch den mit den Kreuzzügen neu auflebenden Orienthandel empor und wurden bald so stark, daß die Bürger als dritte Macht neben Adel und Geistlichkeit treten konnten. Das städtische Bürgertum vermochte sich in Italien am raschesten zu entwickeln, da in diesem Lande die städtische Tradition seit dem Altertum nie ganz unterbrochen war und die Lage des Landes die italienischen Städte zum ersten Stapelplatz orientalischer Waren machte. Die Entstehung kaufmännischen Kapitals war die Folge solcher Entwicklung. Sie fiel in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, zum Teil also noch in Dantes Zeit. »Dein neues Volk, das rasche Gelderjagen... hat Hochmut dir gebracht, o mein Florenz!« (Hölle, 16. Ges.) Der Kapitalist wurde bald zu einem politischen Faktor ersten Ranges, dem es gelang, die alten, geldbedürftigen Gewalten in immer größer werdende Abhängigkeit vom bürgerlichen Gläubiger zu bringen.

Damit ist die historische Situation gegeben, in die Dante hineingeboren wurde. Der alte Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum war noch nicht erloschen, wurde aber durch den in die politische Arena eben erst eintretenden dritten Stand wesentlich verändert. Bereits Friedrich I., Barbarossa, welcher sich im zwölften Jahrhundert bemühte, das Ansehen des römischen Kaisertums wiederherzustellen, hatte schwer mit den oberitalienischen Städten zu kämpfen und konnte die formelle Anerkennung der Reichsoberhoheit nur durch Gewährung weitestgehender Selbstverwaltung erlangen. Damit wurden jener Zersplitterung, die wir bei der Betrachtung städtischer Verhältnisse antreffen werden, die Wege geebnet. Trotzdem kann in dieser Zeit der Staufer noch von einer Blüte des Kaisertums gesprochen werden. Heinrich VII. hatte die Kaisermacht über ganz Italien ausgedehnt, und Friedrich II. gab ihr einen gewissen literarischen Glanz. An seinem süditalienischen Hofe blühte die Kunst der Troubadoure empor, die in Frankreich bereits zu Ende ging und schuf die ersten Grundlagen des in der Volkssprache dichtenden »süssen neuen Stils«. Die Dichter machten sich von der Überlieferung frei — und wagten es, sich selber darzustellen. »Der bin ich nur, der aufgeschrieben, was in mir sang des warmen Herzens Lieben« (Fegeseuer, 28. Ges.), sagt Dante von sich und bezeichnet sich damit in klarer Erkenntnis seines Wertes als die Vollendung der von der Provence über den sizilianischen Hof zu ihm führenden literarischen Entwicklung.

Doch war die Macht der Kaiser bereits in jenen Tagen äußeren Glanzes ausgehöhlt. Die Uneinigkeit der deutschen Territorialherren, die schließlich im Gegensatz der Welfen und Staufer eine feste politische Gestalt annahm, machte es den Päpsten leicht, »durch Teilung zu herrschen«. »Wenn zwischen Königen und Fürsten der Welt nicht Zwietracht ist,« soll Bonifazius VIII. gesagt haben, »dann kann der römische Papst nicht Papst sein.« Eine derartige Politik mußte mehr als jede andere den Charakter verderben — und gab Dante die volle Berechtigung, seine Hölle mit allerlei Päpsten zu bevölkern. Ja, er wagte es sogar, einem noch lebenden Papst die ewige Pein zu prophezeien. Papst Nikolaus III. steckt mit brennenden Füßen kopfüber im Loch der Simonisten. Wenn Bonifazius VIII. zur Hölle fährt, muß Nikolaus tiefer rücken — und dann nochmals tiefer, »damit auf uns ge-

stülpt ein dritter werde, der Hirt vom West, der längst verlor die Scham, Klemens V., welcher zur Zeit der Abfassung des Gedichtes noch lebte und seinen Sitz in Avignon hatte.

Als die Zwietracht der deutschen Kurfürsten schließlich zum Interregnum führte, standen die Päpste auf der Höhe ihrer Macht. Rudolf der Habsburger wurde König von Papstes Gnaden. Er hielt sich von Italien fern und war ebenso wie sein Sohn Albrecht vorwiegend um die Schaffung einer Hausmacht bemüht. Dante klagt: »O deutscher Albrecht, willst du, statt zu reifen, verwildern lassen das Cäsarenroß?« ... und weiter: »Wie Rudolf bauest du am eigenen Schloß und lässest uns diesseits der Berge warten.« (Fegeseuer, 6. Ges.) Der in Deutschland beschäftigte Kaiser ließ tatsächlich den Päpsten in Italien freie Hand — aber diese konnten, aus Mangel an militärischen Kräften, auch keine Ordnung schaffen. Dante wälzte darum alle Schuld auf des fernbleibenden Kaisers Schultern: »Wohl wissend, daß er seine Pflicht versäumt, ist Kaiser Rudolf. Hilfe konnt' er bringen dem Land Italien, wo die Flut noch schäumt, der es gelang, mit Schutt uns zu bedecken.« (Fegeseuer, 7. Ges.)

Kein Kaiser und kein Papst war da, kein Machtprinzip, welches die hinflüchtende erste Entwicklung der aufkeimenden Städte dämpfte. Die alten Gewalten waren nicht mehr stark genug und die neuen noch nicht gefestigt. Chaotische Zustände rissen deshalb ein. Mit ihrer Betrachtung betreten wir den zweiten, engeren Kreis, der Dantes Leben umschließt. Von der Weltgeschichte kommen wir zur Politik der italienischen Städte. Ihre Partekämpfe zeigen einen fernen Widerhall jener deutschen Zerspaltung, die das Schicksal des römischen Kaisertums besiegelt hatte. Die Anhänger der Welfen und Staufeu treten hier unter dem Namen Guelfen und Gibellinen in Erscheinung. Vom ursprünglichen Sinn der Namen ist natürlich nicht viel geblieben, denn Italiens städtischen Bürgern konnten die Streitigkeiten deutscher Fürstenhäuser höchst gleichgültig sein. Der Parteigegensatz wurde vielmehr ins Prinzipielle erhoben. Der ursprünglich herrschende Adel mußte sich mit den stark werdenden städtischen Bürgern in irgendeiner Weise auseinandersetzen. Er konnte ihrem Willen Gewalt entgegenstellen oder mit ihnen paktieren. So sehen wir den Adel gespalten. Unter dem Banner der Gibellinen sammelte sich, was für den staufischen Weltreichsgedanken schwärmte, für ein Reich, in dem die Macht das Primäre war und Recht und Ordnung als Ausflüsse dieser Macht erschienen. Die Guelfen dagegen traten demokratisch auf, betonten die kleinstaatliche selbständige Nationalität und sahen Recht und Ordnung als das erste an, dem die Gewalt zu dienen hatte. Die Kämpfe zwischen beiden Parteien waren heftig und von wechselndem Erfolg. Und »schwer zu entscheiden ist, wer stärker irrt ... wenn auch Parteigezänk den Sinn verwirrt!« (Paradies, 6. Ges.)

Die kräftige Entwicklung der bürgerlichen Elemente, von der wir eingangs sprachen, führte zunächst ein Übergewicht des demokratischen Prinzips herbei, um so mehr, als der Adel durch Familienzwistigkeiten sehr oft stärker geschwächt war, als die wirtschaftliche Lage es bedingte. Die neuen Zustände fanden die allzu schnell der Autorität entbundenen Bürger jedoch noch unzureichend und den Aufgaben nicht gewachsen. So artete in Anarchie aus, was als Befreiung begonnen hatte. Die Bevölkerung zerfiel sich selbst — »der Florentiner soll in alter Weise bis selber auf sich ein« (Hölle, 8. Ges.). Unter

diesen Umständen wurde diktatorische Gewalt, wenn sie nur Ordnung schaffte, sehr oft als Segen empfunden. Aber einmal eingesetzt, entwickelte sie sich, freilich nicht ohne fortwährende Kämpfe, immer weiter und weiter, bis sie bei fast allen norditalienischen Städten im erblichen Fürstentum endete. Damit aber wurde, was ursprünglich ein Prinzip der Ordnung und des inneren Friedens sein sollte, zur Quelle neuer Kämpfe: »Als ich das Land verließ, war Krieg nicht angesagt; jedoch ist Frieden der Zwingherrn wegen nimmer ihm beschieden.« (Hölle, 17. Ges.) Der erbliche Fürst mußte, sobald er fest im Sattel saß, Expansionspolitik treiben, um nicht vom Nachbar überwältigt zu werden. Er teilte, in seiner Weise, das Schicksal der Kapitalisten unserer Tage, da er, wie sie, im freien Wechselspiel der Kräfte aus der Tiefe kam und keine feste Tradition zur Stütze hatte.

Die eben geschilderte, oftmals von blutigen Kämpfen getragene Entwicklung von der städtischen Republik zur Gewaltherrschaft der Renaissance erstreckte sich über etwa zwei Jahrhunderte. Sie fiel zum großen Teil in Dantes Zeit, der sie in Florenz am eigenen Leibe erlebte. Damit treten wir in den engsten politischen Kreis, der Dante umgab, in den Kreis, in dem Dante praktisch tätig war und der sein körperliches Schicksal bestimmte. Das unklare Suchen nach neuen, den Verhältnissen entsprechenden Regierungsformen, der Kampf mit den traditionellen Gewalten und die ungezügelte Kraft des stark gewordenen Bürgertums riß Dantes Vaterstadt von Revolution zu Revolution. »O mein Florenz, du pflegst ja bis November zu behalten, was du Oktober schufst dir an Gewalten!« (Zerfeuer, 6. Ges.) Das reine Bürgertum beziehungsweise die Zünfte waren auch hier nicht in der Lage, allein zu regieren. Nachdem in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die gibellinische Herrschaft und der Adel durch eine Revolution hinweggesetzt waren, trafen Anarchie und Zerrüttung ein. Um 1250 wurde daher der guelfische Adel, welcher bereit war, sich der neuen demokratischen Ordnung zu fügen, zurückgerufen. Ihm gelang es zunächst, ein Kompromiß mit den Zünften zu schließen, welches bald die Grundlage für eine immer weiter vordringende Durchsetzung des gesamten Verwaltungsapparats mit den Angehörigen der guelfischen Adelsfamilien abgab. Damit aber wurde die Geschichte der Stadt zum Widerspiegel aller Kämpfe der herrschenden Adelsgeschlechter — und damit wurde auch Dantes Schicksal mit dem der Stadt aufs engste verknüpft.

Wir sind zum Mittelpunkt der von uns durchwanderten Kreise, zu Dantes Persönlichkeit gelangt. Durch seine Geburt in guelfischer Adelsfamilie war der Dichter zum Politiker bestimmt. Er lebte im Leben der Partei, wurde hineingerissen in die weitere Spaltung der Guelfen, in Schwarze und Weiße, welche von Familienzwistigkeiten ihren Ausgang genommen hatte — und wurde bei einer der vielen Schwankungen des politischen Glücks als »Weißer« aus der Stadt verbannt. Diese Verbannung ist das Schicksal Dantes geworden, ein Schicksal, zu dem letzten Endes die ganze vor uns aufgerollte historische Situation ihren Beitrag lieferte. Diese Verbannung ist also der Zielpunkt unserer immer engere Kreise durchschreitenden Betrachtung. Von hier aus, dem innersten, persönlichsten Mittelpunkt, geht der Weg in die Weltgeschichte zurück. Durch die Verbannung wurde Dante dem kleinlichen Parteigezänk entrissen und für jene große Aufgabe freigemacht, die ihn der Nachwelt erhielt. Als florentinischer

Podesta oder dergleichen wäre er längst vergessen — als Dichter der Comedia wird er ewig leben. Erst blieb er, auch als Verbannter, ins Parteigetriebe und in Rachegeanken verstrickt, aber dann widerfuhr ihm, was er sich in der Comedia rückschauend prophezeigte: »Viel bittere Unbill wirst du noch erleiden, gehst andere Treppen du hinab, hinan! Was dich jedoch am meisten wird bedrücken, das sind der schlimmen Leidgenossen Tücken« und: »... Bleibe Mann! Partei für dich, mit niemand mehr im Bunde!« (Paradies, 17. Ges.)

In diesem »Partei für dich« liegt die Wandlung beschlossen, welche Dante bedauernd auf sein bisheriges Leben zurückschauen läßt: »Es war in unseres Lebensweges Mitte, als ich allein im dunklen Wald mich fand.... Denk' ich zurück, wie dort in Nacht ich stand, saß mich das Grauen, das damals mich umwand!« (Hölle, 1. Gesang.) Dieses »Partei für dich« wird auch für unsere Betrachtung zum eigentlichen Umkehrpunkt. Bisher hatte die Weltgeschichte als Ursache gewirkt, um schließlich, in ihren letzten Ausläufern, das persönliche Schicksal zu gestalten. Nun aber treibt dieses Schicksal die Person bis an die äußersten Grenzen der Weltgeschichte zurück. Die Weltgeschichte erscheint dabei allerdings nicht mehr als Ursache, sondern als Ziel, als Ziel des Wollens und als Ziel des Denkens.

Erst war Dantes Wollen noch erdgebunden. Der Bruder Albrechts I. Heinrich VII. von Luxemburg, unternahm wieder einen Italienzug und schien Dantes Hoffnung zu erfüllen, mit der er klagend vor dem Geiste Rudolfs stand: »Darf weinend dir die Witwe Rom nicht trauern, die Tag und Nacht ruft: Kommst du, Cäsar? Wann?« (Fegfeuer, 6. Ges.) Von Kaiser Heinrich erhoffte Dante Rettung aus den Wirren der Volksherrschaft, die er wie nur je ein Adliger haßte — und hassen mußte, da sie sein böses Schicksal geschaffen hatte. »Weh dir, mein Volk, gehäuft zu wirren Massen! Wer nahm den Schatz dir, deine Frömmigkeit? Dem Cäsar solltest du die Jügel lassen! Vergaßest du, daß er von Gott geweiht? Was wagst du kindisch in den Zaum zu fassen?« (Fegfeuer, 6. Ges.) — Doch nur kurz war König Heinrichs Glück. Es gelang ihm zwar, die Parteikämpfe Mailands zu schlichten und Brescia zu unterwerfen, in Rom wartete die Kaiserkrone auf ihn, Genua und Pisa jubelten ihm zu — aber schon Florenz verschloß ihm das Tor, und auf einem Zuge gegen Neapel fand der Kaiser ein frühes Ende. Damit war Dantes letzte irdische Hoffnung gebrochen.

Der Dichter wandte sich ab von der Welt und schrieb, nach dem, was er erlebt und ererbt, jenes große Buch überirdischen Wünschens und Wollens, welches noch heute oft bewundert und nicht allzu oft gelesen wird. Das Politische verlor die Erdschwere und flog in die Region des reinen Gedankens. Die Sehnsucht wandte sich nach rückwärts in die kleinstädtische Enge des alten Florenz: »Florenz, wie lieblich war dein Turmgeläute, umschloß die Mauer dich auch noch so dicht, du warst doch keuscher, mäßiger als heute« — und dann: »so war die Stadt die glücklichste der Welten« (Paradies, 15. Ges.). Diese Sehnsucht nach dem, was war, vermählte sich mit dem Danteschen Kaisergedanken zu einer Weltreichsidee besonderer Art. Das kleinstädtische guelfische Ideal von Recht und Ordnung sollte durch die Macht des Kaisers über die Welt verbreitet werden. Ohne Macht ist alles Recht ein leerer Schein: »Italia! wehe! Sklavin! Haus der Leiden... was frommt's, daß Justinian das Roß dir band? Durchjagt es

leeren Saffels deine Lande, wird dadurch größer nur der Zeiten Schande.« (Fegefeuer, 6. Ges.) Aber des Kaisers Macht hat nicht über Recht und Ordnung zu herrschen, sondern hat diesen primären Forderungen zu dienen. »Ich war gerecht und fromm,« sagt die Einheit aller wirklichen Kaiser, »weßhalb mir sagte die nie vom Wunsch erreichte Himmelspracht.« (Paradies, 19. Ges.) Der Internationalismus des Danteschen Weltreichs war eng mit dem katholischen Weltgefühl jener Tage verknüpft — und wandte sich doch — wohl gerade aus der Tiefe des katholischen Erlebnisses heraus — gegen jeden Übergriff der kirchlichen Gewalt. Dante verwünschte Konstantin, welcher der Kirche irdische Güter hinterlassen hatte: »O Konstantin! dein Herz schien Gott zu lenken, doch wer hieß Schätze dich der Kurie schenken?« (Hölle, 19. Ges.) Geistliche Herrschaft und weltliche Gewalt müssen sich trennen — nur dann wird Frieden, so aber ist Rom »mit Doppelmacht verbrämte; die Kirche sinkt in Schlamm, beschwert mit beiden — und alle Christen müssen mit ihr leiden«.

Den Dualismus seines Weltreichsgebankens erweiterte Dante bis zum kosmischen Erlebnis. Auch im Menschen fand er diese Zweifelt — das tätige und das beschauliche Leben — eine Zweifelt, die er im »Paradies« aufgezeigt hat, wenn er sich an der Grenze des Fixsternhimmels in das Empyreum reiner Gottesanschauung erhebt — und damit nicht nur die Welt der Tätigkeit, sondern Raum und Zeit, die Grundbedingungen aller Tätigkeit, hinter sich läßt. An dieser Stelle mündet Dantes Weltbild in das absolute Weltgefühl des katholischen Mittelalters und überschreitet damit die Grenzen, welche sich unsere politisch-historische Betrachtung zu stecken hat. An dieser Stelle wird das tätige Leben und mit ihm alle Weltgeschichte einem Prozeß zugewiesen, der im »Berg der Läuterung« seine symbolische Darstellung fand — und als dessen Endziel die Vereinigung mit Gott erscheint. Damit kehrt die zweite, in die Zukunft bauende weltgeschichtliche Betrachtung wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück — zu der in der »Weltgeschichte als Ursache« wurzelnden Persönlichkeit —, und der große Kreis, den wir durchschritten haben, ist, wenn auch nur mangelhaft, geschlossen.

Ziele und Wege der Hochschulreform

Von Dr. Otto Bournof (Köslin)

In der letzten Sitzungsperiode der Preussischen Landesversammlung hat der Kultusminister eine Reform des juristischen Studiums in Aussicht gestellt. Damit ist die Frage der Hochschulreform wieder angeschnitten worden, die schon unter Haenisch das preussische Kultusministerium beschäftigte und in den schulpolitischen Erörterungen der letzten Jahre oft wiederkehrte. Wie jedoch jede Schulreform, wenn sie dem Fortschritt dienen soll, vom Reiche ausgehen muß, so kann auch eine d u r c h g r e i f e n d e Hochschulreform niemals Sache der Einzelstaaten sein. Sie wird vielmehr immer im ganzen Reiche gemeinsam und gleichartig erfolgen müssen. Dann aber kann sie bei richtiger Anlage ein wesentliches Mittel zum Wiederaufbau und zur Hebung der deutschen Volkskultur werden.

Jede Schulreform muß äußerer und innerer Art sein. Sie muß zu einer Modernisierung der Organisation und zu einer inneren Vertiefung zugleich

führen. Sonst bedeutet sie einen unnützen Aufwand an Kraft und Geld, den man besser vermeiden sollte. So liegen die Dinge auch bei der Hochschulreform. Auch diese muß zu gleicher Zeit äußere und innere Wege gehen, wenn sie das geradezu selbstverständliche Ziel erreichen will, die Hochschule in den großen Rahmen der Einheitschule einzugliedern. Denn das muß ja doch letzten Endes das Ziel einer jeden Schul- und Bildungsreform sein.

Die Hochschule in die Einheitschule einzufügen, bedeutet zunächst nichts weiter, als einen Zusammenhang zwischen ihr und der gesamten Volksbildung herzustellen. Die Hochschule muß aus der Sonderstellung heraus, die sie bisher im Volksleben einnahm. Sie muß die Krone eines großen Ganzen werden, das dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit je nach Streben und Fähigkeit Bildung und Freiheit vermittelt. Denn über die Zeiten sind wir endgültig hinweg, wo die Hochschulbildung das Privileg einer kleinen Volksschicht war, deren Glieder die Hochschule nach Stand und Geburt von vornherein für sich allein in Anspruch nahmen. Dabei erhebt sich aber die Frage, ob diese Eingliederung der Hochschule in den Rahmen der Einheitschule besser durch äußere Organisationsänderungen oder durch innere Reformen zu erreichen ist. Nötig werden voraussichtlich beide sein. Es bleibt aber dahingestellt, ob äußere oder innere Maßnahmen dem letzten Ziele der Hochschulreform dienlicher sein werden.

Es steht von vornherein fest, daß die Einreihung der Hochschule in die Einheitschule niemals zu einer Verminderung des Kulturwerts der ersteren führen darf. Die Hochschule muß vielmehr als die Stätte der Wissenschaft und der Forschung dem deutschen Volke unter allen Umständen erhalten bleiben. Daneben muß sie auch weiter die Ausbildung der gelehrten Berufe übernehmen. Beides ist aber auch im Rahmen der Einheitschule möglich, sobald man die »Einheit« in der Einheitschule weniger in äußerlichen und lehrmethodischen Dingen als vielmehr im Innerlich-Geistigen sucht. Man darf sich deshalb die Eingliederung der Hochschule in die Einheitschule auch niemals so vorstellen, als sollte nun aus der Hochschule eine »Schule« im engeren Sinne des Wortes gemacht werden. Man wird vielmehr gerade die typisch »akademischen« Freiheiten der Lehre und Forschung in einer Hochschule als der obersten Stufe der freistaatlichen Einheitschule nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu erweitern suchen müssen. An eine Annäherung der Hochschule an die Schule kann deshalb niemals gedacht werden. Das wäre eine schlechte »Reform«, die den Kulturwert der Hochschule herabsetzte, statt ihn zu heben! Damit erscheint aber freilich die Hochschulreform auf dem Wege zur Einheitschule auf den ersten Blick überhaupt ausgeschlossen. Jeder Versuch einer organisatorischen Neuordnung führt in dieser Richtung offenbar zu einer Herabsetzung der Hochschule als der Trägerin des deutschen Forschergeistes.

Und doch ist dieser Schluß ganz falsch. Denn es wird ja doch nirgend verlangt, daß die äußere und die methodische Reform von oben ausgehen muß. Man kann auch ebenso gut den umgekehrten Weg gehen und die Schule in Organisation und Methode der Hochschule annähern. Diesen Weg geht ja auch tatsächlich die gesamte deutsche Bildungsreform, wenn man ihre Tendenzen und bisherigen Resultate beobachtet. Die Einführung der Schüler-selbstverwaltung in den höheren Schulen, die Ausbildung der Schule zur Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler, die Betonung des physischen

und psychischen Arbeitsunterrichts, in dem die Schüler durch eigenes Betrachten, Beobachten, Forschen, Studieren, Probieren, Schaffen und Experimentieren ihre Erkenntnisse gewinnen, wie alle die auf die Umwandlung der Lehr- und Lernschule in eine Lebens- und Erlebensschule gerichteten Bestrebungen bedeuten doch tatsächlich nichts weiter als eine Annäherung der Schule an die Formen der Hochschule. Deshalb sind ja auch gerade diese schulreformerischen Gedanken wirkliche Reformen. Denn sie enthalten eben eine Modernisierung der Organisation und einen inneren Fortschritt zugleich.

Man wird einwenden wollen, daß durch solche Maßnahmen die Hochschulreform selbst jedoch nichts gewinnt. Aber das scheint nur so. Denn auf diese Weise erhält die Hochschule zunächst einmal im Gegensatz zu früher ein Schülermaterial, das schon auf der Schule an freies Arbeiten und eigenes Forschen gewöhnt wurde. Sie kann also ihrerseits ihre Ziele heute wieder weiter stecken als damals. Weiter aber ist auf diesem Wege bereits eine bedeutende methodische und organisatorische Annäherung zwischen Schule und Hochschule und damit schon eine gewisse äußere »Vereinheitlichung« geschaffen, so daß sich beide heute schon lange nicht mehr so gegensätzlich gegenüberstehen wie früher. Wenn diese Maßnahmen deshalb zunächst auch solche der Schulreform sind, so dienen sie doch letzten Endes auch der Hochschulreform, weil sie die notwendige äußere Einheit zwischen Schule und Hochschule herbeiführen. Die Eingliederung der Hochschule in den Rahmen der Einheitschule und damit die Hochschulreform muß auf organisatorischem und lehrmethodischem Gebiet daher immer mehr bei der Schule als bei der Hochschule anfangen. Trotzdem oder besser gerade deshalb kann diese äußere Reform aber auch niemals eine Wertminderung der Hochschule, sondern immer nur eine Hebung der Schule zur Folge haben.

Dessenungeachtet bleiben die äußeren Möglichkeiten einer Hochschulreform natürlich immer beschränkt. Man wird gewiß auch noch diese oder jene Organisationsänderung an der Hochschule selbst vornehmen können. Einige Dinge wie die Selbstverwaltung und die Mitarbeit der Studentenvertretungen an dieser bedürfen sogar entschieden noch der Erweiterung. Im allgemeinen wird sich jedoch die Hochschulreform nunmehr vor allem auf *i n n e r e* Fragen beziehen und den Geist zwischen ihr und der Schule »vereinheitlichen« müssen, wenn die Hochschule ein Glied der großen Einheitschule werden soll. Daß dabei auch eine gründliche Reform des der Schule eigenen Geistes vorauszusetzen ist, liegt auf der Hand. Aber darauf wird das ganze Problem schließlich doch immer wieder hinauslaufen, *d e n G e i s t* der Schule von oben bis unten in Übereinstimmung zu bringen und so alle Stufen und Zweige der »Einheitschule« dem einen großen Ziel der abgestuften und doch einheitlichen Volksbildung und Volkserziehung für alle Berufe und Zweige des Lebens dienstbar zu machen. Das Ganze dem Ganzen und das einzelne dem einzelnen zum Wohle des Ganzen, das ist die Formel, auf die sich der Kulturwert der Einheitschule mit wenigen Worten bringen läßt.

Betrachtet man das Problem der Einheitschule in diesem Sinne, so bestimmen vornehmlich pädagogisch-politische und pädagogisch-ethische Gesichtspunkte den Geist, der in der gesamten deutschen Erziehung walten muß. Von welcher Seite man auch das öffentliche Leben ansieht, man kommt immer wieder zu dem Ergebnis, daß dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit die Basis zur Bildung einer Weltanschauung fehlt. Deshalb tut uns, zumal im

Sinblick auf die so verschiedene Stellung der einzelnen zur religiösen Weltanschauung, als ein allen Kreisen gemeinsamer Weltanschauungsgrund die philosophische Bildung und Aufklärung bitter not — ganz abgesehen von dem Streben nach philosophischer Besinnung, das heutzutage das deutsche Volk durchzieht und von manchen Seiten in der Gegenwart gröblichst mißbraucht wird. Denn das öffentliche politische und sittliche Leben eines demokratischen Freistaats verlangt gründliche Einsicht und feste Grundsätze in der Lebensauffassung seiner Bürger, die bei aller notwendigen Freiheit der Überzeugung doch in einem gemeinsamen Boden wurzeln müssen. Ob es sich dabei um Fragen der Politik oder der Sitte, des Rechtes, der Freiheit, der Einsicht oder des Glaubens, des Verstandes oder des Gefühls handelt — sie alle sind letzten Endes philosophischer Art. Und das Leben erfordert heute täglich und stündlich unsere freie Entscheidung in solchen Dingen. Diese aber kann nur dann in ständiger Konsequenz erfolgen, wenn jede einzelne Persönlichkeit über eine festbegründete Weltanschauung verfügt. Sie zur Bildung einer solchen anzuregen und zu befähigen, ist daher die oberste Aufgabe der öffentlichen Volkserziehung und Volksbildung in jedem Freistaat, wenn anders dieser sich nicht leichtfertig selbst aufgeben will. Und die Geschichte lehrt ja auch in zahlreichen Fällen, daß Freistaaten sich nur da auf die Dauer gehalten haben, wo sie ihren Bürgern die Bildung einer freien Weltanschauung durch die öffentliche Erziehung ermöglichten und auf diese Weise philosophisch durchgebildete Volkskulturen schufen. Von den vielen Beispielen seien hier nur das Athen des Perikles im Altertum und das moderne Frankreich in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart genannt. Jenes war ein durch und durch »philosophischer« Volksstaat, der seine Blüte seinem Geiste verdankte, und dieses sorgt in vielständigem wöchentlichem Fachunterricht auf den höheren und Hochschulen und durch populäre Vorbietung der wichtigsten Weltanschauungsfragen in den Volksschulen (Freiheit, Recht, Sittlichkeit und ähnliches) für eine gründliche philosophische Schulung und Aufklärung aller Volkskreise. Im gleichen Sinne ist die Verbreitung philosophischer Volksbildung auch eine der wichtigsten Erziehungsfragen im neuen Deutschland. Deshalb kann auch in der deutschen Einheitschule der Geist, der den vielverzweigten Bau zu einem einheitlichen Ganzen im Interesse des Volksganzen zusammenschmiedet, immer nur philosophischer Art sein. Die Erziehung zur Weltanschauung überhaupt und die Anregung zur Bildung einer solchen muß das gemeinsame Erziehungsziel aller Stufen und Zweige der Einheitschule sein. Dabei kann jede von diesen doch ungehindert ihren besonderen Aufgaben dienen, wie ebenso auch bezüglich des Inhalts der in der Einheitschule zu vermittelnden Weltanschauung jede Freiheit von unten bis oben hinauf Gebot und Gesetz sein muß.

In diesem Sinne muß die innere Hochschulreform in einer Ausdehnung der Philosophie als eines Pflichtfachs für die Studierenden aller Fakultäten und Faktionen bestehen. Es geht nicht an, daß in einem demokratischen Staat, dessen Wurzeln ganz in der philosophischen Weltanschauung liegen, nur der kleine Kreis der Oberlehrer und Geistlichen die Philosophie gründlicher kennt. Wie die philosophische Weltbetrachtung hier Gemeingut aller Staatsbürger sein muß, so müssen alle »gebildeten« Berufe in dieser sozusagen zur Volkswissenschaft gewordenen Wissenschaft eine der Bedeutung ihres Berufs für das Volksganze entsprechende vertiefte Kenntnis besitzen. Deshalb

muß das Studium der Philosophie in Zukunft in allen gelehrten Berufen obligatorisch sein, und die nächste Aufgabe der neuen Hochschule wird in erster Linie darin bestehen, das Interesse der verschiedenen Fakultäten für die Philosophie verschieden zu wecken und zu beleben. Wenn dann auch die Schule, von der Volksschule bis zur höheren Schule, und die Volkshochschule der philosophischen Erziehung und Aufklärung ganz anders als bisher dienstbar gemacht werden — worüber ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert habe (»Der freie Lehrer«, Augustheft 1921) — und wenn auch die Hochschulen im gleichen Geiste bei aller Verschiedenheit der Einzelzwecke an dem gleichen gemeinsamen Ziel der Erziehung des Volkes zur Weltanschauung arbeiten, dann ist die Einheitlichkeit des deutschen Bildungswesens bei aller gebotenen Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit erreicht oder mit anderen Worten die Einheitschule tatsächlich geschaffen. Die Hochschulreform aber ist dann ebenfalls an dem ihr gesteckten Ziel angelangt: sie hat die Hochschule bei aller Wahrung ihres besonderen Kulturwerts und ihrer Eigenart in den großen Rahmen der Einheitschule eingegliedert. Denn nur in dem sie beherrschenden Geiste und niemals in äußeren Dingen kann die wahre Einheit der Einheitschule gesucht werden.

Danach sind also doch wohl die inneren Maßnahmen der Hochschulreform die entscheidenden. Sie in erster Linie machen die Hochschule zu einem Teile des großen deutschen Erziehungswerkes, das in seiner Gesamtheit dem Aufbau einer neuen Volksgemeinschaft und Volkskultur dient. Daß außerdem noch in den meisten Studienfächern sachliche Erneuerungen und Veränderungen sehr erwünscht sind, will ich im übrigen durchaus nicht bestritten haben. Diese im einzelnen zu erörtern, kann jedoch nicht Aufgabe der vorliegenden Studie sein, die sich auf die Behandlung der großen Gesichtspunkte beschränken muß.

Eins aber sei noch hervorgehoben. Die Forderung der philosophischen Bildung sämtlicher Studierender holt gleichzeitig noch ein Bildungsverräumnis nach, dessen Schwere wir alle im öffentlichen Leben seit Jahr und Tag empfunden haben. Je mehr sich die Entwicklung der letzten Jahre als eine spezifisch psychische im einzelnen und im allgemeinen darstellte, um so tiefer wurde die Kluft zwischen dem Volke einerseits und den Verwaltungs-, Justiz- und Kriminalbehörden andererseits. Die spröde Starrheit der letzteren und infolgedessen auch ihre gänzliche Unpopularität, die der Volksmund gern als »Bureaukratismus« bezeichnet, sind jedoch nicht zuletzt aus dem Unvermögen der leitenden Beamten entsprungen, massen- und individualpsychologisch zu denken. Denn es ist ganz klar, daß heutzutage j e d e r »geistige« Beruf ein gewisses psychologisches Verständnis erfordert. Der Richter, der Staatsanwalt, der Kriminalist, der Verteidiger, der Verwaltungsbeamte, der Politiker, der Journalist und der Arzt brauchen es ebenso wie der Künstler, der Lehrer und der Geistliche. Ein solches aber ist ohne philosophische Schulung nicht zu erreichen. Deshalb geschieht es auch im Interesse der sachlichen Studienreform, wenn die Hochschulreform endlich auch für diese Berufe die philosophische Bildung einführt und so eine Lücke beseitigt, die schon oft im öffentlichen Leben unangenehm hervortrat.

Der Einwand aber, daß eine innere Hochschulreform im Sinne der Ausbreitung der philosophischen Studien auf alle Fakultäten tatsächlich kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt in mittelalterliche Bildungsformen sei,

fällt bei näherem Hinsehen in sich selbst zusammen. Denn jener philosophische Vorkursus, der früher den eigentlichen Fakultätsstudien vorausging, hatte ungefähr den gleichen Bildungsinhalt wie die heutigen drei Oberklassen des humanistischen Gymnasiums. Das am Schlusse desselben abzulegende Magisterexamen stand vollständig der heutigen Abiturientenprüfung gleich. Auch das Alter der Schüler war ganz dasselbe. Von eigentlichen philosophischen Studien aber konnte dort höchstens im Sinne einer philosophischen Propädeutik gesprochen werden. Demgegenüber bedeutet der obige Vorschlag denn doch ganz etwas anderes. Außerdem wird man auch kaum behaupten können, daß die damaligen Studenten durch ihre obligate philosophische Bildung Schaden gelitten hätten. Das könnte man höchstens, wenn man dem extremen Gesinnungszwang in der reaktionärsten Form huldigte, und auch dann nur wider das eigene bessere Wissen. Denn daß ein Luther und Melanchthon, ein Lessing, ein Herder, ein Goethe, ein Schiller und wie sie alle heißen mögen, gerade ihren philosophischen Studien das meiste verdankten, wird ernstlich kaum jemand bestreiten wollen.

Literargeschichtliche Schriften

Von J. Klische

Vor gut Jahresfrist zeigte ich hier eine neue Literaturgeschichte des damaligen Professors an der Berliner Technischen Hochschule *Waldemar Oehlke* an. Ich konnte diesem Werk keine besondere Empfehlung mitgeben; war es doch in mehr als einer Hinsicht etwas oberflächlich gearbeitet. Heute liegt ein neues Buch des gegenwärtig an der Pekingischen Reichsuniversität wirkenden Autors vor. Es ist bei *Max Niemeyer* in Halle erschienen und führt den anspruchsvollen Titel »Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen« (712 Seiten, Preis geheftet 60 Mark, gebunden 80 Mark).

Sehen wir zu, inwieweit das in Lexikonformat gehaltene umfangreiche Werk die in seinem äußeren Titel liegenden Verheißungen innerlich erfüllt. Auf den ersten Blick erweist sich die Arbeit als eine objektive Übersicht über den in Frage stehenden Zeitraum, die Darstellung ist leicht lesbar, die einzelnen Abschnitte sind ihrer Bedeutung nach umgrenzt, die politischen und philosophischen Einwirkungen sind gebührend berücksichtigt, und auch die Einflüsse des Auslandes kommen zu ihrem Recht. Zudem gibt der Verfasser häufig knappe, charakteristische Proben aus den Werken der einzelnen Dichter. Auch in puncto Tendenz ist an der Arbeit nichts auszusetzen. Gelegentlich der Besprechung des oben erwähnten, bei *Welshagen & Klasing* herausgekommenen Buches bemängelte ich neben anderem die dort enthaltene Bemerkung, daß »Börne im Gegensatz zu Heine gut deutsch gesinnt gewesen sei. Von solchen — Schiefheiten ist das neue Werk frei. Hier wird auf S. 189 ausdrücklich betont, daß Heines von Paris aus erfolgte Angriffe und Spötereien sich »nicht gegen seine Heimat, sondern gegen ihre damaligen Herren und Einrichtungen« richteten und daß in seinem Herzen eine »tiefte Liebe zu allem Deutschen« lag.

Dennoch komme ich um einige Ausstellungen nicht herum. Einmal scheinen mir die Einflüsse sozialer Natur zu wenig berücksichtigt. Ein Mangel, der allerdings bei der heute herrschenden Literaturgeschichtsschreibung fast durchweg Tradition ist. Ferner: so berechtigt auch die Einteilung im allgemeinen ist: die Wert- und demzufolge Raumzumessung an die einzelnen Autoren scheint mir nicht immer berechtigt. Wie will beispielsweise der Verfasser es verantworten, daß einem durchaus nicht epochalen Erzähler wie *Abalbert Stifter* 22 Seiten Platz zugewiesen wurden, während der bedeutende Lyriker *Lenau* mit 8 Seiten, *Gerhart Hauptmann*

mit 13 Seiten abgefunden sind, Max Kreher aber mit 6. Zeilen und Clara Viebig gleichfalls mit knapp 14 Zeilen eingeschachtelt wurden! Bei aller Liebe für den idyllischen Böhmen entsteht da denn doch die Frage: Sind denn die dichterischen Stimmungen Lenaus von geringerer Bedeutung als die des meines Erachtens von einzelnen Literaturhistorikern maßlos überschätzten Stifter? Und dürfen in einem solchen Buche die doch sicher beachtenswerten Zeitromane der Viebig mit ganzen 14 Druckzeilen abgetan werden?

Freilich, auf solche Fragen erfolgt in der Regel die Antwort, daß gegenüber den lebenden Autoren erst die Zeit ihr Urteil fällen müsse. Ein nicht gerade selbstbewußter, keineswegs von eigenem Blick zeugender Einwand, mit welchem dem zeitgenössischen Leser wenig gedient ist.

Beabsichtigt Waldemar Döhle immerhin, wie anerkannt werden soll, eine objektive Darstellung der schönliterarischen Geisteskräfte, so wird Adolf Bartels in seinem neuen Buche um so einseitig kritischer. Dieser hat bei H. Haessel in Leipzig unter dem Titel »Die Jüngsten« ein Werk (248 Seiten, kartoniert 18 Mark, gebunden 23 Mark) erscheinen lassen, das sich als ein Teil der demnächst erscheinenden neuen Ausgabe seiner »Deutschen Dichtung der Gegenwart« darstellt. Bartels führt uns fast alle in jüngster Zeit mit mehr oder weniger Können und Erfolg hervorgetretenen Roman- und Bühnendichter in wenigen Zeilen vor. Lexikalische Gewissenhaftigkeit kann man ihm kaum abprechen, doch trüben seine deutsch-völkischen Scheuklappen häufig sein Urteil. Daß er unsere ganze Zeit als politisch und wirtschaftlich völlig »verjudet« ansieht und mit schärfstem Schimpf bedenkt, braucht kaum besonders betont zu werden. Merkwürdig: dieser Adolf Bartels hat vor anderthalb Jahren im Auftrag Reclams einen zweibändigen literarischen Handweiser (vergl. Neue Zeit, 38. Jahrgang, 2. Band, S. 39) verfaßt, in dem dergleichen Gehässigkeiten gänzlich fehlen!

Von ganz anderer Art als die genannten beiden Bücher ist die von unserem Dresdener Parteiverlag Kaden & Co. herausgebrachte »Deutsche Literaturgeschichte«. Ihr Verfasser, Dr. Otto Wittner, fiel bereits im ersten Jahre des Weltkriegs. Soweit er das Werk nicht selbst druckfertig machen konnte, besorgte dieses sein Freund Ernst Lissauer, der auch die Vorbemerkung zu dem Buche schrieb. Wittners Arbeit verzichtet auf einen auch nur gedrängten Abriß des ältesten und frühmittelalterlichen deutschen Schrifttums. Der 400 Seiten fassende, gebunden 30 Mark kostende Band setzt mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein und führt bis zum Ausbruch der Märzrevolution. Ein zweiter in Aussicht stehender Band soll den Zeitraum von 1848 bis zum Weltkrieg behandeln.

Wenn auf manche literarhistorische Übersicht das Wort aus dem Goetheschen »Faust« zutrifft, nämlich daß der Leser wohl eine Reihe von Tellen vor sich sieht, denen aber leider das verbindende geistige Band fehlt, so gilt dieses sicher nicht für das Wittnersche Werk. Mit scharfem Blick und kluger Wertabschätzung überschaut und schildert der Verfasser die einzelnen Zeiträume und literarischen Epochen. Die sozialen Zeiteinflüsse kommen voll zur Geltung, wie überhaupt das Buch sich als die Arbeit eines durchaus selbständigen Beurteilers offenbart. Allerdings: wer in erster Reihe Daten und biographische Anhaltspunkte sucht, wird schwerlich auf seine Rechnung kommen. Wittner setzt eine gewisse geschichtliche, politische und literarische Velefenheit voraus. Dem, der über eine solche verfügt, wird die Lektüre des flott und geistvoll geschriebenen Werkes zu einem Genuß.

Literarische Rundschau

Von Weimar bis Bielefeld. Ein Jahr Arbeiterjugendbewegung. Bearbeitet von Erich Ollenhauer. Berlin, Verlag des Hauptvorstandes des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands. 120 Seiten. Preis geheftet 5 Mark, gebunden M. 7.50.

Johannes Schult, **Das Jugendproblem in der Gegenwart.** Ebenda. 30 Seiten. Preis 2 Mark.

Diese beiden Veröffentlichungen hat der Vorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands kurz vor der Bielefelder Jugendtagung in die Öffentlichkeit geschickt. Er sucht mit ihnen sein Wirken nach zwei Seiten hin zu dokumentieren. Die umfangreichere, von Ollenhauer bearbeitete Schrift legt in gewissem Sinne Bericht ab über die Tätigkeit der Arbeiterjugendvereine seit der Weimarer Tagung. Sie gibt Kunde von einer erfreulichen Aufwärtsentwicklung und Vertiefung dieses jüngsten Zweiges unserer Bewegung. Ein starker Glaube, Kampfesmut und Siegesstärkerheit klingen aus jeder Seite dieser Veröffentlichung, die sich in die Teile »Aus der Werkstatt« (im wesentlichen: Vorstandsbericht), »den Bielefelder Tagen« (Aufgaben und Programm der Tagung) und »Wege in die Zukunft« (Ausblicke auf die organisatorische und kulturelle Entwicklung) gliedert. Die Zusammenstellung hat geschickt alles Starre und bürokratisch Anmutende vermieden, was dem Büchlein zu einem besonderen Vorzug angerechnet werden muß.

Das schmalere Hefchen, das das Jugendproblem behandelt, ist eine tiefeschürfende Studie nach den Quellen der gegenwärtigen deutschen (nicht nur proletarischen) Jugendbewegung. Der Drang nach Verinnerlichung und neuen Lebensformen erscheint dem Autor als stärkste Triebfeder für dieses junge Wollen. Diese Schrift verdient nicht nur von Jugendlichen, sondern auch von Eltern und Lehrern gelesen zu werden. Sie enthält ein reiches Maß von beachtenswerten Anregungen, sucht der Jugend nicht nur formal, sondern auch psychisch nahezukommen und gibt Ausblicke, die voll von reichen und schönen Hoffnungen sind. Für beide Veröffentlichungen möchten wir an dieser Stelle um eine mehr als oberflächliche Beachtung in der Parteigenossen werden.

Felix Weil, **Sozialisierung.** Versuch einer begrifflichen Grundlegung nebst einer Kritik der Sozialisierungspläne. Berlin-Fichtenau 1921, Verlag Gesellschaft und Erziehung. Preis 11 Mark.

In diesem Buche, das als Heft 7 der Schriftenreihe »Praktischer Sozialismus« erscheint, unternimmt der Verfasser den Versuch, das Wort Sozialisierung begrifflich festzulegen und dadurch die Grundlagen zu schaffen für eine erspriechliche Auseinandersetzung über das Für und Wider einer Sozialisierung. Er bedauert es, daß über den Begriff Sozialisierung noch so viel Unklarheit herrscht, und diesem Abelsand will er abhelfen. An der Hand zahlreicher Zitate aus einschlägigen Schriften weist er nach, daß der Ausdruck Sozialisierung vieldeutig ist und daß man ihn zu einem Schlagwort gestempelt hat, das in den wirtschaftlichen und politischen Kämpfen der Revolutionszeit eine verhängnisvolle Rolle spielte. Er forscht nach den Ursachen dieser Begriffsverwirrung, die er darin findet, daß man Sozialisierung bald verbal, bald substantivisch auffaßt, das heißt, daß man bald vom Sozialisieren spricht als von einer natürlichen Entwicklung oder einem aktiven Willen zur Sozialisierung, bald von der Sozialisierung als einem Zustand, einer Wirtschaftsweise. Sodann kritisiert er die bisherigen Sozialisierungspläne, wobei er die vorgebliche Sozialisierung von der wirklichen Sozialisierung unterscheidet. Die letztere läuft entweder hinaus auf ein bestimmtes Ziel, oder sie wird gedacht als eine Übergangsmaßnahme auf dem Weg zum Sozialismus. Nach der Meinung des Verfassers genügt es nicht, daß wir aus dem Kapitalismus hinauskommen, wir müssen auch in den Sozialismus hineinkommen, was nicht möglich ist ohne die Vereinigung von marxistischer Schulung mit freier schöpferischer Phantasie zu bewußter praktischer Tätigkeit.

Die fleißige Arbeit, die am Schlusse noch ein umfangreiches Quellenverzeichnis bietet, ist im Seminar des Professors Dr. Robert Wilbrandt in Tübingen entstanden. Sie ist geeignet, in dem verzwickten Sozialisierungsproblem Klärung zu schaffen und zum Vergleichen anzuregen.

Franz Lankhöfer

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Zum Parteitag. Von Otto Wels.

Staatsbeamtenschaft, Volksstaat und Sozialdemokratie.
Von Friedrich Frank (Freiburg i. Br.).

Die Programmvorschläge zur Kommunalpolitik. Von
Dr. Max Quard (Frankfurt a. M.).

Die Auslandspolitik im Parteiprogramm. Von Steiner-
Jullien.

**Unsere Stellung zur Landwirtschaft im Programm-
wurf.** Von H. Wittich (Frankfurt a. M.).

Die Frauen und das neue Parteiprogramm. Von Dr.
Sophie Schfer (München).

Die Frauenerwerbsarbeit. Von E. W. Neumann.

Literarische Rundschau: Richard Lohmann, Das Schul-
programm der Sozialdemokratie. ♦ Edmund Fischer,
Die Sozialisierung des Wohnwesens und der Bau-
stoffproduktion. ♦ Zur Sozialisierung des Kohlenberg-
baus. ♦ R. S. Francé, Das Gesetz des Lebens.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

An unsere Genossen und Leser!

Mit dem Ablauf des Septembers endet der 39. Jahrgang der *Neuen Zeit*. Wir ersuchen unsere bisherigen Leser, unverzüglich ihr Abonnement zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Zugleich aber wenden wir uns an alle Genossen und Parteifreunde, die bisher noch nicht Abonnenten unserer Wochenschrift waren, besonders an alle Partei-, Arbeiter- und Gewerkschaftssekretäre, mit der Bitte, nicht nur selbst auf die *Neue Zeit* zu abonnieren, sondern sie auch den Parteigenossen dringend zum Abonnement zu empfehlen.

Mehr noch als früher gilt es heute, die sozialistische Bewegung geistig zu vertiefen und ihr eine feste wissenschaftliche Basis zu verschaffen. Der Krieg und die ihm folgende deutsche Revolution haben eine Reihe der schwierigsten politischen und wirtschaftlichen Probleme aufgeworfen und die Partei vor Aufgaben gestellt, deren Lösung gebieterisch die Zusammenfassung der in ihr vorhandenen geistigen Kräfte und deren weitere Ausbildung fordert. Zudem haben sich seit dem Ende des Weltkrieges viele Personen der Sozialdemokratischen Partei als Mitglieder angeschlossen, die früher anderen Parteien angehörten und teilweise noch in deren Anschauungen befangen sind. Sie in die Gedankenwelt des Sozialismus einzuführen und fester an die Partei zu binden, ist eine dringende Notwendigkeit.

Die *Neue Zeit* als wissenschaftliche Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie erblickt deshalb vor allem ihre Aufgabe darin, für theoretische Aufklärung in den Reihen der Parteigenossen zu wirken und die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in ihren großen gesellschaftlichen Zusammenhängen wie in ihrer geschichtlichen Bedingtheit darzustellen. Sie möchte den Boden ebnen zur geistigen Neuorientierung der Partei, zu ihrer Konsolidierung als einer das gesamte öffentliche Leben in stärkstem Maße beeinflussenden Geistesmacht, und deshalb alles zusammenfassen, was im Sozialismus lebenskräftig zu neuer Gestaltung ringt.

Die *Neue Zeit* ist daher für alle jene ein unentbehrliches Organ, die nach einem tieferen Einblick in die gesellschaftliche Entwicklung verlangen, als die in erster Linie dem täglichen Nachrichtendienst gewidmete Tagespresse zu bieten vermag. Vor allem können jene die *Neue Zeit* nicht entbehren, die berufen sind, die sozialistische Wissenschaft in die Massen hineinzutragen und im Dienste unserer großen Kulturbewegung rednerisch und schriftstellerisch zu wirken. Die *Neue Zeit* sollte deshalb in dem Bücherregal keines Genossen, der sich in leitender Stellung befindet, in keiner Partei- und Gewerkschaftsbibliothek fehlen. Auch jede Ortsvereinsleitung gewinnt Anregung und Belehrung für die Funktionäre und für die Diskussionen in ihren Versammlungen durch das ständige Lesen der *Neuen Zeit*.

Probehefte werden auf Verlangen gern geliefert.

Die *Neue Zeit* erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteurs zum Preise von vierteljährlich M. 19.50 zu beziehen.
Das einzelne Heft kostet M. 1.50.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis M. 19.50 ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls M. 19.50 für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandkosten.

Verlag und Redaktion der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 25

Ausgegeben am 16. September 1921

39. Jahrgang

Nachdruck des Artikels nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Parteitag

Von Otto Wels

Selten ist ein Parteitag in einer Zeit solcher politischen Spannung zusammengetreten wie der nach Öhrlich einberufene, und doch dürfen wir überzeugt sein, daß er seine Arbeiten, unbeirrt durch die hochgehenden Wogen, in selbstbewußter Sicherheit erledigen wird. Die Parteitage der deutschen Sozialdemokratie sind Tage der Arbeit. Sie unterscheiden sich dadurch von dem tagelang fortbauernnden Phrasengeklengel der kommunistischen und unabhängigen Tagungen, auf denen der kapitalistischen Gesellschaft unentwegt das Todesglöcklein geläutet und zugleich als vornehmste Aufgabe des Klassenkampfes der Kampf gegen die eigenen Klassengenossen, soweit sie der Sozialdemokratischen Partei angehören, und gegen die sogenannte Gewerkschaftsbureaukratie gepredigt wird. Wohl ist nicht zu verkennen, daß die Selbstbeannung im unabhängigen Lager während des verschlossenen Jahres gewisse Fortschritte gemacht hat; immer aber glaubt man dort noch, sich selbst belügen zu sollen durch die Behauptung, die Mehrheitssozialdemokratie verkörpere den »Reformismus«, während die Unabhängigen die Erbsöhne des »reinen revolutionären Sozialismus« seien. In Wirklichkeit sind alle positiven Erfolge der letzten Jahre der praktischen Arbeit der Sozialdemokratie zu danken, und diese Erfolge wären sicherlich noch weit größer, wenn die Kräfte der Partei durch den Spaltungskampf nicht vermindert worden wären. Der Vorwurf des Reformismus ist nichts als eine Reminiszenz aus jenen früheren Tagen, als Radikale und Revisionisten in der Partei sich bitter befehdeten, und doch hat schon damals einer der ersten Vorkämpfer der heutigen Unabhängigen nachgewiesen, daß Reform und Revolution für den Marxismus untrennbar verbunden wären wie Mittel und Zweck. Gerade das Spezifische der marxistischen Politik sei, daß in ihr der Gegensatz der rein reformistischen und rein revolutionären Richtung in einer höheren Einheitlichkeit aufgehoben sei.

Auf dem Parteitag zu Öhrlich wird die Frage Reform oder Revolution kaum eine Rolle spielen. Die Partei geht zielbewußt ihren Weg. Gewiß bestehen in ihren Reihen manche Meinungsverschiedenheiten, doch sind diese so sekundärer Art, daß sie das Marschtempo nicht zu hemmen vermögen. Vor allem zeigt sich: in der Partei herrscht überall die Zuversicht, daß wir vorwärtskommen. Immer bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die schlimmsten Schäden, die die Spaltung der Arbeiterbewegung zugefügt hat, überwunden sind. Diese Erkenntnis wird, des bin ich sicher, auch die Arbeiten des Parteitags zu Öhrlich bestimmen. Öhrlich wird eine neue Etappe darstellen auf dem Wege zur Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, deren historische Mission sie immer mehr zur Vertreterin aller werktätigen Volksschichten macht. Durch den Krieg und seine Nachwirkungen sind weite Kreise

zu proletarischer Lebenshaltung gezwungen, die einst rein instinktiv der Sozialdemokratie als Klassenpartei ablehnend gegenüberstanden. Sie alle aber erkennen mehr und mehr in der Sozialdemokratie die Vertreterin ihrer geistigen und materiellen Interessen. Der Begriff der arbeitenden Klasse weist sich und ebnet der Sozialdemokratie den Weg, auch in solche Kreise einzudringen, die ihr bisher feindlich gegenüberstanden.

Zielsicher geht die Sozialdemokratische Partei den ihr durch die wirtschaftliche Entwicklung vorgezeichneten Weg; fester und fester formieren sich ihre Kampfreihen, so daß selbst reaktionäre Anstrengungen von größerer Kraft als der Rapp-Putsch an diesem Wall scheitern müssen. Die Parteiorganisation stellt schon heute im Verein mit den Verbänden der gewerkschaftlich organisierten Massen eine Macht dar, die ihresgleichen nicht hat.

Anders sieht es im Lager der Unabhängigen und Kommunisten aus — im kommunistischen noch schlimmer als im unabhängigen. Die Kommunistische Partei Deutschlands hatte vor einigen Monaten noch mitteilen lassen, daß sie über eine halbe Million Mitglieder zähle. Auf ihrem Parteitag in Jena berichtete sie, daß die Zahl nur noch etwa 300 000 betrage. In Wirklichkeit aber zählt diese Partei nach dem Eingeständnis ihrer eigenen Führer nicht viel mehr als 100 000 zahlende Mitglieder. Sie ist zum Absterben verurteilt, zumal sie schon bisher nicht aus eigener Kraft zu bestehen vermochte, sondern ihr Leben zu einem wesentlichen Teil den von Rußland gezahlten Subsidien verdankte. Mit dem Geld ihrer deutschen Mitglieder läßt sich der mit russischem Geld aufgebaute Parteilapparat nicht erhalten. Allenthalben wird deshalb schon den Parteisekretären und Redakteuren der Kommunistischen Partei ihre Stellung gekündigt. Auch die Unabhängige Partei erklärt offen, daß sie die Schädigung, die sie durch den Halleischen Parteitag erfahren hat, nicht zu überwinden vermag. Es ist ein schwacher Trost, wenn sie erwartet, die von ihr bisher betriebene Politik werde einst vor der Geschichte ihre Rechtfertigung finden. Vielleicht zeugt es bereits von beginnender Einkehr, wenn die »Freiheit« betont, daß die Unabhängige Partei sich einer Selbsttäuschung hingeben würde, wenn sie behaupte, daß ihre Arbeit jetzt schon die ihr gebührende Anerkennung gefunden habe. Die Unabhängigen selbst stellen die Tatsache fest, daß Hunderttausende von Arbeitern, die bis zur Spaltung ihrer Partei angehörten, jetzt von keiner der drei Parteien organisatorisch erfaßt werden. Was die Sozialdemokratie als einzigen Erfolg des ersonnenen Radikalismus immer betont hat, müssen nun wider Willen auch die Unabhängigen eingestehen: daß die Massen, die den lautesten Schreiern gläubig zulaufen, bei der ersten Enttäuschung wieder der politischen Gleichgültigkeit verfallen. Gerade jene ihrer »revolutionären« Kämpfer, die einst unsere Partei beschimpften, vermehren heute das große Heer der Teilnahmslosen.

Der Parteitag zu Görlitz wird sich mit dem ganzen Komplex der inneren und äußeren Politik zu befassen haben; sind doch innere und äußere Politik für Deutschland untrennbar geworden, seitdem der Versailler Friedensvertrag, ein Instrument der Außenpolitik, in unsere inneren Verhältnisse tief eingegriffen hat. Leider hat die Sozialdemokratie in früherer Zeit der Außenpolitik nicht die Aufmerksamkeit gewidmet, die notwendig war. Ein Fehler, der freilich in den Verhältnissen begründet lag. In den verflochtenen fünfzig Jahren der Parteientwicklung waren naturgemäß alle Kräfte der Agitation und dem Aufbau der Organisation gewidmet; die Zahl der vorhandenen

Kräfte war verhältnismäßig gering, die Fülle der Aufgaben allein schon auf innerpolitischem Gebiet riesengroß, so daß die Außenpolitik nicht die erforderliche Beachtung fand.

Die Einwirkung des Versailler Vertrags auf unsere innere und äußere Politik soll in Kürze eingehend behandelt werden, und wir zweifeln nicht, daß der Parteitag die bisher von der Partei befolgte Politik als richtig anerkennen wird. In erster Linie war diese Politik darauf gerichtet, die Einheit des Reiches in wirtschaftlicher und politischer Beziehung zu erhalten. Allen separatistischen Bestrebungen stellt sie den Einheitsgedanken entgegen, der allein die Gefahr des Rückfalls in Kleinstaaterei, politische und wirtschaftliche Ohnmacht verhindern kann.

Gegenüber dem Geschrei der Deutschnationalen über die Unerfüllbarkeit des Versailler Vertrags, dessen Schwierigkeiten die Partei niemals verkannt hat, wird der Parteitag, wie wir erwarten, jeden Revanchegedanken ablehnen und einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und jenen ziehen, die das deutsche Volk in den verbrecherischen Wahnsinn neuer kriegertischer Verwicklungen zu stürzen bereit sind. Der Idee der Revanche stellt die Partei die Forderung der Revision des Versailler Vertrags entgegen, und sie erhofft von der politischen Entwicklung und der wachsenden Erkenntnis der wirtschaftlichen Solidarität der Völker Europas, daß das deutsche Volk im Rahmen der europäischen Völkerfamilie jene Bewegungsfreiheit zurückgewinnen wird, die zum Wiederaufbau seiner Wirtschaft unbedingt erforderlich ist. Die Unterzeichnung des Ultimatums wäre eine Pflicht der Parteien gewesen, die Deutschland in das Unglück des verlorenen Krieges gestoßen haben. Ihre politische Gewissenlosigkeit gestattete ihnen jedoch, sich der Verantwortung für ihre Handlungen auch diesmal zu entziehen. Wie bei der Unterschrift des Vertrags von Versailles war die Sozialdemokratische Partei gezwungen, um die Besetzung des Ruhrgebiets und den Verlust Oberschlesiens zu verhindern, in die Regierung wieder einzutreten und an Stelle der wahrhaft Verantwortlichen die Verantwortung zu übernehmen.

Die Politik, die in jenen Tagen des Ultimatums eingeleitet wurde, hat Deutschland vor dem Schlimmsten bewahrt. Es zeigt sich, daß die Gegensätze in der Entente, die auf dem Widerstand Englands gegen die Errichtung einer militärischen Hegemonie Frankreichs in Europa beruhen, letzten Endes doch der Erhaltung des europäischen wirtschaftlichen Friedens dienen. Unverkennbar ist, das beweist auch der Friedensschluß mit Amerika, daß Deutschland außenpolitisch wieder festeren Boden unter die Füße bekommt, wenn es ihm gelingt, die monarchistisch-reaktionäre Propaganda zu brechen und die demokratische deutsche Republik aufrechtzuerhalten.

Eifrig hat zwar in der letzten Zeit die monarchistische Fronde gewählt, doch die Ermordung Erzbergers war ein Signal für alle demokratisch gerichteten Kreise, die immer dreister werdenden Reaktionen in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Seit Monaten war die reaktionäre Presse erfüllt von Beschimpfungen und Bedrohungen der Republik. Demonstrationen, Kontrollversammlungen, Regiments- und Bataillonsstage mit provozierenden Ansprachen jagten einander, als ob Deutschland keine andere Sehnsucht hätte als baldige Rückkehr der in den Novembertagen des Jahres 1918 ausgerissenen Hohenzollern. Genau wie in den Novembertagen jammert man jetzt in der konservativen Presse um »Schuß vor der Kasse« und beteuert in den

höchsten Tönen der Verzweiflung, daß man an der Ermordung Erzbergers unschuldig sei. Die Sozialdemokratische Partei wird auf ihrem Programm energisch fordern: die Republikanisierung der Reichswehr und die Entfernung aller jener aus verantwortlichen Stellen, die dem monarchistischen, verfassungswidrigen Treiben der Deutschnationalen Vorschub leisten, ferner eine beschleunigte Reform der Justiz und wirksame Gesetze zum Schutz der Republik.

Auch die Frage der Einigung wird auf dem Parteitag nach den vorliegenden Anträgen wieder eine Rolle spielen. Wie in der Abwehr gegen die Zerstümmung der Gewerkschaften unsere Partei mit den Unabhängigen vielerorts zusammengeht, so ist man auch in manchen städtischen Körperschaften bereits zur Bildung von Arbeitsgemeinschaften geschritten. Es ist meiner Ansicht nach nicht wahrscheinlich, daß der Parteitag in dieser Frage von den Richtlinien abweichen wird, die die Partei in Kassel aufgestellt hat — Richtlinien, die der Partei offensichtlich nützlich gewesen sind. Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei hat in der letzten Zeit sowohl im Reichstag wie in ihrer Presse eine wesentlich andere Haltung beobachtet als früher. Der Sinn für die Realitäten des Lebens ist ihr offenbar stärker zum Bewußtsein gekommen, seitdem der Druck ihrer hyperradikalen, zur kommunistischen Partei übergetretenen einstigen Anhänger fortgefallen ist und sie an dem Erfolg unserer Partei das Verscheitete ihrer eigenen politischen Taktik zu erkennen vermochten. An unserer Partei, die die Einigung der Arbeiterklasse auf das innigste erstrebt und alles getan hat, Spaltungen zu vermeiden und zu vertiefen, wird es nicht liegen, wenn sich die Herstellung der geschlossenen Front verzögert; da wir aber an den Grundsätzen des demokratischen Sozialismus festhalten, ist die erste Bedingung einer Einigung, daß die Unabhängigen die Forderung der Minderheitsdiktatur völlig aufgeben. Heute sehen wir noch, wie die Unabhängigen in Orten, in denen sie zahlenmäßig die Übermacht haben, es durchaus ablehnen, mit unserer Partei gemeinsame Sache zu machen. Nur dadurch, daß unsere Partei allerorts ihre volle Selbstständigkeit wahrte, wird sie die Unabhängigen in den Städten, in denen die stärker sind als wir, dazu erziehen, unsere Gleichberechtigung anzuerkennen.

Die Frage der Beteiligung der Sozialdemokratie an der Regierung, die für das Reich durch den Kasseler Parteitagsbeschuß erledigt wurde, wird auf dem Göttinger Parteitag näher interpretiert werden müssen. Das Ziel, das der Kasseler Beschuß verfolgte, war die Sicherung der Demokratie in der Republik. Wir wissen, daß die Republik am wirksamsten geschützt wird, wenn alle sich zusammenscharen, die sich zu ihr und ihrer Verfassung bekennen und gegen jeden Angriff von rechts oder links zur Verteidigung bereit sind; doch ist zwischen jenen Monarchisten, die eifrig die Rückkehr zur Monarchie erstreben, und den sogenannten Vernunftmonarchisten, die sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen wollen, zu unterscheiden. Es ist kein Geheimnis, daß innerhalb der Deutschen Volkspartei die Gegensätze auf das höchste gestiegen sind und in ihr heute drei verschiedene Gruppen miteinander kämpfen. Gelegentliche Stoßtrupps führender Volksparteiler haben verraten, daß sich manche Mitglieder in den Verhandlungen der Reichstagsfraktion oft mit geballten Fäusten gegenüberstehen. Freilich mit Stinnes und mit jener Gruppe, die seinen Spuren folgt — darüber kann ein Zweifel nicht bestehen —, kann die deutsche Sozialdemokratie nicht zusammen in einer Regierung arbeiten.

Schwere Entscheidungen stehen der Partei in der Steuerfrage bevor. Die Steuervorlage des Kabinetts Wirth, die einer Erhöhung der indirekten Steuern und damit eine ungeheure Belastung der breiten Massen des arbeitenden Volkes bedeutet, ist nach Gesichtspunkten hergestellt, die an die Zeiten übelster Steuermacherei erinnern. Die Partei hat demgegenüber bereits betont, daß sie an die Frage der indirekten Besteuerung nur herantritt, wenn ihr Garantien für eine eingreifende Belastung des Besitzes gegeben werden. Die Besitzsteuern, die bisher vorgelegt sind, genügen der Partei keineswegs. Sie sind kein Gegengewicht gegen die enormen Verbrauchssteuern. Der Parteitag wird meiner Ansicht nach darauf bestehen müssen, daß eine Erfassung der Goldwerte durch unmittelbare Reichsbeteiligung an der Industrie und der Landwirtschaft erfolgt. Auch die geplante Umgestaltung der Körperschaftssteuer in eine einmalige Abgabe bietet keinen Ersatz für die allgemeine Vermögensbeteiligung des Reiches.

Noch ein Wort zur Debatte über das Parteiprogramm. Es erscheint mir nicht durchaus nötig, daß der Börlitzer Parteitag dem Programm seinen Namen gibt. Die Partei kann es schließlich ertragen, wenn die Debatte über den revidierten Programmentwurf noch ein Jahr fortgesetzt wird; aber irrig ist die Auffassung, das Programm, das von der Partei fertiggestellt wird, könne der Einigung der Arbeiterklasse entgegenwirken. Der Einigung der Arbeiterschaft werden irgendwelche Programme weder förderlich noch hinderlich sein. Die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten weisen der Arbeiterklasse ihren Weg, und diese Notwendigkeiten sind stärker als alle Programme.

Mit allen Programmdebatten waren bisher Äußerungen verknüpft, wie sie von den Kritikern jetzt gegen die Arbeiten der Programmkommission erhoben werden. Es ist durchaus nicht richtig, daß das Erfurter Programm schmerzlos und durch einheitlichen Willen der Partei aus der Taufe gehoben worden ist, wie jetzt irrigerweise vielfach behauptet wird. Der Parteitag zu Halle hatte dem Parteivorstand den Auftrag erteilt, dem nächsten Parteitag einen Programmentwurf vorzulegen. An die Veröffentlichung dieses Entwurfs knüpfte sich sofort eine Kritik, gegen welche die an dem jetzigen Entwurf geübte fast ein laises Säuseln ist. Nicht weniger als vier Programm-entwürfe und über fünfzig Abänderungsanträge lagen dem Erfurter Parteitag vor, und angenommen wurde nicht der Entwurf des Parteivorstandes, sondern der Entwurf der Redaktion der Neuen Zeit — mit einigen geringfügigen Änderungen. Der Parteivorstand hat also damals, wenn man in der Tonart der Kritiker des heutigen Programmentwurfs reden will, eine vernichtende Niederlage erlitten, und doch gehörten ihm Männer wie August Bebel, Paul Singer, Wilhelm Liebknecht und Ignaz Auer an. Und kaum war das Erfurter Programm angenommen, als es auch schon als überlebt bezeichnet wurde. Das hat nicht gehindert, daß die Partei sich dreißig Jahre unter ihm zu der jetzigen Höhe entwickelt hat. Auch das neue Programm wird viele nicht befriedigen und kann es nicht; denn die Aufgabe der Ausarbeitung eines neuen Programms ist heute eine ungleich schwierigere als im Jahre 1890. Notwendig wird allerdings sein, daß auf dem Parteitag eine größere Kommission unter Hinzuziehung der auf dem Parteitag vertretenen Kritiker die Vorlagen sowie die zum Programmentwurf gestellten Anträge einer eingehenden Prüfung unterzieht. Wir sind überzeugt, daß es dieser

Kommission, ebenso wie jener in Erfurt, möglich sein wird, die Gegensätze auszugleichen, Fehler zu beseitigen und dem Parteitag als Ergebnis der Beratungen eine Vorlage zu unterbreiten, die der Partei als programmatische Standarte in den drohenden schweren Kämpfen der nächsten Jahre zu dienen vermag.

Ernstes Wollen überwindet auch die größten Schwierigkeiten, und dieses Wollen ist vorhanden. Es ist deshalb auch nicht zu befürchten, daß der östlicher Parteitag weniger leisten sollte als seine Vorgänger.

Staatsbeamtenschaft, Volksstaat und Sozialdemokratie

Von Friedrich Frank (Freiburg i. Br.)

In der badischen Republik sollte, einem Gerücht zufolge, ein Sekretär der freien Gewerkschaften zum Vorstand eines Oberversicherungsamts ernannt werden. Der Gedanke, einem aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen, mit der Praxis der sozialen Gesetzgebung und Rechtsprechung vertrauten Manne ein solches Amt zu übertragen, rief eine Anzahl mittlerer Verwaltungsbeamten auf den Plan. In unsachlicher Art, mit persönlichen Beschimpfungen sozialdemokratischer Minister, wurde von ihnen in bürgerlichen Tageszeitungen die beabsichtigte Ernennung bekämpft und angekündigt, man werde durch passive Resistenz dem Neuling der bürokratischen Technik das Leben sauer zu machen wissen. Dieser Vorfall gibt uns Veranlassung, objektiv und unvoreingenommen die Stellung der Beamtenschaft, insbesondere der mittleren Beamten, zum Volksstaat und zur Sozialdemokratie zu erörtern.

Die Haltung der Gesamtbeamtenschaft zu dem auf der Souveränität des Volkes beruhenden Staat und zur Sozialdemokratie ist selbstverständlich keine einheitliche, weil es sich um politische Fragen handelt. Eine politische Beamtenschaftsbewegung, eine »Beamtenschaftspartei«, die die Meinung der Gesamtbeamtenschaft unverfälscht zum Ausdruck bringen könnte, gibt es nicht und ist neben anderen, auf der Hand liegenden Gründen schon deshalb unmöglich, weil die Beamtenschaft nach ihrer wirtschaftlichen Lage, Vorbildung, Wirkungskreis, Herkunft und damit in sozialer und kultureller Hinsicht in drei große Klassen gespalten ist, in obere, mittlere und untere Beamte, die ihrer ganzen Lebensart entsprechend dem Bürgertum, dem Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft verwandt sind. Wenn die neuere Beamtengesetzgebung, im Interesse der »Ausgleichung der Klassengegensätze«, nach Möglichkeit die Bezeichnung obere, mittlere und untere Beamte zu umgehen sucht und die Verwaltungspraxis den bisher unmöglichen Aufstieg des einzelnen in eine sozial höhere Klasse prinzipiell zuläßt, so wird damit an der sozialen Dreiteilung des Beamtentums nichts geändert, der Sammelbegriff Beamten umfaßt ja den Minister wie den Boten. Die zur Wahrnehmung der Beamteneressen vorhandenen Fachvereine, Verbände, Kartelle, Gewerkschaften erklären sich als parteipolitisch neutral. Der »Deutsche Beamtenschaftsbund« zum Beispiel hält es für vorteilhaft, wenn Vertreter der Beamtenschaft im Lager aller Parteien stehen, und fordert seine Mitglieder auf, in den politischen Parteivereinen besondere politische Beamtenschaftsschüsse zu bilden.

Klar und durchsichtig, im ganzen genommen, ist das Verhältnis des höheren Beamtenums zur Republik und zur Sozialdemokratie. Wir wollen uns daran erinnern, daß die maßgebende und infolge einer unrichtigen Staatsauffassung vorwiegend auf den Macht- und Autoritätsgedanken eingestellte wilhelminische Bürokratie des Obrigkeitsstaats der Mehrheit der oberen Beamten aller Grade und Dienstzweige, bewußt oder unbewußt, Ziel und Richtung gab. Sie sah sich aber plötzlich in völlig fremde Gefilde, in den Volksstaat verschlagen. Auch kennen wir die Rolle, die die höhere Bürokratie beim Erwachen des Bürgerturns, beim Übergang vom absoluten in den konstitutionellen beziehungsweise halbkonstitutionellen Staat, in allen deutschen Ländern gespielt hat. Der bekannte Heidelberger Historiker Ludwig Häußler, ein vormärzlicher Liberaler, bemerkt in seinen im Jahre 1851 erschienenen »Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution« (1848/49):

... Die konstitutionellen Anwandlungen dauerten nur kurze Zeit; sobald es ernst werden wollte mit dem Wesen des Repräsentativstaats, sah sich die Bürokratie überall beeinträchtigt und angegriffen. Die Existenz einer unabhängigen, freisinnigen oder turbulenten Ständerversammlung mußte ihr immer unerwünscht werden. Die freie Presse sah sie eigens gegen sich gerichtet. Die Selbstregierung der Gemeinden und Bürger erschien ihr als eine Verkürzung ihrer eigenen Machtvollkommenheit.... So war sie die natürliche Feindin des wahren, des ehrlichen Konstitutionalismus; was sie als monarchisches Prinzip, als Prärogative der Krone usw. geltend machte, war in der Regel nur die eigene Macht, gegen die sich die landständische Opposition erhoben hatte.

Es ist nicht jedermanns Sache, persönliche Interessen, Standes- oder Klasseninteressen, den Interessen der Gesamtheit widerstandslos zu opfern, und es war noch nie, weder damals noch heute, bei der aus dem Polizeistaat hervorgegangenen Bürokratie Tradition, ihre Machtvollkommenheit ohne Kämpfe sich verkürzen zu lassen.

So ergibt sich für die Gegenwart mindestens eine innere Abneigung der Mehrzahl der oberen Beamten zur Republik von selbst, ganz abgesehen von ausgesprochenen Gegnern. Der höhere Beamtenstand, insbesondere die herrschsüchtige Juristenschaft, die in der Monarchie die gesamte Verwaltungsmaschinerie leitete, hat durch die staatsrechtliche Umwälzung an Herrschafts- und Autoritätsrechten sowohl dem beherrschten Volk als auch den unterstellten Beamten gegenüber am meisten eingebüßt, wie dies ja in der Natur des Volksstaats im Gegensatz zum Obrigkeitsstaat liegt. Die Abneigung gegen die Republik basiert daher bei vielen Angehörigen des Standes auf der Verletzung ihrer egoistischen Standesinteressen. Es fällt ihnen schwer, altgewohnte Vorrechte, die ihre Stellung verstärkten, aufzugeben, sie fühlen sich gekränkt und verdrängt. Sie verschließen sich der Erkenntnis, daß es für den neuen Staat einfach eine Selbstverständlichkeit ist, der Allgegenwart eines Verwaltungsjuristentums der bisherigen Art zu steuern. (Die Auffassung, die beispielsweise Guske in seinem Aufsatz über »Die Berufsbildung der Verwaltungsbeamten« oder Kranold in seinen Ausführungen über »Die politischen Beamten im neuen Staate« vertreten, sind für den Volksstaat Notwendigkeit, wenn er sich durchsetzen will. Beide Aufsätze sind im zweiten Band des 38. Jahrganges der Neuen Zeit erschienen.) Über die Stellung der höheren Beamten zur Sozialdemokratie als dem stärksten

und einflußreichsten Träger der Demokratie und Ränder einer neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung erübrigt sich demnach, weitere Worte zu verlieren.

In scharfem Kontrast zu den akademisch gebildeten Funktionären stehen die u n t e r e n B e a m t e n unbedingt zuverlässig auf dem Boden der Verfassung, sie haben im Staate der Rechtsgleichheit keinen Verlust, sondern ihr Recht als Gewinn zu buchen. Die Republik hat ihnen kostbare Errungenschaften gebracht: Ungehinderte Ausübung aller staatsbürgerlichen Rechte, freie Meinungsäußerung, volle Koalitionsfreiheit, Mitwirkung bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen, Verhinderung einer Willkürherrschaft im inneren Dienstbetrieb (Beamten- und Dienststellenausschüsse), Schutz gegen Ausbeutung der Arbeitskraft (Achtstundentag und einheitliche Regelung der Urlaubsfrage), erhöhte Rechtssicherheit (Beseitigung der geheimen Personalakten) usw. Nicht Dankbarkeit bestimmt die Stellungnahme der unteren Beamten gegenüber der Republik — denn in der Politik gibt es keine Dankbarkeit —, sondern die Erfüllung ihrer auf volle politische Gleichberechtigung und auf Beseitigung jedes Mißbrauchs des Arbeitsverhältnisses gerichteten Bestrebungen, eine Erfüllung, die ihnen der monarchische Obrigkeitsstaat hartnäckig versagte. Die Herkunft und Zugehörigkeit der unteren Beamtenschaft ist eine proletarische, und damit sind ihre natürlichen Beziehungen zur Sozialdemokratie genügend gekennzeichnet. Doch ist die proletarische Zusammensetzung des Standes keine gleichartige. Mit den aus dem reinen Lohnarbeiterstand in das Beamtenverhältnis Eingetretenen mischen sich frühere Berufsoldaten, Anwärter mit langer militärischer Dienstzeit und Zivilanwärter, die im strengen Sinne nie eigentliche Lohnarbeiter waren. Diese Mischung beeinflusst die politische Zugehörigkeit des Standes, und zwar, von Ausnahmen abgesehen, zuungunsten der sozialdemokratischen Partei. Aber auch jene Angehörigen dieser Beamtengruppe, die aus unklaren nationalen und religiösen Gefühlsströmungen heraus den bürgerlichen Parteien angehören, unterstützen die vorhandenen demokratischen, auf Erhaltung der Verfassung gerichteten Tendenzen dieser Parteien und lehnen die extrem orientierten monarchistischen Rechtsparteien unbedingt ab. So bildet die untere Beamtenschaft ein festes Bollwerk des neuen Staates, mit dessen Bestand ihre neu errungenen Rechte auf Gedeih und Verderben verknüpft sind.

Hat sich bei der Mehrheit der oberen und unteren Beamten in den aufgeworfenen Fragen eine bestimmte, von Tradition und Klassenbewußtsein diktierte Hauptrichtung durchgesetzt, die auch ohne ziffernmäßigen Nachweis leicht erkennbar ist, so liegen die Dinge bei den m i t t l e r e n B e a m t e n, die wir eingehender behandeln wollen, komplizierter. Es ist keine Ursache vorhanden, die in ihrem offiziellen Schrifttum bekante Treue zur Verfassung anzuzweifeln. Politische Bewegungen, die grundstürzende Änderungen im Staatsbetrieb hervorzurufen geeignet sind, erschrecken sie geradezu. Ihr Stand ist weder der Boden für die Entwicklung ausgeprägter Persönlichkeiten von starkem politischem Wollen, noch finden wir in ihm auch nur entfernt etwas von der revolutionären Aktionskraft des Proletariats. Klassenmerkmale führender Schichten sind nicht zu entdecken. Kann demnach von irgendwelcher von dieser Seite dem Volksstaat drohenden Gefahr keine Rede sein, so begegnen wir doch in der Haltung der mittleren Beamten

gegenüber der Republik und in verstärktem Maße gegenüber der sozialdemokratischen Partei Schwankungen, einem haltlosen Hin und Her und schließlich Handlungen politischer Augenblicksstimmungen. Diese Erscheinung findet in der Herkunft und sozialen Klassenzugehörigkeit des mittleren Beamtenstandes und in seiner Stellung, die er in der Gesamtbeamtenschaft einnimmt, ihre ausreichende Begründung.

Der Kern der mittleren Beamtenschaft rekrutiert sich aus den Söhnen von kinderreichen kleinen Bauern, Landlehrern, unteren Beamten aus dem Militärämterstand, Kleinkaufleuten, abhängigen Privatangestellten, Aufsehern, Handwerksmeistern usw., kurz aus dem ausgesprochenen niederen Kleinbürgertum in seinen graduellen Variationen. Jahrzehntelang, vom Beginn seiner dienstlichen Laufbahn an, zählt der Angehörige des mittleren Beamtenberufs selbst zu dieser Bevölkerungsschicht, wenn auch Bildungsunterschiede bestehen mögen. (Er wird sich in Zukunft, abweichend von den Vorkriegszeiten, auch bei Erreichung seines Höchsteinkommens kaum merklich über das Niveau der kleinbürgerlichen Lebensführung erheben können.) Diese kleinbürgerliche Abstammung ist für die innere Struktur der mittleren Beamtenschaft kennzeichnend und für ihre Handlungen und Beziehungen zur Um- und Mitwelt von ausschlaggebendem Einfluß.

Brave Poeten haben die kleinbürgerliche Welt, ihre siegreiche Tugend und das Glück im Winkel mit dem unvermeidlichen geblümten Kaffeetopf, auf recht sentimental gestimmten Leiern verkündet und gepriesen. Es wäre nicht sachlich, gewisse gute, dem Kleinbürgertum eigene Charakterzüge einfach zu ignorieren; aber schon 1844 hat Friedrich Hebbel, völlig unberührt von marxistischen Gedankengängen, in seiner »Maria Magdalena« die aus dem ganzen sozialen Milieu des Kleinbürgertums entspringenden typischen Eigenschaften, seine philisterhafte Engherzigkeit und Voreingenommenheit, die es in allen Lebenslagen zum willenlosen Sklaven einer landläufigen, hartherzigen Moral macht und fremde Ideen und Anschauungen nicht erfassen und aufnehmen läßt, in eindrucksvoller dramatischer Kunst zur Darstellung gebracht.

Das Kleinbürgertum war jedoch zur Zeit Hebbels und noch lange darüber hinaus als Klasse von hervorragender Bedeutung und politisch im Heerhaufen der demokratischen Opposition zu suchen. Durch die ökonomischen Umwandlungen geriet es, wie frühzeitig im »Kommunistischen Manifest« geschildert, in schwere Bedrängnis und zeigte sich gegen jeden sozialen Fortschritt rebellisch. Es ging in den arbeiterfeindlichen Parteien auf, Selbstvertrauen und Initiative schwanden dahin, zurück blieb eine verbissene Gegnerschaft gegenüber der anschwellenden Arbeiterbewegung, die im Bewußtsein, eine geschichtliche Mission zu erfüllen, kühn ihr Haupt erhob. Den innersten Gefühlen des autoritätsbedürftigen Kleinbürgertums kam die Gesetzgebungskunst entgegen, die eine durch Revolutionierung unserer wirtschaftlichen Daseinsbedingungen hervorgerufene geistige Bewegung mit Hilfe der Polizei bekämpfen wollte. Bei keiner Klasse hat das Schlagwort von der »Gemeingefährlichkeit« der Sozialdemokratie größere moralische Verwüstungen und sittliche Begriffsverwirrungen hervorgerufen als beim glaubensstarken Kleinbürgertum. Seine geistige Kraft bezog es von jeher aus amtlichen Verkündigungsblättchen, der kleinen Presse, aus Vorkurieren, Generalanzeigern und »Hinkenden Boten«.

Der bei allen Spielarten des niederen Kleinbürgertums festzustellende unwiderstehliche Drang, sich äußerlich einen besseren ökonomischen Anstrich zu geben und mit allen Mitteln einen gewissen Wohlstand aufrechtzuerhalten, stößt auf hartnäckige Widerstände und erzeugt jene gedrückte Atmosphäre und Pfennigsucherei, die Alltags- und Außendmenschen zermürbt und jeder Großzügigkeit des Denkens, Handelns und Empfindens, der Freiheit des Geistes Halt gebietet. Da von allen Jugendeindrücken die im Elternhaus empfangene politische Grund- und Weltanschauung im späteren Leben des Heranwachsenden am schwersten zu erschüttern ist, so ist bei den mittleren Beamten von vornherein eine durch Herkunft und Familientradition verständliche, der Sozialdemokratie feindliche Gesinnung zu konstatieren.

Eine Korrektur dieses ererbten Standpunktes war gerade dem mittleren Beamten durch seine dienstliche Stellung und seinen Aufgabenkreis über Gebühr erschwert. Man darf auch nicht vergessen, daß es an und für sich schon keine leichte Sache ist, in den Sozialismus einzudringen, der sich von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt hat und seinen Ursprung mit Namen wie Hegel und Feuerbach in Verbindung bringt. Selbst ein politischer Führer von seltener Begabung und geborener Proletarier, unser Ignaz Auer, hat auf dem hannoverschen Parteitag ehrlich erklärt: »Der Marxist, wie er hier und da verlangt wird, daß man es sein soll, kann ich nicht sein, weil ich mit meinen geistigen Fähigkeiten nicht imstande bin, in alledem, was unter dem Sammelnamen Marxismus rubriziert wird, mich zurechtzufinden ... ich bin ein begeisterter Anhänger der Marx-Engels'schen Lehre, soweit ich sie mit meinem Verstand aufzunehmen vermocht habe.«

Die wissenschaftliche Vorbildung der mittleren Beamtenenschaft besteht in der Regel in einem sechs- bis siebenjährigen Besuch einer höheren Lehranstalt, dem »Einjährigenschein«, dem sich ein drei- bis vierjähriger praktischer Vorbereitungsdienst mit einer oder zwei Fachprüfungen anschließt. Der alte »Einjährigenschein« — der immer noch in vieler Hinsicht ein Berechtigungsschein ist — in Verbindung mit dem Fachprüfungssystem führt bei der Abgeschlossenheit des Standes nicht allzu selten zur Unterschätzung der werktätigen Berufe des Volkes, die doch vielfach an Geschicklichkeit, Intelligenz und Ausdauer höhere Anforderungen stellen und schärfere Sinne erfordern als routinierte bürokratische Technik. So ist es erklärlich, daß manche mittlere Beamte, bei der allgemein als vorzüglich anerkannten fachlichen Ausbildung des Standes, an Überschätzung leiden, die natürlich nicht geeignet ist, ihre kleinbürgerlichen Instinkte zu überwinden. Der klassenbewußten Arbeiterschaft standen die mittleren Beamten unter dem alten Regime verständnislos gegenüber, hatten sie doch in ihr auf Dienstfeind den »inneren Feind« zu erblicken. Während ein erheblicher Teil der höheren Beamtenenschaft in Ausübung seines Berufs als Verwaltungsbeamter, Kameralist, Volkswirt, Richter, akademischer Lehrer sich mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen, wenn auch nur auf einem Spezialgebiet, beschäftigen muß oder in seiner Studienzeit volkswirtschaftliche, staatswissenschaftliche oder geschichtsphilosophische Vorlesungen wenigstens als Nebenfächer gehört und deshalb sich irgendwie mit Sozialismus und sozialer Bewegung auseinandergesetzt hat, so treffen diese Voraussetzungen für die überwiegende Mehrheit der mittleren Beamten nicht zu. Eine wissenschaftliche Grundlage für Fragen der Wirtschaft und verwandter Gebiete bringen sie in ihr Amt

nicht mit, und die durch harte Wirklichkeit gewonnenen Erfahrungen des Industriearbeiters, der wirtschaftliche Kämpfe und Krisen auf dem Arbeitsmarkt am eigenen Leibe verspürt und ihre Zusammenhänge durch die Aufklärungsarbeit der Gewerkschaften und ihrer Literatur verstehen lernen, gehen ihnen gleichfalls ab. Sie führen keinen Kampf mit dem Kapital, kennen die wirtschaftlichen Kampforganisationen höchstens dem Namen nach und sehen in der sozialdemokratischen Partei eine reine Arbeiterpartei.

Kommen mittlere Beamte durch Zufall, wobei der Aufenthalt in einer größeren Stadt eine Rolle spielt, der Idee des Sozialismus näher, so gerät es ihnen nur zu häufig an Zeit und Kraft, sich in eine für sie völlig neue Welt und Weltanschauung zu vertiefen. Denn sie sind die Last- und Arbeitstiere im Staate, die in mühevoller geistiger Kleinarbeit aufgerieben werden. Nur diejenigen unter ihnen, deren Energie und angefachte Begeisterung ausreichend waren, sich einem intensiveren Studium der Geschichte und Wirtschaft und unserer umfangreichen Parteiliteratur zu widmen, konnten für uns dauernd gewonnen werden. Ihre Zahl ist relativ gering. Der Masse der Mitläufer fehlt jede theoretische Durchbildung, sie läßt sich in der Regel von Standesinteressen auch der kleinlichsten Art leiten, große politische Gesichtspunkte, sobald sie mit jenen kollidieren, pflegen zu unterliegen.

Weitaus besser kommt der Volksstaat weg, denn er hat durch alle jene gesetzgeberischen Akte, die die Stellung der unteren Beamten zum Staate umgestalteten, nicht nur den mittleren Beamten die gleichen Errungenschaften gebracht, sondern auch die so bitter notwendige moralische Gesunderung des Standes ermöglicht und seine bisher gebundenen Kräfte der Allgemeinheit, dem Staatsganzen nutzbar gemacht. Wenn trotzdem die mittleren Beamten dem Volksstaat gegenüber nicht in gleichem Maße dieselbe straffe Haltung und Einheitlichkeit wie die unteren Beamten aufzuweisen haben, so liegt die Ursache darin, daß ihr Gefühl für Unabhängigkeit, ihr Freiheitstrieb, durch Spaltung und Zerklüftung des Standes in zahlreiche Gruppen und Grüppchen, nicht gleichmäßig entwickelt ist und durch lange Entwöhnung entschieden eingebüßt hat. Die pfiffige Bureaucratie des Obrigkeitsstaats huldigte der Taktik: teile und herrsche. Sie begnügte sich nicht allein damit, den Gesamtstand der mittleren Beamten durch eine mehr oder weniger gekünstelte Klasseneinteilung zu zersplittern, sondern rief in den einzelnen Fachgruppen selbst erhebliche soziale Differenzierungen hervor. Hierdurch entstand eine vergiftete Atmosphäre, ein Intrigantentum, eine Liebedienerei. Es gediehen alle jene Charaktereigenschaften, die man eben Subalternen zuschreiben geneigt ist. Dieser oder jener Geheime Sekretär duldete es unter der Einwirkung einer patriotischen Hunnenrede keineswegs, daß ein Chinese ihn scheel ansah, nahm es aber geduldig auf sich, daß der ganze Stand der mittleren Beamten durch seine Kriecherei von den eigenen Volksgenossen scheel angesehen wurde. Das Ideal dieser Leute war nicht die Freiheit, der Persönlichkeitsgedanke, das Bestreben, aus einem halb rechtlosen Zustand herauszukommen, sondern sie erschöpften sich in Außerlichkeiten.

Man bildete beispielsweise in den Berufsvereinigungen besondere Reserveoffizierskommissionen, die die bestehenden Schwierigkeiten, Reserveoffizier zu werden, aus dem Wege zu räumen hatten. Jetzt erst, nachdem man sich vorher taub und blind gestellt hatte, gibt man in Fachblättern den beschämenden Zustand, in den der Stand geraten war, offen zu. Die Nutz-

nieser des alten Systems, und es sind deren auch innerhalb dieses Standes nicht wenige gewesen, sind dem Volksstaat abgeneigt, aber das Gros der mittleren Beamten, das von einem lebenslänglichen, entwürdigenden Dienen erlöst worden ist, begrüßt den demokratischen Staat als seinen Befreier.

Die Programmvorschläge zur Kommunalpolitik

Von Max Quarch (Frankfurt a. M.)

Die Aufnahme der Programmvorschläge zur Kommunalpolitik namentlich in den Berliner Parteiversammlungen ist charakteristisch für die Verwirrung, die angerichtet worden ist durch die nachlässige Art, mit der die Leistung der Programmarbeiten an die Verarbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse der Einzelkommissionen gegangen war. Denn hier können kaum sachliche Meinungsverschiedenheiten eine große Rolle spielen. Seitdem die von der Berliner Parteiorganisation früher ausgegebene Parole sich an keinerlei Stadtverordnetenwahlen zu beteiligen, schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlassen wurde, haben sich unsere Berliner Freunde ebenso eifrig und erfolgreich in die Kommunalpolitik eingearbeitet wie die Genossen der übrigen Landesteile, und diese sachliche Arbeit hat von selbst eine starke Annäherung und Übereinstimmung in den materiellen Forderungen an eine soziale Kommunalpolitik in ganz Deutschland herbeigeführt. Hier gilt also sicher am allerwenigsten, so sehr sie bei anderen Teilen des Programmentwurfs zutreffen mag, die Erklärung des Genossen Heinrich Cunow, daß die sachliche Ungereiftheit und Gärung unserer Programmgedanken mitten in einer Übergangszeit die Hauptschuld an der entstandenen Verwirrung trage. Nein — der Abschnitt »Kommunalpolitik« aus den Programmvorschlägen gehört, soviel ich aus der öffentlichen Diskussion sehen kann, zusammen mit demjenigen über Verfassungswesen zu den sachlich am wenigsten umstrittenen. Nur spielt eben der schwere Fehlgriß, den die Leistung der Programmarbeiten mit der unsertigen Veröffentlichung der Programmvorschläge machte, den Beurteilern aus Parteikreisen gerade hier die drolligsten Streiche. Gerade hier hätten sie ein besonders ausführliches und bis in alle Einzelheiten durchgearbeitetes Register unserer Kommunalforderungen erwartet. So rief zum Beispiel Franz Krüger auf einer großen Berliner Parteiversammlung aus. Dabei hat die kommunalpolitische Kommission das Aktionsprogramm mit diesen Detailvorschlägen fertig liegen! Für die große Programmarbeit sollte sie aber etwas ganz anderes liefern, nämlich einige gedrungene Hauptsätze über die Prinzipien unserer Gemeindepolitik, die an der richtigen Stelle in unser Hauptprogramm eingearbeitet werden könnten.

Bei diesen Vorschlägen wurden also die Einzelheiten planmäßig und absichtlich zurückgedrängt und möglichst nur Grundsätze betont. Und nun vermissen unsere Genossen im Lande die Einzelheiten, ohne zu wissen, daß diese ausgearbeitet auf anderen Blättern für ein Aktionsprogramm bereit liegen. Daß aber dasjenige, was gedruckt wurde, ausdrücklich und auftragsgemäß nur einige Hauptgrundsätze allgemeiner Art für das generelle Parteiprogramm sein durfte. Hätte die Leistung der Programmarbeiten die Tätigkeit der Programmkommission zu Ende geführt, so wäre der Absatz über

Kommunalpolitik vermutlich nochmals stark zusammengedrängt und auf das Allerwesentlichste beschränkt unter die Forderungen des neuen Programm-entwurfs aufgenommen worden. So, wo man Unfertiges veröffentlichte, muß es natürlich die Parteilkritik nach b e i d e n Seiten, nach der Seite des Gesamtprogramms und nach der Seite des detaillierten Aktionsprogramms, unbefriedigt lassen.

Der grundsätzliche Kern in den kommunalpolitischen Vorschlägen, wie sie nun einmal vorliegen, ist im ersten Satz unter Ia zu finden: »Schaffung einer einheitlichen Gemeindeordnung für Stadt und Land sowie eines einzigen einheitlichen Gemeindevertreterkörpers für Leitung und Beratung aller Gemeindeangelegenheiten.« Darüber, daß wir Sozialisten die Einwohnergemeinde brauchen und eine einheitliche Gemeindeordnung mit einheitlichen G r u n d s ä t z e n (n i c h t Detailbestimmungen) für Stadt und Land für notwendig halten, gerade nachdem die Reichsverfassung hierin fast ganz versagte, ist wohl kein Wort mehr nötig zu sagen. Noch viel grundlegender ist, daß sich die Sozialdemokratie klar und unzweideutig einsetzen soll für eine völlige Umformung und Vereinfachung der Gemeindebehörden. In der landläufigen deutschen Vorstellung, auch noch bei einem großen Teil unserer eigenen Genossen, herrscht nämlich die Vorstellung, daß es selbst in der kleinsten Gemeinde, geschweige denn in den ganz großen, ohne die Zweiteilung der Gemeindegewalten in Gemeinde r e g i e r u n g und Gemeinde p a r l a m e n t nicht gehe, selbst wenn die Gemeinderegierung auf dem Lande oft nur von geringer Intelligenz und mehr vom Landrat als vom Dorfgewaltigen getragen wird. Man kann beinahe sagen, daß dem deutschen Gemeindebürger in Dorf und Stadt das Gegenspiel von Gemeinderegierung und Gemeindeparlament als etwas Unentbehrliches und in den Verhältnissen Gegebenes erscheint, wobei es verhältnismäßig gleichgültig ist, ob die Gemeinderegierung dargestellt wird vom Magistrat der preußischen Städteordnung, vom Bürgermeister der rheinischen Gemeindeordnung oder vom Gemeinderat süddeutscher Gemeindeverfassungsbestimmungen. Die gegenseitige Kontrolle der beiden obersten Gemeindebehörden und das Hin- und Herbewegen aller Gemeindeangelegenheiten zwischen ihnen schien sogar eine gewisse Zuverlässigkeit und Gründlichkeit der Gemeindeverwaltung zu sichern.

Daß hier ein Übermaß in der Konstruktion der Gemeindebehörden und ein schädlicher Überfluß an behördlicher Gemeindefätigkeit vorlag, ist weiteren Kreisen erst in der letzten Zeit zum Bewußtsein gekommen.¹ Man braucht die behördliche Verwaltung einer Gemeinde nicht nach der Schablone einer umständlichen Staats- und Landesregierung zu bauen. Der staatliche Absolutismus und seine Bürokratie mögen daran Interesse haben, weil sie die Gemeinde durch die Zweiteilung ihrer Behörden leichter beherrschen können. Die demokratische Selbstverwaltung hat das entgegengesetzte Interesse, nämlich die Gemeindeverwaltung möglichst einfach, reibungslos und

¹ Dagegen hat bereits die württembergische Gemeindeverfassung der Vorkriegszeit deutliche Anläufe zum Einkörpersystem genommen (vergl. meinen Leitartikel »Das Einkörpersystem« in der »Kommunalen Praxis« Mitte dieses Jahres). Die neue hamburgische Verfassung gibt ebenfalls der dortigen Einwohnervertretung allein die Zuständigkeit für die Gesetzgebung des Stadtstaats; der Senat, die Stadtregierung, hat nur ein beschränktes Einspruchsrecht.

billig zu gestalten und dem Eindringen der staatlichen Bureaukratie sowie als möglich zu wehren. In der ursprünglichen Verfassung der deutschen Landgemeinde, wie sie sich in der Schweiz und in England erhielt, sind jene demokratischen Elemente enthalten. In Deutschland wurden sie durch Grundherrschaft und Landesfürstentum so gründlich zerstört, daß die deutschen Gemeinden mit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fast überall in förmlicher Verwaltung waren. Ein bis heute dauerndes Zugeständnis an die landesherrliche Verwaltung der Gemeinden ist das Dasein einer besonders Gemeinderegierung neben der Gemeindevertretung geblieben. Denn die Gemeinderegierung, heiße sie Magistrat, Bürgermeister oder Gemeinderat, ist dem Einfluß der staatlichen Bureaukratie immer mehr zugänglich als eine Gemeindevertretung.

Unter der neuen deutschen Demokratie wird es Zeit, zu dem Grundsatz der einheitlichen Gemeindeverwaltung durch die Gemeindevertretung zurückzukehren, wie er sich in der Schweiz und in England erhalten und modernisiert hat. Die Modernisierung besteht darin, daß das Laientum der Gemeindevertretung für die schwierigeren Zwecke der modernen Stadtverwaltung ergänzt wird durch die Mitarbeit von Berufsbeamten und Technikern. Aber der große Unterschied der demokratischen und der bürokratischen Gemeindeverwaltung besteht darin, daß diese unentbehrlichen Techniker und Beamtenkräfte mit dem Verschwinden der Gemeinderegierung nunmehr nicht mehr dieser, sondern der gewählten Gemeindevertretung unterstellt werden. Nicht bloß die Fachbeamten und Referenten, sondern auch der oder die Bürgermeister werden von der Gemeindevertretung oder ihren Ausschüssen gewählt und sind ihre Angestellten. Die Einwohnerschaft wird also Herr ihres Beamtenkörpers. Dieser wird nicht mehr von einer Gemeinderegierung gegen die Gemeindevertretung ausgespielt, er untersteht und folgt nicht bloß den Beschlüssen des Gemeindeparlaments, sondern in stetiger und vor allem direkter Zusammenarbeit mit der Gemeindevertretung kommt er auch in die Lage, die Beschlüsse der Gemeindevertretung sachlich zu beeinflussen und technisch vorbereiten zu helfen. Sein Verhältnis zu dieser wird ein völlig anderes und neues. Da der Techniker und Berufsbeamte im direkten Verkehr mit der Gemeindevertretung und ihren Ausschüssen steht und als ihr Gehilfe angestellt und bezahlt ist, so rückt er dieser schon äußerlich viel näher. Einerseits entsteht bei ihm das Bestreben, sich bei der Gemeindevertretung durch gediegene Leistungen zu empfehlen; er kann dann hoffen, in leitende und selbständige Stellungen aufzurücken. Andererseits hindert ihn kein Gehorsamkeitsverhältnis zu einer Stadtregerung mehr, schon vorbereitend und beratend auf die Beschlüsse der Gemeindevertretungen einzuwirken und dem speziellen Sachverständnis auf allen Fachgebieten auf diesem kürzeren Wege für die Gemeindepolitik Geltung zu verschaffen; er ist vielmehr gerade dazu direkt berufen. Das Ergebnis wird sein, daß der fatale Gegensatz zwischen Gemeindebureaukratie und Gemeindevertretung mehr und mehr verschwindet und daß dabei doch das sachliche Sachverständnis in der Leitung der Gemeindeangelegenheiten stärker zur Geltung kommt. Die Einzelausschüsse der Gemeindevertretung, welche beispielsweise die Finanzen, die Wohlfahrtspflege, die Betriebe usw. verwalten, werden in der praktischen Leitung ihrer Abteilungen, für die sie dann in weit höherem Grade verantwortlich sind, dem Fach- und Sachverständnis schon im Inter-

esse ihrer Amtsführung und Wiederwahl weit größeren Raum und damit auch Achtung und Respekt gewähren müssen. Da außerdem alle Reibungen fortfallen, die früher durch das Vorhandensein eines Zwischenglieds, nämlich der Gemeinderegierung, verursacht wurden, so muß das Ergebnis für die Gemeindepolitik im Sinne der Demokratie, der Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung ein durchaus günstiges sein.

Einen deutlichen Beleg dafür, wie sich diese Überlegungen in den führenden Kreisen unserer Partei durchgesetzt haben, bietet die Schrift von Paul Hirsch: »Aufgaben der deutschen Gemeindepolitik nach dem Kriege«, erster Teil, dritte Auflage, 104 Seiten (Berlin 1921, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H.). Die vorliegende neueste Auflage ist im November 1920 abgeschlossen. Der Verfasser gibt dort die Begründung für die Rückkehr zum Einkörpersystem in der Gemeindeverwaltung nur erst in indirekter Weise, indem er Hugo Lindemann und dessen Ausführungen aus einer bekannten Abhandlung dieses ersten sozialistischen Kommunaltheoretikers für Deutschland zitiert (S. 15 ff.). Diese Ausführungen ergänzen meine Sätze von oben in sehr wirkungsvoller Weise und können und sollten bei Hirsch nachgelesen werden. Aber Hirsch erklärt sich noch nicht ausdrücklich solidarisch mit den Lindemannschen Vorschlägen. Er spricht noch, was viele Mißverständnisse seit der Bremer Resolution von 1904 hervorgerufen hat, vom »Einkammersystem« und läßt es jedenfalls ganz unentschieden, ob die Reformfrage schon dadurch gelöst ist, daß nach dem Vorschlag des preußischen Staatskommissars Drews für den Entwurf einer preußischen Städteordnung den Gemeinden überlassen bleiben soll, sich durch Ortsstatut für die Magistrats- oder Bürgermeistereiverfassung zu entscheiden. Das war natürlich keinerlei befriedigende Lösung. Nunmehr aber steht Paul Hirsch als Mitglied unserer Programmkommission und spezieller Leiter unserer Vorarbeiten für Kommunalpolitik auf dem Boden unserer klaren und grundsätzlichen Forderung: Schaffung eines einzigen, einheitlichen Gemeindevertretungskörpers für Leitung und Beratung aller Gemeindeangelegenheiten.² Sein Buch ist im übrigen eine reiche Fundgrube für die Orientierung in der geschichtlichen Entwicklung sowohl als der sozialen Ausgestaltung der deutschen Gemeindepolitik. Man darf ruhig sagen, daß Paul Hirsch schwerlich ein wichtiges Stück aus der Literatur und der Materialiensammlung deutscher Gemeindefähigkeit entgeht und daß er diese Bausteine außerordentlich geschickt für eine volkstümliche Einführung unserer Arbeiter in die kommunale Praxis zu verwenden weiß. Die vier Abschnitte der Schrift handeln von Verfassungs- und Verwaltungsfragen, Finanzwesen, Armen- und Waisenpflege und Arbeitslosenfürsorge.

Besonders interessieren wird hier seine Stellung zur Finanzfrage. Er stellt unverhohlen fest (S. 45 ff.), »daß die Gemeinden durch die Reichsfinanzreform schwer geschädigt werden. ... Ihre Einnahmequellen sind ihnen größtenteils verstopft, und es wird ihnen nicht leicht werden, selbst bei noch so großer Einschränkung ihrer Pflichten zu genügen.« Er empfiehlt dann, indem er eine Reihe von Vorschlägen von Leoni, Georg Bernhard und Lindemann bespricht, sowie die Gemeindeentwürfe der Sozialisierungskommission

² In einem Leitartikel der »Kommunalen Praxis« von Mitte dieses Jahres hat Paul Hirsch außerdem noch unsere Kommissionsarbeit für das Einkörpersystem besonders gerühmt und unterstrichen.

wiedergibt, den Ausbau bestehender und die Einrichtung neuer Wirtschaftsbetriebe durch die Gemeinden. Nach derselben Richtung gehen die kommunalpolitischen Vorschläge des Programmentwurfs. Sie betonen scharf die Notwendigkeit, gesetzliche Bestimmungen zu schaffen, die den Gemeinden in den Fragen der Kommunalisierung Freiheit lassen. Sie stehen also ebenfalls durchaus auf dem Standpunkt, daß die kommunalen Wirtschaftsbetriebe in Zukunft eine gewisse Rolle auch im Finanzleben der Gemeinden zu spielen haben. Der anspruchsvolle Satz unseres bisherigen preussischen Kommunalprogramms, daß »gegen mäßige Überschüsse, die nur eine Gebühr darstellen, nichts einzuwenden ist«, wird danach kaum noch aufrechterhalten werden können, wie Hirsch S. 46 zutreffend betont, wobei wir selbstverständlich den Kampf gegen wucherische Monopolpreise nicht etwa aufgeben.

Im übrigen versuchen die Programmvorschläge unter II »Gemeindefinanzen« noch einige besondere Gesichtspunkte für die Zuweisung von Anteilen an den Erträgen der Reichssteuern aufzustellen. Sie wünschen, daß den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der einzelnen Gemeinden Rechnung getragen wird, und fordern besondere Zuschüsse für alles, was die Gemeinde im staatlichen Auftrag verwaltet, insbesondere für Schul- und Gesundheitswesen, Wohlfahrtspflege und Wegebauten. Dabei wird in III »Schulwesen« die gemeindliche Selbstverwaltung der Schulen ganz richtig scharf betont; denn volle Selbstverwaltung ist sehr wohl auch dort möglich, wo Staatszuschüsse geleistet werden; und eine Gemeindeangelegenheit, die ganz hervorragend auch nach örtlichen Gesichtspunkten orientiert werden muß, natürlich innerhalb der gesetzlich festgelegten Grundsätze für den ganzen Staat, ist das Schulwesen ganz zweifellos. Ob diese besonderen Wünsche für Zuweisungen aus Reichssteuern noch in das Gesamtprogramm gepot oder nicht vielmehr in das Aktionsprogramm hätten verwiesen werden müssen, ist eine Frage, die infolge der planlosen Veröffentlichung der Programmvorschläge noch nicht entschieden wurde. Ich neige nunmehr zu der Anschauung, daß jene Punkte mehr dem Spezialprogramm überlassen werden können.

Am Schlusse sei es erlaubt, auf die großen Gemeindeverfassungsfragen im Punkt Ia und Ib der Vorschge zurückzukommen, wie ja überhaupt die Gemeindeverfassung Grundlegung und bestimmender Rahmen für alle gedeihliche Kommunalpolitik bleibt. Neben dem Einkrperssystem fordert der kommunalpolitische Teil des Programmentwurfs ganz selbstverständlich und nachdrücklich die Beschränkung des staatlichen Aufsichtsrechts auf das Recht der Beanstandung ungesetzlicher Verwaltungsakte der Gemeinden, sowie die Beseitigung des Besttigungsrechts der Aufsichtsbehörden gegenüber Organen, die von der Gemeinde gewählt oder von ihrer Vertretung bestellt werden. Das ist die notwendige negative Ergänzung zur positiven Organisation der demokratischen Selbstverwaltung durch das kommunale Einkrperssystem. Die Gemeindedemokratie darf nicht mehr an allen Ecken und Enden eingeschränkt werden durch die unwürdige Bevormundung, die darin liegt, daß jeder kommunale Schulinspektor, Schulleiter, Stadtrat oder Bürgermeister auf die Bestätigung durch die Regierung warten muß, wobei es sich doch immer in der Hauptsache um die Bestätigung politischer Gesinnungsttigkeit und nicht um eine staatliche Bürgschaft für das berufliche Können und Wissen des Betreffenden handelt. Offen gelassen ist in den Programmvor-

schlägen der kommunalpolitischen Kommission die Antwort auf die Frage, vor welchen Gerichten der staatliche Einspruch gegen ungesetzliche Verwaltungsakte der Gemeinden und ebenso natürlich umgekehrt die Beschwerden und Rechtsmittel der Gemeinden gegen das staatliche Eingreifen zu verhandeln sind. Hier wäre zwischen den gewöhnlichen öffentlichen Gerichten und besonderen Verwaltungsgerichten zu wählen. Meines Erachtens besteht auch vom sozialistischen Standpunkt aus keinerlei Bedenken dagegen, das ganze Verfahren demokratisch organisierten Verwaltungsgerichten zuzuwenden, deren Entwicklung und Tätigkeit sich in Deutschland wenigstens durchaus bewährt hat. Und endlich entspricht es ganz sicher vollkommen ausgebildeten demokratischen Grundsätzen wie den Wünschen weitestverbreiteter Kreise in der deutschen Sozialdemokratie, wenn die Vorschläge die Möglichkeit vorsehen, selbst diese weitgehende Gemeinbedemokratie in besonderen Fällen durch kommunale Initiative und Volksabstimmung korrigieren zu können, so daß der Grundsatz der republikanischen deutschen Reichsverfassung vom 11. August 1919, daß »alle Gewalt beim Volke liegt«, auch hier bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführt wird.

Danach ist wohl die Frage berechtigt, inwieweit das allgemeine Verdammungsurteil, das vielfach in Bausch und Bogen über die Programmorschläge von den Parteigenossen ausgesprochen worden ist, auch beim Kommunalprogramm begründet werden kann. Irgendwelche Vorschläge, wie es besser gemacht werden soll, sind mir wenigstens nicht bekannt geworden. Dagegen hat der große und unwälzende Gedanke der Sicherung der Gemeinbedemokratie durch das Einkörpersystem kaum irgendwo eingehend Besprechung und Würdigung, geschweige denn Widerlegung gefunden. Auch in allen diesen Beziehungen muß die geistige Mitarbeit unserer Genossen ein gutes Stück intensiver werden, wenn wir zu einem wohlüberlegten, durchdachten Programm kommen wollen, das nicht lediglich auf agitatorische Zwecke zugeschnitten ist.

Die Auslandspolitik im Parteiprogramm

Von J. Steiner-Jullien

Den Verfassern des neuen und des neuesten Programmentwurfs muß zugute gehalten werden, daß wir uns in einer abnormen Übergangsperiode befinden, deren Verlauf man nicht voraussehen kann. Vor die Aufgabe gestellt, auf dieser gleitenden Grundlage ein Programm aufzubauen, schwankten sie unsicher zwischen der Ausarbeitung eines grundsätzlichen Programms, das uns die Wege zeigen soll für die Arbeit eines Menschenalters, und der Aufstellung eines Aktionsprogramms, berechnet für die nächsten Jahre, wie es jede Partei bei Wahlen herausgibt. Die Tendenz des Wahlaufrufs hat schließlich vorgeherrscht. Das tritt nirgends deutlicher in Erscheinung als bei dem Teil, der den internationalen Beziehungen und der Auslandspolitik gewidmet ist.

Wohl sind im revidierten Programmentwurf schließlich die wiederholten Hinweise auf die »Siegerstaaten«, das »Versailler Diktat« usw., die sich in einem grundsätzlichen Programm einer sozialdemokratischen Partei recht sonderbar ausgenommen haben würden, gestrichen worden, aber was blieb,

schmeckt doch noch gar sehr nach Opportunismus, das heißt nach Gelegenheitsarbeit.

Das Erfurter Programm sagt darüber:

Die Interessen der Arbeiterklasse sind in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise die gleichen. Mit der Ausdehnung des Weltverkehrs und der Produktion für den Weltmarkt wird die Lage der Arbeiter eines jeden Landes immer abhängiger von der Lage der Arbeiter in den anderen Ländern. Die Befreiung der Arbeiterklasse ist also ein Werk, an dem die Arbeiter aller Kulturländer gleichmäßig beteiligt sind. In dieser Erkenntnis fühlt und erklärt die Sozialdemokratische Partei Deutschlands sich eins mit den klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder.

Ich wüßte nicht, was daran »veraltet« wäre. Oder glaubt man, daß die Lage der Arbeiter in den »Siegerstaaten« nicht abhängt von der Lage der deutschen und österreichischen Arbeiter? In Wirklichkeit ist diese Abhängigkeit heute viel größer, als sie jemals gewesen ist. Die deutschen und die österreichischen Arbeiter sind gegenwärtig die unfreiwilligen Schmutzkonkurrenten nicht allein der Arbeiter der sogenannten Siegerstaaten, sondern auch der neutralen Länder, und zwar infolge der schlechten Valuta, die den deutschen und österreichischen Exporteuren gestattet, ihre ausländischen Konkurrenten zu unterbieten.

Aber diese Valutafrage ist auch nur eine Folgeerscheinung. Sie ist der Ausdruck für die Ausplünderung der Volkswirtschaft durch den Krieg und der wirtschaftlichen Verpflichtungen mit Zwangsvorschriften, die die sogenannten Friedensverträge den beiden Ländern auferlegt haben. Österreich, dem man alle Glieder abgehackt hat, nicht viel mehr als einen Kopf und einen Magen zurücklassend, ist ja noch übler daran als Deutschland, dessen Wirtschaftskomplex im wesentlichen intakt geblieben ist. Der Witz der Weltgeschichte ist nun, daß die abgehackten Glieder, die zusammen einen Wirtschaftskomplex bildeten, allein nicht lebensfähig sind und nach einem Zentrum suchen, nach dem sie gravitieren können. Und nach der Zerstörung des österreichisch-ungarischen Wirtschaftskomplexes ist eben nur Deutschland geblieben. In Wirklichkeit haben die Weisen von Versailles nicht, wie sie meinten, einen Gürtel feindlicher Staaten um Deutschland geschaffen, die der Entente wirtschaftlich und politisch tributär sind, sondern einen Kranz wirtschaftlicher Satelliten, die nach Deutschland gravitieren und die sich politisch schnell von der Entente unabhängig gemacht haben. Das tritt mit einer geradezu komischen Deutlichkeit bei den Valutaschwankungen der tschechischen Krone zutage. Die routiniertesten Börsenleute haben es längst aufgegeben, das Geheimnis der deutschen Valutaschwankungen zu ergründen. Aber mag die Mark auch ganz sinnlos heute um 10 Punkte steigen, morgen um 15 Punkte purzeln, die tschechische Krone wird unentwegt und unermüdlich alle Purzelbäume der deutschen Mark nachmachen.

Wir haben heute eine Weltwirtschaftskrise von ungeheurer Ausdehnung, die nach meiner Überzeugung unheilbar ist. Sie wird sich wahrscheinlich noch verschärfen. Dank der Hungerlöhne der deutschen Arbeiter verspüren wir diese Krise noch am wenigsten. Die Krise muß sich verschärfen, weil Deutschland infolge des Vertrags von Versailles den Alliierten alljährlich eine unbestimmbare Anzahl von Milliarden, deren Umfang abhängt von der deutschen

Ausfuhr und dem deutschen Wechselkurs, zahlen muß. Mit anderen Worten, Deutschland muß alljährlich viele Milliarden Waren umsonst auf den Weltmarkt werfen.

Die Alliierten haben also, statt sich, wie sie vorgaben und vorhatten, gegen das deutsche »Dumping« zu schützen, ein Dumping von gigantischer Ausdehnung organisiert, das uns die sicherste Gewähr gibt, daß der Vertrag von Versailles nicht aufrechterhalten werden kann. Aber nicht allein deshalb. Da wir eine riesige Warenmasse auf den Weltmarkt werfen müssen, ohne dafür einen Gegenwert zu bekommen, sind wir nicht allein Schmutzkonkurrenten geworden, sondern sehr schlechte Käufer, weil wir uns in unseren Auslandskäufen eben auf das äußerste einschränken müssen. Wenn wir weniger kaufen, dann können die anderen Länder weniger verkaufen, somit gleichfalls weniger kaufen. Der ungeheure Rückgang des Außenhandels von England und Amerika, aber auch der anderen Staaten, hat keine andere Ursache als diese. Da wir aber erst am Beginn der Erfüllung unserer Verpflichtungen sind, wird sich die Krise unausweichlich noch verschärfen. Es erscheint mir überhaupt recht zweifelhaft, ob der Weltmarkt die Aufnahme von vielleicht 4 Milliarden Goldmark deutscher Gratiswaren verdauen können wird.

Die Alliierten verfahren bei der Ausarbeitung des Vertrags von Versailles nach mittelalterlichen Gesichtspunkten. Im Mittelalter waren die verschiedenen Länder, ja die verschiedenen Provinzen eines Landes wirtschaftlich voneinander unabhängig. Damals konnte man noch, ohne den Gang der Wirtschaft zu stören, Reiche gründen, aufteilen, Länder aneinanderkoppeln, Kriegskontributionen auferlegen. Heute ist die ganze Welt sozusagen eine Riesenfabrik und ein Konsumverein, in dem alle Teile ihre bestimmten Aufgaben haben, die eine lange Entwicklung bestimmt hat. Diese Tatsache hätte der neue Programmentwurf mehr herausarbeiten können, als es im Erfurter Programm geschehen ist, geschehen konnte, ohne deshalb in den polemischen Stil des ersten Entwurfs zu verfallen.

Statt dessen hat der »verbesserte« Entwurf diesen Passus ganz fallen lassen. Was über die internationalen Beziehungen in der Einleitung gesagt wird, ist eine oberflächliche Redensart. »Die Lebensrechte unseres Volkes wie die aller anderen Völker sind zu schützen durch eine internationale Rechtsordnung.... Die auf Verwirklichung des Sozialismus gerichtete Arbeit bleibt aber unvollständig, wenn ihr nicht zur Seite geht die internationale Verbindung...« usw. Warum das so sein soll, darüber erfährt man nichts. Und darauf kommt es doch schließlich in einem Programm an. Man hätte also den oben zitierten Passus des Erfurter Programms der fortgeschrittenen Entwicklung insofern anpassen sollen, indem man hervorgehoben hätte, nicht allein »die Lage der Arbeiter eines jeden Landes« wird immer abhängiger von der Lage der Arbeiter in den anderen Ländern, sondern der gesamte Wirtschaftskomplex der Welt ist heute ein innig verwobenes Ganzes, woraus eben folgt, daß die Leiden eines Volkes zurückwirken auf die anderen Völker, daß alle Konflikte, die zwei oder mehr Länder betreffen, im Interesse aller auf friedlichem Weg gelöst werden müssen, und daß die Arbeiterklasse als Trägerin der kommenden Wirtschaftsordnung auch die berufene Schützerin der friedlichen internationalen Beziehungen ist und sich deshalb international zusammenschließen muß.

Unbegreiflich ist mir, warum in dem »verbesserten« Entwurf der Passus von der Notwendigkeit der internationalen Arbeitersehge-
 geseßgebung, der vom Erfurter Programm in entsprechend erneuter
 Form in den ersten Entwurf übernommen worden war, verschwunden ist.
 Da es sich hier nur um einen Lapsus handeln kann, begnüge ich mich mit
 diesem Hinweis.

Was ich über die Oberflächlichkeit der »grundsätzlichen« Einleitung ge-
 sagt habe, gilt auch für den Teil »Die Völkerverbeziehungen und die Inter-
 nationale«. Nicht daß ich mich gegen eine der dort aufgezählten Forde-
 rungen und Wünsche wende. Aber es fehlt diesem Abschnitt — und leider
 nicht diesem Abschnitt allein — der geschichtliche Geist, der einem grundsätz-
 lichen Programm innewohnen muß. Der Wunschzettel ist ja sehr schön, aber
 wir erfahren nicht die geschichtlich zwingenden Gründe, warum wir gerade
 diese Wünsche haben. Ganz abgesehen davon, daß die einfache Logik ver-
 langt, daß der neunte Punkt an erste Stelle zu setzen ist, dem der zweite
 Punkt (Völkerverbund) in einer viel schärferen und historisch begründeten Fas-
 sung zu folgen hätte, wodurch manches überflüssig würde. Ganz abgesehen
 davon hat man den Eindruck, der Wunschzettel könnte ebenso gut anders
 lauten.

Und dies ist der schwerste Vorwurf, den man erheben kann. Ein Pro-
 gramm muß dem einfachen wie dem geschulten Verstand den Eindruck hinter-
 lassen, daß die Gesellschaft sich so entwickeln, folglich so gestaltet werden
 muß, daß die zwingende Logik von allen fordert, in diesem Sinne tätig zu
 sein. Diese geschichtliche Prägnanz fehlt dem Entwurf in allen Fragen der
 Auslandspolitik.

Unsere Stellung zur Landwirtschaft im Programmentwurf

Von **H. Wittich** (Frankfurt a. M., Mitglied des Preussischen Landtags)

Wenn schon vom rein bürgerlichen (kapitalistischen) Standpunkt aus es
 recht schwer ist, die Agrarfrage in Deutschland in eine zufriedenstellend pro-
 grammatische Form zu bringen, die der Betriebsgröße und den Besitzver-
 hältnissen Rechnung trägt, so ist die Lösung dieses Problems im sozialistischen
 Sinne mit schier unüberwindlichen Hindernissen verknüpft. Sofort kommt
 bei einem Lösungsversuch der Gegensatz zwischen der sozialistischen und der
 bürgerlichen Wirtschaftsauffassung zum Ausdruck.

Während der bürgerliche Nationalökonom das Schwergewicht auf die
 Rentabilität der bäuerlichen Wirtschaft legt und in bestimmtem Grade die
 Agrarfrage als gelöst betrachtet, wenn durch eine stärkere Siedlung die
 bäuerlichen Betriebe mit selbständiger Ackerndahrung vermehrt werden, so
 ist oberster Grundsatz der sozialistischen Auffassung, »der Grund und
 Boden muß im Interesse der Allgemeinheit verwendet
 werden«. Die Erzeugnisse müssen den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen,
 nicht der Profitrate angepaßt werden.

Die Schwierigkeiten der Lösung des landwirtschaftlichen Problems in
 Deutschland liegen in der Hauptsache an den sehr unterschiedlichen Betriebs-
 größen und Betriebsformen sowie den klimatischen und bodenkulturellen
 Verhältnissen. In der Sozialdemokratischen Partei kommt noch der Gegen-
 satz zwischen der politischen und volkswirtschaftlichen Auffassung in Betracht.

Als Beweis kann neben dem resultatlosen Verlauf der Agrardebatte auf dem Breslauer Parteitag die fünfundzwanzigjährige Pause bis zur erneuten Inangriffnahme eines neuen Agrarprogramms dienen. Von 1895 bis 1920 blieb es sozusagen unseren Agitatoren auf dem Lande allein überlassen, unsere Stellung zur Landwirtschaft zu definieren. Es kann nicht behauptet werden, daß dieser Zustand ein Vorteil für die Partei gewesen ist. Wie bei der Behandlung der Religionsfrage, so ist auch bei dieser Materie so mancher unserer Referenten (auch ländliche Redner) oft in ein unangenehmes Kreuzfeuer geraten. Aber ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß von einem nicht kleinen Teil unserer Agitatoren auf diesem Gebiet in der Zeit vom November 1918 bis nach den Wahlen im Reich und in Preußen im Jahre 1919 nicht leicht auszufüllende Fehler gemacht worden sind. Aus dieser Erkenntnis heraus und durch das Verlangen der praktisch tätigen Parteimitglieder schuf der Kasseler Parteitag 1920 als Provisorium die sogenannten agrarischen Richtlinien.

Wenn wir aber auch die Schwierigkeiten bei der Lösung dieser Frage nicht verkennen, so muß doch der betreffende Teil des Programmentwurfs stark enttäuschen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die neun Punkte des aufgestellten Agrarprogramms falsch oder überflüssig seien, aber es muß zum Ausdruck gebracht werden, daß dieser Teil des Programms zu stark den augenblicklichen politischen Verhältnissen Rechnung trägt. Es muß verlangt werden, daß unser grundsätzlicher Standpunkt, der unbestritten mit den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen übereinstimmt, klar zum Ausdruck kommt. Ohne Zweifel steht fest, daß die Genossenschaft ein sehr wichtiges Moment bei der Lösung der landwirtschaftlichen Probleme sein wird, aber nicht bei der endgültigen Lösung, sondern auf dem Wege, die Landwirtschaft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Die genossenschaftliche Organisation bietet die einzige Gewähr, den zersplitterten landwirtschaftlichen Besitz in Deutschland leistungsfähiger zu gestalten. Man kann auch damit einverstanden sein, daß die Genossenschaften sich vorerst mit der Beschaffung der Hilfsmittel zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion begnügen, aber man darf nicht vergessen, daß die genossenschaftliche Bodenbearbeitung die logische Konsequenz solcher Einrichtung bedeutet. Was nützt die Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen, Saatgut und sonstigen Hilfsmitteln, wenn die Parzellenwirtschaft deren Anwendung nicht ermöglicht. Der vorgesehene kaufmännische Zusammenschluß der landwirtschaftlichen Genossenschaften mit den Konsumgenossenschaften ist ferner für Produzenten wie für Verbraucher eine Frage von weitgehender Bedeutung. Es kann der allgemeinen Konsumgenossenschaftlichen Bewegung der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie in dieser Frage eine große Unterlassungssünde begangen hat.

Da die eigentlichen Landwirte erkannt haben, daß der Zusammenschluß der Genossenschaften der Erzeuger und der Verbraucher für sie von Vorteil ist, so mußte die genossenschaftliche Organisation in der Zeit des Übergangs von der gebundenen zur freien Wirtschaft diese Situation benutzen, um eine Organisation zu schaffen, die die landwirtschaftlichen Produkte aus den Händen der Erzeuger in die der Verbraucher legt. Dieser abgekürzte Weg wird sich bemerkbar machen auf dem Gebiet der Quantität, Qualität, Preisgestaltung und vor allen Dingen im Risiko des Erzeugers, das bei den heutigen Preisen kein geringes ist. Können auch die Schwierigkeiten zur Errich-

tung einer solchen Organisation, die zum größten Teil von bestimmter Seite aus parteipolitischen Erwägungen künstlich vermehrt werden, nicht verkannt werden, so verdient doch diese, nicht allein für die Konsumvereinsbewegung, sondern für die allgemeine Volkswirtschaft so bedeutende Frage eine ernstere Würdigung als bisher.

Trotzdem in organisatorischer Beziehung die Sachlage heute ungünstiger ist, besteht noch immer die Möglichkeit, eine solche Organisation ins Leben zu rufen. Der Bauer sieht ein, daß durch dieses System (neben sicheren Preisen) ihm ein sehr solventer Abnehmer geschaffen wird, den er wegen des durch die Preisgestaltung geschaffenen großen Risikos sehr gut gebrauchen kann. Der Reformbund deutscher Gutshöfe (Sitz Raubheim), der zum Teil diesen Weg beschritten hat, würde ganz gut als Ausgangspunkt dieser Bewegung in Betracht gezogen werden können.

Es ist, wenn man sich mit den in den neun Punkten aufgestellten Gegenwärtssforderungen einverstanden erklärt, eine Notwendigkeit, daß unsere grundsätzlichen Forderungen, die vollständig mit denen der Volkswirtschaft übereinstimmen, in einem Satz zusammengefaßt werden, der ungefähr lautet: Die Bewirtschaftung des Grund und Bodens darf nur im Interesse der Allgemeinheit erfolgen.

Es darf nicht zugegeben werden, daß in der Zeit der Lebensmittelknappheit und der finanziellen Nöte die Bebauung des Bodens nach dem Profit bemessen und dadurch unsere Abhängigkeit vom Ausland noch erweitert wird. Soll das Volk nicht verhungern oder dem Abgrund entgegensteuern, so ist man gezwungen — die Erfahrungen bei der jetzigen Getreidewirtschaft zeigen es —, eine andere Organisationsform zu finden. Diese muß, soweit das Inland in Betracht kommt, in einer planvollen Bebauung des Bodens und der Abgabe der Produkte von Organisation zu Organisation bestehen. Fühlt denn nicht der Blinde mit dem Stock, daß der Handel in jeder Form der hauptsächlichste Preistreiber ist? Warum kommt man also dem privaten Handel nicht voraus und schafft ein staatliches Getreidemonopol für In- und Ausland?

Sobald energische Maßnahmen auf dem Gebiet der Kultivierung der Öd- und Moorländereien, der planvollen Bebauung sämtlicher Ländereien ergriffen würden, könnten wir durch inländische Produktion unsere derzeitige Ration nicht unbeträchtlich erhöhen.

Der sabotierende Großgrundbesitz muß gezwungen werden, die Bodenergiebigkeit nicht durch Brachlegung, sondern durch Zuführung größerer Mengen künstlichen Düngers zu erhöhen. Trotz der hohen Preise für künstlichen Dünger steht fest, daß selbst heute die Verwendung des künstlichen Düngers unter der jetzigen Preislage noch profitabel ist. Wenn auch die Sozialisierung und die Errichtung von gemeinwirtschaftlichen Betrieben zurzeit in dem größten Teil bäuerlicher Wirtschaften unmöglich ist, so hätte man doch erwarten können, daß die in jeder Beziehung notwendige und mögliche Überführung des Großgrundbesitzes in gesellschaftlichen beziehungsweise staatlichen Besitz präziser zum Ausdruck gebracht worden wäre. Die Nöte der Zeit werden uns dazu zwingen, die hauptsächlich im Osten Deutschlands gelegenen großen landwirtschaftlichen Güter, die wegen ihrer Unübersehblichkeit und ertensiven Wirtschaft eine nicht genügende Leistungsfähigkeit aufweisen, umzustellen. Sie müssen in leistungsfähige Betriebe zerlegt werden,

die, in gemeinwirtschaftlicher oder staatlicher Betriebsform geführt, als Vorstufe zur Sozialisierung zu dienen vermögen. So gut der jetzige Gutsadministrator zum Nutzen irgendeines in weiter Ferne wohnenden Großgrundbesitzers wirtschaftet, kann dieses auch für den Staatsäckel geschehen. Die Entziehung der agrarischen Liebesgaben wird zwar einen schweren Kampf heraufbeschwören, aber er muß im Interesse des Volksganzen durchgeführt werden.

Es ist zu erwarten, daß bei der allgemeinen ablehnenden Haltung der Parteiorganisationen der Programmentwurf auf dem Örtlicher Parteitag zur erneuten Beratung in die Kommission zurückverwiesen wird. Das bietet die Möglichkeit, auch diesen Teil des Programms einer gründlichen Änderung zu unterziehen.

Die Frauen und das neue Parteiprogramm

Von Dr. Sophie Schöfer (München)

Gibt es denn besondere Frauenforderungen, die ins Parteiprogramm aufgenommen werden müssen? — in das Programm der Sozialdemokratischen Partei, die von jeher die Frauenforderungen in ihre Forderungen so allgemein aufgenommen hatte, daß eigene Frauenforderungen überflüssig waren!

Der weibliche Wesenteil der Menschheit hat ebenso eine gerade ihm zukommende Rolle im Rahmen der Gesamtheit wie der männliche. Eindeutige und bestimmte Forderungen kann jeder Teil der Gesamtheit dann erheben, wenn er zur klaren Einsicht der ihm angemessenen Aufgabe gekommen ist. Die dem einen Wesenteil zugemessene Aufgabe kann nur dieser selbst am besten erfüllen; ist diese Aufgabe doch aus seinem inneren Wesen entsprungen. Ist die Frau zur klaren Erkenntnis ihrer Aufgabe im Wirken der Allgemeinheit gekommen, dann hat sie also auch Forderungen zu stellen. Entspringen diese Forderungen aus ihrem natürlichen Wesen naturnotwendig, so sind sie auch stark und lebenskräftig genug, sich im Rahmen des Ganzen richtunggebend durchzusetzen. Dabei braucht es sich durchaus nicht um reine Frauenforderungen zu handeln; die Frau muß versuchen, ihrer Wesensart Ausdruck und Eindruck aufs Ganze zu verschaffen. Das Wollen und die Zielrichtung eines so großen Zusammenschlusses, wie die Partei es ist, muß von männlichem und weiblichem Geiste durchdrungen sein.

Eignet der männlichen Wesensart mehr der Kampf, so ist es Frauensache, zu hüten, zu schützen, zu bewahren. Hat der Mann mehr Interesse, mehr Verständnis für äußere Geschehnisse, für Gütererzeugung und Güterwirtschaft, so eignet der Frau mehr die Vertiefung in das Menschenleben und Menschenschicksal. Das alte Parteiprogramm und auch der neue Entwurf zeigen die Schäden der herrschenden Wirtschaftsordnung. Sie erstreben die Gemeinwirtschaft, um die Wohlfahrt aller Gesellschaftsmitglieder zu sichern und um damit die höchstmögliche geistige und sittliche Kultur des Volkes zu erreichen.

Diese Zielsetzung erfaßt die ganze Aufgabe: Beseitigung der herrschenden Wirtschaftsordnung, Einführung der sozialistischen Gemeinwirtschaft zur Wohlfahrt aller und zur Sicherung der Kultur für alle. Das Ziel ist männlich und weiblich bestimmt. Die Forderung der Überführung der kapitalistischen Wirtschaft in die sozialistische Gemeinwirtschaft zur Steigerung der allgemeinen Produktivität ist männlichen Wesens. Die Forderung der Wohlfahrt aller entspricht der weiblichen Art. Der Hebung der allgemeinen Wohlfahrt dienen vor allem die sozialpolitischen Forderungen des Programms; nach dem Wortlaut des Entwurfs aber werden die sozialpolitischen Forderungen zur Steigerung von Arbeitskraft und Arbeitsfreude erhoben, also zur Steigerung der Produktion, also vom wirtschaftlichen Standpunkt aus. Wir wollen

hier gar nicht darauf eingehen, daß die Förderung von Arbeitskraft und -freude notwendig ist; wir wollen dies ohne weiteres als selbstverständlich zugeben. Hervorzuheben ist jedoch, daß die Aufgabe der weiblichen Wesensart, das Schützen, Hüten und Bewahren von Menschenleben, als Hauptzweck im Parteiprogramm nicht klar und eindeutig zum Ausdruck kommt. Das Programm will Menschenleben schützen und erhalten zur Steigerung von Arbeitskraft und Arbeitsfreude, um die Produktion zu schützen und zu fördern. Frauenforderung aber ist: Menschenleben und Menschenkraft ist zu schützen, zu fördern und zu bewahren, weil das Menschenleben an sich einen Wert hat. Ihn zu erfassen, ist Wesensaufgabe der Frau; trägt sie doch die Kosten des Menschenlebens. Der Mensch ist Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck!

Gewiß ist der Gedanke nicht neu; er steht im alten und neuen Programm; aber nicht klar, eindeutig und richtungsgebend! Im Parteiprogramm erscheint die Güterwirtschaft als übergeordnet, alles beherrschend; ihr haben sich Sozialpolitik und Kulturpolitik einzuordnen. Frauen können aber kraft ihres Wesens nicht einsehen, daß Sozialpolitik und Kulturpolitik getrieben werden, damit die Güterwirtschaft gefördert wird. Die soziale Wohlfahrt aller ist der Frau nicht Mittel zum Zweck; ihr ist sie Selbstzweck! Als Gegenbeweis wird nun natürlich sofort der Marxsche Satz zitiert werden, daß der Mensch und die menschliche Gesellschaft überhaupt Produkte der Wirtschaft sind, daß die Produktion die Grundlage der Gesellschaftsordnung ist, daß die letzten Ursachen der menschlichen Verhältnisse nicht in den Köpfen der Menschen, sondern in den Verhältnissen der Gütererzeugung und des Güteraustausches liegen. Die sozialistischen Frauenforderungen, die das Menschenleben über die Wirtschaft stellen wollen, widersprechen diesen Sätzen aber durchaus nicht. Marx hat gezeigt, daß sich die kapitalistische Gesellschaft kraft der ihr innewohnenden Entwicklungsgesetze in die sozialistische Gesellschaft umwandeln muß. Jede Sozialistin muß das wissen. Nicht näher entwickelt aber hat Marx, wie er sich diese Gemeinwirtschaft denkt, wie der sozialistische Zukunftsstaat organisiert sein soll. Das überließ er den schöpferischen Kräften der Zukunft. Ihm kam es vor allem darauf an, die Entwicklungsrichtung der herrschenden Gesellschaftsordnung klarzulegen und zu zeigen, wohin der Weg führen muß. Das Ausbauen der Wege konnte nicht seine Aufgabe sein. Nicht um einen Abbau marxistischer Grundzüge, sondern um einen Ausbau handelt es sich bei den menschenökonomischen Frauenforderungen zum Parteiprogramm.

Zu zeigen, wie die Güterwirtschaft in der sozialistischen Gesellschaft ausgebeutet werden soll, wird vor allem Männeraufgabe sein, wenn auch einzelne Frauen tatkräftig dabei werden mithelfen können; aber wie die sozialistische Gesellschaft Menschenleben einschätzen, wie sie sie hüten und bewahren muß, das wird Frauenaufgabe sein. Gewiß, die Mitarbeit der Männer kann und soll dabei nicht ausgeschaltet werden; aber so wie die Frau in der bisherigen Wirtschaftsordnung nur Mitläuferin gewesen ist, so wird der Mann nur die Rolle eines Mitläufers haben können, wenn es sich um Aufgaben handelt, die der weiblichen Wesensart entspringen.

In dieser Rolle der Frau als Hüterin und Schützerin des Menschenlebens haben wir auch die Frauenaufgabe in der Politik zu erblicken. In diesem Sinne muß die Sozialistin die bestehende Güterwirtschaft bekämpfen und eine neue anstreben; denn sie weiß, daß die bisherige Wirtschaftsordnung Menschenleben für nichts achtet; sie weiß, daß in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung alles, was nicht in Geldwert ausgedrückt werden kann, keinen ideellen Wert hat, auch wenn Philosophen und Idealisten es noch so oft auf dem Papier versichern. Vielen mag der Umkreis dieser Aufgabe auf den ersten Blick zu eng gezogen erscheinen; manche werden gleiche Aufgaben der Frauen mit den Männern forbern! Sobald wir uns aber darüber auseinanderlegen, wie tief diese Frauenaufgabe sich erstreckt, werden wir sehen, daß die Frau vollauf zu tun hat, wenn sie der ihr zugemessenen Rolle gerecht werden will.

Die Frau ist die berufene Schöpferin der Menschenökonomie, denn sie trägt die Kosten des Lebens; sie opfert dem neuen Menschen in Mühe und Sorge ihr Blut und Leben. Die Frau allein weiß, was ein Menschenleben wert ist, sie hat es körperlich erfahren und innerlich durchkostet. Darum muß sie verlangen, daß mit Menschenleben menschlicher umgegangen wird. Unsere heutige Volkswirtschaft ist keine Wirtschaft des »Volkes«; sie ist eine reine Unternehmerökonomie, sie ist vor allem keine Menschenökonomie. In unserer Güterwirtschaft ist Rentabilität der Trumpf, der alles beherrscht. Aber nur die Rentabilität der Sachgüter! Das Menschenleben braucht sich nicht zu rentieren, weil es nämlich keinen wirtschaftlichen Wert hat wie Maschinen und Werkzeuge. Ob dieser Wertlosigkeit des Menschenlebens verständigt sich die Gesellschaft in unerhörter Weise an der Menschheit. Wie könnte sie sonst Arbeiter als Kulturdünger auf den Markt des Lebens werfen. Vergiftung der Menschenkräfte durch Volkskrankheiten, durch Überarbeit, Unterernährung, Schlafmangel: all dies wüftet gegen das erzeugte Menschenleben. Das rasche Altern der Frauen durch überstürzte Wochenbetten, durch zahlreiche Fehlgeburten, die hohe Säuglingssterblichkeit, die mangelhafte Kinderpflege, das Schicksal der unehelichen Kinder, die elenden Wohnungsverhältnisse zeigen, wie gering das Menschenleben bewertet wird.

Gegen alle diese Schäden muß die Frau ankämpfen. Der Umfang des weiblichen Aufgabengereiches ist also gewiß kein kleiner. Faßt die Frau ihre Aufgabe als Hüterin des Menschenlebens in diesem Sinne auf, dann erstrecken sich die Fäden ihrer Wirksamkeit auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Diesen Gedanken der Menschenökonomie muß die Frau hineintragen in die Außenpolitik, in die Wirtschaftspolitik, namentlich in Steuerwesen und Bodenreform, in unser Recht, namentlich in unser Erbrecht, in unsere Kulturpolitik, in die Bevölkerungspolitik, in die Sozialpolitik. Menschenleben hüten und schützen ist also nicht nur eine soziale Aufgabe; der Frau fällt nicht bloß die soziale Fürsorge zu, wie manche meinen. Die soziale Arbeit kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus geübt werden. Sie wird von den Frauen, welche die kapitalistische Weltanschauung noch nicht überwinden konnten, meist deshalb eifrig geübt, weil dadurch die Klassenunterschiede gemildert, der Klassenhaß abgeschwächt wird, weil auch diese Frauen aus ihrem rein weiblichen Gefühl heraus Not und Elend der Frauen und Kinder, Kranken und Schwachen lindern möchten. Aber die soziale Arbeit dieser Frauen, die mit kleinen Gegenmitteln die Schäden des Kapitalismus lindern wollen, zeugt nur von Inkonsequenz. Inkonsequent wird jeder Mensch dann, wenn Denken, Fühlen und Wollen nicht übereinstimmen. Und in diesem Falle der sozialen Wohlfahrtsarbeit kapitalistisch gesinnter Frauen stimmen Denken, Fühlen und Wollen nicht überein; denn in ihrer sozialen Arbeit bekämpfen diese Frauen die Not; durch ihre politische Gesinnung kämpfen sie für die bestehende Gesellschaftsordnung, für den Kapitalismus.

Vom menschenökonomischen Standpunkt aus stimmen wir Frauen voll überein mit den außenpolitischen Forderungen des neuen Parteiprogramms nach einem gerechten Ausbau des Völkerrechts zur Förderung des allgemeinen Friedens, nach Entscheidung des Volkes über Krieg und Frieden, nach internationaler Abrüstung.

Die wirtschaftspolitischen Programmforderungen erstreben die Überführung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in die Gemeinwirtschaft. An dieser Gemeinwirtschaft hat die menschenökonomische Aufgabe der Frau das größte Interesse. Die bisherige Planlosigkeit unseres Wirtschaftslebens hat zur Voraussetzung die wirtschaftliche Wertlosigkeit von Menschenleben und Menschenkraft. Nur dadurch, daß die gesamten Kosten der Menschenleben von ganz anderen Faktoren getragen werden als die Kosten der Güterwirtschaft, nur dadurch, daß die Allgemeinheit die verbrauchten Menschenleben notdürftig schützt, dadurch, daß der Verbrauch von Menschenleben und Menschenkraft nicht in die Rentabilitätsordnung des Unternehmers aufgenommen zu werden braucht, nur dadurch ist jene Anarchie unseres Wirtschafts-

lebens möglich, die immer wieder zu Krisen führt. Während die Proletariat kein gutes Hemd, keine Schuhe mehr kaufen können, ringen die Unternehmer um fremde Absatzmärkte, um die überproduzierte Ware loszuwerden.

Darum haben wir Frauen ein menschenpolitisches Interesse an der Gemeinwirtschaft; denn der gemeinwirtschaftliche Güterbetrieb im Sozialismus ist die Voraussetzung zur richtigen Wertschätzung von Menschenleben und Menschenkraft. In der sozialistischen Gemeinwirtschaft fällt dann auch der Allgemeinheit der Nutzen der Menschenkraft zu, die ja auch die Kosten des Menschenverbrauchs zu tragen hat. Die Frauen werden in der sozialistischen Gemeinwirtschaft immer wieder darauf hinzuweisen haben, daß der Zweck des gemeinwirtschaftlichen Betriebs die Ermöglichung der wirklichen Menschenökonomie sein muß.

Eine wichtige menschenökonomische Frauenforderung, die aber in den wirtschaftspolitischen Programmpunkten noch keinen klaren Ausdruck gefunden hat, ist die Erwerbsfreiheit der Frau. Rassenhygieniker und nationalistische Bevölkerungspolitiker mögen in ihrer Sorge um die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung gegen die Erwerbsarbeit der Frauen streiten. Es ist auch zuzugeben, daß genug bevölkerungspolitische Gegengründe zur Verfügung stehen — in der herrschenden Volkswirtschaft und Hauswirtschaft. Die Frauen aber müssen im sozialdemokratischen Parteiprogramm darauf dringen, daß die Frau aus menschenpolitischen Gründen gleiche Erwerbsmöglichkeit zugewillt erhält wie der Mann, daß das Geschlecht an sich kein Grund zur Entlassung, zur NichtEinstellung oder zur minderen Entlohnung sein darf (natürlich abgesehen von den notwendigen Maßnahmen des Frauen- und Muttereschutzes). Aus menschenpolitischen Gründen müssen die Frauen dies fordern. Denn allzulang hat die Frauenwelt unter der Verquickung von Liebe und Versorgungsmöglichkeit, von Ehe und Wirtschaft gelitten. Der Gebbeutel beherrscht heutzutage die Geschlechtswahl. Bei der Eheschließung entscheidet nicht der persönliche Wert des Menschen, sondern sein Besitz. Erwerbsfähigkeit und was noch schlimmer ist, Geldfähigkeit ist der Maßstab.

Darum müssen die Frauen, damit sie frei werden von entwürdigenden wirtschaftlichen Fesseln, danach streben, ihren Lebensunterhalt in uneingeschränkter Erwerbstätigkeit zu erringen. Die bevölkerungspolitischen Nachteile der Frauenerwerbsarbeit, die immer gegen die Forderung der wirtschaftlichen Selbstständigkeit der Frau angeführt werden, können dadurch behoben werden, daß die sozialistische Gesellschaft die Versorgung der Frau übernimmt während der Zeit ihrer Erwerbsunfähigkeit. Die sozialistische Gemeinwirtschaft kann auch diese Kosten des Menschenlebens leichter auf sich nehmen, da die gewonnenen Menschenkräfte ihr selbst wieder zugute kommen.

Selbstverständlich müssen wir Frauen aus menschenwirtschaftlichen Gründen auch alle sozialpolitischen Programmforderungen unterstützen. Es braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden, wie sehr Menschenleben und Menschenkraft gewinnen müssen durch ein einheitliches Arbeitsrecht, durch das Koalitionsrecht, durch den Normalarbeitsstag, durch die Arbeitsruhe, durch das Verbot der für Leben und Gesundheit gefährlichen Arbeitsmethoden, durch das Verbot der Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen in gesundheitschädlichen Betrieben, durch das Verbot der Erwerbsarbeit schulpflichtiger Kinder, durch eingeschränkte Arbeit der Jugendlichen, durch Überwachung der Betriebe, durch Einrichtung von Arbeiteräten, die den Arbeiterschutz durchzuführen haben, durch die Umgestaltung der gesamten Arbeiterversicherung, durch Arbeitslosenversicherung, durch allgemeine Mutterschaftsversicherung usw. Ferner gehören in den menschenökonomischen Aufgabenkreis der Frau alle Maßnahmen zur Hebung der Volksgeundheit und des Wohnungswesens und damit auch die gesamte Bodenreform.

Auch an der Reform der gesamten Rechtspflege, wie sie das Parteiprogramm fordert, hat die Frau ein tiefgehendes Interesse. Ist es ihr doch nicht gleichgültig, wie mit den einzelnen Menschenleben umgegangen wird; hat sie

doch vor allem ein Interesse daran, daß unser Recht, das ein Sachenrecht ist, zum Menschenrecht umgebaut wird. Namentlich muß die Frau aus menschenpolitischen Gründen auf Abschaffung des bisherigen Erbrechts drängen; denn es hat die Güteranhäufung bei einzelnen wenigen und die Güterentziehung bei sehr vielen im Gefolge.

Wie sehr die Frau interessiert ist an den kulturellen Forderungen des Programms, braucht hier wohl ebenfalls nicht näher erörtert zu werden. Das Ziel der Einheitschule ist, daß die Talente und Führer der Nation nicht mehr bloß vorwiegend aus einer kleinen besitzenden Oberschicht, sondern aus allen Volksschichten heraus gefördert werden. Im Interesse der Frauen liegt es auch, daß die Wissenschaft frei wird, daß sie nicht in alten Vorurteilen und Anschauungen befangen bleibt.

Die Frauenforderungen für das Parteiprogramm stehen also unter dem großen Gesichtspunkt der Menschenökonomie. Großzügige Menschenwirtschaft aber kann erst getrieben werden, wenn die sozialistische Gemeinwirtschaft erreicht ist. Im bisherigen Staat wird die Menschenpolitik auch beim besten Willen immer nur mit kleinen Mitteln betrieben werden können. Die menschenökonomischen Maßnahmen im kapitalistischen Staat sind vor allem rein bevölkerungspolitischer und rasenhygienischer Natur. Und zwar treibt der Klassenstaat nur quantitative Bevölkerungspolitik. Der kapitalistische Staat bekämpft zum Beispiel den Geburtenrückgang mit ganz unzulänglichen, fast unmöglichen Mitteln. Die möglichst hohe Kinderzahl war das Ziel der Bevölkerungspolitik vor und namentlich während des Krieges; als Hauptgegenmittel gegen Volkskrankheiten, Krieg und Not galt eine kolossale Gebärtätigkeit. Daß es vor allem notwendig ist, für die Qualität der Menschenleben zu sorgen, das wurde nicht eingesehen. Es wurde der sehr mangelhaften Einsicht der einzelnen überlassen, ob sie eine gute Rasse erzeugten und wie sie sie aufzogen. Wie ist die Menschheit mit ihren schöpferischen Geistern, mit ihren Talenten und Genies umgegangen! Welch jämmerliche Lebensbahn winkte dem wissenschaftlich und künstlerisch Talentierten von jeher, wenn er nichts von seinen Vätern ererbt hatte!

Der Gedanke der Menschenökonomie ist im Parteiprogramm wohl enthalten; er muß dort aber noch einen klareren, eindeutigeren Ausdruck finden. »Sozialismus unter dem Grundsatz der Menschenökonomie!« Das muß der Leitgedanke sein, dem die Frauen im Parteiprogramm Geltung zu verschaffen haben.

Die Frauenerwerbsarbeit

Von E. W. Neumann

In der Beurteilung und Bewertung der Frauenerwerbsarbeit ist in dem letzten Jahrzehnt ein ziemlicher Umschwung eingetreten. Der Krieg hat auf diesem Gebiet nicht nur belehrend gewirkt, sondern hat auch den Beweis erbracht, daß die Frau im Erwerbsleben durchaus »ihren Mann stellt«. Drückend muß freilich von der berufstätigen Männerwelt empfunden werden, daß bei gleichartigen Arbeitsleistungen die Frauenlöhne hinter den männlichen Löhnen erheblich zurückstehen. Vor dem Kriege verhielt sich das Verhältnis der Frauen- zu den Männerlöhnen wie 1 zu 2. Während der Kriegs- und Revolutionsjahre hat sich dieses Verhältnis erheblich zugunsten der Frauen verschoben, wenn auch nicht in dem Maße, daß ein Ausgleich eingetreten wäre.

Wie dem aber auch sei, die Zunahme der Frauenarbeit in den letzten Jahrzehnten ist unverkennbar eine ungeheuerliche. Die vorhandenen statistischen Nachweise sind allerdings spärlich oder lückenhaft. Nach den bisherigen drei Betriebs- und Gewerbebezahlungen des Deutschen Reiches vermehrten sich die in gewerblichen Betrieben beschäftigten weiblichen Personen von 1 509 167 im Jahre 1882 auf 2 339 325 im Jahre 1895 und 3 529 531 im Jahre 1907. Eine stärkere Zunahme als bei den männlichen Personen, die sich nur von 5 831 622 auf 7 922 944 und 10 906 891

vermehrten. Für die Folgezeit sind wir auf Teilzählungen angewiesen, die zwar kein umfassendes Bild von der Ausdehnung der Frauenerwerbsarbeit geben, aber doch den Aufschwung deutlich widerspiegeln. Der Jahresbericht 1919 der Gewerbeaufsichtsbeamten gibt für Württemberg folgende Ziffern an: Es waren insgesamt Arbeiterinnen im Jahre 1919 in Württemberg beschäftigt 72 055 gegenüber 85 544 im Jahre 1918 und 79 535 im Jahre 1913. Also eine Abnahme gegenüber dem Vorjahr um 23 489 gleich 24,5 Prozent und gegenüber 1913 um 7480 gleich 9,4 Prozent. Prozentual drücken diese Zahlen einen Rückgang der Frauenerwerbsarbeit aus, der aber im Vergleich zu dem Rückgang der Männerarbeit im gleichen Zeitraum als minimal bezeichnet werden muß. In den der Gewerbeaufsicht unterstellten Betrieben waren nämlich Männer beschäftigt im Jahre 1913 178 015, im Jahre 1918 dagegen 128 549 und 1919 169 686.

Ein übersichtlicheres Bild gibt uns der preussische Bergbau. Die Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen in den Betrieben der 16 Hauptbergbaubezirke Preußens betrug im zweiten Quartal 1914 nur 7205, stieg dann während des Krieges bis auf 47 555 (im zweiten Quartal 1918), und im vierten Vierteljahr 1919 waren es noch 26 738.

Die Beschäftigungsziffer ist im Bergbau nicht den erheblichen Schwankungen unterworfen, trotzdem die Bergbauarbeit als Berufsart für das weibliche Geschlecht die ungeeignetste von allen sein dürfte. Freilich darf man sich nicht streng an die Zahlen halten; sie zeigen wohl den Aufschwung und Rückschlag, im übrigen aber nichts. Wir erfahren nur die Summe der Frauen, die an der Erwerbsarbeit Anteil hat, und müssen als Zahlengläubige konstatieren, daß die Frauenerwerbsarbeit seit 1918 im Rückgang begriffen ist. Tatsächlich sind aber in den ersten Monaten des Jahres 1919 die Frauen in beträchtlichen Scharen aus allen Berufsarten verdrängt worden, und dies auf Grund des Demobilmachungsgesetzes, das Frauen aus dem Betrieb ausschaltete, deren Männer ein gutes Einkommen hatten, ebenso Kriegerfrauen, deren Männer die Vorkriegsstellung wieder einnahmen. Nicht inbegriffen waren Frauen, deren Männer verkrüppelt und derart verletzt waren, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, die Familien zu ernähren, desgleichen Kriegerwitwen.

Erschwerend fällt seit Beendigung des Krieges ins Gewicht, daß in vielen Produktionszweigen der Bedarf an Arbeitskräften nachgelassen hat. Die Umstellung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft ließ sich nicht in ein oder zwei Monaten bewerkstelligen, sie ist zum erheblichen Teil heute noch nicht erfolgt. Selbstverständlich wurde bei Betriebseinschränkungen immer zuerst an die Entlassung der Frauen gedacht, die, einmal entlassen, schwerlich wieder irgendwo unterzukommen vermochten. Vor kurzem hat jedoch die Regierung das Demobilmachungsgesetz aufgehoben. Den Frauen steht damit der Weg zum Produktionsprozeß wieder offen.

Natürlich kann augenblicklich nicht damit gerechnet werden, daß sich den Frauen reichliche Arbeitsgelegenheit bietet. Dazu ist die Summe der Arbeitslosen zu groß. Wie dem letzten Heft des »Reichsarbeitsblattes« zu entnehmen ist, betrug die Zahl der unterstützten Erwerbslosen am 1. Juli 1921 316 970 für das Deutsche Reich — ausdrücklich verdient aber hervorgehoben zu werden, daß dies nur ein Teil der Erwerbslosen überhaupt ist. Arbeitsuchende waren im Mai dieses Jahres 971 748 und im Juni 941 389 gemeldet. Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse in Berlin, wo am 1. Mai 136 394 Personen Erwerbslosenunterstützung bezogen. Es ist also nach Lage der Dinge schwer für die Frauen, irgendeine industrielle Beschäftigung aufzunehmen. In den letzten Monaten waren bei fast allen Arbeitsnachweisen des Deutschen Reiches weit mehr als doppelt soviel weibliche Arbeitsuchende gemeldet, als für sie offene Stellen vorhanden waren. Selbst im Handelsgewerbe war die Zahl der weiblichen Stellensuchenden fast doppelt so groß wie die der gemeldeten offenen Stellen. Wenn sich trotzdem die Zahl der beschäftigten Arbeiterinnen auf einer ansehnlichen Höhe gehalten hat, so ist das nur eine abermalige Bestätigung der Tatsache, daß immer mehr Frauen im Erwerbsleben unterzukommen trachten.

Eine große Rolle spielt die Entlohnung. Wünschenswert wäre, wenn bei gleichwertigen Arbeitsverhältnissen die weiblichen Löhne den männlichen gleichgesetzt würden. Aber noch ein anderer Umstand spricht in der Lohnfrage ein bedeutendes Wort mit. Die Lohnsätze stufen sich bei den Arbeiterinnen nach dem Alter, und zwar oft in recht kräftigen Abstufungen. Wie Friedrich Kleeis im »Korrespondenzblatt« des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes schreibt, wird häufig »unterschieden zwischen Arbeiterinnen bis zum 18. Lebensjahr und solchen bis zum 20. und dann bis zum 22. usw.« Diese Einrichtung beruht auf dem an sich ganz richtigen Grundgedanken, daß der Mensch, je älter er ist, je mehr er auf sich selbst angewiesen ist, ein um so größeres Einkommen erzielen muß. Aber gerade diese in vielen Tarifverträgen vorgesehenen Abstufungen werden den älteren Arbeiterinnen oft zum Verhängnis. Sie werden von den Unternehmern bei der Einstellung vielfach hintenangestellt, sie werden teils überhaupt abgelehnt. Man bevorzugt die jüngeren Kräfte. Kleeis glaubt, daß diesem Mangel durch die »Einführung eines Einheitslohns für alle Arbeiterinnen« abgeholfen werden kann. Hiergegen läßt sich wieder die Einwendung machen, daß bei zahlreicherer Einstellung älterer Arbeiterinnen viele jugendliche brotlos würden. Kleeis sagt dazu: »Es gäbe aber Mittel und Wege, eine Notlage der letzteren zu verhindern. So könne vielleicht den Fabrikbetrieben, die schon vor Einführung solcher Tarifverträge aus technischen Gründen viele ganz junge Arbeiterinnen beschäftigten, ein etwas geringerer Einheitslohn, zu dem diese jüngeren Arbeiterinnen beschäftigt werden dürfen, zugebilligt werden.« Eine erhebliche Besserung wird man sich auch von dem Einheitslohn für Arbeiterinnen nicht versprechen dürfen. Es bleiben immer noch die Abstufungen zwischen den männlichen und weiblichen Löhnen bestehen, und gerade in dieser Beziehung müßte Wandel geschaffen werden. Man muß freilich in Betracht ziehen, daß viele Frauen die erwerbsmäßige Beschäftigung als Durchgangsstadium oder Nebenerwerb betrachten. Deshalb dringen die meisten Frauen selbst nicht auf eine Entschädigung, die jener der Männer entspricht. Es fehlt die Einsicht, daß die geringere Entlohnung der Frauen den Arbeitslohn im allgemeinen herabdrückt.

Mit der Ausdehnung der Frauenerwerbsarbeit wächst naturgemäß auch die Zugehörigkeit der Frauen an den gewerkschaftlichen Organisationen. Im Jahre 1913 befanden sich unter den 2 525 042 Mitgliedern der freien Gewerkschaften 228 285 weibliche, im Jahre 1920 betrug die Mitgliederzahl 8 011 282, darunter 1 885 911 weibliche Mitglieder. Nach der »Gewerkschaftlichen Frauenzeitung« soll aber im Vergleich zu dem zahlenmäßigen Anteil der organisierten Arbeiterinnen an der Gewerkschaftsbewegung ihr Anteil an den Verwaltungsarbeiten sehr minimal sein. Eine stärkere Heranziehung der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder zu den Verwaltungsarbeiten ist im Interesse der Wahrnehmung der weiblichen Berufsangelegenheiten im besonderen und der Arbeiterklasse im allgemeinen nur zu wünschen.

Literarische Rundschau

Richard Lohmann, *Das Schulprogramm der Sozialdemokratie*. Berlin 1921, Verlag Buchhandlung Vorwärts. 84 Seiten. Preis M. 6.50.

Von wenigen Büchern kann man sagen, daß ihrer die Partei so nötig bedarf wie einer Darstellung des Schulprogramms, das nach der völligen Veränderung unserer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, besonders seit der Revolution, für uns richtunggebend sein kann. Zwar ist nach dem November 1918 eine Flut von Reformprogrammen über Deutschland hingegangen, aber auf dem Gebiet der Schule wie auf allen anderen fehlte der Abstand von den Tatsachen, der sie allein nästern betrachten läßt. Und so haftete diesen Programmen etwas Überreiztes an, sie waren leidenschaftliche Forderungen, geboren aus der Sehnsucht, möglichst schnell die als Anachronismus empfundene alte Schule zu beseitigen. Lohmann ist von

solcher Leidenschaftlichkeit des Forderns weit entfernt. In beneidenswert einfacher Sprache entwickelt er die Folgerungen, die sich aus der Umgestaltung unseres ganzen Lebens für das neue Werden im Schulwesen ergeben, zeigt, wie es kommen muß, weist ganz nüchtern alle Schwierigkeiten auf, die sich dieser Entwicklung entgegenstellen, und gibt den Weg an, der zu ihrer Überwindung führt. Daß er in aller Klarheit und Schärfe die Grenze zwischen der alten Art, Programme aufzustellen, und seinem Verfahren zieht, daß er diese Linie, allen Verlockungen zu bloßer Gefälligkeit trougend, überall innehält, wird seine Schrift für die auf praktische Arbeit eingestellten Parteigenossen überaus wertvoll machen. Er schreibt als Schulpolitiker und bietet Elternbeiräten, Gemeindevertretern und Abgeordneten auf diese Weise ein vorzügliches Handwerkszeug.

Wenn heute im Anschluß an das Reichsschulgesetz die Frage entbrennt, wer über die Gestalt der Schule zu bestimmen hat, Staat, Kirche oder Erziehungsberechtigte, wenn es dann dem Laien schwer fällt, sich zurechtzufinden, so gibt ihm Lohmann in gründlicher Darlegung der geschichtlichen Rolle der einzelnen Faktoren das Mittel zur Orientierung. Er hat recht, wenn er dem Reich schließlich die Aufstellung der einheitlichen Richtlinien für das gesamte Schulwesen zuweist und die ersten Schritte nach dieser Richtung — Grundschulgesetz und Aufbauschule — kritisch beleuchtet, und er hat recht, wenn er Eltern und Lehrern innerhalb der Grenzen dieser Gesetzgebung einen weitgehenden Einfluß auf die innere Gestaltung der einzelnen Schulen und des gesamten Schulwesens zugesteht. Indem er so die im Volk lebendigen Kräfte sich in der Schulorganisation auswirken läßt, zeigt er sich fern von jener äußerlichen Auffassung der Einheitschule, die möglichst alle Schulen gleichmäßig gestalten möchte, um eine Zersplitterung des Schulwesens zu vermeiden. Er weiß, daß eine innerlich zerklüftete Gesellschaft voll gewaltiger weltanschaulicher Gegensätze unmöglich Schulen haben kann, die nach einem ausgeklügelten Plan einheitlich geformt sind, daß das innerlich unwahr und künstlich wäre — ganz abgesehen davon, daß nach dem Untergang des Obrigkeitsstaats keine Macht da ist, die ein solches Schulsystem erzwingen könnte.

Wenn die Eltern heute beunruhigt in die Zukunft ihrer Kinder blicken, weil ja die Ziele, auf die sie sich einst in der Schule vorbereiteten, infolge des Zusammenbruchs der alten Gesellschaft nicht mehr bestehen, so sagt ihnen Lohmann ganz klar, daß die werdende Gesellschaft von jedem Kind nur das eine fordert und gemäß ihrer Arbeitsweise fordern muß, daß es sich als Glied in sie und ihre Arbeit einzuordnen lerne, daß im übrigen aber diese nicht mehr durch autoritative Bande zusammengehaltene freiere Gesellschaft jedem einzelnen die Möglichkeit gebe, sich gemäß seiner Anlagen und Neigungen zu betätigen, daß ihre Schule also, um diese Kinder für diese Betätigung im Leben fähig zu machen, versucht, sie von ihrem individuellen Bildungsbedürfnis aus in die Vielgestaltigkeit des Arbeitslebens hineinzuwachsen zu lassen. Auch auf alle anderen jetzt brennend gewordenen Fragen der Schulreform gibt das Buch die zuverlässigste Antwort. Jeder Parteigenosse, der an der Schule Interesse hat, muß es lesen.

Fritz Karsen

Edmund Fischer, Die Sozialisierung des Wohnwesens und der Baustoffproduktion. Mit 14 graphischen Darstellungen, 2 Übersichtskarten und den Berichten der Baustoffkommissionen von Ost- und Westfalen. Veröffentlichungen der Sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft, Heft 12. Dresden, Verlag Jahn & Jaensch. Preis 10 Mark.

Der Verfasser tritt aus gesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Gründen sehr entschieden für eine weitgehende Dezentralisation des Wohnungswesens und den Flachbau ein. Von einer Verstaatlichung oder Kommunalisierung der Wohnungen will er nichts wissen, weil dann ein teurer, geradezu unmöglicher Verwaltungsapparat nötig würde. Aber auch für eine zwangsweise Überführung aller Miethäuser in die Verwaltung von öffentlich-rechtlichen Selbstverwaltungskörpern,

wie sie Hans Kampfmeyer und andere vorschlugen, hat er nichts übrig. Bei einer zwangsweisen Überführung aller Mietwohnungen in den Besitz von Zwangsgenossenschaften müßten auch die ungesunden und häßlichen Miethäuser übernommen und verwaltet werden, denen die Mieter kein Interesse entgegenbrächten und denen sie so bald wie möglich entfliehen wollen. Die genossenschaftliche Verwaltung wäre unter solchen Umständen nichts anderes als eine Verwaltung durch die Beamten der Genossenschaft. Eine wesentliche Erhöhung des Mietzinses würde notwendig sein. Hingegen sei es zu begrüßen, wenn freie Genossenschaften entweder neue Wohnungen errichteten oder vorhandene Miethäuser aufkauften und in eigene Verwaltung nähmen. Vorläufig sei zwar die Zahl der von der gemeinnützigen Bautätigkeit erstellten Wohnungen im Verhältnis zur Gesamtzahl aller Wohnungen sehr gering, denn die junge Baugenossenschaftsbewegung sei durch den Krieg unterbrochen worden; aber seitdem hätte sie wieder an Bedeutung gewonnen. Von 2378 Wohnungen, die in den Monaten April bis November 1920 in Sachsen gebaut wurden, sind 988 von gemeinnützigen Bauvereinigungen, 386 von Gemeinden und 108 von Staat und Reich errichtet worden.

Nachdem Fischer kurz auf die Bestrebungen zur Schaffung sozialisierter Baubetriebe hingewiesen hat, befaßt er sich mit der Sozialisierung der Baustoffproduktion. Dabei wendet er sich zunächst gegen die Auffassung, daß der »Baustoffwucher« in erster Reihe an der Baukostensteigerung schuld sei; die Ausgaben für Ziegel machen insgesamt nur 5 bis 8 Prozent der gesamten Baukosten aus, hingegen erfordern die Löhne für Erd-, Maurer- und Zimmererarbeiten ungefähr 35 Prozent. Wenn nicht durch die Erfindung eines neuen Baustoffs der Bau bedeutend vereinfacht werde, so könne also eine starke Verbilligung der Wohnungen nur durch eine Senkung der Löhne und Kohlenpreise erreicht werden.

Trotzdem ist Fischer der Meinung, daß eine Sozialisierung der Baustoffproduktion nicht abzulehnen sei, ja sie sei schon im Werden begriffen. Viele Städte seien im Besitz von Ziegeleien, Holzschneidereien usw. Die Erfahrungen der Städte seien noch zu jung, aber sie ließen schon heute erkennen, daß dort, wo es sich nicht um Notstandsarbeiten handle und die Betriebe technisch vollkommen seien, die gemeinwirtschaftlich hergestellten Ziegel weniger kosten, als der Marktpreis beträgt. Auch die kommunalisierten Ziegeleien seien aber der Gefahr ausgesetzt, daß sie ihre Erzeugnisse nicht absetzen können und große Verluste erleiden, wenn die Wohnungsproduktion zeitweise aufhöre. Vorbedingung der Innehaltung einer der Produktionskosten nicht überschreitenden Preishöhe für die Ziegel sei eine planmäßige Wohnungsproduktion. Mit Recht ist Fischer der Meinung, daß eine Regelung der Baustoffproduktion nicht möglich ist, wenn die staatliche und gemeindliche Bewirtschaftung der Wohnung aufgehoben wird.

Einfacher als bei der Ziegelherstellung liegen nach Fischers Auffassung die Verhältnisse bei der Holzproduktion. In Fachkreisen sei man sich darüber einig, daß die Bewirtschaftung aller Wälder durch den Staat wünschenswert sei. Die Verstaatlichung aller Sägewerke hält Fischer nicht für nötig. Es genügt nach seiner Ansicht, wenn die gemeinwirtschaftlichen Körperschaften, die sich mit dem Wohnungsbau beschäftigen, planmäßig mit Holz versorgt werden.

Am Schlusse seines Buches meint Fischer zusammenfassend, daß die Wohnungsnot und Geldentwertung den freien Wohnungsverkehr und die kapitalistische Wohnungsproduktion unmöglich gemacht hätten, die Sozialisierung der Wohnungen sei deswegen kein Problem mehr, sondern ein sich in der Praxis bereits vollziehender Vorgang. Und damit würden auch die Vorbedingungen für die Sozialisierung der Baustoffproduktion geschaffen.

M a r S a c h s

Zur Sozialisierung des Kohlenbergbaus. Herausgegeben vom Bergbauverein Essen. Selbstverlag.

Die Schrift wendet sich, wie das bei der Veröffentlichung einer Unternehmerorganisation nicht anders zu erwarten ist, gegen alle Sozialisierungsvorschläge für

den Kohlenbergbau. In der Broschüre wird bestritten, daß die Kohlenindustrie eine monopolistische Stellung einnimmt. Die Politiker, die solches behaupten, übersehen, daß ein starker Wettbewerb der verschiedenen Kohlenbezirke, ja bis zum Kriege auch der einzelnen Gruben untereinander stattfand. Ferner wird zu erweisen versucht, daß der Unternehmergewinn im Verhältnis zu den Preisen und Löhnen nicht sehr groß sei. 1910 bis 1913 habe im Ruhrkohlenbergbau die Ausbeute nur 9,1 Prozent, im Jahre 1919 nur 1,99 Prozent der Gewinnung betragen. Es seien die bekannten Einwände gegen die Sozialisierung, darunter der, daß durch die Sozialisierung die Initiative des Unternehmers völlig ausgeschaltet werde. Gegen den Vorschlag Lederer wird besonders eingewendet, daß er praktisch der Verstaatlichung gleichkomme und einen großen Beamtenapparat notwendig mache; gegen den Vorschlag 2 der Sozialisierungskommission wird geltend gemacht, daß dem Unternehmer, weil sein Besitz innerhalb dreißig Jahren der Enteignung verfallen solle, ein Arbeiten im großen und auf lange Sicht verschlossen würde. Die monopolartige Stellung des Bergbaus kann jetzt sicher nicht mehr bestritten werden, da wir in absehbarer Zeit in Deutschland mit einer großen Kohlenknappheit rechnen müssen und der Zusammenschluß des Bergkapitals voraussichtlich immer enger werden wird. Bei der grundlegenden Bedeutung der Kohle für die gesamte Volkswirtschaft liegt unter allen Umständen eine Gefahr für die Gesamtheit darin, daß private Kapitalisten über die Kohle verfügen. Und wenn aber in der Schrift immer wieder die Bedeutung der führenden Persönlichkeiten im Bergbau betont wird, so ist darauf zu verweisen, daß diese Leute zum großen Teil am Bergwerkseigentum nur wenig oder gar nicht beteiligt sind. Warum soll es nicht möglich sein, die Fähigkeiten tüchtiger Männer auch dann für den Bergbau nutzbar zu machen, wenn die Bergwerke statt Aktionären oder Kuzenbesitzern der Allgemeinheit gehören? Daß der Staatsbetrieb in der hergebrachten Form den führenden Persönlichkeiten nicht die nötige Bewegungsfreiheit gibt, hat ja auch die Sozialisierungskommission anerkannt, und sie hat nach neuen Formen gesucht. Es wäre dem Bergbauverein unbenommen gewesen, andere Vorschläge für die Sozialisierung zu machen, wenn er glaubt, daß die Sozialisierungskommission auf falschen Wegen ist. Doch den Bergkapitalisten kommt es nur darauf an, unter allen Umständen ihre auf dem privateigentümlichen Eigentum beruhende Macht aufrechtzuerhalten. *Max Sachs*

R. H. Francé, Das Gesetz des Lebens. Leipzig 1920, Verlag Theod. Thomas. 56 Seiten. Preis geheftet 2 Mark, gebunden M. 5.50.

Die Schrift führt durch das Gebiet der organischen Natur. Zunächst werden wir mit dem einzelligen Tier, der Amöbe, bekanntgemacht, sodann geht's im flotten Tempo durch die organische Welt, die wir als eine Aufeinanderreihung solcher einzelligen Wesen erkennen. Kein einziges dieser winzigen Lebewesen ist überflüssig, eins ist auf das andere angewiesen, gleiche Gesetzmäßigkeit durchzieht den ganzen Bau. »Wir (Menschen) sind nur eine weiterentwickelte Amöbe.« (S. 8). Zwar sind wir größer, verwickelter, kräftiger, befähigter, intelligenter als sie, aber wir sind doch derselbe Lebensstoff und können letzten Endes auch nichts anderes als atmen, essen, trinken, wachsen und uns fortpflanzen. »Pflanzen und Tiere sind eigentlich ihrem Wesen nach dasselbe.« (S. 34). Wir unterscheiden zwar zwei »Reiche«, während es doch in Wirklichkeit nur ein einziges Lebensreich gibt, das der Vielzeller, zu dem auch der Mensch gehört. Lange währte es, bis man die Zelle entdeckte. Aber mit ihrer Entdeckung zerstoßen die geheimnisvollen Nebel, die bis dahin den Menschen umgaben, und im fernen Hintergrund zeigte sich, was uns heute klar ist, daß unsere Kultur nur die Wirklichkeiten der Natur nachahmt; denn der Menscheng Geist setzt bewußt und unbewußt das Werk der Zellen fort.

E. W. Neumann

Die Neue Zeit

Wochenschrift
der Deutschen Sozialdemokratie

Inhalt des Heftes

Die Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten.

Von Wilhelm Schöttler (Köln).

Hegel und der Staat. Von Dr. Siegfried Mard.

Geelische Folgeerscheinungen des Krieges.

Von Dr. med. Alfred Beyer (Berlin).

Die Studienreise eines österreichischen Hofrates 1868.

Von Ludwig Bürgel (Wien).

Paul Ernst und der Marxismus. Von Bruno Sommer.

Literarische Rundschau: Professor Dr. Julius Hatschek,

Britisches und römisches Weltreich. + Der Frauen-

Hauschatz. + Ernest Poole, Der Hafen.

Notizen.

Einzelheft 1 Mark 50 Pf., vierteljährlich 19 Mark 50 Pf.

Stuttgart

Druck und Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Un unsere Genossen und Leser!

Mit diesem Heft schließt der 39. Jahrgang der **Neuen Zeit**. Das erste Heft des neuen Jahrgangs erscheint am 30. September. Wir ersuchen unsere bisherigen Leser, unverzüglich ihr Abonnement zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Zugleich aber wenden wir uns an alle Genossen und Parteifreunde, die bisher noch nicht Abonnenten unserer Wochenschrift waren, besonders an alle Partei-, Arbeiter- und Gewerkschaftssekretäre, mit der Bitte, nicht nur selbst auf die **Neue Zeit** zu abonnieren, sondern sie auch den Parteigenossen dringend zum Abonnement zu empfehlen.

Mehr noch als früher gilt es heute, die sozialistische Bewegung geistig zu vertiefen und ihr eine feste wissenschaftliche Basis zu verschaffen. Der Krieg und die ihm folgende deutsche Revolution haben eine Reihe der schwierigsten politischen und wirtschaftlichen Probleme aufgeworfen und die Partei vor Aufgaben gestellt, deren Lösung gebieterisch die Zusammenfassung der in ihr vorhandenen geistigen Kräfte und deren weitere Ausbildung fordert. Zudem haben sich seit dem Ende des Weltkrieges viele Personen der Sozialdemokratischen Partei als Mitglieder angeschlossen, die früher anderen Parteien angehörten und teilweise noch in deren Anschauungen befangen sind. Sie in die Gedankenwelt des Sozialismus einzuführen und fester an die Partei zu binden, ist eine dringende Notwendigkeit.

Die **Neue Zeit** als wissenschaftliche Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie erblickt deshalb vor allem ihre Aufgabe darin, für theoretische Aufklärung in den Reihen der Parteigenossen zu wirken und die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in ihren großen gesellschaftlichen Zusammenhängen wie in ihrer geschichtlichen Bedingtheit darzustellen. Sie möchte den Boden ebnen zur geistigen Neuorientierung der Partei, zu ihrer Konsolidierung als einer das gesamte öffentliche Leben in stärkstem Maße beeinflussenden Geistesmacht, und deshalb alles zusammenfassen, was im Sozialismus lebenskräftig zu neuer Gestaltung ringt.

Die **Neue Zeit** ist daher für alle jene ein unentbehrliches Organ, die nach einem tieferen Einblick in die gesellschaftliche Entwicklung verlangen, als die in erster Linie dem täglichen Nachrichtendienst gewidmete Tagespresse zu bieten vermag. Vor allem können jene die **Neue Zeit** nicht entbehren, die berufen sind, die sozialistische Wissenschaft in die Massen hineinzutragen und im Dienste unserer großen Kulturbewegung rednerisch und schriftstellerisch zu wirken. Die **Neue Zeit** sollte deshalb in dem Bücherregal keines Genossen, der sich in leitender Stellung befindet, in keiner Partei- und Gewerkschaftsbibliothek fehlen. Auch jede Ortsvereinsleitung gewinnt Anregung und Belehrung für die Funktionäre und für die Diskussionen in ihren Versammlungen durch das ständige Lesen der **Neuen Zeit**.

Probehefte werden auf Verlangen gern geliefert.

Die **Neue Zeit** erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zum Preise von vierteljährlich **M. 19.50** zu beziehen.

Das einzelne Heft kostet **M. 1.50**.

Durch die Post bezogen beträgt der vierteljährliche Bezugspreis **M. 19.50** ohne Bestellgeld, bei direktem Bezug innerhalb Deutschlands und für das Ausland gleichfalls **M. 19.50** für das Vierteljahr unter Berechnung des Portos und der Versandspesen.

Verlag und Redaktion der Neuen Zeit.

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 26

Ausgegeben am 23. September 1921

39. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten

Von Wilhelm Schöffler (Köln)

Seit Jahrzehnten bemühen sich bedeutende Vertreter der Rechts- und Staatswissenschaften, eine tiefgehende Reform der akademischen Vorbildung für die Anwärter des höheren Verwaltungsdienstes zu erreichen, und zwar eine Reform, die das Studium des öffentlichen Rechts und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in den Vordergrund gestellt haben möchte gegenüber der bisherigen fast rein privatrechtlichen Einstellung. Bekannt sind die vielen vergeblichen Kämpfe um die Gleichberechtigung des Volkswirts mit dem Juristen bei der Zulassung zur höheren Verwaltungsbeamtenlaufbahn. Das Eindringen wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Schulung in den höheren Verwaltungsdienst lag ferner durchaus im Sinne früherer Anträge und Interpellationen, die immer wieder von sozialistischer Seite in den Parlamenten gestellt wurden.¹

Daß auch die Revolution und unsere politische Neuorientierung hier keinen Wandel geschaffen hat, beweist die Tatsache, daß es nötig war, von sozialdemokratischer Seite am 8. Juli im Preussischen Landtag durch den Abgeordneten Professor Dr. Waentig (Halle) eine neue Interpellation einzubringen, die sich mit der Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten befaßt. Bei dieser Gelegenheit wurde mit Recht auf die Bemühungen von Franz Liszt und Goldschmidt hingewiesen, wurde hingewiesen auf die großen Nachteile, die unserem Volke aus dem Versagen der Diplomatie und im Kriege aus der Unzulänglichkeit der theoretischen und praktischen Durchbildung der Staatsbeamtenschaft, die sich überwiegend aus lückenhaft und einseitig vorgebildeten Juristen rekrutierte, erwachsen sind.

Werfen wir zum besseren Verständnis der ganzen Frage einen kurzen Rückblick auf frühere Verhältnisse! In Preußen war die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst zunächst durch das Gesetz vom 11. März 1876 in Verbindung mit dem Regulativ vom 30. November 1883 nebst abändernden Erlassen vom 16. Juni 1887 und 3. Juli 1891 bestimmt. Die Vorbildung war so geregelt, daß ein dreijähriges Studium der Rechte, ferner die Ablegung zweier Prüfungen, des Referendarexamens und der großen Staatsprüfung, bei der Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte vorgeschrieben wurde. Zwischen diesen beiden Prüfungen lag ein Vorbereitungsdienst von mindestens zwei Jahren bei den Gerichtsbehörden und von mindestens zwei Jahren bei den Verwaltungsbehörden. Dem so bezeichneten Studiengang lag eine ganz einseitige Ausbildung im Privatrecht zugrunde, während das öffentliche Recht durchaus vernachlässigt wurde, ganz zu schweigen von der Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Sozialpolitik usw. Die

¹ Näheres bei Krüger, Gegenwartsfragen des akademischen Berufs der Volkswirte in der »Deutschen Akademischen Zeitschrift«, April 1919, S. 21/22.

Ausbildung der Verwaltungsbeamten auf dieser Grundlage konnte in keiner Weise befriedigen, und schon sehr früh wurden mannigfache Änderungen versucht, die jedoch alle scheiterten.

In dem Gesetz vom 10. August 1906, das nach vielen Erörterungen endlich zustande kam, blieb ungefähr alles beim alten. Die Staatsregierung verzichtete auf eine gründliche allseitige Reform und erklärte, für ihre Entschließung sei nicht ausschließlich der Umstand bestimmend, daß die in der parlamentarischen Verhandlung bekundete Verschiedenheit der Ansichten vorläufig die Erzielung übereinstimmender Beschlüsse über die Reform stark in Frage stelle. Von besonderer Bedeutung sei vielmehr auch die Erwägung, daß es vor allem zunächst darauf ankomme, eine intensivere Arbeit des jungen Beamten in den Disziplinen des öffentlichen Rechts gerade während derjenigen Periode zu ermöglichen, die ihm einen Einblick in die von diesem Recht beherrschten praktischen Lebensverhältnisse gestatte. Dies treffe wohl für die Zeit seines Vorbereitungsdienstes, nicht aber für die Zeit seines Universitätsstudiums zu. Die Gesamtdauer der Vorbereitungszeit von vier Jahren wurde beibehalten, nur wurde die Beschäftigung bei den Gerichtsbehörden auf ein Jahr beziehungsweise neun Monate festgesetzt.

Das war die ganze »Reform«, die natürlich keineswegs die früheren Abstände beseitigen konnte. Dieses Gesetz über die Zulassung zum höheren Verwaltungsdienst vom 10. August 1906 war bis zum 2. August 1920 in Kraft. Fast ist es unbegreiflich, daß nicht früher — spätestens nach der Revolution von 1918 — eine Änderung im Sinne alter, gereifter Bestrebungen erfolgte, die das im obigen Gesetz verankerte Juristenmonopol endgültig beseitigte. Aber die Auswirkungen dieses Privilegs Näheres anzuführen, erübrigt sich.² Wir sehen sie in dem tiefen Mißtrauen gegen die Bureaukratie der Kreis-, Regierungs-, Provinzial- und Ministerialinstanzen, in den dauernden Klagen über den sogenannten grünen Tisch. Besonders klar trat die Unfähigkeit des Verwaltungsjuristen in den im Kriege geschaffenen wirtschaftlichen Organisationen zutage, und v. Batocki hat in seinen Einführungsworten zu der vom Kriegsernährungsamt herausgegebenen Schriftenreihe »Beiträge zur Kriegswirtschaft« den Grund dieses Versagens treffend in der Vernachlässigung der Wirtschaftswissenschaften im allgemeinen und innerhalb des Beamtenkums im besonderen gekennzeichnet.

Die Entwicklung der Frage des Zugangs zum höheren Verwaltungsdienst seit der Revolution bringt wenig neue Änderungen. Das ganze Problem bildet heute einen wichtigen Teil der vorstehenden Verwaltungsreform, und diese kann ohne eine geeignete Lösung jener Frage nicht zu einem befriedigenden Abschluß gelangen. Betrachten wir kurz das Neue seit der Umwälzung im Jahre 1918! Als grundlegende Bestimmung lesen wir in der Reichsverfassung vom 11. August 1919, daß alle Staatsbürger ohne Unterschied nach Maßgabe der Gesetze und entsprechend ihrer Befähigung

² Über die praktische Handhabung der früheren Gesetze über die Zulassung zum höheren Verwaltungsdienst gibt L. E. Schücking in seiner Schrift »Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens« die beste Aufklärung. Danach waren nach dem preussischen Verwaltungskalender von 1906 von 12 Oberpräsidenten 11 ablig, von 36 Regierungspräsidenten 23 und von 244 Regierungsreferendaren 114 ablig. Für die abligen Landräte war die Statistik noch günstiger.

und ihren Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zuzulassen sind. Natürlich darf dieser Artikel, um zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, nicht so gehandhabt werden wie etwa der frühere militärische Grundsatz, daß jeder einfache Soldat den Feldherrnstab im Tornister trüge. Am Ende kommt es immer auf die Ausführung der Gesetze, den Geist an, den man in sie hineinlegt.

Das selbe gilt auch für das neue preussische Gesetz über die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst vom 8. Juli 1920, nach dessen § 13 die Minister der Finanzen und des Innern ermächtigt sind, in Ausnahmefällen auch andere Personen als die, welche vor der Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte die große Staatsprüfung bestanden haben, als befähigt für den höheren Verwaltungsdienst zu erklären, wenn sie auf Grund ihrer fachlichen Vorbildung und nach mindestens dreijähriger Tätigkeit in einem öffentlichen Verwaltungsdienst für die Stellung eines höheren Verwaltungsbeamten besonders geeignet erscheinen. Ob mit dieser Bestimmung das Assessorenprivileg gefallen ist, wie verschiedentlich angenommen wurde, dürfte sehr zweifelhaft sein, denn der § 13 ist zu dehnbar, zu abhängig von der Gunst oder Mißgunst der maßgebenden Stellen.

Vorläufig ist von einer Änderung noch sehr wenig zu merken, und solange als Regel das Assessorexamen verlangt wird, dürfte schwerlich eine Änderung eintreten und das Assessorenprivileg auch noch in Zukunft bestehen. Es soll hier natürlich nicht einer unsachgemäßen Besetzung der höheren Verwaltungsbeamtenstellen das Wort geredet werden! Auch in Zukunft muß möglichst eine gründliche Universitätsausbildung erworben und im praktischen Dienst die Befähigung erwiesen sein, die gewonnenen Kenntnisse zu verwerten. Die Bestimmung jedoch, daß der Verwaltungsassessor in der Weise, wie es auch das Gesetz vom 8. Juli 1920 vorschreibt, allein als hauptsächlichster Aspirant für höhere Verwaltungsstellen in Frage kommen soll, muß unbedingt beseitigt werden.

Was wäre aber neben den Verwaltungsassessor zu stellen? Was könnte man als fachliche Vorbildung im Sinne des § 13 des Gesetzes über die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst bezeichnen? Die Antwort auf diese Fragen ist heute nicht mehr sehr schwer. Wir sagten bereits, daß seit mehreren Jahrzehnten der Kampf um die Reform des Verwaltungshochschulstudiums von hervorragenden Männern der Wissenschaft geführt wird. Der Mißstand schlechten Beamtenmaterials gerade in der Verwaltung wurde allseits stark empfunden. Von keinem anderen wird eine solche Vielseitigkeit verlangt wie von dem Verwaltungsbeamten, der die Bedürfnisse und Interessen aller Erwerbs- und Berufsklassen kennen und würdigen, der an der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes tätig Anteil nehmen muß. Der Assessor mit seinem viel zu geringen öffentlich-rechtlichen, sozialpolitischen und nationalökonomischen Kenntnissen kann hierbei für die meisten Stellen nicht der rechte sein, sahen wir doch, daß sein hauptsächlichstes Studium dem Privatrecht galt, das vom öffentlichen Recht mit seiner volkswirtschaftlichen, philosophischen und ethischen Durchsetzung grundverschieden ist, eine Tatsache, die ja auch bei der scharfen Scheidung privatrechtlicher und öffentlich-rechtlicher Wissensgebiete zum Ausdruck kommt. Ob im Rahmen des künftigen Rechtsstudiums diese bisher vernachlässigten Fächer besser behandelt werden, erscheint mir sehr fraglich. Wenn sich das Studium auf das umfang-

reiche Gebiet des Privatrechts, auf das gesamte öffentliche Recht und die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erstrecken soll, wird bei dem zu großen Umfang sicherlich das eine oder andere zu kurz kommen. Warum sollte sich auch der künftige Richter das umfangreiche Wissen des künftigen Verwaltungsbeamten im öffentlichen Recht und den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften aneignen? Natürlich wird sich jener, um aus seiner bisherigen Weltfremdheit herauszutreten, in Zukunft mehr mit diesem Wissensstoff zu befassen haben, jedoch niemals in dem Maße wie der Verwaltungsbeamte. Eine scharfe Trennung beider Studiengänge ist also unbedingt erforderlich.

Aus derartigen Erwägungen heraus wurden für eine Reform des höheren Verwaltungsbeamtenstudiums längst die Grundsteine gelegt, auf denen leicht weitergebaut werden kann. Seit Beginn des vorigen Jahrzehnts wurden die ersten Ansätze gemacht, die Mängel in der Ausbildung höherer Verwaltungsbeamten sowohl der staatlichen als auch kommunalen Verwaltung zu beseitigen. Es mußten Unterrichtseinrichtungen geschaffen werden, die den an die Verwaltungsbeamten gestellten Anforderungen besser entsprachen, die ihr Hauptaugenmerk auf die weiten Gebiete des gesamten öffentlichen Rechts mit seinen Grenzgebieten und die gesamten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften richteten, während das Privatrecht nur in geringerem Maße Berücksichtigung fand. Dringenden Zeitforderungen entsprechend entstanden so seit 1911 Verwaltungshochschulen in Köln, Frankfurt, Düsseldorf und Detmold, ähnliche Einrichtungen in Berlin und München. Natürlich war nicht gleich ein vollkommener Bau geschaffen. Mit vielen widerstrebenden Gewalten war zu kämpfen, um einigermaßen Vollkommenes zu erreichen. Die Idee hat sich jedoch durchgesetzt, und hätte der Weltkrieg die organische Entwicklung nicht jääh unterbrochen, so könnten wir heute wohl längst auf ein fertiges Werk zurückblicken. Seit der Revolution ist die ganze Bewegung wieder stark im Fluß, und es gilt nun, das bisher Geschaffene weiter zu vervollkommen. Aus den Wissensgebieten der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften muß ein neues Gebäude geschaffen werden, das Gebäude der besonderen Verwaltungswissenschaften, das dem Lehrgebiet der Universitäten eingegliedert werden muß, wie dies jetzt schon in Köln der Fall ist. Die Erkenntnisse und Erfahrungen der Verwaltungshochschulen können bei der vorstehenden Reform nicht unberücksichtigt bleiben, denn sie haben die Reform des Verwaltungshochschulstudiums schon durchgeführt, als an eine staatliche Regelung noch nicht gedacht wurde.*

Hegel und der Staat¹

Von Dr. Siegfried Marx

Dem wiedererweckten Hegel-Interesse unserer Epoche kommt Rosenzweigs umfassende Darstellung des Staatsphilosophen und Politikers Hegel mächtig entgegen. Unter ausgiebiger Benützung des gesamten handschriftlichen Nach-

* Besonders hervorzuheben wäre die vorbildliche Einrichtung des Verwaltungshochschulstudiums an der Universität Köln, deren Lehrplan als der beste gilt und bei der künftigen Reform richtunggebend berücksichtigt werden muß.

¹ Franz Rosenzweig, Hegel und der Staat. München und Berlin 1920. 2 Bände.

laſſes wird hier das allmähliche Werden des Hegelſchen Staatsgedankens durch Hegels »Lebensſtationen« im erſten Bande verfolgt und in die »Welt-epochen« im zweiten Bande eingeordnet. Für ſeine Aufgabe bringt der Verfaſſer, ein Schüler Friedrich Meinekes, eine außerordentliche hiſtoriſche Einfühlungsgabe mit, die durch eine reſſloſe philoſophiſche Durchbildung ihre notwendige Ergänzung findet. So wird niemand, der ſich mit Hegels Staatsphilophie beſchäftigt, an dieſem Buche mehr vorübergehen können. Auch der Theoretiker des Marxiſmus, der ja ſtändig auf die Beziehungen Margens zu Hegel hingewieſen wird, hat viel aus ihm zu lernen. Ja, über den Rahmen der Problemſtellung hinaus wird an der Entwicklung der Hegelſchen Staatsphilophie hier in kräftigen Strichen das Ganze von Hegels Leben und Lehre gezeichnet.

Den Epigonen iſt Hegel meiſt der »preußiſche Staatsphiloph«, der Staatsabſolutiſt, der den Staat vergöttlicht und mit ſeiner Ablehnung jeglicher Inſtanz über der Machtsouveränität der Staaten außer der Weltgeſchichte ſelber einer der Schöpfer des deutſchen Imperialiſmus iſt. Für die endgültige Faſſung des Hegelſchen Staatsgedankens, wie er in ſeiner Rechts- und Geſchichtsphilophie formuliert iſt, iſt dieſe Überlieferung zutreffend. Auch Hegels individueller Geiſt aber iſt wie der abſolute Geiſt ſeiner Philoſophie auf verſchlungenen dialektiſchen Umwegen erſt zu dieſem Ergebnis gekommen, die Roſenzweigs Darſtellung verfolgt. Seiner Hölderlinſchen Griechenſehnſucht in der Tübinger Epoche entſpricht ein Verſenken in die lebendige Totalität des Volksgeiſtes, in dem »das eherne Band der Bedürfniſſe mit Roſen umwoben iſt«, der einzelne ſich in den Feſſeln eines nationalen Geſamtlebens »als einem Teil ſeiner ſelbſt« gefällt. Es folgt die Berner Periode, in der wir den ſpäteren Philoſophen der »vernünftigen Wirklichkeit« unter dem Einfluß des Kantſchen und Fichteſchen Sollens, des Rouſſeauſchen weltverbessernden Freiheitsgedankens ſehen. Gegenüber der ſpäteren Staatsverklärung beherrscht ihn ein individualiſtiſches Gerechtigkeitsideal. Noch im Zuſammenhang mit dieſer Stimmung, aber ſie bereits überwindend, ſteigt ihm in den folgenden Frankfurter Tagen der Staat als »Schickſal« des einzelnen auf. An deſſen eherner Härte prallt die individualiſtiſche Gerechtigkeitsforderung ab, und nur der Gang der Geſchichte, nicht der einzelne Menſch bringt den Ausgleich und die Verſöhnung gegenüber der Unabänderlichkeit und dem Druck des ſtaatlichen Fatums. Von hier aus iſt dann nur ein Schritt zur Faſſung des Staates als Macht, der gegenüber Roſenzweig betont, daß ſie ſich nicht auf den Nationalſtaat des neunzehnten Jahrhunderts, ſondern noch durchaus auf den abſoluten Staat des achtzehnten Jahrhunderts bezieht. Mit großer Ausführlichkeit ſchildert Roſenzweig den erſten ſyſtematiſchen Aufbau, zu dem ſich in der Jenaer Periode Hegels biſherige Ideen über den Staat zuſammenfaſſen. In merkwürdiger Miſchung ſind in dieſem platonifiſierende und zeitgeſchichtliche Tendenzen enthalten. Aus drei Ständen wird hier der Staat aufgebaut, einem ſteuerfreien Kriegsadel als abſolutem Stande (der an die platonischen Wächter erinnert), einem erwerbsſtätigen und militärbefreiten Bürgerſtand, einem die Mannſchaften für den Krieg ſtellenden in patriarchaliſcher Natürlichkeit und dumpfer Gefolgschaftſtaperkeit gebundenen Bauernſtand.

Mit ſo archaiſierenden Ideen wie einer Regierung dieſes Staates durch Prieſter und Greiſe verbindet ſich auf wirtſchaftlichem Gebiet ein zeit-

gemäßher abgeschwächter Merkantilismus, ja so moderne Forderungen wie berufsständische Organe, die aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammenge setzt sein sollen, um so den sich erst neu bildenden vierten Stand als Stand aus einer Masse zu konstituieren.

Der kräftigen Staatsbejahung dieser Epoche folgt dann mit der Phänomenologie des Geistes eine Zeit der Abkehr vom Staate, in der sich das Selbstbewußtsein der gewonnenen absoluten Philosophie über die diesseitige Wirklichkeit erhaben fühlt.

In diesem Geiste wird auch Napoleon mit kontemplativer Gelassenheit von Hegel erlebt, die zugleich diesen »Weltgeist zu Pferde« als Höhepunkt und Ende des Diesseitsstaats betrachtet, der durch das Reich der philosophischen Innerlichkeit abgelöst werden soll. Hegel aber mußte nicht neben seiner spekulativen Seele auch die Instinkte des realpolitischen Empirikers besitzen, sollte ihm Napoleons historische Rolle entgehen. Aber alle antirevolutionären Praktiken hinweg sieht er in ihm den wahren Verwirklicher der Ideen von 1789, eines konstitutionellen Staates, der im »Selbstzutrauen zu sich seine Teile gewähren läßt«. So glaubt denn auch der einst als Läßinger Stifter durch die Ideen von 1789 begeisterte Philosoph nicht an ein Zurückschrauben der Entwicklung in der beginnenden romantischen Restauration. Das »Kommandowort des Weltgeistes zum Avancement« ist gegeben, die Reaktion vermag kaum an die »Schuhriemen dieses marschierenden Kolosses heranzureichen«.

Es ist vielleicht dieses Vertrauen zur Geschichte, dies Bewußtsein eines objektiven Revolutionarismus, das Hegel in der endgültigen Fassung seines Staatsgedankens so gehässig gegen alle subjektiven Revolutionäre, die mit der Kraft ihrer Überzeugung und ihres Willens die Welt verbessern wollen, gemacht und in den Ruf des Reaktionärs gebracht hat.

Diese letzte Periode ist durch den beinahe berücktigten Satz von der Vernünftigkeit des Wirklichen gekennzeichnet. Gewiß kann dieser Satz revolutionär verstanden werden, wenn diese Wirklichkeit wie von Engels als zukünftige Wirklichkeit verstanden wird. Aber die Problematik des Satzes liegt in der Unklarheit der Stellungnahme eben zur gegenwärtig vorliegenden Wirklichkeit, die bei Hegel, dem Politiker, deutlich wird. Auch die geistreichen Analysen des Gedankens durch Rosenzweig können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Hegelsche Philosophie in bewußter oder unbewußter Zweideutigkeit kein klares Kriterium angibt, das die vernünftige Wirklichkeit von der »faulen Existenz«, den Vernunftstaat vom Staate Friedrich Wilhelms III. unterscheidet.

Die Fassung der Rechtsphilosophie baut bekanntlich die Sittlichkeit aus den unteren Stufen des Rechtes und der Moralität und innerhalb der Sittlichkeit den Staat aus den Vorstadien der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft auf. Innerhalb der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft, in der von Smith, Say und Ricardo beeinflusste Hegel seine wirtschaftlichen Anschauungen entwickelt, unterstreicht Rosenzweig die Berührungspunkte mit dem Sozialismus, bei denen er eine direkte Beeinflussung durch die französischen sozialistischen Schriftsteller zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts für möglich hält. Für Erscheinungen wie Verelendung, industrielle Reservearmee, Gefahren der Überproduktion (»bei Übermaß des Reichtums ist die Gesellschaft nicht reich genug«) besitzt Hegel einen Blick. Eine Art

Heilmittel gegen die Gefahren der Proletarisierung will er einerseits durch den oben bereits angedeuteten zünftlerisch gefärbten Fabrikparlamentarismus, andererseits durch die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft im Staate, das heißt den Ausweg der unpolitischen Ökonomie in die eigentlich politische (Außenhandel und Kolonialsystem, also Imperialismus) geben. Auch der übrige mächtige Bau der Hegelschen Rechts- und Geschichtsphilosophie wird von Rosenzweig in seinen Elementen ausführlich dargestellt, doch braucht auf diese bekannteren Partien des Hegelschen Werkes hier nicht näher eingegangen zu werden.

Zu den letzten Abschnitten des Buches gehört, was Rosenzweig über Gegnerschaft und Nachfolgeschafft der Hegelschen Staatsphilosophie zu sagen weiß. Zwei individualistische Systeme, ein konservatives (Haller) und ein revolutionäres (Rousseau) hat die Hegelsche Staatsphilosophie mit ihrer angestrebten Einheit der substantiellen Staatsouveränität und des wollenden Subjekts gegen sich. Mit dem Ansturm dieser beiden Richtungen, dem »Abfall der unterstaatlichen Sphären Recht und Moralität, Familie und bürgerlicher Gesellschaft vom Staate« weiß Hegels Philosophie noch zu seinen Lebzeiten fertig zu werden, wenn auch der sich nach seinem Tode erneuernde Streit zwischen Hegelianern der Rechten und der Linken zur Zerschung seiner Philosophie führt. Zwei andere Richtungen treten dagegen nicht durch Bekämpfung, sondern durch »Kaperung« des Systems seine fruchtbare Nachfolge im neunzehnten Jahrhundert an: der Nationalismus und der Sozialismus. Die imperialistische Struktur der Hegelschen Staatsphilosophie wird von der erstgenannten Richtung mit der Hegel noch fremden Nationalidee erfüllt: es ist der Weg, der von Haym über Rümelin zu Treitschke führt. Auf der anderen Seite hält der Sozialismus Hegels Methodik fest, um sie auf eine Hegel fremde Anschauung anzuwenden. Dem Marxismus ist die Rolle der Geschichte und ihre »apokalyptische« Auffassung mit Hegel gemein, aber nicht der Staat, sondern ein Stand (wie Rosenzweig nicht ganz richtig die Marxsche »Klasse« hegelsch subsumiert) wird jetzt zur Stätte der geschichtlichen Entscheidung. Die Prädikate aber des Hegelschen Staates werden, wie Rosenzweig eindrucklich nachweist, sämtlich auf Marzens zukünftige Gesellschaft übertragen, und der Hegelsche Gedanke der Diesseitigkeit alles menschlichen Lebens findet damit seine reiflose Durchführung.

Seelische Folgeerscheinungen des Krieges

Von Dr. med. Alfred Weyer (Berlin)

Die Psychologie stieß bis vor kurzem im Volke auf wenig Interesse. Selbst von Gebildeten wurde sie vielfach als eine praktisch zwecklose Akrobatik des Geistes betrachtet. Sie blieb im ganzen eine Lieblingsbeschäftigung von Gelehrten, weil sie für wirtschaftliche Fragen und damit für den Kampf ums Dasein bedeutungslos schien. Die Natur kennt nur den Egoismus; der einzelne sieht die Welt gefärbt entsprechend seinen Interessen und Lebensnotwendigkeiten. Erst der Zusammenschluß zu Interessengemeinschaften schafft eine gewisse Selbstlosigkeit, indem nun an die Stelle der Einzelpersonlichkeit die Gemeinschaft tritt, welcher der einzelne angehört. Jedes Mitglied der Gemeinschaft muß etwas von der reiflosen Verfolgung seiner

Wünsche opfern, insoweit sie mit denen der Gemeinschaft in Widerspruch stehen. Das gilt natürlich auch von der Volksgemeinschaft. Jeder einzelne Volksgenosse fühlt sich als Teil des Volkes. Der Kampf ums Dasein erzwingt eben den Zusammenschluß von Lebewesen zu Gemeinschaften jedesmal dann, wenn das Einzelindividuum instinktiv eine Stärkung der Lebens- und Widerstandsfähigkeit durch die Einordnung in eine Gemeinschaft erwartet und erhält. So wurde auch der Staat in Folge einer natürlichen Entwicklung zu einem Organismus mit überindividuellen Trieben, mit eigenen Funktionen, während das ihm zugehörige Individuum zu einem mehr oder weniger unselbständigen Teil oder gar zu einem bloßen Bestandteil dieses Organismus wurde. Das, was durch die Perspektive einer derartigen Person gesehen als Selbstlosigkeit, Nächstenliebe oder Altruismus erscheint, ist vom Standpunkt des Staates aus gesehen Selbsterhaltungstrieb und Selbstsucht — Lebensbetätigung eines über dem Einzelindividuum stehenden Organismus, eben des Staates, das heißt ein Egoismus höherer Ordnung. Je jünger eine Gemeinschaft ist, um so weniger ist das ihm als Glied oder Teil angehörende Individuum seiner persönlichen Eigenschaften verlustig gegangen. Mit dem Entwicklungsalter werden die den Einzelpersonen der Gemeinschaft eigentümlichen Eigenschaften entsprechend der zunehmenden Festigkeit und der Natürlichkeit der staatlichen Organisation ersetzt durch Kollektivempfindungen und Kollektivtriebe.

Von diesen Gesichtspunkten aus gesehen, können wir verstehen, wie es möglich ist, daß das bedrohte Volk als natürliches Ganzes wirkt, daß sein Selbsterhaltungstrieb als Vaterlandsliebe, das mächtigste individuelle Gefühl, die Todesfurcht automatisch beseitigt, daß der Soldat ohne Rücksicht auf sein Leben und auf seine Angehörigen mutig und von einem unwiderstehlichen, weil überindividuellen Impuls getrieben der persönlichen Vernichtung ins Auge sieht.

Das unbewußte Kompromiß, das der einzelne mit seinem Volke schließt, indem er unter Verlust rein menschlicher Eigenschaften, unter Verzicht auf die reisslose Befriedigung rein egoistischer Triebe in der Gemeinschaft aufgeht, kann jedoch nur so lange Bestand haben, als seine Voraussetzungen bestehen. Wenn der Staat nicht mehr imstande ist, dem einzelnen Bürger die Sicherung seiner elementaren Lebensnotwendigkeiten zu gewähren, das heißt wenn das, was der Staat seinen Bürgern bietet, nicht mehr ausreicht, um satt zu werden, wenn die Leistung für den Staat bei weitem die Werte übersteigt, die er als Äquivalent seinen Bürgern in Folge stillschweigender und selbstverständlicher Prämisse garantiert hat, erwacht wieder mit elementarer Macht der Individual egoismus. An die Stelle der Vaterlands-, Volks- und Nächstenliebe tritt wieder die Selbstsucht. Es kommt hinzu, daß das Schwinden des Solidaritätsgefühls und sozialer Empfindungen im Hungerzustand überboten zu werden pflegt durch einen unheimlichen Radikalismus. Wie hungernde Tiere böseartig sind und ein völlig verändertes Wesen, einen ihrer Eigenart gänzlich fremden Charakter zeigen, so weiß jeder, der mit ausgehungerten Menschen zusammengekommen ist, daß sie keine Rücksicht, keine Vernunft mehr kennen, daß sie oft alle durch eine vieltausendjährige Kultur erworbenen Eigenschaften vermissen lassen. Der millionenfache Hunger, der sich zusammensetzt aus dem Nahrungsbedürfnis einer unendlich großen Zahl von Körperzellen, beherrscht das ganze Gefühlsleben

und macht den Einfluß der den animalischen Funktionen erst in späten Entwicklungsphasen vorgeschalteten Verstandeskkräfte zunichte.

So schuf auch die englische Hungerblockade das Ferment, das unser Volk in seine Einzelbestandteile auflösen mußte. So wurde in der Seele jedes einzelnen der Boden bereitet, der in einer Änderung der Verhältnisse, in einer Beendigung des Körper und Seele unerträglich belastenden Kriegszustandes die einzige Rettung, das allein erstrebenswerte Ziel sah. Das aktive Bedürfnis nach »Umsturz« bei einem Volke, das in seiner Geschlossenheit einen beispiellosen Mut, eine heldenhafte Entsagung und Anspruchslosigkeit zeigte, war durchaus physiologisch bedingt und kann von jedem sachlich denkenden Kritiker nur so verstanden werden. Dies bestätigen noch heute sichtbare und dem Charakter des Deutschen bislang unbekannte Bedürfnisse. Es ist ein seelischer Schußreflex, wenn das Volk jede Möglichkeit nach Nervenkitzel sucht. Kein Kino kann schaudererregend genug sein, keine akrobatische Darbietung vermag die Sucht nach nervöser Spannung voll zu befriedigen. Die Notwendigkeit, den Augenblick zu genießen, jedes Rechnen und Kalkulieren selbst mit der nächsten Zukunft zu unterbinden (wurde doch der Blick des Frontkämpfers, der nicht wußte, ob er die nächste Stunde noch erlebte, automatisch in die momentane Gegenwart fixiert), diese Notwendigkeit, meine ich, mußte einen Zustand dauernd erhöhten Reizbedürfnisses schaffen, der auch im Glücksspiel seinen klaren und unwiderstehlichen Ausdruck findet.

Demselben, wenn auch unbewußten, Wunsche nach fortgesetzter Belastung der Gefühlskomponenten des Seelenlebens entspringt die Neigung zum Mystizismus. Keine Lehre kann unsinnig genug sein, kein Wahrsager, Hellseher, Spiritist, kein falscher Prophet kann offensichtlich genug als Betrüger gebrandmarkt werden; jeder Einsicht, jeder Erfahrung zum Trotz folgt ihm die Masse bis an das Ende widerspruchsvollster Behauptungen. So wird zum Beispiel eine dem Kulturzustand der Neger entsprechende Tanzmusik als das höchste und vollkommenste Resultat modernen musikalischen Empfindens und Geschmacks begehrt und bewundert. Durch in Massenauflagen gedruckte Horoskope lassen sich gebildete deutsche Kaufleute in ihren Entschlüssen und Maßnahmen bestimmen. Ein Straßenhändler auf dem Potsdamer Platz Berlins hatte im Laufe weniger Stunden die mitgebrachten »Schicksalsuhren« verkauft. Zahlreiche Schmutzblätter setzen Zehntausende von Exemplaren ab, indem sie sich an die übelsten und niedrigsten Instinkte wenden. Selbst für geschlechtlich Perverse erscheinen vielverkaufte Druckschriften.

Die beängstigende Zunahme der gleichgeschlechtlichen Liebe wird verständlich durch die infolge des Krieges geschaffenen Verhältnisse. Ein regelrechter Geschlechtsverkehr kam für den weitaus größten Teil der Frontsoldaten nicht in Frage, und selbstverständlich war auch das weibliche Geschlecht während des Krieges im Verkehr mit Männern stark beschränkt. Das alles aber erklärt noch keineswegs die ungewöhnliche Zunahme perverter Neigungen und das Aufkommen der mannigfachen Äquivalente eines regelrechten Geschlechtsverkehrs; schon während des Krieges machte sich eine deutliche Abnahme der geschlechtlichen Leistungsfähigkeit bemerkbar. Männer und Frauen klagten mir oft in den Sprechstunden gleichmäßig darüber, daß die Stärke ihres Geschlechtstriebs stark abgenommen, die Qualität sich stark verändert und der Gegenstand der geschlechtlichen Liebe sich widernatürlich verschoben habe. Schon im Jahre 1917 erklärten mir

reife Männer und vollentwickelte Frauen, daß sie eine ihnen selbst unverständliche und sie erschreckende geschlechtliche Neigung zu unsertigen, noch im Stadium der geschlechtlichen Ausreife befindlichen Personen des anderen Geschlechts empfänden. Das ist fraglos der Ausdruck mangelnder geschlechtlicher Leistungsfähigkeit, wie sie physiologisch in einem Rückgang der Empfangnisfähigkeit und in monatlichen Störungen bei Frauen, in einer Abnahme der Widerstandskraft der männlichen Keimzellen und in einem Erkalten, wenn nicht im Erlöschen der Libido (Geschlechtslust) vor allen Dingen bei Männern zutage trat. Physiologisch mußte sich als natürliche Folge der chronischen Unterernährung infolge der Hungerblockade bei beiden Geschlechtern eine dem herabgesetzten Ernährungszustand entsprechende geschlechtliche Bedürfnislosigkeit, eine gewisse Frigidität (Geschlechtskälte) entwickeln, die infolge fehlender Stoffwechselenergien einen regelrechten Geschlechtsverkehr vermied, die jedoch eine geschlechtliche Erregung nicht beiseitigen konnte, welche zwar nicht die normale Befriedigung, wohl aber eine ohne stofflichen Energieverlust mögliche abnorme Betätigung des Geschlechtstriebes suchte und fand. Psychologisch mußte man daher eine Neigung zu Individuen erwarten, welche geschlechtlich wenig anspruchsvoll waren. Das aber sind die Jugendlichen. So sehen wir denn eine Rückentwicklung des geschlechtlichen Geschmacks, die etwa jenen Trieben ähnelt, die wir während der einsetzenden geschlechtlichen Ausreife in den Flegel- und Backfischjahren zu beobachten gewohnt sind. Die gleichgeschlechtliche Liebe bei beiden Geschlechtern, die Bevorzugung jugendlicher, geschlechtlich noch nicht ausge-reifter Individuen, ein phantastisches Vorstellungs- und Gefühlsleben, eine schwächliche, unreife Erotik, wie sie ähnlich jener der beginnenden Reife auch beim Erlöschen der geschlechtlichen Leistungsfähigkeit bei Frauen gegen Ende der vierziger Jahre und bei Männern im beginnenden Greisenalter aufzutreten pflegt, tritt heute selbst bei vollwertigen und, was das Lebensalter betrifft, auf der Höhe der Entwicklung stehenden Individuen, vor allem der Männerwelt, deutlich und verhängnisvoll in die Erscheinung.

Die Frau ist bei den Menschen im geschlechtlichen Konkurrenzkampf der passive Teil, der durch seine Reize die Werbung des Mannes anregt und unterhält. Es ist nun interessant, zu sehen, wie die Frauenwelt durch die Mode dem veränderten geschlechtlichen Geschmack der Männer Rechnung trägt. Will man die moderne Mode der letzten Kriegsjahre und der nach-revolutionären Zeit durch ein Wort charakterisieren, so kann man das nicht besser und treffender tun als durch den Ausdruck »Verjüngung«. Bei beiden Geschlechtern waltet das Bestreben vor, möglichst jugendlich, kindlich zu erscheinen. Das Steinachsche Verjüngungsproblem paßt sich zeitlich dem modernen Bedürfnis nach Jugendlichkeit an und hat fraglos durch den augenblicklichen geschlechtlichen Geschmack eine wesentliche Stärkung und Sug-gestivkraft erhalten.

Die moderne Frau trägt vielfach kurzes Haar, oder wenn sie sich zu einem Opfer ihres langen Haares nicht entschließen kann, so zieht sie doch eine Frisur vor, welche die Flechten vermeidet. Das Haar wird nach innen aufgerollt, so daß es dem Kopfe im Gegensatz zu früheren Zeiten glatt anliegt. Dadurch wird eine Beurteilung der Länge und Uppigkeit des Haarwuchses erschwert. Stirn- und Schläfenhaare werden tollentartig beschnitten, wie es früher ausschließlich bei kleinen Schulmädchen üblich war. Große

Perlenketten aus Elfenbein-, Bernstein-, Knochen- oder Erbsenstoffs sind Nachahmungen kindlichen Hals schmucks. Der Busen, auf dessen Rundung und Fülle die Frau bisher stolz war, ist unmodern geworden. Die modisch gekleidete Frau sucht möglichst flach zu erscheinen und erreicht dies in einer geradezu staunenswerten Vollendung. Der Busen der modernen Frau macht einen durchaus jugendlichen, knospenhaften Eindruck. Die Taille, deren Umfang in der Vergangenheit mit allen Mitteln reduziert wurde, ist heute verpönt. Die Frau schnürt sich nicht mehr. Während aber früher gerade durch das nicht anschließende Hängekleid die schlanke Taille betont wurde, indem man unter den losen Falten die Schlankheit um so mehr ahnte, umgürtet sich die moderne Frau den nicht geschnürten Leib mit einem festen Ledergürtel, der den Eindruck erweckt, als ob er straff säße, so einen Taillenumfang vor täuschend, der tatsächlich nicht vorhanden ist. Die neuzeitliche Frauenmode vermeidet jede nach innen geschwungene Linie. Folgerichtig wird daher auch das breite weibliche Becken im Vergleich mit der Taille enger erscheinen und so den juvenilen Eindruck der modernen Frau verstärken. Demselben Zweck dient das oft nur bis zum Knie reichende plissierte Kinderkleidchen. In den neuesten Modeblättern habe ich vor einigen Tagen Modellkleider und Kostüme gesehen, die durch Aufsetzen längsgestreifter Stoffstreifen auf die Seitenteile den täuschenden Eindruck männlicher Beinkleider erweckten. Modern ist nach denselben Blättern auch eine der langen Litewka oder der russischen Hemdbluse auf ein Haar gleichende Bekleidung des Oberkörpers, aus der ein enger Rock hervorragt, der in seiner Zusammenwirkung mit der Bekleidung des Oberkörpers den Eindruck eines Beinkleids macht. Die Vortäuschung einer geschlechtlichen Anspruchslosigkeit, die Verwischung oder Verjugendlichung geschlechtlicher Merkmale ist das Kennzeichen der modernen Frauenkleidung. Es wird auf jede mögliche Weise erstrebt und erreicht.

Dasselbe gilt von der Männerwelt. Langes, oft gar zu langes, nach hinten gekämmtes Haupthaar verleiht einen jugendlichen und, was in bezug auf die geschlechtliche Leistungsfähigkeit daselbe bedeutet, einen femininen Eindruck. Den Höhepunkt dieser Tendenz sehen wir in der Mode des ondulierten, gebrannten männlichen Haarschopfes. Die Bartlosigkeit verstärkt den erwünschten Habitus. Feine, gepflegte, schwielenlose Hände sollen den einseitigen Geschlechtscharakter mildern. In der Brusttasche trägt der modisch gekleidete Herr nicht einmal mehr das bunte seidene Taschentuch, sondern das früher ausschließlich der Damenwelt vorbehaltenes Spitzenfächlein, das für seinen eigentlichen Zweck zwar unbrauchbar ist, das aber eine weibische oder weibliche Geschmacksrichtung betonen soll. Der moderne Mann parfümiert sich. Die Schultern des Oberkleides sind stark verbreitert, nicht etwa um kräftige Männlichkeit auszudrücken, sondern um im Vergleich und in dem Zusammenwirken mit dem eng taillierten und durch einen straff sitzenden Gürtel noch besonders hervorgehobenen geringen Umfang in der Hüftgegend von der Schulter bis zum Gürtel die schräg nach innen verlaufende Linie zu erzielen, welche bis zur neuesten Zeit für den Frauenkörper charakteristisch war. Das breite weibliche Becken wird durch einen über dem Becken gespreizten Rock imitiert. Es wird also der Gegensatz zwischen dem Durchmesser der Schulter und des Beckens einerseits und der Hüfte andererseits erreicht. Die kurzen Beinkleider, die deutlich sichtbaren schön gefärbten

seidenen Strümpfe, die früher nur bei Frauen üblichen breiten bandartigen Schnürbänder verstärken und vervollständigen den Eindruck des Femininen. Ja der Mann hat sich sogar entschlossen, auf hohen Stiefelabsätzen einherzugehen, trotzdem dies bei ihm in keiner Weise durch eine kurze Achillessehne gerechtfertigt ist, wie das bei den Frauen zutrifft.

Daß diese Annäherung der beiderseitigen Geschlechtscharaktere an ein geschlechtlich indifferentes oder doch nicht vollkommen entwickeltes Individuum nicht eine dem Publikum aufgezwungene Geschmacksrichtung ist, erkennt man deutlich aus dem Umstand, daß unsere beliebtesten und gefeiertsten Filmgrößen ihre Erfolge wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu einem guten Teil dem Umstand verdanken, daß sie als Männer einen ausgesprochen femininen und als Frauen einen virilen, beide aber gleichmäßig einen juvenilen Typ darzustellen sich bemühen oder tatsächlich einen mehr oder weniger zweigeschlechtlichen Charakter haben. Die Entwicklung zu einem ausgesprochenen Geschlechtscharakter erfolgt in der Entwicklung des Menschen erst relativ spät vor der Geburt und erreicht durchaus nicht immer einen ausgesprochen männlichen oder weiblichen Geschlechtstyp. Es finden sich vielmehr vom Manne bis zur Frau alle Zwischenstufen einer Zwitterbildung, die nach der Mitte zu allerdings an Zahl beträchtlich abnehmen, so daß der ausgesprochene Zwitter relativ seltener ist als die zahlreichen bei Mann und Weib auftretenden Variationen, die als Abwandlungen einer Zweigeschlechtlichkeit oder einer faktischen Ungeschlechtlichkeit nicht mehr erkennbare oder doch nur durch vom Fachmann erkennbare körperliche Abweichungen aufweisen, bei denen aber ausgesprochene Charakterzüge vorhanden sind, die man vorwiegend bei starker seelischer und gemüthlicher Belastung als Eigentümlichkeiten des anderen, organisch kaum oder nicht mehr feststellbaren geschlechtlichen Typs deutlich zu erkennen vermag.

Und wie in der Mode, so zeigt sich auch in anderen modernen Geschmacks- und Willensrichtungen unseres Volkes eine Verirrung und Degeneration des Gefühlslebens, die der Naturwissenschaftler nur dann und dort zu finden gewohnt ist, wo durch Überlastung im weitesten Sinne physiologischer, also auch psychologischer Funktionen die Grenze der Leistungsfähigkeit und Tragfähigkeit des Organismus bedenklich überschritten wurde.

Bei allen Kulturoblikern der Vergangenheit pflegte dem Stadium einer hochentwickelten Produktivität eine unproduktive Genußsucht zu folgen, die als beginnende Degeneration ein Überhandnehmen geschlechtlicher Verirrungen und Perverstäten zeitigte. In gesteigerter Lüfternheit, die nicht mehr die regelrechte, lediglich der Erhaltung der Art dienende Befähigung und Befriedigung sucht, zeigt sich in der ganzen Natur deutlich und einheitlich der qualitativ stark veränderte Reizzustand, der regelmäßig dem Erlöschen einer Funktion vorausgeht. Der Stärke entspricht aber in allen diesen Fällen nicht die Reinheit des Triebes. Die beginnende Unfähigkeit kommt in dem Bedürfnis nach gesteigerten Reizen zum Ausdruck. In der Lüfternheit offenbart sich der ungesunde Zug geschlechtlicher Erregung und Erregbarkeit als Merkmal nicht mehr oder noch nicht vollwertiger Artvertreter. Wenn heute die Nackttanzveranstaltungen, die naturalistischen Ballette, die Tanzvorführungen in Kabarettten, Cafés und den zahllosen geheimen Nachlokalen einen so ungeheuren Zuspruch haben, wenn in den Großstädten immer neue derartige Veranstaltungen und Etablissements wie

Pilze aus der Erde schießen, so spricht sich darin ein Massenbedürfnis aus, denn auch auf diesem Gebiet stehen Nachfrage und Produktion in einem festen gesetzmäßigen Verhältnis.

Wenn ein ungebildeter Matrose als Messias von Leuchtenberg ähnlich anderen modernen Propheten alte, festgewurzelte Begriffe von Moral und Sitte stürzen und die Ethik weiter Kreise eines bisher gesunden Nachwuchses des Bürgertums fast eines ganzen Ländchens verkehren konnte, so ist auch das ein bedenkliches Zeichen für den derzeitigen seelischen und moralischen Habitus unseres Volkes. In Masuren wallfahrten seit Wochen Tausende von Menschen zu den sogenannten »goldenen Bergen«. Es sind dies Berge in der Nähe des Schlachtfeldes von Tannenberg bei dem Dorfe Muschaken. Ein siebzigjähriger blinder Holzfäller, »der als Trunkenbold bekannt ist, predigte in wirren Reden, daß zwischen den genannten Hügeln eine goldene Stadt vergraben liege, die durch Gebete und Gesänge erlöst werden könne«. ausreichen, um unsere gesamten Schulden an die Entente zu bezahlen.

Der Seelenzustand weiter Kreise unseres Volkes erfährt weiter eine erschreckende Beleuchtung durch die Tatsache, daß die Trugwahrnehmungen und Sinnesstäuschungen des senilen und herabgekommenen Holzfällers eine ungewöhnliche Suggestivkraft besaßen und zahlreiche Fälle eines induzierten Irreseins erzeugten, so daß infolge der subjektiv wahrhaften Berichte der von dem Holzfäller geistig infizierten Halluzinanten eine Massenpsychose entstand, die nach Berichten von einwandfreien Beobachtern einen gewaltigen Umfang angenommen hat. Zu Tausenden strömen die Menschen aus Dörfern und Städten der Umgebung zusammen, um die goldene Stadt durch Massengebete und Chorgesänge aus ihrem angeblich zweitausendjährigen Schlaf zu erwecken. Kein Mensch denkt mehr an die Wirklichkeit. Tausende lassen Familie und Arbeitsplatz im Stich und leben Tag und Nacht ausschließlich der trägerischen und verderblichen Hoffnung auf das große ihnen versprochene und geweissagte Glück. Und ebenso lieft man über Klopfgeister, Materialisationen und Inspirationen heute in den Tageszeitungen die unglaublichsten Berichte.

Der Spiritismus, der Mystizismus, der Okkultismus, kurz alle Dogmenlehren, die auf Erfahrungen und verstandesmäßige Erarbeitung einer Weltanschauung verzichten, gewinnen in unserem Volke seit Kriegsende eine bedrohliche und verhängnisvolle Ausdehnung. In der Presse finden sich in nie dagewesener Zahl Artikel, welche dem Leser die Möglichkeit gewähren, die raue und unerträgliche Wirklichkeit zu vergessen oder sich doch über sie hinwegzutäuschen. Die Hoffnung auf eine baldige bessere Zukunft, die unter den augenblicklichen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen keine reale Stütze zu finden vermag, flüchtet sich in das Übersinnliche und Übernatürliche, wo eine exakte Widerlegung, ein Gegenbeweis nicht möglich ist, wo sie also unangefochten und beglückend gedeihen kann. So lebt ein großer Teil unseres Volkes in den Tag hinein, abgeschreckt und angewidert durch das Reale, widerstandslos gegenüber der Suggestivwirkung des Übersinnlichen. So sehr die Kirche an Zahl der Anhänger durch diese Disposition zu gewinnen glaubt, so bedenklich erscheinen die Impulse zahlreicher neuer Gläubigen dem Psychologen, der als das tiefere physiologische Moment, als die gemeinsame Wurzel aller dieser Auswüchse das unbewußte Gefühl einer subjektiven Schwäche im Kampf ums Dasein erkennt, einer Schwäche, die

auch objektiv nachweisbar wird, wenn man sieht, wie das gesunde, leider infolge des Krieges geschwundene Solidaritätsgefühl zur Bildung von allerlei radikalen Gruppen geführt hat, die dem natürlichen Bedürfnis des Kulturmenschen nach Zusammenschluß zwar Rechnung tragen, die aber trotzdem Erscheinungen eines Auflösungsprozesses sind. Das derartigen Vereinigungen angehörende Individuum reagiert vorwiegend gefühlsmäßig; es ist sich über die Bedeutung und Synthese seiner Gefühle und Vorstellungen nicht klar; es vermag sie nicht kritisch zu deuten, weil die Produkte seines Gehirns, das heißt seine Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle durch nervöse Überlastung bei gleichzeitiger Unterernährung physiologisch verändert sind, so daß ihm naturgemäß ein gesundes, kritisch die eigene Verstandestätigkeit wertendes und würdigendes Reservaturteil nicht zur Verfügung steht.

Nur eine Hoffnung bleibt uns. Weder ein natürlicher Überalterungszustand noch eine aus Überkultur erwachsene und entstandene Erscheinung liegt bei dem deutschen Volke vor, sondern die zahlreichen erwähnten und die noch größere Fülle nicht besprochener Degenerations- und Entartungsmerkmale, die zwar in derselben Art und Mannigfaltigkeit bei absterbenden Organismen und Völkern aufzutreten pflegen, sind in diesem Falle Krankheitserscheinungen, die das Bild der erlöschenden Lebensfähigkeit imitieren, wie das bei körperlichen Erkrankungen infolge Erschöpfung und Unterernährung auch bei Einzelindividuen regelmäßig der Fall zu sein pflegt. Wie aber ein guter, biologisch denkender Arzt sich dagegen sträubt, Krankheits-symptome symptomatisch, das heißt ihren einzelnen Erscheinungen nach und ohne Rücksicht auf ihre ursächliche Bedingtheit zu bekämpfen, wie er vielmehr den ganzen Körper in seinen natürlichen Restaurationsbestrebungen und Reflexen zu unterstützen und zu kräftigen sucht, so ist es auch wenig erfolgversprechend, ausschließlich durch Verbote und Gesetze gegen die besprochenen Verirrungen und Krankheitszeichen anzukämpfen. Eine ruhige, mit Fehlern nicht rechnende Aufklärung, eine wahrhaft soziale Fürsorge und Beratung und vor allen Dingen eine genügende Sicherung ausreichender und bekömmlicher Nahrungsmittel wird unserem an sich lebens- und widerstandsfähigen Volke jene Eigenschaften wiedergeben, deren es bedarf, um sich den Platz unter den Völkern zurückzuerobern, den ihm zähe Tatkraft, sprichwörtlicher Fleiß, Gewissenhaftigkeit und ein ausgesprochenes Pflichtgefühl bis zum Ausbruch des Krieges verschafft hatten.

Die Studienreise eines österreichischen Hofrates 1868

(Die Arbeiterfrage in Sachsen und Preußen)

Von Ludwig Brägel (Wien)

Die Frühzeit der österreichischen Sozialdemokratie fällt in das Regierungswalten des »Bürgerministeriums«, so genannt, weil neben einem Fürsten und Grafen auch mehrere Männer nichtadliger Abstammung im Kabinett saßen. Als dann 1867 in Österreich ein verfassungsmäßiges Regime begann, die Arbeiterchaft von den neuen Staatsgrundgesetzen Gebrauch machte und sich anschickte, Vereine zu bilden, Versammlungen abzuhalten und ihre eigene Presse zu schreiben und zu verbreiten, wurde das Bürger-

ministerium stufig. Eines seiner hervorragendsten Mitglieder, der Minister des Innern Dr. Giskra, der »Burgstürmer« von 1848, sagte klipp und klar den Entschluß, der aus dem Reiche sich nähernden sozialen Frage bei Bodenbach die Grenze zu sperren. Und das allen Ernstes. Glaubte man doch, die soziale Frage einfach in der Weise lösen zu können, daß man den Arbeitern von Amts wegen untersagte, sich über soziale Gegenstände zu besprechen. Aber recht bald mußte auch Minister Dr. Giskra erkennen, daß trotz aller Verbote, Konfiskationen und aller Mittel, wie sie damals von der Polizei praktiziert wurden, der immer mehr eindringende Sozialismus nicht mehr aus der österreichischen Welt ferngehalten werden könne. Der Minister wurde einigermaßen nachdenklich hierüber und ließ in seinem Ressort Enqueten veranstalten, die vor allem dem Zwecke dienen sollten, die neuerstandenen Arbeitervereine zu beseitigen. Damit hatte es naturgemäß einige Schwierigkeiten, zumal man ja die erst vor kurzem geschaffenen Grundgesetze nun nicht schlechtweg verschwinden lassen konnte, wie gern man dies auch getan hätte.

Wohl verstand es die Polizei Giskras, die noch in den Traditionen des Vormärz aufgewachsen war, den Vereins- und Versammlungsgesetzen, wo dies nur anging, recht artige Schnippchen zu schlagen, aber diese Methode schien den Machthabern zu umständlich; sie wollten raschere und sicherere Arbeit. Sie suchten darum bei ausländischen Meistern zu lernen und vor allem bei den preußischen und sächsischen Behörden, die in jenen Tagen im Rufe standen, am besten mit dem Sozialismus fertig werden zu können.

So sandte nun Dr. Giskra dahin einen seiner gefügigsten Beamten, den damaligen Hofrat Dr. Ritter von Wehli. Mit Empfehlungsschreiben ausgestattet, begab sich der genannte Herr in das Land der Verheißung, um schon nach zehntägigem Aufenthalt, mit Erfahrungen und Wissensschaften besichert, als Retter des Vaterlandes wieder heimzukehren und die Ergebnisse seiner Forschungen und Erkundungen hier in Anwendung zu bringen. In einer Denkschrift legte er seine Erfahrungen nieder und wurde hierfür vom Kaiser mit der allerhöchsten besonderen Anerkennung ausgezeichnet. So trefflich schienen Herrn Dr. Giskra die zutage geförderten Resultate der Preußen- und Sachsenfahrt!

Das Dokument verdient in der Tat, dem Aktenstaub entrisen zu werden, denn es zeugt von einer Naivität der Anschauungen, wie sie selbst bei Bürokraten jener Tage selten sein mochte, aber auch von so minimaler Voraussicht, wie sie sonst Staatsmännern und ihren Helfern wohl kaum eigen ist. Hofrat Wehli, der 1871 nach dem Sturze der Regierung Hohenwart kurze Zeit Leiter des Ministeriums des Innern war, hatte sich, wie er sagte, eine dreifache Aufgabe gesetzt: Information über die Arbeiterbewegung einzuholen, sich die notwendigen Materialien des preußischen Rechts für eine Reform des österreichischen Vereinsgesetzes zu beschaffen und schließlich Einblick in den Geschäftsgang des preußischen Ministeriums des Innern zu gewinnen. Eine für einen zehntägigen Aufenthalt sicherlich große Aufgabe! Aber die »Arbeiterfrage« bemerkt er wörtlich:

Die Arbeiterfrage hat ihre eigene Journalistik, ihre eigene sehr umfangreiche Literatur; ihr sozialer Charakter droht die liberal-politische Bewegung in den Hintergrund zu drängen und gerät mit dieser bereits in offenen Konflikt. In Deutsch-

land scharen sich die Arbeiter und deren zahlreiche Vereine bekanntlich unter zwei verschiedene Fahnen, nämlich unter jene Lassalles und jene von Schulze-Delitzsch.

Lassalle, ein ebenso begabter, geistreicher als charakterloser Mann, hat durch sein Rednertalent eine große Bewegung unter den deutschen Arbeitern hervorgerufen und unter dem Namen Deutscher Allgemeiner Arbeiterverein an sehr vielen Orten Verbindungen ins Leben gerufen, welche untereinander in einem gewissen Verband gestanden sind und teilweise noch stehen.

Solche Vereine bestehen in Berlin, Leipzig, Nürnberg, zahlreiche in Rheinpreußen, in Frankfurt und Osnabrück mit sehr prononzierter demokratischer Färbung und in sehr vielen anderen Orten.

Lassalle war der entschiedene Gegner der liberal-ökonomischen Theorie (sogenannte Adam Smithsche Manchesterschule); er erklärt die Lehre von Angebot und Nachfrage für falsch und für die Arbeiter als nicht zutreffend, weil ihnen das große Kapital mit einer erdrückenden Macht gegenüberstehe, welche den Arbeitgebern und den Fabrikherren gestatte, die Höhe der Arbeitslöhne unbedingt zu beherrschen. Hierdurch käme es, daß der Arbeiter sich nur mit einem Lohne begnügen müsse, der gerade seine notdürftigen Bedürfnisse decke, daß er vom Arbeitgeber in seiner besten Manneskraft ausgebeutet werde, um dann im späteren Alter dem Elend preisgegeben zu sein.

Lassalle wollte daher dem Arbeiter einen Anteil an dem Gewinn des Fabrikherrn vindizieren, den Arbeiterstand zu einem vierten Stand erheben und demselben gleiche politische Rechte wie den übrigen Ständen durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts verschaffen. Aber durch letzteres Mittel sollte den Arbeitern der zahlreiche Eintritt in die Vertretungskörper und die Beeinflussung zur Gesetzgebung zu eigenen Gunsten ermöglicht werden, und auf diesem Wege sei für sie die Aufhebung der sie unverhältnismäßig drückenden indirekten Besteuerung, endlich eine noch reellere Staatshilfe durch Beistellung von Kapitalien für ihre Assoziationen zu erwirken.

Diesem Lassalleschen System der Staatshilfe ist Schulze-Delitzsch und seine Partei mit jenem der Selbsthilfe entgegengetreten....

Eine mir von verschiedenen Seiten bestätigte Tatsache ist es auch, daß Graf Bismarck wiederholt mit den Lassalleanern in Verbindung getreten ist und durch sie im Bunde mit den Konservativen Wahlen in seinem Sinne durchgesetzt hat.

Hermann Wagner, Vortragender Rat im Ministerium und Redakteur der „Kreuzzeitung“, ist in dieser Beziehung Bismarcks Organ und nähert sich in seinen Schriften der Lassalleschen Theorie. Vergleicht man die praktischen Erfolge, welche bisher die sich entgegenstehenden Theorien erzielt haben, so stehen die Anhänger Lassalles weit hinter jenen zurück, welche die Selbsthilfe zu ihrem Lösungswort gewählt.

Mit Lassalles Tode scheint von dieser Partei der Geist gewichen zu sein. Andere wollten die Präsidentschaft des von ihm begründeten Vereins fortführen, allein es waren diese so anrüchliche unfähige Individuen (Bernhard Becker, Tölke, Hillmann usw.), daß ihr Einwirken nur zu Zerwürfissen führte, und ungeachtet der Geldspenden der bekannten Gräfin Haffeldt ist der von Lassalle zustande gebrachte Verband der Fillaalvereine ganz gelockert.

Bismarck, auf das Gefährliche des Kokettierens der Konservativen mit den Lassalleanern aufmerksam gemacht, soll erwidert haben: »In extremis sind Karakassen da!«

Soviel man mir allseitig versichert, sind die Lassalleschen Vereine in Preußen überhaupt dermal bedeutungslos, erfreuen sich keiner großen Mitgliederzahl und sind in keiner Weise gefährlich. Im Düsseldorfser Regierungsbezirk zum Beispiel, wo der Lassalleanismus am meisten Anhänger zählt, ist statistisch nachgewiesen, daß von 100 000 Arbeitern nur 4000 dem Lassalleschen und 10 000 dem Verein der Gegenpartei angehören.

Diejenigen, welche sich jetzt als Führer gerieren, Schweiger, Becker, Försterling, Mender, letzterer in Verbindung mit Gräfin Haffeldt, sind teils unbedeutende, teils markierte Persönlichkeiten, die, untereinander uneinig, sich gegenseitig bekämpfen und als Gegenpäpste bezeichnet werden. Im Preussischen Landtag ist der Lassalleanismus gar nicht vertreten, im Norddeutschen Reichstag zählt er fünf Vertreter (Schweiger, Literat, Försterling, Kupferschmied aus Leipzig, Reinke, Liebmann, Becker), die aber, wie gesagt, jeder andere Prinzipien vertreten und durchaus nicht zusammenwirken. Als Organ dieser Partei besteht jetzt ein einziges Journal, der »Sozialdemokrat«, redigiert von Schweiger und Hoffstetten, herausgegeben in Berlin bei Körting. (Es wird unbedingt notwendig sein, dieses Journal im Ministerium des Innern zu halten, weil es über die Tendenz und das Treiben der Partei die besten Aufschlüsse gibt.) Daß die Wiener Arbeiterbewegung von Berlin aus geleitet wird, zeigt das Manifest an die Arbeiter Wiens (»Sozialdemokrat« Nr. 68), in welchem zwar im Eingang in echt jesuitischer Weise mit dem liberalen Bürgertum kokettiert und dessen Schonung empfohlen, im weiteren Verlauf aber die Arbeiter den Sklaven und Leibeigenen gleichgestellt und deren Emanzipation durch Beteiligung mit einigen hundert Millionen von Seite des Staates gepredigt wird.

Als am 27. Januar dieses Jahres im Berliner Arbeiterverein während meiner Anwesenheit ein Vortrag über die Arbeiterbewegung in Österreich von einem Vertreter des Prinzips der Selbsthilfe Dr. Eugen Richter (dem Führer der Freisinnigen) gehalten wurde, erschien auch Schweiger mit seinen Anhängern und erklärte, der Vortragende habe den Verdacht ausgesprochen, die Bewegung in Wien hänge mit derjenigen in Norddeutschland zusammen.

Hartung und Oberwinder (die Führer der Wiener Arbeiterschaft), tätige Mitglieder des Wiener Arbeiterbildungsvereins, sind Preußen und in Berlin bekannte Lassalleaner.

Hofrat Wehli beschäftigt sich dann eingehend mit dem System Schulze-Delitzsch, das der Lassalleschen Bewegung in Preußen am erfolgreichsten entgegentrete, und gelangt zu dem Ergebnis, daß der Berliner Handwerkerverein die beste Arbeiterorganisation sei, dessen Vorzüge er rühmend hervorhebt. Eine Lösung der sozialen Frage sieht er nur in den nach den Prinzipien Schulze-Delitzsch errichteten Vereinen, vornehmlich in den Erwerbsgenossenschaften, Konsum- und Spargenossenschaften, deren Gründung er auch für Österreich auf das wärmste empfiehlt. Er sagt dann:

Als Blüte des ganzen Systems sind die Produktivgenossenschaften zu betrachten, Vereine von Arbeitern zum Betrieb selbständiger Gewerbe- und Fabrikunternehmungen. Das Prinzip derselben besteht darin, daß jedes Mitglied für seine Arbeit so gezahlt wird, als wenn es bei einem fremden Gewerbsmann in Arbeit stände, und daß überdies der Reingewinn jährlich unter die Unternehmer geteilt wird.

Durch dieses System sind die Arbeiter von dem Gebiet hohler, gefährlicher Theorien abgelenkt und angeleitet worden, sich durch Sparen, Vereinigung und eigene Tätigkeit ihre Lage zu verbessern. Es ist unleugbar, daß durch diese Bestrebungen der Lassalleanismus in Deutschland den Boden verloren hat, in den Hintergrund gedrängt wurde und daß, wie man mir in Berlin versicherte, das Häuflein der Anhänger desselben täglich mehr und mehr zusammenschmilzt.

Bezüglich der österreichischen Verhältnisse bemerkte der Studienreisende, ganz im Tone der vormärzlichen Polizei:

Die Zuwendung der Arbeiter zum Lassalleanismus ist teils offenbar fremden Einflüssen, teils der bestechlichen Theorie selbst, teils der Neuheit der Sache und plötzlichen Freigebung der bisher verbotenen Assoziationen zuzuschreiben. Mo-

mentan gefährlich halte ich die Sache nicht, aber wichtig genug, um von der Regierung nicht außer acht gelassen zu werden, weil man die Dimensionen, die sie annehmen kann, nicht berechnen kann und in kritischen Zeiten leicht Verlegenheiten entstehen könnten. Vorherhand dürfte sich die Regierung neutral, beobachtend und nur allenfalls hinter den Kulissen einwirkend verhalten, wie dies nach A u ß e r u n g des Berliner Polizeipräsidenten auch dort geschieht. Abzüglich und in Berlin jeder Verein, der soziale Fragen diskutiert, einem politischen gleichgehalten und behandelt, und wenn bedenkliche Agitationen von Ausländern kommen, diesen das Consilium abeundi gegeben.

Die indirekte Einwirkung der Regierung hätte darin zu bestehen, daß mindestens ein Teil der Presse gewonnen würde, um durch ruhige Belehrung auf bessere Wege zu weisen, anstatt blind mit der Tagesströmung zu gehen. Ferner aber wären die Industriellen in ihrem eigenen Interesse dazu anzuregen, durch Beirath, Förderung und Unterstützung solcher Vereine, welche bessere Tendenzen verfolgen, zum Beispiel jene der Selbsthilfe, dem Lassalleanismus entgegenzuwirken und ihn abzuschwächen. Werden den Arbeitern reelle Vorteile in Aussicht gestellt, wozu allerdings einige materielle Opfer notwendig wären, so werden sie sich gewiß zu jenem Verein scharen, der ihnen diese bieten kann, und die Lassalleaner werden fahnenflüchtig werden. Zunächst und vor allem aber wäre auf die Bildung und Belehrung der Arbeiter einzuwirken und in Wien selbst für die hiesigen Arbeiter sowie als Musterinstitut für die Provinzen ein solches Institut ins Leben zu rufen, wie es Berlin in dem Handwerkerverein besitzt.

Sehr bemerkenswert sind auch einige Stellen des Schreibens, das der Minister des Innern Dr. Biskra an den österreichischen Reichskanzler Baron Beust richtete, worin er ersuchte, seinem Hofrat die notwendigen Empfehlungen für die Studienreise nach Preußen und Sachsen zu geben. Sie bekunden mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Haltung der österreichischen Regierung in der »Arbeiterfrage«, aber nicht minder auch die der preussischen und sächsischen Behörden gegenüber der Sozialdemokratie. So heißt es darin unter anderem:

Das neue österreichische Vereinsgesetz vom 15. November 1887 hat in den Assoziationswesen eine regere Bewegung hervorgerufen und ist namentlich auf die Arbeiter nicht ohne Einfluß geblieben, welche ihre Interessen durch die Bildung verschiedenartiger Vereinigungen mit teilweiser sozialistischer und politischer Führung zu fördern suchen. Wenn auch diese in der arbeitenden Klasse sich zeigende Bewegung vorerhand nicht den mindesten Anlaß zu Befürchtungen oder zu einem hemmenden Eingreifen der Regierung bietet, so bildet sie immerhin ein zu wichtiges Moment, um nicht deren ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und es wird jedenfalls ihre Aufgabe sein, diesen Arbeiterassoziationen die Aufmerksamkeit zuzuwenden und nach Möglichkeit durch entsprechendes direktes und indirektes Einwirken in die richtigen erspriesslichen Bahnen zu lenken.

Es scheint mir deshalb von Wichtigkeit, daß sich die Regierung mit dem Bestand der Arbeitervereine in Sachsen und Preußen, mit deren Tendenzen und Einrichtungen und mit der Haltung der dortigen Regierungen gegenüber diesen Vereinen genau bekanntmache, um die anderwärts gewonnenen Erfahrungen hier benutzen zu können.

Dieses Empfehlungsschreiben des österreichischen Ministers des Innern, der zeitweilen einer der heftigsten Gegner des Sozialismus war, sowie die Denkschrift seines nach Preußen und Sachsen abgeordneten Hofrats gewähren einen Einblick nicht bloß in die Psyche der einstigen Bureaucratie, sondern in die ganze Art, wie man damals glaubte, mit der Sozialdemokratie in Österreich und Deutschland fertig zu werden. Kleinliche Schikanierungen

der Arbeitervereine, polizeiliche Maßnahmen aller Art sollten den Siegeslauf hemmen, den der Sozialismus in Mitteleuropa in den künftigen Jahren nahm. Österreich zeigte sich auch in dieser Angelegenheit als gelehriger Schüler preussischer und sächsischer Regierungskunst, wie es auch später noch immer hinausblickte ins Reich, wenn es galt, Ausnahmegesetze und ähnliche Instrumente wider den Sozialismus anzuwenden. Das Gute dagegen, das im Reich geschaffen worden war, wurde viel später hier eingeführt als die Lehren des bösen Geistes!

Mit einer gewissen Verehrung und bewundernden Scheu blickte man in Österreich beispielsweise auf die Taten der preussischen Gewalthaber, die gegen die Sozialdemokraten gerichtet waren. So manche österreichische Bezirkshauptleute erblickten in Bismarck und seinen Helfern ihr Ideal, dem sie nachstrebten: in puncto Bekämpfung des Sozialismus wurde in das Land ein Verfolgungsgeist eingeschleppt, der der sonst »schlamperten« österreichischen Verwaltung nicht eigentümlich war, wenn auch, wie bekannt, die österreichische Polizei und der ganze mit ihr zusammenhängende Apparat schon seiner langjährigen Vergangenheit zufolge eines besonderen Anstoßes von außen nicht bedurft hätte.

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Hofrats von seiner Studienreise wurde in der Tat in Österreich ein neuer Kurs gegen die organisierte Arbeiterschaft eingeschlagen; hatte man es bis dahin versucht, in »Güte« vorzugehen, so ging man nun wider die Arbeitervereine mit »der ganzen Strenge des Gesetzes vor«, das heißt man begann das Gesetz zu mißachten, wenn es Arbeitervereine, vor allem sozialistische, betraf. Kaum zwei Jahre nach der Reise des Hofrats von Wehli wurden mit einem Federstrich alle Arbeitervereine aufgelöst und die Sozialdemokratie durch einen Erlaß des Ministers Dr. Giskra für staatsgefährlich erklärt! Trotz alledem war der sozialistische Gedanke siegreich!

Paul Ernst und der Marxismus

Von Bruno Sommer

Paul Ernst, der zurzeit irgendwo im Harz sitzt — nicht zu verwechseln mit dem Hamburger Otto Ernst — ist ein Dichter, jedenfalls behauptet er es in jeder seiner Schriften mehrmals. Es gibt wohl auch manche Leute, die ihn für einen Dichter halten, sogar für einen »echten«, »zart- und feinsinnigen« usw. Sicher aber wird es ebensoviele geben, die in ihm nur einen talentierten Literaten sehen. Ehrenrührig wäre solche Einreihung keineswegs; ist es doch selbst bezüglich Lessings, dem Paul Ernst nachstrebert, und der sogar selber behauptete, kein Dichter zu sein, noch nicht ausgemacht, ob er ein solcher war oder nur ein genialer Literat.

Aber Paul Ernst mag ein Dichter sein. Wenn er jedoch dessen Vorzugsstellung einnehmen will — und dazu gehört auch, in erster Zeit manchmal nicht ganz ernst genommen zu werden —, dann sollte er freilich bei der Dichterei bleiben und nicht immer wieder zu seiner ersten Liebe, der Politik, zurückkehren. Wenigstens sollte er unterlassen, höchst unpoesisch über alles und noch einiges zu fluchen, was ihm in dieser unvollkommenen Welt nicht gefällt. Er sollte um so weniger zur Politik zurückkehren, als er selbst erklärt, wegen der Gemeinheit des heutigen Volkes könne er nicht mehr mit ihm verkehren, sondern müsse sich einspinnen (G, S. 105).¹

¹ G = »Geist werde wach!« Ein Ausruf zur Revolution (es ist natürlich nur eine »geistige« gemeint). München 1921.

Dichterwiderspruch. Dichtkunst und Politik, besonders volkstümliche, passen schlecht zueinander; Uhland ist damit gescheitert, auch Herwegh, Kinkel und noch manche andere.

Paul Ernst ist also seiner Behauptung nach ein Dichter. Aber die Politik ist seine erste Liebe. Er hat — der »Dichter« mag das verzeihen — seine Schriftstellerei als politischer Literat begonnen. Sogar als Auch-Marxist, als ein enthusiastischer, besser: überstiegener Marxist. Er bekennt das, freilich nur sehr unvollständig (Z, S. 167).² Wie er den Marxismus auffaßte und heute noch auffaßt, ersieht man daraus, daß er im heutigen bolschewistisch-russischen Regime dessen Verwirklichung erblickt, wo »der Staat mit schwindeldemokratischen Einrichtungen hantiert und die herrschende Klasse, die Beamten, sich größtenteils aus Juden ergängt« (G, S. 56). Wenn es aber nach Paul Ernsts früherer Ansicht gegangen wäre, dann hätten wir schon 1889 ein bolschewistisches Deutschland und eine »marxistische Staatsklaverei« bekommen — mit Paul Ernst an der Spitze. Ob wir mit ihm freilich besser gefahren wären, als Rußland mit Lenin, sei dahingestellt. Jedenfalls war damals Herr Ernst derselbe Demagoge wie heute Lenin, wenn dieser sich unter dem Beifall unseres Dichters (G, S. 78) am 1. Mai hinstellt und den Hof des Kreml kehrt wie ein gewöhnlicher Straßenseger.

Auf seiner kleinen Parzelle im Harz steht Paul Ernst alles zusammenbrechen. Er hat ein Buch über den Zusammenbruch des Idealismus und dann auch, wie schon erwähnt, eines über den Zusammenbruch des Marxismus geschrieben. Bei denjenigen, die letzteres am meisten angehen sollte, bei den Marxisten, hat es keinerlei Eindruck gemacht, und die, für die es bestimmt war, die Bürgerlichen, wußten auch damit nichts anzufangen. Nun wiederholt Ernst in einer neueren kleineren Schrift »Geist werde wahr!« den Hauptinhalt. Daß er selber an den Zusammenbruch des Marxismus glaubt, darf man annehmen. Er hat also auch das Recht, darüber zu schreiben. Unrecht ist es nur, daß er seinen Lesern verschweigt, daß es vor allem sein eigener Marxismus ist, der Marxismus, wie er ihn auffaßt, der zusammengebrochen ist.

Paul Ernst hat in den Jahren 1888 bis 1892 in der radikal-sozialdemokratischen Presse den Marxismus propagiert und dargestellt. Und zwar dargestellt in einer Weise, die die Auffassung des kommunistischen Manifests von 1848 noch weit übergipfelte, die aber der damaligen, durch vierzigjährige Erfahrungen modifizierten, »vom Possibilismus bereits angegriffenen« Meinung von Engels und auch der des bereits verstorbenen Marx keineswegs entsprach. Paul Ernst war einer — und wohl der hervorragendste — der »jungen Literaten«, die Engels in dem Streite mit den »Jungen« abschüttelte. Wenn Engels in diesem Streite auch nicht in jedem Punkte im Rechte war (zum Beispiel wenn er den ursprünglichen, proletarischen Radikalismus mit dem angelesenen literarischen zusammenwarf), zur Ablehnung des sich ganz besonders in revolutionären Redensarten überstürzenden »wissenschaftlichen Sozialismus« à la Ernst war er gewiß berechtigt.

Bald nach dieser Abschüttelung ist der Marxismus des Herrn Paul Ernst zusammengebrochen. Aus dem Politiker entwickelte sich der Dichter, der aber von der alten politischen Art nicht lassen will — nur daß er heute die Proletarier, die er einst für die Blüte der Menschheit erklärte und als die einzige Hoffnung der Zukunft verherrlichte, ein »elendes Pack, das heute herrscht«, nennt (G, S. 78). Was die Kommunisten und Streikheher anbetrifft, so verlangt er gegen sie sogar einen Diktator und Verhängung der Todesstrafe (G, S. 106). So blutdürstig ist der ehemalige Kommunist und Streikheher, der jeßige »zart sinnige« Dichter, geworden. Demgegenüber muß als historische Wahrheit festgestellt werden, daß Paul Ernst ein gerüttelt volles Maß von Schuld daran trägt, daß sich innerhalb der deutschen Arbeiterchaft eine Richtung entwickelt hat, die erst Anarchisten und Syndikalisten,

² Z = »Zusammenbruch des Marxismus«, München 1919.

dann Kommunisten und Bolschewisten aus sich gebar. Sie sind in jungen Jahren, wie er sagt, »einem Narren — ihm — zum Opfer gefallen« (Z, S. 186).

Wenn Paul Ernst nur ein Gränchen Bescheidenheit und Selbsterkenntnis besäße, müßte er, auf seine eigene Geschichte rückblickend, sein stillschweigen oder doch weniger häufig um sich werfen mit »Dummköpfen, die die Arbeiter führen und Gedanken festhalten, welche vor achtzig Jahren einmal revolutionär waren« (G, S. 57) und ähnlichem. Er hat doch selbst sich vor dreißig Jahren in solcher Führerrolle gefallen. Aber dieser »begabte« Poet wandelt eben in den Bahnen jener verächtlichsten der Renegaten, die pietätlos bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit verfluchen, was sie einst angebetet haben. Aber Ernst bewegt sich eben gern in Extremen: Einst sprach er nur von der Wirtschaft, als ob es nichts auf der Welt gäbe als Ökonomie — heute redet er überall von Gott und gelegentlich auch vom Jenseits, als wenn er die persönliche Bekanntheit beider gemacht hätte. Einst ein so grobschlächtiger Materialist, daß er selbst einfache denkende Arbeiter abstieß, ist er heute zum überstiegensten Ideologen geworden, der den Marxismus als platt englisch-französisch-jüdisch beschimpft und Marx einen »platten Menschen« nennt, der »keine Ahnung von der Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens« hatte. Wenn der Herr Paul Ernst fühlte, nicht nur wie dumm, sondern wie unsagbar würdelos das ist und — wie größenwahnsinnig.

Wenn derselbe Herr Ernst, der einst wie kein anderer das blöde Spießertum verhöhnt hat, das blöde Spießertum wiederholt von den Schiebern und — Proletariern, die in den Weinstuben sitzen, dann kann man wohl sagen, daß er sich selbst am ehesten sein »G e i s t w a c h a u f!« zurufen möchte. Welch ein Unsinn, zu sagen: »Ein Deutscher, der heute eine Flasche Wein trinkt, ist ein Mörder der deutschen Kinder« (G, S. 101). Was sollen die kleinen Weinbauern tun, die nichts besitzen als ihr Weingärtchen? Der jenes schrieb, war früher einmal ein Volkswirtschaftler. Ist es denn gepirkt, eine Flasche Wein zu trinken? Wir wünschen, jeder Proletarier könnte jede Woche seine Flasche unverfälschten Weins haben. Leider kann er das heute noch weniger als früher. Die Kriegsjahre haben doch wohl deutlich gezeigt, daß man bei Kohlrübenbrot und Kohlrübenbrühe als Zichorienersatz kein Kulturleben führen kann.

Man sieht, Ernsts »höchster Idealismus« ist höchste Spießerei. Sie geht so weit, daß der Dichter sich nicht schämt, die Dichtung aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom großstädtischen verflochtenen Maurer zu wiederholen und in die Jetztzeit zu versetzen (Z, S. 183). Wie das zu der »vornehm-stillichen Art« paßt, die er propagiert (G, S. 97), mag sich der Leser selbst beantworten.

Der Grundgedanke der oft zitierten neuesten Schrift Ernsts ist, die Spannung Bourgeois—Proletarier durch eine von wirtschaftlichen Interessen unabhängige Geistesmacht (Presse und Lehrerschaft) zu überwinden (G, S. 67). Aber immer wieder fällt der Autor mit seinen Ratschlägen in einen kindlichen reglementierenden Utopismus zurück. Den Versailler Frieden will er zum Beispiel mit allen Mitteln vernichten, auch »wenn einige Städte im besetzten Gebiet in Grund geschossen werden« (hierbei werden wohl keine deutschen Kinder gemordet?), und zugleich soll eine Franzosenvertilgung wie bei der sizilianischen Vesper einsetzen (G, S. 107). Solchen ins vorvergangene Jahrhundert zurückfallenden »Ideen« gegenüber muß freilich der Marxismus »zusammenbrechen«.

Zum Schluß noch ein Wort über Paul Ernst von ihm selbst mit den nötigen Abänderungen: »P. E. ist ein Dichter, der den Färbig hat, gleichzeitig ein beachteter Politiker — in jungen Jahren als Demagoge, heute als konservativer Utopist und frommgewordener Atheist — sein zu wollen. Es mußte ein Unsinn herauskommen, der furchterlich wirken müßte, wenn er wirklich zur Herrschaft gelangte.« (Nach Z, S. 98 über Marx.)

Literarische Rundschau

Professor Dr. Julius Hatfleck, Britisches und römisches Weltreich. Eine sozialwissenschaftliche Parallele. München 1921, R. Oldenbourg. XXIV und 374 Seiten Oktav. Preis 30 Mark.

In diesem Buche werden die Herrschaftsgrundlagen des römischen und des britischen Weltreichs verglichen und die Mittel aufgezeigt, die in beiden Fällen von verhältnismäßig kleinen Herrennationen angewendet wurden, um sich weite Gebiete zu unterwerfen. Die Nutzung einer günstigen Küstenlage war der gemeinsame Ausgangspunkt der Kultur sowohl des römischen wie des britischen Reiches. Die von den Briten befolgten Methoden der politischen und wirtschaftlichen Beherrschung von Fremdvölkern zeigen namentlich im Anfang der Kolonisation in wesentlichen Punkten große Ähnlichkeit mit der römischen. Der hauptsächlichste Unterschied liegt in dem Gegensatz zwischen römischem Synoikismus und britisch-puritanischer Selbstverwaltung. Das römische Kolonisationsystem machte die Kompetenzen des Mutterlandes immer größer, die Reichsgewalt schwoll auf Kosten der Provinzen an, während bei der britischen Selbstverwaltung, die im puritanischen Geiste begründet ist, die Rechte des Mutterlandes gegenüber den Kolonien kleiner werden. So nehmen denn auch mit fortschreitender Entwicklung des britischen Reiches die Gegensätzlichkeiten zu Rom mehr und mehr zu. Im zweiten Abschnitt führt Hatfleck verschiedene Verfassungs- und Verwaltungsparallelen an. Es werden verglichen: die römische Provinz und die britische Kolonie; der römische Provinzialstatthalter und der britische Kolonialgouverneur; das Munizipium und die britische Selbstverwaltungskolonie; die »Fußstempel imperialer Kultur«, nämlich einerseits das römische Ägypten, andererseits Britisch-Indien; die römischen Föderierten der Grenze und die indischen Vasallenstaaten; die kolonialen Machtmittel beider Reiche. Der dritte Teil behandelt die Bindemittel zwischen Mutterland und Kolonie: Reichsbürgerschaft, Reichseinheit, Wehreinheit und politische Einheit. In der Entwicklung des Reichsgedankens gingen Rom und das britische Reich geradezu entgegengesetzte Wegrichtungen; dieses beginnt dort, wo jenes geendet hat, nämlich bei der Zentralisation, und es gelangte dahin, wo Rom begonnen hat: zu einer am Auseinanderfall grenzenden Reichsdezentralisation, der Entwicklung eines Staatenbundes aus dem Kolonialreich (was man in Großbritannien als unumgängliche Voraussetzung des künftigen Verbundenbleibens erkannt hat). Den letzten großen Akt der Dezentralisation, die Einführung der Selbstverwaltung im indischen Reich, hat Hatfleck nicht mehr berücksichtigen können. Die Vervollständigung der britischen Kolonien als Anzeichen der gänzlichen Auflösung der Gemeinsamkeit auffassen und wieder einmal das gar so beliebte Wort von der Unfähigkeit der Demokratie anwenden zu wollen, sagt Hatfleck, wäre durchaus falsch. Selbst wenn die Reichsgemeinschaft ein Ende fände, würden die es bildenden Gemeinwesen als junge Erben der alten englischen Kultur bestehenbleiben, wahrscheinlich ohne den Ballast der Völkernwirtschaft, und »letzten Endes hätte dann doch wieder der demokratische Geist gesiegt, jener Geist, wie ihn die Neuengländer, die Puritaner, zuerst vertreten und wie er die Grundlage geworden ist für die politische Selbständigkeit der britischen Dominions und ihre Fähigkeit, das Kulturerbe Altenglands fortzuführen«.

S. Gehlinger

Der Frauen-Hauskampf. Jahrbuch für Arbeiterfrauen und -kinder. Herausgegeben von Wilhelmine Kähler. Hamburg 1921, Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. 128 Seiten. Preis im Buchhandel kartoniert 8 Mark.

Ein hübsch ausgestattetes, mit guten Illustrationen geschmücktes Frauen-Jahrbuch, das meines Erachtens tatsächlich einem Bedürfnis der sozialistischen Frauenwelt entgegenkommt, vornehmlich jenem Teil der Genossinnen, die, durch ihr Gefühl,

Ihre Erfahrungen während der Kriegszeit und ihre neugewonnenen Einblicke in das heutige Gesellschaftsleben getrieben, aus bürgerlichen Kreisen zu uns herübergekommen sind und nun gewisse literarisch-ethische Anregungen vermischen, die sie früher in ihren Kreisen fanden. Eine eigentliche für die Frauen geeignete und doch über den gewöhnlichen Familienblattstil hinausragende, nicht nur zum Verstand, sondern auch zum Gemüt der aufwärtsstrebenden Frau sprechende Literatur fehlt uns zurzeit noch in unserer Partei. Nicht bloß unsere wissenschaftliche, auch unsere populär-erzieherische und belletristische Literatur ist meist für den Mann geschrieben und knüpft an dessen Erfahrungskreis an. Vermag auch das Kähler'sche Jahrbuch diesem Mangel natürlich nicht abzuhelpen, so nimmt es doch einen ernsten Anlauf dazu, den Parteigenossinnen eine ihrem Sinnen und Fühlen entsprechende Lektüre zu bieten, und schon solcher Anlauf ist ein Verdienst.

Das Hauptstreben der Herausgeberin war allem Anschein nach darauf gerichtet, auf den acht Bogen ihres Jahrbuchs möglichst viel zu bieten, also die einzelnen Beiträge ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter möglichst knapp zu halten, zumal ohnehin ein Teil des Raumes durch das Kalendarium und kleine auf die Tätigkeit der Hausfrau bezügliche Notizen in Anspruch genommen wird. Im ganzen kann man mit der Auswahl des Stoffes einverstanden sein, wenn meines Erachtens auch die Unterbrechung der Fülle kleiner Aufsätze und Skizzen durch die eine oder andere längere Erzählung nicht geschadet hätte. In bunter Reihe wechseln kleine belletristische Skizzen mit kurzen politischen Aufsätzen, Biographien, Schilderungen aus dem Frauenleben, Betrachtungen über gesellschaftliche Zustände, Gedichte usw. ab. Charakteristisch für den Gemütsston, auf den die Herausgeberin den Inhalt abgestimmt hat, ist die Tatsache, daß die kleinen Erzählungen und Gedichte meist Dettlef v. Liliencron, Theodor Fontane, Theodor Storm, Klara Müller-Jahnke entlehnt sind. Ludwig Leßan und Wilhelm Reimes haben einige sinnige, fein empfundene Gedichte beigezeichnet.

Ein Vorzug des Buches ist, daß mit wenigen Ausnahmen die kleinen belehrenden Aufsätze und Skizzen aus dem Gesellschaftsleben von Frauen geschrieben sind — das Jahrbuch ist für Frauen bestimmt, und besser als der Mann weiß die Frau zum Herzen der Frau zu sprechen. Tadeln möchte ich nur, daß in einzelnen dieser Beiträge ein allzu lehrhafter Ton angeschlagen wird und die politische Tendenz zu ausdrücklich hervortritt. Warum muß denn die aus den Darlegungen sich ergebende Lehre oder Mahnung immer dick unterstrichen werden? Besser ist, wenn man die Leserin selbst die sich aus dem Vorgelegten ergebende Lehre finden läßt.

Ein besonderes Lob verdient der Bilders Schmuck. Nur zu oft findet man in gleichartigen Schriften eine geschmacklose Aneinanderreihung greller, sensationeller oder öder Einfagsillustrationen. Dagegen sind die Bilder des Frauen-Hauschages, wie anerkannt werden muß, mit Geschmack ausgewählt. Gleich das farbige Textbild Ernst Henselers »Weiden« macht einen künstlerisch vornehmen Eindruck, und ihm reihen sich weiter im Text einige gute Bilder von Jean François Millet, Ludwig Richter, F. v. Uhde, Georg Buchner an.

Heinrich Cuno

Ernest Poole, *Der Hafen*. Roman. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H. 500 Seiten. Preis geheftet 28 Mark, gebunden 35 Mark.

»Der Hafen« von Poole ist ein amerikanischer Sozialistenroman der Gegenwart, und so drängt sich unwillkürlich der Vergleich auf mit dem vielbesprochenen »Jimmie Higgins« des Sinclair. Die beiden Bücher sind aber im tiefsten Grunde verschieden. Jimmie Higgins, der Arbeiter, geht aus von der Weltanschauung des Sozialismus und Pazifismus. Entwurzelt und zerstört durch die Ungeheuerlichkeiten des Weltkriegs, ist er im Grunde einfach und unkompliziert und vermag darum nicht die Geschehnisse zu begreifen. Ganz entgegengesetzt der Held des »Hafens«, der seinen eigenen Werdegang erzählt von der Kindheit an, die im bürgerlichen Hause unter sorgfamer Mutterhut verläuft. Dann die Entwicklung des Schrift-

Kellers, der vom Individualisten zum Sozialisten wird. Am Schluß, von fern, von außen gesehen, der große Krieg. Auch bei Poole steht diesem pazifistischen Zukunfts-hoffen gegenüber. »Wir werden euren Kriegen ein Ende machen, aus unseren Herzen den Haß gegen den Bruder-Menschen verbannen.« Und nun, was dem Buch den Namen gibt: »Der Hafen«. Erlebt und gestaltet wird dies innere Werden und Wachsen immer wieder durch den Hafen, den ungeheuren Hafen von New York, der einen Lebenskeil des Erzählers bildet. In der Kindheit wohnt er an seinem Rande. Der Hafen ist ihm das geheimnisvolle, drängende, hastende Leben, der Ort, von dem man ausfährt auf Abenteuer, und es erscheint ihm lächerlich, daß der Prediger auf der Kanzel vom Hafen der Ruhe spricht, in den man einläuft. Dann studiert er den Hafen, um darüber zu schreiben. Zuerst sieht er die Leistung des einzelnen, des »königlichen Kaufmanns«, um mit Shakespeare zu reden, darüber hinaus aber wächst ihm dann der Begriff der Masse, der Arbeiterschaft, die das tägliche Leben des Hafens lebt, die unter seinem Druck leidet und seufzt, die sich befreien muß und befreien wird. Und vielgestaltig, ewig wechselnd, ewig neu wird das Leben des Hafens weiterrollen.

Das Poole'sche Buch ist mit künstlerischer Meisterschaft geschrieben insbesondere da, wo die tatsächlichen Schilderungen des Hafens durch ein Temperamentsgefühl einsehen; nachdenklichen und eindrucksfähigen Lesern wird es viel zu geben vermögen. Auch die Zeichnung der Persönlichkeiten, des Jugendfreundes Joe Cramer, der Syndikalist ist, der Mutter, der Schwester und vor allem der klugen, liebreichen, verständnisvollen Frau, die er zur Gattin gewinnt, ist reizvoll und bringt eigene und neue Töne. Leider wird die durch Hermannia zur Mähen gefertigte Übersetzung, die wohl starke Schwierigkeiten bot, nicht immer der Feinheit des Originals ganz gerecht.

Henni Lehmann

Notizen

Die Presse der Kommunistischen Internationale. Welchen Umfang die bolschewistische oder vielmehr die sich zu den Sitzungen der Dritten Internationale bekennende Presse erreicht hat, zeigt eine vor einiger Zeit von der »Kommunistischen Internationale«, dem unter G. Sinowjew's Leitung stehenden Organ des russischen Exekutivkomitees, veröffentlichte Pressestatistik. Danach bestand die Presse der Kommunistischen Internationale zu Anfang Februar dieses Jahres, Zeitungen, Zeitschriften und periodische Propagandaschriften zusammengerechnet, aus 273 außer-russischen Organen in 24 verschiedenen Sprachen. Darunter befinden sich manche ziemlich unbedeutende Blättchen, und zudem sind, soweit sich ersehen läßt, alle Blätter solcher Parteien, die sich formell der Moskauer Internationale angeschlossen haben, kurzweg mitgezählt worden, obgleich einzelne einen abweichenden Standpunkt einnehmen. Immerhin veranschaulicht die Aufstellung, wie weit sich die bolschewistische Agitation erstreckt. Geordnet nach Ländern — Rußland bleibt außer Betracht — erscheinen in: Deutschland 42 Zeitungen und Zeitschriften, Norwegen 41, Italien 28, Tschechoslowakei 20, Jugoslawien 19, Schweden 19, England 13, Bulgarien 13, Frankreich 12, Vereinigte Staaten 11 (in englischer, ungarischer, russischer, jiddischer, polnischer, finnischer und kroatischer Sprache), Österreich 8, Estland 8, Schweiz 7 (4 deutsche, 3 französische), Holland 8, Griechenland 5 (eine davon in jüdisch-spanischer Sprache), Finnland 4, Luxemburg 4, Rumänien 3 Zeitschriften, Australien 2 Zeitschriften, Georgien 2 Zeitungen, Ungarn 2 Zeitschriften, Dänemark 2 Zeitungen, Spanien 1 Zeitung, Belgien 1 Zeitschrift.

Die meisten dieser Organe werden von Moskau unterstützt und sind ohne die russischen Subsidien nicht lebensfähig; es ist deshalb anzunehmen, daß ihre Zahl in letzter Zeit abgenommen hat und bald weiter zusammen-schmelzen wird.

Verlag von J. F. W. Dieß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart

In neuer Auflage sind soeben erschienen:

Vorläufer des neueren Sozialismus

Komplett in vier Bänden

★ ★ ★

Erster Band: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter.
Von Karl Kautsky. Erster Abschnitt: Die Grundlagen des Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation. Zweiter Abschnitt: Kommunistische Sekten im Mittelalter.

6. Auflage ♦ Internationale Bibliothek Band 47.

Preis gebunden 30 Mark.

Zweiter Band: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. Von Karl Kautsky. Erster Abschnitt: Die deutsche Reformation und Thomas Münzer. Zweiter Abschnitt: Die Wiedertäufer.

6. Auflage ♦ Internationale Bibliothek Band 48.

Preis gebunden 30 Mark.

Neu eingefügt:

Dritter Band: Die beiden ersten großen Utopisten: Thomas More von Karl Kautsky, Thomas Campanella von Paul Lafargue.

Der Jesuitenstaat in Paraguay. Von Paul Lafargue. Mit je einem Porträt von More und Campanella.

Internationale Bibliothek Band 48a ♦ Preis gebunden 18 Mark.

Vierter Band: Der Sozialismus in Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Von H. Lindemann.

Der utopische Sozialismus und die kommunistischen Versuche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Von Morris Hillquit.

Internationale Bibliothek Band 48b ♦ Preis gebunden 22 Mark.

Preise freibleibend

♦ ♦ Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart ♦ ♦

Sieben ist erschienen:

Die Mutter als Erzieherin

Ratschläge für die Erziehung im Hause

Von Heinrich Schulz

Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage

Preis kartoniert 6 Mark, in Geschenkeinband 9 Mark

Serner sind sieben erschienen:

Das Elend der Philosophie

Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends“

Von Karl Marx

Deutsch von Eduard Bernstein und Karl Kautsky ♦ Mit Vorwort
und Noten von Friedrich Engels

Neunte Auflage ♦ Preis gebunden 16 Mark

Internationale Bibliothek Band 12

♦ ♦

Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie

Von Eduard Bernstein

Zweite Auflage

der neuen, verbesserten und ergänzten Ausgabe

Preis gebunden 20 Mark

Internationale Bibliothek Band 61

Preise freibleibend

BOUND

AUG 9 1982

UNIV. OF MICH.
LIBRARY



